

Westermanns Monatshefte

George Westermann, Adolf Glaser, Friedrich Spielhagen, Gustav Karpeles, Friedrich Düsel









Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Zweiter Band.

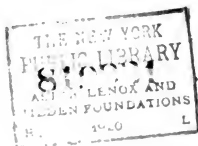
April 1857 — September 1857.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1857.


Jahrbuch
der
illustrirten deutschen
MONATSHEFTE
2. Band.
BRAUNSCHWEIG
George Westermann.



Verzeichniß der Mitarbeiter

am

zweiten Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ayling, G. Alfred, in Hamburg, 253. — Becker, August, in München, 13. 241. — Carriere, Moriz, Prof. in München, 552. — Dingelstedt, Franz, Dr. in Weimar, 670. — Fraas, Prof. in München, 393. 616. — Glaser, Adolf, Dr. in Braunschweig, 90. 207. 452. 562. — Grimm, Herman, Dr. in Berlin, 79. 196. 325. — Hartmann, Moritz in Paris, 151. 401. — Heine, Wilhelm, in New York, 159. — Heßling, Th. von, Dr. in München, 171. — Klopp, Onno, Dr. in Osnabrück, 251. 504. — Kriegk, G. L., Prof. in Frankfurt a. M., 74. 408. 665. — Lammers, August, in Hannover, 355. 694. — Löher, Franz, Prof. in München, 378. — Lunkenbein, Dr. in Zürich, 436. — Mädler, J. H., Prof. in Dorpat, 320. 661. — Meißner, Alfred, in Prag, 599. — Mützelburg, Adolf, in Berlin, 367. — Neumann, K. F., Prof. in München, 158. — Nöggerath, Jacob, Prof. in Bonn, 169. 435. 543. — Paschkowsky, D. von, in Eimsbüttel, 485. — Pecht, Friedrich, in München, 336. 441. — Peiser, M. A., in Frankfurt a. M., 110. 221. — Reclam, Carl, Dr. in Leipzig, 534. — Richthofen, Ferd. Freiherr von, Dr. in Wien, 643. — Rollmann, Dr. in Stralsund, 184. — Roquette, Otto, Dr. in Dresden, 1. — Rosenheyn, Max, Dr. in Marienburg, 140. — Scherzer, Carl, Dr. in Wien, 278. 476. — Scheffel, Joseph Victor, Dr. in Carlsruhe, 39. 522. 626. — Schellen, Dr. in Düsseldorf, 587. — Schirges, Georg, in Mainz, 225. 346. 464. 583. 700. — Schleiden, M. J., Prof. in Jena, 264. — Siegfried, Heinrich, in Königsberg, 121. — Uhde, A., Prof. in Braunschweig, 290. — Vogel, August, Prof. in München, 541. — Wagner, Moriz, Prof. in München, 47. 414. — Weinhold, K., Prof. in Graz, 259.

Inhalt
des
zweiten Bandes.

Erste Abtheilung.

Novellen, Kulturbilder, Charakteristiken ꝛc.

Zweite Abtheilung.

Naturwissenschaftliches, geographische Charakterbilder, Reiseberichte ꝛc.

Dritte Abtheilung.

Bildende Kunst, poetische Literatur, Musik, Theater.

Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Sechste Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Namen- und Sachregister

zum

zweiten Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 7. April 1857.



Erste Abtheilung.

Die Kunstgenossen.

Eine Erzählung
von
Otto Roquette.

In dem Atelier des Professor R., eines berühmten Malers, war eine Anzahl junger Männer versammelt, welche, als seine Schüler, ihre künstlerische Thätigkeit in verschiedener Weise betrieben. Der Eine zeichnete den Faltenwurf eines Gewandes, welches er einer Gliederpuppe übergehängt hatte; der Andre untermalte ein Oelgemälde, noch Andre waren mit weicher Kohle an größeren oder kleineren Cartons beschäftigt. Es war eine lange, lautlose Stille in dieser großen, geräumigen Werkstätte der Kunst. An einem breiten hohen Fenster saß ein junger Mann in eleganter Kleidung am Tische, und entwarf auf einem Reißbrette eine Composition von vielen Figuren. Dieser unterbrach plötzlich die Stille, indem er eine Opernmelodie vor sich hin pfiff. Das Pfeifen gab die einzigen, hell durch den weiten Raum gellenden Töne, die übrigen sechs Jünglinge saßen in ununterbrochenem Fleiße bei ihrer Arbeit. Nach einigen Minuten wurde in einer entfernten Ecke unruhig mit dem Stuhle gerückt, ein unwilliges Brummen erhob sich, und ging endlich, da das Pfeifen immer lauter wurde, in die Worte über: „Dies Pfeifen ist unleidlich!“

Der Musikalische pfiff unbekümmert seinen Satz zu Ende, fiel dann aber sogleich in eine Choralmelodie, welche, da jeder Anwesende die nähere Beziehung derselben kannte, eine laute Heiterkeit hervorrief. Auch dadurch ließ sich der elegante junge Mann nicht stören, sondern saß ruhig bei seiner Zeichnung und pfiff gelassen seinen Choralsatz durch. Diese Ruhe aber brachte den Unmuthigen nur noch mehr auf. Er trat hinter seinem Carton hervor, welcher groß und umfangreich aufgespannt war, und rief: „Diese Verhöhnung fällt auch auf Sie selbst zurück, Herr Reiling! Durch eine Unsittlichkeit kann man mich nicht beleidigen. Höchstens fühle ich Mitleid mit Ihrer Verblendung!“

Der Elegante legte den Zeichenstift bei Seite, gähnte ziemlich vernehmlich, nahm eine Cigarre aus der Tasche und zündete sie an, indem er langsam durch den Saal schritt und sich mit großer Behaglichkeit vor den Carton des Sprechers stellte. Reiling war ein schlanker, wohlgewachsener, junger Mann, von fertigem, weltmännischem Wesen, welches den weniger Gewandten sehr zu imponiren pflegte. — „Ei, mein lieber Asmus“, sagte er, „Ihre vortreffliche Composition rückt ja recht schön vorwärts! Und das ist also alles göttliche Offenbarung, was Ihre Kohle da auf das Papier meistert?“

Asmus wendete sich um, schoß einen feindlichen Blick auf Reiling, und arbeitete schweigend weiter. Er war ein langer bleicher Jüngling von fahrigen, unstäten Manieren. Dunkles, langes Haar hing ihm unordentlich über den hohen Hals herab, während tiefliegende, etwas stechende Augen, verbunden mit der meist aschfarbigen Blässe seines Gesichtes, nicht geeignet waren, einen wohlthuenden Eindruck hervorzubringen.

„So also," fuhr Reiling fort, „nimmt sich göttliche Offenbarung aus, von deren Erscheinung in der religiösen Kunst Sie uns immer so schöne Dinge erzählen. Aber was stellt denn Ihr Bild eigentlich dar? Ah, ich denke ich hab's! Gott Vater erscheint den ersten Menschen im Paradiese, nachdem sie von der verbotenen Frucht genossen — nicht so? Ja, ja, man erkennt das mit der Zeit. Ueber den Herrn selbst will ich nicht reden, aber was den Adam betrifft, so muß ich gestehen, daß mir seine Nase, ihrer Größe und Dicke nach, in der That wie die Urnase der gesammten Menschheit vorkommt. Und die Eva — also so hat die Unglückliche ausgesehn! Es ist doch schrecklich! Verzeihen Sie — ich mache Ihnen keinen Vorwurf, mich setzt nur das Factum in Erstaunen. Denn daß Eva wirklich so ausgesehen hat, verbürgt mir die göttliche Offenbarung in Ihnen. Und das Gefolge der weinenden Engel! Gut, es mögen lauter Portraits sein, lauter geoffenbarte Portraits, aber ich kann mir nicht helfen, die irdischen Engel sind mehr nach meinem Geschmack! —"

Durch diese Betrachtungen wurde das ganze Personal des Ateliers herbei gelockt und gruppirte sich, überaus belustigt, um den Carton des Künstlers. Dieser aber, der bis dahin wie auf glühendem Eisen gestanden hatte, warf die Zeichenkohle zu Boden, und verließ wüthend das Atelier. Kaum war er weg, als die Heiterkeit in ein allgemeines Gelächter ausbrach. Die lustigsten Glossen wurden gemacht, zu welchen das verunglückte Bild hinlänglichen Stoff darbot, und es bildete sich ein Gespräch über Asmus, in welchem Keiner viel Günstiges über ihn zu sagen wußte. — „Was liest er denn da?" fragte Reiling, indem er ein auf dem Stuhle liegendes Buch in die Hand nahm. „Da haben wir's: ‚der gerettete Jüngling oder der Weg durch die Sünde.' Anstatt etwas Vernünftiges zu lesen, vertiest er sich in den Weg durch die Sünde!"

„Selten ist mir eine Natur so ohne allen sittlichen Halt vorgekommen!" nahm ein Anderer, Namens Eberhard, das Wort. „Unfähig, seinen Trieben zu gebieten, lebt er ohne ernstliches Studium, ohne Kraft und Sicherheit in den Tag hinein. Wie ein Rohr läßt er sich von der Bewegung des Augenblicks dahin und dorthin biegen. Er führt ganz im Verborgenen das abscheulichste Leben, und ich bin überzeugt, es ist ihm ganz abscheulich dabei zu Muthe. Da wirft er sich denn einer frömmelnden Richtung in die Arme, in welcher er sich allerlei vorlügt, sich tief zerknirscht fühlt, und — im nächsten Augenblicke doch wieder Sclave seiner Natur wird. Vermuthlich um das schöne Gefühl der Reue immer frisch zu erhalten."

Die Pause, welche die jungen Künstler gemacht hatten, bewirkte, daß die ganze Schaar sich wieder um ein anderes Bild gruppirte.

„Das ist Alles recht gut und hübsch," begann Reiling wieder, „aber dieser Moses in Egypten sieht dennoch sehr langweilig aus. Daß Ihr Menschen doch gar nicht von diesen alten biblischen Geschichten loskönnt, als gäbe es in der Welt gar kein anderes Interesse!" — Von allen Seiten wollte sich ein heftiger Einspruch gegen den Tadler erheben, dieser aber schnitt Allen die Rede ab, indem er fortfuhr: „Aha! Nun bricht der alte Sturm wieder über mich los! Ich bitte, verschont mich damit! Ich weiß, daß die Bibel das ehrwürdigste Buch ist, daß seine Darstellungen eben so edel, menschlich, als ewig groß sind, aber daß sie der einzige Codex für den stoffsuchenden Künstler sei, davon werdet Ihr mich nicht überzeugen. Und nun ersuch' ich Euch, spart Eure Proselytenmacherei an mir!"

Diese Wendung bewirkte, daß die Meisten schweigend ihre Arbeit wieder aufnahmen. — „Wo ist heute Ulrich?" fuhr Reiling, zu Eberhard gewendet, fort. Eberhard zuckte die Schultern und schien ausweichen zu wollen. — „Was ist mit ihm? Er kommt mir seit einiger Zeit verändert vor," fragte Reiling weiter, indem er Eberhard in eine entferntere Ecke des Saals führte. — „Es geht ihm schlecht!" entgegnete Eberhard mit gedämpfter Stimme. „Seine Verhältnisse sind sehr drückend. Seit er von seiner Stipendienreise aus Italien zurück ist, scheint ihm Alles fehlschlagen zu wollen. Seine Ruth, die er in Italien gemalt hat, ist doch gewiß ein vortreffliches Bild, aber es will sich kein Käufer dazu finden."

„Ein ausgezeichnetes Bild!" bekräftigte Reiling, indem er den Duft seiner Cigarre von sich blies. „Ist denn Ulrich in gar so trostlosen Verhältnissen?" „Leider!" sagte Eberhard. „Sein Hauswirth, dem er schon seit einem halben Jahre die Miethe und allerlei Auslagen schuldet, droht gerichtlich gegen ihn zu verfahren. Und das ist noch das Geringste, denn auch von andern Seiten wird er stark bedrängt. Er sagte mir, er wolle heut auf das Leihhaus gehen, um seine Uhr zu versetzen. Es ist eine geringe Aushülfe für den Aermsten!"

„Und er hat gar keine Unterstützung von seiner Familie?" fragte Reiling.

„Seine Eltern leben nicht mehr," entgegnete

Eberhard, „sein Vater war ein armer Dorfschullehrer. Ulrich hat stets in großer Dürftigkeit gelebt, sich fast immer von Zeichenunterricht erhalten. Nach seiner Rückkehr aus Italien wurde ihm ein abgeschmackter Auftrag zu einem Bilde gegeben, den er von sich wies. Diese Zurückweisung ist ihm für Hochmuth ausgelegt worden, und hat ihm Manche abwendig gemacht, die vielleicht geneigt gewesen wären, etwas für ihn zu thun.“ —

Das Gespräch wurde unterbrochen. Mehre der jungen Kunstgenossen hatten ebenfalls flüsternd die Köpfe zusammengesteckt, und einer derselben trat jetzt hervor mit den Worten: „Herr Reiling, unsre Bilder sind täglich Ihren Blicken ausgesetzt, Sie aber halten die Ihrigen unter Schloß und Riegel. Wollen Sie uns nicht endlich einmal Ihre Mappen öffnen, und uns einen Blick in Ihre bisher so geheimnißvolle Thätigkeit thun lassen?“ — Alle Anwesenden stimmten in diese Bitten ein.

„Schlauköpfe!“ sagte Reiling. „Dafür, daß ich Euch unbarmherzig kritisire, wollt Ihr Euren Humor jetzt an meinen Machwerken üben? Ich will Euch den Spaß machen.“ — Damit räumte er den Tisch ab und legte eine große Mappe auf, um welche sich die ganze Gesellschaft mit neugierigen Blicken drängte.

Die Spannung, mit welcher man den geheimnißvollen Blättern entgegen sah, war durch das eigenthümliche Verhältniß begründet, in welchem Reiling zur Kunst und seinen Kunstgenossen stand. Man wußte, daß er der Sohn eines sehr reichen Mannes war, der in einiger Entfernung von der Stadt großartige Fabriken von Maschinen aller Art besaß; man wußte, daß Reiling große Reisen gemacht hatte, man hörte von einigen Professoren der Akademie viel Gutes von seinen Studien sagen, obgleich die jüngere Genossenschaft im Atelier sich nicht erinnerte, etwas davon gesehen zu haben. Was man von seinem Schaffen sah, war ein mehr cavaliermäßiges, als ernsthaftes Betreiben der Kunst als solcher, dagegen aber eine große Hingabe an die Kunst, das Leben zu genießen und große Summen auszugeben. Sein Urtheil, welches meist sehr treffend und stets im höchsten Grade rücksichtslos war, wurde in gleichem Maße begehrt und gefürchtet, seine Satire tyrannisirte das Atelier. In einem eigentlich befreundeten Verhältnisse stand er zu keinem der Kunstjünger. Manche beneideten die Vorzüge seiner Erscheinung und seiner Stellung, hüteten sich aber vor einem ungeselligen Benehmen gegen ihn. Andere haßten und beneideten ihn gleichmäßig, zu diesen wurde Asmus gezählt. Alle aber nahmen ein Interesse an ihm, dessen sich bei der sicheren Geschlossenheit, bei dem kecken Selbstbewußtsein seiner Persönlichkeit Niemand erwehren konnte. Er pflegte in den Sommermonaten Wochen lang in der Umgegend umher zu schweifen, und man erzählte sich, daß seine Skizzenbücher sich mit jedem Tage füllten, wiewohl Niemand den Inhalt erblickt hatte. Jetzt im Winter schien er fast nur der buntesten Geselligkeit zu leben, das Atelier hatte ihn nur selten gesehn. Vor einigen Tagen jedoch war er, und zwar mit einer großen gefüllten Mappe, unter den Schülern des Professors wieder erschienen, und hatte, wie es schien, sich mit mancherlei Entwürfen beschäftigt. Diese aber, sowie den Inhalt seiner Mappe, wußte er geflissentlich vor den Augen Aller zu verbergen. Wie gespannt mußten daher die Erwartungen der jungen Männer sein, als ihnen die geheimnißvollen Blätter endlich geöffnet werden sollten! Mit dem Beifallsrufe eines allgemeinen „Ah!“ wurde gleich das erste Blatt bewillkommnet, und immer beifälligere und staunendere knüpften sich an die folgenden. Es waren Darstellungen aus dem Volksleben, bald humoristisch, bald ernst, einige sogar großartig und ergreifend. Zum Theil Zeichnungen, zum Theil Aquarellen, waren alle diese Blätter gewandt, frisch, künstlerisch abgerundet und im besten Style selbständig durchgeführt. Die Freude der Betrachtenden steigerte sich mit jedem Blatte, und Eberhard legte die Hand auf Reiling's Schulter, eine Zutraulichkeit, welcher er sich sonst enthalten haben würde, und sagte: „Reiling, Sie sind ein glücklicher Mensch!“

Reiling lachte, zog die Handschuhe an und warf, indem er sich in den Mantel hüllte, die Worte hin: „Sehen Sie das Zeug nach Belieben an, Eberhard, es sei in Ihre Hände gelegt. Ich muß gehen.“

„Wohin?“ fragte Einer. — „Studien machen!“ war die Antwort. — „Jetzt im Winter?“ wendete der Erstere ein, welcher an Reiling's landschaftliche Excursionen gedacht hatte. — „Ist das Studien machen an eine bestimmte Jahreszeit gebunden?“ gab Reiling als Gegenfrage zurück, und verließ lachend das Atelier.

Die Zurückbleibenden konnten nicht aufhören, die Zeichnungen zu bewundern. Wie erstaunten sie jedoch, als sie im Verfolg sich selbst abconterfeit fanden, und zwar Jeden in einer Situation, mit welcher er einmal geneckt worden, oder welche für ihn besonders charakteristisch war. Lachender Jubel begleitete diese humoristischen Darstellungen, und das bloße Interesse an dem Künstler ging in förmlichen Respect über, von welchem sich sogar diejenigen nicht ganz befreien konnten, welche sich zu absoluten Anhängern der biblischen Historienmalerei bekannten. — —

Ulrich, der schon erwähnte Kunstgenosse der vorgeführten jungen Männer, schritt um diese Zeit durch das Schneegestöber einer engen Straße, einem alten finsteren Hause entgegen. Der Februarnachmittag war dunkel, der Schnee-

himmel führte die Nacht früher als sonst herauf. Der Wanderer hatte sich dicht in ein dünnes Mäntelchen gehüllt, auf welchem, sowie auf dem schwarzen Filzhütchen, das zu besserer Zeit so phantastisch ausgesehen hatte, sich die Schneeflocken dick aufhäuften. Er zögerte einen Moment auf der Schwelle des verschwärzten Gebäudes, durch dessen Flur der Wind den Schnee jagte, blickte noch Einmal scheu hinter sich, und schlich dann die Treppe des Leihhauses hinauf. Er trat in das Büreau, ein großes verräuchertes Zimmer, und sah sich inmitten einer Gesellschaft, welche reichlichen Stoff zur Betrachtung und zum Nachdenken geben konnte. Auf den Tischen der Beamten, welche hinter Gittern und Verschlägen saßen, brannten Oellampen und drangen unheimliche Lichter in die dunkle Mitte des Raumes, wo sich eine Menge von Gestalten durcheinander drängte. Alle waren in ihrer Armuth gekommen, um einige Stücke ihres Eigenthums in baare Münze umzutauschen. Der Ofen pustete vor Gluth, und um das Gitter, welches denselben umgab, drängten sich arme Weiber, um ihre nassen Kleider zu trocknen, und von dem freigebigen Geschenk der Wärme zu profitiren. Der feuchte Dunst erwärmter nasser Kleider mischte sich mit dem Qualm der Oellampen, und durch das dumpfe Gemurmel halblauter Gespräche klapperten die Geldstücke, welche die Beamten auf die Tafeln zählten. Welche Gesichter, welche Mienen wurden in den wandernden Lichtreflexen dieser Atmosphäre sichtbar! Dort saßen ein paar Frauen auf einer Bank, jede hatte ein Bündel auf dem Schooße, vielleicht Kleidungsstücke, oder die besten Stücke ihrer Wäsche. Die eine erzählte ihrer Nachbarin eine Geschichte, bei welcher sie reichliche Thränen vergoß, während die andere verstehend mit dem Kopfe nickte und seufzte. Nicht weit davon stand ein Mann, der die Mütze tief in's Gesicht gedrückt hatte, und ein karirtes Taschentuch hervorzog, aus welchem er sechs silberne Löffel wickelte. Er schien unschlüssig zu sein, hüllte seinen Schatz wieder ein, und wandte sich nach der Thür. Dort stand er einen Augenblick still, drängte sich dann aber mit schnellem Entschlusse durch die Menge zu den Tafeln, wo die verlockenden Silberstücke klapperten. Hier wiederum standen zwei jüngere Frauenzimmer, welche laut miteinander sprachen und lachten, während ein junger Mensch von lüderlichem Aussehen zuweilen einen unfeinen Scherz in ihre Unterhaltung warf. Die drei schienen sich an diesem Orte schon oft getroffen zu haben. Die Unbefangenheit ihres Benehmens in einem Raume, dessen Schwelle manche Thräne benetzte, zeigte, daß ihre Empfindung entweder durch Gewohnheit und Druck des Unglücks, oder durch sittliche Rohheit verhärtet war. Es gab heut ein lebhaftes Drängen um die Verschläge. Der im Februar noch einmal hart ausbrechende Winter mit seinen gesteigerten, unerwarteten Bedürfnissen schien der Grund des erneuten Andranges zu sein.

Ulrich machte sich Platz bis zu einer der Tafeln, gab seine Uhr an, und empfing dafür ein paar trübselige Thaler. Sie erleichterten sein Herz nicht, er bereute sogar, sie entlehnt zu haben, da sie seiner bedrängten Lage durchaus nicht abhelfen konnten. Es schien ihm wie eine Entweihung, seine Uhr, das einzige Erbstück seines seligen Vaters, in diesen Umgebungen zu lassen. Er drängte sich in die Mitte des Raumes zurück, und hinter ihm drückte sich die Schaar der übrigen Bedürftigen, wie die Fluth hinter dem Kiele des Schiffes zusammen. Noch einen Blick that er auf die Gruppen des Zimmers. Sie kamen ihm malerisch vor, doch hinderte ihn seine bedrückte Gemüthsverfassung, irgend etwas zum Behuf des Griffels fest zu halten. In einer Ecke gewahrte er einen Mann mit einem starken schwarzen Barte, dicht in den Mantel gehüllt. Die Augen des Fremden waren auf ihn gerichtet, seine Züge schienen ihm halb und halb bekannt, ohne daß er sie unter den Personen seines Umgangs unterbringen konnte. Verwirrt durch den Blick des Unbekannten, eilte er der Thür zu, aber noch Einmal fühlte er sich aufgehalten. Hier stand ein junges Mädchen, mit den Spuren des Leidens in dem schönen Gesicht, und schien durch Scham und Schüchternheit abgehalten zu werden, sich in das ungewohnte Treiben zu wagen. Ihr Hut und leichtes Umschlagetuch waren vom Schnee durchnäßt, sie schien in der bedrängtesten Lage. Als sie sich von Ulrich beobachtet sah, wendete sie sich schnell, und war mit wenigen Schritten unter der Menge. Ulrich aber, in hohem Grade angezogen durch die Schönheit, sowie zum tiefsten Antheil bewogen durch die kümmerliche Erscheinung des Kindes, schlich ihr von der Seite nach, um sie näher zu betrachten. Ein paar mitleidige Weiber, die soeben einige Silbermünzen empfangen hatten, machten dem Mädchen Platz. Jetzt stand sie am Tische, wickelte aus einem Papier einen Ring, und reichte ihn dem Beamten. Dieser betrachtete ihn, rief dem Taxator, und nachdem er sich mit demselben besprochen hatte, gab er ihr den Ring zurück mit den Worten: Wir könnten Ihnen so wenig darauf geben, daß Sie besser thun, ihn zu behalten. Sie stand wie vernichtet, ohne sich von der Stelle rühren zu können. Gestoßen und gezerrt, gelangte sie wieder zur Thür, sie wußte selbst nicht wie, und brach in die heißesten Thränen aus. Als sie nach einigen Minuten das Büreau verließ, ging ihr Ulrich wiederum nach, und hingerissen von Mitleid, faßte er einen schnellen Entschluß. Sie blieb in der Hausthür stehen, als zögere sie, in das stürmische Schneetreiben hinaus zu

gehen, oder die Schwelle zu verlassen, an welche sie ihre Hoffnungen geknüpft hatte. Das Licht einer Straßenlaterne fiel auf ihre Züge. Rasch trat Ulrich auf sie zu und sagte: „Verzeihen Sie, daß ich es wage, Sie anzureden! Ich habe gesehen, wie Sie unverrichteter Sache das Büreau verlassen mußten, während ich selbst eine bei Weitem größere Summe erhalten habe, als ich erwartete. Darf ich Ihnen daher dies Wenige anbieten?“ Mit diesen Worten hielt er ihr die Summe entgegen, welche er auf seine Uhr erhalten hatte.

Das Mädchen erholte sich von dem Schreck, welchen ihr die Anrede eines Unbekannten verursacht, und sagte mit ruhiger Stimme: „Nein, mein Herr, ich danke! Sie täuschen sich in mir.“ Sie machte eine Bewegung, davon zu eilen, Ulrich aber entgegnete rasch: „Auch Sie verkennen mich! Die Begegnung an diesem Orte zeigt Ihnen in mir einen Schicksalsgenossen, und gleiche Schicksale sollten gleiches Vertrauen erwecken. Ich bitte Sie, nehmen Sie dies an, da ich es übrig habe.“

Das Mädchen vernahm den offenen, ehrlichen Ton seiner Stimme, und stand regungslos auf der Schwelle. Endlich sagte sie: „Ach, mein Herr, Sie wissen nicht, was Sie thun! Wiederholen Sie Ihr gütiges Anerbieten nicht, — ich weiß nicht, ob wir Ihnen die Summe sobald würden wieder erstatten können. Verlassen Sie mich, ich bitte darum!“ Ulrich hörte aber nicht auf, in sie zu dringen. In einer Lage, wie die seinige war, und wie die des Mädchens sein mußte, schienen ihm alle Vorurtheile der Zurückhaltung, alle Bedenklichkeiten über Geben und Annehmen aufzuhören. Er war voll von einem schönen, reinen Gefühl, und wollte ihm allein folgen. Nicht so entgegenkommend war das Mädchen. Sie empfand tief das Peinigende ihrer Situation, und doch mochte das Anerbieten der so plötzlich gefundenen Freundeshand viel Verlockendes für sie haben. O meine gute arme Mutter! seufzte sie leise. „Nun gut, mein Herr,“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „es muß wohl so sein, ich denke, Gott hat Ihnen diese Milde gegen uns eingegeben, da er nicht will, daß ich mit leeren Händen zu meiner kranken Mutter zurückkehre. Ich nehme ihr gütiges Darlehen an. Gott möge es Ihnen lohnen, denn ich selbst kann es nicht. Jetzt bitte ich Sie aber mit mir zu gehen, damit Sie wenigstens wissen, wo Ihre Schuldnerinnen wohnen.“ So wanderte Ulrich mit ihr durch lange entfernte Straßen in eine Vorstadt, wo er, vor einer Hausthür angelangt, ihr das Versprechen geben mußte, so bald als möglich zu ihrer Mutter zu kommen, damit er ihr seinen Namen, und sie ihm ihren Dank sagen könne.

Ulrich befand sich in der glücklichsten Stimmung, und obgleich seine Taschen leer waren, und er die Aussicht hatte, heut, wie schon öfter, hungrig zu Bett zu gehen, sang er fröhlich durch das Schneegestöber vor sich hin, und vergaß alle Drangsale seines Lebens. Am andern Morgen saß er, der erste, im Atelier. Eine halbe Stunde hatte er gemalt, als ein ihm fremder Herr herein trat und mit ihm zu sprechen wünschte. Der Fremde gab sich als einen einheimischen Kaufmann zu erkennen. Er sei von einem auswärtigen Geschäftsfreunde beauftragt, sagte er, sich mit Ulrich über den Ankauf seines Gemäldes aus dem Leben der Ruth zu verständigen, welches dem Geschäftsfreunde bei seinem letzten Hiersein auf der Kunstausstellung ganz besonders gefallen habe. Der Kaufmann betrachtete das Bild mit großer Bewunderung, fand den Preis überaus gering, und erklärte sich ferner beauftragt, dem Künstler zweihundert Thaler auf der Stelle auszuzahlen, den Rest nach Ablieferung des Bildes. Er bat Ulrich, die Verpackung des Gemäldes selbst zu übernehmen und ihm dasselbe in sein Haus zu schicken. Darauf empfahl er sich, indem er seine Freude aussprach, die Bekanntschaft eines so vortrefflichen Künstlers gemacht zu haben. — Wer war glücklicher, als Ulrich? Er stürzte jubelnd seinen Studiengenossen entgegen, welche nun auch zur Arbeit in das Atelier kamen, und allgemein war die Freude, da Jeder dem Freunde sein Glück gönnte. Sodann eilte er zu seinem Hauswirth, brachte seine Rechnungen in Ordnung, und lenkte eine Stunde darauf die Schritte nach der Vorstadt, um seine Schuldnerinnen aufzusuchen.

Er trat in ein ärmliches Stübchen, wurde von dem jungen Mädchen mit verlegner Freude empfangen, und an das Bett der kranken Mutter geführt. Sie reichte ihm dankend ihre blasse, magere Hand, und sagte: „Wir sind leider aus besseren Verhältnissen in diesen unglücklichen Zustand gekommen, in welchem wir uns nicht scheuen dürfen, Wohlthaten zu empfangen. Der Ring, welchen meine Tochter gestern angeben wollte, war das Letzte, was ich für werthvoll hielt, und was ich mich zu verkaufen scheute — ach, er ist mir nun noch mehr werth, da er mir einen solchen Freund zugeführt hat. Sie sind aber zu großmüthig, junger Mann! Die dreißig Thaler, welche Sie mir heut in der Frühe geschickt haben —“

Ulrich war verwundert. „Ich — dreißig Thaler?“ rief er. „Fides!“ sagte die Mutter, „zeige dem Herrn die Summe, daß sie noch vollzählig ist. Wir werden sie nicht annehmen dürfen.“ — Fides öffnete eine Lade und brachte das Geld, welches sie Ulrich aufdringen wollte. Dieser aber mußte, der Wahrheit gemäß, jede Betheiligung an dieser Sendung hartnäckig leugnen, und so nahm die Mutter das Wort: „Sie beschämen uns tief, mein Herr! Wohlan, wir wollen das Geld behalten, aber, wenn ich

wieder aufkomme — und das hoffe ich jetzt — arbeiten, und es Ihnen wieder zu erstatten suchen."

Nach einigem Hin- und Wiederreden gab sich Ulrich als Maler zu erkennen, und bat um die Erlaubniß, ein Portrait von Fides zu machen. —„Wenn es auf diesem Zimmer geschehen kann," sagte die Kranke, „so mag es sein." —Als Ulrich am folgenden Tage, versehen mit allen Geräthschaften zum Malen, in das Zimmer der Wittwe trat, sank Fides schluchzend vor ihm zusammen, und wies nach dem Bette der Mutter. Er näherte sich demselben und fand die Wittwe todt. — Da Fides unfähig schien, irgend etwas zu thun, ging er zum Hauswirth, holte ihn und dessen Frau herbei, welche das Begräbniß über sich zu nehmen versprachen, und mit großer Genugthuung das Vorhandensein von dreißig Thalern vernahmen. Fides reichte unter Thränen dem jungen Manne die Hand, er versprach wiederzukommen, und verließ erschüttert die ärmliche Wohnung.

Um dieselbe Zeit saßen Ulrich's Kunstgenossen im Atelier bei ihrer Arbeit. Da trat Asmus herein, blickte forschend nach Reiling's Platze, und als er diesen leer fand, rief er triumphirend: „Wißt ihr auch das Neueste? Reiling, der geldstolze, hochmüthige Mensch, scheint denn doch nicht in so glänzenden Verhältnissen zu leben, als er uns weiß machen möchte. Kurz und gut, er ist neulich in einer Verkleidung auf dem Leihhause gewesen und hat seine Uhr versetzt!"

Die Uebrigen wollten dieser Nachricht keinen Glauben schenken, Asmus aber versicherte, die Sache für ganz gewiß erfahren zu haben, und versprach, den Uebermüthigen zu entlarven.

„Wie Du ihn entlarven willst," entgegnete Eberhard, „weiß ich nicht. Jedenfalls aber ist es besser, eine so delicate Sache auf sich beruhen zu lassen."

Bald darauf erschien Reiling, begrüßte mit einigen Sarkasmen, wie er pflegte, die Anwesenden und setzte sich schweigend zu seinem Reißbrette. Asmus aber schlich sich in seine Nähe. Reiling bemerkte ihn, sah ihn mit lachenden Mienen an und sagte: „Ei ei, verehrter Kunstgenosse, warum umschnüffeln Sie mich denn so? Wollen Sie meiner Arbeit einige Schwachheiten ablauern?"

„Ich wollte Sie nur fragen, wie spät es ist?" entgegnete Asmus. Reiling zog seine schöne goldne Uhr. „Es ist fünf Minuten über zehn," sagte er. „Gut, daß Sie mich erinnern, ich habe vergessen, die Uhr aufzuziehen." Damit nahm er den Uhrschlüssel, welcher an einer venetianischen Kette hing, und holte das Versäumte nach. — Asmus ging etwas verblüfft hinter seinen Carton, keiner der Uebrigen konnte sich des Lachens erwehren. — „Warum lacht Ihr?" fragte Reiling. Niemand wollte mit der Sprache heraus. Endlich sagte Eberhard: „Asmus hatte erfahren, daß Sie auf dem Leihhause Ihre Uhr versetzt hätten, und wollte Sie über diese Schmach entlarven."

„So, so!" lachte Reiling. „O, Sie lieber würdiger Gold-Asmus! Ueber die große Schmach, auf dem Leihhause gewesen zu sein! Uebrigens hat Ehren-Asmus nicht so Unrecht. Hatte ich Euch nicht gesagt, daß ich ausginge, um Studien zu machen? Mir war eingefallen, daß es höchst interessant sein möchte, die Gruppen und Gesichter auf dem Leihhause zu studiren. Es war mir nicht bequem, etwas von meinen Sachen, die ich in Gebrauch habe, zu versetzen, und so kaufte ich unterwegs eine ziemlich gewöhnliche Taschenuhr, um etwas Versetzbares bei mir zu haben, wenn ich durch mein Erscheinen gezwungen werden sollte, zu thun wie Alle an dem betreffenden Orte. Ich hatte mich übrigens durch einen falschen Bart einigermaßen entstellt — ich thue das oftmals, lieber Asmus, wenn ich in dunklen Stunden nicht erkannt zu sein wünsche — und glaubte nicht, daß man mich entlarven würde. Nun, es thut nichts. Ich habe viel dort gelernt, und kann auch sagen, daß das Leihhaus ein zwar ungemüthlicher, aber ausgezeichnet interessanter Aufenthaltsort ist. Nämlich — muß ich hinzufügen, wenn man weiter nichts dort sucht, als malerische Studien." — —

Einige Wochen waren vergangen. Reiling war in dieser Zeit sehr fleißig gewesen, er bereitete, wie es schien, geheimnißvoll eine neue Ueberraschung vor. Keiner aus seiner Umgebung hatte, wie gewöhnlich, einen Blick in seine Thätigkeit werfen dürfen. Da trat eines Tages Ulrich in das Atelier mit den Worten: „Heut bitte ich Euch, Eure Laune in Schranken zu halten, da wir einen anständigen Besuch zu erwarten haben. Ein junges Mädchen hat mir versprochen, zu einem Portrait zu sitzen, und wir haben keinen andern Ort dafür als das Atelier."

„Wer ist es? Ist sie hübsch?" So und noch anders wurde von mehreren Seiten gefragt. — „Das kann unterhaltend werden," meinte Reiling, „wir sind Ihnen Dank schuldig, daß Sie in dies ewige Einerlei etwas für's Herz bringen."

„Reiling!" entgegnete Ulrich, „ich sagte schon, es sei ein anständiges Mädchen. Nach dem Tode ihrer Mutter sah sie sich genöthigt, sich durch Handarbeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und trat in das Geschäft einer Putzmacherin. Nur mit Widerstreben ist sie auf die Erfüllung eines früheren Versprechens, sich von mir malen zu lassen, eingegangen. Ich wünschte um Alles nicht, daß sie hier durch ein Wort verletzt würde. Wenn Sie," — fuhr Ulrich im Tone gutmüthiger Bitte zu Reiling gewendet fort — „wenn Sie daher sich Ihrer Zunge nicht ganz sicher glauben, so wäre es wün-

schenswerther, Sie arbeiteten heut in Ihrer Wohnung."

„Um keinen Preis!" rief Reiling, ohne aufzusehen. „Ich freue mich, hier, wo man meist nur mit unanständigen Modellen zu thun hat, auch einmal ein anständiges zu begrüßen. Also eine kleine Putzmacherin! Ich bin gespannt, Ihren Geschmack kennen zu lernen."

Während Ulrich noch in einiger Besorgniß seine Geräthschaften ordnete, wurde an die Thüre gepocht, und Fides trat herein. Sie war in Trauer, geschmackvoll, fast elegant gekleidet. Ihre Erscheinung und ihr Wesen wirkte gleich im ersten Augenblicke mehr auf die jungen Männer, als die vorausgeschickten Einschärfungen Ulrich's. Alle erhoben sich bei ihrem Eintreten, die Sitzung ging vor sich, die Unterhaltungen beider Parteien wurden halblaut geführt. Einmal nur trat Reiling zu Ulrich, wechselte mit Fides in gewandter Art ein paar Worte, und zog sich wieder an seinen Platz zurück. So kam die Mittagstunde heran. Die Genossen verließen das Atelier, und Ulrich sah mit Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo er sich mit Fides allein befinden würde. Aber Reiling saß fest bei der Arbeit, und wich nicht von der Stelle, als gelte es, das Allernothwendigste zu vollenden. Immer unwilliger blickte Ulrich zu ihm hinüber, jeden Augenblick hoffte er, der Lästige werde sich entfernen. Dem jungen Mädchen schien die Sitzung zu lang zu werden. Das Neue einer solchen Situation beängstigte sie, und schüchtern fragte sie, ob sie sich entfernen dürfe? Sie gab Ulrich's Bitte nach, noch eine Viertelstunde zu bleiben, dann aber erhob sie sich schnell. „Meine Zeit ist um," sagte sie, „ich darf nicht länger bleiben." Sie nahm Hut und Mantel, versprach wiederzukommen, sobald es ihre Principalin erlauben würde, und empfahl sich. — Kaum hatte sie sich entfernt, als auch Reiling seine Arbeit einstellte. Er legte ein Blatt in die Mappe, und schickte sich an, wegzugehen. — „Nun?" sagte er, „habe ich Sie gründlich gelangweilt?" — Ulrich schwieg verstimmt. — „Es war mir eine Freude," fuhr Reiling fort, indem er eine Cigarre anzündete, „den Anstand bis auf die Neige durchzukosten!" Mit diesen Worten verließ er den Saal. In Ulrich's Herzen loderte der heftigste Unwille gegen den Störer. Er sah sich in seinen Erwartungen getäuscht, denn eine Stunde mit Fides allein sein zu dürfen, erschien ihm bereits als das höchste Glück, ein Glück, welches er bis dahin vergeblich ersehnt hatte. — Fides hatte sich schon am Tage nach dem Begräbnisse ihrer Mutter in einen Putzladen begeben, über dessen Thür in goldnen Buchstaben zu lesen stand: „Amalia Seidenflock, Hoflieferantin." Schon früher hatte Fides häufig für die Inhaberin dieses Namens gearbeitet, und gerne erklärte diese sich bereit, das Mädchen, von dessen sittlicher Reinheit sie überzeugt war, bei sich aufzunehmen. Amalia Seidenflock war Wittwe, und eine sehr stattliche Frau, die in ihrer Erscheinung alle Künste ihres Geschäftes zur Schau trug. Sie hatte eine Schaar von zehn jungen Mädchen in ihren Diensten, über deren Sittlichkeit sie mit Argusaugen wachte. Zwar wohnten diese ihre Lehrlinge nicht in ihrem Hause, aber sie hatte geheime Verbindungen nach allen Seiten hin, und wo nur das Geringste gegen eine ihrer Untergebenen verlautete, wußte sie dieselbe im Augenblick aus ihrem Geschäft zu entfernen. Bei dieser Dame wohnte Fides, und beide Theile schienen sich recht wohl in einander zu finden. Da war eines Tages Ulrich erschienen, um Fides an ihr Versprechen zu ermahnen, sich von ihm malen zu lassen. Dame Seidenflock, welche durchaus mit zu Rathe gezogen werden mußte, wies einen solchen Vorschlag mit Entrüstung von sich, und begann sogleich geheime Nachforschungen über Fides und Ulrich anzustellen. Diese schienen jedoch kein übles Resultat zu haben, und als Ulrich eines Sonntags in ihrer Privatwohnung erschien, um ihr eine förmliche Visite zu machen, empfing sie ihn schon freundlicher. Sie fand den jungen Mann ganz angenehm, nahm die Artigkeiten, welche er ihr sagte, mit Wohlwollen auf, und fühlte sich überaus geschmeichelt, als er behauptete, sie selbst sei wie zum Malen geschaffen, so daß es ihm eine Ehre und Freude sein würde, ihr Portrait entwerfen zu dürfen. Bald darauf wurde er von ihr zum Thee eingeladen, bei welchem sich ihr Bruder nebst seiner Frau befand, und es ward beschlossen, daß Ulrich zuerst Fides, und darauf Dame Seidenflock malen solle. Da nun Fides überaus zurückhaltend und dabei von ihrer Gebieterin stets beobachtet war, so verlegte Ulrich alle Hoffnung auf diese Sitzung, welche Reiling ihm nun so verdorben hatte. — Als Ulrich nach Mittag nach irgend einem verlegten Studienblatte umhersuchte, gerieth er an Reiling's Tisch, und sah die Mappe dort liegen, von deren Inhalt ihm die Genossen schon so viel des Lobenden gesagt hatten. Er öffnete sie und betrachtete mit Bewunderung die einzelnen Blätter. Als er jedoch an das letzte Blatt kam, glaubte er seinen Augen nicht trauen zu dürfen. Er sah sich selbst, er erkannte Fides, und zwar in jener ganzen Umgebung des Leihhauses, wo er des Mädchens Bekanntschaft gemacht hatte. In dem Dunkel eines braunen Farbentons lagen die ausdrucksvollsten Gruppen. In der Mitte aber, und unter dem vollen Lichte einer Lampe, stand Fides in ihrer ärmlichen Kleidung, mit schmerzlichen Zügen vor dem Beamten, welcher ihr jenen Ring zurückgab. Ulrich selbst war auf dem Bilde nicht weit entfernt zu sehen, seine Gestalt stand im Schatten, nur der Kopf von einem Licht-

strahle erhellt, und betrachtete mit Antheil den traurigen Vorgang. — Seine Augen hafteten, wie gebannt, auf dem wunderbaren Blatte. Reiling mußte ihn beobachtet haben, so viel stand fest. Wie aber kam er an den verhängnißvollen Ort? Plötzlich kam ihm der Gedanke an jene, fälschlich ihm selbst zugeschriebene Unterstützung der Wittwe. Reiling mußte seinen Spuren gefolgt sein, nur von ihm konnte jene Unterstützung herrühren. Aber wie, hatte Reiling vielleicht ein dem seinigen ähnliches Interesse an Fides? Ein Gedanke der Eifersucht durchflog seine Seele. — Hatte Reiling ohne sein Wissen die Bekanntschaft des Mädchens gemacht? Sein Ausharren heute Morgen bei der Sitzung war verdächtig. — Ulrich und Reiling hatten bis dahin auf einem eigenthümlichen Fuße gestanden. Sie empfanden ein lebhaftes Interesse für einander, ohne daß sich je ein Anknüpfungspunkt für sie geboten hatte. Ulrich war zu stolz, denselben zu suchen, Reiling schien kalt und behandelte ihn vielleicht noch rücksichtsloser und ironischer als alle Uebrigen. Jetzt aber fühlte sich Ulrich, diesem Bilde gegenüber, welches zu betrachten er gar nicht müde wurde, mit Einemmale gegen Reiling in die wunderbarste Stimmung versetzt. Er hätte ihn wie einen Freund lieben können, und dennoch regten sich Stimmen der Befürchtung und Eifersucht in ihm. Endlich schloß er die Mappe, und da Reiling nicht kam, ging er fort, um ihn aufzusuchen. Er fand ihn nicht, gegen Abend aber begegnete ihm Eberhard, der ihm sagte, Reiling habe vor zwei Stunden die Nachricht erhalten, daß sein Vater schwer erkrankt wäre, und sei schleunigst nach Hause gereist. — Die folgenden Besuche des jungen Mädchens waren für die Neigung Ulrich's begünstigender. Die Genossen hatten gemerkt, daß hier die Liebe ihr Spiel treibe, drückten die Augen zu und verließen zu bestimmten Stunden das Atelier. Ulrich suchte bald das Gespräch mit Fides auf Reiling zu bringen, schien sich aber zu überzeugen, daß Fides durchaus nichts Näheres über ihn wisse. So stand Reiling ihm von jeder Schuld gereinigt da, und bald harrte er seiner Rückkehr wie der eines Freundes entgegen. Und Fides? Sie war ganz Dankbarkeit gegen Ulrich, ein elternloses, alleinstehendes Kind, hatte nie ein ähnliches Verhältniß zu einem jungen Manne gekannt; sie bedurfte eines theilnehmenden Herzens seit dem Tode ihrer Mutter. Er war voll von Schwärmerei, von edler Gesinnung, ehrlich und offen — was Wunder, daß im Verlauf von wenigen Wochen das zärtlichste Verhältniß zwischen den beiden jungen Personen im Gange war. Sie waren glücklich, dachten nicht an die Zukunft, und hatten doch die Ueberzeugung, daß sie nie von einander lassen könnten.

Reiling's Rückkehr verzögerte sich sehr lange. Der Schnee schmolz, die Stachelbeerhecken wurden grün, die Sonne goß wärmende Frühlingsstrahlen über die Felder, und grüne Saatenstreifen erquickten das Auge. Ulrich malte nun auch Dame Seidenflock, und in dieser Zeit geschah das Unerhörte, daß die letztere eines Nachmittags mit Fides und ihm einen Spaziergang unternahm und in einem öffentlichen Gewächshause Kaffee geben ließ, zu welchem sie ein Päckchen Zwieback aus der Tasche zog.

Es war in der Mitte des Mai's, als Reiling eines Tages in das Atelier trat. Ulrich, der gerade allein anwesend war, eilte ihm entgegen und reichte ihm freudig die Hand. Reiling schlug ein. „Sie sind lange geblieben!" sagte Ulrich. „Und werde auch bald wieder abreisen müssen," erwiederte Reiling. „Mein Schicksal hat eine entscheidende Wendung genommen, mein Vater ist vor einem Monat gestorben. Es gibt viel zu ordnen und zu thun, das Leben, welches ich bisher geführt habe, muß leider aufhören. Nun, davon reden wir später. Lassen Sie mich auch hier meine Siebensachen zusammenpacken, das Zeug darf hier nicht länger bleiben."

Ulrich öffnete die Mappe und zog das bewußte Aquarellbild hervor. „Oho!" rief Reiling, „da hab ich wohl nichts Gutes angerichtet? Als ich davon fuhr, hatte ich keine Zeit mehr die Mappe zu verschließen. Nun? Was sagen Sie zu dem Dinge?"

„Sie wissen meine Geheimnisse!" sagte Ulrich, indem er Reiling's Hand ergriff. — „Sie sollen auch die meinigen kennen lernen, lieber Junge!" erwiederte Reiling mit Wärme. „Lassen Sie uns den Abend unter vier Augen beisammen sein. Den ganzen Tag habe ich zu laufen und Geschäfte zu betreiben, und die letztvergangene Zeit macht es mir wünschenswerth, einmal mit einem Menschen frisch von der Leber weg zu reden. Kommen Sie heute Abend um acht Uhr zu einer Tasse Thee in meine Wohnung. Adieu, auf Wiedersehn!" Reiling rief einen Bedienten, welcher draußen wartete, ließ ihn die verschiedenen Mappen unter den Arm nehmen, und eilte mit ihm davon.

Als Ulrich Abends in Reiling's Wohnung trat, fand er diesen am Arbeitstische mit Briefschreiben beschäftigt, aber auf dem Tische vor dem Sofa erhellte die Lampe den Raum und brodelte der Theekessel bereits. Zwei elegante Zimmer, ausgestattet mit Allem, was zu einem luxuriösen Junggesellencomfort gehört, stießen an einander.

„Nur zwei Minuten gestatten Sie mir noch!" rief Reiling vom Schreibtische, „die verwünschten Briefe finden kein Ende!" — Ulrich betrachtete inzwischen einige gute alte Gemälde an den Wänden. — „So!" rief Reiling aufspringend, „nun lassen Sie uns einer guten Stunde

leben." Er bereitete den Thee und ermahnte seinen Gast, sich selbst zu bedienen. Ulrich konnte nicht umhin, noch Einmal auf das besprochene Aquarell zu kommen. „Unbegreiflich ist mir's," sagte er, „wie Sie an jenen Ort kamen!" — „Lieber Mann," entgegnete Reiling, „Zufall und freier Wille haben mich schon an viel schlechtere Orte geführt. Kurz und gut, ich wollte Studien machen." — „Und haben dort mehr gefunden, als Sie suchten, so muß ich glauben." — „Gelegenheit zur Thätigkeit findet sich überall, sie sei nun, welche sie wolle. Wenn Ihnen das Blatt behagt, so behalten Sie es, ich werde die übrigen auch vertheilen, denn für mich ist ihr Interesse vorüber. Greifen Sie nicht mehr zu? Dann geben Sie mir Ihre Tasse noch einmal her und nehmen Sie eine Cigarre. So, jetzt machen Sie sich's so bequem als möglich, und hören Sie mir zu, denn ich will Ihnen etwas erzählen."

„Daß mein Vater gestorben ist," begann Reiling, „habe ich Ihnen schon gesagt. Er besaß zehn Meilen von hier große Fabriken und Maschinenbauereien, welche nun auf mich, des Alten alleinigen Erben übergehen. Mein Vater war ein geschickter Mann, ein großer Speculant und ein Günstling des Speculationsglückes. Aus niederm Stande, sogar aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangen, wurde er zum reichen Manne, und hat ein Vermögen hinterlassen, dessen Größe mir, der ich mich wenig um seine Verhältnisse gekümmert, überraschend war. Was er aber an Gütern gewann, verlor er am Menschen. Er hatte viele arme Verwandte, um die er sich nicht im Geringsten kümmerte, die er sogar verachtete, und wenn ich gelegentlich nach ihnen fragte, hieß es, das sei schlechtes, lüderliches Volk. Zum schlechten Volke gehörte für ihn Jeder, der kein Vermögen besitzt. Dergleichen hörte ich als Knabe, gewöhnte mich daran, und da ich kaum die Namen der Verwandten erfahren hatte, vergaß ich sie und betrachtete mich als allein stehend in der Welt. Und allein stand ich in der That. Meine Mutter hab' ich kaum gekannt, der Vater ließ mich in der Ferne von Fremden erziehen, ich sah ihn selten, und dann meist kalt und geschäftlich, eine innere Beziehung hatte ich nicht zu ihm. Er bekümmerte sich wenig um mich. Ich sollte selbständig werden, das war seine stete Ermahnung, und wenn die Uebung im Geldausgeben mit in die Erziehung zur Selbständigkeit gehört, so hatte ich eine vortreffliche Erziehung, denn ich bekam von frühauf soviel Geld in die Hände, als ich wollte. Als ich herangewachsen war, verlangte er, ich solle in sein Geschäft eintreten. Ich aber hatte ein wenig zeichnen gelernt und beschloß, Maler zu werden. Es gab einen Sturm mit dem Alten. Ich machte ihn jedoch aufmerksam, daß ich nur seinen Wunsch erfüllt hätte, und selbständig geworden sei, ich würde auf meinen Willen bestehn, und wenn es sein müßte, mich ohne seine Hülfe durch die Welt schlagen. Es folgten mancherlei Auseinandersetzungen fataler Art, aber — ich war am Ende sein einziger Sohn, den zu verstoßen er nicht rechte Lust hatte. Ich durfte meiner Neigung folgen, erhielt alle Mittel die ich brauchte, leider noch viel mehr, aber das Verhältniß zu meinem Vater wurde stets kühler. Er hatte mir zwar nie den Vater gezeigt, jetzt schien er nur noch mein Cassirer und Vermögensverwalter. Ich hatte eine Zeit, wo ich etwas zu Verstande kam, und manchmal etwas wie einen Stich durch's Herz fühlte über eine derartige Vaterschaft, indessen es half mir nichts, und ich schaffte dergleichen Empfindungen ab. Ich reiste nach Italien, da ich gehört hatte, dies sei für den Maler nöthig. Unvorbereitet kam ich hin, ich hatte noch kein Auge dafür, und Talent erst gar nicht."

„Welche Selbstverkennung!" unterbrach Ulrich den Erzähler. „Sie hätten kein Talent? Sie haben bewiesen, daß Sie Genie haben, daß —"

Reiling lachte laut auf. „Genie! Potz Element! Hahaha! Dilettantenwirthschaft! Lassen wir das gut sein. Zwei Jahre in Italien halfen mir wenig, auch gefiel es mir nicht sonderlich dort."

„Italien hat Ihnen mißfallen?" rief Ulrich gedehnt. „Aber wie ist das möglich?"

„Ganz natürlich!" entgegnete Reiling. „Eine Künstlernatur bin ich nicht, Romantik lieb' ich nicht, Kunstverständniß hatte ich nicht, ein dummer Junge war ich damals noch. Ich ging nach Paris, da gefiel es mir schon besser, ich war ja auch zwei Jahre älter geworden. Mit zwanzig Jahren und hinlänglichen Wechseln findet man in Paris sehr seine Rechnung. Nach abermals zwei Jahren ging ich nach England — offen gestanden, da hat es mir am besten gefallen. Ich beschäftigte mich mehr mit Pferden als mit dem Pinsel, doch lernte ich hier nebenbei das Aquarelliren. Es ist nicht viel damit gethan. Jede Engländerin macht das besser, sie lernen's da mit dem Abc. Darauf trieb ich mich noch sechs Jahre in Deutschland umher, von denen zwei auf meinen hiesigen Aufenthalt kommen. Gelernt hab' ich dabei wenig, ein Künstler kann nicht aus mir werden, da ich es bis jetzt nicht geworden bin, und so ist es mir denn kein Opfer, diese Lebensart aufzugeben. Sehn Sie, bester Mann, da bin ich auf dem Punkte angelangt, den ich Ihnen als Hauptsache mittheilen wollte. Ich trete nämlich aus meinem bisherigen Verbande heraus, und werde Maschinenbauer und Fabrikmensch."

Ulrich hatte dergleichen aus dem Verlauf der Erzählung schon geahnt, und doch, nachdem es ausgesprochen war, machte es ihm einen höchst

betrübenden Eindruck. Er war ein Maler, voll von Künstlerstolz, und jenen Vorwürfen sehr geneigt, welche in dem realistischen Treiben der Zeit, dem Maschinen- und Fabrikwesen, der steigenden Macht des Geldes, eine tödtliche Gefahr für die Kunst erblicken. Ihm war es unbegreiflich, wie ein Mensch, der auch nur einmal in die Vorhalle des Kunsttempels geschaut habe, denselben verlassen könne, ohne die schwersten Opfer zu bringen. Er äußerte diese Gedanken unumwunden.

„Sie haben Recht, lieber Freund," sagte Reiling. „Sie haben Recht als Künstler, aber ich habe auch Recht als Mensch der Gegenwart, als Mann, an welchen Forderungen aller Art gemacht werden. Sehen Sie meine Lage einmal etwas ernster an. Jene großartigen Unternehmungen meines Vaters haben die größte Berechtigung in unsrer Zeit, sie sind ihr Ausdruck, sie gehören zu den Erscheinungsformen des modernen Geistes. Ihre praktische Seite ist noch weit wichtiger. Tausende von Menschen verdanken denselben ihr Dasein, sie sind an sie gebunden, und sind dem Elend preisgegeben, sobald ihnen das Fundament genommen wird, das ihre Existenz begründet. Sie können fragen, warum gerade ich mich dieser Geschäfte annehmen müsse, die mir bisher so fremd gewesen? Die Antwort ist sehr einfach. Ein Anderer findet nicht leicht die Mittel, all diesen Grundbesitz, diese Bauten, kurz die Geschäftsmasse in ihrer ganzen Ausdehnung an sich zu bringen, während ein Theil meines Vermögens doch einmal darin steckt. Bin ich nicht schnell erbötig in die Stelle meines Vaters einzutreten, so kann über die bloße Zögerung viel zu Grunde gehn. Und überdies — der Alte hatte kurz vor seinem Tode ein paar Tage, wo der Geschäftsmann vor dem besseren Menschen weichen mußte. Es erschloß sich mir plötzlich die Freude, daß ich einen Vater hatte — wenn auch nur auf kurze Zeit — und ich wollte ihm zeigen, daß er einen Sohn habe. Kurz vor seinem Tode gab ich ihm das Versprechen, daß Alles bestehen solle und ich an die Spitze dessen, was er geschaffen, treten wolle. Und damit abgemacht. Seit vier Wochen bin ich schon so ziemlich eingeübt, und das Weitere wird sich geben."

Die jungen Männer saßen einige Minuten schweigend neben einander. Die Cigarren glühten hellauf, der Dampf zog sich in großen grauen und blauen Ringen um den leuchtenden Glaskopf der Lampe.

„Ich sehe wohl ein," — nahm Ulrich nach einer Pause das Wort — „daß es so kommen mußte, und bin weit entfernt, es Ihnen zu verargen. Sie hatten nicht nur Recht, Sie hatten die Verpflichtung so zu handeln."

„Bravo!" rief Reiling, indem er aus seiner fast liegenden Lage schnell aufsprang, und dem Andern die Hand entgegenstreckte. Daß ich das von Ihnen höre, freut mich ganz besonders! Ich muß immerhin viel aufgeben, ich kenne hier manchen guten Gesellen unter den Künstlern, sie werden mich alle als einen Abtrünnigen tadeln und bald vergessen. Sie aber, lieber Mann, möchte ich mir gern für's Leben reserviren. Lassen Sie uns — nicht die Alten bleiben, denn wir haben bisher zu wenig Gemeinsames gehabt, lassen Sie uns in Zukunft brav zusammenhalten. Ihnen soll mein praktischer Sinn nicht schaden, mir aber sollen Sie etwas Kunst und Menschenthum in das Geschäftsleben bringen!"

Von dieser Stunde an entwickelte sich schnell und ungehindert Alles, was die jungen Männer im Stillen für einander empfunden hatten, und ein herzlicher Bund für das Leben war geschlossen. Eine Woche blieb Reiling in der Stadt, und wenn er am Tage vollauf zu thun hatte, so sahen sich die Freunde Abends, und das Gespräch war um so angeregter und lebhafter, da ihr persönlicher Verkehr diesmal nur so kurze Tage währen sollte. Natürlich hatte Ulrich das Gespräch auch bald auf Fides gebracht. Reiling schien dabei einen kleinen Hinterhalt zu haben, er war nicht so ausgiebig mit Worten, warnte den Freund sogar öfter, und spottete über sein Verhältniß zu Dame Seidenflock. Ulrich jedoch hatte kein Arg dabei, er bemerkte ein feines Lächeln gar nicht, welches zuweilen um Reiling's Mund spielte. Der Tag der Abreise kam. Reiling nahm dem Freunde das Wort ab, im Sommer einige Wochen bei ihm auf dem Lande zuzubringen, und der reiche junge Fabrikherr trennte sich von dem phantastischen Kunstjünger.

Während der Anwesenheit Reiling's hatte Ulrich die Geliebte nicht zu Gesicht bekommen, und so sehen wir ihn denn am Tage nach der Abreise desselben mit schnellen Schritten zu Dame Seidenflock eilen. Es war Sonntag, Amalia empfing ihn in gewähltester Toilette auf das Freundlichste, und begann sogleich ein ihm willkommenes Gespräch über Fides.

„Sie wissen wohl noch gar nichts von dem enormen Glücke, welches mein liebes Pflegekind gemacht hat?" rief sie. „Denken Sie nur, es hat sich ein reicher Vetter von ihr gemeldet, der ihr das glänzendste Loos in Aussicht stellt. O, die Fides ist jetzt eine außerordentlich gute Partie!"

Ulrich erstaunte, und sah erwartungsvoll nach der Thür, durch welche, wie er hoffte, Fides eintreten würde. „Und wer ist dieser Vetter?" rief er.

„Den Namen weiß ich selber nicht," entgegnete Dame Seidenflock. „Aber wie gönne ich meinem Liebling dies große, unverhoffte Glück! Sie verdient es, sie ist ein liebes, reines, junges Geschöpf. Ach freilich, ward mir recht weh um's Herz, als nun ihre Habseligkeiten einge-

packt und sie selbst in den Wagen gehoben wurde! Ich werde sie sehr entbehren — aber sie wird ja so glücklich!"

Ulrich erbleichte. „Fides ist fort?" rief er.

„Freilich, vorgestern Abend schon," sagte die Dame.

Ein furchtbarer Verdacht stieg in Ulrich auf. „Sie wissen den Namen ihres Vetters nicht?" fragte er hastig. „Aber wohin hat man sie gebracht?" — Die Dame wollte auch das nicht wissen. „Aber mein Gott," rief Ulrich, „wer hat sie Ihnen denn entführt?" — Amalia nannte den Namen desselben Kaufmannes, welcher jüngst den Ankauf seines Bildes vermittelt hatte. „Wie hing das zusammen?" — „Ich will Ihnen nur gestehn," — fuhr Amalia fort, indem sie sich im Sofa zurücklehnte, und lächelnd eine riesige purpurne Schleife an ihrem Busen zurecht strich — „ich will Ihnen nur gestehen, daß dieser Herr schon seit dem Tage, da ich Fides bei mir aufnahm, ein reges Interesse jenes Vetters für das liebe Kind gezeigt hat. Er ließ ihr anständige Unterstützung zukommen — aber freilich, daß ihr Loos ein so glänzendes sein würde, erfuhren wir erst am Tage nach ihrer Abreise. Ja ja — nun, und übrigens — — sehen Sie nur diesen Rosenstrauß an, er ist für den Mai doch außerordentlich früh, und ich muß gestehn, in meinem Atelier könnte er nicht schöner gemacht werden, als die Natur ihn gebildet!"

Die Dame wollte vom Thema abschweifen, wollte vielleicht auch noch mehr sagen. Ulrich war außer sich vor Spannung. Er ergriff unwillkürlich ihre rundliche Hand, indem er dringend rief: „Ich bitte Sie, um Gotteswillen, lassen Sie mich Alles wissen! Sie haben noch mehr zu sagen!"

Amalie Seidenflock lächelte, halb zögernd, halb verheißend, und sagte, indem sie die Augen niederschlug: „Junger Mann — ich bin selbst dem Geheimniß nicht ganz auf die Spur gekommen, doch — ich will nicht leugnen, daß ich in Betreff Ihrer meine bestimmten Instructionen gehabt habe. Man schien von Ihnen zu wissen, man schien Ihre Annäherung an mein liebes Pflegekind nicht eben zu mißbilligen, doch sollte ich stets auf der Hut sein — und daß ich Fides allein auf Ihr Atelier gehen ließ, ist mir später recht übel genommen worden."

Jetzt lag es für Ulrich am Tage, Reiling hatte hier die Hand im Spiele, er mußte jener Vetter sein, hatte er ihm doch selbst einst von seinen armen Verwandten gesprochen.

„Und Sie haben", fragte er nochmals, „in der That diesen Vetter niemals gesehen?" — „Durchaus nicht", war die Antwort, „Alles ging durch jenen Andern. Ich gestehe, daß ich das selber nicht begreife. Was übrigens die Verwandtschaft anbelangt, so habe ich Einiges in Erfahrung gebracht. Die Mutter meiner lieben Fides war die Schwester eines reich gewordenen Mannes. Dieser wollte ihre Verbindung mit einem ganz mittellosen Manne, einem niederen Beamten, nicht zugeben. Die Verbindung wurde dennoch geschlossen, und der reiche Bruder sagte sich von der Schwester völlig los. Der Vater meines Pflegekindes starb, die Mutter war in hülfloser Lage und suchte sich durch Handarbeiten zu erhalten. Sie muß eine brave Frau gewesen sein. Nun, ihr Ende wissen Sie ja. Da starb der reiche Bruder, und erst dessen Sohn erinnert sich seiner Verwandten wieder." — Ulrich wußte genug. Er wollte sich empfehlen. Da griff Dame Seidenflock in die Tasche und überreichte ihm ein Briefchen. „Nehmen Sie," sagte sie schalkhaft, „es ist das Letzte, was Fides mir für Sie übertragen hat. Vergessen Sie mein Haus nicht ganz, wenn gleich das Beste für Sie daraus verschwunden ist!" — Ein tiefer, graziöser, seidenrauschender Knix — eine hastige Verbeugung des Malers, und die Scene war zu Ende.

Schon auf dem Hausflur riß Ulrich den Brief auseinander, und las laut athmend die geliebten Züge. — „Vertraue auf mich" schloß der Brief, „ein edler Mann, mein Vetter, den ich nie gesehen, kaum gelegentlich einmal von der guten seligen Mutter habe nennen hören, will sich meiner annehmen. Wohin man mich bringt, was aus mir werden soll, alles das weiß ich nicht, doch wo ich auch sein werde, Du wirst mir stets theuer, und ich werde stets die Deine bleiben. Man hat meine Abreise so beeilt, daß ich Dir vorher nicht mehr Nachricht geben, Dich nicht mehr sprechen konnte. Sind wir gleich getrennt, wir werden bei einander sein. Leb wohl, Geliebter, und vertraue auf Deine Fides."

So tröstlich diese Zeilen waren, Ulrich blieb doch in der bedrängtesten Stimmung. Er grollte mit dem Freunde, daß er ihm niemals Wahrheit über Fides gegeben. Er hegte die Befürchtung, daß Reiling selbst Fides seine Hand zu reichen hoffte. Und niederdrückend war ihm auch der Gedanke, die Geliebte jetzt als eine „reiche Partie" betrachten zu müssen. Da sie noch das arme, hülflose Mädchen gewesen, wie glücklich erschien ihm jetzt diese Zeit! Nun war er wieder der arme Maler, der nichts besaß als seine Kunst und seinen Stolz, welcher letztere ihm wehrte, länger mit eigennützigen Plänen an Fides zu denken. — Tage, Wochen, Monate vergingen. Weder von Reiling, noch von Fides erfuhr er irgend etwas. Seine Stimmung ward immer resignirender, und nur eine neue Arbeit wußte ihn darin zu trösten. — —

Es war an einem heißen Augustmorgen, die Besucher des Ateliers saßen in schweigender

Arbeit beisammen. Da dröhnten kräftige Schritte auf dem Gange, die Thür wurde aufgerissen, und Reiling trat ein. „Guten Tag, ihr Herrn! Willkommen, Ulrich!“ rief er, und eilte mit freudiger Umarmung auf den Freund zu. Ulrich sah ihn vor sich, seine Erscheinung zerriß plötzlich alle Wolken der Verstimmung, und die Freude des Wiedersehens trat auch in seine Züge. — „Was macht Ihr Gutes?“ rief Reiling, indem er schnell zwischen den Bildern hin lief. „Noch immer Moses? Da kniet eine Magdalene, da knien die heiligen drei Könige, und da liegt ein Abel todt — Alles ganz hübsch gemalt, aber geht mir damit! Ich muß leider gleich wieder fort, ihr Herrn, Ulrich, schnell nimm den Hut, Du sollst mit mir! Adieu, adieu — besucht mich einmal in Reilingsdorf!“

Rasch nahm er Ulrich unter den Arm und schritt mit ihm hinaus. „Da bin ich wieder einmal, lieber Mann,“ sagte er; „leider nur auf einen Tag. Ich nehme Dich nun aber mit zu mir hinaus. Keine Einwendungen! Ich habe bei mir draußen bauen lassen. Ein altes Schloß, welches einst von ganz andern Grundsätzen aus gebaut worden war, als wir sie jetzt haben, ließ ich abbrechen, da es mir unbequem war, und nun steht schon ein nettes Wohnhaus an derselben Stelle. Es wird Dir gefallen, es macht sich sehr gut zwischen den Bäumen des alten Parks. Ein hübscher geräumiger Gartensaal wartet darauf, daß Du das Beste daran thun sollst. Ich will da nämlich Fresken haben, über die Entwickelung der Kunst und der Industrie. Die mußt Du mir machen, Du verstehst es. Hernach, wenn die übrigen Räume fertig sind, kannst Du auch da noch an die Wand malen, was Dir beliebt. Zum Frühjahr laß ich den Grundstein zu einer Kirche legen, und ist die im Stande, dann mag die biblische Richtung eures Ateliers auch da über die Wände spaziren. Du kommst doch heut gleich mit? Ich muß mit dem Mittagszuge des Dampfwagens schon wieder fort.

Ulrich hatte große Freude an diesem Vorschlage. Schon längst war es sein Wunsch gewesen, einen Raum al fresco zu malen. Nur war es ihm unmöglich, schon in wenigen Stunden den Freund zu begleiten, da er noch Mancherlei zu besorgen hatte.

„Nun denn,“ sagte Reiling, „so fährst Du morgen früh ab, versprich mir das. Ich muß Dir jetzt nach dem Willkommen gleich Lebewohl sagen, denn jede Minute ist durch ein Geschäft besetzt. Morgen also bei mir in Reilingsdorf!“

Am andern Morgen saß Ulrich im Dampfwagen, der ihn bis zu einem Anhaltspunkte der großen Eisenstraße brachte. Hierher hatte der Freund ihm einen Wagen entgegengeschickt, der ihn in einer halben Stunde an's Ziel führen sollte. Schon von ferne hörte er das Dröhnen schwerer Hammerwerke, sah er Dampfsäulen aufsteigen, welche ihm eine förmliche Industriestadt verkündeten. Fabrikgebäude gleich Palästen; saubere, fast städtische Straßen, die Wohnungen der Arbeiter und Beamten mit ihren Familien; dazwischen weite Höfe, Holzplätze, am Flusse ein Hafenleben im Kleinen, ein reges Menschentreiben — das war Reilingsdorf, das Bereich seines Freundes. Jetzt lenkte der Wagen in einen dicht belaubten alten Park, und aus einem kleinen einstöckigen Häuschen sprang ihm Reiling entgegen und begrüßte ihn mit Freude. Dieser wohnte bis zur Vollendung seines neuen Hauses in einem Verwaltungsgebäude, woselbst er auch für Ulrich eine Wohnung auf das Behaglichste hatte einrichten lassen. — Ulrich trat in das Arbeitszimmer des Fabrikherrn. Sein erster Blick fiel auf einen Gegenstand an der Wand, und mit sprachlosem Erstaunen sah er bald diesen, bald den Freund an. Er erkannte sein Bild, die Ruth, welches er nach Hamburg verkauft zu haben glaubte. Er wußte nicht, was er sagen sollte, und legte nur die Hand auf Reiling's Schulter. Dieser aber lachte vergnügt. „Hat mein Commissionär in der Stadt seine Rolle nicht gut gespielt?“ rief er. „Jetzt aber komm mit mir, daß ich Dir meinen neuen Bau zeige!“

Das Haus war äußerlich fertig und stand, im anmuthigsten Landhausstyl äußerst geschmackvoll ausgeführt, inmitten großer Rasenflächen und Baumgruppen. Ueberall köstliche Blumenstücke, springende Wasser und kühle Plätze. Der Gartensaal, welchen Ulrich ausmalen sollte, hatte eine Aussicht über den Fluß mit seinen weißen Segeln, und war durch eine Freitreppe mit dem Garten verbunden.

Ulrich wurde nicht müde, seine Freude auszusprechen, und die beglückende Aussicht, hier selbständig schaffen zu dürfen. Er machte sich, während Reiling einige Stunden seinen Geschäften nachging, sogleich daran, den Saal auszumessen, und schon bevölkerte seine Phantasie die noch weißen Wände mit allerlei Gruppen. — Reiling kam, um ihn abzuholen. „Das nenne ich Eifer!“ rief er. „Aber nun hör' auf, es ist sechs Uhr, und nach der Arbeit ist gut ruhn. Die Suppe wartet.“

Nach dem Essen reichte Reiling seinem Gaste die Cigarrenkiste, faßte ihn dann unter den Arm und führte ihn hinaus. Die Abendsonne spielte golden in den Bäumen des Parks, durch dessen Gänge die Freunde schritten. — „Jetzt, mein Junge,“ begann Reiling, „ist es Zeit zu Geständnissen. Und so gestehe ich Dir denn, daß ich seit drei Wochen Bräutigam bin. Du erschrickst? Stellst Du Dir darunter etwas so Entsetzliches vor?“

„Wer ist Deine Braut?“ fragte Ulrich, dessen Brust sich krampfhaft hob.

„Ein ganz einfaches Mädchen,“ sagte Reiling. „Ohne alles Vermögen, aber ein lieber, prächtiger Schatz, der, wie ich hoffe, eine gute, brave Hausfrau werden wird. Sie ist die Tochter des Pfarrers aus dem benachbarten Dorfe, wir sind auf dem Wege zu ihr.“

Von Ulrich's Herzen fiel eine schwere Last. Er hätte zum Danke Reiling umarmen mögen, reichte ihm aber nur die Hand mit einem kräftigen Glückwunsche. In einer Viertelstunde war das Dorf erreicht. Aus dem Pfarrhause flog eine leichte, reizende Mädchengestalt, alle Seligkeit einer Braut in den Zügen auf Reiling zu, und dieser hob sie jauchzend auf den Arm und tanzte mit ihr in's Haus. — „Das sind mir wilde Vögel!“ sagte lachend der Pfarrer, indem er Ulrich begrüßte. Die Pfarrerin und mehrere jüngere Kinder kamen herbei und reichten ihm die Hand wie einem alten Bekannten. Die Brautleute aber waren verschwunden. Der Pfarrer, ein gebildeter Mann, ließ sich mit dem Gaste in ein Gespräch ein, da aber erschienen die Verlobten Hand in Hand aus einer Nebenthür, verbeugten sich mit der größten Feierlichkeit vor Ulrich, und Reiling begann: „Hochzuverehrender Herr Kunstrath von Reilingsdorf! Sintemalen Er uns die Wände unsres neuen Hauses zu malen genehmiget, so stehen wir nicht an, Ihm das beste Modell unserer Verwandtschaft zur Verfügung zu stellen, welches Modell sogleich auf unser Commandowort vor Seinen Augen erscheinen wird. Eins, zwei, drei!“ In diesem Augenblicke öffnete die junge Braut die Thür, und über die Schwelle trat eine bekannte Gestalt.

„Fides!“ rief Ulrich in lautem Jubel, und umschlang das Mädchen, welches selig an seinem Halse hing.

Der Pfarrer nickte lächelnd, die Pfarrerin weinte, die Kinder tanzten und jauchzten, Reiling aber umschlang seine Braut und rief: „Laßt uns eilen mit dem neuen Hause, damit zwei glückliche Paare in seine Mauern einziehen können!“

Gaisenjörgel.

Ein Mährchen von August Becker.

Der Münsterer Schloßberg, auf welchem die uralte Burg Landeck, die einstige Residenz König Dagobert's thront, ist mit einem schönen Kastanienwald bewachsen, der sich von den Weinbergen her bis gegen die Mühlen im Thal zieht. Dorten herrscht oft bis tief in den Advent hinein ein lustiges Leben, denn die Buben des Ortes suchen nach den übrig gebliebenen zahmen Kastanien, zünden sich Feuer an, sie zu braten, und wenn die Nacht herbei kommt, treiben sie allerhand Spuk mit dem Feuer, schleudern die Kohlen hoch in die Luft, daß sie zischend und sprühend mit rothem Glanze durch die Bäume fallen, oder sie vergnügen sich auch mit Feuerrädern, indem sie brennende Spähne im Kreise schwingen, daß es bis ins Dorf hinunterleuchtet.

Unten am Schloßberg war noch vor etwa zwanzig Jahren eine herrenlose Bergwiese, von mächtigen Kastanienbäumen rings eingeschlossen. Dorthin trieben die Kinder oft ihre Kühe im Herbste, wenn das Gras auf den nebenliegenden sumpfigten Hofwiesen schon hart, spröde oder welk geworden war. Und das war nun an selbigem Adventstage auch der Fall, der wie ein Sommertag noch über dem Thale lag. Ein großes gemeinsames Feuer brannte unter dem mächtigen Kastanienbaume, welcher die Wiese beschattete, und da kauerten nun die Buben herum, brieten Aepfel, Kartoffeln oder auch die „Kästen,“ welche sie noch unter dem dürren Laube gefunden hatten. Die Kühe lagen in verschiedenen Gruppen über den Anger hin, denn sie hatten genug gefressen, — nur eine große Gaise mit mächtigem Euter weidete noch am Rande des Angers, vermied aber sorgfältig die giftigen Herbstzeitlosen, die wie Rosen aus dem kurzen Grase schauten.

Die Gaise gehörte dem Gaisenjörgel, dem kleinen Sohne eines armen Taglöhners. Sie war seiner Eltern einziges Eigenthum und des kleinen Jörgel beständige Begleiterin vom ersten Frühlingstage, der ein grünes Hälmchen brachte, bis in die letzten Tage des Spätjahres hinein. In aller Frühe schon wanderte er mit der geliebten Gaise hinaus an die blühenden Hecken, an den Wegen und Zäunen mit ihrem frischen Grün, nach den Büschen und Haidestrecken, wo die leckere Gaise Niemandem Schaden thun konnte, den ganzen Sommer hindurch und selbst dann noch, wenn schon der kalte Nebel auf den Feldern lag und das dürre Herbstgras vom Reife glänzte, bis der erste Schnee kam, der alle Weideplätze überdeckte. Wenn auch nur ein Flöckchen fiel, wollte die Gaise nicht mehr in's Feld, denn sie mochte den Schnee nicht, ob auch der Jörgel ganz närrisch vor Freude herumsprang, wenn die zarten weißen Flocken langsam her-

niederschwebten und sich ihm auf das ärmliche Wämmslein legten, wenn die ganze Luft voll Flocken war und die kleinen Kinder dabei sangen:

„Die Engel hän's Bett gemacht,
Die Federn fliegen runter.
Am Tag da schlafen sie,
Bei Nacht da sind sie munter!"

Dort hinauf nun nach dem herrenlosen Anger am Fuße des Schloßbergs hatte auch der Jörgel heute seine Gaise getrieben zu den Kühen der Kinder reicherer Eltern, denn dort gab es noch gutes, gesundes Futter, besonders für seine Gaise, die nichts lieber fraß als dürres Berggras.

Den ganzen Nachmittag über hatten die Buben auf der Wiese gespielt und zwar „Gaisenbengels", das viele Kraft und Gewandtheit fordert, da eine Partei nach einem in einer hölzernen Gabel hängenden Dinge mit starken Prügeln werfen muß, um die „Gaise" herauszuwerfen, während die andere Partei ihre „Gaisenbengel" so vor die „Gaise" in den Grund treibt, daß sie dieselbe wo möglich schützen und erst aus dem Boden herausgeworfen werden müssen, bevor die „Gaise" gewonnen werden kann. Die siegende Partei läuft und muß von der nacheilenden zurückgetragen werden.

Daran nahmen jedoch nur die stärkeren Buben Theil, die anderen saßen beim Feuer, so auch der Gaisenjörgel, der oft genug mit seiner Gaise geneckt wurde, mit welcher er ganz allein nur spielen wollte, wenn auch nicht mit „Gaisenbengeln."

Nach und nach ermüdeten die Spieler und kamen auch zum Feuer. —

Auf den heiteren Tag war ein ziemlich kühler Abend gefolgt, aber die Kinder verweilten heute ausnahmsweise länger beim Feuer, das so lustig fortbrannte und an dem sie Hände und Füße erwärmen konnten. Sie hatten sich rings um dasselbe auf den Rasen gesetzt, einer von ihnen, ein etwa elfjähriger Bube, erzählte Mährchen und Geschichten und da horchten sie mit offenem Munde und geheimem Schauer, besonders wenn die Rede auf das graue Männlein am Schloßberge kam, das gerade da oben herumstreichen sollte und schon öfter gesehen worden sei. Der kleine Erzähler sagte nämlich:

„Ja, das graue Männlein läßt sich öfters sehen da am Schloßberg."

Die Buben schauten alle den Schloßberg hinauf durch die blätterlosen Bäume, es graute ihnen, — aber sie sahen nichts als die alten Baumstämme und den hohen grauen Schloßthurm, der über dieselben herunterschaute. Der Erzähler fuhr fort:

„Jetzt sieht man's nicht, aber nach Betglock, besonders in dieser Jahrszeit, da braucht man kein Sonntagskind zu sein, um es auf der Schloßmauer herumspringen zu sehen, wenn man droben vorbeigeht. Da schlägt es die lächerlichsten Purzelböcke droben herum, daß man meint, es müsse jeden Augenblick von der hohen Mauer fallen und den Hals brechen!"

„Ach, das war gewiß der Gaisenjörgel," fiel jetzt einer der Buben ein. „Ich glaub' nicht an das graue Männlein, und den Gaisenjörgel hab' ich selber schon Purzelbäume auf der Schloßmauer schlagen sehen, wenn wir Sonntagnachmittags mit einander auf's Schloß gingen, um da zu spielen. Es ist auch keine Kunst, — die Mauer ist so dick, daß man mit einem Wagen droben umkehren könnte. Ich glaub' nicht an das graue Männlein!" —

„Ja Du, Du glaubst auch so lange nicht daran, bis Dir's geht wie dem Pflasterer von Waldrohrbach!" entgegnete der Erzähler und fuhr fort zu dem Gaisenjörgel gewendet: „Gelt, Du warst's nicht?"

Der Jörgel schüttelte den Kopf und sagte: „Ich war mein Lebtag noch nicht auf dem Schloß nach Betglock."

„Siehst Du!" fing der Erzähler nun wieder an. „Das kann man in den Kunkelstuben oft genug hören, wer das graue Männlein wieder gesehen hat. Einmal hat's ein grünes Röcklein, das andere Mal ein graues an, je nachdem Frühjahr oder Herbst ist und der Schloßmichel, der alte Mann, der so lange auf dem Schlosse hauste, hat mehr als hundertmal mit ihm gesprochen. Ja, er hat ihm schon Prisen gegeben, und der Schloßmichel hat nie eine Lüge gesagt, das wissen Alle, die ihn noch gekannt haben. Wenn man nun Abends nach Betglock da den Schloßweg heruntergeht und zwischen den Bäumen durchsieht, guck, da steht's mit einem Mal am Baumstamme, macht eine Nase oder sonst eine Grimasse, und wenn die Leute aus lauter Angst ihren Laken Holz oder Streusel, den sie im Walde geholt haben, hinwerfen, da will sich das kleine Männlein gerade bucklig lachen."

„Ei, das war gewiß der Förster, der den Waldfrevlern aufpaßte!" sagte der kleine aufgeklärte Bube von vorher und der Erzähler fuhr ihn an:

„Du bist auch der Klügste, Du hast die G'scheidheit mit Löffeln g'fressen, Du ungläubiger Thomas Du! Mein Vetter, der Hannjörg in der Steingasse hat auch früher nicht daran glauben wollen, und wenn Jemand sagte, er hätte wieder am Schloßberg das graue Männlein gesehen, wie es sich um ein Feuer herumdrehte und gar lächerliche Dinge machte, so lachte der Hannjörg und sagte: „Ei, das sind gewiß die kleinen Buben gewesen, die um das Feuer tanzen, an welchem sie die Kastanien braten!" Er hat nicht glau-

ben wollen, daß das Männlein die großen Schätze verberge, wo die Feuer brennen, aber einmal ist er doch überzeugt worden; ihr müßt nur wissen: da herum standen vor Alters Höfe noch aus der Heidenzeit und Gebäude von König Dagobert her, auch zwei Nonnenklöster, die ganz eingegangen sind. Das Schloß da oben und das Stift drunten im Dorfe haben allein noch Mauern und Trümmer hinterlassen, die andern sind ohne Spuren verschwunden. Aber da, wo sie gestanden sind, kann man noch Schätze heben. Gar oft haben da die Leute beim Ackern und Umgraben der Weinberge goldene Thaler gefunden, und wenn einer ein recht braver, fleißiger Mensch ist und ein reines Herz hat, kann er ein reicher Mann werden."

„Das glaub' ich gern!" versetzte der kleine Ungläubige. „Wenn einer viel Aecker und Wingerte drüben auf dem Platze hat, wo das Kloster „Maria Magdalena" stand, und sie nur fleißig anbaut, kann er reich werden, denn dort ist das beste Feld im ganzen Gemark und wächst der theuerste Wein! da kann er Gold graben, aber nicht, wie Du es meinst! An's graue Männlein glaub' ich nicht!" —

„Ach, Du bist der G'scheidte!" versetzte der andere wieder. „Du wirst ganz gewiß noch vom grauen Männlein durchgeprügelt, wie der Pflasterer von Waldrohrbach!"

„Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Pflasterer?" fragte jetzt einer der zuhorchenden Knaben, die halb vor Schauer, halb vor Kühle zitternd um's Feuer saßen, während sich jetzt nach und nach ein dicker Abendnebel, der aus dem Thale hervorkam, den Schloßberg herunterwälzte und bald das ganze Dorf einhüllte, indem sich der Rauch der Schornsteine, der wie ein blauer Schleier über den Häusern gelegen war, ganz und gar in der grauen Nebelmasse verlor.

„Was ist denn das für eine Geschichte mit dem Pflasterer von Waldrohrbach?"

„Nun wißt ihr denn das nicht?" versetzte der kleine Erzähler und holte sich eine gebratene Kastanie aus dem Feuer, das immer noch lustig fortbrannte. — „Der Pflasterer von Waldrohrbach ist einmal mit einem Rausch da vorbeigekommen. Der Pflasterer hat schier jeden Abend seinen Rausch, aber selbigesmal hatte er gerade einen recht starken, und weil er sich schämte durch's Dorf zu gehen, wo ihn Jedermann kannte, ging er da den Wiesenpfad von der Kreuzstraße herüber durch's scharfe Eck und trank dorten beim „wälschen Wirth" noch einmal einen Schoppen „Münsterer" obendrauf. Der wälsche Wirth, der sich immer das Ansehen gegeben hat, als wisse er mehr als andere Leute, half dem Pflasterer seinen Wein trinken und fragte ihn, ob er sich auf dem Heimwege vor dem grauen Männlein nicht fürchte, das am Schloßberg und auf den Hofwiesen herumstreiche." — „Oho!" meint da der Pflasterer, „ich soll mich vor dem grauen Männlein fürchten, das gar nicht existirt!" — Und mein Vetter, der Hannjörg, der dabei sitzt, gibt ihm recht. — Da schlägt der wälsche Wirth an seine Tasche, wo es von Silbergeld klirrt und sagt: „Das da ist Zeuge, daß es existirt!" — Und er schmunzelt dazu ganz sonderbar und geheimnißvoll. — „Was meinst Du damit?" fragt mein Vetter, und der wälsche Wirth sagt: „Ich hab' einmal ein Feuerle brennen sehen und das graue Männel dabei; da bin ich hingelaufen, hab' schnell mein Sacktuch über die Kohlen geworfen, — und die Kohlen wurden zu lauter Gold!" Dabei schlägt er wieder an seine Tasche, daß es nur so klingelt und der Pflasterer und mein Vetter fangen an zu horchen und zu schauen. —"

Jetzt unterbrach Gaisenjörgel den Erzähler, nachdem er seither ganz ruhig zugehört hatte und sagte:

„Aber der wälsche Wirth war auch ein Lump und Betrüger. Der hat das wenige Geld, das mein Vater geerbt hatte, ihm abgeschwätzt und ihn darum betrogen, so daß wir seitdem so arm sind. So hat er's noch andern Leuten gemacht und hat immer so groß dabei gethan, als hätte er heimlich Goldberge, bis er auf und davon ist und nichts als seine Kinder und mächtige Schulden zurückgelassen hat!"

„Nun ja, ein schlechter Kerl war er, aber der Pflasterer war auch nicht besser!" fuhr der, welcher die Geschichte erzählte, fort. „Er zahlte jetzt seinen Wein und wackelte zur Thür hinaus. Es war schon dunkle Nacht und er hatte noch weit in sein Heimathsdorf. Als er nun so dahin geht und dort aus dem Hohlweg herauskommt, denkt er: „So ein Feuer mit Ducaten statt Kohlen wär' mir auch schon recht. Da könnt' ich trinken bis Matthäi am letzten!" Und wie er das so denkt, sieht er richtig über den Hofwiesen ein helles Feuer brennen und wackelt auch gleich drauf los. Als er an dem großen Birnbaum dorten vorbei muß, hört er Jemand niesen, aber er denkt in seiner Eile nicht daran: „Helf' Gott" zu sagen. Schnell will er sein Sacktuch herausziehen, um das darauf zu werfen, aber er findet es nicht und da zieht er den Wamms aus und wirft ihn auf's Feuer. Aber der verbrennt mit Knopf und Zwirn; hinter dem Baume hervor aber lacht Jemand recht lustig und ein Stimmchen sagt: „Auch das Brusttuch, auch das Hemd darauf!" — Der Pflasterer flucht, denn es ist eine bitterkalte Adventnacht, aber er zieht sich aus und wirft Brusttuch und Hemd in's Feuer, weil er reich werden und faullenzen wollte für sein Lebtag. Aber es verbrennt alles haar und klein, und hinter ihm wird ganz laut gelacht. Das ärgert ihn. — „Wart Du ver-

dammter Knirps!“ schreit er jetzt und macht eine Faust gegen den Baum. „Ich schlag' Dir die Haut voll, daß Dir das Lachen vergehen soll.“ Kaum hat er das gesagt, huscht das Männchen hervor, packt ihn an den Haaren, stößt ihm das Gesicht dreimal in's Feuer und ruft:

„Geh' den graden Weg.
Geh' nicht krummen Steg!
Hast Du Weib und Kind daheim
Kehr' nicht in jedem Wirthshaus ein!“

So ruft das Männchen und faßt ihn dann an den Haaren und hebt ihn in die Höhe. Der Pflasterer ist ganz wüthend und stammelt vor Zorn: „Läßt mich los, Du nichtsnutzig Kerlchen! Was geht Dich mein Weib und Kind an, — gib mir das Gold!“ — Da stößt ihn das Männchen nochmals in's Feuer und sagt:

„Da Trunkenbold
Hast Du Dein Gold,
Nimm' auch den andern Sold!“

Und damit patscht es ihm mit der flachen Hand so stark auf den bloßen Rücken, daß das Fleisch grün und blau wurde. Dann ließ es ihn gehen, weil es dachte, er hätte genug. Der Pflasterer macht sich auf die Füße und läuft fort. Und wie er meint, er sei weit genug, dreht er sich herum und fängt an zu schelten: „Du Knirps! Du niederträchtiger Zwerg! Du Lauskerlchen! Was will ich Dich stumpfen, wenn ich Dich wieder einmal krieg'! Wart' ich will Dir die Ohren reiben!“ — Kaum hat er das letzte Wort gesagt, hängt ihm das Männchen schon auf dem Buckel, hält sich an des Pflasterers Ohren und hetzt ihn so, wie einen Gaul, durch Busch und Dorn, bis er halb ohnmächtig ohne Wamms, ohne Hemd und Weste wieder im Dorf beim wälschen Wirth ankommt, wo er Alles erzählt. Da hat denn mein Vetter geglaubt, daß es ein graues Männchen gebe und der wälsche Wirth hat gesagt: „Aha! da haben wir's ja! Wenn ich dabei gewesen wäre, wär's anders gegangen!“ — Aber der Pflasterer hat sein Lebtag keine Händel mehr mit dem grauen Männchen angefangen und hat alle Feuerlein ruhig brennen lassen! —“

„Ist er auch nicht mehr in's Wirthshaus gegangen?“

„Nun, das hat er nicht ganz lassen können. Er trinkt noch manchen Schoppen über Durst, aber er ist doch ordentlicher geworden und sorgt mehr für seine Kinder, die früher hungern mußten, wenn er im Wirthshause 'saß.“

Damit schloß der Bube seine Geschichte vom Pflasterer von Waldrohrbach, der andere aber, der an das graue Männchen nicht glauben wollte, sagte noch:

„Die ganze Geschichte ist nicht wahr, oder es hat sich Jemand wirklich den Spaß gemacht und hat dem Pflasterer aufgelauert, um ihm einmal zu zeigen, wo Bartel den Most holt. Der hat ihm wollen das frühe Heimgehen an- und das Trinken abgewöhnen. Das glaub' ich! Aber an das graue Männchen glaub' ich nicht, weil's keine Geister und Gespenster gibt. Das sagt der Herr Schulmeister und mein Vater hat auch gesagt, daß der Napoleon alle Geister und Gespenster aus der Welt getrieben hat. Seitdem gibt es keine mehr!“ —

Aber er fand wenige, die ihm recht gaben, denn das kindliche Gemüth hängt an dem Wunderbaren und Geheimnißvollen mehr und schenkt ihm größeren Glauben als dem nüchternen Verstande.

Der Nebel hatte sich inzwischen immer dichter über die Flur gelegt. Die Lichter des Dorfes schimmerten schon hie und da trübe herauf. — wie eine Geisterburg sah die alte Ruine mit ihrem gewaltig hohen Thurme in unbestimmten Umrissen durch den Nebel und über die dürren Bäume herab. Wo im Felde Hanflöcher waren, um den Hanf zu rösten, schimmerten jetzt in rother Gluth die verlassenen Feuer vom völligen Erlöschen noch herüber durch die Trübe des Abends. Auch die Kühe brüllten nach ihrem Stalle. Aber die Buben, welche sich in so großer Anzahl nicht vor dem grauen Männlein fürchten zu dürfen glaubten, dachten noch nicht an's Heimgehen, sondern fingen jetzt erst an, die brennenden Kohlen in die Luft zu schleudern, daß sie leuchteten wie Raketen und sprühend und zischend in's feuchte Gras niederfielen, oder sie schwangen die Kohlen auch im Kreise, daß sie gleich feurigen Reifen durch den Nebel leuchteten.

Nur der Gaisenjörgel saß ruhig am Feuer, wo noch große Vorräthe von Aepfeln, Grundbirnen und Kastanien lagen. Er bekam so selten satt zu essen, daß er eine so schöne Gelegenheit, satt zu werden, nicht vorübergehen lassen wollte, ohne sie recht zu benutzen. Einige der Buben beriethen schon, ob man das Feuer fortbrennen lassen sollte, oder ob man es löschen müsse, bis sich die meisten dafür erklärten:

„Es brenn' fort. Das graue Männchen mag sich daran wärmen!“

„Um Gottes willen, schweigt von ihm, — es ist schon dunkel!“ riefen einige der Furchtsameren, indem sie scheu den Schloßberg hinausblickten.

In diesem Augenblicke hallte durch den Nebel vom Dorfe her die Abendglocke; es „bämmte“ dreimal hinter einander. So heißt man das dreimalige Absetzen beim Läuten, wobei jedesmal vier stammelnde Glockenschläge erklingen, bis das eigentliche Läuten beginnt. An dieser Art zu läuten erkennt man in der Pfalz die Glocken der katholischen Kirchen.

„Betglocke!“ sagte einer der Knaben, hielt

mitten im Spielen ein und nahm sein Käpplein in die Hand. „Betglocke!“ sagten mehrere nach und nahmen die Mützen ab, um zu beten, und die katholischen Kinder standen alle still, das Vater unser und das Ave Maria zu beten, während die protestantischen Kinder sich ruhig verhielten, um ihre Cameraden nicht im Beten zu stören. „Betglocke“ ist in meiner Heimath immer das Zeichen, wo die Kinder alle ihre Spiele unterbrechen und heimeilen. Und so sagten auch auf der Bergwiese droben die Buben jetzt:

„Fort, heim! Nach der Betglocke ist's nicht rathsam, am Schloßberg zu bleiben. Da kriegt das graue Männchen seine Gewalt über die Leute!“

„Bst! Bst! Nenn' es nicht, sonst ist's gleich da!“ rief einer der Buben, indem er die Peitsche zur Hand nahm und das Vieh zusammenzutreiben begann. Andere folgten ihm.

Da, mit einem Male fuhren Alle erschrocken zusammen. —

„Horch, horch!“

„Was war das?“

Vom Schloßthurm herunter hatte Jemand so laut genieſt, daß man es deutlich schallen hörte und der Wiederhall davon an den Bergen im Nebel nachhallte, als ob andere nachniesten!

„Das war es! Das war es!“ hieß es dann nach einer Pause. „Das war das graue Männlein!“

„Hist, hott!“ riefen die Buben jetzt voll Angst und in aller Eile das Vieh an, griffen nach den Peitschen und trieben es so schnell als möglich dem Dorfe zu, aus welchem die Lichter und hie und da bei geöffneten Thüren das Heerdfeuer herüberblinkte. Dabei blickten sie scheu und ängstlich den Schloßberg hinauf, ob nicht das graue Männlein schon aus dem Nebel heraushusche. Auch der kleine ungläubige Thomas, welcher nicht an das graue Männchen glauben wollte, war unter denen, welche so schnell als möglich davon zu kommen suchten.

Nur der Gaisenjörgel blieb bei dem Feuerlein unterm alten Kastanienbaum sitzen und konnte nicht begreifen, warum die andern so sehr davonliefen, während noch Kastanien, Aepfel und Grundbirnen genug ringsum lagen. Er schaute den Fliehenden so lange nach bis sie im Nebel verschwanden und noch hie und da die Stimme einer Kuh herübertönte und das Echo des Berges hervorrief. Die Gaise lag satt und ruhig neben ihm, und fühlte sich recht behaglich in der Nähe des Feuers. Dieses selbst gluthete still fort und beim Scheine desselben leuchteten die Augen des Buben gar fröhlich, denn alle die übriggebliebenen Kartoffeln, Kastanien und Aepfel waren nun sein eigen, und er freute sich seines Reichthums. Konnte er sich doch einmal wieder recht satt essen und dann war noch genug übrig, was er den armen Eltern und dem kleinen Schwesterchen mitbringen konnte. Er dachte: „So viel gute Sachen bringt uns nicht einmal das Christkindel, als ich heute mit heimbringe! Ach, wie wird sich der Vater, die Mutter und das kleine Christinchen freuen!“ —

So briet er sich noch einige Aepfel am Feuer, und wollte eben einen der schönsten aus den Kohlen ziehen, da nieste es wieder herzhaft den Schloßberg herunter.

„Helf Gott!“ sagte das Jörgel in den Nebel hinein, denn er war immer artig. Ruhig aß er seinen Apfel fort, lehnte sich an den Baumstamm und sah sich nicht einmal um. Die Gaise neben ihm dagegen reckte den Kopf in die Höhe und sah in den Nebel hinein mit gespitzten Ohren, als wollte sie den erschauen, der auf so höflichen und artigen Wunsch keinen Dank habe. Dem Jörgel war es so recht gemüthlich um's Herz, dort mit seiner Gaise am Feuer. Er legte den Kopf an den Baumstamm und sagte: „Wahrlich, da könnt' ich jetzt gerade einschlafen, wenn's nicht so feuchtkühl wäre!“ Und dabei schaute er in die verständigen klugen Augen seiner Gaise, die wieder ruhig geworden war und ihn anschaute und dazu nickte, als wollte sie sagen: „So schlafe ein Jörgel! Ich hüte das Feuer!“ — Er saß also ganz ruhig mit dem Kopfe an den Baumstamm gelehnt und manchmal fielen ihm die Augen zu, deren Lider immer schwerer wurden.

Da niest es zum dritten Male den Berg herunter und diesmal sagt der Gaisenjörgel nichts. Da kommt mit einem Mal ein Männlein aus dem dicksten Nebel heraus als wäre es aus demselben entstanden und stellt sich an's Feuer. Es hat einen langen weißen Bart und ein graues Röcklein an.

„Huhu, mich friert, — schuckert's Dich nicht?“ sagt das Männlein und blinzelt den Gaisenjörgel an mit seinen kleinen stechenden Augen. Aber der Gaisenjörgel sagt ganz ruhig und dreht dabei den Kopf nicht:

„So wärme Dich, mich schuckert's nicht, ich sitz' ja am Feuer.“

Das Männlein weiß denn auch nichts Besseres zu thun, als sich zu wärmen und so steht es eine Zeit lang ruhig und schaut mit seinen stechenden Augen, die beim Feuerglast ie Kohlen glänzen, neugierig nach dem armen Gaisenjörgel. Dann fängt es wieder an:

„Huhu, mich hungert! Schuckert's Dich nicht?“

„Da hast Du Aepfel, Kästen und Grundbirnen. Esse Dich satt! Mich schuckert's nicht!“

Und das Männlein folgt auch gleich der Einladung ohne Umstände, greift so herzhaft zu und ißt so viele Kartoffeln, Kastanien und Aepfel, daß ihm der Gaisenjörgel nur so zuschaut.

Als es aber gar nicht aufhören wollte zu essen und sich immer mehr das Maul vollstopfte, griff es der Bube am Arm:

„Hör', Du könntest aber jetzt satt sein. Du hast für drei Mann gegessen und bist nur ein halber!" — Dabei legte das Jörgel seine Hand auf des Männleins Schulter und maß es nach seiner ganzen Länge, und die war kaum drei Schuhe. Dann fuhr es fort: „Ja, Du könntest Bauchweh von dem vielen Essen kriegen, — und mein Vater, meine Mutter, mein Schwesterlein daheim bekämen nichts und sind vielleicht hungriger, als Du! die müßten sich ohne Abendessen schlafen legen, drum sei jetzt satt!"

Da horchte das Männlein hoch auf und hielt auch ein im Essen, war satt und schaute dem Buben wieder mit seinen feurigen Augen in's Gesicht. Dann fing es wieder an, indem es sich auf ein Bein stellte, als wollte es tanzen:

„Huhu, ich möchte lustig sein! Schuckert's Dich nicht?"

„Sei nur lustig, wie Du willst!" sagte der Gaisenjörgel und stellte sich neben das Grauröckchen hin, strich ihm über den Kopf als wolle er damit andeuten, daß er größer sei, als das graue Männlein und wohl keine Ursache habe sich zu fürchten. Dann sah er das seltsame Männlein nicht sehr achtungsvoll an und sagte: „Sei nur lustig, kleiner Kerl, mich schuckert's nicht!"

Da tanzte das graue Männlein mit den possierlichsten Geberden um das Feuer herum, daß sich der Jörgel hätte geradezu todtlachen mögen. Dabei rief es immer wieder:

„Aber warum schuckert's Dich nicht? Warum schuckert's Dich nicht?"

„Warum soll's mich auch schuckern?"

„Weil ich's graue Männlein bin! Weil ich's graue Männlein bin?"

„Ei so, Du hast den Pflasterer so durchgeprügelt! Man sollte gar nicht meinen, daß Du so stark wärest! Mich schuckert nicht vor Dir. Ich habe Dir ja nichts zu Leide gethan. Aber sei nur lustig!" —

Jetzt schaute sich das Männchen um, sprang dann drei Schuhe in die Höhe als es die Gaise bemerkte, daß das Thier scheu aufsprang. Aber das Männlein rief:

„Ei, Du mein tausend Leben!
Du mußt ein schön's Rößlein geben!"

und sprang damit auf das arme Thier und klammerte sich fest wie ein Aeffchen. Die Gaise kriegte jetzt beinahe die Gaisengichter, wie man nach der Furchtsamkeit dieses Thiers die höchste Angst in meiner Heimath benennt. Es zitterte und bebte und sah flehentlich nach dem Jörgel, während das Männchen sie dreimal um das Feuer herumritt. Da ist aber der Bube nicht faul, springt auf, packt das muthwillige Männchen an seinem weißen Barte und sagt:

„So hab' ich's nicht gemeint, Du närrisch Kerlchen! Laß meine arme Gaise in Ruhe, sonst werf ich Dich in's Gras herunter. Sie muß meinen Eltern und meinem Schwesterlein Nahrung geben und wenn Du so fort machst, geht sie noch drauf und wir sind arme Leute. Du kannst sie uns doch nicht ersetzen!"

Damit hatte er auch das Männlein schon in den Rasen gezogen und es wurde jetzt ganz still und gelassen.

„Wenn ich das gewußt hätte, daß Du so mit meiner Gaise umgehst, hätte ich Dich nichts essen lassen, Du Zwerg!" sagte Jörgel recht unmuthig über die Behandlung seiner armen Gefährtin. „Wenn sie drauf ginge, würdest Du uns doch keine andere geben können und wir müßten verhungern!"

„Ich hab' Theil an ihr! Ich hab' Theil an ihr!" sagte jetzt das Männchen und schaute nach dem zitternden Thiere.

„Du? Was hast Du denn für Theil an ihr?" fragte Jörgel, dem Thiere schmeichelnd, das sich an ihn anschmiegte.

„Du weidest sie Jahr aus Jahr ein auf meinen Gütern, an Hecken und Rainen und hier am Schloßberg. Was keinen anderen Herren hat, gehört mein, damit Du's nur weißt!"

„So! Da wärst Du ja ein reicher Mann!"

„Ob ich reich bin! Ob ich reich bin! Mir gehören alle Schätze der Erde. Was versunken und vergraben ist gehört mir und ich kann Dich so reich machen, als der Herr Pfarrer ist!"

„Du thust groß, hast aber noch nicht gezeigt, daß Du so gar reich bist. Der wälsche Wirth, der sich rühmte, von Dir etwas zu haben, hat sich das Geld entlehnt und meinen Vater unglücklich gemacht, — den Pflasterer von Waldrohrbach hast Du durchgeprügelt, — und halt, ja, ich kann mich erinnern, einmal gehört zu haben, daß Du eine arme Frau in den Schloßberg geführt hast. Aber das ist wohl ein bloßes Gerede, — ich glaub' Dir nicht, bis ich es seh." —

„So guck'!" sprach das Männchen und stieß mit dem Fuße in's Feuer. Und siehe da, das Feuer erlosch und es war da ein Loch in die Erde, das halbvoll goldener Thaler lag. Das Loch aber führte in einen weiten Gang, der sich bis hinüber in's Dorf unter die Kirche im Stift zog und bis hinauf zum Schlosse führte, dann weitere Nebengänge hatte hinüber in das Feld, wo man es in der Maria Magdalena hieß und hinüber nach dem St. Niclascapellchen, das noch in seinen grauen Trümmern durch den Nebel schaute. Unter den Weinbergen hin lief der Gang, in welchen Jörgel dem Männchen folgte. Da lagen überall goldene Schätze, die versunken waren und Jörgel fragte:

„Warum läßt Du Alles das so ungenützt liegen, da Du doch droben damit so viele glücklich machen könntest?“

„Ich mache so die Leute auch glücklich. Das Gold wirkt durch den Boden und macht, daß der Wein eben so golden aussieht und so gut ist. Wer fleißig ist, gräbt das Gold schon heraus! Aber sieh da hinüber!“

Und Gaisenjörgel sah gegen das Schloß hin. Da saß unten im Berg der gute König Dagobert, welcher das Schloß und Kloster im Thal erbaut hatte, an einem goldenen Tisch mit seinen Helden und schlief und das Männchen sagte: „Bleiben wir weg, Du kannst ihn doch nicht erlösen!“ Dann führte das Männchen den Buben wieder zum Ausgang hin und sagte:

„Deine Gaise wartet auf Dich. Sage Deinem Vater, was Du gesehen hast und welcher Schatz auf dem herrenlosen Anger liege, der ist zu heben durch einen fleißigen, braven Mann! Du aber fülle Dir Dein Käpplein mit den Kohlen, die da glühen! Dann wirst Du bis Christtag eben so fröhlich sein wie reichere Kinder!“

Sie waren jetzt wieder auf den Anger gelangt und wo die Goldstücke gelegen waren, brannte wieder das Feuer und die Gaise lag daneben. Das Männlein aber war plötzlich verschwunden, als Jörgel sich nach ihm umschaute. Ganz verwundert schaute Jörgel drein und bedauerte nur, daß die schönen Goldstücke sich wieder in Kohlen verwandelt hatten. Ringsum war es Nacht, dunkle Nacht, nur der alte Kastanienbaum, an den Jörgel angelehnt lag, war von dem rothen Feuer beleuchtet. Nun bedachte Jörgel, ob er mit seinem Käpplein die Kohlen heimtragen solle. Aber das Käpplein dauerte ihn und was sollte er mit Kohlen daheim thun! Er löschte das Feuer aus und schob die Kohlen weg, siehe, da blinkte ihm gleich einem Sterne ein Goldstück entgegen, er scharrte mit dem Fuße noch weiter, — da war ein zweites. Aber dann keines mehr. In höchster Freude nahm er jetzt die Gaise an die Leine, steckte die übriggebliebenen Kartoffeln, Aepfel und Kastanien in die Tasche und eilte durch die Nacht heim. — —

Anderen Tags stand der Vater des Gaisenjörgels mit freudestrahlendem Gesichte vor dem Herrn Bürgermeister und sagte:

„Drüben am Schloßberg liegt ein Fleck Land, der herrenlos ist. Mein Jörgel hat geträumt, ich könne ein reicher Mann werden, wenn ich ihn bebaue, und da will ich anfragen, ob ich's darf.“ — „O sicherlich!“ sagte der Herr Bürgermeister, „das ist schön, daß Ihr Euch durch eigenen Fleiß ein Gut erwerben wollt. Das Land droben trägt Gold, nicht bloß bildlich gesprochen. Es sind dort oft schon Goldstücke von den Maulwürfen aufgestoßen worden und wer vorüberging, konnt's aufheben. Hat's auch noch keiner liegen lassen. Glück zu!“ Der Mann schmunzelte und fing noch im nämlichen Winter an, den Boden droben umzuwühlen und auszuroden. Ob er noch mehr Goldstücke gefunden, hat er nicht gesagt, aber nach vier Jahren trank er auf Weihnachten schon den ersten „Jungfernwein“, der dorten wuchs, mit seinen Kindern. Den übrigen hat er verkauft. Der Gaisenjörgel aber hütet schon lange keine Gaise mehr, sondern fährt mit einem Paar Ochsen jetzt in's Feld, wo er stattliche Güter hat. Denn er ist ein geachteter Bauer und saß schon im Gemeinderath. Sein liebstes Stück Land ist ihm aber der Wingert am Schloßberg, wo er einmal als Kind vom grauen Männchen träumte.

Das Mädchen von Marienburg.

(Auszug aus einer Handschrift.)

Vorliegendes ist die Arbeit eines russischen Gelehrten, welcher mir dieselbe zur Veröffentlichung zuschickte. Da die Jugendgeschichte der Kaiserin Katharina I. durch Anekdoten sehr entstellt ist, und da das, was seither über dieselbe berichtet worden ist, ganz unzuverläßig war, so hat diese Arbeit einen besonderen Werth. Sie ist, wie man erkennen wird, das Ergebniß einer sehr fleißigen und sorgfältigen Prüfung der Urkunden, und fügt den bereits bekannten Quellen neue hinzu.
G. L. Kriegk.

Dann erst hören Irrthümer auf, gefährlich zu sein, wenn sie widerlegt werden können. Als wirkliche Irrthümer erkannt, versinken sie in den Abgrund der Vergessenheit, und nur die Wahrheit allein schwebt über dem unermeßlichen Raume der Jahrhunderte. Helvetius.

Hatte die Erhebung der Gossudara (Herrin) Katharine Alexiewna zur czarischen Gemahlin im Jahre 1711 die Aufmerksamkeit nicht nur ihrer nächsten Umgebung in St. Petersburg, sondern auch des ganzen großen Reiches, das ihr Gemahl beherrschte, auf sie gerichtet: so mußte ihre Krönung 1724 und Erhebung auf den Thron 1725 die Aufmerksamkeit auch auswärtiger Höfe auf sie lenken, die nun von ihren Gesandten und Residenten Auskunft

2*

wünschten über Katharinens Abkunft und Charakter. Der erste dieser Berichterstatter ist Ch. F. Weber, hannöverscher Resident zu St. Petersburg, der gelehrten Welt bekannt durch sein „Verändertes Rußland (Frkfrt. 1720. Neue erweiterte Aufl. 1738—41),“ welches in der ersten Auflage seit dem Jahre 1714, wo der Verfasser in St. Petersburg auftrat, bogenweise zum Drucke abging und sich schnell und weit verbreitete. Sein zum Theil aus Nachrichten, die schon das vorgenannte Buch enthält, zusammengestellter Bericht „Nachricht von der Czarin Katharina Alexiewna an das geheime Rathscollegium zu Hannover“ fällt nach seiner eignen Angabe in die Zeit gleich nach der Krönung und wird von Schmidt in den „Materialien zur russischen Geschichte (Riga 1771. I. 215)“ ausführlich wiedergegeben. Ein anderer und zwar der Zeitfolge nach der nächste ist der „An den römisch-kaiserlichen Hof Wien den 28. Sept. 1725 abgestattete Bericht von der russischen Kaiserin Katharina I. Abkunft und Gelangung zum Thron“, den Büsching in dem „Magazin für neue Historie und Geographie (Halle 1767—83)“ XI. 419 im Drucke gibt, und den Einige dem preußischen Gesandten am Hofe des Czars, Kaiserling, Andere aber eben so unerwiesen dem österreichischen Gesandten, dem Grafen Rabutin, zuschreiben, da jener zu früh für denselben in St. Petersburg starb, dieser nur zu kurz für denselben sich in dieser Residenz aufhielt. Stellt nun gleich Weber in der neuen Auflage seines angezogenen größern Werkes hin und wieder herrschend gewordene Meinungen auf über Katharinens Abkunft und Familiennamen, die von denen in seinem Berichte ganz abweichen und die in spätern Zeiten z. B. Lagerbring (Abriß der schwedischen Reichshistorie. Greifswalde 1776. 282), Björnstahl (Reiseberichte. Lpzg. 1780. IV.), der schwedische Freiherr Schering Rosenhan (Geschichte. Stockholm. 1789), O. Masing (Neue inländische Blätter. 1818. Nr. 37. S. 210) und Andere als wahr zu begründen gesucht haben: so blieben doch die beiden ersten Berichte, die schon als Actenstücke von unzähligen Händen abgeschrieben und dabei nach Gutdünken abgeändert und verstümmelt sich verbreitet hatten, obgleich sie nur sagen, wer und was Katharina nicht war, bis zur Mitte des verflossenen Jahrhunderts, wo sie im Drucke erschienen, den Historikern die glaubwürdigsten und Nestesuranoi (Memoires du regne de Pierre le Grand. La Haye. 1725), der Verfasser der „Lebensbeschreibung der Durchlauchtigsten Czarin und Kaiserin Katharina Alexiewna von Rußland. Frkf. 1728“, Rousset (Memoires du regne de Cathérine, Imperatrice et Souveraine de toute la Russie. La Haye. 1728), Voltaire (Vie de Charles XII. 1730, und dreißig Jahre später Histoire de Russie sous Pierre le Grand. 1760), la Motraye (Travels through Europe etc. London. 1723 — 1732), Mauvillon (Histoire de Pierre I. Amstrd. 1742), Salmon und Goch (der gegenwärtige Staat von Rußland. Aus dem Engl. von Richard. Altona. 1752), Gordon (Geschichte Peter's des Großen. Aberdeen. 1755) folgen alle mehr oder minder dem einen oder dem andern jener Berichterstatter, bis Büsching (1769) alles für „falsch“ erklärt, was die Geschichtschreiber von der Herkunft und von der Familie der Kaiserin Katharina I. berichtet haben, und in dem vorgenannten Magazin (III. 190) Europa ein neues Mährchen auftischt mit einer Zuversicht, die sich nicht geltend gemacht hat. Es war natürlich, daß sich von jetzt an Europa im Bereiche aller dieser drei aus umherlaufenden Gerüchten zusammengestellten Berichte bewegte, die Jeder bis auf unsere Zeiten nach eigenem Gefallen, um pragmatisch zu erscheinen, ergänzte oder mit Nebendingen ausschmückte, auch wohl alle zu einem neuen Mährchen verschmolz, wie z. B. der Geschichtmacher M. Richer (Histoire moderne des Chinois etc. Paris), der bei den Deutschen besonderes Glück machte, seitdem die Rußland betreffenden Theile seines Werkes in der deutschen Sprache erschienen (Berlin. 1770), und der Ritter d'Eon (Loisirs du chevalier d'Eon. 1774). Ja im Laufe der Zeit wurden alle Fabeln und Fabelchen, die besonders die Voltaire'sche Periode über diesen Gegenstand und die ihn betreffenden Personen angebahnt hat, zu Facten ausgebildet, und zwar durch französische Schriftsteller wie der ebengenannte Richer, Leclerc (Histoire physique etc. de Russie ancienne et moderne. 1782), Levesque (Histoire de Russie. 1780. Nouv. édition. Hambourg et Brunswick. 1800) und Ségur. Selbst in Rußland, dessen nationale Literatur über Katharinens Abkunft und Jugend bis dahin angeblich nichts ergab, werden, seitdem die französische Sprache die Hofsprache und somit auch die Sprache der höhern Stände wurde, die französischen Nachrichten für dieses Factum authentisch, und man hat sich so sehr mit ihnen abgefunden, daß man unfähig geworden, eigene Denkmäler richtig zu würdigen; und es gibt Staatsräthe, die über Versuche, wie der folgende, sehr vornehm wegsehen, weil sie Alles schon weit besser aus Frankreich, Deutschland und England wissen. Der Graf Ségur endlich (Histoire de Pierre le Grand. Brunswick. 1829) weiset in diesen Zusammenstoppelungen, die er vorgefunden und selbst gemacht, als wären sie erwiesene Thatsachen, den eisernen Schritt des ernsten Geschickes nach und baut Schicksalssprüche bis zu den Sternen hinauf und mit ihm Dr. Binder (Peter der Große und seine Zeit. 1844) entsprechende

Luftgebilde für Erscheinungen, die in diesem Factum gar nicht vorliegen.

Für die gelehrte Welt, die mit den vorgenannten Berichten wie mit dem Schicksal derselben bis auf unsere Tage bekannt ist, sind diese einleitenden Worte nicht geschrieben. Ihr übergebe ich die folgenden Blätter im vollen Vertrauen, sie werde finden, daß der Verfasser weder etwas Ueberflüssiges noch Verdienstloses gethan, wenn er den Charakter und die Abkunft, und zwar jenen früher als diese, eines Waisenkindes, das im Buche der Geschichte bisher mit Unrecht so unvortheilhaft verzeichnet stand, einer neuen gewissenhaften Prüfung unterzog. Jedem, der sich nicht zu derselben bekennt, möchte er, um Entschuldigung zu finden für die Ausstellung eines so einfachen Bildes in so einfachem Rahmen, die Kenntniß wenigstens eines der vorgenannten Berichte wünschen, da es fast unmöglich ist, daß ihn alsdann das Pikante, im Gegensatze jenes Berichts und der folgenden Nachrichten, nicht ansprechen sollte, wie es den Verfasser ansprach, und nicht hinreichen ihm zur Vorsicht zu rathen, wie bei andern Mittheilungen jener Berichterstatter, so neuerer Nachschreiber und Anekdotensammler wie Pipitz und Fink.

I. Kindheit und Jugend des Mädchens von Marienburg.

Wie abweichend von einander alle vorgenannte Berichterstatter und alle Geschichtschreiber Deutschlands, Frankreichs und Englands nach ihnen, die nur aus diesen Quellen schöpfen konnten, in ihren Nachrichten von Katharinens Abkunft und Schicksalen vorzüglich des Kindes und Mädchens sind: so stimmen sie doch alle darin überein, daß es der Geschichte zuerst in Marienburg*) bekannt wird als Pflegetochter des Probstes Glück. Dieser aus einer geachteten Familie im Magdeburgischen gebürtig[1] **), nahm das verwaiste Mädchen unter seine eigenen Kinder auf, nach einer Sage aus dem Munde einer Tochter, nicht ganz zur Zufriedenheit seiner Frau, „weil sie ja ohnehin schon Kinder genug zu erziehen hätten“, bis der fromme Mann dadurch, daß er sie auf den Herrn verwiesen, der auch die jungen Raben ernähre und die Lilien so schön kleide, die Besorgte, aber auch wieder Gleichgesinnte für seine Absicht gewann. Da ein solches Beispiel christlicher Gesinnung und Liebe an den frommen Pflegeeltern seinen Einfluß auf das Gemüth eines sinnigen Kindes nicht verfehlen konnte, so soll Katharine seitdem dieselben, besonders den Pflegevater, ausnehmend geliebt und gepflegt haben. Wiederum konnte diese Kundgebung eines dankbaren Herzens die Fürsorge des Vaters nur erhöhen für ein verwaistes Kind. Diejenigen, welche behaupten, Katharine habe Alles, was sie an Bildung besessen, nur „der eigenen guten Natur“, nicht der Erziehung und dem Unterrichte zu verdanken gehabt, und die dies, wie man bei näherer Betrachtung der Sache sieht, damit beweisen wollen, daß sie, ohne die russische Sprache schreiben gelernt zu haben, nach Rußland gekommen sei, thun unserm guten Probst Unrecht, da wir, auch wenn der Berichterstatter an das hannöversche Rathscollegium und an den römisch-kaiserlichen Hof es nicht ausdrücklich sagten, annehmen müssen, daß er, um sein gutes Werk zu vollenden und an der Frucht desselben seine Freude zu haben, das Waisenkind erzog, selbst in der christlichen Religion unterrichtete und dasselbe in einer Lehranstalt, die er für seine eigenen Kinder und auch für fremde in seinem Hause errichtet hatte, am Unterrichte Theil nehmen ließ. Das Vertrauen, das sich diese Lehranstalt erwarb, vergrößerte die Zahl der fremden Lehrlinge; und da sein Predigeramt einen Theil seiner Zeit in Anspruch nahm, so zog der Probst Lehrer aus Deutschland zur Unterstützung an seine Anstalt, von denen die Namen Wendelinus Steuding [2]), später Rector am Gymnasium zu Riga und seit 1703 Pastor an der Jacobs-Kirche daselbst, und Wurmb [3]) uns aufbehalten sind, der später dem Probst sogar in die Gefangenschaft nach Moscau folgte, sich nach dessen Tode (1705) nach St. Petersburg begab, wo er unsern Berichterstatter Fr. Weber in der russischen Sprache unterrichtete (1714) und, als er es wagte, sich der Kaiserin vorzustellen, von einem Jahrgehalte lebte, den sie ihm aus ihrer Schatulle gab. Ja die Namen zweier von Katharinens Hausgenossen und Mitschülern sind auf uns gekommen, des nachherigen Hauptmanns Skogh und des Verwalters Olofson, die unser verdienter Hupel in seinem Aufsatze „über die Kaiserin Katharina I.“ anführt. [4]) — Beide erste Berichterstatter erzählen, Katharina sei mit besondern Vorzügen des Körpers und Geistes ausgestattet gewesen und habe in fortgeschrittenem Alter dieselben in der Unterstützung der Pflegemutter, in der Erziehung der jüngeren Geschwister, sowie in der Theilnahme an den Wirthschaftsgeschäften dem Elternhause nützlich gemacht. Skogh und Olofson fügen bei, die Wehmutter habe ihr bei der Geburt aus einem Mahle am Arme und ein Lehrer in Glück's Hause aus den Zügen in ihrer Hand ein großes Glück vorausgesagt und die arme

*) Marienburg, eine kleine Stadt nebst einem Schloß in der Provinz Letten in Liefland an einem kleinen See (Hübner's Staats-Lexicon). Jetzt nur ein Rittergut mit den Trümmern des Schlosses.

**) Die mit Ziffern bezeichneten Stellen befinden sich am Schlusse des Aufsatzes.

Verwaiste habe große Hoffnungen darauf gesetzt. Beide Letztern gedachten des schwarzen Haares des Mädchens und ihrer in's Rothbraune fallenden Gesichtsfarbe, wohl nur der Frühlingsschminke des gesunden Landmädchens, der Klagen, die sie über Unarten derselben bei der gemeinschaftlichen Pflegemutter geführt, und der kleinern Rachehandlungen, die sie darüber an ihr geübt, wenn die Wirthliche in gewissenhafter Verwaltung der Habe der Eltern ihnen das Butterbrod nicht groß genug zugemessen. Dem Ernst, mit welchem sie der Wirthschaft der Eltern vorstand, entsprach die Beflissenheit und die Andacht, mit welchen sie den Predigten des Pflegevaters beiwohnte und welche unter den Berichterstattern selbst diejenigen an ihr loben, die im Widerspruch mit sich selbst feindlichen Gerüchten von ihr Gehör geben, und Weber sagt mit Wurmb's eigenen Worten: „sie habe in der ganzen Zeit ihres Aufenthalts bei dem Präpositus Glück ehrlich und treu sich aufgeführt und demselben niemals auch nur die geringste Verdrießlichkeit gemacht.“ [5]) Katharina war also fromm und sittsam; dafür spricht die fortdauernde Zuneigung und Vorsorge der guten Pflegeeltern, das Zeugniß ihrer Altersgenossen in Glück's Hause und des treuen, ehrlichen Wurmb, der in Jahren ihr Hausgenosse war, wo sich der Charakter in Freiheit zu bewähren anfängt, und der das Zeugniß lange nachher von ihr ablegte, wahrscheinlich bei einer Gelegenheit, wo er nachtheilige Gerüchte über sie vielleicht auch bei Weber vernahm, die er mit ihrem früheren in Glück's Hause bewiesenen Betragen im Widerspruch fand. Weber mag gestutzt haben bei diesem Zeugniß, und es gereicht ihm zur Ehre, daß er es für Unrecht gehalten, uns dasselbe vorzuenthalten.

Mit Wurmb's Zeugniß fallen eine Menge Erzählungen, die alle von gänzlicher Unkenntniß der jugendlichen Verhältnisse des Mädchens zeugen und von dem Irrthume ausgehen, Katharina sei ein livländisches Erbmädchen gewesen; dahingegen bestätigt es, weil Wurmb ihr Hausgenosse war bis zu ihrem Ausscheiden aus dem Hause des Pflegevaters, das oft bezweifelte Factum, das Weber zuerst gibt und von Wurmb haben konnte, das aus nicht zu verwerfenden Gründen ohne Wurmb's Zeugniß zweifelhaft bleiben würde, von Katharinens Vermählung mit einem schwedischen Militair im Laufe des nordischen Krieges. Er wird in diesem Zeugniß von Skogh und Olofson unterstützt, die ebenfalls erzählen, sie habe sich einem schwedischen Militair Namens Kruse vermählt, welchen Namen Weber nicht hat. Aus der umständlichen Erzählung Wurmb's bei Weber ergibt sich, daß der junge Mann, der die andächtige Katharina in der Kirche gesehen und liebgewonnen, den Beifall seiner Vorgesetzten besaß, die in diesem Fall ihm eine militairische Beförderung zusagten, was wieder bezeugt, daß Katharina auch von ihnen nicht für eine ehstnische Erbmagd, wo es zu einem solchen Schritt der Beförderung nicht bedurft hätte, sondern für die Tochter Glück's gehalten wurde. Der Freier stieß bei dem Vater auf Bedenklichkeiten, die nur die Rücksicht auf die unsichern Zustände in dem Kriege, der das Land durchtobte, und auf seine eignen häuslichen Bedrängnisse beseitigen konnte. Der Katharinen vom Probst gemachte Antrag fand bei ihr aus eben solchen Gründen vielleicht, wie er selbst hatte, keinen großen Widerstand, da auch, wie Weber erzählt, der zweiundzwanzigjährige Krauskopf ihr nicht mißfallen hatte. Die Verlobung und Trauung wird bald vollzogen, doch sehen wir Katharina das Haus des Pflegevaters nicht verlassen; aber der Vermählte wird, wie Einige sagen, an demselben Tage, wie Andere, einige Tage nachher auf Kundschaft ausgeschickt und bleibt im Kampfe gegen die Russen. Alle Erzählungen von dem Wiedererscheinen desselben bei Weber, bei Richer und dem deutschen Uebersetzer von Gordon's Geschichte erweisen sich bei näherer Prüfung als Fabeln oder Verwechselungen.

Bald darauf, wie Einige wollen, am Tage der Trauung und zugleich der Trennung, fällt Marienburg (im Monat August 1702) in die Hände der Russen. Glück wird mit seiner Familie, mit Katharinen und Wurmb und den übrigen Bewohnern des Städtchens vor Scheremetew geführt, der Glück und die übrigen Gefangenen gnädig verabschiedet mit der Erklärung, daß sie verpflegt und nach Moskau geführt werden sollen, die schöne Katharina aber, die ihm Glück als seine eben erst ihres angetrauten Gemahls beraubte Pflegetochter vorgestellt, zurückbehält, um, wie Weber andeutet, sie durch eine gute Mahlzeit und ein Tänzchen zu trösten, wovon Wurmb nicht mehr Zeuge gewesen sein kann, da er entlassen war. Hier hat Weber aus trüberer Quelle geschöpft. Als ob das verlassene unglückliche Mädchen, die häuslich und sittsam Erzogene, so hätte getröstet werden können, die nach der Trennung von dem geliebten Manne, auch aus den Armen der geliebten Eltern gerissen den Trost des Zusammenlebens und Duldens mit ihnen verlieren sollte, und als ob Scheremetew sie so einfältig hätte können trösten wollen, Scheremetew, von welchem seine Zeitgenossen sagen, daß er ein „hochgebildeter Mann war, in dessen schöngebildetem Körper eine noch schönere Seele lebte, der mit allen Eigenschaften des Helden und Feldherrn alle Tugenden eines guten Bürgers verband, eifriger Christ, zärtlicher Ehemann, uneigennütziger Menschenfreund war, so daß viele Hülfsbedürftige seine Menschenliebe erfahren haben, viele Wittwen und Waisen, die ihre

Zuflucht zu ihm nahmen."[6]) Der Held bewies sich in der Zurückbehaltung der schönen Frau in seinem Charakter, indem er, da er sah, daß sie ein „frisches, blühendes, junges Mädchen war," damit sie auf einer solchen Reise nicht in „schlimme Hände" geriethe, sie der Gemahlin des Obersten Balk übergab, einer Livländerin[7]), in deren Geleitung und Schutz sie nach Moskau kam. Von hieraus datirt sich das innige Verhältniß Katharinens zum Hause Glück's wie zu dem Balk's ihr ganzes übriges Leben hindurch.

Nach dem Triumphzuge in Moskau am Schlusse des Jahres 1702, erzählt Ranft am angezeigten Orte, mit welchem der Czar die Feldzüge des Jahres beschloß, „besahe Menschikow im Auftrage des Czars die Gefangenen" wohl nur diejenigen von ihnen, die außer der Besatzung, die schon im Triumphe mit aufgeführt worden war, eingetroffen waren und „hörte dabei von der artigen Katharina, welche die Oberstin Balk bei sich hatte;" er verlangte sie zu sehen und da habe sie ihm so gut gefallen, daß er sie der Balk weggenommen und sie seiner Gemahlin geschenkt habe, einer artigen Dame, Namens Daria Arsenjew, mit welcher er sich 1700 vermählt hatte. Wenn also Weber die Ueberlieferung Katharinens unmittelbar von Scheremetew an Menschikow und zwar im Februar 1702, wo Marienburg noch gar nicht eingenommen war, wo jener diesem, dem Sieger von Errastfer die Insignien des Andreas-Ordens zu überbringen hatte, so ist das eine bei dem Berichterstatter ganz gewöhnliche Verwechselung in diesen Facten. So konnte auch Katharina damals von Moskau nicht, wie Weber erzählt, nach St. Petersburg, sondern nur nach Schlüsselburg versetzt werden, wo Menschikow Statthalter war und seine Familie sich damals aufhielt. Der Czar machte also in Moskau Katharinens Bekanntschaft und nicht diejenige Glück's, was gewiß geschehen wäre, wenn er, der auch das geringste Verdienst anzuerkennen und zu ehren verstand, um die Mitgefangenschaft einer livländischen Predigerfamilie gewußt hätte.

Wiederum also sieht sich unsere Waise dem Schutze einer gütigen Herrin entrissen und in eine ungewisse Zukunft hinausgestoßen und eine unbekannte Ferne. Aber diese Fürstin Menschikow, welche Weber „eine der artigsten Damen in Rußland, liebens- und lobenswerth und ein rechtes Muster ehelicher Liebe und Treue nennt"[8]), wie sie sich noch in den letzten harten Schicksalen des Mannes erwies, sollte ihr eine dritte gütige Freundin werden und sühnet uns so mit ihres Gemahls scheinbar gewaltsamem und gefühllosem Benehmen aus. Sie hatte nämlich in ihrem „Frauenzimmer" nebst der Schwester ihres Gemahls mehre Fräulein und Jungfrauen, welche ihr aus den eroberten ingermanländischen und finnischen Oertern, die eben den Kriegsschauplatz abgaben, zugeflüchtet waren und von der wohlthätigen Fürstin wohlgehalten, auch später versorgt wurden.[9]) Unter diese wurde nun auch Katharina aufgenommen und „hatte", sagen Weber, Gordon und Ranft, „eine sehr gute Zeit; ihr munteres, liebkosendes Betragen erwarb ihr die Zuneigung der Fürstin, welche ihr daher mit besonderer Achtung begegnete und zugleich den Grund zu ihrem Glücke legte."

Gleich nach der Abreise des Czars aus Moskau im Anfange des Jahres 1703 nach Woronesch, begab sich Menschikow an seinen Bestimmungsort nach Schlüsselburg. In der Mitte des Märzmonats traf auch der Czar dort ein. Dort in Menschikow's Hause in Schlüsselburg mußte er, da es in Moskau nicht geschah, die erste Bekanntschaft Katharinens machen, und alle Berichterstatter nehmen das an, obgleich sie in der Art, wie es geschehen, je nachdem sie leichtgläubig oder in vorgefaßten Meinungen befangen, sehr von einander abweichen. Es läßt sich wohl annehmen, daß Peter's Name wenigen Männern seiner Zeit lieblich klang, sein Anblick wohl nur wenigen sogleich einen angenehmen Eindruck machte, sein Umgang erst nach längerer Zeit Zutrauen erweckte und bequem wurde, besonders Ausländern, denen Sitte und Sprache des Landes fremd war. Wie viel mehr mußte er Frauen Furcht und Mißtrauen erwecken! Mit welchem Gefühl mochte zuerst Katharina dem Manne begegnen, der ihr Vaterland verwüstend sie um das Vaterhaus, um den Frühling ihrer Liebe gebracht, der des großen Reiches unbeschränkter Herrscher, in das man sie als Gefangene geführt und von dessen strengen Strafexempeln auch wohl sie Wahres und Falsches vernommen! Zittern mußte sie in seiner Nähe, das Auge niederschlagen, um nicht das Mißtrauen, die Furcht, den Haß vielleicht zu verrathen, den ihre Brust verschloß. Es ist schwer zu glauben, daß dem scharfsinnigen Czar diese stumme Sprache unverständlich war und er in der Deutung selbstgefällig irrte. Dazu war er und sein Schnurrbart nicht modern genug. Und wenn beim ersten Anblick die Natur in der Schönheit der Frau dem mächtigen Czar Schach bot, so mußten auch Sprache und Benehmen, die vor andern Gefangenen sie auszeichneten, wie wir bei den Berichterstattern hören, die Liebe und Achtung, die sie sich in ihren neuen Verhälthältnissen schon erworben, ihm schonende Rücksichten gebieten, was wir in die Seele des edlen Menschen und Fürsten behaupten, wenn gleich leichtfertige und boshafte Verleumder und nach ihnen leichtgläubige Berichterstatter und deren Nachschreiber erzählen oder doch scheinbar schonend andeuten, er habe wie ein roher neuseeländischer Barbar das abgeschnittene Stück

Fleisch aus dem Körper des gebundenen Gefangenen vor dessen sterbendem Auge mit Wollust verzehren können. Und wir brauchen nicht bei der Behauptung stehen zu bleiben; wir können durch offene Darlegung humanerer Gesinnung des Czars solche Verleumdungen widerlegen, durch Denkmäler seiner eigenen Hand in seinen Briefen an seinen vertrautesten Freund Menschikow, die bisher unverstanden geblieben sind, oder doch nur zwangvolle Deutungen von In- und Ausländern erfahren haben.

Da bei dem Eintreffen des Czars in Schlüsselburg Menschikow in Verwaltungsgeschäften von seinem Wohnorte entfernt war, schrieb ihm der Czar am 16. März:

„Ich muß Dich sehen, und auch Du hast hier etwas zu sehen. Morgen ist ja ein Feiertag; komme doch morgen, ich bitte Dich, unfehlbar hieher.“ [10])

Sollte das nicht der Moment gewesen sein, wo der Czar die in Menschikow's Hause aufgenommene Katharina zuerst sah? Er mußte seinen Liebling zur Seite haben, um seine Ueberraschung zu theilen, von ihm vielleicht Näheres über sie zu erfahren, der selbst von ihr nichts wußte, als daß sie ein gefangenes Mädchen aus Marienburg war. Und daß der Czar Näheres über sie und wohl von ihr selbst erkundete, ja daß er bereits nähern Antheil an ihr nahm, sehen wir bald aus einzelnen Anordnungen, die er traf in Folge dieser Bekanntschaft. Denn es ward Befehl gegeben, daß von nun an auf den Streifzügen die lutherischen Kirchen, Edelhöfe und Dörfer in Livland dem bisherigen Verfahren zuwider geschont werden sollten. Auch wird von diesem Jahre an, im Namen und von wegen Ihrer czarischen Majestät dem Glück in Moskau der große Narischkin'sche Palast und sechstausend Rubel zur Unterhaltung eines Gymnasiums zu seiner Disposition anheim gegeben. [11])

Weber's Bericht von diesem ersten Zusammentreffen ist ganz irrig, und wir werden nicht ermangeln, den Veranstaltungen, die er schon hier im Jahre 1703 und zwar in St. Petersburg für Katharinen treffen läßt, den gehörigen Platz und die gehörige Zeit anzuweisen. Wir können darthun, daß die Fremde in Menschikow's Hause blieb und daß der Czar die Sorge für sie der Fürstin überließ. Bei ihr war es, wo er sie immer zu treffen Gelegenheit hatte, wenn er von seinen Feldzügen wieder in sein Reich zurückkehrte, wo er gewiß, indem er über die Art ihres Lebens und ihrer Beschäftigung bestimmte, ihren Charakter prüfte, aber auch den Adel ihrer Seele immer mehr kennen und achten lernte. Und Peter freute sich im Stillen des blühenden deutschen Mädchens, das er aus den Gefangenen in seinen besondern Schutz genommen hatte, seiner Gelehrigkeit und Gefügigkeit, während er die aufkeimende Leidenschaft für dasselbe, deren Bekenntniß nur seine Vertrautesten, Menschikow und dessen Gemahlin, nicht weiter bedurften, vor aller Welt im Innersten des Herzens verschloß.

Als am Schlusse des Jahres 1703 Menschikow den Czar abermals zum Triumphe nach Moskau begleitete, begab sich die Fürstin ebenfalls dahin, und da er für das Jahr 1704 mit dem Czar in Livland commandirte, so blieb die Fürstin, wie auch Menschikow's Biograph sagt, für dieses Jahr im Palast ihres Gemahls in Moskau zurück und Katharina mit ihr. Daher lesen wir in einem Briefe des Czars, datirt aus Dorpat vom 4. Juli 1704 an Menschikow, der in Narva zurückgeblieben war und dahin Nachrichten von seiner Familie aus Moskau erhielt:

„Schreib, was man bei Euch machet und von dem, was mir immer im Sinne liegt.“ [12])

Am Schlusse des Jahres traf der Czar wieder in Moskau ein und blieb vom 19. December bis zum 18. Februar des Jahres 1705, kehrte dann am 27. April dahin zurück und blieb bis zum letzten Mai. Die Fürstin Menschikow hatte, da ihr Gemahl in diesem Jahr in Polen und Lithauen war, ihren Aufenthalt in Moskau behalten. Am 19. December trifft der Czar wieder daselbst ein und schreibt an demselben Tage an Menschikow nach Grodno:

„Deine Schwester und die Uebrigen in Deinem Hause habe ich in guter Gesundheit angetroffen; sie haben mir aufgetragen, Dir ihr Compliment zu machen.“ [13])

Daß der Czar der Fürstin Menschikow hier nicht erwähnt, spricht für die damalige Abwesenheit derselben, und Grüße, die er von jetzt an den Briefen an Menschikow auch an die Fürstin beifügt, bestätigen die Vermuthung, daß sie ihrem Manne, der den Winter (1705 — 1706) und das ganze Jahr 1706 hindurch in Lithauen bleiben mußte, dahin gefolgt war. Der Czar bleibt in Moskau bis zum 13. Januar 1706, wo ihn die zweifelhafte Lage seines Heeres bei Grodno nach Lithauen abruft. Aber schon am 10. März langt er wieder in Narva an, von wo aus er an Menschikow schreibt:

„Meine Reise habe ich recht glücklich bis hieher zurückgelegt und nach sechs oder sieben Tagen werde ich von hier nach St. Petersburg reisen; aber meine Seele quält sich, und weshalb, kannst Du leicht denken. Gott verleihe uns Freude zu seiner Auferstehung!“ [14])

Nachdem er damals das Osterfest in Narva gefeiert, fährt er in dem Briefe an den Freund von da aus fort:

„Aus der Frühmesse begaben wir uns heut in Dein Haus (das Gouvernements-Haus in Narva, wo Menschikow ebenfalls zum Commandanten ernannt war) und endeten unsere

Fasten; mit dem Ende des Tages schwand im Hause die Fröhlichkeit. Aber wir waren Gott Lob! recht lustig, obgleich ohne Euch unsere Lustigkeit nur Speise ohne Salz ist." [15])

Bergman meint, es möchten die Qualen, über die der Czar hier klaget, wohl nur die noch immer in Grodno eingeschlossene Besatzung betreffen. Wir können nicht in Abrede stellen, daß der Gegenstand ihm Besorgniß erregen mußte; aber wir müssen auch bemerken, daß seine Angelegenheiten bei Grodno sich schon so sehr zum guten Ausgange hinneigten, daß er es wagen konnte, den Kriegsschauplatz Menschikow allein zu überlassen und selbst zurückzukehren, und er Klagen, wie er sie hier vor Menschikow führt, vor keinem seiner übrigen Feldherren, an die er schreibt und die alle gleichen Antheil an seinen Siegen und Niederlagen nahmen, hören läßt. Seine Klagen in diesen Briefen betreffen durchaus nur seine häuslichen und Familienangelegenheiten, in die nur Menschikow eingeweiht war. Der Mangel an häuslicher Glückseligkeit konnte auch ihm durch kein äußeres Gelingen ersetzt werden. Wir werden auf diesen Gegenstand zurückkommen müssen.

Nicht nach Moskau, wohin wir ihn im Laufe der Jahre 1704 und 1705 immer wieder zurückkehren sahen, sondern nach St. Petersburg ging dieses Mal seine Reise, wo wir in dieser Zeit auch alte Bekannte eingetroffen finden. Wir finden nämlich den Aufenthalt unserer Waise, gewiß auf eine Veranstaltung des Czars, der das Mädchen sich fügen mußte, von Moskau nach Petersburg verlegt, aus dem Hause Menschikow's, aber in Geleitung von desselben dort zurückgebliebener Familie. Hier wäre der Ort nachzutragen, was Weber als schon vor drei Jahren geschehen berichtet. Katharina sei, sagt er, in den kaiserlichen Palast*) geführt, Gossudara genannt, mit anständiger Bedienung, Geld und Kleidung versehen worden. Sie habe nach Anleitung ihrer guten Vernunft in solchen Stand sich gleich zu schicken gewußt und die Landessprache in solcher Vollkommenheit gelernt, daß sie das Deutsche und Livländische fast darüber vergessen. Vor allen Dingen aber habe sie sich beflissen, die Humeurs und Neigungen des Czars zu entdecken und mit der strengsten Beobachtung sich zu bequemen, [16]) eine Gefügigkeit Katharinens, die wir uns erklären können, ohne eigennützige Absichten von ihrer Seite vorauszusetzen, wie man sie der Unschuldigen und Bescheidenen angedeutelt hat, und auch ohne Leidenschaft für den Czar, der, wie wir oben bemerkten, ihr eher Furcht als Liebe erweckte. Denn sollte sie sich nicht verpflichtet gefühlt haben, wenn auch mit blutendem Herzen, sich den Anordnungen eines Herrn zu fügen, dem sie Alle unbedingt gehorchen sah, der sich zudem ihrer besonders angenommen, sie aus der Gefangenschaft in Freiheit, aus der Dürftigkeit in Ueberfluß versetzt hatte, dessen Vorsorge für sie auch Andern Rücksichten gebot, die ihr den Lebensweg ebneten in dem fremden, rauhen Lande, wo sie sonst noch manches stolzen Siegers Uebermuth hätte ertragen müssen und manchen unerfreulichen Wechsel des Geschicks?

Wenn wir schon annehmen müssen, daß auch dieses Mal höhere Zwecke die Schritte des Czars nach seiner neuen, erst zu gründenden Stadt leiteten, dürfen wir doch auch bescheidentlich muthmaßen, daß er jetzt dort erwartete, was seine kurze Ruhe schmücken und erheitern sollte. Am 1. April trifft er daselbst ein und am 7. des Monats meldet er Menschikow:

„Hier ist mit Gottes Hülfe Alles vortrefflich gerathen, so daß ich hier lebe wie im Paradiese. Nur ein Gedanke verläßt mich nicht, den Du selbst kennen wirst, worin wir uns aber doch nicht auf Menschen, sondern bloß auf Gott verlassen dürfen." [17])

Bergman meint, in diesem Briefe bezeuge der Czar seine Freude über die gelungene Ausführung seiner Anordnungen zur Befestigung und zum Bau von St. Petersburg. Aber noch hatte in diesem Sumpfe wenig geschehen können, was ihn hätte überraschen und eine so ganz veränderte Stimmung hervorbringen können. Golikow dagegen erzählt, der Kummer sei ihm unerklärlich, von dem der Czar nur durch Gottes Hülfe befreit zu werden gehofft habe. Er gebe sonst immer den Grund seines Kummers an, hier thue er es nicht. Sich darüber aufzuklären, habe er mit besonderer Sorgfalt des Czars ganze Geschichte, alle Memoiren von Neuem durchgelesen, habe aber keinen Grund für diesen Kummer gefunden. Endlich findet er, es sei möglich, daß diese Klagen seinem unglücklichen Sohn gelten könnten, dessen Erziehung durchaus nicht gelingen wolle. Golikow nähert sich wenigstens, wie wir bemerken, dem Verständniß dieser ganz im Dunkeln gehaltenen Aeußerungen des Czars, indem er zu den Klagen desselben den Grund nicht in seinen politischen, sondern häuslichen Verhältnissen sucht und findet. Man hält es unter der Würde des Fürsten, daß er auch Mensch ist und sein will, und man übersieht

*) Einen Palast hatte damals Petersburg noch gar nicht. Sehr wahrscheinlich hatte Katharina ihre Wohnung in dem kleinen hölzernen Häuschen, das der Czar auf Wassili-Ostrow sich hatte bauen lassen und an dem er selbst gezimmert, und das war für seine stille Liebe groß genug. Katharina ließ später dieses Häuschen, in welchem sie wohl ihre ersten Freuden und Leiden in Petersburg überlebt, mit steinernem Bogengange umgeben und mit steinernem Dache versehen. Heut zu Tage ist es das Lorettohäuschen der den Stammeltern ihres hohen und edeln Fürstenhauses dankbaren Russen. Man lieset Messe darin, thut Gelübde an Heilige und schmückt es mit Weihgeschenken.

über dem hellen Kopf des Staatsmannes sein warmes Herz.

Wir müssen zur Verdeutlichung solcher Aeußerungen des Czars vor seinem Freunde auf die Andeutung zurückkommen, die wir oben bei dem Briefe desselben vom 20. und 24. März dieses Jahres gemacht haben und den Leser an die bisher unglücklichen ehelichen und häuslichen Verhältnisse erinnern, in welchen der Czar sich befand. In einem Alter von siebenzehn Jahren hatte er sich 1689 mehr in Folge des Wunsches seiner Mutter als nach eigner Wahl vermählt. Doch damit war das Mittel noch nicht gefunden, das Streben des thatkräftigen Jünglings auszufüllen, und wenn er nach wie vor im Umgange mit Freunden, die ihm die Vorsehung aus fremden Ländern zugeführt, für sein Bedürfniß eines bessern Wissens und tüchtigern Schaffens Nahrung bekam, so fand er dagegen bei seiner durch einseitige Erziehung in veralteten Vorurtheilen für ihr Vaterland, dessen bisherige Zustände und Sitten bestochenen Lebensgefährtin nur Widerspruch und Mißbilligung aller seiner Unternehmungen für die Verbesserung der Zustände seines Reiches. Bei wachsendem Mißverhältniß schwanden die materiellsten Ursachen zur Annäherung und nach dem Tode seiner Mutter (1694), die das lockere Band noch zusammengehalten, trennte der Czar sich gänzlich von seiner Gemahlin, nachdem das Herz sich schon früher von ihr hatte lossagen müssen. Dieser Mangel an häuslichem Glück erleichterte ihm die Ausführung seines Wunsches, durch eigne Anschauung in Kenntnissen und Künsten fremder Länder sich zu unterrichten, durch deren Uebertragung auf sein Volk er dasselbe zu erheben und zu beglücken gedachte; und die Völker, die er kennen lernte, ehren noch heute das Andenken an den Czar, der in seiner menschlichen, nicht vom Throne geborgten Würde ihnen so frei und groß erschien, wie er war. Durch die Strelitzenverschwörung aus Wien zurückgerufen, sieht er sein Reich wieder, aber umfängt ihn auch darin eine trauliche Häuslichkeit? — Vielleicht hat die längere Abwesenheit Wunden früherer Zeit geheilt, zu gewohnten Reizen neuen Glanz verliehen! — Vergebliche Hoffnung! Das tief verletzte Herz hat sich für immer abgewendet. Ja, er ist genöthigt, seine Gemahlin wegen des Verdachtes der Theilnahme an der Strelitzenverschwörung in's Kloster zu schicken, wodurch sie der Welt abstirbt. Zum Glück für seine Völker findet der Czar sich wieder in der rastlosesten Thätigkeit zur Wiederherstellung der Ruhe seines Reiches; von seiner mühevollen Thätigkeit aber keine Erholung, von den Gefahren, die er zu bestehen hat, keine Zuflucht in einem vertrauten Familienkreise, dessen sein Herz so bedürftig war. Seine Sehnsucht indeß nach einem solchen, seine Klagen über den Mangel spricht er nur in seinen Briefen an die Familie Menschikow aus, die ihm doch nur einseitig die eigne ersetzte. Da soll er nach Lefort's Tode (1699) seine Neigung einem deutschen Mädchen Anna Iwanowna Mons zugewendet haben [18]), von welcher Gordon sagt, es sei ein überaus schönes, junges Frauenzimmer gewesen, das mit allen Gaben zu gefallen versehen gewesen, außer mit Klugheit und gesunder Vernunft, wie aus ihrem Betragen erhelle. [19]) So sehr es den Anschein hat, daß die Absicht des Czars dabei eine ernste war, so war er doch durch frühere Erfahrung vorsichtig geworden; er wollte sicher gehen im Bau seines häuslichen Glücks. Seit dem Jahre 1703 tritt bei dem Czar ein Schwanken ein, besonders da, wie Huyssen an der angezogenen Stelle seiner ausführlichen Beantwortung sagt, die Familie sich durch Anmaßung und Undank der czarischen Gnade unwürdig gemacht, und der Czar gibt der Anna Mons die erbetene Erlaubniß, sich dem preußischen Gesandten Kaiserling zu vermählen. Wenn man die Vorgänge und die Folgen in dieser Angelegenheit mit einander vergleicht, kann man die Vermuthung nicht abwehren, der Diplomat, der dem Mons'schen Hause ebenfalls bekannt war, habe aus Gefälligkeit für dasselbe einen Handstreich versucht zur Beschleunigung des Entschlusses des Czars, und verfehlt, weil der Czar und Menschikow denselben durchschauten, und ihn endlich dadurch wieder gut machen müssen, daß er sich der Mons vermählte. Dafür aber muß der Czar die kleine Demüthigung ertragen, wenn Weber im härtesten Widerspruch gegen Gordon's durchaus falsche Thatsachen, von denen Niemand in der nähern Umgebung des Czars etwas weiß, und im Interesse für Kaiserling nicht nur sagt, sondern auch schreibt und sogar drucken läßt: „Anna Mons habe des Czars Liebe verschmähet."

Von jetzt an, so sagen alle Berichterstatter, gehörte des Czars Zuneigung entschieden dem Mädchen von Marienburg, und wir treten Webern bei, wenn er in seinem Berichte (1724) sagt: daß es der nunmehr erhöhten Katharina an äußerlicher Schönheit in ihrer Jugend, als welche einen Theil der Schönheit ausmachet, nicht gemangelt, solches haben wir oben erwähnt, und die Liebe, deren Petrus Primus sie gewürdigt, ist das bündigste Zeugniß, um diesen Satz zu bestärken. Es kann aber in die Länge keine Liebe bestehen, wenn sie nichts als die Leibesschönheit, den Reichthum und die bloße Lust der Genießung zum Endzwecke hat. Ihre Dauer muß abseiten der Geliebten durch die Schönheit des Verstandes und Gemüths erhalten werden. Es ist also zu vermuthen, daß der Katharina solche Eigenschaften wenigstens in hinlänglichem Maße auch beigewohnt haben müssen, weil sie es mit einem Herrn zu

thun hatte, der mit einem durchdringenden Verstande begabt war, und der seinen Willen durch den allergenauesten Gehorsam erfüllt wissen wollte.[20])

Die drei Jahre, die Katharina in Menschikow's Hause fast unter den Augen des Czars verlebte, mochten ihm dazu die Ueberzeugung geben, daß ihr anspruchsloses Herz keine ehrgeizigen Eingriffe in seine Maßregeln befürchten ließ, und ihre Selbständigkeit und ruhige Haltung, die einem Manne von solcher eigenen Persönlichkeit Achtung gebot, gab ihm das Vertrauen, sie werde ihre neuen Lebensverhältnisse erkennen, sich in denselben aufrecht erhalten und sein Haus zu vertreten wissen.

Glaubte der Czar somit in seiner Wahl beseitigt zu haben, was seinen häuslichen Frieden von Neuem hätte stören können, so blieben doch dem Umsichtigen Besorgnisse übrig, die von Außen kamen. Je herzlicher und wahrer die Zuneigung des braven Mannes war, desto größer mußten die Besorgnisse sein, die ihm von seiner eigenen Stellung, von seinen bisherigen Familienverhältnissen, von den Sitten und Gebräuchen seines Landes ausgingen und von dem festen Vorsatze, auch das Glück der Geliebten zu gründen und zu befestigen. War es da nicht natürlich, daß er solche Besorgnisse in die Seele des vertrautesten Freundes niederlegte, wie wir im vorstehenden Briefe vom 7. April sehen, und die Hoffnung zur Verwirklichung seiner redlichen Absichten auf Gott und eine günstige Zukunft setzte?

Und der Czar lebte im April und Mai des Jahres 1706 in St. Petersburg wie im Paradiese, wie wir aus seinem Geständniß an Menschikow sehen, und datirt in diesem und dem folgenden Jahre — denn in diesen zwei Jahren sah ihn seine alte Residenz nicht wieder — nur an zwei vertraute Personen, an Menschikow und dessen Frau, witzig und zugleich bedeutungsvoll „aus dem Paradiese“. Am 10. Mai schreibt er von hieraus wieder an Menschikow:

„Zweifle nicht an meiner Reise zu Euch, wenn nicht von Gott etwas dazwischen kommt. Denn ich werde am Ende des Monats abreisen; früher ist es mir nicht möglich. Es geschieht nicht um zu faullenzen, sondern die Doctoren haben bestimmt, daß ich nach einer Aderöffnung zwei Wochen an Ort und Stelle Arzenei nehmen soll: dann reise ich sogleich ab. Euer Gruß ist hier abgestattet worden an Alle und sie befehlen dafür zu danken. Für das hiesige Betragen sorge nicht, denn in Gottes Paradiese kann nichts Böses sein.“[21])

Zur Erklärung der letzten dunkeln Worte muß beigefügt werden, daß man auch von Menschikow gesagt, daß er nähern Antheil an Katharinen genommen. Daß das der Fall war, zeigt schon die Aufnahme derselben in sein Haus, daß aber dieses nähere Interesse auf Achtung gegründet war und daher fortdauerte, sehen wir aus diesem Briefe. Er kannte des Czars Zuneigung und verstand seine dunkeln Worte und mochte in demselben Vertrauen, mit welchem der Czar sich ihm aufgeschlossen, in seiner Zuschrift, die sich nicht mehr findet, da man sie in den Sammlungen von Golikow nicht antrifft, ihn auf das zukünftige Schicksal des Mädchens aufmerksam gemacht haben, und der Czar gibt ihm in den Worten am Schlusse des Briefes die Zusicherung, daß seine Absicht eine redliche sei und er ihre Zukunft nicht außer Acht lassen werde.

Mit dem ersten Juni verläßt der Czar seine neue Residenz, um seine Heldenbahn zu verfolgen, und kehrt im Juli in sein Paradies zurück, doch nur auf kurze Zeit. Im August sehen wir ihn wieder in Kiew, wohin er auch Menschikow und Scheremetew zur Berathung beschieden hat. Im September ist er wieder in seinem Paradiese eingetroffen. Aus dieser Zeit seines Aufenthalts in St. Petersburg schreibt er am 12. September an Menschikow:

„Nach meiner Abreise von Euch kam ich am 4. dieses Monats nach Narva, am 7. zur Flotte und am 8. hier an, wo ich, Gott sei Dank! von der Reise ausruhen kann. Wir bereiten uns mit Gottes Hülfe mit Freuden zu unserer Unternehmung (dem Angriff auf Wyborg). Im Uebrigen ist durch Gottes Gnade hier Alles gut bis auf das Eine — Du weißt selber was, das unser Vergnügen stets begleitet. Das verdirbt uns hier alle Freude.“[22])

Mitten in der Sieges- und Kampfesfreudigkeit wieder Klagen! Aber anderer Art. Katharinens Unwohlsein, so deuten wir zuversichtlich die Worte des graden Mannes, erregte unsers Helden Besorgniß. Ein ungewohntes körperliches Leiden, der stille Gram, wohl eine Zähre im Auge der nun liebenden und geliebten Frau rührte auch dieses Heldenherz; aber die alte Thatkraft siegt. Schon am 4. Octbr. begibt er sich nach Wyborg. Nach kurzem Feldzuge sucht er wieder Ruhe in seinem Paradiese und bringt Trost dahin; doch erforderten Veränderungen, die indeß in Polen eingetreten waren (der Sieg bei Kalisch — August's Friede und Bündniß mit Karl XII.) seine Gegenwart, und er verließ am 10. December abermals seine Residenz, um dort Hülfe zu bringen, und Halem sagt wahr und schön, der Staat sei seine erste, Katharina seine zweite Liebe gewesen.

Da wurde ihm im Anfange des Jahres 1707 in seinem Paradiese eine Tochter geboren. Er muß das im Felde vernehmen; doch mochte ihm dieses Geschenk seiner geliebten Kattinka eine stille Herzensfreude und Stärkung sein in der rastlosen Thätigkeit, mit

welcher er den Frühling und Sommer hindurch seine Operationspläne im Cabinet und im Felde verfolgt. Mit dem Abgange des Sommers wächst seine Sehnsucht zur Ungeduld heran. Alle seine Briefe an Menschikow vom 6. 8. 10. 12. Septembr. und vom 7. October [23]) sprechen dieselbe aus in seinen Klagen darüber, daß er mit Arbeiten und Correspondenzen so sehr überhäuft sei, und in dem dringenden Wunsche nach St. Petersburg zu reisen. Der Brief vom 12. September schließt mit den Worten:

„Es kam aus dem Paradiese der Corporal Koronkin und brachte sehr viel Trost; aber das ist schlecht, daß wir nur hören und nicht auch sehen. Ich sende denselben zu Dir; Du magst selbst von ihm hören.“

Der Feldjäger Koronkin mochte zu den erprobten Dienern des Czars gehören, deren er sich zu seinen geheimen Aufträgen bediente, und der hier von Katharinen beauftragt, vielleicht auch zufolge eigener Anschauung erfreuliche Nachricht brachte von Mutter und Kind. Endlich bestimmt der Czar am 7. October dem Fürsten Menschikow Meritsch zur Zusammenkunft, um alles Röthige mit ihm zu verabreden, weil er nach Moskau (Petersburg) eilt und sich in dieser späten Jahreszeit nicht mehr zu sehr abarbeiten will, da er doch im Winter hier wieder zur Stelle sein müsse.

So trifft denn der Czar nach einer beinahe einjährigen Abwesenheit am 23. October 1707 in Petersburg bei seiner Familie ein. Wie mag er da, bei der eigenthümlichen Liebe des Russen zu Kindern, sein Töchterchen geherzt haben und dessen Matuschka (Mütterchen) dazu! — Seine Rastlosigkeit führt ihn bald nach Kronschlott zur Besichtigung der vollendeten, zur Anordnung neuer zu unternehmender Festungsbauten, zur Musterung seiner Seeleute; aber eine seiner ersten Sorgen ist: seine Liebe durch die Religion und das Gesetz zu heiligen, indem er damals in einem Alter von fünfunddreißig Jahren sich mit der angeblich siebenzehnjährigen Verlobten, die in der vorausgegangenen Taufe nach griechischem Ritus den Namen Alexiewna angenommen, da der Prinz Alexis die Pathenstelle vertrat, am 8. November unter priesterlicher Einsegnung in der neuerbauten Kathedrale der heil. Dreieinigkeit ohne weiteres Staatsgepränge vermählte.

Das war der Wendepunkt in dem Leben des Mädchens von Marienburg. Die äußere Lage der immer Bescheidenen war zu ihrer vollen Befriedigung entschieden, und gewiß war sie wieder mit ihrem Leben und auch mit ihrem reinen Herzen versöhnt. In wie tiefer Rührung, Demuth und Dankbarkeit mag sie das Knie gebeugt haben an der Seite des trefflichen Gemahls vor dem ewig gerechten Lenker der Dinge, der auch ihr bisher so hartes Loos zu so erfreulichem Ausgang geführt!

Dieser Schritt hatte auch dem Czaren zu seinem Frieden gefehlt. Die letzte Schattenwolke scheint von dem Horizont seines häuslichen Himmels gewichen zu sein. Schon am 9. desselben Monats schreibt er an die Fürstin Menschikow:

„Ich habe nichts zu schreiben, als daß hier Alles vortrefflich und froh ist. Tante und Mütterchen tragen mir auf Euch zu grüßen.“ [24])

Am 16. November schließt er seinen Brief an Menschikow mit den Worten:

„Ich sende Dir ein kleines Present (einen Käse, wie man sieht); sei so gut es anzunehmen und mit Gesundheit zu verzehren. Obgleich es ein kleines ist, so bedenke wohl, von wem es gesendet ist und von welchem Orte.“ [25])

Auch hört von jetzt an sein vertrautester Freund keine Klage mehr von ihm, nur Freude und Zufriedenheit.

„Am Tage des heiligen russischen Fürsten, Deines Namensvetters Alexander (am 18. November) haben wir uns in Eurem Hause, Gott sei gedankt! wohl belustigt, wie Euch solches der Courier Swjätschin umständlich erzählen wird. Gott gebe, daß bei Euch ein eben solcher Frohsinn herrsche, wie jetzt bei uns an diesem heiligen Orte! Uebrigens wünschen wir, daß Gott der Herr Euch vergönnen möge, auf längere Zeit hier mit uns zusammen in Freude dieses Paradies zu sehen. Seit dem Tode Lefort's“, fährt er fort, „bis heut war kein so froher Tag und erst um drei Uhr legten wir uns schlafen.“

In gleicher Stimmung feierte der Czar bald darauf das Andreasfest, und alle seine Briefe an seine Vertrauten tragen das Gepräge der Selbstzufriedenheit und der heitersten Laune.

„Die Dankbarkeit und Güte,“ fährt Weber im Jahre 1724 an der angezogenen Stelle fort, „welche die Prinzessin gegen Jedermann, insonderheit gegen ihre ehemaligen Bekannten spüren lassen, ihre Gelassenheit und Standhaftigkeit in widrigen Zufällen, ihre unaufhörliche Sorgfalt für die Gesundheit des Kaisers und ihr beständiges Anrathen zu sanftmüthigen und gemäßigten Handlungen können von ihren löblichen Eigenschaften hinlänglich zeugen. In dem ganzen Zeitraum ihrer Glückseligkeit bemühte sie sich, die Herzen der Unterthanen durch Wohlthun, Vorbitten und Freundlichkeit zu gewinnen.“

Diesen Charakter lernte der Czar an seiner neuen Lebensgefährtin von Tage zu Tage mehr kennen und hochachten, und war so zufrieden gestellt, daß er von der Verbindung mit Katharinen sein Glück datirte; er legte das Bekenntniß, daß er in ihr gefunden, was sein Herz und sein Haus bedurften, dadurch ab, daß er am 6. März 1711 die Czarin Katharina

seinem Volke für seine wahre und rechtmäßige Gemahlin öffentlich erklärte.

II. Abkunft des Mädchens von Marienburg.

Barbara Berg, geborne Berg, übertrug auf ihren einzigen Sohn, der sie überlebte, und durch ihn auf seine einzige Tochter die Aussage, sie sei eine leibliche Schwester Katharina der Ersten, welche Sage durch diese Enkelin und zwar auf ihrem Sterbebette als bis dahin tief bewahrtes Geheimniß auf den Verfasser dieser Blätter überging mit dem Zusatze, die Großmutter habe um das Schicksal der lange vorher von ihr getrennten Schwester nicht eher gewußt, *als bis sie dieselbe in Riga als Gemahlin des Kaisers wieder erkannt habe.* Sie, Barbara, sei von Schreck ergriffen in ihre Wohnung geflüchtet und habe die Entdeckung ihrem Manne mitgetheilt. Beide hätten es rathsam gefunden, sich nicht zu erkennen zu geben und die Entdeckung gänzlich zu verschweigen, Alles aus Furcht vor dem Czar.

Die Sache gewann an Interesse für den jetzigen Inhaber der Sage, da er der einzige und letzte war. Unerwartet fand er in dem Nachlasse der Enkelin einen Aufsatz aus Herrenhut über und von Barbara, in welchem sie den Tag ihrer Geburt am 14. Januar, ihr Geburtjahr 1687, ihre Geburtstadt Riga, wo ihr Vater Bürger war, angibt. Sie erzählt den frühen Tod ihrer Eltern, ihre Erziehung durch ihre älteste daselbst verheirathete Schwester, das Aussterben des ganzen Schwesterhauses an der Pest 1710, ihre eigne Genesung von derselben nach neunwöchentlicher Krankheit, ihre Verheirathung an Andreas Berg, ihre Uebersiedelung nach Pernau und von da (1714) nach Dorpat, den Tod ihres Mannes daselbst (1740), ihren Uebergang nach Seitenschrein, ein damaliges herrenhutisches Institut in Livland auf einem Landgute (1746), und endlich von da nach Herrnhut (1750), wo sie ihr Leben unter den Brüdern und Schwestern beschließen wollte und nach einem Bericht, der aus Herrnhut vorliegt, in einem Alter von angeblich drei und siebenzig Jahren beschloß. Ihr Sohn Chr. Gottfr. Berg, geboren 1724 in Dorpat, tritt in die Fußtapfen der frommen redlichen Mutter, besonders durch den Grafen Zinzendorf bei seinem Besuche in Livland für die Brüder gewonnen, und nur sein im Jahre 1762 plötzlich erfolgter Tod verhindert die Ausführung seines Vorsatzes, sein Leben ebenfalls in Herrnhut zu beschließen, wo ihm die Mutter und ein zur Erziehung nach Großhennersdorf geschickter Sohn im Tode vorangegangen sind. Seine Wittwe Maria Christina, von welcher sein Bericht sagt: „der Herr habe ihm in ihr eine Lebensgefährtin gegeben, deren ganzes Herzensverlangen mit ihm dahin gehe, für Jesum auf der Welt und bei seinem Volke zu leben", überlebte ihn in Dorpat sechs und vierzig Jahr, verlor noch einen Sohn in Herrnhut durch den Tod, blieb bis zu ihrem Lebensende (1808) dem Heiland und den Brüdern treu ergeben und hinterließ ein einziges Kind, eine Tochter, die sich (1780) in Dorpat mit C. G. J. vermählte, auf dem Friedhofe in Reval ihren Grabhügel fand (1830) und eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterließ.

So weit machten die Familienpapiere und eigne Erlebnisse den Inhaber der Sage mit den Voreltern der Referentin, der Enkelin von Barbara bekannt. In die Wahrhaftigkeit dieser durfte er eben so wenig Zweifel setzen, als in die Aussage der Großmutter, deren Leben und Charakter die Aussage verbürgte. Aber er fand in dem im späten Alter abgefaßten Lebenslaufe derselben, den wir dem Leser kürzlich mitgetheilt, keine Spur eines solchen Verhältnisses zu Katharinen, nichts von der Wiedererkennungsscene, die nur im Munde des Sohnes und der Enkelin fortlebte. Bei der Musterung indeß des Vorraths von historischen Kenntnissen, den er sich bis dahin über dieses Factum erworben, mußte er sich eingestehen, daß, in Vergleichung aller über Katharinen aufgestellten Hypothesen, diese Sage mehr Wahrscheinlichkeit für sich habe als alle früheren. Er beschloß daher, mit diesen Familienpapieren in der Hand noch einmal alle ihm zu Gebote stehenden Quellen über diesen Gegenstand ausführlich zu benutzen, um wo möglich Anknüpfungspunkte zu finden. Er beschied allmälig aus einer Zeit von beinahe 150 Jahren die Berichterstatter Rußlands, Deutschlands, Frankreichs, Englands und Hollands vor sich und verhörte sie über diesen Gegenstand. Kam er dadurch zu keinem Resultat über die in Frage stehende Sache, Barbarens Aussage nehmlich, so hatte er doch die Genugthuung, die Berichterstatter über Katharinens Abkunft, Jugend und Charakter in ihrer platten Leichtgläubigkeit, Leichtfertigkeit oder offenbaren Animosität, deren Nachschreiber in ihren Verwechselungen und selbstgefälligen Verschmelzungen zu ertappen, und kam so nach gewissenhafter Reinigung dieses Augiasstalles zu den einfachen Resultaten über Katharinens Kindheit und Jugend aus dem Munde der Zeit und Umstände kundiger und unbestochener Zeugen, die der vorhergehende Abschnitt aufgestellt hat; aber auch zu Daten, die in Verbindung mit der ihm zugekommenen Sage und den ihr zu Folge später angestellten Nachforschungen, ihm die folgende Beweisführung möglich machen.

Weil nun auf solcher Tour durch Europa der Erfolg auf einer Seite so mißlich ausgefallen war, ward beschlossen, das Feld der For-

schung zu beengen, den Hasen vielleicht zu umkreisen und in seinem Lager zu überraschen. Auf Livland, auf Riga mußte man sich beschränken, da Barbara auf Livland als ihr Vaterland, auf Riga als ihrer Eltern Wohnort und ihren Geburtsort hinweiset, Riga der Ort ist, wo sie die Schwester erkannt haben will. Aber unabweisliche Bedenklichkeiten waren vorher zu beseitigen, die zum Theil von Riga, zum Theil von der Kaiserin selbst, zum Theil von Barbara ausgingen.

So verschieden z. B. der Name des Vaters und der Familie Katharinen's von den Berichterstattern angegeben wird, so erscheint doch der Name, den Barbara von ihm angibt, der in ihren Nachrichten völlig ausgeschrieben gefunden wurde, aber dem Leser bisher nur mit dem Anfangsbuchstaben B... bezeichnet worden, nirgends, auch kein nur ähnlich klingender. Schon Wurmb hat um Katharinen's Familiennamen nicht gewußt, sonst hätte uns Weber nicht so ungenügende Nachricht hinterlassen. — In Riga erkannte Barbara die Schwester wieder. Das konnte, wenn es überhaupt geschah, nur am Schlusse des Jahres 1711 geschehen sein, wo sich der Czar mit seiner Gemahlin drei Wochen daselbst aufhielt, oder in der Mitte des Jahres 1712, wo er mit derselben auf seiner Durchreise einige Tage dort zubrachte und in welcher Zeit Barbara noch in Riga war. Kannte sie denn sonst Niemand? Barbara konnte geirrt haben. Ja, in Riga lebte damals noch ein Mann, Wendelin Steuding, der einst der Hausgenosse und Lehrer Katharinen's gewesen war. Trieb denn ihn die Neugierde, die Czarin zu sehen, nicht ebenso hinaus wie andere Rigenser, oder erkannte er nicht, was Barbara erkannte? — Die sorglichste Prüfung aller Nachrichten über diesen kaiserlichen Aufenthalt daselbst verrathen nicht die geringste Spur, daß sich Katharina als die einstige Bürgerin dieser ihrer angeblichen Vaterstadt gewußt, erkannt oder zu erkennen gegeben, oder daß sie nach ihren dort zurückgebliebenen Geschwistern sich erkundigt hätte. — Sollten die Rigenser, die sich dem Studium der Geschichte ihres Vaterlandes und ihrer Vaterstadt so entschieden zugewendet haben, die Andeutung eines Berichterstatters, Katharina sei die Tochter eines Rathssecretairs in Riga gewesen, anderer, ihre Mutter habe nach des Vaters Tode ihren Wohnort aus Schweden dahin verlegt, unbeachtet gelassen haben? Sollten sie damals, als eine Kaiserin von so seltenem Schicksal sich in ihren Mauern aufhielt, sich damit abgefunden haben, sie für eine Bäurin aus Lonnewarden zu halten, oder wie man in Mitau that, für eine Madame von Tiesenhausen, wie die Moscovia gloriosa so naiv erzählt, wenn an den Gerüchten, die wenigstens ihren früheren Aufenthalt nach Riga verlegen, etwas wahr wäre?

Der Verfasser verschont gern den freundlichen Leser, der ihm geduldig über alle solche Knittelwege dahin folget, wo einst die Wiege des Waisenkindes von Marienburg und der Czarin von Rußland stand, mit vielen ähnlichen Bedenklichkeiten, die er zu beseitigen hatte; er muß es aber auch mit den Gegengründen, die zu Folge der Sichtung der Quellen über diesen Gegenstand ihm zu Gebote standen und die ihnen so sehr das Gleichgewicht hielten, daß er sich in der Verfolgung seines Planes durch sie nicht irre machen ließ. Er glaubte sich seinem Ziele zu nähern, wenn er sich eine genauere Kenntniß, wenn es möglich wäre, von der Familie verschaffte, aus welcher Barbara abstammte. Dazu konnte Riga verhelfen. Er wandte sich daher an einen verehrten Freund in Riga mit der Bitte, ihn zu benachrichtigen, ob es dort noch eine Familie des Namens gebe, den Barbara angegeben, und was die Kirchenbücher der Stadt über dieselbe ergäben vom Jahre 1680 bis 1720, wo, wenn die Vermuthungen, zu denen er veranlaßt, nicht ohne Grund waren, Glieder derselben sich dort noch finden mußten. So lebhaft sein Wunsch war, sich auf diesem Wege für oder wider die Aussage von Barbara entscheiden zu können, so war doch seine Hoffnung nicht groß, da es möglich war, daß in den Zeiten des nordischen Krieges und der Belagerung die Kirchenbücher zerstört oder bei Gelegenheit des Brandes der Petri-Kirche 1721 verbrannt waren, und da in der Zeit der Pestjahre dieselben überall im Lande mangelhaft geführt sind.

Meine Erwartung wurde indeß übertroffen, da ich durch die gefällige Verwendung meines Freundes und die eben so gefällige Bemühung des Herrn Superintendenten der Stadt aus den Taufregistern der beiden Hauptkirchen der Stadt Riga, des Doms und der Petrikirche folgendes Taufregister erhielt.

Peter B... Kinder:

1) Anna getauft den 8. August 1661.
2) Hermann getauft den 12. Juni 1664.
3) Ursula getauft den 10. März 1669.
4) Katharina getauft den 24. October 1671.
5) Peter getauft den 28. März 1673.
6) Helena getauft am 28. December 1676.
7) Katharina getauft am 3. Februar 1679.
8) Dorothea getauft den 14. März 1681.
9) Barbara getauft den 26. Januar 1683.

Dieses Register gab die Entscheidung. Barbara Berg, geborene B..., die Großmutter meiner Referentin, ist also Peter B...'s jüngste Tochter. Sie war nach ihrer eigenen Angabe, wie wir schon sahen, am 14. Januar geboren, gibt aber ihr Geburtsjahr irrig 1687 an, das doch 1683 war, dem zu Folge sie auch in einem Alter von nicht dreiundsiebenzig, sondern siebenundsiebenzig Jahren gestorben sein muß.

Auch Katharina finden wir im Register, sogar zwei verschiedenen Alters. Da bedurfte es zur vollen Lichtung des Factums noch der Kenntniß manches Nebenumstandes, zu der die Kirchenbücher verhelfen konnten, wenn sie von der eignen Ansicht des letzten Erben der Sage in's Auge gefaßt wurden. Eine Reise, die er nach Riga zu machen veranlaßt war, benutzte er dazu, und die Gefälligkeit des Herrn Superintendenten gestattete ihm die Durchsicht der Kirchenbücher in seiner Wohnung.

Da ergab sich denn, daß die vorgenannten neun Kinder von Peter B... aus zwei Ehen stammen. Denn das Leichenbuch der Petrikirche sagt: den ersten May 1673 Peter B... seine Frauw begraben [26]). Anna, Hermann, Ursula, Katharina und Peter waren also Kinder erster Ehe. Von diesen fünf Kindern gibt dasselbe Leichenbuch am 23. März 1669 und am 29. März 1671 zwei Kinder von Peter B... als vor der Mutter verstorben an [27]), welches die beiden Töchterchen Ursula und Katharina gewesen sein müssen, da Anna und Hermann erweislich die Eltern überlebten und Peter erst nach dem Ableben der Geschwister geboren wird. Der Anachronismus des Kirchenbuchs, das die am 23. October getaufte Katharina schon am 29. März desselben Jahres sterben läßt und begraben, ist nur das Verdienst des Cantors oder Küsters, der die Kirchenbücher wohl nachträglich führte und so Geburt und Begräbnißtag des Kindes verwechselte. Zu den drei die Mutter überlebenden Kindern kommen in zweiter Ehe des Vaters vier Kinder hinzu, von welchen er wieder eines Katharina taufen läßt, und von welchen abermals das Leichenbuch derselben Kirche unter dem 24. März 1681 eine Tochter Peter B...'s als begraben angibt, welches das vorletzte neugeborene Kind Dorothea gewesen zu sein scheint [28]). Diesem Verzeichniß verstorbener Geschwister, das sich aus dem Kirchenbuche ergibt, fügt Barbara durch die uns mitgetheilte Nachricht von dem Aussterben des ganzen Schwesterhauses und der Schwester selbst an der Pest in Riga 1710 ein viertes ausgestorbenes Glied der Familie bei, welches nur Anna, Peter B...'s älteste Tochter erster Ehe gewesen sein kann, da diese von den Töchtern des Hauses in der ersten Jugendzeit von Barbara etwa zwanzig Jahr alt und verheirathet gewesen sein konnte. Vier Geschwister sind also erweislich bis zum Jahre 1710 gestorben, fünf am Leben. Zwei von diesen letztern, Peter und Helena, werden in den vorhandenen Kirchenbüchern nicht mehr gefunden, auch keine Nachkommen von ihnen: sie scheinen die Beute des Krieges oder der Pest geworden oder sonst verschollen zu sein. Von den drei übrigen, Hermann, Katharina und Barbara, kann der Verfasser dieser Blätter Auskunft geben, was in Hinsicht von Barbara zum Theil bereits geschehen ist, und jetzt in Hinsicht Katharinens geschehen kann, und Barbara empfiehlt die Beweisgründe für ihre Aussage „sie sei die leibliche jüngste Schwester der Kaiserin Katharina I.“ der Prüfung der Leser.

I. Alle Schriftsteller, die Katharinens Geburtsjahr angeben, setzen dasselbe auf die Jahre 1683, 1686, die meisten 1689; die ihr Lebensalter angeben, dasselbe bei ihrem Tode auf neununddreißig Jahr, und bestimmen von hier aus zurück über die Hauptepochen ihres Lebens. Da sie nun 1727 starb, mußte sie bei ihrer Gefangennehmung 1702 in Marienburg, erst etwa dreizehn Jahr alt sein. Das ist nicht möglich. Ein Kind dieses Alters tritt nicht auf, wie Katharina aufgetreten sein muß, kann den Einfluß nicht geltend machen, den Katharina geltend machte. Als ein Kind dieses Alters würde es dem Feldherrn Scheremetow eben so unbeachtet geblieben sein, wie Glück's übrige Kinder und würde dem Vater eben so ungehindert und ungefährdet haben folgen können wie diese. Und daß Katharina, die Kaiserin, älter war bei ihrer Gefangennehmung, als man gewöhnlich behauptet, hat außer Weber, der sie ihre erste Vermählung in Glück's Hause im achtzehnten Lebensjahre schließen läßt, noch einen zweiten Gewährsmann, der vom Jahre 1696 bis 1711 in des Czars Diensten ein Waffengefährte des Obersten Balk war, Gordon nehmlich, welcher sagt, daß Katharina bei ihrer Gefangennehmung zweiundzwanzig Jahr alt gewesen sei [29]); und so alt, etwa zweiundzwanzig Jahr nämlich, war gerade damals im Jahre 1702 Katharina, die Tochter Peter B...'s, der Barbara leibliche Schwester, da sie nach dem Kirchenbuche 1679 geboren ist.

II. Wir sahen, daß man in späterer Zeit, wenigstens seit 1723, in Petersburg den 5. April für der Kaiserin Katharina Geburtstag hielt. Eine genauere Prüfung ergibt, daß dieser Tag wohl nur durch das bessere Gedächtniß der Kaiserin für häusliche Verhältnisse und Ereignisse eine ehrende Aufmerksamkeit des Czars für seine Gemahlin hervorrief, und daß derselbe nur durch die Gegenwart und die Einmischung des Herzogs von Holstein die obige Bedeutung erhielt. Dagegen fällt nach Rousset [30]) der Geburtstag der Kaiserin auf den 28. Januar 1689, und nach einem Bilde, das von ihr in Holland gemalt wurde und das wir im dritten Bande von Nestosuranoi's Memoiren als Titelkupfer wiedersehen (Jac. Houbraken sculpsit), auf den 27. Januar desselben Jahres. Katharina, Peter B...'s Tochter wurde aber am 3. Februar getauft und mußte, da man damals immer bald nach der Geburt taufen ließ, am Schlusse des Januar geboren sein. Darum vindicirt Barbara einen dieser

Tage, den 27. oder 28. Januar als Geburtstag ihrer Schwester.

III. Die Kaiserin Katharina I. starb am 17. Mai 1727, in einem Lebensalter von 38 Jahr 3 Monat und 20 Tagen[31]), wie wir aber annehmen müssen und Gordon bestimmt, 10 Jahr älter, also in einem Alter von 48 Jahr 3 Monat und 20 Tagen. Das Kirchenbuch gibt das Geburtsjahr von Peter B...'s Tochter 1679, und Barbara vindicirte als ihren Geburtstag den 27. oder 28. Jan. Ziehen wir das Geburtsjahr von Peter B...'s Tochter vom Sterbejahr der Kaiserin ab

1726 — 4 M. 17 Tg.
1678 — — 27 Tg.
48 — 3 M. 20 Tage.

so ergibt sich das Alter von Peter B...'s Tochter, als die Kaiserin Katharina I. starb, 48 Jahr 3 Monat 20 Tage und zugleich der Kaiserin wahres Alter, das der Verfasser der Memoiren wie der Maler und alle Zeitgenossen außer Gordon um 10 Jahr zu gering angenommen haben.

Der Gang, den unsere Untersuchung genommen, macht einen wesentlichen Theil unsers Beweises aus, und wenn die Leser bedenken, von welchem Fingerzeig wir ausgegangen sind, so möchte ihnen kein Zweifel bleiben über die Identität der beiden Katharinen, der Kaiserin und der Tochter von Peter Badendick.

Wir fügen indeß einige Momente bei, die für die Geschichte der Familie nicht unwichtig sind und dunkle Vorfälle im Leben der Kaiserin aufschließen.

IV. Allgemein war von frühe an in St. Petersburg die Nachricht verbreitet, Katharina habe in jugendlichem Alter ihre Eltern verloren, nach den Autoren im dritten, vierten, fünften Jahre. Dasselbe sagt Barbara, die etwa vier Jahre nach ihrer Schwester geboren war, von sich, woher sie der ältesten Schwester zufiel. Seit der Geburt aber dieses jüngsten Kindes von Peter Badendick verschwinden beide Eltern aus dem Kirchenbuche: sie werden in den erhaltenen nicht mehr genannt, sind wahrscheinlich im Jahre 1683 oder 1684 beide gestorben und ihr Begräbniß in dem Domkirchenbuche eingetragen worden, welches verloren gegangen. Damals konnte die Tochter Katharina erst vier oder fünf Jahr alt sein, und so alt war die Kaiserin, als sie verwaiste.

V. In demselben Jahr 1683 wurde Glück, der als Garnisonprediger bisher in Dünamünde gewesen, als Probst nach Marienburg berufen[32]). Er mochte ein Bekannter des Peter Badendickschen Hauses in Riga sein und durch das Unglück der verwaiseten Kinder, bestimmt eines derselben in seinen Schutz nehmen. Und Salmon und Goch, die uns zuerst die ausführlichsten Nachrichten über Glück und dessen Familie geben, sagen geradezu, Katharina sei seit dem vierten Lebensjahre, wo sie ihre Eltern verloren, von Glück erzogen worden[33]). So erklärt sich Katharinens Eintritt in Glück's Haus, die Stellung, die sie zur Familie einnahm, die kindliche Liebe, mit der sie Glück und dessen Gattin zugethan blieb, und die treue Mutterliebe, mit der sie später für deren Kinder sorgte.

VI. Ein Halbbruder unserer Barbara, das zweite Kind erster Ehe von Peter Badendick, Hermann, getauft am 14. Juli 1664, erscheint erst 1714, also in einem Alter von funfzig Jahren im Rigaschen Kirchenbuche. Seine Kinder sind:

1) Johann, getauft den 29. April 1714.
2) Anna, getauft den 27. Juni 1717.
3) Helena, getauft den 4. September 1718.

Dieser Hermann scheint bis dahin entfernt von seiner Vaterstadt gelebt und sich damals wieder nach derselben zurückbegeben und häuslich eingerichtet zu haben. Aber so plötzlich diese Familie in Riga auftritt, verschwindet sie wieder um das Jahr 1720. Dagegen tritt aber eben so plötzlich eine der Kaiserin verwandte Familie in Petersburg auf, von welcher auch Weber erzählt, die aber nur Bassewitz kennt. Dieser Letztere, der als Vertrauter des Herzogs von Holstein damals meist am und mit dem kaiserlichen Hofe lebt, erzählt, nach des Kaisers Tode habe die Monarchin ihren Bruder in St. Petersburg auftreten lassen unter gräflichem Titel. Dieser Graf habe in Zurückgezogenheit gelebt, habe sich durch Wohlthätigkeit und liebevolle Verwendung für Hülfsbedürftige bei der kaiserlichen Schwester ausgezeichnet. Die Kaiserin Elisabeth habe den Sohn zum Kammerherrn erhoben; die eine Tochter sei an den Grafen Woronzow, die andere an den Oberhofmeister Tschoglokow verheirathet worden[34]).

Dies ist die vorher genannte Familie von Hermann Badendick, die sich — vielleicht zu Folge zufälliger Entdeckungen und angestellter Nachsuchungen — dahin begab oder dahin berufen wurde, und für die die kaiserliche Schwester sorgte. Nach vielleicht fünfundzwanzig Jahren sieht damals Katharina eines der Geschwister wieder und das einzige von so vielen, die einst im Elternhause beisammen gewesen waren. Daß die Erzählungen von den Skavronsky's und Jefimowsky's als Verwandten der Kaiserin, die Büsching und Bantisch-Kamonsky für erloschen erklären, Fabeln sind, ersieht man aus der von uns aufgestellten Geschwisterliste, wie aus der Theilnahmlosigkeit der sonst so liebevollen Kaiserin. Anna und Helena, die beiden Töchter Hermann's, müssen in den verschiedenen Berichten von der Kaiserin bald als Skavronky's bald als Jefimowsky's figuriren und fungiren. Wir haben von Barbara gehört, daß

ihre verheirathete Schwester, deren Mann den Namen Jefimowsky geführt haben mag, mit ihrem ganzen Hause an der Pest ausstarb. Doch findet, nach Büsching, der mit Aufsuchung derselben beauftragte Officier sie noch im Jahre 1725 und fistirt die seit funfzehn Jahren Verstorbene lebendig in St. Petersburg. Immer Verwechselungen mit Anna, der Tochter Hermann's. Von einer Schwester der Kaiserin, die der Berichterstatter an den römisch-kaiserlichen Hof nach Reval versetzt, keine Spur: nur in der Lügenchronik des Berichterstatters findet sie sich. — Barbara Badendick, die einzige mit ihr fortlebende Schwester, blieb der Kaiserin verhüllt, da dieselbe nach dem Schreck der Wiedererkennung ihre Vaterstadt verlassen, ihren Namen gegen den ihres Mannes vertauscht hatte, sich dem Throne der Schwester nicht zu nahen wagte und günstige Umstände eine solche Annäherung nicht herbeiführten. Gleiche Pietät und Integrität beseelte beide Schwesterherzen. Wie jedoch ihre Lebenswege in verschiedener Richtung auseinander gegangen waren, so hatten es auch ihre Geistesrichtungen thun müssen: Barbara, auf eine gewohnte und gewöhnliche Häuslichkeit angewiesen, konnte der Selbstbeschauung fortleben, auf welche Katharina verzichten mußte. Aber doch war das Schicksal der Schwester nicht ohne Einfluß auf sie. Die Wiedererkennung scheint die Verlegung ihres Wohnortes nach Dorpat veranlaßt zu haben, wo Niemand sie kannte; mit Beharrlichkeit entzog sie sich der Gefahr, nachtheilig vielleicht auf das Schicksal der Schwester einzuwirken. Die erhöhte religiöse Stimmung, die wir bei ihr in ihrem Berichte vom Jahre 1724 finden, ist nicht unwahrscheinlich die Folge einer durch den Kampf mit sich selbst zu hoch gesteigerten schon krankhaften Reizbarkeit. Demuth und Dankbarkeit zogen das überfüllte Herz zur Ergießung vor den Thron des Königs der Könige und zum Bekenntniß des Kampfes. Aber auch wie nichtig irdische Größe ist, mußte sie an der kaiserlichen Schwester erleben, die im höchsten Glanze der Erde ihr im Tode lange voranging. So hatte denn Barbara in dem Schicksal der geliebten Schwester das höchste Glück der Erde erlebt und überlebt; für sie hatte die Erde keine Güter mehr: der Himmel war das einzige Streben ihrer übrigen Lebensjahre. Ihr Sohn Christian Gottfried, ihre Enkelin Christine Renata, die allein ihr Geschlecht auf die Nachwelt gebracht, führten das stille Bürgerleben der Mutter und Großmutter fort, und einem ihrer Urenkel war es aufbehalten, ihrer kaiserlichen Schwester dieses Denkmal kindlicher Liebe und Verehrung zu stellen.

Anmerkungen.

[1]) Salmon und Goch gegenwärtiger Staat von Rußland. S. 288.

[2]) Gadebusch's livl. Jahrb. IV. I. S. 328. — Bergmann's Geschichte von Livland. 1776. S. 127.

[3]) Schmidt's Materialien zur russ. Geschichte. I. 216.

[4]) Hüpel's Miscellaneen. Riga 1782. II. Stück, S. 219.

[5]) Schmidt's Materialien. I. 216.

[6]) Schmidt's Materialien. I. 163. Gordon's Gesch. I. 295.

[7]) Gordon's Gesch. II. 268. Ranft's merkwürdiges Leben Menschikow's. Lpzg. 1774. 86.

[8]) Verändertes Rußland. Neue Aufl. III. 20.

[9]) Ranft's Leben Menschikow's. 87. Verändertes Rußland. III. 8.

[10]) Golikow's Supplemente. VI. 183. (Ueber Golikow und sein Werk sehe man: Journal von Rußland. St. Petersburg 1793. I. 35). — Bergmann's Geschichte Peter's des Großen. II. 89.

[11]) (Das Baron) Huyssen's ausführliche Beantwortung des freventlichen und lügenhaften Pasquills: „Vertrautes Schreiben eines vornehmen deutschen Officiers (Neugebauer) an eines gewissen hohen Potentatens geheimen Rath von den jetzigen Conjuncturen in Moskau" welches vor einigen Jahren an's Licht getreten. 1706. 97.

[12]) Golikow's Supplemente. V. 264.

[13]) Golikow's Supplemente. V. 264.

[14]) St. Petersburger Journal. V. 117.

[15]) Bergmann's Gesch. (II. 214) nach Golikow's Suppl. VII. 147. VIII. 158.

[16]) Verändertes Rußland. Neue Aufl. III. 8.

[17]) Bergmann's Gesch. II. 215. nach Golikow's Gesch. II. 299. und Suppl. VII. 155.

[18]) Huyssen's ausführliche Beantw. 46.

[19]) Gordon's Geschichte. II. 286.

[20]) Verändertes Rußland. Neue Auflage.

[21]) Golikow's Supplement. VIII. 190. 191.

[22]) St. Petersburger Journal. VI. 161. Golikow's Supplement. VII. 156.

[23]) Golikow's Supplement. VII. 408 — 413.

[24]) Golikow's Supplement. VII. 434. Bergmann's Gesch. II. 292.

[25]) Golikow's Supplemente. VII. 434. 437.

[26]) Leichenbuch der St. Petri - Kirche. I. 35.

[27]) Leichenbuch der St. Petri-Kirche. I. 27. 31.

[28]) Leichenbuch der St. Petri-Kirche. I. 60.

[29]) Gordon's Geschichte Peter's des Großen. II. 268.

[30]) [31]) (Rousset) Memoires du regne de Catherine. Amstrd. 1728. 597.

[32]) D. Napiersky Geschichte der Kirchen und Prediger in Livland. Riga. 1843 30.

[33]) Salmon und Goch gegenwärtiger Staat von Rußland. 283.

[34]) Eclaircissemens de Bassewitz in Büsching's Magazin. IX. 295.

Das Erdbeben und die Pulverexplosion auf Rhodus im Herbst 1856.



Thor und Kirche der heil. Katharina.

Alle Orientreisenden, die sich mit dem Dampfboot von Smyrna nach Syrien begeben haben, erinnern sich wohl mit Vergnügen des überraschenden Eindrucks, den das schöne Rhodus auf sie gemacht. Die Schiffe legen, von Smyrna kommend, hier zuerst an, und halten sich gewöhnlich lange genug auf. um dem schaulustigen Reisenden einen Spaziergang durch die Stadt zu gestatten, von dem wohl wenige unbefriedigt zurückkehrten. Schon der Aufenthalt im Hafen ist äußerst anmuthig: man sieht sich von den burgartigen Befestigungen der Johanniter umgeben; über die Mauerzinnen ragen schlanke Dattelpalmen, und dahinter thürmt sich die Stadt den Hügel hinan, auf dessen Gipfel die Johanneskirche und die ansehnlichen Reste der alten Hochmeisterburg. Durch die Einfahrt des Hafens schweift der Blick nach den schimmernden Küsten Klein-Asiens hinüber. Tritt man durch das schöne Katharinenthor, ein Bauwerk des großen Hochmeisters d'Aubusson, in die Stadt, so staunt man über die merkwürdige Erhaltung der alten Rhodiser-Bauten. Soliman, dem die Stadt nach heldenmüthiger Vertheidigung durch ehrenvolle Capitulation übergeben wurde, hatte solche Achtung vor der Tapferkeit der Ritter, daß er jede Zerstörung auf das strengste untersagte, und so sind noch jetzt in den Mauernreliefs selbst die Kreuze und Heiligenbilder erhalten. Nahe den Bazars, die innerhalb der Ringmauer dem Hafen angrenzen, mündet die sogenannte Strada Cavalieri, und führt von da auf die Spitze des Stadthügels. Hier stand eine schöne Loggia, wo sich die Ritter zum Convent und Kirchgange versammelten. Sie ist vor vielen Jahren durch ein Erdbeben zerstört; die Fundamente der Pfeiler ragen nur wenige Fuß über die Erde hervor, nur ein mächtiger Spitzbogen stand bis zur letzten Katastrophe aufrecht und bildete den Eingang in die Strada Cavalieri. Trat man durch diesen auf die kleine Plateform, wo die Loggia gestanden hat, so hatte man links die Kathedrale Johannes des Täufers, vor sich das Mekkemeh (Gerichtshaus) und rechts den Eingang zum Großmeisterpalast. Hier concentrirte sich das historische Interesse, und wer die Zinne der Hochmeisterburg bestieg, gewann eine der herrlichsten, eine an historischen Erinnerungen überreiche Aussicht. Gradeüber, südlich, die Johanneskirche mit dem mächtigen Rumpf des alten Glockenthurmes, dessen oberen Theil die Geschosse der Türken unter Soliman zerstörten; unter sich sah man nach Osten und Südosten die Stadt, und den großen Hafen mit den Castellen Sant' Angelo (oder San Michele) und Santo Nicola. Nach Norden senkten sich die Mauern der Burg unmittelbar in die schwindelnde Tiefe des Festungsgrabens, darunter liegt das Konak des Pascha, der Galeerenhafen, der antike Molo und am Ende desselben das Castell Sant' Elmo, nordwestlich die Wohnungen der Franken und Griechen zwischen üppigen, palmenbeschatteten Gärten: das Alles von der blauen Fluth umflossen, aus der in weitem Halbmonde die herrlichen Gebirge von Karien und Lykien em-



Hochmeister = Palast.

vorsteigen; im Vordergrunde westlich die malerischen Reste der ansehnlichen Burg.

Das waren die Herrlichkeiten von Rhodus vor den schrecklichen Ereignissen des vorigen Herbstes. Zwar Meer und Land sind geblieben, und auch von der alten Rhodiser=Stadt steht noch ein bedeutender Theil; aber die ganze obere Stadt, grade das Stadtviertel, wo um den Hochmeister=Palast und die Johanneskirche die interessantesten Gebäude zusammengedrängt lagen, ist durch die Pulverexplosion vom 6. November in einen Schutthaufen verwandelt. Durch das Erdbeben haben außer der Stadt auch viele andere Theile der Insel schrecklich gelitten, worüber ein Augenzeuge Folgendes berichtet:

„In der Nacht vom 11. zum 12. October um drei Uhr weniger zehn Minuten wurden wir durch einen heftigen Stoß und darauffolgende Schwankungen, die von Nordwest nach Südost gingen, aus dem Schlafe geweckt. Das Bett ward gerüttelt, nicht anders, als wenn es sich in einem Boote auf bewegter See befände. Das Krachen des Holzwerks, das Getöse von losgerissenem Kalk und Steinen, von herumgeworfenem Hausgeräth, war betäubend, und man glaubte, das Dach stürze ein. Hier war keine Bedenkzeit — Alle flohen. Die Einwohner unten in unserer Vorstadt retteten sich halbnackt an die Windmühlen, die in den oberen Stadtvierteln auf die Straßen, in die Gärten. Wir kamen in bloßen Hemden im Hofe zusammen und nahmen unsere Zuflucht in die kleinen Schuppen, wo Holz und Gartengeräth aufbewahrt wird. Die Stöße und Schwankungen dauerten jedesmal beinah zwei Minuten, und noch einen Monat nachher fühlte man Tag und Nacht kleinere Stöße. Auf der Insel Chalki, berichten die Einwohner, verspürte man in einem Tage fünfundvierzig Stöße. — Die Folgen waren traurig. Als wir, bei einbrechendem Tageslicht, das Haus zu untersuchen wag-



Michaelsthurm und Konak des Pascha von Rhodus.

ten, fanden wir alle Zimmer mit Staub, Kalk und losgerissenen Steinen bedeckt. Besonders hatte der ältere Theil des Hauses gelitten; die südliche Mauer und die Dachterrasse hatten große Spalten bekommen, und wenig fehlte, so wäre dieser Theil des Hauses ganz zusammengestürzt. Aber auch an dem neueren, festeren Theile des Hauses waren alle Wände voll von Rissen. In der Stadt wurde ein Festungsthurm so stark beschädigt, daß man ihn einreißen mußte. Es gab sowohl in der Stadt als in den Vorstädten kaum ein Haus, das nicht beschädigt worden wäre, und die Bewohner brachten Tage und Nächte im Freien zu. Auch wir verbrachten zehn Nächte im Garten.

Hier in der Stadt stürzten nur wenige Häuser ganz ein, aber auf dem Lande war die Verheerung viel größer. In Trianta wurden viele Häuser umgeworfen, die neue Kirche stark beschädigt. Die Dörfer Monolithos, Istrios, Arnita, Salako, Fanaes, Hagios Isidoros wurden ganz zerstört, und mit Ausnahme von Koskinu, Apollona und Embona, wo nur wenige Häuser einstürzten, wurden die übrigen Kalk aufführen, so wird der Verlust, wenigstens in dieser Beziehung, bald wieder ersetzt sein.

Die Einwohner hatten sich noch nicht von ihrem Schrecken erholt, noch nicht alle durch das Erdbeben verursachten Beschädigungen ausgebessert, als ein noch fürchterlicheres Ereigniß die Stadt heimsuchte. Es war am 6. November, dem ersten Regentage nach neunmonatlicher Dürre. Die erfrischte Erde sog begierig die Tropfen ein, und die Menschen freuten sich um so mehr, als die Insel an Wassermangel litt, und ein Theil der Erd- und Baumfrüchte durch Krankheiten und Dürre beschädigt oder vernichtet worden war. Dicke Wolken hingen über der Erde und Blitze durchzuckten das Himmelsgewölbe. Gegen drei Uhr Nachmittags flammte ein blendender Blitz über die Wohnung her, und in demselben Augenblick erfolgte ein betäubender Knall und fürchterlicher Stoß, der uns hoch von unseren Sitzen aufhob. Wir befanden uns in dem Balconzimmer; ich las, Frau und Tochter mir gegenüber nähten. Unwillkürlich sprangen wir auf, uns zu retten, in dem Glauben, es sei ein Erdstoß und es werde



Porto d'Amboyse.

zum größeren oder geringeren Theile in Ruinen verwandelt; kein Haus aber kam ohne Risse und Spalten davon.

Bei dieser Verheerung hatte man den Verlust von nur sechzig Menschenleben zu beklagen; verletzt und verwundet aber wurden Viele. Die bei großen Erdbeben sonst beobachteten Phänomene traten auch hier ein. Zwischen der Stadt und dem Dorfe Koskinu öffnete sich nahe dem Meeresufer eine weite Erdspalte; bei Lindos ward ein Berg zersprengt und bei Monolithos sprang eine mächtige Quellader aus der Erde. Das Meer, das sich zurückzog, hat noch heute sein voriges Niveau nicht wieder eingenommen, und steht beinah zwei Pariser Fuß niedriger, als vor der Katastrophe. Die Ueberreste der alten Ritterschlösser wurden in Trümmerhaufen verwandelt. Der Schaden war groß; da aber die griechischen Bauern ihre Häuser selbst aus Stein und Erde mit wenig bald ein zweiter folgen. In dem Nebenzimmern fanden wir die Fenster mit den Fensterrahmen zerschmettert. Nun wähnten wir, der Blitz habe eingeschlagen. Bei näherer Untersuchung in und außer dem Hause ergab sich, daß alle Fenster, das Zimmer ausgenommen, in welchem wir uns befanden, zerschmettert waren, alle Thüren aufgeworfen, Schlösser und Riegel losgerissen, die Thürbekleidungen gespalten*). Es blieb unerklärlich, bis ein Bekannter kam und erzählte, der Blitz habe ein Pulvermagazin in der Stadt entzündet.

Am folgenden Morgen begaben wir uns nach dem Orte der Zerstörung. Als wir in unsere Straße hinaustraten, die nach der Stadt führt, fanden wir dort schon große Steine, von Pulver geschwärzt; auch der türkische Begräbniß-

*) Das Haus des Berichterstatters liegt über 2000 Schritt von dem Orte der Explosion.



Kathedrale Johannes d. T.

platz*) war mit Steinen übersät. Wir kamen an die Porte d'Amboyse, und hier war die Straße schon kaum zugänglich vor Steinen. Bis an das innere Thor drangen wir vor, doch hier war nicht weiter zu kommen ohne über Steinhaufen zu klettern.

Welche fürchterliche Zerstörung! die ganze Straße des Mekkemeh und des Hochmeisterpalastes war mit dem ganzen Stadtviertel nur ein Trümmerhaufen. Ellenhohe Steinhaufen mit zersplitterten Balken, Hausgeräthen, Brettern, Bettzeug, Divankissen und Cadavern vermischt boten sich dem Auge dar. Von hier bis an die südliche Festungsmauer war Alles zertrümmert, weiterhin noch die Häuser durch fallende Steine durchlöchert. Da das Pulver in dem Glockenthurme der Johanneskirche aufbewahrt wurde, so war hier die Gewalt am größten. Von dem Thurme selbst fand sich keine Spur, nur eine, mehrere Klafter breite, tiefe, trichterförmige Grube, dem Krater eines Vulcans ähnlich. Die Johanneskirche, das ehrwürdige Monument der Hospitaliter, war nur ein großer Trümmerhaufen; die mächtigen Cypressenbalken des Dachstuhls wie Strohhalme zerknickt, das Bleidach in zerrissenen Fetzen über die halbe Stadt verstreut. Die Häuser und Straßen der nächsten Umgebung waren gänzlich verschwunden, Alles wie weggefegt bis an die Fundamente. Die Hälfte der Strada Cavalieri, die, weil bergabgehend, verhältnißmäßig geschützt war, unbewohnbar gemacht, die Dächer weggerissen, alle Thürme, Thore und Holzwerk zerschmettert; so auch in den Nebenstraßen, die ganze Gegend herum, bis in die Bazarstraße. Selbst unten in der Stadt, wo in dem sogenannten Spital der Ritter die Franken ihre Magazine haben, waren durch den Luftdruck die dicksten Thore gespalten, der neue Uhrthurm wie ein Glasrohr in der Mitte abgeschlagen. Mächtige Steine wurden in Menge auch bis in die Vorstädte geschleudert. Wir wohnen ziemlich entfernt von der Stadt, doch fielen centnerschwere Steine, tiefe Gruben wie Bomben aufwühlend, rings um das Haus nieder, und wir waren sehr bedroht, denn wo diese Steinmassen Häuser trafen, da fielen sie, alle Stockwerke durchlöchernd, bis in die Keller. Daß alle Fensterscheiben auch in den Vorstädten vom Luftdruck zerschmettert wurden, ist sehr begreiflich.

Der Schaden ist unermeßlich. Ueber zweihundertundfunfzig Häuser wurden bis in den Grund zerstört, ebensoviele unbewohnbar gemacht und stark beschädigt. Der Verlust an Menschenleben läßt sich auf achthundert bis tausend anschlagen. Niemand konnte sich bei so augenblicklicher Gewalt retten. Alle blieben unter den Trümmern. Viele wurden auch durch die niederfallenden Steine getödtet. Da dieses Unglück auf der Verantwortung der Localbehörde liegt, so sucht sie in ihrem Rapporte den Schaden zu verringern; sie gibt nur hundert Todte an, und nicht einmal den dritten Theil der zerstörten und unbewohnbar gemachten Gebäude. Augenzeugen, wie der Quarantänearzt und andere Europäer, die bei den Ausgrabungen vom Morgen bis zum Abend gegenwärtig waren, zählten den ersten zweihundertfünfundzwanzig Leichen, den zweiten hundert, und so

*) Die türkischen Begräbnißplätze ziehen sich unmittelbar außerhalb des Festungsgrabens um die Stadt.

fort viele Tage hintereinander. Viele liegen bei der unvollständigen Aufräumung noch unter den Trümmern.

Die Localbehörde war schon vielfach auf die Möglichkeit einer Explosion aufmerksam gemacht worden. Der alte Glockenthurm der Johanneskirche war von den beiden letzten Erdbeben arg mitgenommen worden, auch hatte hier, als am höchsten Punkte der Stadt, schon zweimal der Blitz eingeschlagen. Ein Commissar aus Constantinopel war vor nicht langer Zeit hier, um zu inspiciren; er erklärte es für sehr gefährlich, so viel Pulver in der Stadt, noch dazu in baufälligen Gebäuden, aufzubewahren, und rieth, das überflüssige fortzuschaffen; doch umsonst, die Localregierung widersetzte sich. Sie gibt auch die Menge des aufgeflogenen Pulvers auf nur dreitausend Centner an, während Wohlunterrichtete wissen, daß es sechstausend waren. Und welch ungeheure Masse noch dazu alten Pulvers gehörte dazu, um massive Gebäude aus großen Quadersteinen gänzlich zu vernichten, und ganze Viertel und Straßen, die noch sogar tiefer lagen, in vollständige Steinhaufen zu verwandeln!

Leider sind die betreffenden Herren durch den Schaden nicht vorsichtiger geworden. Es befinden sich noch jetzt in der Stadt drei große und mehrere kleine Pulvermagazine, die nicht weniger als zwanzig bis fünfundzwanzigtausend Centner enthalten. Nach der letzten Katastrophe schickte nun die Regierung in Constantinopel einen Ingenieur hierher, um, falls er die Lage gefährlich finde, das überflüssige Pulver fortzubringen. Sein Genie ging aber so weit, dem Municipalrath zu erklären, es sei gar keine Gefahr vorhanden; die Mauern seien so dick, daß der Blitz sie nicht durchdringen könne. Schade um den mathematischen und physikalischen Verstand! Alle Gebäude hier sind aus lockerem Kalkstein erbaut, der dem Blitze den unbedeutendsten Widerstand leistet. Nun befindet sich unter anderen ein Pulvermagazin kaum hundert Schritte von dem Orte der Explosion. Es ist ein abgebrochener Thurm, der durch das letzte Erdbeben bedeutende Risse erhalten



Strada Cavalieri.

hat; sie sind nur mit lockerer Erde gefüllt, und man kann den Stock tief hineinbringen. Oben auf diesem Gebäude steht ein Haus mit einer Feueresse; und da ist nach türkischem Ingenieurverstand keine Gefahr, wenn unter dem Feuerheerde gegen tausend Kisten und Behälter mit Pulver liegen. Um aber doch etwas zu thun, hat man in diesen Tagen aus einem andern Magazin eine Quantität verdorbenes und durchnäßtes Pulver in den Hafen geworfen; es war ja weniger entzündlich. Es ist nicht schwer zu errathen, woher die Hartnäckigkeit der Localbehörde kommt. Bei einer so großen Menge von Pulver verfliegt natürlich jährlich eine bedeutende Quantität, und zwar in die Tasche der unredlichen Bewahrer. So hatte ein hoher Beamter hier durch kluge Haushaltung in einigen Jahren ein nicht unbedeutendes Vermögen zu erwerben gewußt. Durch sonderbare Fügung aber lag sein Haus dicht bei der Johanneskirche, und er flog mit seiner Familie, Gold, Perlen und Juwelen in die Luft: sic transit gloria mundi! Die ottomanische Regierung hat nach den betrübenden Ereignissen fünfhundert Zelte und fünfmalhunderttausend Piaster (türkische, natürlich) für die Obdachlosen hiehergesandt, doch ist die Summe nicht im entferntesten zulänglich, selbst wenn sie in die Hände der Verunglückten gelangt. Wenige vermögen, ihre Häuser wieder aufzubauen, und so wird ein Drittheil der Stadt in Ruinen liegen bleiben."

Ein Gang zur großen Carthause

in den

Alpen der Dauphiné.

Von Joseph Victor Scheffel.

Wer sich in den letzten Maitagen des Jahres 1856 zu Lyon befand, hat traurige Dinge zu erleben gehabt.

Die beiden Flüsse Saone und Rhone waren fürchterlich angewachsen, ganze Quartiere standen unter Wasser, die Rhone überschritt ihr linkes Ufer und demolirte ganze Straßen der Vorstädte les Brotteaux und la Guillotière, Menschenleben gingen zu Grunde, Stadt und Land waren im Nothstand, der Kaiser selbst kam unerwartet von Paris herüber und durchritt die überschwemmten Straßen, um Augenschein von dem Elend zu nehmen.

In dieser Zeit allgemeiner Katastrophe ward manches Reisenden Plan durch die Macht der Umstände durchkreuzt; jede Verbindung mit dem Süden war abgeschnitten, die ausgetretenen Gewässer hatten die Eisenbahn du Midi zerstört, die Dampfschifffahrt auf der Rhone war unmöglich, Diligencen standen keine zur Verfügung. Nur die Wege ostwärts nach den Alpen, wo die breite Heerstraße nach Turin hinüberführt, waren zum Theil noch practicabel.

Um den trüben Bildern dieser Tage, wo der Mensch vergeblich wider die Macht der Elemente rang, zu entgehen, entschloß ich mich mit zwei getreuen Reisegefährten zu einem Ausflug in die von Touristen und Bergfahrern sehr wenig besuchten und gekannten Alpen der Dauphiné, dem ich eine Reihe der eigenthümlichsten, für immer in der Erinnerung haftenden Eindrücke zu verdanken habe.

Eine zehnstündige Diligencefahrt führte uns durch die weite fruchtbare Ebene des linken Rhoneufers von Lyon dem Gebirge entgegen.

Schon vom Observatorium bei der Kirche Fourvières in Lyon hatte ich sehnsüchtig nach den fernen Alpen geschaut, namentlich nach einigen schneebedeckten Häuptern direct östlich von jenem Standpunkt. Diese hoben sich jetzt, je länger die Fahrt auf luftiger Imperiale dauerte, immer deutlicher vor den Blicken, und trotz der Nachlässigkeit unseres Conducteurs, der sich in Lyon einen jener wohlfeilen „Eisenbahnbibliothekromane", wie sie in allen französischen Bahnhofrestaurationen in reichlicher Fülle aufliegen, für einen Frank gekauft hatte und vorzog, den Katastrophen zu folgen, die Graf Raousset-Boulbon, der Abenteurer von Sonora und Verfasser der „Conversion" seiner Phantasie vorführte, anstatt auf Rosse und Wagen Acht zu haben, kamen wir glücklich in Voreppe an.

Voreppe ist ein freundliches Gebirgsnest, überragt von hohen Gipfeln, deren einer, der pic de Chalais, in seinen Abhängen das Dominicaner-Klösterlein Notre Dame de Chalais birgt, das der Pater Lacordaire dort in luftiger Höhe gegründet.

Ein über mächtige Steinblöcke hinschäumender Bach mit einer alten Brücke, zur Rechten auf einer Felsterrasse das stattliche Pfarrhaus, dessen Garten im reichsten Blumenschmuck prangte, unweit davon der Kirchthurm, aus den Cypressen und Pappeln des Kirchhofs herüber schauend, — gewährten ein anmuthiges Landschaftbild. In Voreppe verließen wir den

Eilwagen und gingen noch in kühler Abendstunde durch ein Seitenthal nach dem Alpenstädtchen Saint Laurent du pont unweit der savoyischen Grenze.

Ich war angenehm überrascht, in diesen französischen Alpen dieselben Bergformen, dieselbe Vegetation, denselben Charakter vorzufinden, wie an den südlichen Abhängen des Sanct Gotthard und am Comer See: lang gestreckte Kalkwände, von weichem, sammtartigem Grün überwachsen, reicher Pflanzen- und Baumwuchs, keine langweilig eintönigen Tannenwälder, frisch rauschende, kühn überbrückte Gebirgsströme, Fernsichten in das überschwemmte Thal der Isère, genannt la vallée de Graisivaudan, als Staffage patrouillirende Douaniers, die die Grenze nach Savoyen gegen den reichlich getriebenen Schmuggel behüten — über Allem aber eine würzig balsamische Alpenluft — das waren die unerwarteten Eindrücke des abendlichen Gangs nach Saint Laurent.

Ein gutes Gebirgswirthshaus nahm uns dort auf und spendete köstliche Forellen, savoyische Berghasen und gute Betten. Andern Morgens in dämmernder Frühe stand ein Führer bereit und wir zogen in die Alpenwildniß ein, die nach der Grande Chartreuse führt. Dieser Weg, dem tobenden Wildbach Guiers-mort entlang, gehört zu dem Großartigsten, was ich auf vielfachen Alpenwanderungen gesehen und kann sich an landschaftlicher Schönheit mit der Via mala und den Simplonpfaden messen.

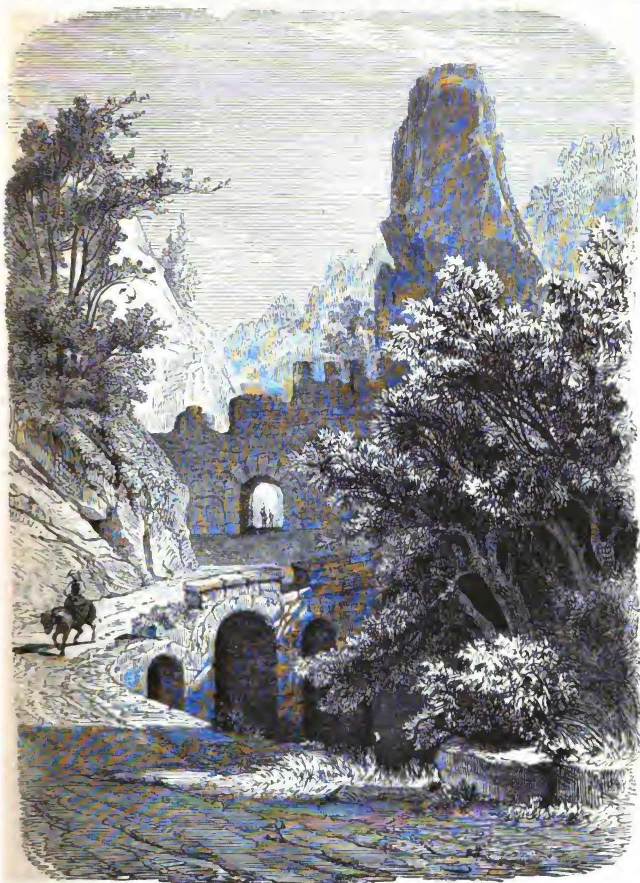
Furchtbar einsam und wild ist's gleich Anfangs bei einem Punkt, Les Fourvoiries genannt: ein rauchschwarzer Eisenhammer mit tief in den Mauern liegenden vergitterten Fenstern steht finster zur Rechten eines Wildbachs, aus dessen brausenden Fällen feuchter Duft zu den hundertjährigen Buchen und Tannen emporsprüht; eine aus einem einzigen Bogen bestehende Brücke spannt sich keck darüber, auf beiden Seiten steigen gewaltige senkrechte Felsen empor, ein alter Thorthurm, über dessen Portal in Stein gehauen ein Kreuz auf der Erdkugel fußt, sperrt die schmale in Fels gehauene Straße.

Stat crux dum volvitur orbis! steht an diesem Eingang geschrieben, den ehemals ein Klosterwächter besetzt hielt... es ist die „entrée du désert," der Weg zur Wildniß... Wer hinaufsteigt, um oben in der Carthause als Büßer sein bleibend Quartier zu nehmen, mag zum letzten Mal hier halten und der Welt hinter ihm Valet winken; jenseits dieses Thores beginnt die Wüste und irgend ein Tourist oder einer der Landschaftsmaler, von deren Anwesenheit hierorts mannigfache von der Palette abgestrichene und am Fels vertrocknete Farbenreste Zeugniß geben, hat darum mit Bleistift die Dante'sche Inschrift des Höllenthores: per me si va nella città dolente u. s. w. an die Mauer angemerkt.

Weiter oben fällt dem Wandersmann ein Wasserfall in die Augen, der durch darüber gestürzte Felsen überbrückt ist, ähnlich dem Gollinger im Salzburgischen ... Dann, da wo die Straße auf einer Reihe von kühn gewölbten mittelalterlichen Mauerbogen längs des Abgrundes hinzieht, der wie eine Nadel senkrecht und isolirt aufsteigende rocher de l'Oeillette, und die malerischen Reste einer alten Befestigung, — Alles von üppigen, riesenhaften Buchen, Tannen, Platanen überschattet und allerhand Buschwerk und Schlinggewächs, wilden Rosen und Cytisus umrankt — eine Vegetation reich und kräftig wie in den amerikanischen Wäldern. Eines Landschafters Gemüth müßte hier warm werden und sich Wochen und Monate wünschen, um mit Malkasten und Leinwand hier zu arbeiten; es möchte wohl ein flottes Bild werden, dieser bergan sich windende Felspfad auf seinen Brückenbogen, mit dem querdurchschneidenden zinnengekrönten Mauerthor und der einsam aufsteigenden spitzen Felspyramide .. auf der sonnenbeleuchteten gelblichten Bergwand im Hintergrund hebt sich das dunkle Gemäuer des kleinen Befestigungswerks pittoresk ab, vorn im Halbschatten, von einzelnen Streiflichtern der Morgensonne durchblitzt, das saftige Waldesgrün und die Tiefen des Abgrunds und als Staffage etwa ein Trupp calvinistischer Reitersmänner, so wie sie im Jahr 1562 unter des Baron Des Adrets Führung wider das Kloster ritten, oder die Commissäre des Jahres 1792 in der tricoloren Schärpe, wie sie mit ihren Sansculotten die Ordensmänner gefangen aus der Einsamkeit abführen.

Nach dreistündigem Marsch führte unser enger Pfad in ein weites Wiesenthal; graue, seltsam geformte ineinander gebaute Schieferdächer wurden zwischen den Bäumen sichtbar, lange Gebäude, Umfassungsmauern mit vorspringenden Eckthürmen, der Thurm einer Kirche, eine Reihe einzelner wie Soldaten in Reih und Glied stehender Zellenhäuslein ... eine seltsam fremdartige Ansiedlung.

Wir standen vor dem Thore der grande Chartreuse, der großen Carthause, der Wiege des strengen stillen Carthäuser-Ordens, darin jetzt noch über vierzig Ordensmänner in unwandelbarem Schweigen der Betrachtung göttlicher Dinge ein asketisches Leben weihen. — Eine einsamere Wildniß war auch schwer auszusuchen, um von der Welt ungestört ein Asyl der Contemplation zu gründen. Von allen Seiten ragen senkrecht die noch von vielem Schnee umhüllten Alpenwände empor, reicher gewaltiger Wald umschließt das Kloster und zieht sich bis weit in die Berghöhen empor ... und Alles schweigt, nur die Nachtigall in den Linden des Vorhofs ist noch kein Carthäuser worden und



La Porte de l'Oeillette.

singt lustig und klagend ihr schmelzendes Lied.

Man muß sich unbefangen in das Mittelalter mit seinen wild tobenden Leidenschaften und seinen friedebedürftigen Gemüthern, in jene Welt voll Scholastik, Parteizank und Schisma zurückdenken, um die Motive zu verstehen, die einen Mann der damaligen Cultur wie Sanct Bruno aus dem Strom der Weltlichkeit heraus in die Einsamkeit stießen. Er war ein ächter Sohn seiner Zeit, dieser Bruno Hartenfaust aus Köln, dessen Name, wie einer seiner modernen Lebensbeschreiber sagt, eine sehr wenig romantische Physiognomie zu tragen scheint ... ein germanisches Gemüth, das in die Tiefen der Wissenschaft eintaucht, um seinen Gott darin zu

finden und festzuhalten, das dann in den Wirren und Kämpfen des Lebens von Enttäuschung zu Enttäuschung vorwärts gejagt wird und sich schließlich, abgehetzt und verbittert, ganz auf sich selbst und die stärkende Kraft einsamer Natur und einsamen Denkens zurückzieht, um aus ihr wenigstens ein Stück des verlorenen Friedens wieder zu gewinnen.

In jener unruhigen, von Schwertschlag wie von scholastischer Klopffechterei wiederhallenden Zeit des elften Jahrhunderts verlief auch der geistlichen Männer Leben nicht so glatt und friedlich wie heutzutage. Ein wohlerzogener Sohn der Kirche, hatte der junge Bruno sein Trivium und Quadruvium durchlaufen, an den Klosterschulen zu Sanct Cunibert in Köln, zu Rheims und bei dem wegen verdächtiger Doctrin später so sehr verfolgten Berengarius von Tours; er hatte in den damaligen Wissenschaften und selbst in dem, was man damals Poesie nannte, seine Erfolge aufzuweisen; er hatte unter großem Zulauf in Stadt und Land gepredigt und der Ruf seiner Tüchtigkeit veranlaßte den Bischof Gervasius von Rheims, den ehemaligen Zögling der dortigen Anstalt als Canonicus und „Moderator" der Stadt- und Diöcesanschulen an sein Stift zu berufen.

Aber daß die weltliche Herrschaft der Hierarchie, um sich zu behaupten, noch andere Künste und Mittel im Schwung führt, als die der apostolischen Zeit, — darüber stund ihm noch bevor, seine bittern Erfahrungen zu machen. Manasses II. hatte durch List und Simonie den erzbischöflichen Stuhl zu usurpiren gewußt; der junge Canonicus im Eifer eines noch nicht ergrauten Praktikers, der das Schweigen bereits gelernt hat, hielt es für Gewissenssache, seinem Prälaten entgegenzutreten und erschien auf dem Concil von Autun mit zwei andern Stiftsgeistlichen als sein Ankläger.

Manasses, der sich wohl gehütet, sich zu stellen, ward seines Amtes suspendirt, aber als seine Ankläger nach Rheims zurückkehren wollten, fanden sie ihre Häuser der Erde gleich gemacht, ihr Hab und Gut geplündert, ihre Präbenden verkauft — das war des Erzbischofs Antwort auf die Klage, und wenn der geistliche Kampf des Capitels mit seinem Oberherrn nach vielfachen Episoden auch schließlich damit endete, daß dieser, abgesetzt und verbannt, landflüchtig werden mußte und im Elend verkam, so blieben derlei praktische Lebensstudien doch auch für die Sieger nicht ohne nachhaltigen Eindruck. Sanct Bruno wenigstens begann seit jener Zeit tiefe Meditationen über die Eitelkeit aller weltlichen Dinge...

Es war im Jahr 1084, wie die Legende berichtet, da kam über Hugo, den Bischof von Grenoble, ein wunderbar Traumgesicht, das ihn aus seiner Bischofsstadt entrückte in die Wildniß des Gebirgs Chartreuse. Dort in der felsstarren schneebedeckten Einöde vermeinte er einen prachtvollen Tempel zu erschauen, und sieben Sterne zogen am Himmel auf, und hielten über den Kuppeln des Gotteshauses und strahlten in geheimnißvollem Schimmer darauf nieder. Des andern Tages erschienen sieben Pilgersmänner vor dem Bischof, warfen sich ihm zu Füßen und sprachen: Nehmt Ihr uns in Eure Arme auf und führt uns an den Ort der Zurückgezogenheit, dem unser Herz sich entgegensehnt.

Es waren Laudiun von Toscana, Stefan von Bourg und Stefan von Die, ehedem Canonici zu Valence, Hugo der Kaplan; Andreas und Warin die Laienbrüder; an ihrer Spitze aber Bruno Hartenfaust, der Cölner, müde des Scandals und der Verderbtheit des Jahrhunderts.....

Und der Bischof von Grenoble geleitete die Pilger selber in die weltabgeschiedene Höhe seiner Alpen; die Axt klang oben im Tannwald, Holzhütten erhoben sich um einen dem Fels entspringenden Quell, eine Höhlung im Berg ward zum ersten Ort des Gebets geweiht.... Der Grund zur Carthause war gelegt und bald weiteten sich die Blockhäuser dieser asketischen Pioniere der Alpenwälder zu klösterlicher Ansiedlung, die durch die Strenge ihrer Ordensvorschrift schnell einen Ruf in der Christenheit gewann.

Es ist ein eigen Verhängniß im Lebensroman des Stifters der Chartreuse, daß ihm auch hier nicht vergönnt blieb, die Freuden der Einsamkeit bis zu seinem Ende durchzukosten. Denn kaum waren vier Jahre verflossen, daß das einsiedlerische Häuflein sich in diesem Revier der Steinadler und Lämmergeier festgesetzt, so bestieg ein ehemaliger Schüler und späterer Collega Bruno's aus dem Rheimser Domcapitel, als Urban II. den päpstlichen Stuhl.

Schisma zerriß die Christenheit, Gegenpäpste erhoben sich, er fühlte das Bedürfniß, treue Parteigänger um sich zu schaaren und gedachte „der harten Faust", die unverwendet im Dienst der streitbaren Kirche in unzugänglicher Alpenwildniß Ruhe hielt. Ein Bote erschien in den Bergen der Chartreuse und brachte dem Stifter der geistlichen Ansiedlung den gemessenen Befehl des Oberhaupts der Christenheit, sich unverzüglich nach Rom zu begeben.

Es mag ein bewegter Abschied gewesen sein, da Sanct Bruno, die stella deserti, wie ihn seine Schüler nannten, wiederum hinabstieg durch die Engpässe der Berge, die ihn für immer von der Welt trennen sollten.

Und schwere Arbeit wartete dort seiner; es galt, die normannischen Eroberer Apuliens und Calabriens an den päpstlichen Stuhl zu fesseln ... am üppig chevaleresken Hof des Herzogs Roger, auf einer von Griechen, Saracenen und normannischen Abenteurern bunt durchschüttel-

ten politischen Schaubühne finden wir unsern Alpeneinsiedler wieder... vorgeschlagen zum Erzbischof von Reggio,—als Stifter des Klosters La Torre in Calabrien, — als päpstlichen Delegaten auf verschiedenen Concilien — im normannischen Feldlager vor dem von den Griechen vertheidigten Capua — und endlich, an einem Herbstsonntag des Jahres 1101 in seinem süditalischen Rückzugsort San Stefano del Bosco sein vielbewegtes streitbares Leben beschließend....

Nachdem wir mit der schweren ehernen Klinke an's Thor um Einlaß geklopft, that sich der Eingang der unheimlich schweigenden Klosterhallen auf, ein dienender Bruder in brauner Kutte erschien und geleitete uns in das dem Empfang der Pilgersmänner bestimmte Hospitium.

Die Fremden werden, nach der alten kirchlichen Provinzialeintheilung je nach ihrer Nation in verschiedenen Sälen empfangen, z. B. Burgunder und Aquitanier u. s. w. Da sich deutsche Wanderer so selten in diese Höhe verlieren, ist für sie nicht besonders vorgesehen, und wir wurden in den Saal der Franzosen geführt, nach ehrwürdig alter Klostergastfreundschaft sofort ein Feuer im Kamin angezündet und ein wärmend feiner Liqueur zum Willkomm dargebracht.

Nach Ruhe und Ausrastung der müden Glieder erschien der père Grésime, dem die Sorge der Fremden obliegt, und brachte in einer verschlossenen Holzkiste, so wie sie jedem Ordensbruder mittäglich zum Schiebfenster seiner Zelle hineingereicht wird, unser Mittagmahl, ein reichlich klösterliches diner maigre von Fischen, Mehlspeisen, Eiern, köstlichen Südfrüchten und gutem Wein.

Inzwischen zogen schwere Regenwolken über die Berge, die Nebel wallten und spielten um die vergitterten Fenster; — für uns Weltkinder, die seither nach genommener Mahlzeit in einem menschendurchwimmelten, gasflammenerleuchteten Café am Rhonequai zu Lyon zu sitzen pflegten, war's ein düsterer Eindruck, jetzt im feuchten Klostersaal die Füße an's Kaminfeuer zu strecken und das einförmige Plätschern der Springbrunnen im Hofe zu belauschen, das vom Schall dumpf auf die Dächer niederschlagender Regentropfen melancholisch unterbrochen ward.

Der freundliche Carthäuser bot uns von freien Stücken Nachtquartier im Kloster an und lud uns zu einem Rundgang durch die weiten Gebäude ein.

Die Klosterkirche hat über dem Eingang zum Chor eine schöne Gruppe einer Pietà; — an den Wänden eines Corridors, der zum Capitelsaal führt, waren die Baurisse und Abbildungen sämmtlicher Carthausen der Christenheit zu sehen. Der père Grésime, der aus unserer Sprache die Heimath errieth, zeigte, daß auch Deutschland mit einer Carthause versehen sei, denn unter der Rubrik Germania fand sich „Ittingen in pago Thurgow" conterfeyt; aber wir bedauerten, ihm die Auskunft ertheilen zu müssen, daß der Canton Thurgau seit einiger Zeit aufgehört habe, einen Bestandtheil des heiligen römischen Reichs deutscher Nation auszumachen, und daß nach der Behandlung, die den übrigen Klöstern im Land Helvetien neuerdings zu Theil geworden, wohl kaum anzunehmen sei, daß die Carthause Ittingen sich noch im geistlichen Stand befinde.

Der Capitelsaal, in welchem sich von Zeit zu Zeit die Superioren sämmtlicher Klöster des Ordens zu Berathung gemeinsamer Angelegenheiten einfinden, enthält eine bedeutende Statue des heiligen Bruno von der kunstreichen Hand Foyatier's, dessen Spartacus wir schon im Museum zu Lyon gesehen; — um die Wände reihen sich die Portraits der fünfzig ersten Ordensgenerale, eine Sammlung von Köpfen, bei deren scharfem Ausdruck ein Physiognomiker viel lehrreiche Betrachtungen über die Umprägung des menschlichen Antlitzes durch fortgesetzte Askese anstellen könnte.

Der Hauptschmuck des Saales aber sind die Copien von Eustach Le Sueurs berühmten Bildern aus dem Leben des heiligen Bruno, deren Originalien in Paris prangen.

Er hatte sich's nicht gedacht, der Meister Eustach, Simon Vouet's farbengewandter Schüler, da er unter den Mauern der Carthause von Paris den Degen zog, um mit einem übermüthigen Edelmann einen Waffengang zu thun, daß er selber ein Carthäuser werden und seinen Pinsel fortan zur Verherrlichung des Ordensstifters führen werde ... aber auch die Kunst hat ihre gewiesenen Wege zur Einsamkeit und Askesis.

Vom Capitelsaal geht's in den großen Kreuzgang, in welchen die Zellen der Mönche ausmünden; diese Zellen befinden sich nicht im Zusammenhang eines großen Gebäudes, sondern eine jede ist ein selbständiger Anbau, ein Häuslein für sich, enthaltend zwei Gelasse, darin ein Raum zum Gebet und ein Studirzimmer abgetheilt sind; im untern Stockwerk aber, das ein kleiner Garten umgibt, eine Werkstatt, um durch die Anstrengungen der Handarbeit die schädlichen Folgen sitzender Lebensart fern zu halten. Eine Nische in der Mauer des Kreuzgangs bezeichnet den Platz, darin den Ordensbrüdern ihre magere Mahlzeit deponirt wird; über der Thüre ist ein lateinischer Spruch aus der Bibel oder den Kirchenvätern angeschrieben.

Dröhnend hallten unsere Schritte durch den schweigenerfüllten Gang, aus dessen Mitte wir in den Kirchhof hinabschauten — der tägliche Anblick der Ordensmänner, wenn sie zur Kirche gehen. Ungeschmückte Grabhügel decken ihre

sterblichen Reste, nur die Gräber der Ordensgenerale sind mit einfachen Steinkreuzen in Form eines zusammengefügten Baumstamms geschmückt.

Die Capelle der Todten, die Capelle Ludwig's des Dreizehnten, das Refectorium, das an den Sonntagen die Brüder zu gemeinsam schweigendem Mahle vereinigt, die Bibliothek und noch manches Andere wurde uns gezeigt.

Ein abendlicher Gang führte uns wieder aus dem beengenden Klosterbann hinaus in die wundervoll grünenden Wälder der Umgebung mit ihren Steinbrüchen, Wasserleitungen, Teichen, schattigen Zickzackwegen ... zu der in abgeschiedener Waldeinsamkeit gelegenen Capelle Notre-dame de Casalibus, und dem auf tannumschattetem steilem Felsen gebauten Kirchlein des heiligen Bruno, dem Ort, wohin er sich, wenn es ihm beim Bau der Carthause unter seinen sechs einsiedlerischen Gefährten noch nicht einsam genug war, zurückzuziehen und beim Gemurmel einer nahen Quelle dem Gebet obzuliegen pflegte.

Ueber die Frescomalereien im Innern des Kirchleins sei in diesem Bericht ein streng carthäusisches Schweigen beobachtet. Aber ein lebendes Bild von eigenthümlicher Wirkung mag es sein, wenn die sämmtlichen Ordensbrüder, wie es im Sommer etlichemal zu geschehen pflegt, in ihren wallenden weißen Gewändern paarweise den Fußsteig heraufgewandelt kommen, um ihrem Stifter eine Messe zu halten — ein langer, schweigender Zug durch den grünen Wald.

Der Laienbruder hatte uns die Abschrift eines Gedichtes gegeben, das Herr von Lamartine einst hier oben improvisirt. Ich bin sonst kein schwärmender Verehrer jener auf hohem Cothurn schreitenden melancholischen Muse, aber hier war sie dem Ernst und der rührend gewaltigen Natur des Orts homogen.

... paisibles habitants de ces saintes retraites,
Comme au pied de ces monts, où priait Israel,
Dans le calme des nuits, des hauteurs où vous êtes,
N'entendez-vous donc rien du ciel?

Ne voyez-vous jamais les divines phalanges
Sur vos dômes sacrés descendre et se percher?
N'entendez-vous jamais des doux concerts des Anges
Rétentir l'écho du rocher?

— Die Frage klang so einfach und natürlich, wenn das Auge sich emporwandte zu den hoch über dem schweigenden Wald in den Aether ragenden Alpenkuppen, daß ich selber, trotz der schlimmen philosophischen Impfung, die ein deutscher Organismus in seiner Jugend zu erdulden hat, nicht darüber erstaunt wäre, wenn ich auf den felsigen Wänden ob meinem Haupt die himmlischen Heerschaaren auf- und niedersteigend erschaut und den verklingenden Wiederhall ihrer Gesänge vernommen hätte... Ein reichliches Klostermahl versammelte uns in später Abendstunde wieder um das Kamin des Fremdensaales. Ein feiner piemontesischer Officier leistete uns Gesellschaft; er war herübergereist, um einem Verwandten, der in's Kloster eintreten wollte, das letzte Geleit zu geben und deutete uns dessen Geschichte an: das Schicksal hatte es jenem zur Zeit jüngsten Novizen des Klosters gefügt, daß er einem Freund und Waffengefährten erst gegründete Ursache gab, an der Treue seiner Frau zu zweifeln, und ihn sodann im Zweikampf tödtete ... allerdings Grund genug, um reuig und schweigend sich für den Lebensrest in's Mönchgewand zu hüllen.

Der leichte weltmännische Ton unseres Erzählers, dessen Wachstuchregenmantel, Firnißstiefel und elegante Handschuhe in scharfem Contrast zu den Kutten und Sandalen unserer geistlichen Quartiergeber standen, versetzte uns aus der Klosterstille hinüber in das frivole Treiben der modernen Salons .. das graciöse Liedchen „la donna è mobile", das aus irgend einer Verdi'schen Oper dem Turiner Cavalier bis hieher gefolgt war und das er unaufhörlich trällerte, klang wie ein Sirenenton an der Stätte des ewigen Schweigens, von der sich übrigens unser piemontesischer Gefährte auch sehnlichst hinüberwünschte zu den Sängerinnen, Tänzerinnen und schönen Frauen seiner Hauptstadt.

Zum Nachtlager wurde Jedem von uns eine Zelle angewiesen: vier kahle weiße Wände, ein rauhes Bett, ein Betpult mit Crucifix und kleinem Schrank — und Alles in strengem Schweigen, das war das Nachtquartier der grande chartreuse.

Um Mitternacht aber tönte die Glocke, der père Gérésime erschien, uns zu wecken; wir wurden in die Emporkirche geführt, dem nächtlichen Gottesdienste beizuwohnen. In schwarzer Finsterniß lag Alles, nur ein leiser Schein der ewigen Lampe fiel auf die Marmorgruppe der Pietà, und eine Bewegung im Chor meldete die Anwesenheit der Ordensmänner. Dann hörte man eine rauhe Hand dreimal auf die Bank vor den Stühlen klopfen — und ein strenger, schauerlicher Gesang hub in dem finstern Chor an, als wäre die Unterwelt aufgethan und die Todten redeten von den Dingen der Vorzeit. Dann wurden die Laternen angezündet, und man sah die weißen Kutten, von der Kapuze das Haupt verhüllt, in ihren Chorstühlen sitzen und aus den großen Psalmbüchern ihre mitternächtlichen Antiphonien beginnen. Meist war es Einer der vorsang, die Andern fielen im Chor ein; oft unterbrach ein viele Minuten andauerndes schreckliches Schweigen den Gesang, die Lichter erlöschten, Finster-

niß des Grabes und Todes deckte die Kirche, bis wieder eine klagende Stimme, wie die eines Rufers aus der Wüste, die Liturgie fortsetzte.

Es war ein gräßlich ernster gespenstiger Eindruck; die ewige Lampe warf ihre Schatten an die weiße Wand der Emporkirche und zeichnete oft in fratzenhafter Vergrößerung die Silhouette einer Mönchskapuze oder die Gestalt eines Fortwandelnden, der das Kreuz schlug.

Wir blieben über eine Stunde, dann suchten wir, fast geängstigt und gequält von dieser Mitternachtfeier mit leisem Schritt unsere Zellen; noch lange schallte das monotone Psalmodiren der weißen Kutten durch die stillen Klostergänge und scheuchte den Schlaf.

In wachenden Traumbildern zogen die Eindrücke der letzten Tage an mir vorüber; vorgestern noch im Getümmel von Lyon, oben in der Bergstadt croix rousse, wo das Sausen und Hämmern der Webstühle aus allen Fenstern schallt, wo eine Bevölkerung von 40,000 Arbeitern ihre Lohn- und Frohndienste thut und mit freudlosem Antlitz die prächtigen Seidenstoffe für Frankreichs elegante Damen schafft ... und heute — in einer einsamen Klosterzelle unter büßenden, schweigenden Anachoreten, die nichts mehr wissen von dem, was draußen die Gemüther bewegt, Nichts von der Organisation der Arbeit und der socialen Frage, von deren Lösung vielleicht um diese Stunde der Weber von Lyon träumt, — Nichts vom Kampf um Sebastopol, davon der heimgekehrte Zuave beim petit verre in einem Café jetzt vielleicht Wunderdinge erzählt — Nichts vom rauschenden Faltenwurf der Crinolineröcke und Nichts von der neuen Gottheit des Tages, genannt credit mobilier . . .

Aber ob sie so Unrecht haben, die Männer der grande Chartreuse, über deren Zellen geschrieben steht: in silentio et spe erit fortitudo vestra? . . .

Ich gedachte der Culturmenschen draußen in ihrem Ameisengewimmel, in ihrem vielgeschäftigen Nichtsthun, in ihrem Abzappeln und Ringen um den Schaum von Seifenblasen, und gedachte der Anstalten des unfreiwilligen Schweigens, welche die Gesellschaft von heute baut und bauen muß, um fortbestehen zu können — jener hochumwallten, eisenvergitterten, unheimlichen Zwingburgen, die man Zellengefängnisse heißt — und ich wandte mein Haupt auf dem harten Holzschragen des Lagers und murmelte, als wäre ich selber bald reif für den weißen Carthäuserhabit, die Worte des Psalms: „der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagen Gemüth haben.“

Der folgende Tag führte uns wieder zu den Lebenden zurück. Im Reiseplan stand zwar noch die Besteigung des Grand-Som aufgezeichnet, jenes über der grande Charteuse sich erhebenden Gipfels, von welchem aus eine prächtige Fernsicht in die von der Rhone durchschnittene Lyoner Ebene, bis weit zu den Bergen des Vivarais und der Auvergne, sowie eines der gewaltigsten Alpenpanoramen den Emporklimmenden überrascht. Der Gedanke war sehr verführerisch, in diesen cottischen Alpen eine rigi-artige Umschau zu halten, die ganze weite Kette vom Monte Viso bis zu den Chamounybergen zu mustern und dem Montblanc der Dauphiné, dem riesigen in ewigen Schnee gehüllten Mont Pelvoux, der dem wirklichen Montblanc an Höhe nur um 600 Fuß nachsteht, einen Gruß zuzuwinken.

Aber ein hartnäckiger Regen machte jeden Gedanken an weitere Bergersteigung zu Wasser.

Nach herzlichem Abschiede von unserem sanften, gastfreien Ordensmanne traten wir den Rückweg nach Grenoble an, der ein sehr schwieriger zu werden drohte. Der Oekonom des Klosters gab uns eine Flasche ihres trefflichen Liqueurs mit auf den Weg; dieser Liqueur, sowie das „Lebenselixir“ der grande Chartreuse, sind seit Jahrhunderten berühmt in Frankreich und werden vielfach als Heilmittel gegen Krankheiten verwendet, die Zubereitung aus den aromatischen Kräutern dieser Hochalpen ist Geheimniß der Carthäuser, die, nach den großen Vorräthen zu schließen, einen nicht unbedeutenden Handel mit diesem Specificum treiben. Ohne diese Herzstärkung wäre der sechsstündige Marsch über le Sappey nach Grenoble hinunter sehr bedenklich geworden. Ein wahrhaft sündfluthlicher Regen fiel unaufhörlich und machte es unmöglich, der großartigen Landschaft an dem durch einen Thorthurm abgeschlossenen Engpaß la porte du Sappey, und jenseits derselben, wo eine Capelle das „initium terminorum et privilegiorum domus Cartusiae“ bezeichnet, irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken.

Allmälig wurden Wege und Stege von brausenden Wildbächen erfüllt... so stundenlang marschirend oder vielmehr einherwatend, oft vom Wasser fortgerissen oder tief in den Schlamm einsinkend, dann und wann in einer Sennhütte rastend und die triefenden Gewänder auswindend, überzeugten wir uns auf's Klarste, daß man auch durch einen Ausflug in die Alpen der Dauphiné der Ueberschwemmung vergebens zu entfliehen sucht.

Aber der wärmende Liqueur der biederen Carthäuser hielt den Muth aufrecht... als endlich nach langem Bergabsteigen unerwartet die Regenwolken sich lüfteten und das herrliche Thal Graisivaudan mit seinen Wäldern und Rebhügeln und reichen, landhausbesetzten Gefilden zu unseren Füßen lag, und wir von der Höhe von Montfleury hinunterschauten auf die breit daherströmende Isère und die Mauern und Festungswerke von Grenoble und hinüber

auf die sich hoch in den Wolken verlierenden dunklen Häupter des Mont Aiguille und des Pic de l'Obion — da war alles Leid vergessen, fröhlich zogen wir durch die Thore der alten Hauptstadt der Dauphiné und hatten noch Stimmung genug, im Vorübergehen den Ritter Bayard auszulachen, der ohne Furcht und Tadel, aber mit schlotternden Knieen, als hätte auch ihn ein Gebirgsmarsch und Wolkenbruch zu Grunde gerichtet, von der Place St. André als schmerzerweckend schöne Erzfigur in den Regenhimmel hinausschaute.

Ehrentitel des Sultans.

Einer der populärsten Titel des Sultans ist der: Kiol-oglou, d. i. Sohn der Sklavin, und derselbe ist wie ein Titel adeliger Abkunft, beruhend auf der biblischen Tradition von der Geburt Ismael's, des Vorfahren Mahomed's und Gründers der arabischen Nationalität. In den Anschauungen der Morgenländer haben diese Art Titel ihre politische Bedeutung und dies ist auch in Betreff des obgedachten der Fall. Das Grundgesetz des Reichs gestattet nämlich dem Sultan nicht, eine oder mehrere rechtmäßige Frauen zu haben, es erlaubt ihm vielmehr in dieser Hinsicht nur Sklavinnen ohne Herkunft in seinem Harem sich zu halten, die mit Gold erkauft oder z. B. im Kriege geraubt worden sind. Den Handel, der auf dem schwarzen Meere behufs des Sklavenmarktes in Konstantinopel, ebenso zu Gunsten des Sultans, als im Interesse der türkischen Großen, namentlich mit Circassierinnen und Georgierinnen getrieben wurde, suchte Rußland auf jenem Meere durch seine Schiffe, so wie sonst auf jede mögliche Weise zu verhindern, und in Folge dessen war der Preis dieser Waare, da sie nur als Contrebande in Constantinopel eingebracht werden konnte, dort sehr gestiegen. Der letzte Krieg, der den Türken erlaubte, ihre Harems mit geringen Kosten zu bevölkern, war der griechische Freiheitskampf; das durch denselben gelieferte Contingent war indeß abgestorben oder durch Alter invalid geworden, und es drohte also der Türkei, vornehmlich dem Sultan selbst, eine große Gefahr, nämlich die: zum Coelibate verdammt zu sein und sein Geschlecht aussterben zu sehn, — eine Gefahr, die dann eintrat, wenn es Rußland wirklich gelungen wäre, den Sklavenhandel gänzlich zu unterdrücken. Die Diplomatie in Pera erblickte hierin auf Seiten Rußlands eine, wider den Bestand der Türkei selbst gerichtete feindselige Absicht und staatsgefährliche Maßregel, und sie wußte dies nun auch bei den türkischen Großen, die dadurch gleichfalls in ihrer Existenz betroffen wurden, auf geeignete Weise geltend zu machen und die russische Regierung und Politik hierunter gehörigen Orts zu verdächtigen und anzuschwärzen. Der unterrichtete Verfasser der mit Kenntniß und Geschick geschriebenen, besonders gegen die Politik Großbritanniens gerichteten Schrift: „La guerre d'Orient, ses causes et ses conséquences, par un habitant de l'Europe continentale (Bruxelles, 1854), aus welcher wir Vorstehendes entlehnen, legt auf obige Erwägungen und Combinationen ein nicht geringes Gewicht, und er hält mindestens die diesfallsige Beschwerde gegen Rußland an sich für begründeter als andere Punkte, die man in Pera gegen dasselbe aufzubringen und scheinbar zu rechtfertigen gewußt hat. Denn zur Bewahrung des Zaubers der Popularität des Sultans und seiner Legitimität selbst ist es erforderlich, daß derselbe der Sohn einer Sklavin sei; das Gesetz, welches dies vorschreibt, reicht bis zu Soliman dem Großen, mit dem Beinamen: Kanuni, d. h. der Gesetzgeber, zurück. — Außerdem wird der Sultan der Türken mit dem eben so populären Titel: Unkiar, geschmückt, welcher so viel bedeutet als: blutdürstig, und welcher das Recht des Todes, dieses so wichtige Attribut der Obrigkeit in der Türkei, in exorbitanter Weise und ohne Euphemismus ausdrückt. Man muß gestehen, daß, wenn die Weisheit des Morgenlands in gewisser Hinsicht tiefsinniger ist als die Europas, dagegen in den Ländern der europäischen Cultur und Civilisation die Titel, mit welchen auch dort die Fürsten und Herren der Länder sehr häufig wie mit einer stereotypen Auszeichnung bezeichnet werden, nur als eine leere Schmeichelei angesehen werden müssen, der Orient diese Art von Schmeichelei durchaus nicht kennt.

Victor Hugo wurde bekanntlich durch die Einwohner von Jersey gezwungen, diese Insel, welche er zu seinem Asyl erwählt hatte, zu verlassen. Er übersiedelte nach der benachbarten Insel Guernsey und kaufte daselbst sofort ein kleines Besitzthum, um durch ein Eigenthum einer neuen Ausweisung von englischem Grund und Boden zu entgehen. Sein Hausgenosse Vacquerie erzählt, daß das von jenem angekaufte Haus Jahre lang leer gestanden habe, weil der Volksaberglauben demselben ein gespenstisches Wesen andichtete. Nach der Sage wandle eine weiße Frau allnächtlich mit Seufzen und Stöhnen durch dessen Räume, und man berichtet, ein Geistlicher, der vor einer Reihe von Jahren das Haus bezogen habe, sei, selber einem ausgemergelten Gespenste ähnlich, wieder daraus entflohen. Natürlich vermochten solche Gerüchte den französischen Romantiker nicht abzuschrecken, erhöhten vielmehr sein Interesse für die reizend gelegene Besitzung. Mit einem Gedicht an die „weiße Frau" weihte er sein neues Eigenthum zur Friedensstätte seines Dichtens und forderte darin die ruhelose Nachtwandlerin auf, sich nicht vor ihm zurückzuziehen, sondern auch ihm sich zu zeigen. Vielleicht erscheine sie ihm in der Gestalt seiner ihm durch den Tod entrissenen, geliebten Tochter, um seinem Herzen Trost und seiner Phantasie Begeisterung zu spenden. Vermuthlich wird er es unternehmen, den verstörten Geist der „weißen Frau" in eine Dichtung zu schließen und so für immer aus seinem Hause in eines seiner Werke zu bannen.



Zweite Abtheilung.

Ueber die

geographische Verbreitung der Thiere auf der Erdoberfläche.

Von Dr. Moritz Wagner.

I. Allgemeine Bemerkungen, — die zoologischen Reiche der östlichen Erdhälfte.

Die Frage, von welchem Stammort die Thier- und Pflanzenarten unserer gegenwärtigen Schöpfung ausgegangen sind, hat bereits im vorigen Jahrhundert den Scharfsinn eines großen Naturforschers beschäftigt. Linné, der berühmte Systematiker, der uns zu jener richtigen und natürlichen Anschauung des Baues der Organismen zurückführte, die seit Aristoteles abhanden gekommen war, nahm einen einzigen Schöpfungsmittelpunkt für alle lebenden Wesen an. Derselbe sollte der erste Tummelplatz des Thierlebens und des Menschengeschlechts, wie auch die ursprüngliche Heimath aller existirenden Pflanzenarten gewesen sein. Linné dachte sich diesen Schöpfungsmittelpunkt als in einer heißen Gegend gelegen mit einer sehr hohen Berggruppe, die nach dem Zurückziehen der großen Fluthwasser trocken gelegt war. Auf den Höhen, Terrassen und Thälern dieser Berggruppe fanden sich nach Linné's Vorstellung alle möglichen Klimate und Temperaturen, von denen der heißen Aequatorialzone bis zu denen der kalten Polarzonen. Von dort, meinte er, hätten sich Thiere und Pflanzen allmälig in die verschiedenen Erdgegenden verbreitet, wo wir sie gegenwärtig finden. Er nahm die Abkunft jeder Art von Einem Stammpaar an.

Linné hatte bei dieser Ansicht offenbar die gewöhnliche Textauslegung der Bibel vor Augen. Er dachte entweder an die südlichen Abhänge des Taurus, wohin die orientalische Tradition das Paradies versetzt oder an den Berg Ararat. Nach der von Moses mitgetheilten Sage gingen vom Ararat die geretteten Menschen, sowie all die lebenden Wesen wieder aus, welche die Erde nach der großen, sogenannten Sündfluth bevölkerten. Die Lage des Ararat paßt aber so wenig wie der südliche Abfall des Taurus zu Linné's Hypothese. Der Ararat bildet eine gewaltige Berggruppe aus zwei Hauptkegeln bestehend, im Hochlande Armenien zwischen dem 39° und 40° n. Breite gelegen; der größere der beiden Kegel erhebt sich über 16,000 Pariser Fuß, steht aber auf einer Hochebene, die selbst fast 3000 Fuß Meereshöhe hat. Das Klima am Fuße des Ararat ist nicht nur für wirkliche tropische Organismen, sondern selbst für viele Pflanzen und Thiere des südlichen Europa viel zu kalt. Die Taube, welche Noah nach dem Fall der Gewässer von seiner Arche ausfliegen ließ, konnte den Olivenzweig, den sie zurückbrachte, weder im ganzen Hochlande Armenien, noch im benachbarten West-Persien gefunden haben, aus dem einfachen Grunde, weil dort ein Olivenbaum weder wächst noch wachsen kann. Sie muß sehr weit über das ganze Hochland hinweg bis an die Ufer des schwarzen Meeres in die Gegend von Riseh oder Trapezunt geflogen sein, um einen Oelbaum zu finden.

Den großen Ararat hat zuerst der alte französische Botaniker Tournefort und später der Physiker Parrot an der Nordseite untersucht. Ich habe dreizehn Jahre nach Parrot außer der Nordseite auch die Südseite dieser

Berggruppe, die vor mir von keinem Reisenden besucht und beschrieben war, ziemlich genau explorirt. Diese Gegend ist eine überaus wilde, einsame, schauerliche Bergwüste voll öder Lavatrümmer, die uns nur deshalb so lange geographisch und naturgeschichtlich völlig unbekannt geblieben, weil räuberische Kurdenbanden, die dort an den Grenzen von Persien, Rußland und der Türkei spucken, die Gegend gefährden. Man bedarf einer zuverlässigen Escorte, um dort nur mit einiger Sicherheit zu verweilen.

Der Ararat, ein ausgebrannter Vulcan, ist, wie seine ganze Umgebung, überaus arm an Pflanzen und Thieren. Man findet dort fast nur solche Arten, die ein Winterklima von bedeutender Kälte ertragen. Die großen pflanzenfressenden Pachydermen hätten dort wie auch die großen Raubthiere weder ein für ihren Organismus passendes Klima, noch die ihnen nothwendige Nahrung finden können. Man hat am Ararat auch durchaus keine Spur von Diluvial-Versteinerungen gefunden, wohl aber erkennt man dort allenthalben die Reste mächtiger vulcanischer Verheerungen, die großartigsten Gebilde der Kräfte des Feuers.

Also weder die Lage und die klimatischen Verhältnisse des Ararat, noch die der südlichen Taurus-Abhänge, noch die Gehänge des Hindukosch, noch irgend einer andern Berggruppe der Erde passen zu der falschen Vorstellung Linné's, an der nur noch sehr wenige englische und deutsche Forscher aus falschem Eifer für eine wörtliche Auslegung der biblischen Schöpfungsgeschichte festhalten. Selbst der sehr orthodoxe britische Anthropolog Prichard hat die Linné'sche Ansicht für eine durchaus naturwidrige erklärt, die ganz unvereinbar ist mit allen bekannten und erwiesenen Thatsachen. Spätere Forscher, die sich mit der geographischen Verbreitung der Organismen beschäftigten, zuerst Willdenow, nahmen statt Eines Mittelpunktes der Schöpfung viele solcher Centra an, von welchen aus sich jede einzelne Pflanzen- und Thierart strahlenartig überall verbreitete, wohin der Pflanzensaame durch Luft- und Wasserströmungen, oder durch Zugvögel verschleppt und das Thier vermöge seiner größern oder geringeren Fähigkeit der Ortsbewegung gelangen konnte und wo es die Bedingungen seines Fortlebens fand.

Die ersten dieser Schöpfungs-Mittelpunkte der Landthiere waren Inseln, indem man annimmt, daß auch die Continente in Form wachsender Inseln aus dem Schooße des Meeres hervorgetreten sind. Mit der Ausdehnung dieser Inseln durch die hebenden plutonischen Kräfte des Erdinnern verbreiteten sich die verschiedenen Organismen. Man kann fast für jede Pflanzen-Species, die nicht zu den Culturpflanzen gehört, einen solchen natürlichen Verbreitungskreis nachweisen, über dessen räumliche Ausdehnung ihr Saamen durch Luft- oder Meeresströmungen gelangte. Dasselbe gilt auch von den Thieren. Je mehr die Thierart von der Natur die Fähigkeit, sich zu bewegen, und eine gewisse Schmiegsamkeit des Organismus, um verschiedene Klimate zu ertragen, erhalten hat, desto weiter verbreiteten sich ihre Abkömmlinge überall wo nicht Ocean, hohe Gebirge oder die Eisfelder der kalten Zone ihre Wanderlust beschränkten.

Nach dieser Ansicht, welche sehr viele Anhänger fand, sind die Thierarten der höher organisirten Classen, wenn nicht immer von einem einzigen Stammpaare, doch wenigstens von Einer ursprünglichen Heimath, von Einem der angenommenen vielen Schöpfungs-Mittelpunkte ausgegangen. Die Natur vermochte bei dem letzten großen Schöpfungsacte wohl ähnliche Grund- und Hauptformen an sehr verschiedenen und weit von einander entfernten Punkten der Erde, nicht aber genau dieselbe Art zu reproduciren. Vielleicht gilt diese Thatsache von allen Thieren, unzweifelhaft scheint sie bei den Landsäugethieren, Reptilien und Süßwasserfischen. Jeder isolirte Continent, jede sehr ferne von Continenten oder von andern Eilanden gelegene Insel hat ihre eigenthümliche Fauna. Nur die Familien oder die Gattungen der Thiere erinnern oft an ähnliche Formen in andern Continenten, nie aber kommt dieselbe Species vor, wenn sie nicht künstlich als Begleiterin der Menschen, als Parasit oder Hausthier dahin verpflanzt wurde. Eine Ausnahme hiervon machen nur Vögel, leichtfliegende Insecten und Meerthiere, welche große Räume durchwandern. Australien hat seine eigenthümliche Thierwelt. Auch Amerika hat außer den Säugethieren der nördlichen Zone, welche durch Wanderung über die Eismassen des Polarmeeres dahin gelangen konnten, und den Hausthieren, welche der europäischen Einwanderung folgten, wahrscheinlich nicht Eine Säugethierart, auch nicht Ein Reptil mit der alten Welt gemein. Man hat früher das amerikanische Elennthier und den Biber identisch mit denselben Arten in der alten Welt gehalten. Durch neuere Forschungen wurden sie als verschiedenartige Species oder doch als sehr bestimmte Varietäten erkannt. Der Wolf und der braune Bär scheinen dort mit den Arten der alten Welt gleich zu sein, aber sie sind sicher eingewandert. Auch für die Menschen nehmen sowohl Humboldt, als der berühmte amerikanische Anthropolog Morton, der die größte Zahl von Racenschädeln untersuchte, so wie Lacordaire, Burmeister und andere Forscher an, daß sie sich von mehreren Schöpfungs-Mittelpunkten radienartig verbreitet haben. Ob jede der Hauptracen von einem oder mehreren Stammpaaren ausgegangen, darüber schwanken die verschiedensten Ansichten.

Diese Migrations- oder Wandertheorie der Pflanzen und Thiere wurde von anderen scharfsinnigen Forschern stark angefochten. Rudolphi suchte zuerst den Satz wissenschaftlich zu begründen, daß die gleichen äußeren Einwirkungen, dieselben Verhältnisse des Bodens, der Temperatur und Feuchtigkeit der Atmosphäre und der geographischen Lage überall auch an sehr entfernten durch Meere und Gebirge getrennten Punkten Wesen derselben Art in das Dasein rufen könnten. Der sehr gelehrte Bronn und der geistreiche Agassiz huldigen einer ähnlichen Ansicht. Dieser berühmte Forscher, welcher in der sehr orthodoxen Stadt Boston lebt und durch seine persönlichen Verhältnisse vielleicht in der Lage ist, die dort vorherrschenden streng biblischen Ansichten nicht zu sehr zu verletzen, hat sich gleichwohl in neuester Zeit sogar in einer religiösen Monatsschrift nicht nur gegen die Ansicht eines gemeinsamen Schöpfungs-Mittelpunktes, sondern auch gegen die Möglichkeit einer Abkunft der einzelnen Thierarten von Einem Stammpaare auf das Entschiedenste erklärt. Aehnlich wie sich Göthe gegen Herrn v. Martius mündlich äußerte, so meint auch Agassiz: die Natur sei bei ihren verschiedenen Schöpfungsacten keineswegs karg und sparsam, sondern höchst freigebig gewesen. Es seien in jenen wunderbaren Perioden, wo vorübergehend Ausnahmsgesetze in der Natur walteten, lebende Wesen, also zuletzt auch Menschen in einer gewissen Fülle überall entstanden, wo die nöthigen äußern Bedingungen für ihr Leben sich fanden. Agassiz sagt in dieser merkwürdigen Abhandlung: „der Mosai'sche Bericht beziehe sich nur auf Adam und Eva und deren nächste Umgebung allein, nicht auf die ganze Schöpfung. Moses habe so wenig behauptet, daß Adam und Eva die ersten Menschen der Erde gewesen, wie daß von irgend einem Hochpunkte Asiens aus, der unmöglich für alle Thierarten ein passender Schöpfungsort sein konnte, die Thiere aller Zonen, aller Klimate, durch abermals fremde Klimate hindurch, sich über alle Hindernisse hinweg an ihren jetzigen Aufenthaltsort begeben hätten. Denn nach Moses ist ja auch Kain schon zu fremden Nationen gewandert und hat sich aus dem Stamme Nod ein Weib genommen und eine Stadt gebaut. Eben so irrig, meint Agassiz, sei die Ansicht, daß jede Thierart ursprünglich von einem einzigen Paare ausgegangen. Er fragt: „wie könnten Ameisen und Bienen, die zur Erziehung ihrer Brut so viele Individuen bedürfen, nur von einem einzigen Paare abstammen? Wie kann man sich ein einzelnes Paar Hühner oder Antilopen vorstellen, die wir doch immer nur in Heerden beisammen sehen? Oder hätte das erste Paar Löwen, das erste Paar Haifische so lange gefastet, bis das erste Paar Antilopen oder das erste Paar Häringe sich hinreichend vermehrt gehabt hatten, um durch sie keiner Vernichtung mehr ausgesetzt zu sein? Wie wäre es möglich gewesen, daß dieselbe Fischart in ganz geschiedenen Flußsystemen wieder erscheint, da sie den Rand des Flusses nicht überschreiten kann, wenn sie nicht schon ursprünglich in allen diesen Flußsystemen geschaffen wäre?"

Ich glaube, daß Agassiz und Rudolphi solche Einwürfe gegen die Wandertheorie und gegen die Wahrscheinlichkeit der Abstammung jeder höhern organisirten Thierart von Einem Stammpaare nicht wesentlich modificirt haben würden, wenn sie als zoologische Sammler selbst verschiedene Welttheile, besonders die entgegengesetzten Abfälle hoher Alpengebirge untersucht hätten. Sie würden an diesen Gebirgen scharf ausgeprägte Grenz- und Scheidungslinien für die Verbreitung aller Thierarten gefunden haben, welchen eine schwerfällige Fähigkeit der Bewegung eigen. Diese Thatsache gilt nicht nur von jenen Gebirgen, deren Richtung mehr der geographischen Breite als der Länge folgt, wie von der Hauptmasse der Alpen und der Pyrenäen, dem Balkan, dem Kaukasus, dem Taurus- und Atlasgebirge, deren nördliche Gehänge ein sehr verschiedenes Klima von dem südlichen Abhang haben. Auch von den Cordilleras läßt sich die gleiche Thatsache behaupten, wie die Thiersammlungen beweisen, die ich und andere Naturforscher von dort mitgebracht haben.

Die Ausdehnung des Thierreichs hängt in den Cordilleren des tropischen Amerika weit mehr von der Richtung des Gebirges, als vom Klima ab, welches die geographische Breite bedingt. Die östlichen Urwälder gegen den atlantischen Ocean sind von den westlichen Urwäldern am stillen Weltmeere nur durch ein theilweise schmales Hochgebirge geschieden. Im Wesentlichen haben beide Küstenstriche dasselbe Klima, dieselbe mittlere Lufttemperatur und doch sind die beiderseitigen Faunen in solcher Nähe fast durchaus verschieden. Nur die größeren Säugethierarten, die Vögel und einen Theil der beweglichen Insecten, besonders Hymenopteren, Dipteren und Schmetterlinge haben die beiden Küstenstriche miteinander gemein. Diese Thiere konnten das Gebirge übersteigen und sie haben sich offenbar durch Wanderung verbreitet. Dagegen ist für die schwerfälligen Thierspecies, für die ungeflügelten Insecten, die Arachniden, die Krustenthiere, die Land- und Süßwasserschnecken das Hochgebirge eine unübersteigliche Schranke geblieben. Fast nicht Eine von den kleinen plumpen Thierarten hat sich in Mittel-Amerika vom südwestlichen Fuß der Andeskette nach dem nordöstlichen Gehänge verbreitet.

Eine ganz ähnliche Erscheinung habe ich am

Atlasgebirge und am Kaukasus beobachtet. Nicht Eine von den Scorpionarten, nicht eine von den Melasamen, welche mir die Beduinen von der Südseite des Atlas brachten, ja nicht einmal die dortigen Reptilien stimmten mit den Arten überein, welche ich während eines zweijährigen Aufenthaltes an der Nordseite dieses Gebirges gesammelt habe.

Die fliegenden Insecten sind wie die Vögel an der Nordseite des Kaukasus wesentlich dieselben Arten, wie am südlichen Fuße, besonders die Hymenopteren, Dipteren, Neuropteren und die Schmetterlinge. Sie haben sich im Laufe der Jahrhunderte über die Paßsenkungen dieses gewaltigen Hochgebirges verbreitet. Die nur laufenden oder kriechenden Insectenarten, wie die meisten Schneckenarten, überhaupt fast alle Thierspecies von schwerfälliger Bewegung sind diesseits und jenseits des Kaukasus beinahe ohne Ausnahme von einander verschieden. Nicht Eine von den prächtigen Laufkäferarten, welche der russische Entomolog Menetries und ich in den Steppen am Terek und Kuban entdeckten, fanden wir später in den Thälern Georgiens und in den Ebenen von Kolchis wieder. Dagegen stimmte nicht Einer von den schwerfälligen Carabiden, nicht Eine Dorcadion-Art, die ich in den Wäldern von Kolchis und in der Umgegend von Tiflis gesammelt habe, mit den Arten überein, welche Herr Menetries und ich an der Nordseite des Kaukasus gefunden.

Der hohe, schroffe, trachytische Gebirgszug zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere zieht für alle diese Thierarten eine bestimmte Grenze. Bei den meisten Thieren ist auch dort eine gewisse Wanderlust, eine Tendenz der Ausbreitung wohl nachzuweisen. Dieselbe erstreckte sich so weit, bis sie auf unübersteigliche Naturhindernisse stieß. Ich habe den schönen, indigoblauen, glänzenden Procerus tauricus, eine der merkwürdigsten Käferarten Europas, welche hier fast so fremdartig kolossal erscheint, wie unter den südlichen Säugethieren der gewaltige Elephant, durch das ganze Steppengebiet von der Krim bis an den nördlichen Fuß des Kaukasus verbreitet gefunden. Am Kasbek erscheint er noch in einer Höhe von 4000 Fuß. Aber die mächtige kaukasische Gebirgsmauer hat er nicht zu überschreiten vermocht. Die tiefste Paßsenkung ist dort in der Mitte des Gebirges zwischen 6 bis 7000 Fuß und vor dem kühlen Klima dieser Höhe schreckte die Wanderlust des Riesenkäfers zurück. Wäre ein Paar desselben durch Zufall von dort nach den Thälern Georgiens versetzt worden, so hätte er ein ganz ähnliches Klima daselbst, wie in der Krim wieder gefunden und würde sich diesem entsprechend vermehrt haben.

Die Agassiz'schen Gründe fallen von selbst, wenn man annimmt, daß die Entstehungsperiode der verschiedenen Thierschöpfungen keine rasch vorübergehende war, sondern daß sie lange, vielleicht durch Jahrhunderte dauerte, und daß die verschiedenen Thierspecies nicht zugleich, sondern nacheinander im entsprechenden Verhältniß entstanden. Wenn der Anfang der Existenz pflanzenfressender Thierarten der Entstehung der Raubthiere auch nur wenige Jahrzehnte vorangegangen, so hatte jene Zeit genug, sich soweit zu vermehren als zur Stillung des Appetits der Raubthiere nothwendig war. Die jetzige Verbreitung derselben Fischarten in mehreren getrennten Flußsystemen läßt sich einfach durch die Thatsache erklären, daß viele der jetzt getrennten Flüsse, besonders in Amerika, durch verbindende Seen einstmals zusammenhingen. Ausgedehnte Seebecken waren noch in Zeiten vorhanden, welche unserer jetzigen Schöpfungsperiode angehören und wo die Fischarten über die großen Räume sich verbreiten konnten, wo wir sie gegenwärtig finden. Agassiz selbst gesteht als genauer Kenner der Fische, daß von den Süßwasserfischen der neuen Welt nicht Eine Art mit den Fischen der alten Welt identisch sei.

Mit dieser Thatsache lieferte Agassiz einen starken Beweis gegen seine eigene Theorie hinsichtlich der localen Entstehung und Verbreitung der Thierarten. Denn wenn unter den gleichen Verhältnissen der Temperatur und des Klimas überall die gleichen Thierarten hätten entstehen können, so müßten sich in den canadischen Seen und im St. Lorenzstrome die Fischarten Scandinaviens und Rußlands wieder finden, mit deren Klima das dortige so ähnlich ist. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Nur die Familien und die Geschlechter der Fische Nord-Europas stimmen mit den nordamerikanischen großentheils überein, nicht aber die Arten.

Während achtjähriger Beobachtungen in fremden Welttheilen, wo ich viele tausend Thierarten selbst gesammelt und ihrer geographischen Verbreitung die größte Aufmerksamkeit gewidmet habe, bin ich durch vergleichende Betrachtung der vorkommenden Thiere in Ländern, welche durch Gebirge oder Meere getrennt sind, ein entschiedener Anhänger der Migrationstheorie geworden. Sämmtliche Thatsachen, die ich über diese anziehende Frage gesammelt habe, sprechen für eine Verbreitung der Thiere von sehr vielen Mittelpunkten durch Wanderung.

Die aus der Migrationstheorie hervorgehenden Schlüsse beweisen auch, daß hinsichtlich der Willkür der Natur bei den verschiedenen Schöpfungsperioden engere Schranken gezogen waren, als man gewöhnlich angenommen hat. Die zeugenden Kräfte konnten während dieser Thätigkeitsperioden nicht ganz nach Laune die

Thierformen in's Unendliche erfinden. Man erkennt vielmehr, daß sie im Allgemeinen an gewisse Grundformen sich hielten, die ihnen aus früheren geologischen Perioden an denselben Localitäten, wo wir sie jetzt finden, übrig geblieben waren. Von den untergegangenen Schöpfungen waren ihnen gleichsam die Mustertypen vermacht. Immer aber fügten sie jenen älteren Typen eine Anzahl neuer Formen hinzu, während viele der älteren Thiergeschlechter für immer untergingen.

Aber ein gewisser Grad von Willkür, eine uns völlig räthselhafte Kraft, die mit den jetzt wirkenden Kräften nicht identisch ist, muß bei der Hervorbringung all' dieser wunderbaren Formenmuster von Organismen periodisch thätig gewesen sein. Es läßt sich vom Standpunkt des Naturforschers eine geheimnißvolle Grundursache alles organischen Lebens oder ein wunderbarer Geist, der nicht nur die Harmonie liebte, die sich in den Wechselwirkungen aller Naturerscheinungen offenbart, sondern der auch in so vielen seiner organischen Gebilde gewissermaßen eine Freude an dem Schönen und Mannigfaltigen zeigte, nicht eben leugnen. Diese Wahrheit ist eine gewaltige und bleibt auch für Viele eine trostvolle. Das Gesetz, nach welchem jene ursprünglichen Formen geschaffen worden oder entstanden sind, ist zweifelsohne das dunkelste Geheimniß der Natur. Nur das vermögen wir mit Bestimmtheit zu erkennen, daß jene schaffenden Naturkräfte an gewisse Perioden gebunden waren, daß die Organismen der spätern Schöpfungsperioden neben der Willkür der schaffenden Macht auch von einer ältern bereits bestehenden durch Klima und andere locale Verhältnisse bedingten Nothwendigkeit abhingen. Selbst auf den entlegensten Inseln des stillen Oceans, über deren Thiere und Pflanzen uns neuerdings der englische Reisende Darwin so merkwürdige Aufschlüsse gegeben, hat man keine Thierformen gefunden, welche nicht in die Classen und Familien der unter den gleichen Breitegraden gelegenen Continente hineinpaßten. Nur die Arten sind verschieden, oft auch die Gattungen, aber selten die Familie und nie die Classe der Thiere. In Masse erinnert der Charakter der Faunen auf jenen entlegenen Eilanden stets an die Thierformen des nächsten Continents.

Dr. Schmarda wiederholt in seinem kürzlich erschienenen Werk über die geographische Verbreitung der Thiere die Behauptung, daß organische Formen zu allen Zeiten unausgesetzt entstanden und vergangen seien. Diese Annahme ist durchaus ungegründet. Seit der historischen Zeit ist nicht Eine neue Thierart entstanden. Von den untergegangenen Arten aber, wie von der sogenannten Seekuh oder dem Borkenthier, welches auf einen kleinen Bezirk an der Behringsstraße beschränkt war, wo Steller im Jahre 1741 das letzte Exemplar gefunden und von der Dronte, einem schwerfälligen Vogel, der sich nicht über die Erde erheben konnte und den die Holländer noch im Jahre 1598 auf Isle de France gefunden, weiß man, daß sie durch Menschenhände, nicht durch Naturkräfte untergegangen sind.

Daß von den höher organisirten Wesen nicht Eines mehr von selbst entsteht, darüber sind alle Naturforscher einig. Die Resultate der neueren Forschungen verbannen aber selbst für die kleinsten und niedrigsten Geschöpfe die Annahme einer generatio aequivoca oder Urzeugung. Alle lebenden Wesen entstehen jetzt aus Eiern und Keimen, aus Knospenbildung oder Theilung. Die Fähigkeit der Naturkräfte, neue Formen zu erfinden und neue Arten zu bilden, hat, wenn auch die Thätigkeit des letzten Schöpfungsaktes Jahrhunderte lang gedauert haben sollte, doch sicher seit Jahrtausenden gänzlich aufgehört.

Die vielen eigenthümlichen Pflanzen und Thierarten auf isolirten vulcanischen Inseln des Oceans, z. B. auf den Sandwichsinseln, auf den Gallopagos, auf den Azoren, auf St. Helena beweisen gleichwohl, daß die Thätigkeit jener zeugenden Kräfte noch bis zur Periode dauerte, wo der Durchbruch dieser vulcanischen Erhebungsinseln und Erhebungskrater erfolgte. Auch meine Beobachtungen in Armenien und in Central-Amerika haben manche Beweise für diese Thatsache geliefert. Ich habe sowohl auf einigen der höchsten Trachytkegel des Kaukasus, als auch auf verschiedenen Vulcanen Armeniens, deren feurige Thätigkeit fast noch in das Frühroth unserer historischen Zeit hereinreicht, z. B. auf dem Ararat und Allaghös und später auf den höchsten Andesvulcanen von Guatemala und Costa Rica manche niedere Thiere, besonders Insectenarten, auch einzelne Pflanzenspecies gefunden, welche diesen Bergen ganz eigenthümlich scheinen, nur in den höchsten Regionen vorkommen und in den umgebenden Hochebenen bis jetzt nicht wieder gefunden worden sind. Diese hohen Berge von theilweise jüngster Entstehung gehören daher mit zur Zahl jener Schöpfungsmittelpunkte. Die formenzeugenden Kräfte des letzten Schöpfungsaktes konnten noch nicht ganz erloschen gewesen sein, als jene Kolosse mit ihren trachytischen oder andesitischen Gesteinen die Erdrinde durchbrachen.

Für den reisenden Naturforscher und Beobachter ist nichts überraschender, als wenn er auf den hohen inselartig gruppirten Vulcanen des Südens plötzlich wieder wohlbekannte nordische Pflanzen- und Thierformen erscheinen sieht. Der berühmte Reisende Tournefort hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts bei seinem Besuch am Berge Ararat dieser Thatsache erwähnt. Seine Beobachtung hat zuerst die Botaniker auf den verändernden Einfluß auf-

merksam gemacht, welchen das Höhenklima auf die Pflanzenwelt übt. Wie viel größer würde noch Tournefort's Ueberraschung gewesen sein, wenn er statt jenes armenischen Bergkolosses einen der Riesenvulcane im tropischen Amerika besucht hätte! Im Staate Guatemala steigen die theils thätigen, theils erloschenen Feuerberge in Mehrzahl unmittelbar aus der Küstenebene empor. Die prächtigsten und üppigsten Formen der Pflanzen- und Thierwelt findet man am Fuße dieser Vulcane. In der Region von 8000 bis 10,000 Fuß Meereshöhe verschwinden allmälig alle südlichen Formen. Auf dem sogenannten Wasservulcan von Guatemala, welchen ich in Begleitung meines Freundes Dr. Scherzer bestieg, fand ich in einer Region von 12,000 bis 14,000 Fuß Meereshöhe, also fast der Gipfelerhebung des Montblanc entsprechend, ausschließlich nur Tannen, Eichen, Weiden und ähnliche Gattungen von nordischen Waldgebüschen, unter den niedern Pflanzen aber Astern, Glockenblumen, Saxifragen und Cerastium-Arten, also meist dieselben Geschlechter, wie in unsern Alpen, nur die Arten waren verschieden.

Von größeren Säugethierarten war nichts auf jenen Höhen zu sehen. Auch die prächtigen Vögel, die farbenprunkenden Schmetterlinge der heißen Region waren verschwunden und durch mehr einfarbige Arten von bescheidenem Ansehen ersetzt. Auf dem Boden kroch eine Meloe-Art, ganz ähnlich unseren nordischen Formen. Um die Blumen flogen Hymenopteren und von Schmetterlingen viele Colias-Arten, Pontien und Hipparchien von so auffallender Aehnlichkeit mit den Arten unserer Alpen, daß ein scharfes Kennerauge dazu gehörte, sie als getrennte Arten zu unterscheiden. Ich fand dort eine neue Art von Goldeulen aus der Gattung Plusia, die unserer weit verbreiteten nordischen Plusia Gamma überaus ähnlich ist.

Schwerlich gibt es in der Schmetterlingsfauna der alten Welt eine Art, welche für die geographische Verbreitung so merkwürdig ist, wie jener kleine Nachtfalter vom Geschlecht der metallschimmernden Eulen. Plusia Gamma hat ihren Namen von der silberglänzenden Zeichnung erhalten, die einige Aehnlichkeit mit dem griechischen Buchstaben hat. Wenige Insecten haben eine so außerordentlich weite natürliche Verbreitung. Ich fand diese Eule im Jailagebirge der Krim, im Kaukasus, am Ararat, ja selbst im nordafrikanischen Atlasgebirge fast eben so häufig, wie in Tirol und in der Schweiz. Andere Sammler haben sie im sibirischen Altai und selbst auf dem Himalaya beobachtet, wo sie überall ohne die geringste Variation der Form und Farbe erscheint. In Nordamerika aber hat die Natur für einen Stellvertreter gesorgt, eine der Plusia Gamma ähnliche Art, aber specifisch genau verschieden. Auf dem Wasservulcan kommt ein zweiter Stellvertreter, der gleichfalls mit einem ähnlichen silberglänzenden Buchstabenzeichen auf den Oberflügeln dekorirt ist, vor. Derselbe findet sich nur auf den isolirten Vulcanen Guatemalas. Ich führe diesen interessanten Fall als ein Beispiel an, daß die Natur in jenen kühlen Regionen unter ähnlichen klimatischen Verhältnissen wie in Europa, zwar nicht ganz dieselbe, aber doch eine höchst ähnliche Art auf jenen von Europa so entfernten vulcanischen Berginseln zu reproduciren vermochte. Es ist dies einer der vielen Beweise, wie bei der Entstehung der Thierformen in der neuen Welt, wie in der alten, jene geheimnißvollen Kräfte nach ähnlichen Schablonen arbeiteten, sobald ähnliche klimatische Verhältnisse mitwirkten, aber nie genau die gleiche Art hervorbrachten.

Das animalische Leben auf der Erdoberfläche erreicht bekanntlich die höchste Stufe der Entwickelung innerhalb der Tropen und nimmt von dort aus gegen die Pole hin allmälig ab. Eine Ausnahme von dieser Regel bilden theilweise die Seethiere, von denen die höher organisirten Gattungen von dem Aequator gegen die Pole zunehmen und welche überhaupt gleichförmiger durch die große Ausdehnung der Meere verbreitet sind, theils weil die Oceane der geographischen Breite nach keine so große Temperaturunterschiede zeigen, wie das Festland, theils weil in denselben den Wanderungen ihrer Bewohner nicht solche Schranken entgegenstehen, wie auf dem Lande. Indeß ist die Naturgeschichte der zahllosen Bewohner der Meere noch zu unbekannt, um über ihre geographische Verbreitung genauere Rechenschaft geben zu können, zumal überhaupt der Vertheilung der Thiere über die Erde in geographischer Beziehung bisher noch lange nicht die Aufmerksamkeit zugewendet worden, als derjenigen der Pflanzen. Dies hat seinen Grund einmal darin, daß, namentlich in unbekannteren Ländern, die der Naturforscher nur flüchtig durchwandern kann, die Flora in ihrer Eigenthümlichkeit sich viel leichter der Beobachtung darbietet, als die Fauna, dann aber auch darin, daß überall verschiedene Klassen der Thiere der Beobachtung schwer zugänglich sind, wie dies namentlich von denjenigen animalischen Wesen gilt, welche die geringste Größe und einfachste Organisation zeigen, und dabei eine sehr allgemeine Verbreitung haben.

Bei der folgenden Darstellung der einzelnen zoologischen Reiche folge ich für die Thiere der alten Welt der von Swainson aufgestellten Gruppirung mit Ausnahme der Insel Madagascar, welche Swainson auch in zoologischer Beziehung zum Festland von Afrika rechnet, während die dortige Fauna einen ganz verschiedenen Charakter trägt. Schmarda hat in seinem neuesten Werke die geographische Grup-

pirung der Thiere noch übersichtlicher dargestellt und schärfer begrenzt. Er stellt neunundzwanzig zoologische Reiche auf, wovon einundzwanzig auf das Festland und acht auf die Meere kommen. Schmarda's Verbreitungssystem der Thiere ist genauer und gründlicher als das von Swainson, doch für den Zweck einer kurzen übersichtlichen Darstellung zu ausgedehnt, ich entlehne von ihm hier nur seine Schilderung des nördlichen Polarreiches, welches er das Reich der Pelzthiere und der Schwimmvögel nennt.

1. Das paläonarktische Reich. Die Polarländer haben in ihrer ganzen Ausdehnung sehr viel Gemeinschaftliches in Klima und Vegetation; das Bodenrelief ist dagegen sehr wechselnd. Sie umfassen das östliche Nordasien bis an den Altai, die Tundra von Asien und Europa, das nördliche Skandinavien, Grönland, Labrador und die Länder im Westen und Norden der Hudsons-Bai. Klimatologisch wird dieses Reich charakterisirt als Region der nordpolaren Luftströmung; nordwärts reicht es in die Region des ewigen Eises, südwärts erstreckt es sich selten über die Isotherme 0°. Botanisch wird dieses Reich im Süden durch die Polargrenze des europäischen Getreidebaues, zoologisch durch die Aequatorialgrenze des Rennthieres ziemlich genau bezeichnet. Man könnte dieses zoologische Reich in zwei Distriete scheiden, die durch die Polargrenze des Baumwuchses von einander getrennt sind; der südliche, innerhalb der Baumgrenze befindliche Rand ist durch die knospenfressenden Waldhühner (Tetraonidae), der nördliche Gürtel, das Reich der Moose und Saxifragen der Botaniker, durch den Polarfuchs (Canis lagopus) charakterisirt. Der Meeresstrand, im Sommer auch die Süßwasser, sind von Schwimmvögeln bedeckt.

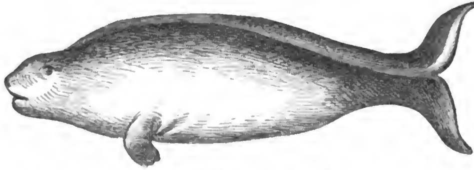
Die Bodenoberfläche dieses langgestreckten Reiches besteht theils aus Tiefländern, theils aus Bergländern. Nordwärts gegen den Pol und aufwärts gegen die Berggipfel nehmen Pflanzen und Thiere sehr rasch ab. Nachdem die Getreidekultur aufgehört hat, findet sich noch eine jugendlich aussehende, im Grunde aber unentwickelte Baumvegetation, die aus Nadelhölzern besteht und aus der Birke, welche noch höher reicht als die Kiefer. Auf die letzten pygmäenhaften und verkrüppelten Bäume folgt eine Vegetation von Moosen, Gräsern und Beeren, die sich selbst über dem Polarkreis, in dem kurzen, aber heißen Sommer, wie mit einem Zauberschlag entwickelt, aber ebenso rasch wieder verschwindet; denn schon im August vertauschen die Zwergbirke, die Alpengräser und die Sumpfbeere das saftige Grün des Sommers mit dem herbstlichen Purpurmantel. Ohne Furcht vor der langen unfreundlichen Winternacht lebt in den wirthlicheren Oasen der nur an der Oberfläche thauenden Tundra der einsame Polarmensch mit seinen Hunden und Rennthieren.

Der Mangel jeder Baumvegetation raubt hier den Maßstab für Größe und Entfernung, der Mangel an Thieren und der Mangel aller Laute und Bewegung in der Natur bei ruhigem Wetter, erzeugt in jenen hochnordischen Gegenden ein Gefühl von Feierlichkeit und Einsamkeit, das selbst den Rohen und Leichtsinnigen ergreift. Nur selten erscheinen weidende Rennthiere oder es schlüpft ein flüchtiger Lemming oder das vom Eisfuchs aufgescheuchte Schneehuhn über den Schauplatz. Die Landvögel sind in geringer Zahl und stumm, sie sind schon in den Wäldern bei Archangelsk so selten, daß diese an schönen Frühlingsmorgen dem Wanderer fast lautlos erscheinen, und selbst die überall verbreiteten Insecten sind mit Ausnahme tanzender Mückenschwärme selten oder fehlen ganz, wie auf Spitzbergen. Nur die am Meere nistenden Seevögel und einige Zugvögel bringen momentanes Leben in die Landschaft; die ersten brüten in ungeheurer Zahl am Strande, so daß oft bei einer einzigen Jagd Tausende getödtet werden. Große Zahlen von Säugethieren treten nur innerhalb der Baumregion auf.

Bezüglich der einzelnen Thierclassen bemerken wir, daß die Specieszahl der Säugethiere gering ist und daß sie um den Pol herumgehen oder in vikarirenden Formen sich ersetzen, sie gehören bloß drei Ordnungen an, den Wiederkäuern, Nagern und Raubthieren, die wegen ihrer Felle gejagt werden; ihr Verbreitungsbezirk kann daher mit Recht das Reich der Pelzthiere genannt werden. Die Felle sind Gegenstand eines lebhaften Handels der Europäer mit den Culturvölkern Asiens oder den Nomaden der Steppe, je nachdem Pelzkleider ein Gegenstand des Luxus oder der Nothwendigkeit sind. Gegen Südwest treten Springhasen und die Saiga-Antilope, in den daurischen Bergen der Steinwidder, in der Umgebung des Baikalsees eine viel reichere Säugethierfauna auf. Die insectenfressenden Säugethiere sind selten; unter den Raubthieren ist der Polarfuchs der eigentliche Repräsentant der unwirthlichen baumlosen Regionen, je weiter südwärts dieselbe anfängt, desto weiter geht er nach Süden, manchmal selbst bis zum 51° nördlicher Breite. Der Eisbär bewohnt die waldlosen Gestade des Eismeeres und ist hier bis zum 82° nördlicher Breite getroffen worden. Der tiefste Punkt seiner Aequatorialgrenze ist an der Küste von Labrador unter 55°; weit südlicher geht der Vielfraß (Gulo borealis). In Nordamerika kommt der vikarirende Gulo luscus während des Winters unter dem 70° nördlicher Breite vor, vielleicht sogar bis zum 75°. Auf dem Continent der alten Welt reicht er vom Eismeer bis Kamtschatka und dem Altai zum 50° nördlicher Breite

und durch den europäischen Norden bis in die scandinavischen Gebirge; sein Auftreten in Deutschland in früheren Zeiten war immer vereinzelt. Im südlichen Gürtel der Waldregion kommt die zahlreiche Familie der Marder (Mustelina) hinzu, die aber auch zugleich in allen nördlichen gemäßigten Klimaten zahlreich auftreten, von da aber gegen die Tropen immer mehr abnehmen. Andere Raubthiere überschreiten die Grenzen des Polarreiches nur auf ihren Streifzügen.

Als besonders bezeichnend für dieses zoologische Reich des höchsten Nordens der alten Welt geben wir hier eine Abbildung des Borkenthieres oder der Seekuh, welche — wie bereits oben erwähnt wurde, — durch Menschenhand ausgerottet und vom Erdboden verschwunden scheint, obwohl dasselbe noch im vorigen Jahrhundert in ungemein großer Zahl unter den Polarthieren der Behringsinsel existirte. Unter sämmtlichen Fischzitzthieren der Polarregion war diese Seekuh eines der bezeichnendsten. An Größe übertraf sie alle übrigen Thiere aus der Familie der Sirenen. Steller sah Exemplare, die bis zu achtzig Zentner wogen.



Die Seekuh oder das Borkenthier. — Rhytina stelleri. (Palaonarktisches Reich.)

Aus der Ordnung der Nager sind die Lemminge ganz charakteristisch; sie und der Polarhase gehen unter ihren Verwandten am höchsten nach Norden. Auf den Georgs-Inseln fand man ihn bis zum 75°. Neben ihm tritt der Lepus americanus (L. virginianus) als Wanderer aus Nordamerika auf. Im Norden der alten Welt lepus variabilis, der in unseren Alpen wieder erscheint. Die Pfeifhasen sind in Sibirien und die Ziesel in Amerika durch eine Species repräsentirt.

Von Wiederkäuern sind bloß zwei im arktischen Reiche heimisch; das Rennthier, welches bei den Polarvölkern des östlichen Continents als Zug-, Milch- und Schlachtthier die Existenz dieser Völker bedingt, in der westlichen Hemisphäre aber nur Gegenstand der Jagd amerikanischer Autochthonen ist, die auch den zweiten Wiederkäuer, den Bisamochs (Bos muschatus) nur wegen des Fleisches und Blutes hegten und jagten.

Von Vögeln sind für die Baumregion die Teteaoniden, für die Küsten die Schwimmvögel bezeichnend, und unter den letzteren sind es vorzugsweise die entenartigen, die Colymbiden, Alken, Raubmöven, mehrere Puffinus und Procellaria, unter den übrigen Familien treten die Halcyoniden, die Kreuzschnäbel und Seidenschwänze, unter den Strigiden die Tageulen (Surnia) als Charaktervögel hervor. Die Wasservögel überwiegen die Landvögel, diese nehmen dagegen in den gemäßigten und warmen Zonen bedeutend zu.

Die Reptilien sind äußerst spärlich und beschränken sich auf einige Schlangen, eine oder zwei Eidechsen und einen Frosch. Auf Nowaja Semlja findet sich keine Spur von Reptilien mehr.

Bei dem eigenthümlichen Interesse, welches sich an dieses für die Polarfauna so wichtige und erst in jüngster Zeit von dort verschwundene Thier knüpft, glaube ich dem Leser einige anziehende Bemerkungen mittheilen zu müssen, welche der russische Akademiker Baer über die geographische Verbreitung der Seekuh veröffentlicht hat.

Erst auf der zweiten Reise Behring's, wo sein Schiff an der Insel, die seinen Namen trägt, im Jahre 1741 scheiterte, wurde man mit diesem merkwürdigen Thiere bekannt, welches Steller damals noch in solcher Menge vorfand, daß nach seiner Angabe ganz Kamtschatka davon hätte leben können. Steller hatte es nur an der Behringsinsel gefunden; ein Kosak von Kamtschatka versicherte ihm ausdrücklich, daß es nicht an dieser Halbinsel vorkomme; doch erfuhr Steller bei seiner Rückkehr, daß von Zeit zu Zeit die Wellen daselbst todte Seekühe auswürfen. Sein Bericht von der Menge der Seeottern auf diesen Inseln lockte eine Menge Abenteurer an, welche unter den Thieren schrecklich wütheten, namentlich aber unter den Borkenthieren, von deren Fleisch sie sich nährten. Als im Jahre 1768 ein russisches Schiff in diese Gewässer geschickt wurde, wurde, wie Sauer berichtet, die letzte Seekuh auf der Behringsinsel getödtet. Diese Versicherung scheint um so richtiger, als in der Reise von Beaguine 1772 und in der von Chalikhav 1782 die auf der Behringsinsel gesammelten Lebensmittel aufgezählt werden, ohne daß die Borkenthiere genannt sind. Allen Nachrichten zufolge hatten sich diese Thiere bei der Entdeckung nur noch auf den

beiden unbewohnten Inseln, der Behrings- und Kupferinsel gefunden und ihre gänzliche Vertilgung konnte daher um so leichter erfolgen. Man hatte eine Zeitlang geglaubt, daß sie sich an andere Küsten zurückgezogen haben möchten; allein alle Erkundigungen, welche deshalb Wrangell, der sechs Jahre lang Gouverneur in den russisch-nordamerikanischen Colonien war, so wie auch Brandt und Baer anstellten, haben dieses Thier nicht mehr ausfindig machen können. So ist letzteren nichts anderes übrig geblieben, als ihm den Todtenschein auszustellen; eine der wenigen Thierarten, deren Ausrottung in historischer Zeit erfolgt ist und zwar schon in der kurzen Zeit von siebenundzwanzig Jahren nach ihrer Bekanntwerdung durch Europäer. Nach den neuesten Mittheilungen aus St. Petersburg gelang es den russischen Nachforschungen, einen vollständig erhaltenen Schädel der Seekuh im Sande der Behringsinsel aufzufinden, welcher der Petersburger Sammlung einverleibt wurde. Die Möglichkeit, daß einzelne lebende Paare dieses merkwürdigen Thieres an irgend einem Punkt der Polarzone übrig geblieben sind, ist freilich noch immer vorhanden.

2. Das westkaukasische Reich. Es umfaßt den übrigen Theil von Europa und einen Theil des westlichen Asiens, so wie des nördlichen Afrikas und ist in zoologischer Beziehung das am meisten durchforschte. Dieses Reich enthält unter seinen wichtigen Thierarten einige, welche von dem Menschen gezähmt oder seinen Bedürfnissen dienstbar gemacht worden, so daß es schwer hält, sie auf ihren ursprünglichen Stamm zurückzuführen. Der bezeichnendste Vierfüßler dieser Zone ist der Auerochs (Bos urus), früher irriger Weise für den Stamm unseres Rindviehes gehalten. Er war ehedem in einem größeren Theil von Europa, namentlich auch in Deutschland verbreitet, ist gegenwärtig aber durch die Verfolgung der Menschen auf die pfadlosen Wälder von Litthauen und die Urwälder der Karpathen und des Kaukasus beschränkt. Der gemeine oder braune Bär (Ursus arctos) tritt in dieser Region an die Stelle des Eisbären und bewohnt gegenwärtig die mittleren Gegenden von Europa, wo auch sonst der jetzt fast ganz ausgerottete schwarze Bär gewöhnlich war. Der Wolf und der Fuchs ist über dies Gebiet verbreitet, eben so die wilde Katze in mehreren Arten. Der Steinbock, jetzt fast ausgerottet, und die Gemse gehören zu den charakteristischen Thieren dieser Zone, der Edelhirsch und das Reh vertreten in derselben das Elen- und das Rennthier der arktischen Region und der Damhirsch, der auch im östlichen Asien gefunden werden soll, scheint doch hauptsächlich ein Bewohner des hier betrachteten Gebietes zu sein. Das Schaf und das Rindvieh, obgleich eingeführt, finden doch nirgends ein vollkommeneres Gedeihen, als in dieser Zone. Unter den mehr bezeichnenden Vögeln sind zu nennen: der große Bartgeier der Alpen (Gypaetos barbatus), der größte Raubvogel der alten Welt, der Steinadler (Aquila fulva) und mehrere Falkenarten. Der Uhu (Strix bubo) vertritt die Stelle der Schnee-Eule. Der Auerhahn (Tetr o urogallus), jetzt sehr selten geworden, der Birkhahn (T. tetrix), das Haselhuhn (T. bonasia) und der auf die britischen Inseln beschränkte moor cock oder red grouse (T. scoticus) gehören zu den charakteristischen Vögeln aus dem Hühnergeschlechte in dieser Zone, die überhaupt reich an Vogelarten ist. Man zählt in Europa an vierhundert Arten, von denen wieder fast zwei Drittheile dieser Abtheilung eigen sind und unter den diesem westkaukasischen Reiche eigenthümlichen Arten gibt es verhältnißmäßig sehr viele Singvögel.

Wir geben hier die Abbildung des riesigsten Repräsentanten dieses zoologischen Reiches, welcher einstmals für unsere germanischen Ahnen die vornehmste Jagdbeute, bis in das Mittelalter das gewaltigste Hochwild der deutschen Wälder neben dem hochbeinigen Elen oder Elch (Cervus alces) war. Die Stirn des Auerochsen ist gewölbt. Kopf und Hals sind mit krausem, wolligem Haar bedeckt, am Kinn ist ein herabhängender Bart, der ihm ein besonders patriarchalisches Ansehn gibt. Er ist überaus wild und stark und der grunzende Baß seiner Stimme wird in den Wäldern Litthauens weithin gehört.



Der Auerochs. Bos urus. (Westkaukasisches Reich.)

3. Das ostkaukasische Reich, welches



Das Moschusthier. Moschus moschiferus. (Ostkaukasisches Reich.)

das mittlere Asien zwischen dem 30° und 60° n. Br. umfaßt. Unter den charakteristischen Säugethieren dieser Region sind zu nennen: der Argali (Ovis ammon), welcher von einigen Naturforschern für das Stammthier unseres Schafes gehalten wird, der Ziegenochse (Bos grunniens), der Dschiggetai (Equus Hemionus), der Onager oder wilde Esel und das Moschusthier (Moschus moschiferus). Auch die merkwürdige Springmaus (Dipus jerboa) gehört vornehmlich dieser Region an, aus welcher sie sich jedoch bis nach Egypten verbreitet. Die Vögel von Mittelasien sind noch wenig bekannt, es scheinen aber dort viele eigenthümliche Hühnerarten vorzukommen.

Der wichtigste Repräsentant dieses zoologischen Reiches, das Moschusthier, dessen Abbildung wir hier geben, ist von der Größe eines jungen Rehes. Das graubraune Haar ist wie Rehhaar gedreht. Bei den Männchen sind die Eckzähne im Oberkiefer lang hervorragend und befindet sich in der Nabelgegend ein Drüsenbeutel, in welchem das Moschus bereitet wird. Eine wahrscheinlich von der nördlichen Art verschiedene Species kommt in Tibet und Cochinchina vor und liefert noch feineren Moschus.

4. Das südasiatische Reich, zwischen dem 30° n. Br. und dem Aequator umfaßt Südchina, Kambodja, Siam, das birmanische Reich, Hindostan und Ceylon. Es kann bezeichnet werden als die Region des Tigers, des Panthers, des asiatischen Elephanten und der langarmigen ungeschwänzten Affen (Gibbons). Unter den Vögelarten sind bezeichnend der Bankiva-Hahn (Gallus bankiva), von dem wahrscheinlich unsere Haushühner abstammen, der Nashornvogel (Buceros rhinoceros) und mehrere Hühnerarten mit prächtigem Gefieder, wie der Argus, der Pfau u. a. Charakteristisch sind endlich mehrere große Amphibien, wie der Gavial (Crocodilus gangeticus) und die Brillenschlange. Andere merkwürdige Thiere dieser Zone sind: das einhörnige Rhinoceros (R. asiaticus), der Jagd-Leopard (Felis panthera), der malayische Bär, das sogenannte bärenartige Faulthier oder der Lori von Bengalen, das Schuppenthier, der Zebu (Bos indicus), das Nylghau (Antilope picta) und einige andere eigenthümliche Antilopenarten. Die Seeküsten dieser Zone sind die reichsten an Schaalthieren, unter welchen die schönsten Formen und unter anderen auch die Kauris (Cypraea moneta) vorkommen, welche be-



Der Nulleway. Semnopithecus entellus. (Südasiatisches Reich.)



Der rothe Pelzflatterer. Galeopithecus rufus. (Polynesisches Reich.)

kanntlich mehreren ostindischen Völkern und den Negern in einem großen Theil von Afrika als Scheidemünze dienen. Ein merkwürdiger Repräsentant dieses zoologischen Reiches ist aus der Gattung der Meerkatzenarten der Rolleway (Semnopithecus entellus), dessen Abbildung auf vorstehender Seite. — Er ist von robuster Gestalt und von aschgrauer Farbe. Seine geographische Verbreitung ist bedeutend. Außer einem großen Theil des indischen Festlandes ist auch Ceylon seine Heimath.

5. Das polynesische Reich, welches die Philippinen, Borneo, die Molucken, Celebes, Java und Sumatra umfaßt. Es ist dies das Vaterland zahlreicher Affenarten, unter denen der Orang-Utang und der langnasige oder Bantagan-Affe (Simia nasica) die merkwürdigsten sind; der ungeheuren Flatterthiere, wie des fliegenden Hundes (Pteropus javanicus), des indischen Tapirs (Sus babyrussa) und einer sehr kleinen Species des Moschusthieres (Moschus pygmaeus). Diese Zone wird auch charakterisirt durch ihre prächtigen Vögel, unter denen die Geschlechter Jöra (die schwarze und blaue Pirole), Gracula (z. B. G. religiosa), die Mainate, (Cinnyris) die kleinen Blumensauger, die Repräsentanten der amerikanischen Colibris (Microglossum), die großen Cacadus Ostindiens und die zierlichen Taubenarten ausgezeichnet sind; auch hat diese Zone mit der vorigen die meisten prachtvollen Hühnerarten gemein. Die Meere dieser Zone sind reich an schönen Muscheln, obgleich sie verhältnißmäßig arm an Fluß-Conchylien sind.

Besonders eigenthümlich sind diesem Reiche gewisse Formen von Fledertieren (Volitantien), worunter die sonderbare Gattung der Pelzflatterer (Galeopithecus), wovon die nebenstehende Figur eine der bezeichnendsten Arten, den rothen Pelzflatterer (Galeopithecus rufus) darstellt. In ihrer Lebensweise nähern sich die Pelzflatterer den Flederhunden. Sie nähren sich mehr von Früchten als von Insecten. Am Tage halten sie sich mit den vier Füßen ruhend an den Bäumen fest und hängen abwärts.

6. Das arabische Reich, dessen Grenzen durch das Meer, den Tigris-Fluß und den kultivirten Theil von Syrien angedeutet sind, kann als diejenige Zone bezeichnet werden, in welcher das Pferd am edelsten entwickelt vorkommt und wo das Kameel und die Gazelle (Antilope dorcas) die wichtigsten Säugethiere bilden. Die Vögel dieser Zone sind wenig bekannt, ihre Wüsten werden von dem Strauß durchzogen, in ihren gebirgigen Gegenden brüten Fasane und Tauben und unter den übrigen Vögeln, welche in Arabien vorkommen, ist besonders eine dort vom Volke sehr verehrte Drosselart (Turdus seleucus) zu nennen,



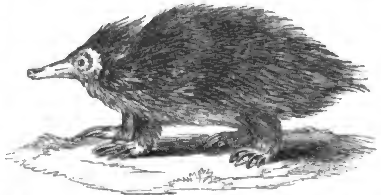
Die Gazelle. Antilope kevella. (Arabisches Reich.)

welche den Zugheuschrecken folgt und deren unzählige vertilgt. Die benachbarten Meere dieser Zone enthalten die seltensten und schönsten Schaalthiere; die Perlfischereien des persischen Meerbusens sind von Alters her berühmt.

Antilope revella, deren Abbildung auf voriger Seite, ist eine Spielart der eigentlichen Gazelle (Antilope dorcas) und für das arabische Reich charakteristisch, obwohl sie auch in Spanien vorkommt und selbst in Nordafrika schon gefunden wurde. Eine andere schwarznasige Antilopenart, Antilope arabica, ist der Gazelle gleichfalls sehr ähnlich, aber durch die Hörnerform und den schwarzen Nasenfleck specifisch verschieden. Auch diese Art ist nicht auf das peträische Arabien allein beschränkt, sondern durch das ganze wärmere Westasien, Persien und selbst bis Ostindien verbreitet.

7. Das australische Reich, Neu-Holland, Neu-Guinea, Van-Diemens-Land und Neu-Seeland umfassend, steht in seiner Fauna ebenso eigenthümlich da, wie in pflanzengeographischer Beziehung. Eigenthümlich zunächst ist für diese Zone, besonders für Neu-Holland, welches in derselben den Mittelpunkt bildet, der völlige Mangel an großen Säugethieren, besonders an Pachydermen und die Armuth an kleinen Säugethieren. Diese haben wiederum ganz eigenthümliche Formen, unter denen die des Känguruh (Halmaturus), des Schnabelthieres (Ornithorhynchus) und des Ameisenigels (Tachyglossus) charakteristisch sind. Das große Känguruh (H. giganteus), das größte vierfüßige Thier des australischen Reiches, doch nicht größer als ein Schaf, gehört bekanntlich zu der eigenthümlichen Familie der Beutelthiere, bei denen das Weibchen in einer großen Tasche am Bauche die ganz unverhältnißmäßig klein zur Welt kommenden Jungen Monate lang mit herumträgt und aufsäugt und dieser Familie der Beutelthiere gehören fast alle Säugethiere Australiens, z. B. die Gattungen Perameles, Phalangista, Phascolomys an. Das merkwürdige Schnabelthier, welches in den Landseen Australiens lebt und dem die Ufer durchwühlenden Tachyglossus in seinem innern Baue nachsteht, bildet durch seine, im Aeußern einem breiten, platten Entenschnabel vollkommen ähnlichen Kinnladen ein Uebergangsglied zwischen den Säugethieren und den Vögeln und steht andererseits durch seine Lebensart und seine mit Schwimmhäuten versehenen Füße wieder den Amphibien nahe. An schönen Vögeln ist diese Zone reich; charakteristisch ist das große Vorherrschen der saugenden Vögel, welche mit langen Saugerzungen versehen, den Nektar aus den Blüthen ziehen und welche hier in der Größe unserer Drosseln vorkommen, während in Amerika und Afrika die Honigsauger nur Vögel der kleinsten Art sind. Ein Viertheil aller neuholländischen Singvögel ist so gebaut, ja es scheint sich dieser Bau selbst auf die Papageien auszudehnen, denn eine Gruppe derselben (Trichoglossus) soll bürstenförmige Zungen haben, und ihr Futter mehr lecken und saugen, als kauen. Eigenthümlich sind ferner diesem Reiche die sogenannten Erdpapageien (Pezoporus), das schöne Schweifhuhn (Menura superba), die prächtige, den Saugern angehörige Gattung Malurus, die Gattungen Glaucopis und Scythrops, eine eigenthümliche Straußart (Casuarius Novae Hollandiae), der schöne schwarze Schwan mit weißen Schwungfedern (Anas nigra), von dem der Schwanenfluß (Swan River, Colonie Westaustralien) seinen Namen erhielt. Neuguinea mit den benachbarten kleineren Inseln ist die eigentliche und alleinige Heimath der prachtvollen Paradiesvögel (Paradisea), aus der sie als Zugvögel während einiger Monate des Jahres nach den Molucken ziehen. — Diesem australischen Reiche müssen vorläufig auch noch die zoologisch sehr unbekannten Inseln des stillen Meeres untergeordnet werden, auf denen es ebenso, wie in Neu-Holland und den dazu gehörigen größern Inseln, an allen großen einheimischen Säugethieren fehlt, und die an kleineren Säugethieren noch ärmer sind als jene, wie sie denn auch keine einzige Gattung der für Australien so charakteristischen Känguruhs zu besitzen scheinen. Aus der Classe der Vögel haben die Südseeinseln eine große Anzahl der Honigsauger mit dem australischen Reiche gemein und namentlich ist die Gruppe der Lori's (Trichoglossus), welche auch in Australien in großer Menge vorkommen, über alle oceanischen Inseln ausgebreitet.

Die hier folgende Figur stellt als Repräsentant dieses Reiches den stacheligen Ameisenigel (Tachyglossus acubatus) dar, dessen Heimath der südöstliche Theil von Neu-Holland ist. Ueber die Lebensweise dieses Thieres ist noch sehr wenig bekannt. Es soll sich von Insecten, besonders Ameisen und Termiten nähren, die es mit seiner langen, wurmförmigen und klebrigen Zunge einschlürft.



Der Ameisenigel. Tachyglossus acubatus. (Australisches Reich.)

8. Das afrikanische Reich umfaßt das Festland von Afrika, südlich vom Atlas und einige Inseln. Diese Zone, verhältnißmäßig arm an Thieren, hat deren aber nicht wenige ausgezeichnete und ganz eigenthümliche. Zu diesen gehören namentlich: die Giraffe, der Hippopotamus, das zweigehörnte Rhinoceros, der afrikanische Löwe, der afrikanische Elephant, das Zebra, der Quagga, der Pavian und mehrere andere eigenthümliche Affen, eine große Anzahl von Antilopen und endlich eine große Menge schöner Vögel. Wie überhaupt Afrika geographisch der einförmigste und am wenigsten gesonderte Erdtheil ist, so ist er auch zoologisch dadurch charakterisirt, daß eine große Zahl seiner bezeichnendsten Thiere durch die ganze Ausdehnung desselben verbreitet sind. Der afrikanische Löwe und die Hyäne gehen von einem Ende des Continents zum anderen, die Giraffe, der Strauß, beides Thiere der Wüste, finden sich über eine ungeheure Ausdehnung des heißen Afrikas verbreitet, das Krokodil scheint durch den ganzen Continent vorzukommen und die großen Vierfüßler, woran dieser Welttheil reicher ist, als irgend ein anderer, nämlich der Elephant, das Rhinoceros, der Hippopotamus, bewohnen die meisten Gegenden des ganzen mittleren und südlichen Afrikas. Mehr gesondert erscheinen in zoologischer Beziehung in diesem Welttheile nur die tropischen Ost- und Westküsten vorzüglich in ornithologischer Beziehung. Auf den Westküsten scheint die Vogelfauna reicher und mannigfaltiger zu sein, als auf den Ostküsten; dort kommen viele charakteristische und eigenthümliche Gattungen vor, besonders von Singvögeln, die schön gefärbten Raken oder Mandelkrähen (Coracias), die eleganten Bienenfresser (Merops), die prächtigen Helmvögel (Pisangfresser, Musophaga) zeigen sich hier in reicher Entwicklung, wogegen die Hühnervögel, deren Mannigfaltigkeit das tropische Asien charakterisirt, sparsam erscheinen. Der Strauß kommt nicht auf der Westküste vor und unter allen Hühnerarten dieser Küste sind nur die Perlhühner (Numida) hervorzuheben. Die tropische Westküste von Afrika, dem Menschen so verderblich, ist ein Hauptwohnplatz der afrikanischen Affen; der Chimpansen (Simia troglodytes), die Paviane (Cynocephalus) und andere eigenthümliche Formen sind dort recht eigentlich zu Hause. Sehr reich ist die Insectenfauna dieser Küste und auch in dieser Beziehung scheint sie die Ostküste zu übertreffen. Viele Insecten der Westküste sind eßbar, so besonders die Heuschrecken und die in zahlloser Menge vorkommenden Termiten oder weißen Ameisen, von denen eine hervorragende Art (Termes bellicosus) aus Thon kegelförmige, inwendig hoch ausgewölbte Gebäude aufführt, welche an Größe den einfachen Wohnungen der meisten südlich von der Wüste wohnenden Eingebornen Afrikas gleichkommen und an Solidität dieselben sogar übertreffen. Die Molluskenfauna der Westküste ist viel reicher, als die der Ostküste von Amerika, kommt aber der asiatischen nicht gleich. Sehr zahlreich sind die Walzenschnecken (Voluta); die größten der bisher entdeckten Landschnecken kommen hier vor, sie gehören zu den Achat-Schnecken, sind oft acht Zoll lang und leben wahrscheinlich von andern Schnecken, während sie selbst als nahrhafte und gesunde Speise von den Eingebornen gegessen werden. Die afrikanische Perlmuschel ist klein und ohne commerciellen Werth, dagegen wird auch hier eine Cypraea gefunden, welche hier wie in Indien die Kauris (C. moneta) als Scheidemünze bei den uncivilisirten Völkern gebraucht wird. Manches Eigenthümliche in zoologischer Beziehung hat endlich auch der südliche Theil von Afrika, die Provinz des Caplandes und des benachbarten Kafferlandes. Eigenthümlich sind dieser Region u. a. der merkwürdige Klipdas, oder das Cap'sche Murmelthier (Hyrax capensis) und der Honigdachs (Gulo mellivorus); charakteristisch aber ist die große Menge von Antilopenarten von der Größe einer Ziege bis zu der eines Pferdes, unter denen besonders der jetzt selten gewordene große blaue Bock (A. leucophae), der Springbock (A. pygarga), der in Heerden von vielen Tausenden zwischen dem Innern von Südafrika und dem Caplande hin- und herzieht und das Gnu (A. gnu) sich auszeichnen. In den Ebenen dieser Provinz kommen drei Arten vom Zebra vor. Unter den Vögeln, die nicht so mannigfaltig, wie in Westafrika sind, finden sich verhältnißmäßig viele große Raubvögel und Dickschnäbler; unter den kleineren Raubvögeln zeigt sich eine merkwürdige Mischung einheimischer mit europäischen Formen.

Eine eigenthümliche kleine Säugethiergattung, durch ihre geographische Verbreitung ebenso, wie durch ihre Lebensweise interessant und für ganz Afrika charakteristisch, ist der Rohr-Rüßler (Macroscelides), von dem ich hie-eine Abbildung der in Nordafrika einheimischen Art gebe, welche Dr. Rosed zuerst mitgebracht hat und die nach ihm benannt worden ist. Diese echt afrikanische Gattung der Insectivoren ist vom Cap der guten Hoffnung, wo sie in vielen Arten vorkommt, nicht nur bis an den Senegal, sondern selbst bis an die Nordseite des Atlasgebirges in den Küstengegenden von Algier und Marokko verbreitet. Die rüsselförmige Nase, die verlängerten Hinterbeine und eine merkwürdige Schwanzdrüse sind für den Bau dieses kleinen interessanten Säugethieres sehr bezeichnend. Die hier abgebildete Art kommt in den Gebirgen bei Oran vor, wo sie zwischen Felssteinen in natürlichen Löchern sich aufhält, ohne selbst Höhlen oder Löcher zu graben. Der Rohr-Rüßler nährt sich von Insecten,



Der Rohr-Rüßler. Macroscelides. (Afrikanisches Reich.)

am liebsten aber von Heuschrecken, die er im Sprunge erhascht.

9. Madagascar, das Reich der Lemuriden. Madagascar, einen Flächenraum von ungefähr zehntausend Quadratmeilen einnehmend, liegt dem afrikanischen Festlande zwar sehr nahe, bietet aber doch große Verschiedenheit dar. Viele Vögel dieser Insel, welche kurze oder selbst mittellange Flügel haben, und folglich ihre Züge nicht über große Gebiete ausdehnen konnten, finden sich nur dort. Dasselbe gilt von den Fledermäusen Madagascars, die nicht generisch, sondern specifisch von den afrikanischen verschieden sind. Seine Reptilien, seine Insecten haben fast sämmtlich ein eigenthümliches Gepräge. Seine Säugethiere unterscheiden sich nicht nur specifisch, sondern fast durchgehends auch generisch von denen aller übrigen Länder. In Südafrika findet sich kaum eine einzige verwandte Gruppe und nur in Ostindien, die dazu gehörenden Inseln mit einbegriffen, trifft man die in der Organisation am nächsten stehenden Gattungen. Einige der letztern besitzt Madagascar mit den Molucken gemeinschaftlich.

Geoffroy St. Hilaire sagte: Hätte man Madagascar nur nach seinen zoologischen Erzeugnissen und ohne Berücksichtigung seines Flächengehaltes und seiner geographischen Lage seine Stelle anzuweisen, so dürfte man es nicht für eine zu Afrika gehörende Insel, sondern müßte es für einen eigenen Continent und zwar, in naturhistorischer Beziehung, für den vierten Welttheil erklären, so daß man folgende Welttheile hätte: 1. die alte Welt (Europa, Asien, Afrika). 2. Amerika. 3. Neuholland. 4. Madagascar. Dieser Continent würde sich aber in zoologischer Beziehung noch viel mehr von dem benachbarten Afrika, als von dem fernen Ostindien unterscheiden.



Der Maki. Lemur rufus. (Madagascar.)

Madagascar stellt jedenfalls für sich eine Welt im Kleinen dar. Die Eigenthümlichkeiten treten besonders in den Säugethieren hervor. Im Gegensatz zum Festlande von Afrika fehlen alle eigenthümlichen Affen, dafür erscheinen die Halbaffen in bedeutender Zahl; schon gegenwärtig sind gegen zwanzig Species bekannt, so daß wir hier die größte Dichtigkeit derselben finden. Nur wenige verwandte Formen erscheinen in Hoch- und West-Afrika, auf Ceylon und der Sundawelt (Stenops, Tarsius). Als charakteristische Typen, die auf Madagascar beschränkt sind, sind die Geschlechter Lichanotus, Habrocebus, Lemur, Chirogaleus, Microcebus zu betrachten. Von Octolicnus, der in Süd- und Westafrika auftritt, findet sich O. minor (Galago minor) auf Madagascar. Die Fledermäuse gehören durchgehends zu afri-

kanischen Typen. Die großen werden als Leckerbissen gegessen, wie Delessert berichtet. Zwei fliegende Hunde (Pteropus) erscheinen jedoch in größerer Verbreitung, der eine Pt. rubricollis in Südafrika, der andere Pt. Edwardsii reicht ostwärts bis Assam. Von Insectenfressern hat Madagascar drei ihm eigenthümliche Typen: Echinogale, Ericulus, Centetes; die gefundene Spitzmaus ist mit Sorex indicus der Nilländer identisch. Unter den Raubthieren fehlen die großen Formen; die Katzen werden nur durch eine (Felis madagascarensis), die Mangusten durch mehrere Species repräsentirt; statt den westafrikanischen Crossarchus erscheint Cr. Goudetii; zu dem negativen Charakter des Mangels großer Raubthiere kommt noch ein zweiter positiver Charakter, nämlich die Geschlechter Galidictis, Galidia, Eupleres, Cryptoprocta hinzu. Außer einem Eichhörnchen sind die übrigen Nager sowie alle Wiederkäuer unbekannt. Von Schweinen findet sich das südafrikanische Sus larvatus.

Die Vogelfauna von Madagascar ist noch sehr wenig bekannt. Nach Hartlaub zeigt sie eine große Verwandtschaft mit der indischen, australischen und afrikanischen Fauna, unter hundertundzwölf Species sind fünfundsechzig Madagascar eigenthümlich.

Die auf nebenstehender Seite befindliche Figur stellt einen Repräsentanten der für die Fauna von Madagascar so eigenthümlichen Gattung Lemur dar. Sie leben in Gesellschaft auf Bäumen, können geschickt klettern und eigenthümliche Sprünge machen. Es sind halb nächtliche Thiere, die sich bei Sonnenschein verbergen.

Auf dem

Magdalenenstrom und nach Bogota.



Ueber die Anden.

Neuntausend Fuß über dem Meeresspiegel liegt die alte Stadt Bogota. Sie ist die Hauptstadt von Neu-Granada, dem bedeutendsten der kleinen Staaten, in welche die kurzdauernde Republik von Columbia vor ungefähr einem Vierteljahrhundert eingetheilt wurde.

Die Kenntniß über diesen Theil von Neu-Granada ist beschränkt; die weiten innern Thäler und Gebirgsrücken sind für die civilisirte Welt noch fast gänzlich unbekannt, denn selten geschieht es mehr als einmal während einer Generation, daß ein Reisender die

Mühe nicht scheut, das innere Land zu besuchen und einen Bericht seiner Beobachtungen zurückzubringen. Dennoch gelangte dies Land bereits ein Jahrhundert bevor die Colonien von Jamestown und Plymouth gegründet wurden, in Besitz der Weißen, und bietet nicht viel weniger reiche natürliche Nahrungsquellen für die Einwanderer als das Thal des Mississippi.

Wir landen an der alten Stadt Carthagena, die zum wenigsten für diesen Welttheil alt genannt werden darf, denn ihre Gründung geschah hundert Jahre vor der Gründung von New York und Boston. Sie unterscheidet sich in zwei Hauptpunkten von jeder Stadt in Nord-Amerika: erstens weil sie durch eine Mauer umschlossen, und zweitens weil sie vollendet ist. Dem Anscheine nach müssen Zimmermann und Maurer lange bevor einer der jetzt lebenden Menschen geboren war, die letzte Hand daran gelegt haben. Carthagena hat eine Geschichte für sich selbst und ihre Mauern könnten seltsame Dinge erzählen von Eroberern, Seeräubern, Siegen und Krankheiten. Von den Belagerungen, welche diese Stadt erlitten hat, erwähnen wir nur die von Seiten der Engländer im vorigen Jahrhundert, wobei der Admiral Vermont die Flotte angriff. Damals befand sich der Bruder des großen Washington im Dienste des Admirals und gab nach Beendigung des Krieges seinem Landsitz in der Heimath den Namen Mount-Vermont. Dieser Landsitz wurde nachher noch besonders deshalb berühmt, weil er Washington's Eigenthum ward und dem großen Manne in der letzten Zeit seines Lebens zum Aufenthalt diente. Die beträchtlichen Befestigungen haben übrigens mindestens ebensoviel gekostet, als die Häuser, welche sie einschließen und beschützen sollen; da sie jedoch selbst wieder durch einen nicht befestigten Hügel beherrscht werden, so ist ihre Tüchtigkeit zu Vertheidigungsabsichten mindestens zweifelhaft. Als man dem König Philipp II. die Berechnung der Unkosten für diese Festungswerke vorlegte, frug er, ob man die Mauern etwa aus Gold erbaut habe. Das Geld ist jedoch deshalb gut angewendet gewesen, weil man auf eine vortheilhafte Weise Wasser in die Stadt geschafft hat. Die dicken Mauern der Festungswerke sind nämlich hohl und dienen zugleich als Cisternen, in welchen sich während der Regenzeit so viel Wasser ansammelt, um dem Bedürfniß der ganzen Stadt damit zu genügen. Während der Zeit der spanischen Herrschaft befand sich zu Carthagena ein Inquisitionsgericht, dessen in halb gothischem Style erbauter Palast noch steht. Gegenwärtig hat die Festung keine Kanonen mehr; diese wurden nämlich nach New York verkauft, um einen Theil Zinsen der enormen Schuld von vierzig Millionen Dollars an England zu bezahlen. Einige dieser Kanonen waren von geschichtlichem Interesse, dies hat jedoch nicht verhindert, daß sie in New York umgeschmolzen wurden. Seit dem vorigen Jahre ist Carthagena ein freier Hafen geworden, und da in seiner Umgebung die unter dem Namen Carmen bekannte Tabacksorte viel cultivirt wird, so steht zu erwarten, daß die Stadt in der nächsten Zeit sich bedeutend wieder erheben wird.

Aber wir haben uns verpflichtet, nach Bogota zu eilen, das vierhundert englische Meilen weiter in den Anden liegt. Wir laden also unser Gepäck auf Maulthiere und durchschneiden das Land sechzig Meilen weit bis zum großen Magdalenenstrom, dem Mississippi von Neu-Granada. Nachdem das Land erst seit drei Jahrhunderten von Spaniern bewohnt ist, würde man zu viel verlangen, wenn man einen brauchbaren Weg zwischen dem Hauptseehafen und der Hauptstadt des Landes beanspruchen wollte. Da wir dies also nicht erwarten, so sind wir auch nicht enttäuscht und halten uns mit gutem Vertrauen an unsere Maulthiere. Man hat nämlich beabsichtigt, Carthagena nur durch den Canal mit dem Innern des Landes in Verbindung zu bringen; will der Reisende durch eine bessere Landstraße nach dem Magdalenenstrom gelangen, so muß er nicht in Carthagena, sondern in den Häfen von Santa Marta oder Savanilla anlanden. Der letztere ist nur acht englische Meilen zu Land vom Strome entfernt. Uebrigens existirt auch noch ein natürlicher Canal zwischen dem Hafen Savanilla und der schönen Stadt Baranquilla am Ufer des Stromes. — In der Nähe von Carthagena, bei dem Dorfe Turbaco, wohnt der General Santana, der Ex-Dictator von Mexiko, auf einer der glänzendsten und malerischsten Villen von Südamerika. Dort beschäftigt sich der alte einbeinige Held mit den Plänen einer zukünftigen Eroberung von Mexiko und ist nebenbei ein leidenschaftlicher Liebhaber von Hahnenkämpfen. Seit der Anwesenheit des Generals ist das Dorf Turbaco zum Saint-Cloud von Carthagena geworden. Der lebenslustige alte Held veranstaltet mit der größten Gastfreundschaft Feste und Bälle, wobei er die einzige Bedingung aufstellt, daß seine Gäste mit ihm um einen Hahnenkampf wetten müssen. — Da wir bei der Weiterreise darauf vorbereitet waren, beim Miethen der Maulthiere übervortheilt zu werden und im Treiber einen niederträchtigen diebischen Schurken zu finden, so waren wir durchaus nicht verwundert, als wir dies Alles so gefunden hatten. Nach einigen Tagen gelangten wir ohne weitere Zwischenfälle nach Calamar, am Flusse, wo wir eine Weile warten mußten, bis eine Schaar kleiner nackter Schlingel, die in ihren eigenen Nanking gekleidet und sehr schmutzig im Flusse wateten, laut „el vapor" schrien, woraus wir schließen konnten, daß das Dampfboot in

Sicht war. Wir eilten nach dem Ufer an den Landungsplatz und stiegen ein. Hätte unsere Erwartung an ein Magdalenen-Dampfboot die Mississippi- und Hudson-Dampfböte zum Maßstab gelegt, so wären wir abermals arg enttäuscht worden.

Nachdem wir drei Tage von Calamar entfernt waren, gelangten wir nach Monpox, welches die größte Stadt am Magdalenenstrom ist und auf einer Insel, am Einfluß des Caucastroms in den Magdalenenstrom liegt. Den breiten Quais und den festen und großen Gebäuden nach zu urtheilen war Monpox einst eine glänzende Stadt. Gegenwärtig hat sie nur noch wenig commercielle Bedeutung, obgleich dort jährlich zwei Messen stattfinden.

Auf unserm Dampfschiff ging es mitunter etwas bunt zu. Der Bootskoch kocht das Essen in einem großen eisernen Topfe, der auf drei Steinen steht. Er nimmt dann ein sonderbares Gemisch daraus und thut es in eine Schildkrötenschaale, die als allgemeine Schüssel für alle Hände dient. Sie greifen mit den Fingern und mit Holzstöcken hinein und in merkwürdig kurzer Zeit werden die Seiten und der Boden der Schaale sichtbar. Wir hoffen jedoch, daß ihr Mittagsessen besser schmeckt als es aussieht.

Vor der Eroberung des Landes bildeten die Ufer des Magdalenenstromes eine fortlaufende Linie von indianischen Dörfern. Die gegenwärtigen Niederlassungen an derselben Stelle sind gering in der Zahl und liegen weit auseinander, denn die Spanier entvölkerten ihre Eroberungen und benutzten die Stellen der zerstörten Niederlassungen nicht wieder. Als ein vortheilhaftes Exemplar der Einwohner möge Weib und Kind eines Farbeholzschneiders dienen, welche an das Ufer herabgekommen sind, um das vorüberfahrende Dampfboot zu betrachten. Das einzige Kleidungsstück, welches die Frau trägt, ist von blauer Baumwolle, ohne unnöthige Verschwendung des Stoffes in der Länge und Weite, und in einer Weise gemacht, daß die freie Bewegung der Glieder durchaus nicht gehemmt wird. Sie trägt ein paar Körbe mit vegetabilischen Elfenbeinnüssen in einer so kühnen und sichern Haltung, daß sich ein Jongleur von Profession damit zeigen könnte. Ihr Sohn und Erbe ist in der Weise gekleidet, wie es im Paradies vor der Erfindung der Feigenschürzen Mode war. Ein Künstler, der der Natur absolut treu bleiben wollte, wäre genöthigt, seine Haut mit Flecken abzubilden, die als Probe von all den Arten Schmutz, mit denen er in Berührung gekommen, an ihm haften geblieben sind.

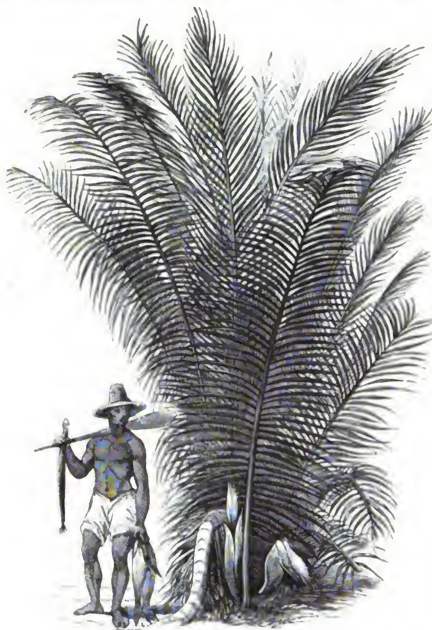


Eine Indianerin und ihr Kind.

Ein charakteristisches Exemplar der Uferbewohner des Magdalenenstroms ist der sonderbar aussehende Bursche an der Seite der Elfenbeinpflanze, s. f. S. Er ist von gemischter Race, aber kein Sterblicher ist im Stande, die Theile von weißem, indianischem und Negerblut genau anzugeben, die in seinen Adern sich mischen. Er ist wahrscheinlich unter dem Census der gemischten Bevölkerung aufgeführt, welche ungefähr die Hälfte der ganzen Einwohnerzahl beträgt. Eigentlich ist er eher zu viel als zu wenig gekleidet, denn die Kleidung, welche er eine „Tapa" nennt und welche die Beinkleider ersetzen soll, ist wirklich länger, als es der Gebrauch des Landes verlangt. Das Ruder, das er auf der Schulter trägt, beweist, daß er der Besitzer eines Canoe ist, während die Schnur Fische in seiner Hand in ihm den Besitzer von Haken und Stricken und vielleicht sogar von Netzen vermuthen läßt. In seiner Hütte hat er sehr wahrscheinlich einen Hammock, einen oder zwei Töpfe und einige Kürbisse. Dies ist die Summe seiner irdischen Güter. Was bedarf er mehr? Die Vegetation ist reich und Fische sind genug vorhanden für den Fang. Er könnte nicht Hungers sterben, selbst wenn er es versuchen wollte; weshalb soll er also arbeiten, um mehr zu erhalten?

Wir fahren langsam auf dem Fluß, und halten einmal des Tages an, um Holz aufzunehmen. Nachts legen wir an der Stelle des Ufers an, wo uns eben die Dunkelheit überfällt. Dann und wann fahren wir auf einer Sandbank fest, aber wir kommen trotzdem immer langsam etwas weiter voran. Nach zehn oder zwölf Tagen wird uns gesagt, daß das Wasser zu niedrig sei, um dem Dampfboot

die Weiterfahrt möglich zu machen, und wir sind nun genöthigt, die Reise in dem Champan zu beendigen, welcher seit einigen Tagen am Hintertheile des Schiffes angehängt war.



Die Elfenbeinpflanze.

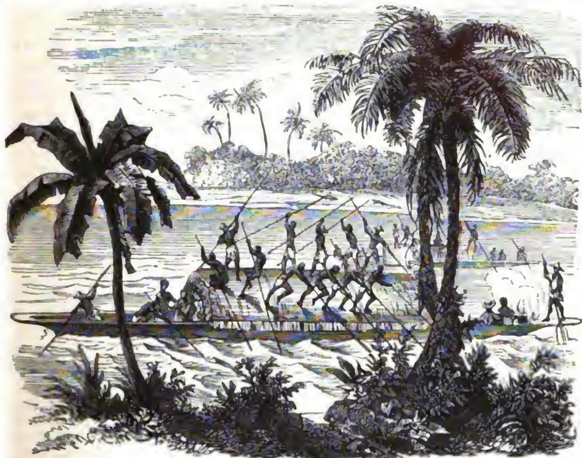
Der Champan ist ein flaches Boot, einige dreißig bis vierzig Fuß lang und sieben Fuß breit. Ueber ungefähr zwei Drittel seiner Länge geht die Tolda, eine gewölbte Bedeckung, stark genug, um das Gewicht der Menschen zu ertragen, die Bogas genannt werden und auf das Fahrzeug kommen, um demselben bei seinem Fortkommen behülflich zu sein. Die Bogas laufen auf der Tolda hin und her und unterhalten vom Morgen bis zum Abend ein fortwährendes Rufen, welches, verbunden mit dem Getrappel über den Köpfen, die Lage der Passagiere nichts weniger als annehmlich macht. Wenn irgend eine Arbeit in der Welt schwerer ist als die der Bogas auf dem Magdalenenstrome, so kann es nur die der Cargueros sein, welche auf ihrem Rücken Waaren und Reisende über die Berge tragen, die zu steil und unsicher sind, um von den sichergehenden Maulthieren überschritten zu werden.

Diese Champanreise nahm uns wieder eine andere Woche weg, an deren Schluß wir nun Honda durchschneiden; eine alte, graue Stadt, die gleich allen spanisch-amerikanischen Städten die deutlichen Zeichen trägt, daß sie bessere Tage gesehen hat. In den glänzenden Zeiten der spanischen Regierung traf der große Handel von Quito und Bogota in Honda zusammen. Es war eine hoffnungsvolle Stadt und die Spanier bauten Kirchen und Brücken so fest, als wenn sie dieselben für ewige Zeiten gebaut hätten; aber als der durch die Indianer aufgehäufte Reichthum verschwunden war, war kein Handel mehr vorhanden und wenn nun ein Erdbeben eine der Kirchen zusammenwirft oder eine Brücke zerstört, so ist nicht einmal Energie genug im Lande, um sie wieder herzustellen.

Etwa fünf und zwanzig englische Meilen höher als Honda, liegt Ambalema, eine neue Stadt, welche in sichtbarem Entfalten begriffen ist und ihre Wohlhabenheit einer Sorte Tabacl verdankt, die daselbst gezogen und nach der Stadt benannt wird. Seitdem die Ambalema-Cigarren in England und Deutschland zu den gesuchtesten gehören, vermehrt sich der Anbau von Tag zu Tag. Die Stadt hat bei einer Einwohnerzahl von einigen Tausenden noch keine Kirche, woraus man erkennen kann, daß die Bevölkerung eine ganz neue ist und daß die Neu-Granadiner das Gegentheil von dem thun, was einst die Spanier für nothwendig hielten.

Von Ambalema aufwärts bleiben die Ufer des Magdalenenstromes sehr fruchtbar und das Fieber verschwindet gänzlich; man trifft daselbst große Haciendas mit reicher Viehzucht und umfangreiche Cacaoplantagen. In den höheren Bergen der Provinz Neva gewinnt man die Sorten Chinarinde, welche unter dem Namen Pitayo und Calizaya von Neu-Granada auf den europäischen Märkten mit den besten Sorten von Bolivia und Peru concurriren. Die

Ufer des oberen Magdalenenstromes sind sehr geeignet zur Bildung europäischer Colonien; das Klima ist vortrefflich und außer dem Taback, Cacao und der Chinarinde, gibt es dort Kaffee, Vanille und viele andere Producte, die durch den Magdalenenstrom sehr leicht zu exportiren sind. Die dortige Bevölkerung ist sehr gutmüthig, und man erzählt sich von ihrer Sanftmuth und Unterwürfigkeit mancherlei komische Züge.



Ein Champan auf dem Magdalenenstrom.

In Honda stürzt sich der Fluß mit ungeheurem Geräusch durch zwei oder drei Felsengen, an welchen sich die Gewässer tausendmal schäumend brechen. An dieser Stelle, welche El Salto di Honda genannt wird, hört der Strom für ungefähr eine englische Meile weit auf, schiffbar zu sein. Die Strömung ist im ganzen Flusse so stark, daß ein Dampfschiff bei gutem Wasserstand die Fahrt von Honda bis zur Mündung in vier Tagen macht, während es stromaufwärts dieselbe Strecke nicht unter vierzehn Tagen zurücklegen kann. Die beiden Ufer sind in der ganzen Ausdehnung des majestätisch breiten, röthlich gefärbten Flusses mit mächtigen Urwäldern bedeckt. Im unteren Theile breitet sich der Strom in viele Zweige aus und einige von diesen sind vollständig mit großen Wasserpflanzen bedeckt, unter denen die riesige Victoria Regia, deren Blüthen jedoch nicht zu solcher Vollkommenheit kommen, wie in unsern Treibhäusern, sehr häufig ist. Einzelne Zweige des Stromes sind so breit, daß sie wie große Seen mit Inseln erscheinen. Ueberall sieht man Sandbänke, auf denen eine Menge von Kaimanen sich sonnend den Hals recken und nach Fliegen schnappen. In der trocknen Jahreszeit ist eine Reise auf dem Magdalenenstrom von besonderem Interesse, da man sich alsdann eine genaue Vorstellung vom Leben der tropischen Thiere bilden kann, die der Mangel an Wasser aus den Urwäldern an die Ufer des Flusses treibt. Schaaren von Affen springen alsdann von einem Baume zum andern, Tapire, wilde Schweine und Armadillo's finden sich dort ein, während die Papageien aller Art, von den kleinsten bis zu den majestätischen und farbenreichsten Sorten die Luft durchkreuzen. An der Mündung des Flusses können die Bäume das Gewicht der Pelikannester kaum ertragen, die schwere Schildkröte läßt sich mit Geräusch in's Wasser fallen und der feindselige Kaiman spürt ihren Eiern nach, um sie zu verschlingen. Auch der Jaguar kommt zuweilen aus dem Dickicht hervor, um seinen Durst zu stillen. In der Nacht machen alsdann die Affen einen schrecklichen Lärm, der, verbunden mit dem Heulen der Jaguare, den Reisenden, der sich noch nicht daran gewöhnt hat, kaum einschlafen läßt. Die Jaguare liegen in beständigem Kampf mit den Kaimanen und wenn erstere den Fluß durchschwimmen wollen, fangen sie an zu heulen, damit letztere erschrecken, fliehen und sie ungehindert durchlassen. Einmal versuchten zwei Bogas von der Bemannung eines Champans, welcher des Abends am Ufer angelegt hatte, in einem klei-

nen Canoe nach dem gegenüberliegenden Ufer zu gelangen, um Schildkröteneier für das Abendessen zu suchen. In der Mitte des Flusses trafen sie mit einem riesigen Jaguar zusammen, welcher den Strom ruhig zu durchschwimmen suchte. Die übermüthigen Bogas griffen das Thier an, worauf dieses mit ungeheurer Kraft wüthend auf den Canoe sprang und den einen der Bogas in einem Nu in Stücke zerriß. Sein Gefährte erschrak so heftig, daß er sich ohne Bedenken in's Wasser warf und nach dem Ufer zuschwamm. Bevor er jedoch dort anlangte, ergriff ihn ein Kaiman von ungeheurer Größe und trug ihn, den Fluß hinabschwimmend, im Rachen davon, so daß man noch eine lange Strecke weit den Kopf des Unglücklichen über dem Wasser erblicken konnte. Dies Ereigniß wurde von der Bemannung des Champans mit angesehen, und die Geschichte wird noch heute mit Schrecken erzählt.

In Honda verlassen wir den Fluß und besteigen die Maulthiere, die uns nach Bogota, fünf und fünfzig Meilen seitwärts durch das Gebirge und ein und eine halbe Meile aufwärts bringen sollen. Als unabhängige Reisende kommen wir ziemlich bequem vorwärts, aber der granadische Familienvater, der seine Familie mit auf einen Ausflug nehmen wollte, findet diese Tour nicht so angenehm und leicht. Er selbst muß ein halberwachsenes Kind vor sich auf den Sattel nehmen. Seine Frau sitzt auf einem Bambusstuhl, der auf das Maulthier festgebunden ist und dieses wird von einem Wärter geleitet. Um Bogota zu erreichen, mußten wir nicht nur die fünf und fünfzig englische Meilen directe Entfernung zurücklegen, sondern wie wir bereits angedeutet haben, auch eine fast senkrechte Höhe ersteigen von mehr als ein und einer halben Meile. Da dieser steile Weg leicht zu umgehen gewesen wäre, so könnte man voraussetzen, daß er zur Vermeidung noch weit ärgeren Kletterns so angelegt worden sei; so dachten die alten Spanier jedoch nicht. Sie verachteten es, den Indianern und Bergen aus dem Wege zu gehn. Daher kommt es nun, daß mehrere steile Stege zwischen Honda und der Hochebene von Bogota vorkommen, über welche die Straße mit gründlicher Verachtung aller Fortschritte des Straßenbaues ruhig hinweggeht. An einem einzigen Tage von Honda bis Guaduas mußten wir zweimal Berge von dreitausend Fuß Höhe ersteigen, nur um auf der andern Seite dieselben Höhen wieder herabsteigen zu dürfen, wodurch wir genau eine Meile Weges beim Aufsteigen und beim Absteigen mehr machen mußten, was für die ganze Reise durch ähnliche Fälle bis zur Hauptstadt etwa dreißig Meilen betrug. Trotz dieses schlechten Weges vergißt der Reisende alle Schwierigkeiten durch den Reiz der Gegend, die ihn umgibt. Bald reitet man mitten in der üppigsten tropischen Vegetation zwischen Wäldern von Palmen und Orangen, an kleinen Flüssen und Wasserfällen vorüber, und zwischen den Aesten der riesenhaften Bäume, die mit Schlingpflanzen ohne Anfang und Ende bedeckt sind, erschallt der Gesang von Tausenden bunter Vögel. Die ganze Umgegend ist ein weiter Garten; die Bäume stehen in voller Blüthe, mit zahllosen gelben und blauen Blumen bedeckt, mit welchen die großen rothen Blumen der Schlingpflanzen sich vermischen. Ich habe eine



Familienauszug in Neu-Granada.

dieser Schlingpflanzen gesehen, welche zwanzig von solchen Riesenbäumen bedeckte.

In einer etwas höheren Lage befindet man sich inmitten der europäischen Vegetation. Weizen, Gerste und Zwergobstbäume umgeben uns und der Körper fühlt sich von der angenehmen Kühle erfrischt, während das Auge in der Ferne den erhabensten Anblick genießt. Man erblickt die Schneeberge Ruiz und Tolima, und am Fuße der Cordilleren erscheint der Magdalenenstrom wie eine goldne Schlange. Der Vulcan Tolima wurde von Humboldt im Caravajalthal trigonometrisch gemessen und gab eine Höhe von 17,010 Fuß, also 384 Fuß höher als der Popocatepetl, der höchste Vulcan von Mexiko. Der Tolima hatte am zwölften März 1595 einen furchtbaren Ausbruch, welcher die ganze Provinz Marigitta verwüstete. Seit jener Zeit schien der Vulcan erloschen, bis kürzlich eine neue Bewegung stattfand, die jedoch kein Unglück verursacht hat. Der Schneeberg Ruiz soll vor zehn Jahren den Uebertritt des kleinen Flusses Lagonilla veranlaßt haben, der achthundert Tabackspflanzern das Leben kostete. Der Schnee, seit mehreren Jahren durch die Hitze geschmolzen, hatte sich in einer Kluft gesammelt, und das Wasser verursachte, als es sich Bahn brach, bis zu den untern Ufern des Magdalenenstromes die größten Verheerungen.

Auf dem Wege von Honda bis Guaduas durcheilt man fast alle Grade des Thermometers. Guaduas ist eine reizende kleine Stadt mit dem mildesten Klima und es befinden sich dort die größten Fabriken von Ambalemacigarren. Dort lebt der alte ehrwürdige Colonel Acosta, dessen Gastfreundschaft und unvergleichlicher Witz allen Reisenden, von Humboldt bis zum letzten französischen Handwerker, erinnerlich bleibt.

Endlich erblickten wir den äußern Rand der großen Ebene von Bogota, welche plötzlich vor uns gleich einer Mauer aufstieg. Da hinauf geht nun der Weg durch scharfe Krümmungen und im Zickzack gleich einer gewundenen Treppe, auf welcher unsere Maulthiere eifrig voranschritten.

Die große Hochebene von Bogota beginnt mit dem Dorfe Facatativa. Zwischen Bogota und Facatativa führt eine gute Chaussee, die das Werk des Generals Lopez ist, der außerdem noch die Freiheit des Tabackshandels, der während der Herrschaft der Spanier Monopol der Regierung war, einführte. Auch die Vertreibung der Jesuiten, die Freiheit der Presse und die neue Verfassung Neu-Granadas verdankt ihm das Land. Er vernichtete die Sclaverei daselbst und hob die Todesstrafe für politische Verbrechen auf, die in den südamerikanischen Staaten, wo heute die eine Partei und morgen die andere triumphirt, das Land oft seiner besten Bürger beraubt hat.



Ein Bogotanischer John Bull.

Die ungeheure Ebene von Bogota wird von den Eingeborenen für den schönsten Ort auf der ganzen Erde gehalten und werth, daß das Paradies dort gelegen habe: wenn dies überhaupt nicht wirklich der Fall war. Die hohe Lage dieses Andischen Paradieses gibt ihm jedoch eine so niedrige Temperatur, daß daselbst nur Gras, Weizen, Gerste und einige eßbare Wurzeln gedeihen. Der größte Theil des Landes gehört reichen Eigenthümern, die im Ruf außerordentlicher Dummheit stehen und fortwährende Zielscheiben des Witzes für diejenigen Bewohner von

Bogota sind, die weniger Geld aber mehr Witz besitzen. Die umstehende Illustration wird besser als eine mehrseitige Beschreibung einen Begriff vom Aussehen eines solchen Bogotanischen John Bull geben können. Sie sind sehr große Liebhaber von Stiergefechten und suchen eine besondere Ehre darin, die Stiere dazu zu stellen. Wenn diese nun nach der Stadt getrieben werden, so geschieht es nicht selten, daß die Straßenjugend sich das Vergnügen macht, die Stiere aufzuhetzen, und daß diese, ihren Treibern entlaufend, mitten in das Gewühl der Bevölkerung stürzen und dort zum Vergnügen der Anstifter Schrecken und Verwirrung verbreiten. Die Ungeschicklichkeit der Stierkämpfer veranlaßt auch bei den Gefechten selbst manchen tragikomischen Vorfall.



Das unterbrochene Stiergefecht.

Wir durchschneiden die schmutzige Ebene auf einem Wege, der gerade nur zu Wagen befahrbar ist und erreichen endlich die alte Stadt Bogota. Früher hieß sie Santa fé de Bogota, aber das fromme Vorwort ist in Vergessenheit gesunken. Zum Unglück für die Reisenden, die die Hauptstadt von Neu-Granada besuchen, gibt es daselbst nur ein einziges größeres Wirthshaus, und da wir daselbst keinen Platz fanden, mußten wir es so machen wie andere: erstens, eine Wohnung miethen, und dann unsere Mahlzeiten entweder aus einer Garküche nehmen, an welchen hier kein Mangel ist, oder einen Koch annehmen und die Haushaltung auf eigene Kosten einrichten. Wenn man zu dem letzteren Entschluß gekommen ist, der in jedem Falle vorzuziehen ist, so ist man genöthigt, entweder selbst auf den Markt zu gehen und sich dann die eingekauften Vorräthe zu Hause stehlen zu lassen, oder den Koch auf den Markt zu schicken, damit er das mitgenommene Geld stiehlt. Das letztere ist vorzuziehen, wenn der Koch nicht unersättlich ist, aber da ein Wechsel des Uebels immer besser ist, als die lange Fortsetzung eines und desselben, so wird es am besten sein, wenn man wenigstens einen Theil seiner Einkäufe selbst besorgt. Es ist auch nicht klug, einen Diener wegen Veruntreuung fortzuschicken, denn man kann an seiner Stelle einen andern bekommen, der lange ohne Beschäftigung war und somit den Diebstahl von einigen Monaten nachzuholen hat. In jedem Falle würde es nicht unklug sein, einen Diener anzunehmen, der gerade eben wegen Diebstahls fortgejagt wurde, weil man dann doch weiß, woran man ist, denn die gefährlichsten Diebe sind immer diejenigen, die noch nicht ertappt wurden.

Wenn Bogota wenig Gasthäuser hat, so hat es dafür einen Ueberfluß an Kirchen. Es gibt deren eine für jedes Tausend der Einwohner und sie sind sämmtlich vor mehr als anderthalb Jahrhunderten erbaut. Da beinahe die Hälfte der Stadt aus Kirchen und religiösen Denkmälern besteht, so könnte man vermuthen, daß die Bogotaner ein sehr frommes Volk wären — dem sei nun wie ihm wolle, sie werden sich wegen ihrer Moralität wenig zu rühmen haben und das


Straße in Bogota.

Beispiel der dortigen Priester ist darin noch besonders belehrend. Von den Guarichas, den neu-granadischen Repräsentantinnen der Pariser Grisette, heißt es, daß sie eine beträchtliche Anzahl von Ammen zu einem sehr mäßigen Preise stellen, indem ein Findelhaus der unverheiratheten Mutter Gelegenheit gibt, heimlich ihr Kind abzugeben, ohne daß irgend Jemand von dem Dasein desselben Kenntniß erhält, wonach sie dann die Pflege des Kindes eines Andern übernehmen kann, der im Stande ist, sie für ihre Bemühungen zu bezahlen. Die Straßen von Bogota bieten keinen besonders anziehenden Anblick dar; die Häuser sind niedrig, denn keines derselben hat mehr als zwei Stockwerke und der größte Theil nur eins. Sie sehen schwarzbraun und gefängnißartig aus, haben lange Fronten, mit schmalen vergitterten Fenstern, durch welche die weibliche Bevölkerung fortwährend sich umzusehen pflegt. Wenn die Häuser zweistöckig sind, so wird die obere Hälfte nur von den wohlhabenderen Classen bewohnt, während die weniger Bemittelten in armseligen Räumen auf der untern Flur ohne jede Verbindung mit dem mittlern Hofraum eingepfercht leben. Im Innern sind die Wohnungen der wohlhabenderen Besitzer mit großem Luxus eingerichtet und da sich alle reichen Leute des Landes nach der Hauptstadt zurückziehen, so ist das gesellschaftliche Leben daselbst nicht ohne literarische und künstlerische Einflüsse. Das Theater, dessen Director ein ehemaliger Minister, später Rector der Universität und einmal sogar Candidat zum Vicepräsident der Republik war, ein vortrefflicher Beweis von dem veränderlichen Winde in den nordamerikanischen Staaten, ist nach dem Modell des Theaters von Barcelona erbaut.

Die Märkte werden in großer Masse von den umliegenden wärmeren Landereien mit Lebensmitteln versorgt. Indianer mit ihren Weibern erklimmen mit schweren Ladungen von Fischen und Gemüsearten die steile Fläche; sie plagen sich den ungeheuern Weg entlang bis zur Stadt, brin-


Indianer, die zu Markte ziehen.

gen oft drei Tage unterwegs zu, und halten sich noch für glücklich, wenn sie zuletzt einen Käufer für ihre Ladung finden. Die Bewohner von Neu-Granada sind im Allgemeinen ein kleiner Menschenschlag und die Soldaten, welche meist Indianer sind, scheinen fast noch kleiner als die Civilisten zu sein. Ihre Uniform ist ziemlich hübsch und wird nur durch die Fußbekleidung verunstaltet, die in einer Art von Sandalen aus gedrehtem und zusammengeflochtenem Hanf besteht, mit einem Band über den Fuß, das die große Zehe frei läßt. Die außerordentliche Billigkeit nicht gerechnet, ist diese Fußbekleidung bei trockenem Wetter auch höchst wohlthuend für die Füße.

Der größere der beiden nebenstehenden Söhne des Mars gehört zur Garde des Präsidenten und ist ungefähr fünf Fuß sechs Zoll groß. Sein Begleiter, der einen halben Kopf kleiner ist, gehört zur Infanterie. Beide sind dem Augenscheine nach von gemischter Race wie die meisten der Einwohner dieser Gegend.



Soldaten von Neu-Granada.

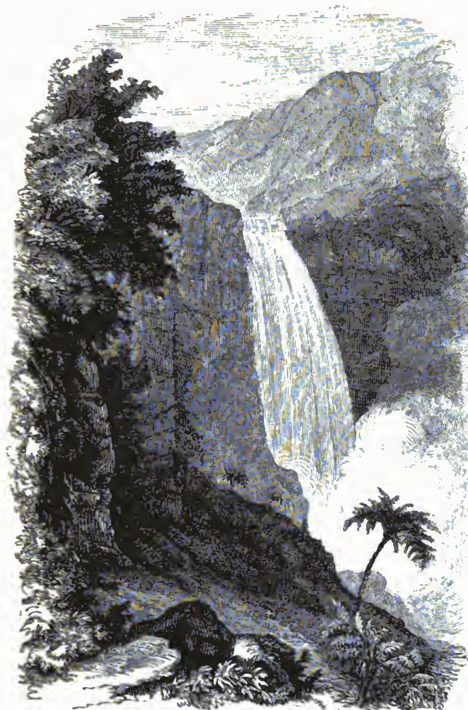
Neu-Granada hat im Ganzen nur siebenhundert Soldaten, von denen die eine Hälfte in Carthagena und Panama liegt, während die andere Hälfte zur Bewachung der Sträflinge verwendet wird. Außer dem Eingangszoll, der jährlich 800,000 Dollar einbringt, hat die Regierung noch die Saline von Zipaguira, welche ihr täglich 2000 Dollar einbringt, als Monopol. Diese Minen von crystallisirtem Salz sind so reich, daß sie sich Hunderte von Meilen im Grund der Anden ausbreiten, und da sie sich dort mit Steinkohlen in großer Menge und guter Qualität zusammenfinden, so ist dies ein seltsames geologisches Phänomen.

Bogota mit seinen Aussichten ist bald erschöpfend genossen. Ein aufmerksamer Naturforscher, der sich ein hartes Tagewerk nicht verdrießen läßt, um eine neue oder seltene Pflanze zu entdecken, mag allerdings seine Zeit dort sehr angenehm zubringen; für den gewöhnlichen Reisenden ist außer den Tequendama-Fällen wenig Bemerkenswerthes in der Umgegend aufzusuchen.

Diese Fälle liegen einen guten halben Tagesritt von der Hauptstadt und sind hauptsächlich durch die ungeheuere Höhe staunenswerth, von welcher, und durch den fürchterlichen Abgrund, in den sich das Wasser hinabstürzt. Wir wollen nicht bei den Berichten älterer Reisenden stehen bleiben, von denen einige ganz ernsthaft behaupten, daß das Wasser in einem einzigen Sprung eine halbe Meile hinunterstürze, sondern halten uns an die neueren Messungen, welche angeben, daß der Fall zwischen 417 bis 730 Fuß tief ist. Humboldt gibt die Tiefe von 727 Fuß an. Diese annehmbarste Angabe bezeichnet dreimal die Höhe des Niagara. Zuverlässig ist die Höhe vollkommen hinreichend, um das Wasser in Nebel und Schaum zu verwandeln, lange bevor es den Boden erreicht, so daß der Fuß des Abhangs fortwährend in Wolken gehüllt ist und einige Hundert Fuß Tiefe mehr nicht für das Auge des Beobachters bemerklich sein würden.

Nahe bei den Fällen ist eine ausgedehnte Chininfabrik unter der Oberaufsicht eines Herrn Louis Godin, französischen Chemikers, der mit einer nordamerikanischen Dame zusammenlebt, mit der er nicht getraut werden konnte, weil ihr unglücklicherweise der Taufschein fehlte. Der Verfasser fand diese Landsmännin so schwarz wie eine Kohle, und entdeckte, daß sie ein gutes Exemplar einer holländischen Negerin war. Sie hatte die Ufer des Hudson seit vielen Jahren verlassen, war dann als Dienerin mit einer Dame in Europa gewesen und hatte ihre Herrin auf ihren Reisen durch England, Deutschland und Rußland begleitet.

Nahe bei Bogota befindet sich auch die einzige Smaragdmine, die jetzt überhaupt noch beträchtliche Ausbeute liefert. Der Ort heißt



Der Tequendamafall.

und hinabklettern, während alle diese Schwierigkeiten leicht hätten vermieden werden können, wäre der Weg um den Berg anstatt über denselben geführt worden. Da die Temperatur der Hochebene so niedrig ist, daß alle Gewächse das ganze Jahr der Gefahr ausgesetzt sind, vom Frost zu leiden — von der steigenden Kälte, bei der es zum Ueberfluß noch fortwährend regnet, nicht einmal zu reden — wird man es begreiflich finden, daß viele Vorbereitungen nothwendig sind, um mit einiger Bequemlichkeit zu reisen. Ein wohlhabender Bogotaner thut dies selbst bei der kleinsten Vergnügungsreise. Sein Gesicht ist alsdann wohl verbunden, um es vor dem rauhen Wind und dem intensiven Licht zu schützen. Sein Hut ist mit einer Sorte geölter Baumwolle oder Seide überkleidet, sein großes Umschlagetuch, welches zur Nacht als Decke dient, ist, wenn es nicht über seinen Schultern hängt, dicht zusammengerollt

Muzo und ist auch dadurch bekannt, daß dort der vorzüglichste Kaffee, Mocca Muzo, gewonnen wird.

Die kalten Thäler und Hochebenen der Anden sind durchaus nicht die dichtbevölkertsten Theile von Neu-Granada, und es ist wohl kein Theil von Amerika, einige Gegenden in den Vereinigten Staaten ausgenommen, so reich bevölkert. Die fruchtbaren Thäler des Magdalenenstroms und der Cauca und die Seeküste sind spärlich bevölkert, während die ungeheuren Strecken, welche durch den Orinoco und seine Nebenflüsse bewässert werden, noch fast ganz unbewohnt sind. Mitunter steigen die Bogotaner von ihrer kalten Hochebene herab in die Thäler, um dort aufzuthauen. Einer ihrer Thauplätze ist Fusagasuga. Um diesen Ort zu erreichen, muß man die Ebene durchkreuzen, einige tausend Fuß auf den Gebirgen hinauf- und auf dem Sattel befestigt. Außerdem sind ein Paar dicke Pelzstiefel über seine unteren Kleidungsstücke gezogen. Hinter ihm kommt ein Maulthier von einem Treiber geleitet und mit großen Bündeln beladen, welche einem enormen Federbett sehr ähnlich sehen. Es enthält eine Matratze und mehrere andere Bedürfnisse der Bequemlichkeit, die der Reisende entweder mitnehmen oder unterwegs entbehren muß. Fusagasuga hat ein entzückendes Klima und gilt für die Einwohner von Bogota dasselbe, was in Europa die Badeörter sind. Am besuchtesten ist es dort in den Monaten Januar und Februar, wo es niemals regnet; dann wird gespielt und getanzt, es werden Landparthien nach den Haciendas veranstaltet und freie Bäder im Fluß genommen. Unter den schönen Bäumen, welche die Brücke Pandi überschatten, verbringen die Gäste oft ganze Tage.

Diese breite Brücke wird von zwei großen Felsblöcken gebildet, welche von beiden Rändern des Abgrunds herrüberragen und dient als Passage der Maulthiere, die mit Chinarinde beladen, des Weges daher kommen. Unter dieser Brücke schäumt in einer Tiefe von mehr als tausend Fuß, zwischen den zahllosen Felsen, der Fluß Pandi und sein Rauschen vereinigt sich mit dem Klang der Bandola und des Tiple, zwei kleine Saiteninstrumente, die häufig zur Belustigung der versammelten Gesellschaft auf der Brücke gespielt werden.

Der Charakter der Damen in Fusagasuga wird im Allgemeinen als sehr zweifelhaft oder vielmehr außer allem Zweifel bezeichnet, was jedoch den Geistlichen daselbst nicht abhält, am Sonntag nach der Messe als Vorstand eines Balls zu figuriren. Die Wahrheit zu sagen, scheint die neu-granadische Geistlichkeit durchaus keine Tugendspiegel aufweisen zu können. So berichtet der Verfasser unter Anderem, daß ein Geistlicher von Pandi fortgejagt wurde, weil er eins seiner Pfarrkinder im trunkenen Zustande mit einem Messer verfolgt hatte, daß Seine Hochwürden von Fusagasuga sich dadurch auf seine Predigt vorzubereiten pflegte, daß er die Nacht vorher in einem Billardsaal zubrachte, und daß der Geistliche einer andern Stadt von den Banknoten zum Altar, von dort in die Schnapsläden und dann wieder zu den Banknoten zu gehen pflegte.

Eine Gesellschaft, an welche sich unser Verfasser anschloß, wollte die mittlere Kette der Anden und die Quindiogebirge überschreiten. Diese Gesellschaft bestand aus fünf Herren, zwei Damen, drei Kindern, vier Dienstmädchen, elf Burschen, fünfundzwanzig Pferden und Maulthieren und einem Hunde. Sie repräsentirten unter sich alle Reisearten, die im Gebirge möglich sind. Der Verfasser selbst reiste zu Fuß; war aber trotzdem im Stande, an der Spitze der Gesellschaft zu bleiben; die Herren und Damen ritten, letztere auf Damensätteln, während die Dienstmädchen rittlings saßen; ein kleines Kind wurde durch einen Carguero in einem Kasten getragen, zwei Knaben waren auf Stühlen befestigt, die von Trägern auf den Rücken genommen wurden, während noch zwei andere Stühle bereit waren, um die Damen aufzunehmen, im Fall der allzu steile Weg das Reiten für sie zu schwierig machen sollte. Letztere Art zu reisen ist am Anfange unserer Schilderung abgebildet. Ein rohgearbeiteter Stuhl von Bambusrohr ist auf den Rücken des Trägers durch zwei Bänder, welche über die Schulter und ein drittes, welches über die Stirne geht, befestigt. Wenn der Träger strauchelt oder anstößt, so bewirkt die geringste Bewegung des Aufsitzenden einen unvermeidlichen Fall. Der Reisende ist daher gänzlich der Gnade seines Trägers überlassen. Man erzählte eine Geschichte, daß ein spanischer Officier, welcher das Recht hatte, die Dienstleistungen eines Trägers unbezahlt zu verlangen, das menschliche Lastthier in rauher Weise antrieb, bis der Träger, ergrimmt über die schlechte Behandlung, den brutalen Reisen-



Ein wohlhabender Bogotaner unterwegs.

den in einen furchtbaren Abgrund stürzte, sich dann in die Wälder verlor und niemals ergriffen wurde. Diese Geschichte wurde durch die Umstände des Ortes und der Zeit noch viel wirksamer, aber unser Autor bemerkte mit Erstaunen, daß dieselbe von den Damen sehr kühl aufgenommen wurde, denn während sie die schlimmsten Strecken passirten, war die eine



Ein Carguero.

ganz ruhig eingeschlafen und die andere verbrachte die Zeit mit Lesen, als sei ein gebrochener Hals nicht der Mühe werth, darüber nachzudenken.

Wir haben unsern Verfasser nur eine Strecke weit auf und ab in den Anden begleitet. Vom allgemeinen Charakter der Bewohner dieser Hochländer spricht er mit höchster Anerkennung. Sie entbehren, sagt er, nur der bessern Erziehung, um sie zu einer der vorzüglichsten Racen auf der Erde zu machen. Die Socoranos sind allgemein als unternehmend bekannt und alle Bewohner der kälteren Strecken bezeugen Energie und Strebsamkeit. Ganz verschieden ist der Charakter der Bewohner jener großen Thäler des Magdalenenstroms und der Cauca.

Wir wollen zu näherer Beleuchtung die Schilderung eines Tages in der Cauca mittheilen.

Die Scene ist La Ribera, eine Hacienda, nicht weit von Carthago. Drei oder vier Personen von der Familie des Eigenthümers befinden sich zu Hause, die andern sind in Carthago, wo Bälle und Tänze stattfinden; im Ganzen befinden sich ungefähr fünfundzwanzig Personen in der Hacienda.

Das Haus ist ein langes, schmales Gebäude, aus großen Balken einer Art Bambus erbaut, deren innere und äußere Seite mit Rohr bekleidet und deren Zwischenräume und Oberfläche mit Lehm ausgefüllt ist. Ein Theil derselben war früher weiß angestrichen, aber da der Lehm nicht dauerhaft ist, so zeigen sich bereits überall Schäden. Die Fußböden sind in den Hauptgemächern von Ziegelsteinen, in den andern von Erde. Vor der Fronte des Hauses befindet sich ein Graben, welcher nach und nach durch das Stampfen der Pferde und des Rindviehs, sowie durch das Wälzen der Schweine, die im Sommer eine Masse von Mosquitos heranziehen, gebildet wurde. Kein Garten befindet sich daselbst und die einzige Sorte bemerkenswerther Fruchtbäume ist eine untergeordnete Gattung von Orangebäumen.

Sobald die Sonne über die Gebirgsgipfel hereinzubrechen beginnt, erhebt sich die Haushälterin, ein Mulattenweib, und ein oder zwei Diener beginnen etwas, das wie Arbeit aussieht. Drei kleine Negermädchen mit dem einfachen Kleidungsstück um die Hüften, und von da aufwärts nackt, setzen sich auf eine niedrige Mauer und sehen sich um. Roho, ein schwarzer Balg, das Kind eines Negermädchens und niemand weiß wessen noch, der niemals die Spur eines Kleidungsstückes auf seiner schwarzen Haut getragen hat, kriecht heraus und fängt an sich im Schmutz zu wälzen. Drei Diener beschäftigen sich damit, einen alten Zaun auszubessern, drei andere bewachen die Hunde, welche sich damit belustigen, eine Kuh anzubellen; die Köchin macht Feuer, steckt sich eine Cigarre an und beginnt das Frühstück zu bereiten. Einer der jungen Männer aus der Familie besteigt ein Pferd, um auf das Feld hinauszureiten, ein anderer sieht nach der Cacaopflanzung und ein dritter vertieft sich in die Uebersetzung einer französischen Novelle. Einer der Diener reitet nach der Stadt, um Einkäufe zu besorgen, und ein halbes Dutzend anderer begeben sich nach dem Flusse, um Wasser zu holen; sie sind nicht zu früh dahin gegangen, denn unser Verfasser fand das erstemal, als er seine Frühwaschung zu unternehmen beabsichtigte, das Wasserfaß leer und als er das

zweitemal darnach ging, fand er überhaupt keinen Wasserbehälter vor, doch dürfen wir hoffen, daß er mit der Zeit zum Ziele gelangt sein wird.



Der Geschäftsträger der Hacienda.

Das Frühstück ist nun bereit; getrocknetes Rindfleisch ist zur Suppe gekocht und Mehl und verschiedenes Gemüse hineingethan worden. Das Fleisch, welches besonders gegeben wird, ist so trocken und hart wie Leder. Außerdem findet sich ein Topf mit einem Mischgerichte, einer olla potrida von Fleisch, Gemüse und verschiedenen Bestandtheilen vor und bei jedem Gerichte werden geröstete Pisang genossen. Unterdessen ist es halb elf Uhr geworden; die drei jungen Herren reiten mit ihren drei Dienern fort, Alles wird still umher und was die Frauen unterdessen thun, weiß eigentlich Niemand — vermuthlich thun sie gar nichts. So vergeht der heiße Tag und die Mulattin trägt das Mittagessen auf. Es ist dem Frühstück ziemlich gleich, nur mit dem Unterschied, daß ein Stück anständiges Fleisch und einige Süßigkeiten dazu kommen. Zum Beschlusse wird wieder die allzeit unvermeidliche Chocolade gegeben.

Sobald die Dunkelheit sich naht, kommen die Männer zur Hacienda zurück, auch das Vieh kehrt wieder, und der Seewind bringt eine Menge Mosquitos, zu deren Vertreibung ein Feuer angezündet wird. Die Familie versammelt sich in den Hausgängen: der eine junge Mann bearbeitet eine Guitarre, und der zweite erzählt dem dritten die Novelle, welche er des Morgens gelesen hat, während die dienstwillige Mulattin ein frugales Mahl von Pisang, Käse und einer Tasse Chocolade aufsetzt. Um neun Uhr geht Alles zu Bett, eine Zeit lang hört man noch aus einem entfernten Zimmer die Stimmen der betenden Weiber und dazwischen hin und wieder einen Kinderschrei, dann wird Alles still und ein Tag ist für die Hacienda vergangen, wie viele vor und nach ihm.

Die Polarvölker.

Von G. L. Kriegk.

Die letzten Wohnsitze unseres Geschlechtes und die äußersten Grenzgegenden des organischen Lebens überhaupt sind jene nördlichen Polarländer, welche das erwärmende Licht der Sonne nur mit matten Strahlen bescheint, und deren kurzdauernde mildere Jahreszeit keine neu sprudelnde Quelle des Lebens, sondern blos ein Kampf zwischen Entstehung und Vernichtung ist. Eis, Schnee und eine dürftige Vegetation bilden, in Verbindung mit der auf dem Lande spärlichen, im Meere überreichen Thierwelt, die Grundlagen des Lebens der dortigen Völker; diese selbst aber bieten in ihrem Wesen und Leben einen Anblick dar, welcher dem monotonen und ärmlichen Charakter ihres Wohnsitzes entspricht. Auf die Geschicke der Welt, auf die Entwickelung der Cultur hat dieser der Zahl seiner Individuen nach geringfügige Theil der Menschheit nie einen Einfluß gehabt; er hat aber als eine besondere Gruppe unseres Geschlechtes in der ethnographischen oder naturwissenschaftlichen Betrachtung der Menschheit ebenso seine Bedeutung, wie alle anderen Arten oder Classen von Völkern. Die Natur hat den

Polarvölkern ebenso wie diesen ihre besondere Stellung angewiesen und die derselben entsprechende Form des Daseins verliehen; sie sind daher auch, vom Standpunkte der Naturwissenschaft aus betrachtet, ein ebenso wichtiges Glied des großen Ganzen der Menschheit, wie jedes andere Volk.

Stellen wir uns auf diesen Standpunkt, so erblicken wir bei den Polarvölkern eine ganz eigenthümliche Art und Form des Lebens, deren genauere Erkenntniß sich sehr der Mühe verlohnt. Namentlich bieten dieselben zwei auffallende Erscheinungen dar. Erstens haben alle Völker der Polarzone, auch die am weitesten von einander entfernten, in ihren Einrichtungen und ihrer Lebensweise eine überraschende Aehnlichkeit. Zweitens zeigt sich bei ihnen der Einfluß, welchen die umgebende Natur auf den Menschen ausübt, in einem ungewöhnlich großen Umfange. Diese beiden Erscheinungen bilden sogar den Haupt-Charakterzug der nordpolaren Menschheit.

In dem Landstrich, der sich kreisförmig und im Ganzen nur wenig unterbrochen, um das nördliche Eismeer lagert, bestehen zwei Hauptbedürfnisse des Lebens, die Ernährung des Leibes und seine Beschützung gegen die Kälte. Diese sind dort nicht allein überall gleich dringend, sondern die Natur bietet auch für die Befriedigung derselben das gleiche Maß und die gleiche Beschaffenheit der Mittel dar. Namentlich ist dort das animalische Leben gewissermaßen vom festen Lande hinweg in das Meer hinein gedrängt; denn bekanntlich dauert von den Wiederkäuern oder von derjenigen Classe der Landthiere, welche vorzugsweise für die Ernährung des Menschen geschaffen ist, fast nur ein einziges, das Rennthier, in den Polarländern aus, während umgekehrt das Meer gerade gegen den Nordpol hin reicher an animalischen Geschöpfen wird. Diese Natur-Einrichtung gestattet dem Bewohner der Polarzone keine andere Lebensweise, als die des Fischers oder die des Hirten, oder, wenn er das Rennthier nicht zu zähmen versteht, die des Jägers; oder aber er vereinigt diese drei Beschäftigungen mit einander. Da nun in allen jenen Ländern durchaus dasselbe Klima besteht, so hat der schaffende und bildende Trieb des Polarmenschen überall die nämlichen Mittel zur Erreichung seines Zieles gefunden. Es ist also auch nicht zu verwundern, daß die Erzeugnisse dieses Triebes oder die Wohnungen, Kleidungen und Geräthschaften aller Polarvölker eine große Aehnlichkeit mit einander haben. Diese Gleichartigkeit des äußeren Lebens in der Polarzone wird und muß dort so lange bestehen bleiben, als die Einwohner wilde Völker in dem streng wissenschaftlichen Sinne sind, in welchem man auch von wilden Pflanzen redet, das heißt so lange, als sie gleich diesen bloß von den in ihrer Heimath waltenden Naturbedingungen oder von äußeren Nothwendigkeiten abhängig sind. Nur wenn einst die eigentliche Cultur auch in jene Eis- und Schneeländer eingedrungen ist, wird das Leben der dortigen Völker nicht mehr in einer unbewußten, willenlosen Unterwerfung unter die Naturgesetze, in einem bloßen Walten des thierischen Instinctes bestehen, sondern der Mensch wird dann dort ebenso, wie in anderen Zonen, vermittelst seines Geistes neue Elemente des Daseins zu finden wissen, und aus sich selbst heraus die Mittel erschaffen, durch welche er in den Stand gesetzt wird, sich von der unbedingten Herrschaft der Natur frei zu machen. Sind ja doch schon jetzt an einzelnen Küstenpunkten der Polarländer Europäer angesiedelt, welche ihr Dasein nicht auf Jagd, Fischerei und Viehzucht, sondern auf Handel und Gewerbe stützen, oder mit anderen Worten, welche die Vorzüge begünstigterer Erdgegenden gleich einem nährenden Quelle zu den ärmsten Ländern der Welt hinzuleiten verstehen!

Die Wohnung der Polarvölker — um zuerst von dieser zu reden — ist bei der Mehrzahl derselben eine zwiefache, nämlich eine Sommer- und eine Winterwohnung. Während der kurzen Sommerszeit haben fast alle diese Völker leichte Zelte; denn sie führen dann meistens ein Nomadenleben. Im Winter dagegen bewohnen sie eine Hütte, die man mit den Höhlen wilder Thiere vergleichen kann, weil sie meistens ebenso wie diese dem Licht und der freien Luft verschlossen ist. Diese Hütte, welche nicht auf, sondern mehrere Fuß unter dem Erdboden aufruht, ist ein mit Rasen, Erde und Thierfellen bedecktes Holzgerippe, und hat so wenige und so kleine Fenster, daß kaum ein Schimmer des Tageslichtes hineinzudringen vermag. Um die Kälte noch mehr abzuhalten, ist vor der Thür meistens ein langer, schmaler Gang angebracht, welcher vornen mit Pelzen zugeschlossen wird, und in seinem Inneren stellenweise so niedrig ist, daß man nur halb kriechend hindurchdringen kann. Zur Erwärmung der Hütte, welche gewöhnlich nur aus einem einzigen Raume besteht, dient entweder, wie zum Beispiel bei den Lappländern und den Jakuten, der Kochherd, oder, wie bei den Eskimos, eine stets brennende und zugleich zum Kochen benutzte Lampe mit Thran oder Seehundsspeck. Im ersteren Falle hat die Hütte oben eine Oeffnung für den Rauch, welche jedoch bei manchen Völkern mit einer Klappe versehen ist, dann aber immer nur auf kurze Zeit geöffnet wird. Im letzteren Falle dagegen gibt es durchaus keinen Ausweg für die verdorbene Luft; und wenn man bedenkt, daß die Grönländer noch dazu allen ihren Harn in der Hütte aufbewahren, um mit demselben die Thierhäute zu gerben, so wird man einsehen, in welch entsetzlicher Atmosphäre diese Menschen den größten Theil ihres Lebens zu-

bringen. Ueberhaupt ist die Reinlichkeit, die wir in den civilisirten Erdstrichen gerade nach Norden hin zunehmen sehen, nirgends weniger zu finden, als in den Polarländern. Glauben ja doch die grönländischen Jungfrauen sich nicht besser reizend machen zu können, als wenn sie ihr Haar und sogar ihren ganzen Leib zuweilen in — ihrem eigenen Wasser waschen, und bedienen sich doch die grönländischen Mütter beim Baden ihrer Kinder desselben Kessels, in welchem sie die Speisen kochen!

Der Polarmensch hat bei seiner Wohnung keinen anderen Zweck im Auge, als die Beschützung des Körpers gegen die Kälte und das Wetter; ihm sind also die Begriffe warm und wohnlich ganz identisch, und seine Hütte ist gewissermaßen nichts Anderes, als ein großer Ofen. Wenn wir indessen diesen eigentlichen und einzigen Zweck der polaren Wohnungen zum alleinigen Maßstabe unserer Beurtheilung machen, so müssen wir gestehen, daß für Völker, welche beim Abhandensein der höheren Cultur weder die Bedürfnisse des feineren Lebens kennen, noch auch künstlichere Erwärmungsmittel aufzufinden vermögen, die Wohnung nicht zweckmäßiger eingerichtet werden könnte. Uebrigens haben diejenigen Polarvölker, welche auch im Winter nomadisiren, keine Hütten, sondern bloß Zelte. Diese werden bei den Tschuktschen dadurch wärmer gemacht, daß in ihrem Inneren ein zweites Zelt, oder vielmehr ein aus Stäben und Pelzen zusammengesetzter Kasten errichtet wird, in welchem man aber bloß liegend oder knieend verweilen kann. Der russische Reisende Wrangel war bei einem Mahle, mit welchem einer der reichsten Tschuktschen-Häuptlinge ihn einst beehrte, herzlich froh, als er aus dem heißen und stinkenden Dampfe dieses engen Kastenraumes wieder entlassen worden war. Er sagt aber dessenungeachtet: „Es ist unbegreiflich, wie diese Leute bei dem Grade von Unsauberkeit und bei der verpesteten Luft in ihren Wohnungen so gesund und kräftig sein können. Und doch sind sie dies: es ist ein schön gewachsener Menschenschlag, der sich hierdurch sehr merklich von allen übrigen asiatischen Völkerschaften unterscheidet."

Wie die Wohnung der Polarvölker, so entspricht auch ihre Kleidung auf's Vollständigste den klimatischen Bedürfnissen. Diese ist nichts Anderes, als eine Nachahmung des Schutzes, welchen die Natur den Thieren der Polarzone verliehen hat: sie besteht so zu sagen aus einer Ueberpelzung des Leibes. Nur bei wenigen Völkern wird sie Sommers mit einem dünneren Kleide vertauscht. Auch bei der polaren Bekleidungsart besteht die für uns interessanteste Seite darin, daß in Betreff dieser ebenso, wie bei der Einrichtung der Wohnung, der Instinct den Sohn des hohen Nordens weit besser geleitet hat, als die entwickelte Denkkraft der Europäer ihn zu leiten vermöchte. Diese richten sich deshalb auch in der Polarzone ganz nach dem Beispiele der Eingeborenen. Um nur Eines anzuführen, so tragen die Lappländer keine Strümpfe, und suchen, wenn sie eine Fahrt machen oder überhaupt längere Zeit im Freien zubringen müssen, den Fuß nicht durch Umwickelung mit mehreren oder dicken Pelzen warm zu halten, sondern sie stopfen weiches trockenes Gras in ihre Schuhe und umgeben das untere Bein bis zu den Knieen mit Gamaschen von Rennthierfell und Pelz, welche an den Seiten nicht geöffnet werden können und durchaus nicht fest anliegen; denn sie haben ganz richtig erkannt, daß alles eng Anliegende hemmend auf den Blutumlauf einwirkt und deshalb den Einfluß der Kälte auf den Körper befördert. Die europäischen Kaufleute, welche des Winters in Lappland reisen müssen, versäumen nie, dies nachzuahmen; denn die Erfahrung hat sie belehrt, daß bei einer Kälte, welche dort manchmal einen ganzen Monat hindurch achtzehn und mehr Grad Réaumur unter Null beträgt, die äußersten Glieder des Körpers bloß auf solche Weise gegen das Erfrieren geschützt seien, während auch die wärmste der bei uns gebräuchlichen Erwärmungsarten des Fußes hierzu unzureichend ist. Ein anderes Kleidungsstück von ganz entgegengesetzter Art, welches von vielen Polarvölkern gebraucht wird, ist nicht weniger zweckmäßig eingerichtet. Es ist die sogenannte Kamlaika oder ein Oberkleid, das man im Sommer anzieht, um den Körper gegen Regen oder gegen das beim Fischfangen so häufig stattfindende Uebergießen durch Meereswellen zu schützen. Dieses Kleid kann mit unseren Makintoshs verglichen werden; es übertrifft diese aber an Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit sehr. Es besteht nämlich aus der durchsichtig dünnen, wasserdicht zusammengenähten Darmhaut der Robben oder anderer Seethiere, und verbindet also den vollkommensten Schutz gegen die Feuchtigkeit mit den beiden Vorzügen der größtmöglichen Leichtigkeit und Geschmeidigkeit.

Wenden wir uns zu den Geräthschaften und Werkzeugen der Polarvölker, so liefern auch diese den Beweis, daß die Lebenseinrichtungen jener Völker vollkommen der Beschaffenheit der Natur entsprechen, und daß der Europäer mit allen Resultaten seines wissenschaftlichen Forschens und Denkens dem rohen Sohne des Nordens dafür nichts Besseres zu bieten vermöchte. Zum Behuf der Fischerei haben sich die Polarvölker ein ganz vortreffliches Boot ausgedacht, welches bei den Eskimos Kajak, bei den Bewohnern von Nord-Sibirien und Nordwest-Amerika Baidare genannt wird. Dieses in der Regel einsitzige, vornen und hinten spitz zulaufende Fahrzeug besteht aus einem leichten Gerippe, welches ganz mit Seehundsfellen über-

zogen ist, und nur in der Mitte der oberen Fläche eine runde Oeffnung hat, gerade so groß, als der Umfang des menschlichen Leibes. Der Fahrende setzt sich mit ausgestreckten Beinen in diese Oeffnung hinein, und schnürt einen an dieselbe ringsherum befestigten Kamlaika-Stoff fest um die Brust. Er macht also das Boot zu einem Stücke seines Leibes, und verwandelt sich dadurch gleichsam in ein Seethier, oder, wie unser Dichter Chamisso in seiner Reisebeschreibung es passend bezeichnet, er umgibt den beim Fahren und Fischen unthätig bleibenden Theil seines Körpers mit einer großen künstlichen Schwimmblase. Das lange Ruder hat an seinen beiden Enden ein breites Blatt, so daß es auf beiden Seiten des Bootes gebraucht werden kann, ohne herüber und hinüber gehoben werden zu müssen. Das leichte Fahrzeug wird mit demselben so bequem und so rasch fortbewegt, daß der Eskimo, nach den Angaben zuverlässiger Berichterstatter, mit ihm in einem einzigen Tage zwanzig bis vierundzwanzig Stunden Wegs zurücklegen kann. Vermittelst dieses Bootes schwimmt der Polarmensch wie ein Seethier über die Wellen hinweg, und trotzt jedem Sturme. Droht eine Welle ihn umzuwerfen, so hält er sich dadurch aufrecht, daß er das Ruder auf die entgegengesetzte Seite senkt; schlägt das Boot dennoch um, so thut er mit dem Ruder einen tüchtigen Schlag unter das Wasser, und richtet sich so wieder auf. Ja, während auf einer zugleich mit Frau und Kindern unternommenen Reise diese in einem gewöhnlichen offenen Nachen sitzen, fährt der Mann selbst in seinem Kajak auf der Windseite neben ihnen her, und schützt sie gegen große Wellen dadurch, daß er diese mit seinem Boote auffängt. Gefährlich ist die Fahrt allerdings für einen Europäer, weil bei ihr Alles auf die Einhaltung des Gleichgewichtes, also auf rasche und sichere Bewegungen ankommt und diese nur durch frühe Gewöhnung angelernt werden können. Der Polarmensch dagegen hat nur das Eine zu befürchten, daß sein Boot durch Aufstoßen auf eine unsichtbare Klippe zerschnitten werde, in welchem Falle er unrettbar verloren ist.

Dieses Fahrzeug bietet in doppelter Hinsicht ein besonders ethnographisches Interesse dar. Es ist nämlich erstens die Baidare des Aleuten ganz genau dasselbe Fahrzeug, wie der Kajak des Grönländers, obgleich beide Völker fast noch dreimal so weit von einander entfernt wohnen, als wir selbst von den Lappländern. Da nun in dem ganzen ungeheuren Landstrich zwischen den Wohnsitzen Beider kein solches Fahrzeug in Gebrauch ist, so steht es über allem Zweifel, daß nicht etwa das eine Volk die Einrichtung desselben von dem anderen entlehnt hat, sondern daß Beide durch die gleichen Naturverhältnisse auf das gleiche Mittel ihnen zu begegnen hingeleitet worden sind. Ebenso zeigt sich zweitens in der bildlichen Darstellung eines Kajak, welche Gerhart de Ver seinem Berichte über eine vor bereits drittehalbhundert Jahren unternommene Reise nach Grönland beigegeben hat, das damalige Boot der Eskimo genau ebenso beschaffen, wie das jetzige. Es wird also dadurch der alte Satz bestätigt, daß der Wilde als ein nach bloßem Instinct thätiges Wesen keinen Fortschritt in seinen Erzeugnissen und keine Veränderung in seinen Zuständen kennt, daß also seine Wohnungen und Geräthschaften ebenso Jahrhunderte lang, wie das Nest des Thieres alle Zeiten hindurch, genau dieselbe Beschaffenheit behalten.

Auch die zur Fortbewegung auf dem Boden dienenden Fahrzeuge oder die Schlitten der Polarvölker sind ein Beleg für die oben ausgesprochenen Behauptungen. Der Schlitten der Lappländer, oder der sogenannte Pulk, hat die Form der so eben beschriebenen Boote, nur daß er nicht immer bedeckt ist. Er ruht also nicht, wie unsere Schlitten, auf zwei Sohlen, sondern auf einer rundlichen Fläche, welche ganz wie der Boden eines Kahnes geformt ist. Seine Länge beträgt nur etwa sieben Fuß, während die Baidare oder der Kajak gewöhnlich doppelt so lang ist. Man kann ihn, wenn er oben bedeckt ist, im Grunde ebenso wenig, wie das genannte Boot, als ein eigentliches Fahrzeug ansehen, sondern er ist dann ein dem Leibe angefügtes Geräthe, gewissermaßen ein kolossaler Schlittschuh. Denkt man nun an die oft ungemein hohe Masse von Schnee in Lappland, an den vorherrschend gebirgigen Charakter dieses Landes, an die überall holperige Beschaffenheit seines Bodens: so wird man zugestehen müssen, daß sich keine schnellere und für den Menschen wie für das Zugthier bequemere Art des Fahrens im Winter erdenken läßt. Nur kommt auch bei ihr Alles darauf an, daß der Fahrende sich die Fähigkeit erworben hat, das Gleichgewicht zu halten; denn der Pulk ruht auf einer abgerundeten, also nie fest aufsitzenden Fläche, und überdies läuft das vorgespannte Rennthier nicht nur fast beständig sehr schnell, sondern es kann auch nicht wie unser Pferd an plötzliches Einhalten gewöhnt werden. Ebenso zweckmäßig ist das Geschirr an dem Pulk. Dieses Fahrzeug hat z. B. wegen seiner spitz zulaufenden Form nicht zwei, sondern blos einen Zugriemen, welcher unter dem Leibe des Thieres hergeht und durch einen breiten Bauchgurt verhindert wird, sich in dessen Beine zu verwickeln. Ein doppelter Zugriemen würde außerdem, so oft die Reise durch die dichten, weglosen Wälder geht, durch das Anstreichen an Bäume und Gesträuche leicht Noth leiden. In diesem kahnartigen, von einem einzigen Rennthier gezogenen Schlitten, welcher wegen seiner Form nicht nur den Schnee

leicht durchschneidet, sondern auch ohne Schwierigkeit über den holperigen Felsboden wie über die Eisblöcke der zugefrorenen Gewässer hinschlüpft, macht der Lappe bei Tag und bei Nacht seine Winterreisen, und legt in der Regel wenigstens dreißig Stunden Wegs in vierundzwanzig Stunden Zeit zurück.

Ganz anders ist der Schlitten der nordsibirischen Völker oder die sogenannte Narte beschaffen, weil diese Völker in einem flachen Lande wohnen und also eines kahnartigen Winter-Fahrzeuges nicht bedürfen. Ihre Schlitten haben im Ganzen die Gestalt der unsrigen; sie sind aber in mehrfacher Hinsicht, den Verhältnissen des Landes und Klimas gemäß, anders eingerichtet. Die einzelnen Theile z. B. sind nur mit Riemen an einander befestigt, weil dadurch das Fahrzeug eine gewisse Elasticität erhält und also beim Fahren über unebenen Boden gegen die zerstörende Wirkung harter Stöße geschützt ist. Ueberhaupt findet sich keine Spur von Eisen an der Narte. Die beiden Sohlen, welche bei uns mit Eisen belegt sind, begießt der Sibirier vor jeder Fahrt mit Wasser; dieses gefriert sogleich bis zur Dicke eines halben Zolles, bildet eine vollkommen glatte Fläche, und vereinigt sich mit dem feuchten Holze so innig, daß man oft einen ganzen Tag auf einer und derselben Eissohle fahren kann. Bei minderer Kälte werden Wallfisch-Rippen an die Sohlen befestigt.

Zum Schlusse möge noch desjenigen Werkzeuges gedacht werden, dessen sich die Polarvölker zum Fangen der Seethiere bedienen, und welches im nordöstlichen Asien ganz ebenso beschaffen ist, wie im nordöstlichen Amerika. Dieses Werkzeug beschreibt Fries in seiner Einleitung zu Saabye's grönländischem Tagebuch folgendermaßen: „Der Harpun-Speer der Eskimos ist aus mehreren Stücken zusammengesetzt, weil der Seehund, zu dessen Erlegung er in Grönland hauptsächlich dient, ihn sonst zerschlagen würde. In dem etwa drei Ellen langen, anderthalb bis zwei Zoll dicken Schafte steckt vornen ein knöcherner Stift, welcher ungefähr eine Spanne lang und so an den Schaft angebunden ist, daß er aus demselben herausfahren kann. Auf diesem Stifte steckt die knöcherne Harpune, eine gute halbe Spanne lang, mit doppeltem Widerhaken und einer zollangen Spitze. An der Harpune hängt der acht bis neun Klafter lange Fangriemen, dessen anderes Ende an einer Blase befestigt ist. Dieser Riemen wird mittelst eines knöchernen Ringes, in welchen ein knöcherner Stift in der Mitte des Schaftes faßt, so an diesen festgemacht, daß er leicht davon losreißt. Die Blase besteht aus dem zusammengenähten Fell eines kleinen Seehundes." Dies ist die Beschreibung des grönländischen Harpun-Speeres. Nun liegt vor mir ein der ethnographischen Sammlung meines Wohnortes gehörender Harpun-Speer, welchen Wrangel von seiner Entdeckungsreise im nordöstlichen Asien mitgebracht und dessen Schwiegervater, Staatsrath Rossillon, jener Sammlung geschenkt hat; dieser Speer rührt von einem Volke her, welches von den Grönländern weiter entfernt wohnt, als der Deutsche vom Chinesen, und doch paßt die obige Beschreibung in allen wesentlichen Punkten auch auf ihn: ein sprechender Beweis, daß in der Nord-Polarzone wegen der Gleichheit der Naturverhältnisse und der von ihnen ausgehenden Anregung die Entwickelung der bildenden Kraft des Menschen überall denselben Gang einhält. Uebrigens hat die an den Speer befestigte Luftblase folgenden Zweck: Wenn das Thier getroffen ist und durch Untertauchen seinem Feinde zu entrinnen strebt, so vermag es die durch den langen Riemen mit ihm verbundene Blase nicht mit unter das Wasser zu ziehen; der Fischer folgt in seinem Boote dieser Blase überallhin nach, bis das Thier sich verblutet hat und sterbend an die Oberfläche kommt. Sogar des mächtigen Wallfisches werden auf diese Weise die Polarvölker Herr. —

Die angegebenen Züge aus dem Leben der Polarvölker beweisen, wie Niemand bestreiten wird, die allgemeinen Sätze, von denen die vorliegende Darstellung ausgegangen ist: daß nämlich der uncivilisirte Mensch gleich dem Thiere ein bloßer Zögling der Natur ist, daß nicht die frei waltende geistige Kraft, sondern eine unbewußte Anregung durch die äußere Umgebung seine Lebensweise und Thätigkeit bestimmt, daß er deshalb unter gleichen Verhältnissen allenthalben zu den gleichen Mitteln und Wegen hingeleitet wird. Die Völker, deren Leben zu dieser Beweisführung gewählt worden ist, werden zwar von dem gebildeten Europäer kaum beachtet, und sind in der That auch für die wechselnden Schicksale der Welt gleichgültige Erscheinungen; vom Standpunkte der Naturbetrachtung aus haben sie aber als ein eigenthümlich beschaffener Theil der Menschheit und als die Grenzbewohner des dem organischen Leben angewiesenen Erdenraumes eine ebenso große Bedeutung, wie jene glücklicheren Völker, denen es vergönnt ist, Jahr aus Jahr ein im Lichte der Sonne zu wandeln und unter dem Einfluß ihrer erwärmenden Kraft ein leichteres und genußreicheres Dasein zu haben. Die Wissenschaft als solche muß ihre allgemeinen Sätze auf die Gesammtheit aller Erscheinungen stützen, und der Born der Erkenntniß sprudelt für sie ebenso rein und klar in den öden Schnee- und Eis-Regionen der Pole, wie in der lebenswarmen Zone des Aequators.



Dritte Abtheilung.

Rafael und Michelangelo.

Von Herman Grimm.

Das Handwerk setzt ein Volk voraus, die Kunst ein Volk und einen Mann. Das Handwerk, und wenn es sich zur feinsten Geschicklichkeit steigert, ist erlernbar, die Kunst, auch wo sie in den rohesten Formen auftritt, muß angeboren sein, sie kann durch keine Anstrengung dem gegeben werden, der sie nicht von Anfang an besaß. Das Handwerk hängt am Stoffe, den es formt, und sein höchster Triumph ist, den Stoff in unendlicher Mannigfaltigkeit zu benützen und auszubeuten. Die Kunst ist ein Kind des Geistes, ihr Triumph ist, den Stoff so in der Gewalt zu haben, daß er den kleinsten Wendungen des Geistes, der sich mittheilen will, Zeichen liefert, welche sie den andern offenbar machen. Die Kunst spricht vom Geiste zum Geiste, der Stoff ist nur die Straße, die den Verkehr vermittelt.

Der Stoff aber ist beiden gemeinsam, dem Handwerke und der Kunst. Deshalb werden sie denen als dasselbe erscheinen, die den Geist nicht im Stoffe zu erkennen vermögen. Da sie aber von Kunst reden hörten und durch Studium jene Unterscheidungsgabe zu erreichen glaubten, welche ihnen die Natur versagte, aber auch nur die Natur geben kann, so gelangten sie endlich dahin, das raffinirte für die Kunst, das einfach erscheinende für das Handwerk zu halten, und da diese Leute in unsern Tagen die Mehrzahl bilden, und da ihrer Lust, stets Neues zu sehen, ein Genüge geschehen soll, so ist eine Classe von Handwerkern, denen es durch Arbeit und Studium gelang, die Symbole der wahren Kunst, die sie bei den ächten Künstlern fanden, nachzuahmen, und mit einer gewissen Geschicklichkeit den Stoff scheinbar noch schöner als diese zu behandeln, als die Zunft der Künstler proclamirt worden, während die wahren Künstler, deren einfache Gedanken nur eine einfache Form bedurften, für den Augenblick übersehen werden. Endlich aber bricht die Stimme derer, welche diese verstanden und bewunderten, dennoch durch, und der Ueberdruß, den die Menge bei jenen falschen Machwerken bald empfindet, bereitet ihnen nun eine nur um so glänzendere Aufnahme.

Dies ist der natürliche Gang der Dinge. Deshalb konnte ein Bernini noch Michelangelo Bewunderung erregen, deshalb wurden so viel wahre Künstler verkannt und die falschen leuchteten im Ruhme vorübergehender Tage, deshalb aber blieb auch die Gerechtigkeit nicht aus, die das Echte wieder auf seine Höhe stellte, ohne das Falsche erst herabstoßen zu müssen, denn seine eigne Schwachheit ließ es längst aus sich selber spurlos in die Tiefe sinken.

Denn der Geist lebt fort, der Stoff ist vergänglich; der Geist nimmt zu, er wächst, indem sich die Gedanken des Menschen jenem ersten schaffenden Gedanken des Künstlers anhängen, wie die Bienen an ihre Königin; der Stoff aber zehrt sich auf wie alles Aeußerliche, wie die Kleidung, die zerfällt, das Gold, das sich abnutzt, der Körper, der verwest. Nimm zwei goldne Statuen, beide eingeschmolzen und vertilgt, aber die eine ein Werk der Kunst, die andere eine Arbeit der Geschicklichkeit: diese ist spurlos verschwunden, jene ist doch einmal von Augen angeblickt worden, durch die der Geist des Künstlers in die fremde Seele drang, daß diese schöner und größer ward als vorher, und andere, denen sie mittheilte, was sie so an

Reichthum empfing, wurden reicher durch sie. Die Welt ist voll von solchen unbewußten Erbschaften.

Lob, Ehre und Belohnung locken den Handwerker und befriedigen ihn, dem Künstler aber sind sie nur Symbole der Liebe eines Volkes, dem es sich näher gerückt fühlt durch sie, und wo er fühlt, daß sie ihn entfernen würden, verschmäht er sie. Ruhm wollen sie beide erwerben, aber der Künstler verlangt nach ihm nur als nach einer Tröstung, welche ihm lieblich zuflüstert, sein Ringen sei nicht vergebens gewesen, die ihm sagt, daß aus seinen Werken siegreich der Geist ausströme, den er hineinversenkte. Dem Handwerker ist der Ruhm nur ein Vortheil, um seine Arbeiten immer theurer zu verkaufen und ihren Absatz zu vergrößern; eine Täuschung, eine Betäubung, die ihm zu Hülfe kommt, wenn er sich einredet, seine Sachen wären äußerlich wie die Werke des Künstlers, die er anfeindet und beneidet. Aber der Buchstabe ist todt und das Wort ist lebendig.

So verächtlich das Handwerk erscheint, welches Kunst sein möchte, so ehrenvoll ist es, wenn es bei dem bleibt, was seinem Kreise anheimfällt. Es wurzelt im Volke, es hat einen goldenen Boden. Wir bedürfen seiner, es bedingt unsre Existenz, wir wären körperlich nichts ohne es, wie wir nichts wären geistig ohne die Kunst; und wie Körper und Geist sich nicht scheiden lassen, so Kunst und Handwerk; sie gehen Arm in Arm, sie brauchen einander, aber sie sind nicht dasselbe. Es gibt keine Kunst, der nicht ein gleichnamiges Handwerk zur Seite ginge, wie es kein Ding gibt, das nicht von zwei Seiten anzusehen wäre: einmal auf seine irdische Entstehung hin, dann aber auf seinen geistigen Rang unter den Erscheinungen, auf seine Schönheit.

Die Schönheit hat keinen Zweck, sie ist da, sie begrenzt sich selber, so das Werk des Künstlers; die Nützlichkeit sucht den Zweck außer sich und verdient ihren Namen erst, wenn sie ihn erreicht hat. Ein Künstler kann gedacht werden, der einsam in einer Wüste arbeitend, eine Statue vollendet von vollkommener Schönheit, ohne zu fragen, ob ein anderer als er und das Licht des Tages sie betrachten; ein Handwerker, der einsam fortarbeitete, ist ein Unding, ein Töpfer, der auf's Gerathewohl Gefäße formt, deren keiner bedürftig ist. Und dennoch sind die Gefäße, die man braucht und fortwirft, einer doppelten Betrachtung fähig. Werthlos im höheren Sinne zu der Zeit ihrer Nützlichkeit, werden sie nach tausend Jahren zu Monumenten vergangener Cultur, und der Geist des Volkes redet aus ihnen. So aus den handwerksmäßigen Malereien der Egypter, ja aus den einfachen Verzierungen alter germanischer Aschenkrüge. Denn auch das Handwerk hat einen Geist, den unbewußten Geist eines Volkes im allgemeinen, der Künstler aber steht über seinem Volke und seiner Zeit, und was er hervorbringt, ist ein Symbol eigner Gedanken, die er seinem Volke als Geschenk in den Schooß wirft.

Wo also die Kunst betrachtet wird, muß auch das Handwerk betrachtet werden, aber man muß sie unterscheiden, denn es entsteht sonst eine Verwirrung, welche das eine wie das andere verdunkelt. Damit es geschehe, dazu bedarf es der Freiheit. Nur wer rücksichtslos auf die Laute jener Sprache horcht, die in der Stille des tiefsten Herzens sich hörbar macht, wird im Momente schon wissen können, ob ein Werk in der Hingabe an das Schöne geschaffen sei, oder ob es aus profanen Händen hervorging, welche der Fertigkeit eines Handwerkers dienstbar waren, der nichts besaß als ein feines Gefühl für die Schwächen des Publicums, und das Geschick, ihm zart streichelnd wohlzuthun. Ich brauche hier nur an das Theater zu erinnern.

Der Künstler stellt das Ideale dar. Dieses Wort ist wie alle, welche im Munde des Erkennenden Zeichen hoher Verehrung sind, auf den Lippen derer, die nur darum die Kunst lieben, weil sie die Leerheit ihrer Seele mit ihr füllen möchten, zu einem nichtigen Lobe geworden, bis man es zu gebrauchen Scheu trug. Füllen wir es wieder mit seinem edlen Inhalte.

Indem wir leben und Erfahrungen sammeln, werden wir inne, daß nichts auf Erden vollkommen sei. Während wir auf der einen Seite in Allem, was geschieht und geschaffen ist, eine Manifestation ewiger in sich verbundener Gesetze gewahren, sehen wir auf der andern, daß diese Gesetze überall einer Störung unterliegen, deren Wesen wir das Zufällige nennen, ehe wir es erkannt haben, und wir entdecken, daß durch eine ewige Kreuzung unendlicher Einflüsse, nichts in der Vollkommenheit zur Erscheinung komme, zu welcher es seine innere Anlage befähigt und der es entgegenstrebt.

Des Menschen Seele aber, beugt sie sich auch zuletzt unter der Wahrheit dieser Erfahrung, gibt sich dennoch nicht zufrieden bei dem Gedanken, daß dem einmal so sein müsse; ein tief verborgenes Gefühl wiederholt ihr, daß es einst anders war und einst anders sein wird. Aber auch mit diesem Troste begnügt sie sich nicht, sondern in unbewußt schaffender Thätigkeit gestaltet sie nach dem Muster dessen, was sie sieht und erlebt, ein geistiges Bildniß der Schöpfung, frei von jenen Störungen, als doppeltes Symbol eines höheren Daseins, das in der Vergangenheit begraben liegt und in der Zukunft auferstehen wird. Diese unsichtbare selbstgeschaffene Welt nennen wir die ideale.

Kein Mensch, auch der niedrigste nicht, dem dieser Besitz fehlte. Kein Verlust, der den seinen nach sich zöge. Als ein unveräußerliches

Gut verbleibt das Ideal dem Menschen eigenthümlich und selbst wo es versunken und verloren schiene, taucht es immer wieder empor. Es ist das Land, an dessen Scholle wir Alle kleben, dessen Leibeigene wir sind. Es ist eine Sclaverei, der wir nicht zu entrinnen vermögen, sei es nun daß wir stolz und beglückt durch sie in ihr das einzige wahre Gut erblicken, sei es, daß wir uns ihr mit verneinender Hartnäckigkeit zu entreißen suchen. Jedem Sterblichen ist die Sehnsucht nach dem Ideale angeboren. Sie kann ermatten, sie kann fast ganz ertödtet sein, und wenn selbst der Fall einträte, daß sie beim Einzelnen nicht mehr zur Erscheinung käme, stets wird sie dennoch die Nation im Ganzen besitzen und niemals aufgeben. Entweder träumt sie von einer zukünftigen Größe oder sie betrauert eine verlorene.

Was dem Ideale eines Volkes entspricht, nennen die Menschen das Schöne, Gute; diejenigen, welche es lebhafter als andere empfinden, stehen hoch in der allgemeinen Achtung, die, welche das Gefühl des ganzen Volkes in sich vereinigen und aussprechen, deren Seele die Seele Aller ist, sind die Männer, die man liebt und verehrt, die aber, in denen der Widerschein des allgemeinen Bewußtseins so stark wird, daß es sich in ihnen am reinsten abspiegelt, und daß sie dieses Abbild in Musik, in Sprache oder sonstwie von sich loslösen, bis es ein eigenes Dasein gewinnend als die Verkörperung dessen, was die Nation für gut und schön hält, dasteht: die Männer sind die Künstler, Männer, die die Verehrung des Volks zur höchsten Höhe emporhebt. Sie zeigen ihm seine eigene Seele am tiefsten, seine Sehnsucht am lockendsten, seine Zukunft und Vergangenheit im reinsten Lichte. Sie wiederholen ihm mit überraschenden Worten seine geheimsten Gedanken und lehren es seine eigene Sprache reden. Sie zeigen ihm seine Gestalt in der Vollendung. Wo sie auftreten, grüßt sie jeder, wo sie fortgehn, folgen ihnen begehrlich alle Gedanken, und was von ihren Werken zu erlangen ist, wird als das höchste Besitzthum gewahrt und festgehalten. In solchem Gefühle ehren wir Goethe, Bethoven, Schiller, Mozart.

Der Künstler steht mit seinem Volke in nothwendigem Zusammenhange. Steht ein Volk so hoch unter den andern Völkern da, daß es sich zu ihnen verhält, wie seine Künstler zu ihm selber, dann erweitert sich deren Herrschaft in's ungeheuere. Die Griechen nehmen einen so hohen Rang ein. Phidias, Homer, Sophokles arbeiteten für alle Völker und alle Zeiten, Corneille und Racine dichteten nur für Frankreich, Shakspeare für alle germanischen Völker. Dennoch waren jene Griechen, und dieser ein Engländer, und der nationale Boden gehört zu ihrer Persönlichkeit. Ohne den Boden, auf dem sie stehen, sind sie nicht denkbar. Ohne die blühende Erde, auf die sie herabscheint, wäre die Sonne eine todte Masse qualvoller Klarheit, ohne ihre Strahlen die Welt eine finstere Wildnis, ein formloses grauenvolles Dickicht, eines bedarf das andere, erst die Berührung läßt das Leben entstehn. So bedarf ein Volk seiner Künstler, erst das Verständnis der Menschen und die Verehrung gibt ihnen Name und Würde, aber auch erst ihr Wort, ihr Werk dem Volke die Fähigkeit, zu lieben und zu verehren. Der Künstler steht da zwischen dem Endlichen und Unendlichen; wo beide aneinanderstoßen, fängt er den Blitz des Gewitters auf, hält ihn fest und gibt ihm ewige Dauer. Ewig: so lange Menschen leben, die ihn verstehn; sterben die Völker, die ihn liebten, so geht sein Ruhm mit seinen Werken unter.

Doch das ist kaum zu denken und zu fürchten. Ein Volk entsteht und stirbt nicht wie ein Thier, das auftaucht und zu Grunde geht. Wo ein Volk mächtig und groß wird, hat es Vater und Mutter, die es zeugten. Nicht überall verfolgen wir die Mischung, oft aber liegt sie klar vor Augen. Immer theilen sich die Völker, und aus den einzelnen Partikeln, die von verschiedenen Seiten sich begegnen, entstehen die neuen Nationen. Wunderbarer noch als das körperliche Ineinanderfluthen der Massen ist die geistige Vermählung der Culturen miteinander. Aus römischen Vorbildern entwickelte sich die Komödie der Italiener, durch Frankreich gelangte sie nach England, dort befruchtete sie den Boden, auf dem Shakspeare's Blüthen erwuchsen. Aus dem Zusammenfluß spanischer, englischer, italienischer und antiker Elemente entsprang Corneille's und Racine's streng nationale Form der Tragödie. Aus der egyptischen entstand die griechische Sculptur, aus byzantinisch leblosen Anfängen die altitalienische Malerei, neu auftauchend vereinte sich altitalienische Kunst mit der griechischen in Rafael und Michelangelo. Aus wie viel Quellen floß Goethe's und Schiller's Arbeit zusammen? Ueberall Berührung, überall stehen die großen Männer auf fremden Schultern. Das Entfernteste fliegt zu einander und vereint sich. Nirgends springen sie empor wie die Quellen aus dem Felsen, sondern aus tausend Canälen strömt ihnen das Leben zu, trübe fließt zuerst das Gewässer durcheinander, erst im Laufe der Dinge klärt es sich und gewinnt einen Namen. Stufenweise wachsen sie und schreiten vorwärts. Endlich stehen sie da in eigenthümlicher Kraft, und jedes ihrer Werke trägt den Namen seines Schöpfers auf der Stirn. Die Menschen wissen alle, daß nur Einer lebt, der das vollenden konnte.

Eins aber geschieht niemals: bringen die Künstler auch Werke hervor, deren göttliche Schönheit unsre höchste Sehnsucht befriedigt, sie selbst

sind wie wir Alle jenen Störungen unterworfen, welche die unvertilgbare Mitgift der menschlichen Natur bleiben. Sie schaffen das Ideale, sich selbst schaffen sie nicht neu, sie sind nur die Priester, was sie geben ist größer als sie selbst sind. Aber sie allein vermögen es darzureichen, und so, trotzdem daß sie ein eigenes, losgelöstes Dasein tragen, verschmelzen ihre Werke dennoch mit den Schicksalen ihrer Poesie, und das Verlangen der Menschheit, dies beides als ein unzertrennliches Ganzes anzusehen, ist so groß, daß man, wo alle Nachrichten fehlen, aus den Werken selbst die persönlichen Erlebnisse des Künstlers rückwärts wieder abzuleiten versucht. Die Madonna Rafael's in Dresden soll durchaus ein Bild der Fornarina sein, Shakspeare's Sonette reizen immer auf's neue die Erklärer, Goethe's, Lessing's, Schiller's Schriften spürt man mit gewissenhafter Neugier nach, und das ganze Volk betheiligt sich daran, auch die geringsten persönlichen Notizen herbeizuschaffen. Es liebt den Mann, es verehrt ihn, er soll kein bloßer Name sein, an tausend irdischen Kleinigkeiten wird es immer wieder mit neuem Entzücken inne, daß dieser Mann wie alle andern lebte, aß und trank, und indem es ihn herabzieht zu der täglichen Existenz des Tages, hebt es sich selbst empor zu ihm, mit dem es sich nun ganz und gar verbunden fühlt. Dennoch werden wir nie von dem wirklichen Leben großer Männer das erfahren, was diejenigen allein wissen, die sie täglich sahen und im Stande waren, ihr Wesen zu fühlen. Was wir uns bilden, ist immer eine Phantasie, bei der wir selbst, ohne es zu wissen, die erste Rolle spielen. Wir sehen sie wie wir sie sehen möchten. Alle empfangenen Nachrichten ordnen wir unwillkürlich in diesem Sinne, heben hervor, was uns beliebt, übergehen, was wir lieber verschweigen möchten, und die Sehnsucht nach dem Ideale ist es, die uns so zu verfahren lehrt. —

Das Buch, dessen Lectüre all diese Gedanken mit neuer Lebhaftigkeit in mir erwachen ließ, sind Guhl's Künstlerbriefe. Der Autor hat in zwei Bänden eine lange Reihe von Briefen mitgetheilt, die von Malern, Bildhauern und theilweise ihren Freunden und Protectoren geschrieben sind. Das Werk beginnt mit den älteren italienischen Meistern und reicht bis in's vorige Jahrhundert. Ueberall sind die prägnantesten Schriftstücke ausgewählt, jedes einzelne ist mit einem Commentar versehen und überdies werden die verschiedenen Künstler in ihrer ganzen Wirksamkeit durch kurze Einleitungen charakterisirt.

Viele sind darunter, welche keinen Anspruch auf Unsterblichkeit haben, deren Thätigkeit nur eine handwerksmäßige war, ohne darum tief zu stehn. Viele sind ferner darunter, die große Künstler waren: Titian, Correggio, Murillo, Van Dyk, ich zähle sie hier nicht weiter auf. Zwei aber nur verdienen einen höheren Namen, sie sind große Männer, Rafael und Michel Angelo. Dieser Unterschied ist tiefer, als man zuerst denken möchte. Euripides, Calderon, Racine, waren große Dichter, Sophokles, Aeschylos, Dante, Shakspeare, Goethe waren große Männer, Alexander, Scipio, Hannibal, Cäsar, Friedrich, Napoleon waren das, Turenne, Eugen, Blücher, Wellington nur große Feldherren. Ein großer Mann spricht sich aus als eine allgemeine Macht. So bedeutend ist sein Geist, daß der Stoff fast gleichgültig wird, an dem er sich erprobte, die andern, die nur groß waren in einer bestimmten Richtung, bedürfen erst des Vergleiches mit den übrigen, setzen eine niedere Masse voraus, aus der sie hervorragen. Sie waren fähiger, klüger, glücklicher, als ihre Genossen, diese bilden stets den Maßstab für ihre Größe; jene aber bedürfen dieser Folie nicht, sie trennen sich von der Menge der Sterblichen, sie führen ein eigenes Dasein. Wie zerstreute Körper eines anderen Gestirns scheinen sie vom Himmel gefallen hier und dort nach dem Willen des Schicksals aufzutreten. Wo sie sich zeigen, fällt alles Licht auf sie allein, die anderen stehen im Schatten. Verwandt unter einander wie die Glieder einer unsichtbaren aristokratischen Familie stehen sie dicht zusammen in einer leuchtenden Wolke vor unsern Augen; die Jahrhunderte, die Nationalität trennt sie nicht, Rafael und Phidias reichen sich die Hände, Friedrich der Große steht uns nicht näher als Cäsar, Plato und Homer uns nicht ferner als Goethe und Shakspeare. Eine irdische Unsterblichkeit läßt sie wie lebende erscheinen, unwillkürlich legen wir alles, was bedeutendes geschieht, vor ihre Füße und fragen nach ihrem Urtheil. Fremd auf Erden und dennoch einzig berechtigt, sie zu bewohnen, glücklicher als die Glücklichsten und unglücklicher dennoch als die Geringsten von uns, die wir nicht wie sie das Vollkommene ahnen, und nicht wie sie deshalb den Jammer fühlen, durch eine ungeheure Kluft von ihm geschieden zu sein, über die keine Brücke führt und keine Flügel tragen. Einige gab es, die ein früher Tod vor den Jahren fortnahm, wo die Qual der einsamen Arbeit beginnt. die Meisten aber lernten in einem weithingestreckten Alter die Schmerzen kennen, die sie nur allein erfahren und begreifen konnten. Ich nenne Rafael und Michelangelo.

Sie stehen neben einander wie Achilles neben Hercules, wie die kraftvolle Schönheit, die alles überstrahlt, neben der düstern Gewalt, die alles überwindet, wie ein kurzer, sonniger Frühling neben einem langen Jahre, das im Sturme beginnt und unter Stürmen aufhört. Rafael's Werke sind wie goldene Aepfel, die an einer ewigen Sonne reiften; keine Mühe

sieht man ihnen an, arbeitslos scheint er sie hingeworfen zu haben, und selbst wo er das Verderben und das Furchtbare darstellt, tragen seine Bilder eine klare Schönheit in sich, belasten niemals das Gemüth, das in Bewunderung versunken ist. Michelangelo's Gestalten aber wissen nichts von jenen lichten Regionen; unter einem wolkenschweren Himmel scheinen sie zu wandeln, in Höhlen scheinen sie zu wohnen und ihr Schicksal jede fortzurollen wie eine Felsenlast, die alle Muskeln bis auf's höchste anspannt. Ernste, trübe Gedanken durchziehen ihre Stirn, es ist als verschmähten sie in ihrer Hoheit das lächelnde Dasein, in das Rafael die seinigen hinaussandte. Bei jedem Schritte scheinen sie sich zu erinnern, daß die Erde unter ihren Füßen eine eiserne Kugel sei, an die sie gefesselt sind, und unsichtbar schleppen sie die Ketten nach, mit denen sie die Gottheit an ein düstres Schicksal schmiedete.

Keines Künstlers Leben ist auch nur von ferne dem des Rafael an Glück zu vergleichen. Keine Kämpfe gegen Noth und Feindschaft bedrängten seine Jugend. Als Kind, was wir so nennen, erregte er die größten Hoffnungen, schrittweise erfüllte und übertraf er sie, und bald in einem Umfange, den Niemand ahnen konnte. Wer hatte geglaubt, daß das der Kunst zu erreichen möglich wäre? Als Francesco Francia zum erstenmale eines seiner Bilder sah, legte er den Pinsel nieder und starb vor Gram, daß er nun nichts mehr zu erreichen habe. Rasch entwuchs der Jüngling seinen Meistern; von Gemälde zu Gemälde verfolgen wir die größere Entfaltung seines Genius. Zuerst sind seine Bilder kaum von denen Perugino's zu unterscheiden, bald ist es nur noch Michel Angelo, dessen Uebermacht ihn reizte. Sie kannten sich, sie ehrten sich, aber sie liebten sich nicht. Es war unmöglich; jeder war dem andern zu gewaltig in seinem Geiste. Doch es ward keine ausgesprochene Rivalität, es wäre vielleicht eine geworden. Rafael verfiel dem Tode in der Blüthe seines Lebens. Keine Abnahme seiner Kraft, kein Stehenbleiben, keine Manier, auch nicht die leiseste, ist bei ihm wahrzunehmen, wie sie bei Michelangelo hervortritt, der die Welt in eigenthümlicher Weise grandios erblickte und darstellt. Der menschliche Körper war seinen Händen vertraut; die unmerklichsten Wendungen wußte er zu unterscheiden, Schönheit in jeden Nerv zu legen, der sich anspannte oder erschlaffend nachließ. Rafael's Gestalten erschöpfen die Möglichkeit menschlicher Bewegung, wie die Bildsäulen der Griechen die der menschlichen Ruhe, wie die Gedichte Shakspeare's die der menschlichen Leidenschaft, Göthe's Gedichte die der liebenden Betrachtung erschöpfen. Seine Werke sind ganz vollendet. Das scheinbar Fehlerhafte wird zu einer Eigenthümlichkeit, wie die Abweichungen der Natur nicht gegen ihre Gesetze verstoßen. Sehen wir sie an, so steht unsere Sehnsucht still und verlangt nichts mehr. Wir wollen nur sehn, die Gedanken verschwinden, die Forderungen der Phantasie verstummen und sind befriedigt. Kein Gedanke daran, daß er für Andere malte, daß er Gold und Ruhm im Sinne hatte, sein eignes Glück scheint er gesucht zu haben, indem er arbeitete. Die Göttin der Schönheit bot ihm ihre Lippen und er küßte sie, ihren Nacken, den er umarmte, was lag ihm daran, ob es gesehen ward oder nicht? — er stand nicht auf dem Theater seiner Geliebten gegenüber und begeisterte sich, um Andere zum Beifall zu begeistern. Er genoß das Leben und malte. Seine Bilder zeigen ein Studium, das heute unerhört ist; aber es scheint ihm nur ein Genuß gewesen zu sein. Es entzückte ihn, eine schöne Gestalt drei- viermal zu wiederholen, ehe er sie malte, die Lage eines Körpers immer anders und anders darzustellen, ehe er sie definitiv zu seinen Bildern benutzte. Es quoll ihm aus den Fingern, es war keine Arbeit, wie einem Rosenbusche das Blühen keine Mühe macht, was er angriff, verwandelte sich in Schönheit. Mitten in ihr knickte sein Leben. Es entblätterte sich nicht langsam. Plötzlich war er nicht mehr da, er ging unter wie eine blühende Stadt, die in's Meer versinkt mit all ihrem Reichthum.

Ein Zauber umgab ihn und erfüllte die, denen er begegnete. Alle empfanden es, die mit ihm zusammen waren. Wo er arbeitete, verstummten Neid und Eifersucht zwischen den Künstlern, alle wurden einig und ordneten sich ihm unter, alle liebten ihn. Wenn er zum Vatican ging, umgaben ihn mehr als ihrer fünfzig, von ihnen begleitet stieg er die Stufen des Palastes hinan. Er, vielleicht jünger als die meisten von ihnen, schöner, vornehmer als sie alle. Und dennoch haben wir kein sicheres Bild von ihm. Aber wer kennte ihn nicht? Wem wäre er fremd? Wenn ich vor seinen Bildern stehe glaube ich ihn besser zu kennen als seine besten Freunde, die mit ihm waren. Und so dachten Millionen von Menschen seit der Zeit, daß er gestorben ist, wenn sie vor seine Werke traten. Das ist der begeisternde Reiz des Ruhmes, von Allen gekannt, von Allen geliebt zu sein. Ruhm ist etwas anderes als Lob und sichtbare Ehre. Berühmt sind diejenigen nicht, von deren Verdiensten nur gesprochen und geschrieben wird, sondern die, von denen die Leute wissen, wer sie sind, die sie kennen, von denen sie schweigend fühlen, wie groß sie sind und wie unentbehrlich ihre Thaten.

Dieses Ruhmes genoß Rafael wie kein Sterblicher vielleicht vor ihm und nach ihm.

Alexander ließe sich ihm vergleichen, der so jung wie er und so glänzend eine ungeheure Laufbahn durcheilte und so in seiner Blüthe endete. Byron's Berühmtheit leuchtet mit trübem Lichte neben der seinigen. Auch er war in jungen Jahren der größte Dichter seines Volkes, und die andern huldigten seiner Uebermacht. Aber gefangen genommen von den Kreisen, deren Weihrauch er verachtete und dennoch einschlürfte, kränkelte er von Anfang an und fiel seinem doppelten Leben zum Opfer, dem er sich nicht zu entwinden vermocht hat. Alexander war ein königlicher Jüngling, die Sphäre beengte ihn nicht, in der er geboren war, Rafael ein Künstler und niemals etwas anderes als das. Er soll nach dem Cardinalshute gestrebt haben. Wir haben nicht von dem zu reden, was er hätte thun können, wohin er sich vielleicht gewandt hätte im Laufe des Lebens, sondern nur von dem, was er wirklich gethan hat, so lange er lebte. Wie er dahinschritt vom Beginn bis zu seinem Ende, erfüllte er das Ideal einer Künstlerlaufbahn, und selbst seine Eifersucht auf Michelangelo darf seinen Ruhm nicht schmälern, sondern erhöht ihn. Wer so hoch steht, muß das Verlangen tragen, der erste zu sein von allen und keinen über sich zu dulden.

Was wir über das Verhältnis beider Künstler wissen, ist nicht klar und von zweifelhaftem Werthe. Aussprüche großer Männer über ihres Gleichen, auch wo sie scharf lauten, haben nicht die Bedeutung der bösen Worte, mit denen mittelmäßige Naturen sich den Rang streitig machen. Wenn Michelangelo einmal im Zorn ausrief, was Rafael von der Architektur wisse, das wisse er durch ihn, so wollte er Rafael dadurch nicht kleiner und sich nicht größer machen. Goethe hätte ebenso vielleicht von Schiller sagen können: was er geworden ist, das ist er durch mich geworden, Aeschylos dasselbe von Sophokles, Corneille von Racine. Allgemein betrachtet eine Unwahrheit, wären diese Worte im Momente und unter besondern Umständen berechtigt gewesen, und diejenigen hätten sie auch richtig aufgenommen, für die allein sie gesprochen wurden, die vom Geiste der augenblicklichen Stimmung erfüllt den Gedanken als wahr erfaßten, dem sie zum Ausdruck dienen sollten.

Es gibt kein erhabeneres, kein rührenderes Lob als die Art, wie Vasari, Michelangelo's Freund und Schüler, Rafael's Oberherrschaft über alle Künstler nicht seiner Meisterschaft und der Klugheit seines liebenswürdigen Benehmens zumeist, sondern dem Genius seiner schönen Natur zuschreibt. Alle Maler, nicht nur die geringen, auch die größten, welche auf ihren eigenen Ruhm bedacht waren, arbeiteten unter ihm in unerhörter Eintracht. Zwistigkeiten und böse Gedanken fielen todt zu Boden. Bedurfte er der Hülfe eines Künstlers, so ließ dieser augenblicklich seine eigene Arbeit stehn und eilte zu ihm. Wie ein Fürst lebte er. Alle folgten ihm nach, um ihn zu ehren. Und der Papst, der ihn wie einen Freund empfing, kannte keine Grenzen der Freigebigkeit ihm gegenüber. Das aber verführte seine Bescheidenheit nicht. Niemand wirft ihm vor, daß er Schätze gesammelt habe. Mit welch natürlicher Grazie ordnet er sich dem Fra Giocendo unter, einem alten gelehrten Mönche, den ihm der Papst zur Seite gegeben hatte als er ihm die oberste Leitung des Baues von Sanct Peter übertrug. Der Brief an seinen Oheim Simone Ciarla, gegen welchen er sich darüber ausspricht, klingt wie der Ausdruck des bescheidensten Jünglings. Er hofft von ihm zu lernen, schreibt er, und immer vollkommener in seiner Kunst zu werden. So schreibt er 1514 als er in seinem einunddreißigsten Jahre stand.

1483 ist Rafael in Urbino geboren. Sein Vater war Giovanni Santi, pittore non molto eccellente, sein erster Lehrer Pietro in Perugia, che era cortese molto ed amator de' begl' ingegni. Die Kunde von den großartigen Cartons des Leonardo da Vinci und Michelangelo lockten ihn nach Florenz, wo er bis zum Tode seines Vaters blieb. Seine Mutter bedurfte seiner jetzt, er kehrte nach Urbino zurück, und ordnete dort die häuslichen Angelegenheiten. Immer malte er, in Urbino, in Perugia wieder, wie vor seinem Aufenthalte zu Florenz in Ciritella und Siena; Vasari zählt schon eine Menge selbständiger Arbeiten auf. Wiederum begibt er sich nach Florenz und von dort endlich nach Rom. Dies geschah als er fünfundzwanzig Jahr alt war. In Rom ist er gestorben.

Welch ein geringer Umkreis örtlicher Entfernungen. Urbino, Siena, Florenz, Rom, nach Passavant setzen wir auch Bologna dazu, eins liegt so nahe bei dem andern, man könnte sagen, Rafael sei niemals von der Stelle gekommen. Michelangelo's Reisen wären eben so beschränkt geblieben, hätte ihn nicht seine Flucht zweimal bis nach Venedig verschlagen. Damals aber lag der Schwerpunkt der Welt in Italien und der Italiens in Rom. Es waren die Zeiten, wo die Päpste als souveraine Herren die Welt beherrschten.

Am liebsten lese ich über Rafael, nach Vasari's Leben, was Rumohr in den italienischen Forschungen über ihn schreibt. Rumohr's Stil ist vielleicht die reinste Nachahmung der Goethe'schen Weise, die Dinge mitzutheilen, wie er in seinem Alter zu thun pflegte. Nennen wir Goethe's Stil behaglich, so könnte man den Rumohr's bequem nennen. Er schreibt als spräche er und er spricht mit der gemessenen Breite eines Mannes, der das richtige

mit Ruhe hinstellt. Da er aber in Kreisen lebte, in denen, das Unrichtige vorzubringen, für geschmacklos gilt, so trägt seine Art, zu denken und sich auszudrücken, einen Stempel der Vornehmheit im besten Sinne. Es ist in deutscher Sprache wenig über Kunst geschrieben worden, das mit seinen Schriften gleichen Rang hätte. Passavant widerspricht ihm und den andern Männern oft, welche Rafael's Leben zum Gegenstande ihrer Studien gemacht haben. Im Ganzen betreffen die streitigen Punkte aber nur Nebendinge, deren Entscheidung auf das Leben des Künstlers kein eigenthümliches Licht wirft. Der Herausgeber der Künstlerbriefe hat in der Einleitung und den Erklärungen alles gegeben, was für den theilnehmenden Leser von Wichtigkeit ist. Es sind nicht allzuviel Briefe vorhanden. Stil und Inhalt haben stets etwas klares, liebenswürdiges, das man auch dann in ihnen entdecken würde, wenn man gar nicht wüßte, wer sie geschrieben hat. Dennoch darf ich eine Bemerkung hier nicht ungesagt lassen, welche dem ganzen Buche gilt.

All diese Briefe sind nichts, was zu unserer Vorstellung von dem Wesen der Künstler unbedingt nothwendig ist: höchst bedeutende Nebenquellen zur Kenntnis der Männer, allein nicht mehr. Deshalb, indem an die verschiedenen Briefe allerlei Nachrichten und Bemerkungen angereiht werden und wir so den Künstler im Leben weiter begleiten, sind diese Schriftstücke dennoch keine Angelpunkte, welche in sich Denkmäler der Entwicklung bilden, wie die Gemälde oder die Ereignisse geistiger und politischer Natur, unter deren Einfluß das Leben seine Richtung verändert. Der Zweck des Buches war, nur die Briefe zu geben und sie zu commentiren, dies ist auf ausgezeichnete Weise geschehen. Für diejenigen aber, denen die gesammte Thätigkeit und das Leben der Maler durch dieses Buch vielleicht zum erstenmale vor Augen gestellt wird, kann dadurch die Idee entstehn, als wären die Briefe Hauptsachen, was sie nicht sind. Heutzutage mögen freilich die zwischen Goethe und Lotte gewechselten Briefe bekannter sein als der Werther selbst, überhaupt die Correspondenzen Schiller's und Goethe's mehr gelesen werden als ihre Werke. Dies ist eine falsche Richtung. Wer ein einziges von Rafael's Gemälden mit hingebendem Verständnisse betrachtet, erfährt mehr dadurch von ihm, als er aus all seinen Briefen herauslesen kann. Mit diesen Bemerkungen weise ich nur auf eine Seltsamkeit unserer Zeit hin, welche mit Vorliebe die wichtigen Nebendinge hervorsucht und über ihrer Betrachtung oft die Begeisterung für das Ganze zur Nebensache werden läßt.

Der erste von Rafael's Briefen ist aus dem Jahre 1508, von Florenz datirt und ohne bedeutenden Inhalt, der zweite aus demselben Jahre nur wenig Reihen lang an Domenico de Paris Alfani gerichtet. Ich bitte Euch, Menecho, schreibt er, schickt mir doch die Liebeslieder des Riciardo, die von jener Leidenschaft handeln, die ihn einst auf einer Reise befallen hat. Außerdem verlangt er eine Predigt, er solle den Cesarino erinnern, sie ihm zu senden, und von Madonna Atalanta möge er das Geld für ihn erbitten, am liebsten Gold. Liebeslieder, eine Predigt und Gold, — es ist als läge in den wenigen Zeilen das ganze Jahrhundert.

Der folgende Brief, ebenfalls von 1508, ist in Rom geschrieben. Bramante, der mit Rafael verwandt war, hatte seine Berufung dahin durchgesetzt. Der Papst ließ ihn kommen, damit er im Vatican male. Michelangelo traf er dort an. Er hatte ihn bis jetzt nur sehr selten in Florenz gesehn. Er dankt in diesem Schreiben dem Francesco Francia für sein übersandtes Bildniß und entschuldigt sich, das eigene als Erwiederung des Geschenkes der Verabredung gemäß nicht ebenfalls gemalt zu haben. Passavant glaubt, Rafael habe den berühmten alten Meister bereits persönlich in Bologna aufgesucht. Wie er ihn seiner Liebe versichert, wie er ihn lobt und endlich ihn tröstet, zeigt ein reizend jugendliches Gemüth. Wie Francia gegen ihn gesinnt war, gibt ein Sonett zu erkennen, das mitgetheilt ist, und worin er Rafael die höchste Stelle in der Kunst zuertheilt, während er selbst bescheiden in den Hintergrund zurücktritt.

Es folgt ein Brief an Simon Ciarla, 1514 geschrieben, worin er vom Heirathen redet und sich auf derartige Vorschläge nicht einlassen will. Er behandelt diese Angelegenheit ganz geschäftsmäßig und demnach nicht ohne die graciöse Leichtigkeit, mit der er stets das große wie das geringste angreift. Von diesen Dingen geht er auf den Bau der Peterskirche über und bricht in ein begeistertes Lob des Lebens in Rom aus. Tagtäglich, schließt er, lasse der Papst ihn zu sich rufen und unterhalte sich mit ihm über den Bau. Es sei der erste Tempel der Welt. Er werde eine Million in Golde kosten, und der Papst habe keinen andern Gedanken als seine Vollendung.

Rafael wollte unverheirathet bleiben. Er sagt in seinem Briefe, er habe in Rom ganz andere Partien ausgeschlagen als man ihm anbiete. Er wolle keine Frau, er würde niemals mit einer Frau dahin gekommen sein, wo er jetzt stände, und täglich danke er Gott dafür, so weise gehandelt zu haben.

Trotz diesen Gründen war er später nicht in der Lage, die Hand der jungen Maria di Bibiena, Nichte des Cardinals gleichen Namens auszuschlagen. Der Antrag war ebenso vortheilhaft als ehrenvoll für ihn. Sein Tod und der Maria's ereigneten sich fast zu derselben Zeit,

beider Leichensteine stehen nebeneinander und ihre Inschriften besagen, daß Maria und Rafael als Verlobte gestorben sind.

Er starb demnach ohne in die Ehe getreten zu sein. Auch Michelangelo, sowie Leonardo da Vinci und Titian starben unverheirathet. Dr. Guhl hat daran Betrachtungen geknüpft, ob es überhaupt für Künstler gerathen sei, sich in dieser Weise die Freiheit zu nehmen, und scheint das Leben jener vier Männer in gewissem Sinne als ein Beispiel aufzustellen. Ich kann dem nicht beipflichten. Nur zufällig scheint in diesem Punkte ihr Schicksal zusammenzutreffen. Es ist bekannt, wie man damals in Italien heirathete, und überhaupt, in welchem Verhältnisse die Frauen zu den Männern standen. Benvenuto Cellini's Leben kann für Jedermann als die nächste Quelle dienen, eine Ansicht darüber zu gewinnen. Es herrschte die uneingeschränkteste Freiheit. Titian hatte Kinder, welche er glänzend ausstattete, von Michelangelo und Leonardo da Vinci ist nirgends gesagt, daß sie die Frauen haßten. Legitime Verbindung durch die Kirche und vor dem Gesetz war damals nicht die Bedingung, an welche sich die Gunst schöner Frauen knüpfte. Es war kein Vorwurf, ein uneheliches Kind zu sein. Wäre Michelangelo der Vittoria Colonna in jüngeren Jahren begegnet, wäre an eine Heirath zwischen beiden überhaupt nur zu denken gewesen, er hätte die Ehe sicher nicht für ein Hinderniß seiner Künstlerlaufbahn angesehen. Ueberall und so auch bei Künstlern ist es ein trauriger Anblick, wenn Frau und Kinder die freie Arbeit zur drückenden Last machen, allein allen Beispielen dieser Art ließen sich ebenso viel gegenüberstellen, wo eine glückliche Ehe der reinste Antrieb zur Arbeit und wahrer Entwickelung ward.

Rafael liebte die Frauen. Vasari erzählt, wie ihn einst die Liebe von aller Arbeit abzog, und seine Freunde zuletzt keinen andern Rath wußten, als daß sie die schöne Frau zu ihm auf's Malergerüst brachten, wo sie nun den ganzen Tag bei ihm saß, und er sie arbeitend nicht entbehrte. In Arnim's Novelle: „Rafael und seine Nachbarinnen" ist des Künstlers Leben in den Armen der Schönheit geschildert. Sorglos und die Phantasie voll hoher Gedanken gab er sich ihnen hin, ohne Beständigkeit einem anmuthigen Gesetze der Trägheit folgend, bis ihn zuletzt das Leben aufrieb, das er führte.

Er muß es geahnt haben; er suchte sich loszureißen, aber bei der Arbeit ließen ihm die Gedanken keine Ruhe. Eins der drei Sonette, welche von seiner Hand auf die Rückseite einiger Studienblätter geschrieben wurden und uns so erhalten sind, gibt uns die unmittelbarste Anschauung seiner Seele, deren Leidenschaft er zu überwinden suchte. Er scheint das Gedicht hingeschrieben zu haben, um die Gedanken los zu werden, die ihn lockend umschwebten, man fühlt seinen Kampf und wie auf die Länge Widerstand unmöglich war.

O Liebe, dein Gefangener muß ich werden!
Zwei glüh'nde Augen sind es, die ich seh',
Die rothen Rosen und den weißen Schnee,
Den schönen Mund, die reizenden Geberden!

Ach, alle Ströme und die tiefe See,
Kann diese Gluth nicht löschen, die ich fühle,
Ich aber will, daß sie mein Herz durchwühle,
Es thut mir wohl, daß ich in ihr vergeh.

O, deine weißen Arme fühl' ich noch
Um meinen Hals gelegt als sanftes Joch,
Ich riß' mich los, es war, als sollt' ich sterben!

Nun aber sag' ich mir: so viele tranken
Im süßesten Genusse das Verderben,
Und ihr seid Schuld, rebellische Gedanken. —

Wie schön, daß er nicht die Frau anklagt, die ihn an sich zieht, sondern seine widerspenstigen Gedanken, die gegen seinen Willen zu ihr eilen. Die letzte Reihe schreibt er: E però taccio a te ipsensir rivolti, ich lese: E però taccio gli pensier rivolti.

Der nächste Brief ist an den Grafen Castiglione gerichtet. In ihm spricht er sich über das Ideal aus. Er erklärt es auf die einfachste Weise. Was diejenigen nicht verstehen, denen die Ahnung eines schöpferischen Geistes fehlt, daß das Ideal nichts allgemeines, abstractes, verschwimmendes sei, das sich durch Fortnehmen des Individuellen gleichsam als ein Esprit aus den Dingen ziehen lasse, sondern daß es eine neue, von einem bestimmten Geiste erschaffene Gestalt der Dinge sei, die über allem schwebt, was wir die Natur nennen, sich dem aber nur offenbart, der die Gabe empfängt, sie zu sehen, jeder anders, jeder eigenthümlich: das erklärt jetzt Rafael, und er thut es in so trivialen Worten, daß man fühlt, er spreche von etwas ganz gewöhnlichem, alltäglichem.

Wegen der Galatea, schreibt er, würde ich mich für einen großen Meister halten, wäre auch nur die Hälfte der großen Dinge daran, die Ew. Herrlichkeit mir schreibt. Ich erkenne jedoch in Euren Worten die Liebe, die Ihr zu mir heget. Uebrigens muß ich Euch sagen, daß ich, um eine schöne Frauengestalt zu malen, deren mehrere sehen müßte, und zwar unter der Bedingung, daß Ew. Herrlichkeit neben mir stände, um das Allerschönste auszuwählen. Da nun aber ein richtiges Urtheil ebenso selten ist, als es schöne Frauen sind, so bediene ich mich einer gewissen Idee, die in meinem Geiste entsteht. Ob diese einige künstlerische Vortrefflichkeit besitzt, weiß ich nicht, bemühe mich aber, sie zu erreichen, und damit empfehle ich mich Ew. Herrlichkeit.

Der Graf Baldassare Castiglione war einer der glänzendsten und gefeiertsten Männer seiner

Zeit, ausgezeichnet durch Geist und feinen Geschmack. Dieser Brief datirt aus demselben Jahre, in welchem Rafael vom Papste definitiv zum Leiter des Baues von Sanct Peter ernannt ward, und zwar mit einem Gehalte von jährlich dreihundert Goldscudi. Nach Bramante's Tode hatte zuerst ein alter florentiner Architekt diese Stellung erhalten, der jedoch seiner schwächlichen Gesundheit wegen bald in seine Vaterstadt zurückkehrte. Rafael übernahm den Bau im übelsten Zustande; er veränderte ihn von Grund aus, indem er Bramante's Plan umstieß, zu welchem aber in späteren Jahren Michelangelo wieder zurückkehrte.

Zu gleicher Zeit mit der Bestallung Rafael's erschien ein Breve des Papstes, wodurch er den Römern bekannt macht, es dürfe kein zum Bau von St. Peter irgend tauglicher Stein behauen werden, es sei denn, daß Rafael seine Einwilligung gegeben habe. Bei einer Strafe von 100 — 300 Goldscudi, nach Rafael's eigenem Ermessen anzusetzen, werden sämmtliche Steinmetzen der Stadt angehalten, diesem Befehle nachzukommen. Hierdurch ward er in den Stand gesetzt, die Ausgrabungen zu controlliren und viele Monumente der alten Kunst zu retten. Damals war die Zeit, wo man die meisten der herrlichen Statuen des Alterthums, welche jetzt in den Museen von Rom bewundert werden, einzeln hier und dort entdeckte.

Nach vier Jahren legt der Künstler seinem Herrn Rechnung ab über seine Thätigkeit als Conservator der Stadt Rom, und das Schreiben in seiner ruhigen klaren Darstellung darf als ein Muster für solche Berichte angesehen werden. Es beginnt damit, die Superiorität der alten Römer anzuerkennen, (von griechischer Kunst wußte man damals noch nichts,) denen viele Dinge sehr leicht wurden, welche wir zu den Unmöglichkeiten rechnen. Er berichtet, wie er die Stadt in jeder Hinsicht durchforscht und die alten Autoren studirt habe und wie es ihn dann mit dem größten Schmerze erfüllte, den Leichnam seiner edlen Vaterstadt, einst der Königin der Welt, so jämmerlich zerrissen zu sehen.

Er spricht nun von denen, welche an dem Werke ihrer Zerstörung sich betheiligten und verschweigt nicht, daß die Päpste selber herrliche Gebäude dem Untergange preisgaben, daß nun aber Leo X. berufen sei, dies wieder gut zu machen.

Er beschreibt darauf, in welcher Weise er einen Plan des alten und des neuen Roms aufgenommen habe, urtheilt über die einzelnen Gebäude, dann im Ganzen über die Baukunst der alten Römer und ihre Fortbildung bis auf die eigne Zeit, und schließt mit einer Darstellung der technisch-geometrischen Hülfsmittel, deren man sich bediente.

Der ganze Brief theilt sich auf das durchsichtigste in seine einzelnen Partien und enthält neben der Entwicklung praktischer Gesichtspunkte die edelste Begeisterung für die Kunst der alten Römer. Unwillkürlich stellt man sich Rafael zur Seite und folgt ihm von Linie zu Linie, als wären diese Dinge die dringendste Angelegenheit des Tages, und die Jahrhunderte noch nicht darüber hinweggegangen. Man fühlt, mit welcher Frische er alles in die Hand nahm und wie leicht ihm die Dinge wurden, die er unternahm. Während ein solcher Auftrag zu den Nebenbeschäftigungen gehört, zu denen er sich hergab, während selbst die Leitung des Baues der ungeheuren Kirche zurücktritt vor der Wichtigkeit seiner Gemälde, von denen eines dem andern folgte und jedes eine neue ungeahnte Offenbarung seiner Seele war, hatte er Zeit für seine Freunde und für die Frauen übrig, die er liebte; er suchte nicht die Einsamkeit wie Michelangelo, er breitete die Arme weit aus und zog die Welt an sein Herz, die er liebte. Und mit dieser Kraft verbunden so große jugendliche Schönheit! Als er starb, war kein Künstler in Rom, der nicht weinend seiner Leiche folgte, und der Papst selber, als er Nachricht von seinem Tode erhielt, brach in bittere Thränen aus.

O felice e beata anima, ruft Vasari aus, nachdem er beschrieben, mit welcher Würde und Feierlichkeit sein Begräbnis begangen ward, wer spräche nicht gern von dir, um dich und deine Werke zu preisen? Wohl konnte die Malerkunst, der solch ein Künstler starb, sich selbst in's Grab legen, denn blind blieb sie auf Erden zurück, da er seine Augen schloß. Wir, die wir nach ihm leben, ahmen sein gutes, sein bestes Beispiel nach, das er uns hinterlassen hat, und, wie es seine Kunst verdient und es unsere Pflicht ist, wollen wir fort und fort von ihm mit tausendfacher Ehre reden. Denn die Kunst, das Colorit, die Composition brachte er zur Vollendung, keiner konnte ahnen, wie weit er gehen würde, keiner wird größeres als er zu erreichen hoffen.

Während Vasari so schreibt, scheint er im Momente Michelangelo ganz vergessen zu haben. Immer stellt er diesen als den größten Meister hin, und mit ihm dachten viele seiner Zeitgenossen, welche ihm Rafael unterordneten. Aber es ist, als ob der Gedanke an den Tod dieses wunderbaren Geistes selbst die Erinnerung an Michelangelo verlöscht habe, der nach Rafael's Verschwinden noch lange Jahre einsam und ohne Nebenbuhler fortarbeitend, durch seine gewaltigen Werke den Verfall der Kunst aufhielt, welcher nach ihm sogleich hereinbrach. Er war in Florenz als Rafael starb. Aus dem, was wir mehr durch Andeutungen als directe Aeußerungen empfangen, geht hervor, daß sich beide Männer gegenüberstanden. Einer bedurfte des andern nicht, sie

suchten sich zu überbieten und den Rang streitig zu machen. Dies ist so naturgemäß, als wir es natürlich finden, wenn wir in alten Gedichten lesen, daß zwei Helden, die sich begegnen, miteinander zu kämpfen beginnen, bis sich herausstellt, wer den andern besiegen konnte. Aber wenn zwei Adler um die Wette der Sonne entgegenfliegen, so sind sie darum keine Feinde, und das Gefühl zwischen ihnen ist nicht der Neid, der geringere Kräfte auseinander hält. Sie fühlen ihre Stärke, und jeder will der erste sein, Bescheidenheit wäre unerträglich. Beide stellten die Kunst der Alten weit über die ihrige, wie Goethe Shakspeare himmelhoch über sich stellte, aber unter den Lebenden litt es keiner, daß ein anderer ihm den Rang streitig machte. Das ist es, was Schiller und Goethe so lange Jahre bei nächster Nähe auseinanderhielt und ihrer Correspondenz die seltsame Beimischung gibt, welche diejenigen Kälte nennen, die den Dingen gleich einen Namen geben müssen. Jeder erkannte die Größe des andern an, keiner aber stieg von seiner Höhe herunter. Eins jedoch darf uns am allerwenigsten als Maßstab ihrer Gesinnung gegeneinander dienen, der Streit ihrer Anhänger und der Haß, mit dem sie sich verfolgten. Parteien hassen sich immer, wie ganze Völker sich hassen, während ihre Herrscher mit ruhiger Achtung jeder seinen Standpunkt vertheidigt. Wo sich Männer wie Rafael und Michelangelo gegenüberstehen, bedarf es gar nicht der Ueberlieferung einzelner Vorfälle und Aeußerungen. Man betrachte sie beide, man erwäge ihre Kunst, man stelle sich vor, was Rom damals war, das Centrum der Politik und der schönen Künste, man nehme Päpste, wie Julius und Leo, und das persönliche gegenseitige Verhältniß ergibt sich von selbst, es ließe sich poetisch construiren, wie sich die Scenen eines Dramas in der Phantasie aufbauen, sobald die Charaktere großartig und frei von der Kleinheit enger Verhältnisse in voller Kraft einander entgegentreten. Die Feindschaft gewöhnlicher Art, eine Frucht gegenseitigen Verkennens aus Beschränktheit oder weil man die Augen absichtlich mit den Händen zuhält und obendrein eines Gefühls der Schwäche auf beiden Seiten, konnte zwischen ihnen keinen Raum finden. Michelangelo soll gesagt haben, Rafael besitze nichts durch sein Genie, Alles durch Arbeit. Damit soll er ihn herabgesetzt haben, Michelangelo, der wohl wußte, was das Wort Arbeit zu bedeuten hat! Meinem Gefühl nach ist dieser Ausspruch ein so großes Lob, daß ich nicht weiß, wie gerade Er sich hätte fassen sollen, um noch deutlicher zu sagen, daß er seinen jugendlichen Genossen verstand, bewunderte und ehrte.

Rafael's allesüberfliegende Liebenswürdigkeit, durch welche er, wie Vasari sagt, den Künstlern ein Beispiel gab, wie sie sich gegen Große, Mittlere und Geringe zu benehmen hätten, war Michelangelo's Element nicht. Er schwebte nicht, wie vom Gewölke getragen, über die Gebirge des Lebens fort, er packte die Steine an, schleuderte sie zur Seite und bahnte sich so seine Straße hinüber. Er gab barsche, harte Antworten und kehrte sich an Niemand. Als ihn der Papst Julius zur Vollendung eines seiner Werke drängte und durchaus wissen wollte, wann er fertig damit würde, antwortete er, wenn ich kann, quando potrò. Der Papst aufbrausend in jähzorniger Heftigkeit erhob einen Stock gegen den Künstler und indem er die Worte quando potrò, quando potrò wiederholte, schlug er ihn. So standen diese beiden zusammen. Die Sache ward ausgeglichen. Sie kannten sich zu gut, um sich zu trennen, sie geriethen hart aneinander, dies war nicht das einzigemal, aber sie konnten sich nicht entbehren, und da jeder einen festen Grund hatte, auf dem er der ganzen Welt gegenüber sich stolz behauptete, führte sie stets wieder zusammen, was schwächere Naturen getrennt hätte.

Jeder, der sich groß und stark fühlt, liebt den Andern, den er darin als seinesgleichen anerkennt. Selbst die blutigste Fehde kann sie nicht von einander reißen. Unwillkürlich suchen sich ihre Blicke wieder und finden sich, denn jeder sucht den auf, dessen Wesen ein Maßstab seines eigenen ist, und die Sehnsucht, sich neben ihn zu stellen, überwindet alle Hindernisse. Nach diesem Gesetz zieht das Große das Große an, das Gemeine das Gemeine. Dies Gesetz bestimmt den Lebenslauf der Bettler und der Könige. Ohne es sind einige Verhältnisse gar nicht zu erklären. Voltaire und Friedrich hatten sich zur Genüge kennen gelernt. Der König wußte, daß Voltaire falsch, lügnerisch und viel mehr eitel auf den Zusammenhang mit ihm als ihm wahrhaft ergeben war. Dennoch schrieb er an ihn, schüttete ihm sein Herz aus und erwartete seine Antworten. Er fühlte, daß dieser Mann hoch genug stand, um ihn zu begreifen, und dies Gefühl ließ alles andere zur Nebensache zusammensinken. Liest man Michelangelo's Gedichte durch und sein Leben, wie es Vasari und Condivi beschrieben haben, so empfängt man den Eindruck eines Mannes, der völlig einsam einen ungeheueren Weg zurücklegte. Sieht man aber die Nachrichten über das Leben gleichzeitiger Künstler durch, dann gewahrt man, wie unermeßlich sein Einfluß auf alle war und wie die Strahlen der Kunst in ihm zusammenliefen. Ueberall ist seine Hand im Spiele, uneigennützig hilft er diesem und jenem bei der Arbeit, verhauene Marmorblöcke, welche von andern verdorben unbenutzt dalagen, reizen ihn zum Versuch, was sich aus ihnen gestalten ließe; mitten unter den Befestigungsarbeiten seiner Vaterstadt meißelt er in den Stein einer Mauer die fliegende

Victoria. Es liegt ihm nur an der Arbeit, gleichgültig, was daraus werde. Seine aufbrausende Natur geht stets mit ihm durch, ebenso oft kehrt sie zurück, und die Art, wie dies geschieht, ist doppelt rührend und ergreifend. Niemand kann darüber im Zweifel sein, ob das Herz dieses harten Mannes hart und unfreundlich, oder milde und von edler Liebe zur Menschheit erfüllt war. Wenn ich las, wie Bethoven die Menschen liebte und ihnen dennoch auswich, fiel mir des großen Florentiners zurückgezogenes Wesen ein, während Mozart's geselliger Umgang mit allen, die ihm begegneten, an Rafael erinnert. Wie verschieden aber dieser Beiden Lebenslauf! Wie zwei Schmetterlinge aus den Gärten der Hesperiden, wehte sie der Sturm des Lebens in die Welt hinein, in der sie zu Grunde gingen. Der eine aber, weil er in ein zu üppig blühendes Gefilde verschlagen ward, der andere, weil er über steinige Aecker hinflog, bis er ermattet zu Boden fiel.

Mozart's wie Rafael's Schöpfungen stehen fertig da, als wären sie so dem Boden entwachsen. An ihnen ist nichts zu ändern, keine Arbeit an ihnen sichtbar; sie existiren; ihr einziger Zweck ist, die Lücke auszufüllen, die unausfüllbar entstehen würde, wenn sie fehlten. Sie lassen sich von allen Seiten betrachten. Man geht um sie herum wie um eine blühende Aloë. Auch Shakspeare's Dichtungen sind so geartet. Aber indem sie so vollkommen und abgeschlossen sind, fehlt ihnen eins, eins, das Michelangelo's Werke besitzen, das Bethoven's Musik hat und das diese Männer zu uns in eine so menschliche Nähe bringt: sie geben Kunde von dem dämonischen Drange nach Gestaltung, der die Seele ihrer Urheber ängstigte, und der wahre Schöpfer ihrer Werke ist. Sie versenken uns nicht in sorgloses Entzücken, sondern den Kampf und den Sieg oder auch nur die Ahnung des Sieges bringen sie in unvergeßlichen Formen und in verklärendem Lichte dar. Betrachte ich Rafael's Madonna auf der Dresdener Gallerie, so scheint die ganze Welt sich aufzulösen in Nebel ringsum, und nur diese Gestalt besteht vor meinen Augen. Mit einem Worte: sie nimmt dem Geiste die Freiheit, sie reißt ihn an sich und schwingt sich auf mit ihm zu höheren Regionen. Wie anders der Eindruck, den ein Sculpturwerk von Michelangelo, ein unvollendetes, auf mich ausübt. Ich kenne es nur aus einem Gypsabgusse im neuen Museum. Das Original ist in Paris. Es stellt einen sterbenden Jüngling dar, eine von den Gestalten, welche das Grabmal des Papstes Julius umgeben sollten, wie es in der ersten Anlage intendirt und begonnen ward. Sie sollten die besiegten Provinzen des Reiches bedeuten. Der Körper steht aufrecht, ein unter der Brust herlaufendes Band hält ihn wie eine Fessel empor, ohne es sänke er auf den Boden nieder; der eine Arm will die Brust berühren, der andere liegt aufwärts über dem Haupte, das sich matt und mit dem Ausdrucke des Todes zur Seite neigt. Die göttlichste Zartheit der Jugend ist über die Gestalt ausgegossen. Ein sterbendes Lächeln umzuckt die Lippen, ein Ausdruck des tiefsten Jammers lastet auf den Augen. Man steht davor, und der Schmerz um die in Tod sich auflösende Schönheit durchdringt die Seele. Man fühlt sich freier, größer; man möchte zu Ende gehen wie er. Jede Linie fließt aus demselben Gefühle. Die schmalen Hüften, die kraftlosen Knie, die erschlaffenden Hände, die Augen, auf welche die Lider herabgesunken sind, vor denen die Welt verschwimmend schon auf- und abwogt, die bald ganz verschwinden wird: — dieses Werk zieht mich mächtig an das Herz eines Menschen, eines gewaltigen Künstlers, ich denke an Michelangelo, und die finstern Gewölke, unter denen er fortschritt, scheinen mir heimischer als die unendliche Klarheit, zu der mich Rafael mit Flügeln beschenkt. Uns Deutschen steht ein Künstler höher als alle seine Werke. Goethe ist größer als seine Dichtungen, Schiller selbst uns lieber, als was er geschrieben. Deshalb ist auch Hamlet für uns Shakspeare's größtes Werk, weil es am tiefsten seine eigene Seele enthüllt, während die andern nur Gestalten geben, die mir eben so nah sind als sie mir fern bleiben. Durch Hamlet versenkt man sich mit dem Dichter in die große Frage des Lebens und fühlt schaudernd die schmale Linie zwischen Klarheit und Wahnsinn, die die Straße der menschlichen Seele bildet. Es läßt uns nicht ruhen, es treibt uns zu eigenen Schritten vorwärts. Das thut auch Michelangelo, und ich folge ihm gern, so trübe Sterne seinem Pfade leuchten, statt mit Rafael im Lichte ruhevoll zu liegen, das alles verleiht, aber nichts den eigenen Gedanken zu erringen übrig läßt. —

(Schluß folgt).

Ungedruckte Briefe
von
Cramer, Gleim, Klopstock, Lavater, Ramler, Uz u. A.
an J. A. Ebert.

Zur Charakteristik ihres literarischen Verkehrs zusammengestellt
und erläutert

von Dr. Adolph Glaser.

Es könnte fast als ein gefährliches Wagniß erscheinen, wenn man in unseren Tagen die Veröffentlichung von Briefen unternimmt, deren Ursprung in den Zeitraum vor unserer classischen Periode zurückgeht. Diese Befürchtung verliert jedoch im vorliegenden Falle ihre Macht, denn der gebotene Stoff steht noch in unmittelbarster Verbindung mit den geistigen Bewegungen jener Epoche, in welcher der deutsche Geist das Joch fremder Herrschaft von sich warf, um selbständig seine eigne Macht und Größe zu offenbaren. „Das gesammte Material zu den Urkundensammlungen jener Zeit," heißt es im Morgenblatt bei Gelegenheit der Besprechung des Herder'schen Briefwechsels, — „ist fast unermeßlich. Zugleich tritt der Uebelstand ein, daß die einzelnen Sammlungen, wie das die Natur der Sache mit sich bringt, unvollständig sind, indem theils eine Briefwechselgruppe auf verschiedene andere hinweist, theils innerhalb einer und derselben Gruppe manche Stücke veröffentlicht sind, die ein Herausgeber nicht wiederholen mag, weil er nur Neues geben will. Auf diese Weise behält jeder Briefwechsel so zu sagen Verzahnungen, mit welchen er in andere Sammlungen eingreift." Alle diese Bemerkungen finden auch im vorliegenden Falle ihre Anwendung. Behält man jedoch die Ueberschätzung im Auge, welche der französischen Literatur am Hofe des großen Friedrich zu Theil wurde, und verfolgt dann die überall zur selben Zeit in Deutschland sich regenden Keime der Manifestation nationaler Selbständigkeit, so erscheint keine Zeile unbedeutend, die von den Vorkämpfern auf dem Felde der geistigen Siege herrührt, und der Einblick in eine Sammlung brieflicher Mittheilungen wie die vorliegende, läßt es als ein Unrecht und zugleich als Undank erscheinen, wenn solch ein kostbarer Schatz, der als die Hinterlassenschaft von Männern wie Gleim, Ramler, Klopstock, Hagedorn und Anderen, das geistige Eigenthum der ganzen Nation ist, vergraben bliebe, anstatt durch seine Veröffentlichung als wichtiges Glied zur Kenntniß vom Entwickelungsgange unserer Nationalliteratur nutzbar gemacht zu werden. Die von Joh. Arn. Ebert hinterlassenen Briefe befinden sich gegenwärtig im Besitze der Familie Vieweg in Braunschweig und bilden mit dem brieflichen Nachlaß von Joachim Heinrich Campe, dessen Veröffentlichung ebenfalls zu erwarten steht, eine reichhaltige Autographensammlung.

Das getreue Zusammenhalten der bedeutenden Kräfte machte zur damaligen Zeit, im Gegensatze zur Zersplitterung, wie sie in unseren Tagen herrscht, und dem absichtlichen Bemühen, die Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen, die Stärke des deutschen Geistes aus. Wenn sich auch zwischen den Anhängern Klopstock's und den Schweizern bereits ein literarischer Zwiespalt erhob, so waren sie doch Alle einig im Kampfe gegen den fremden französischen Einfluß, und wenn das kleine tapfere Häufchen, das fest und gedrängt stand, ohne Stütze von oben, sicher im Gefühl des gegenseitigen Werthes und im Bewußtsein der eigenen Kräfte, auch noch hin und wieder in den Mitteln sich vergriff, so dankt ihm Deutschland doch die Entfaltung jener freien Regungen, die in Lessing dann zur That und wirkenden Gestaltung kamen.

Die Briefe bedeutender Menschen aus jener Zeit sind aber auch an sich reich an wirklichen poetischen Schönheiten und tragen sämmtlich einen charakteristischen Zug reizender Unmittelbarkeit der Ausdrucksweise. Nicht als ob der Quell poetischer Begeisterung damals reichlicher geflossen wäre; die Anschauung war unbefangener und das Ringen nach äußerer Geltung schon deshalb nicht so überwiegend, weil das große Publicum wenig Notiz von den literarischen Bestrebungen nahm. Die Sucht nach Originalität störte nicht die Entwickelung der Productionskraft und die ruhige Entfaltung reifte bessere Früchte; man wucherte nicht mit jedem Körnchen geistigen Goldes, sondern ließ es bescheiden glänzen, soweit es seine Strahlen senden konnte. Darum sehen wir aus jenen Briefen, wie die Kräfte in die Tiefe strebten, längere Zeit im engen Kreise wirksam blieben und wie es dem Talente genügte, von seinen Freunden geschätzt und erkannt zu werden.

Weit entfernt, die theilweise Ueberschätzung der damaligen Richtung in einigen dieser Briefe zu verkennen, noch die Ueberschwenglichkeiten darin gut zu heißen, wollen wir nur einen Beitrag zur Charakterisirung der betreffenden Persönlichkeiten und ihrer Zeit, nicht aber einen Richterspruch über deren Werth im Zusammenhange mit der ganzen Literaturgeschichte geben.

Als das dichterische Bewußtsein in Deutschland mit der blinden Nachahmung des Fremden zugleich auch den Bombast der schlesischen Schule als Unnatur über Bord warf, war es jener Kreis, der dem Göttinger voranging, bei dessen Mitgliedern das Streben nach einfacher Naturwahrheit die ersten Anfänge der echten deutschen Lyrik hervorrief. Was vor jener Zeit Werthvolles in Bezug auf das Lied geleistet wurde, beschränkt sich größtentheils auf kirchliche Gesänge, und selbst das ursprüngliche Volkslied war unter dem Schwulst der überkünstelten Sangsweise verloren gegangen. Mit Hagedorn erst tritt das eigentliche lyrische Element in seine vollen Rechte und von da an hörte man auf, mit den erborgten Flittern aus fremder Literatur zu prunken, weil man im eigenen Gemüth Kraft und Anlage genug fand zu selbständiger unmittelbarer Darlegung einer heiteren Lebensanschauung. Voß verherrlichte in der erzählenden Poesie das einfache auf echt germanischer Grundlage beruhende Familienleben und durch Lessing gewann endlich auch das Drama seine Rechte und nationale Gestaltung.

Unter den Beförderern der geistigen Wirksamkeit jener Zeit ist Ebert einer der hervorragendsten, der von allen seinen Freunden mit gleicher Offenheit und traulicher Zuneigung als der Mittelpunkt ihrer Verbindungen betrachtet wurde. Ebert steht weniger durch seine eigene Productivität hoch, als durch den fördernden Einfluß, den er auf seine Freunde ausübte. Seine eigenen Gedichte, aus denen man überall den wohlwollenden, sanften und milden Menschenfreund, als welchen ihn auch seine Zeitgenossen betrachteten, wiedererkennen kann, bewegen sich größtentheils auf dem Felde der Gelegenheitspoesie.

Da sich unter der vorliegenden Sammlung nur wenige Briefe von Ebert selbst befinden, er darin also nicht unmittelbar vor den Leser tritt, so erscheint es nothwendig, seinen Charakter nach vorhandenen Quellen kurz zu schildern.

Johann Arnold Ebert ist am 8. Februar 1723 zu Hamburg als der Sohn unbemittelter Eltern geboren. Sein Unterricht beschränkte sich auf die öffentlichen Anstalten daselbst, wo Basedow und Eschenburg seine Mitschüler waren. Als er später mit Hagedorn bekannt geworden war, erhielt er durch diesen die erste Anregung zu Versuchen selbständiger Dichtungen, wie auch zu Uebersetzungen aus dem Englischen, welche größtentheils durch Hagedorn's Vermittelung veröffentlicht wurden. Wenn man sich erinnert, wie häufig den heiteren Gedichten Hagedorn's damals der Vorwurf der Leichtfertigkeit gemacht wurde, so wird folgender Vorfall erklärlich und zugleich als Vorspiel zu Lessing's Streit mit dem Hamburger Pastor Götze charakteristisch für die Zeit erscheinen.

Ebert ging um Ostern 1743 nach Leipzig, um sich dort dem Studium der Theologie zu widmen und zur Erlangung einer Predigerstelle in seiner Vaterstadt vorzubereiten. Nicht lange vor seiner Abreise aus Hamburg hatte er für eine Hochzeit eine Serenade unter der Aufschrift „das Vergnügen," verfertigt, die von dem Musikdirector Görner in Musik gesetzt und in einem öffentlichen Concerte in Hamburg aufgeführt wurde. Der Pastor Z. in Hamburg, dessen Poesien dort ebenfalls einigen Beifall fanden, und der Hagedorn's und Ebert's Freund war, schrieb dem letzteren nach Leipzig, „daß der Senior der Geistlichkeit in Hamburg Ebert's Serenade mit in die Zusammenkunft der Prediger gebracht, sie als ein öffentliches Aergerniß betrachtet habe, und darin von seinen Collegen unterstützt worden sei; das allgemeine Gutachten sei dahin gegangen, daß der Verfasser eines solchen Gedichtes zu einem künftigen Prediger nicht tauge, und daß man ihm keine, für Studirende der Gottesgelehrsamkeit bestimmte Unterstützungen dürfe zufließen lassen."

Die Prediger verabredeten sich, sie wollten ihre Gemeinen öffentlich vor dergleichen Sätzen warnen, und das gegebene Aergerniß mit Verschonung der Personen bestrafen. Das geschah auch wirklich, und der eine Pastor, der an Ebert geschrieben hatte, ermunterte ihn zur Reue und zu einem Widerrufe, worin er sein Gedicht detestire; er führte ihm sogar in einem Briefe die Todesstunde und das letzte Gericht an, um ihn zu einer ernstlichen Buße zu bewegen.

Das Gedicht, welches sich im zweiten Band der durch Eschenburg herausgegebenen Episteln und Gedichte von Ebert findet, enthielt durchaus nichts gegen die Sittlichkeit. Es ist ein heiterer Streit zwischen dem Liebhaber des Weines, der Zärtlichkeit und dem Freunde des Vergnügens, und der Schlußchor lautet:

Auf, suchet den Weg zur gebotenen Freude!
Seht! Wein und Liebe zeigt die Spur.
Wißt, so wie wir, klug und verschwiegen,
Vergnügt zu sein und zu vergnügen;
Und liebet und trinket und folgt der Natur.

Natürlich schrieb ihm Hagedorn in einem ganz anderen Ton über diesen Vorfall. Ebert gab nicht zu, daß er die Sittlichkeit verletzt habe, noch weniger verstand er sich zu dem verlangten Widerrufe; doch beantwortete er jenen Brief des Geistlichen nicht leichtsinnig, sondern rechtfertigte sich, seinem Charakter gemäß mit ruhiger Würde. Die Eiferer wurden zwar dadurch nicht versöhnt; aber treu blieb ihm die Achtung und der Beifall derer, die schon damals heller und billiger dachten, vornehmlich seines Hagedorn, der ihn in einem zweiten Briefe über die Angelegenheit völlig beruhigte, und ihn zu ferneren muthigen Fortschritten auf der Bahn des Wissens und Geschmacks lebhaft ermunterte. Dieser Vorfall bewirkte, daß Ebert von nun an weniger auf eine Predigerstelle rechnete

und die humanistischen Studien mit besonderem Eifer weiter trieb."

In Leipzig lernte er bald verschiedene bedeutende und bereits bekannte Schriftsteller kennen und betheiligte sich namentlich bei den bremischen Beiträgen, die sich unter Gärtner's Redaction der Mitwirkung des älteren Schlegel, Gellert's, Rabener's und Anderer erfreuten. Platen hat in seinen „Klagen eines Ramlerianer's bei Durchlesung des gläsernen Pantoffels" und der „Antwort darauf" gewiß nicht beabsichtigt, jene „Zeit der Musenalmanache" gänzlich zu verwerfen, sondern nur das eigensinnige Festhalten daran in Folge einer persönlichen Collision verspottet; wie würde er sonst an derselben Stelle über Uz scherzen, weil dieser den ersten Versuch der Nachahmung griechischer Odenrhythmen in deutscher Sprache wagte, da er selbst doch auf dieses Wagniß seine schönsten Denkmäler baute.

Von Leipzig aus trat Ebert in den Bremer Beiträgen mit der Verdeutschung des Heldengedichtes „Leonidas" von Glover auf und gewann sich dadurch sogleich den Ruf eines vortrefflichen Uebersetzers und die Anerkennung des Verfassers. Klopstock hatte um diese Zeit jenen Leipziger Kreis ebenfalls kennen gelernt und die ersten drei Gesänge des „Messias" erschienen ohne Angabe des Verfassers im vierten und fünften Stück des sechsten Bandes der Bremer Beiträge. Der gewaltige Einfluß, den diese Proben auf die deutsche Literatur ausübten, ist bekannt. Von jener Zeit schreibt sich die begeisterte Freundschaft Ebert's mit all diesen Männern her und ein Brief aus Halberstadt vom Jahre 1750, also zwei Jahre nachdem der Abt Jerusalem das Collegium Carolinum in Braunschweig gegründet und Ebert dahin berufen hatte, bezeugt die Herzlichkeit dieser Bündnisse. Wir fügen diesen Brief hier ein:

„Halberstadt den 12. Januar 1750.

Mein liebster Ebert,

Ob es gleich eine sehr eitle Vorstellung sein würde, wenn man eine Antwort von Ihnen hoffen wollte, so schreibe ich doch an Sie. Ich will Ihnen nur berichten, daß wir gestern Abend einen solennen und unwiderruflichen Ausspruch gethan haben, daß alle Ihre Entschuldigungen, die Sie für das Nichtschreiben machen, schlechterdings ungültig sind.

Ihr Klopstock.

Mein liebster Ebert,

Ob es gleich eine sehr eitle Vorstellung sein würde, wenn man eine Antwort von Ihnen hoffen wollte, so schreibe ich doch an Sie. Ich will Ihnen nur berichten, daß wir gestern Abend einen solennen und unwiderruflichen Ausspruch gethan haben, daß alle Ihre Entschuldigungen, die Sie für das Nichtschreiben machen, schlechterdings nichts taugen.

Ihr Gleim."

In omnibus ut supra

Schmidt.

Mein liebster Gleim,

Ich möchte an den hartnäckigen Ebert gern noch etwas schreiben, aber ich will es nicht thun, weil er sich doch nicht bekehren wird. Da lobe ich mir Sie, mein liebster Gleim, wenn man bey Ihnen ist, so ist man auch bey Ihren Freunden, weil dieselben fast alle Tage Besuche in Briefen bei Ihnen ablegen.

Ihr Klopstock.

Mein liebster Klopstock,

Sie sagen mir immer, daß Ebert ein gar zu artiger Mann sei, aber wie reimt sich das damit, daß er seinen Freunden niemahls antwortet. Sollen Sie ihm durch Ihre Briefe denn nur allein Freude machen, und ist ihm nichts daran gelegen, daß sich seine Freunde freuen, wie er sich gefreut hat. Ich habe ihm meine Lieder geschickt, dafür könnte er sich doch wohl in ein paar Worten bedancken. Aber er wird es bleiben laßen. Denn er hat mir, als ich ihn zum ersten mahle um seine Antwort bat, rund heraus abgeschlagen, daß er mir nicht antworten würde. Nun reimen sie mir das einmahl mit seiner Artigkeit. Artig ist er, das ist wahr, ich habe es einen Tag und eine Nacht gesehn und ihn auch immer seitdem einen artigen Mann genannt; aber wenn er mir nicht bald einmal schreibt, so soll er nicht mehr artig seyn. Nicht wahr, wenn wir Gärtnern frügen, würde er uns nicht recht geben?

Ihr Gleim.

Mein lieber Herr Ebert,

Ich würde es eben so gerne von Ihnen schriftlich hören, daß Sie mich liebten als von den besten Mädchen in der Welt mündlich: Ihre Freunde sagen mir aber; die Gewährung dieses Wunsches sey selbst über die Macht des Himmels, denn Ebert würde Ebert nicht mehr seyn, wenn er Briefe schriebe.

Ihr Schmidt.

Wer wollte an den bösen Menschen noch einmal schreiben? — — hört Capitelsbote! Bleibt mit eurem langen Spiesse so lange bei ihm, bis er euch zum wenigsten etwas in die Hand gegeben hat, das ihr nach eurem guten Gewissen für einen Brief halten könnt (von Klopstock geschr.).

Klopstock. Schmidt. Gleim.

Darf man ihn auch wohl bitten, Gärtnern, und sein Mädchen und seine Freunde von uns zu grüßen? Nein, das würde ihm eben so viel Mühe machen, als wenn er uns ein paar Zeilen schreiben sollte. Wir wollen also darum lieber Zachariae oder Denocks ersuchen."

Besonders erfreulich war es für Ebert, daß Jerusalem auch viele seiner Leipziger Freunde, wie Gärtner, Zachariä, Klamer-Schmid und

Cramer nach Braunschweig berief. Im Jahre 1753 erhielt Ebert die Stelle eines ordentlichen Professors und in demselben Jahre erschien von ihm die Uebersetzung der „Nachtgedanken“ von Young, die großes Aufsehen machte und nicht ohne großen Einfluß auf die Richtung der ganzen damaligen Poesie blieb. Die noch vorhandenen und bereits im Anhang zu Ebert's Gedichten veröffentlichten Briefe von Young bezeugen die hohe Verehrung, welche Ebert in England genoß. Auch von Glover, dessen „Leonidas“ er übersetzt hatte, sind Briefe vorhanden, die sämmtlich von Ausdrücken des Dankes und der Anerkennung erfüllt sind. Später ließ Ebert noch einige weitere Uebersetzungen aus dem Englischen folgen.

Ebert lebte bis zum Jahre 1773 unvermählt in großer Einfachheit. Eine frühere traurige Herzenserfahrung, deren Ende nach mancherlei durch fremde Einmischung erfolgten Entzweiungen und Widerwärtigkeiten zuletzt mit dem Tode der Geliebten eintrat, war die Veranlassung hierzu gewesen. Erst im Jahre 1773 verheirathete er sich mit Luise Gräfe, der Tochter eines kunstsinnigen und feingebildeten Mannes, in dessen Haus auch die Karschin bei einem Aufenthalte in Braunschweig wohl aufgenommen war. Ein Festgedicht von der gutmüthigen, aber in ihrer dichterischen Begeisterung oft höchst drolligen Gleim'schen Sappho feierte die Hochzeit, und ist auf ein gelbes Band geschrieben noch vorhanden. Es lautet:

„Auf
Die Verbindung des Herrn Professor Eberts
mit der Demoiselle Gräff in Braunschweig
den 18. Mey 73.
A. L. K.

Süsser Lenz!
Schönstes Kind der milden Sonne!
Du verleyst die Quintessenz
Aller Wonne
Meinem Freunde welcher Heut
Unter Hymens Fackelschwunge
Einer Jungfrau sich geweiht.
Suada spricht auf Ihrer Zunge
Und aus Ihrer Kehle singt
Polihymmnia leibhaftig.
Und das Herz das Sie Ihm bringt
Ist so Himmlisch tugenthaftig
Und so zärtlich und so treu
Das Ihm künftighin auf Erden
Alle Tage, wie der Mey
Lieblichlachend werden.
Heyl der Mutter!
Welche Sie
Ihm zur Gattin hat geboren!
Heyl dem Vater!
Dessen Müh
Nicht vergebens, nicht verlohren
An der lieben Tochter war.
Die Geburtsgöttin verleyhe:
Das sich in dem nächsten Jahr
Ebert eines Sohnes freue!“

Ebert wurde später zum Hofrath ernannt und blieb ohne Unterbrechung in fortwährender Verbindung mit den bedeutendsten Vertretern des geistigen Lebens in ganz Deutschland, unter denen sein Freund Klopstock in der bekannten Ode „an Ebert“ ihm ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Seine Beziehungen zu Lessing sind bereits durch die in der Lachmann'schen Ausgabe von Lessing's Werken enthaltenen Briefe der Oeffentlichkeit übergeben worden; nur die beiden beifolgenden Briefe von Ebert an Joachim Heinrich Campe beziehen sich auf Lessing und enthalten wichtige und interessante Bemerkungen.

Braunschweig den 16. Februar 1781.

„Wenn Sie einen Augenblick im Ernste zweifeln konnten, werthester Freund, ob ich geneigt seyn möchte, den Auftrag, womit Sie mich beehrt haben, auszurichten; so ließen Sie mir dabey eben so wenig Gerechtigkeit widerfahren als Sich selbst. Ich wünschte nur, daß ich im Stande gewesen wäre, Ihnen noch weit mehr Subscribenten zu verschaffen, und so Ihr unbilliges Mistrauen gegen Sich und mich zu widerlegen, und Sie dafür zu bestrafen. Was ich habe thun können, habe ich gethan; und mehr durfte ich nicht wohl mehr thun; denn wir haben eine Verordnung, daß Niemand Subscription oder Pränumeration in diesem Lande befördern und annehmen solle, außer den Buchhändlern. Unterdessen habe ich doch schon einmal unsern Herzog selbst zu einer Subscription für ein Buch angeworben. Und so hab' ich's auch diesmal gewagt, jenes Verbot, das unter Gelehrten gar nicht Statt finden kann, und das mir bloß von eigennützigen Buchhändlern erschlichen zu sein scheint, zu übertreten, ohne den Vorwurf des Ungehorsams zu fürchten, indem ich Ihnen einige Subscriptionen auf Ihren Columbus unter der fürstlichen Familie besorgt habe. Es unterschrieben sich also: 1) Carl Georg August, Erbprinz von Braunschweig-Lüneburg. 2) Carolina, Amalia, Elisabeth, Prinzessin von B. ꝛc. 3) August, Prinz von B. ꝛc. Friedrich Wilhelm, Prinz von B. ꝛc. Dieses ist eine Ehre, welche diese fürstlichen Kinder sowohl sich selbst, als auch Ihnen, schuldig waren, Ihnen, als ihrem vortrefflichen Landsmann, zu einer Art von Vergeltung für die Ehre, die Sie ihrem gemeinschaftlichen Vaterlande machen. Und als einen solchen hatte ich auch kürzlich Gelegenheit Sie unserm Herzoge bekannt zu machen. Da er, ausser seinen übrigen großen Gaben, auch ein sehr gutes Gedächtniß hat, so erinnerte er sich dabey, Sie in Potsdam noch als Feldprediger gesehen zu haben.

Ihren Plan habe ich bald nach dem Empfange desselben in unsre Anzeigen setzen lassen; aber aus dem oben angeführten Grunde weder mich noch einen andern als Collecteur angeben können.

Unser Lessing ist gestern leider — doch Sie wissen vermuthlich die traurige Nachricht schon, — an einem Stickflusse gestorben. Ob ich gleich durch die vorhergehenden Anfälle seiner Engbrüstigkeit und durch die anhaltende Schwachheit seines Körpers, und seines Geistes selbst, schon ziemlich lange darauf vorbereitet war, so ist mir doch sein Verlust ungemein empfindlich gewesen, wie er es gewiß auch Ihnen und allen seinen Freunden und allen Verehrern des ächten Genies seyn wird. — Möchte er doch seine herrlichen Gaben in den letzten Jahren so, wie in den vorigen, gebraucht haben! Dann würde er, meiner Meinung nach, nicht nur andern weit nützlicher gewesen seyn, sondern er selbst hätte auch ruhiger und vergnügter, — vielleicht gar länger, leben, und einen allgemeineren und unverwischteren Ruhm hinterlassen können.

Meine Luise und ich empfehlen uns Ihrem und Ihrer würdigen Gattinn gütigem Andenken. Gott erhalte Sie ferner mit einander und segne Ihre gemeinnützigen Bemühungen mit dem besten Erfolge. — Ich bin mit der aufrichtigsten Hochachtung und Ergebenheit

der Ihrige J. A. Ebert."

Der Tadel wird für uns zur Lobrede auf den Verstorbenen, denn gerade aus diesen Zeilen erhellt deutlich, welch ungeheuren Schritt Lessing gethan hatte. Selbst die edelsten seiner Zeitgenossen konnten das, was an ihm das Werthvollste und Größte war, nicht schätzen, weil es über ihre Begriffe ging. Seinen dichterischen Talenten läßt Ebert Gerechtigkeit widerfahren, daß er aber mit blankem Schwerte an die Schäden der Zeit ging, und was nicht zu heilen war, mit kräftiger Hand entfernte, daß er nicht nur ein Priester, sondern auch ein Streiter für den Fortschritt des Geschmacks war, das verwirft er an ihm, und gerade darin stand Lessing so weit über allen seinen Vorgängern und Zeitgenossen auf der höchsten Warte seiner Zeit. Ein trauriger Vergleich drängt sich uns hier auf: die große Anerkennung, die Ebert durch die Uebertragung von Young's und Glover's Werken, die immer doch nur ein relativ verdienstliches Unternehmen bleiben, zu Theil wurde, und der große Undank in der vielfältigen Verkennung Lessing's, des eigentlichen Begründers echt deutscher, von fremder Nachahmung freier Richtung in der Literatur. Der zweite Brief lautet:

„Braunschweig den 20. Februar 1781.

Eben komme ich von einer sehr traurigen Handlung zurück. Ich habe unsern Lessing, nebst einigen andern Freunden, welche zu besuchen er vor kurzer Zeit hierher gekommen war, — zu seinem Grabe begleitet. — Man hat seine Leiche geöffnet, und gefunden, daß er die Brustwassersucht hatte. Es war schon auf ein Quartier Wasser da. Die Knorpel, welche die Rippen verbinden, waren beynahe ganz zu Knochen geworden. Das Netz war mit außerordentlich vielem Fette bedeckt, und mit dem Bauchfell zusammengewachsen. Die Lunge und die Eingeweide waren entzündet. Die übrigen Theile sind ungemein fest und gesund gewesen. — Mein Gott! wie manche weit gesündere und in vielen Betrachtungen auch eines langen Lebens werthere Menschen habe ich schon überleben müssen! — Dieses erinnert mich sehr natürlich an unsern Basedow. Vor ein Paar Monathen hörte ich, daß er höchst gefährlich krank liege, und ich erwartete schon täglich die Nachricht von seinem Tode. Als er hier war, glaubte er auch die Brustwassersucht zu haben. Gott gebe, daß er sich geirrt haben, oder völlig wieder hergestellt sein möge! Wenn Sie so gütig sein wollen, mir ein Paar Zeilen zu antworten, so bitte ich Sie, mir, wenn Sie können, etwas Zuverlässiges von ihm zu melden. — Ich muß einen kleinen Fehler in meinem vorigen Briefe berichtigen, und das ist die hauptsächliche Veranlassung des gegenwärtigen. Ihre Subscribenten auf Ihren Columbus unter unsrer fürstl. Familie sind folgende: der Erbprinz 1, die Prinzessin Caroline 1, der Prinz Georg 1, der Prinz August und der Prinz Wilhelm zus: 1 Ex.

Der Ihrige J. A. Ebert."

Ebert's Ansehen erstreckte sich in späteren Jahren auf die ausgedehntesten Verbindungen des In- und Auslandes, und wie hoch die bedeutendsten jugendlichen Kräfte der nachfolgenden literarischen Glanzperiode seine Gunst und seinen Einfluß stellten, mag ein Brief vom damals fünf und zwanzigjährigen Dichter der Räuber beweisen, der sich wahrscheinlich auf die damals durch ihn unternommene Herausgabe der „Thalia" bezieht.

„Mannheim den 18. November 84.

Verzeihen Sie, verehrungswürdigster Herr, daß ich so unbescheiden bin, Sie mit einem Auftrage zu beunruhigen, der durch nichts als Ihre allgemein bekannte Güte entschuldigt werden kann. Ohne das Glück zu haben Ihnen persönlich bekannt zu seyn, durch nichts als meine uneingeschränkte Achtung gegen Sie berechtigt, unterstehe ich mich beiliegende Avertissements und deren wirksame Bekanntmachung Ihrer gütigen Besorgniß anzuempfehlen. So unbedeutend — wenigstens in Rücksicht gegen Sie — auch diese Angelegenheit seyn mag, so schätzbar ist

sie mir auf der andern Seite wieder, weil sie vielleicht die Veranlassung zu einer Verbindung ist, die ich mit gröstem Verlangen wünsche, und worauf ich wahrhaftig stolz seyn werde. Lassen Sie mich hoffen, werthester Herr Hofrath, dass dieser Wunsch in Erfüllung geht, und schenken Sie Ihre Aufmerksamkeit einem Manne, der Sie unendlich hochschäzt, und Ihre Freundschaft vielleicht verdienen lernen würde. Ich unterschreibe mich mit wahrer Achtung

Euer Wohlgebohren ganz ergebener
Fridrich Schiller."

Diesem Briefe mag sich ein anderer von Aug. Wilh. Schlegel anschließen, den der damals einundzwanzigjährige Student bei der Uebersendung seiner lateinischen Abhandlung über die homerische Geographie von Göttingen aus an Ebert schrieb:

Göttingen den 15. Februar 1788.

„Wohlgeborner,
Hochzuverehrender Herr Hofrath!

So wenig ich mir schmeicheln darf daß Sie sich meiner noch erinnern da ich nur auf wenige Augenblicke das Glück hatte, Sie hier in Göttingen zu sehn, und nachher, als ich mich vorigen Sommer einige Tage in Braunschweig aufhielt, Sie gerade auf einer Lustreise begriffen waren; so sehr macht es mir die Verehrung, die ich für Sie hege, und die so dauerhafte freundschaftliche Verbindung in der mein Vater mit Ihnen steht, zur Pflicht, den ersten Versuch, mit dem ich in der schriftstellerischen Welt aufzutreten wage, auch Ihnen zur Beurtheilung darzulegen. Von den Zwecken dieser Abhandlung, dem Geschichtschreiber, Geographen und künftigen Commentator des Homer vorzuarbeiten, brauche ich Ew. Wohlgeboren, als einem Kenner der Alterthumswissenschaften, nichts zu sagen. Möchte ich bald im Stande seyn durch ein Werk von mehr Bedeutung dem Beyspiele meines Vaters und meiner Onkel nachzueifern, und mir den Beyfall der mir so verehrungswürdigen Freunde meines Vaters zu erwerben!

Ich bin mit unbegränzter Hochachtung
Ew. Wohlgeboren
gehorsamster Diener
August Wilhelm Schlegel."

Auch ein Schreiben des jüngern Bruders, W. F. Schlegel, der den Tod Joh. Adolf Schlegel's, des Vaters, meldet, findet sich vor. Wir schalten diese vereinzelten Briefe hier ein. Von dem ältern Schlegel werden längere Sammlungen folgen.

„Wohlgebohrener
Hochstgeehrtester Herr Hofrath!

Da Sie bey Ihrem letzten uns unvergeßlichem Aufenthalte hieselbst zur Aufheiterung unsers geliebtesten Vaters durch Ihren freundschaftlichen Umgang, und die angenehmen Rückerinnerungen, die Sie bey Ihm erweckten, so viel beygetragen haben, so geht es mir um so näher, Ihnen gegenwärtig den Verlust zu melden, den wir durch dessen am 16. September erfolgten Tod erlitten haben, den Sie nach Ihrer Freundschaft für meinen Vater gewiß mit uns empfinden werden. — Ob er gleich sein Alter auf 72 Jahre weniger einen Tag gebracht hat, so kömmt uns dieser Verlust doch immer sehr unerwartet, da er auch noch diesen Sommer in dem vollen Genusse seiner ihm eigenthümlichen Munterkeit, seiner Thätigkeit und Kräfte war. Seine Krankheit, welche etwa 14 Tage dauerte, fing auch nur unbedeutend an, doch kamen bald besorglichere Uebel hinzu, und ein Brustgeschwür ist die wahrscheinliche Ursache seines Todes.

Was diesen traurigen Fall besonders für meine Mutter noch niederbeugender machte, war, daß zu gleicher Zeit auch meine Schwester schwer krank war, welche doch wieder auf der Besserung ist, und auch ich, der ich dieß noch im Bette, welches ich noch nicht verlassen darf, schreibe, ob ich gleich auch auf baldige völlige Wiederherstellung hoffen kann. Wir wurden dadurch abgehalten, um unsern seligen Vater seyn zu können. — Außerdem waren auch unser Bediente und Aufwärterin krank.

Verzeihen Sie es, daß ich Sie mit diesen Krankengeschichten unterhalte. Wir sind von Ihrer und Ihrer Frau Gemalin gütigen und freundschaftlichen Theilnahme innigst überzeugt, und empfehlen uns Ihnen und Ihrer Frau Gemalin fernern gütigem Andenken.

ganz gehorsamst
W. F. Schlegel."

Hannover den 23. September 1793.

Ebert starb am 19. März 1795. Der größte Theil seiner Freunde ehrte sein Andenken durch poetische Klagen; wir geben hier ein kurzes Schreiben Gleim's an die Wittwe Ebert's, in welchem sich die Trauer recht unmittelbar und wahrhaft rührend ausspricht:

Halberstadt den 23. März 1795.

Ich kann nicht trösten, liebe Freundin!
Sie haben zuviel verlohren, wir auch!
Wir haben keinen Ebert mehr, Keinen, der so warm,
wie Er, für Gutes, Wahres und Schönes gestimmt war!
Wohl Ihm! Er lebt in Himmels Fernen
Weit über Tod, und Grab!
Er lebt! Er wandelt unter Sternen
Und sieht auf uns herab!

Hört überm menschlichen Geschlechte
Zorndonner, Schlag auf Schlag!
Hier sah er seines Britten Nächte
Dort sieht er hellen Tag!

Welch eine Menschheit! welch ein Toben!
Ach! welch ein Tiger-Ungestüm!
Wohl Ihm! Er wartet unsrer oben
Und wir sind bald bey Ihm!
Das ist mein Trost! das sey
der Ihrige, beste Freundin!
Gleim.

Ein vortreffliches Herz, Frohsinn und Empfänglichkeit für heiteren Genuß waren bei Ebert mit tiefsittlichem Ernste und großer Charakterfestigkeit verbunden. Seine Menschenfreundlichkeit und Nachsicht war so groß, daß man ihm oft Mangel an Menschenkenntniß vorwarf. Ein Freund meinte einmal bei einer gewissen Gelegenheit: „Hier wird doch auch Ebert's Mantel der Liebe reißen," worauf er antwortete: „Leider habe ich ihn so lange gezogen, daß er nun wirklich reißt." — „Nie disputirte er heftiger," sagt ein Zeitgenosse von ihm, „als wenn er glaubte, daß jemandes Fehler vergrößert oder Fehler andern angedichtet wurden." —

Klopstock's Prophezeihung:

Stirbt dann auch Einer von uns, mich reißt mein banger Gedanke
Immer täglich fort!
Stirbt dann auch einer von uns, und bleibt nur Einer noch übrig;
Bin der Eine dann ich! —

war in Erfüllung gegangen, Klopstock war der eine und der letzte der Wingolfiden geworden. Ehe wir nun zu der eigentlichen Briefsammlung übergehen, möge noch ein Brief, den Ebert an den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand schrieb, kurz nachdem dieser zum Oberbefehl über das österreichische und preußische Heer nach Coblenz abgereist war, wo er bald darauf jenes bekannte, von einem Emigranten verfaßte Manifest erließ, dessen befehlende und drohende Haltung gegen die Nationalversammlung die Erbitterung des französischen Volkes noch steigerte und von den Jacobinern zum Sturze des Königs benutzt wurde.

Durchlauchtigster,
Gnädigster Herzog und Herr,

Nichts, als die Besorgniß, Ew. Herzoglichen Durchlaucht überhäufte und wichtige Geschäfte zu stören, konnte mich abhalten, bei Höchstdenselben vor Ihrer Abreise noch Einmahl, — vielleicht das letztemahl! — ein gnädiges Gehör zu suchen. Schwerlich hätte ich aber auch dann alle die mannichfaltigen Empfindungen, die sich bey dieser traurigen Gelegenheit in meinem Herzen drängen, durch etwas anders, als durch Thränen, ausdrücken können. Allein auch itzt kann ich keine Worte finden, die meinem vollen Herzen Genüge thäten. Nur so viel kann und muß ich Ew. Durchlaucht mit der Aufrichtigkeit eines alten, — vielleicht seinem Grabe sehr nahen Mannes sagen, der das Glück gehabt hat, Sie mehr als vierzig Jahre lang zu verehren und zu lieben, und der nun von seinem so verehrten und geliebten Fürsten auf immer Abschied zu nehmen glaubt, — daß keiner von allen Ihren treuen Dienern bey Ihrer itzigen Abreise tiefer gerührt seyn, und Sie auf Ihrer künftigen zwar glorreichen, aber auch gefahrvollen Laufbahn mit heißeren Wünschen begleiten könne, als ich. — Die Gräfinn Stolberg, eine Frau, die zwar, wegen ihres zu kurzen Aufenthalts bey uns, selbst nicht so glücklich sein konnte, Ew. Durchlaucht von Seiten ihres großen Geistes und edeln Charakters näher bekannt zu werden, aber doch das Glück hat, Ew. Durchlaucht genau zu kennen, um beides an Ihnen gehörig zu schätzen und zu bewundern, diese schrieb mir schon von der ersten Station ihrer Rückreise: „Fatal ist es mir, Ihren Herzog nicht gesprochen zu haben. Ich wünschte ihm Kronen von — Oelzweigen, aber keine Lorbeern, die selten anders als im blutigen Felde wachsen. Gott gebe uns Frieden, und der Welt Licht! Das thut er denn freylich schon ohne unser Bitten; aber es thut wohl zu bitten um das, was Gott thut; dann nehmen wir Theil an dem, was geschieht, wann wir wollen, was Er will." — Ich selbst kann nun zwar nicht umhin, Ew. Durchlaucht auch Lorbeern zu wünschen, aber doch nur solche, die selbst der Nazion, welche Sie bekriegen, so wenig Blut als möglich kosten, und so bald als möglich den Oelzweig unter sich aufnehmen. Möchte ich, — oder, wenn ich es auch nicht erleben soll, — möchten doch Ihre übrigen durch Ihre weise Regierung so glücklichen Unterthanen bald die Freude haben, Sie von ganz Deutschland, ja von Frankreich selbst, mit beiden gekrönt, zu bewillkommen! Und möchte die allmächtige Vorsehung Sie dann für alle auch in diesem Kriege von Ihnen verrichteten heldenmüthigen und menschenfreundlichen Thaten noch lange mit dem süßen Genusse des auch durch diese erworbenen Friedens, und mit dem fortdauernden Gebrauche Ihrer großen Kräfte zu den noch zahlreichern, wohlthätigern, und nicht minder ruhmwürdigen Thaten des Friedens belohnen!

Ich bin mit tiefster Ehrerbietung
Ew. Herzoglichen
Durchlaucht
unterthänigst-gehorsamster
Diener,
J. A. Ebert.

Braunschweig, den 30. Juni 1792.

Hagedorn.

Im Anhang zu Hagedorn's Werken, herausgegeben von Eschenburg, ist ein großer Theil der Correspondenz zwischen Ebert und Hagedorn bereits veröffentlicht; die drei nachfolgenden Briefe finden sich darin jedoch nicht vor, nur eine Stelle aus einem derselben, die sich auf die Anwendung des Wortes „undienlich" in einem Gedichte von Hagedorn bezieht, ist bereits als Anmerkung zu diesem Gedichte gedruckt worden. Die beiden ersten Briefe vom Jahre 1744 sind nicht sehr lange nach Ebert's Uebersiedelung nach Leipzig geschrieben. Hagedorn's anregender Umgang und theilnehmende Freundschaft war für den jungen Ebert in jeder Beziehung von großem Werthe gewesen. Seine Meinung hatte bei dem Conflicte mit der Hamburger Geistlichkeit entscheidenden Einfluß auf den Angefeindeten ausgeübt und Ebert's erste literarische Arbeit, eine Uebersetzung der Abhandlung des „la Nauze über die Lieder der alten Griechen", erschien als Anhang zu Hagedorn's Oden und Liedern, bei welcher Gelegenheit letzterer die Uebersetzung warm empfahl und dem Verfasser das öffentliche Zeugniß gab, daß er sich sowohl durch Kenntnisse als durch lebhaften und echten Witz auszeichne. In der letzten Ausgabe seiner Gedichte nennt Hagedorn den bescheidenen und stets nur auf die Förderung anderer Talente bedachten Ebert einen unserer besten Dichter. Welch großes Gewicht die ruhige Sicherheit Ebert's bereits in seiner Jugend auf seine Freunde ausgeübt haben muß, beweist die Art und Weise, wie der damals schon berühmte und geistvolle sechsunddreißigjährige Hagedorn an den um funfzehn Jahre jüngeren noch unberühmten Freund schreibt. Der erste der nachfolgenden Briefe ist eben derjenige, in welchem sich der Silbenscrupel über das Wort „undienlich" befindet. Er enthält aber auch außerdem manches Interessante. — Was Hagedorn über einen gewissen Dreyer schreibt, bezieht sich auf eine Stelle in einem vorhergehenden Briefe Ebert's: „Ich hätte Ihnen noch was von dem Herrn Dreyer, dem sogenannten Secretär von Jonquille zu sagen; ich will aber heute zum ersten Mal nicht mehr als einen halben Bogen füllen, und das übrige versparen" ꝛc.

Der zweite Brief bezieht sich hauptsächlich auf jene Ausgabe der Oden und Lieder von Hagedorn, welcher jenes Erstlingswerk Ebert's als Anhang diente. In diesem Briefe begegnen wir bereits einem Vorwurf, der im Verfolg fast von allen Correspondenten Ebert's gemacht wird, daß er nämlich ein sehr träger Briefschreiber sei. Das im Anfange des Briefes erwähnte Schreiben von Olde, einem Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen" findet sich nicht unter dem Nachlaß vor. Der ebenfalls darin erwähnte Braunschweig'sche Secretär Gräse ist der spätere Schwiegervater Ebert's. Besonders interessant in Bezug zu den ersten Briefen Hagedorn's über die Hamburger Angelegenheit mit der Geistlichkeit ist die Stelle, welche in diesem Briefe denselben Gegenstand noch einmal berührt. Lessing's kühner Geist kannte diese ängstliche Fügsamkeit nicht mehr und sein Ruhm wächst mit jeder dieser Zeilen. Der letzte Brief ist nicht viel mehr als ein Empfehlungsschreiben für einen durch Braunschweig reisenden Engländer, der den Uebersetzer des Glover und Young kennen lernen will.

I.

„Sie werden ohne Zweifel den Ersten Band der Gedichte des Dr. Lindners gesehen haben. Mich deucht, sie haben weder die Censur zu befürchten, wie Ihre Ode, noch die Cantzel-Redner wie Ihr Vergnügen. Sie sind exemplarisch. Mir ward neulich eine Uebersetzung einer Tragödie des Voltaire gezeigt, die so beschaffen war, daß ich nicht umhin konnte, mich dabey des bekannten de Marolles zu erinnern, wovon Charpentier schreibet que Mr. Menage fit mettre sur le Livre de la Traduction des Epigrammes de Martial par l'abbé de Marolles: Epigrammes contre Martial. Die Uebersetzung war, in der That, wider Voltaire. Ihre Freunde, die Herren Gärtner und Rabener, bitte ich meiner Ergebenheit und des Dankes zu versichern, den ich Ihnen Beyden schuldig bin, daß Sie, auf Ihr Wort, von mir eine so gute Meinung haben. Die Stücke in den Belustigungen, die Sie in Ihrem Briefe benamen, haben mir vor andern gefallen und sind original. Hier hat man Mad. Gottschedin zur Verfasserin der Todten-Liste machen wollen. Den Herrn M. Schmidt habe ich hier gesehen, sowohl als sein Stammbuch; und er wird sich hoffentlich noch entsinnen, daß er, im Beyseyn des hiesigen Herrn Liscow, mir einige, noch ungedruckte Gedichte von Hallern verheissen hat. Die itzige Witterung fällt dem guten Marinsen sehr beschwerlich und ich wünsche ihm ein weit längeres Leben, als ich ihm prophezeyhen kan. Er siehet mich nimmer, ohne sich um Ihr Wohlbefinden zu erkundigen.

Von dem Gelehrten sende ich Ihnen hiemit zwey Exemplare, ingleichen einen Text von Neumeistern, wer Verfasser der Hallischen Bemühungen ist, und von wem die wenigen Bogen sind, die wider das erste Stück geschrieben worden. Ich glaube, daß von den Verfassern der Bemühungen kein einziger in Halle lebet. Man will, daß sie la Franche Comté durch französische Grafschaft gegeben haben. Ich habe diese Uebereilung nicht wahrgenommen, aber auch nur das Erste Stück gelesen. Sie schreiben, Sie hätten mir noch was von dem Herrn Dreyer, dem sogenannten Secretär

von Jonquille zu sagen, und ich muß mir solches in Ihrer Antwort ausbitten. Von ihm und H. Lamprechten haben wir hier schon lange keine Nachrichten mehr. Ist Dreyer Secretair? Suchet er nicht vielmehr nach Academien zu kommen, wo es seiner nicht gemeinen Fähigkeit an Gönnern nicht fehlen kann, wenn er nur dem Günther in der Poesie und eben nicht in der Art zu leben gleichen will. Ich sehe es ungerne, daß er sich so viele Feinde anraisonnirt (wie man zu meiner Zeit, in Jena zu sagen pflegte) da er so vieler Freunde bedarf, doch zwinge ich mich zu hoffen, das letzte Stück der Beyträge werde ihn, und noch einen unsrer Bekannten, den man itzt fast gar nicht zu sehen bekommt, veranlassen, künftig mit rechtschaffenen Leuten glimpflicher und billiger zu verfahren. Sie haben ihn ohne Zweifel gesprochen. Wie ist sein Aufzug in Leipzig gewesen, und in welcher Absicht mag er sich dort aufgehalten haben, da er nicht auf dieser Academie zu studiren gesonnen gewesen ist. Ich wollte daß er Ihnen nachahmte und seine Kräfte in Wissenschaften übte. Sonst wird Dreyer nicht glücklicher, als Günther seyn wollen, dem es doch an Wissenschaften nicht gefehlt hat.

Sie wissen, wie angenehm es ist, von guter Hand geheime Nachrichten von itztschreibenden Gelehrten zu vernehmen. An solchen Nachrichten kan es Ihnen in Leipzig nicht mangeln. Ich werde Ihres Zutrauens nicht mißbrauchen. Davon sind Sie hoffentlich überzeugt. Ich gewärtige also auf meinen langen Brief eine nicht kurtze Antwort und bitte, mir zu melden, ob ich in einem Liede:

Die Milch der Alten, der Wein
Kan Jungen nicht undienlich sein.
Ihn sogen die Väter;
Wir saugen ihn später.
Ihr würdigen Enkel, Schenkt ein!

undienlich setzen kan. Mich deucht, man sage zwar dienlich, artig, würdig, fällig, aber undienlich, unartig, unwürdig, zufällig u. s. w. Undienlich scheint mir das rechte Wort zu seyn. Ich könnte kurtze Sylben und: nichts schädliches setzen. Aber jenes möchte ich gern beybehalten und ist nicht die zweite Sylbe in undienlich wenigstens anceps. Ich traue Ihrem Gehöre mehr zu als dem meinigen. Sie wissen, daß in solchen Kleinigkeiten, als Lieder sind, alle Fehler eher in die Augen, (hier müste ich wohl setzen: in die Ohren) fallen, als in großen Gedichten von edler Art. Man kan daher kaum zu sehr daran feilen. Und dieser Obliegenheit erinnere ich den Signore Görner so oft er componirt und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich recht angreift, um dem singenden Theile der deutschen Welt etwas vollkommenes zu liefern. Nos otia vitae Solamur cantu wird unter die vignette des zweiten Theils der Lieder kommen. Es gehet aber alles damit sehr langsam zu. Wir haben hier keinen geschickten und vermögenden Breitkopf, der zugleich drucken und verlegen kan. Den Bohn muß Piscator treiben und über so vieles Zögern werde ich fast verdrüßlich. Ich hoffe, alles werde gegen Michaelis im Stande seyn. Die Vorrede werde Ihnen abschreiben lassen und senden, ehe sie gedruckt wird. Ich bitte, schreiben Sie mir so offenherzig, als wenn Sie mit mir sprächen, und ich bin mit aller Geflissenheit

Dero Ergebenster Diener
F. v. Hagedorn.

Hamburg, den 5. Februar 1744.

II.

„Mein Herr,

Sie werden mein Schreiben vom 28. May vorlängst- und vor wenig Tagen d. H. Olde seines erhalten haben, in welchem er Ihnen die kleine Vorrede zum zweyten Theile der Oden und Lieder, an welchem itzo gedruckt wird, und meinen Schwätzer geschickt hat. Von diesem sende ich Ihnen, hiebey, noch ein Exemplar für H. M. Kästner. Noch heute Nachmittag habe ich sein Gedicht von den Kometen von neuem mit großem Vergnügen gelesen. Es ist gewiß ein Meisterstück und ich wüste daran nichts auszusetzen, als die letzte Helfte einer Zeile, welche ein jeder errathen wird, der meine Kleinigkeiten gelesen hat. Dorfel, dessen er, S. 281 erwehnet, sollte uns bekannter gemacht werden und verdiente ein besondres Lob-Gedicht. Ich hätte mich nicht enthalten können, dieser Zeile eine kleine Anmerkung von Dorfeln hinzuzufügen, und ich bin und bleibe ein Freund zwar nicht vieler, doch solcher Anmerkungen, zumahl bey einem Verse,

Der nur Gelehrte reitzt, den Kinder nicht verstehen. S. 278.

Haben Sie wahrgenommen, daß in Paris der Doge von Genua nichts schlechteres sagen können und ist Ihnen nicht bekannt, daß er auch nichts weniger dort gesagt hat, als was in den Gedanken von bons mots S. 139. ihm in den Mund geleget wird? Der Autor ist fürtreflich, sowohl als die Todten-Liste; und beyde sind swiftisch. Werden die Belustigungen nicht fortgesetzet? Sie haben einen so großen Beyfall daß ich nicht absehe warum man damit aufhören sollte. Wenn man sie mit dem letzten Stücke beschliessen will, so habe ich künftig alle Monate ein Vergnügen weniger. Wie ich in meinem letzten, auf welches Sie mir die Antwort schon viel zu lange schuldig sind, bereits erwehnet, habe ich am 22. April dem Herrn von Watzdorf der bey dem H. Grafen von Bünau Excellenz ist, meine Antwort an H. M. Gellert gesandt. Hat die-

ser sie empfangen? Jener muß in Leipzig zur Zeit der Messe gewesen seyn. Ich habe meinen Brief an den Kaufmann Stephan Richter im Thomas-Gäßgen geschickt. Herrn Gellerts Fabel: die Wahrheit hat mir sehr gefallen.

Was den Schwätzer anbetrifft, so sind in demselben gewisse Stellen, die sich gar wohl schriftlich erklären lassen. Zu dem Mon cher und dem Fahnen-Schmid gebrauchen Sie keiner. Auch die hiesigen Menschengesichter (S. Belustig. 1744. S. 307.) wittern was es bedeutet. Die erste Zeile wird mir angefochten, und ich hatte sie auch schon verändert, jüngst, da ich mich, wie sonst, den Grillen überlasse, aber ein Freund, der die Poesie und Sprache genau kennt, wollte durchaus, daß sie unverstellt, wie er es nannte, bleiben sollte. Untersuchen Sie was am besten ist. Käuflinn hat mir öffentlich für die letzte Zeile gedankt und es hat mir Mühe gekostet, eine Ehre zu verbitten, die er mir zugedachte, indem er mir ein Semestre seiner Commentariorum ꝛc. zuschreiben wollte. Indessen macht er die 176te Fabel des La Fontaine überzeuglicher. Neulich ist der Braunschweigische Secretär Gräfe hier gewesen und ich habe ihn kennen lernen. Ich wünschte, daß solches eher geschehen wäre und daß mein Freund, der das hat was Finazzi gehabt und nimmer haben wird was der hat, die Oden aller Welt, und nur nicht die meinigen componirt hätte, welchen ein so reiner und richtiger Geschmack als ich d. H. Gräfen zutraue, in Ansehung der Music vortheilhafter gewesen wäre, als die kleinen Malices (Sie werden Sich dieses Ausdrucks erinnern) der Composition der Cornaro. Ich weiß was Sie von H. Pastor Z. unlängst verlangt haben; und glaube, daß der kleinste Zusatz zu dem Vergnügen, der wider die Lüste und Eitelkeit der im Argen liegenden Welt wäre, ihn wieder gewinnen würde: denn ich vernehme nicht, daß von einem besondern Gedichte oder einem poetischen Widerrufe mehr erwehnt wird. Können Sie nun durch eine solche Kleinigkeit einen so hochaufgenommenen Fehler gut machen, den Sie, wie mich deucht, nicht begangen haben, so würde ich rathen, solches zu thun, doch ja ohne zweideutige Ausdrücke, die empfindlich sein könnten. Wir wallen in einer Welt, da man etwas heucheln muß: ich aber heuchle Ihnen nicht, wenn ich Ihnen gestehe, daß Sie mich zu lange auf Antwort warten lassen, daß Sie ein sinnreicher Poet, aber ein träger Correspondent sind, daß Irene mehr als eine Ode von E. zu verdienen scheinet, und daß ich jederzeit bin

Ihr Ergebener Diener
J. O. Hagedorn.

Hamburg 2. Juli 1744.

Wo logiren Sie in Leipzig?

P. S.

Ich werde gegen die Meß-Zeit suchen, Mr. Bohnen zu einer lebendigen Erkenntniß der Wahrheit zu bringen, daß einer so guten Uebersetzung als die ihrige aus dem la Nauze ist, mehr als Dank gebühret. H. M. Kästnern und andren Freunden, die meiner Sich erinnern, bitte mein Compl. zu machen.

III.

Hamburg, den 26. Juni 1752.

Mein unvergeßlicher Herr Ebert!

Es bringet Ihnen diesen Brief, ohne Stammbuch, mein bisheriger Nachbar und Freund, Mr. Neve, ein unverfälschter Engelländer. Er gehet von hier nach Hannover und von Hannover nach Braunschweig, und so weiter, um den Kern der unzähligen deutschen Gelehrten persönlich kennen zu lernen. Hier hat er, in Abwesenheit d. H. Murray, dessen Amt und Lehre ein gantzes Jahr mit Ruhm verwaltet. Sie können von ihm Nachrichten von Young, Popen und Warburton erwarten, die, wie Sie Sich erinnern werden, dem H. Murray nicht leicht abzufragen waren: auch wird er Ihnen anzeigen können, wie unglücklich Lauder, einer der Helden des Gottscheds schon wider den Milton gewesen, wie er seine Beschuldigungen schon wiederrufen hat. Mr. Neve ist, im Deutschen, den Hamburgern verständlich: die Aussprache seines Lateins ist ziemlich deutlich, und er kan sich auch im Französischen erklären. Sie finden also an ihm einen Mann, mit dem Sie werden sprechen können. Im eigentlichen Verstande widmet er sich gantz seiner Kirche, und besitzet große Beförderungs-Mittel; Verdienste und Freunde, durch die er sich, fast unausbleiblich, zu einem vorzüglichen, höheren Ansehen bringen wird, als man ihm, im Jahre 1752, auf seinen gelehrten Wallfahrten, abmerken wird. Sie werden auch ihm bald absehen, daß er zu Oxford sein Lesen jezuweilen secularisirt hat und auch von ungeistlichen Büchern Nachricht zu geben weiß. Aber Sie müssen ihn fragen.

Es ist mir nicht unbekannt, wie schön Ihr englischer Bücher-Vorrath ist. Ich muß Ihnen also nicht verhehlen, daß Memoirs of the Court of Augustus etc. in 2 Quartanten auf Subscription, zu 2. F: c. gedruckt worden, die Ihre Bibliothek V. R. W. vermehren sollten. Der Verfasser dieses Buchs hat das schöne Werk, The Life of Homer geschrieben, das Sie gewiß kennen und hochschätzen werden. Er nennt sich nicht, ist aber Mr. Blackwell, Professor der griechischen Sprache zu Edinburg, der schon vor vielen Jahren das Leben des Horaz verfertigt gehabt. (S. Btheque Britannique, 1737. T. IX. p. 264.) Aber keinem Engelländer muß man in Deutschland Aufträge geben, die Bücher betreffen, wenn er nicht ein Tryphon oder mit den Tryphonen

verwandt ist. So lehrt mich wenigstens eine mehrmalige Erfahrung.

Ich bitte also H. Neve seinen kurzen Aufenthalt in Braunschweig so angenehm und seinem Endzwecke so nützlich zu machen, als Ihnen, ohne Versäumniß, möglich seyn wird. Sie werden hier von allen Engelländern und Deutschen dafür Lob und Danksagungen einerndten. Kommen Sie also, auch daher, bald nach Hamburg. — Ich bitte, den H. Neve so bald möglich zum Herrn Giseke zu führen und diesem einliegendes alsdann zu überreichen. Ehe Sie aber diesen Brief erhalten, wird ein Mann, den ich hochschätze, mit dem ich hier mehr als eine unschuldig vergnügte Stunde genossen habe und von dem ich, weil er schon Ihr Freund ist, nicht mehr Gutes sagen werde, Ihnen von mir zwar ein Compliment bringen, vielleicht aber verschweigen, daß Sie Sich auf seine Kunst im Rudern vollkommen verlassen können, seitdem ich ihm und dem Herrn Klopstock, auf einem gefährlichen See, unser Leben so glücklich anvertraut habe, daß ich noch im Stande bin, Ihnen eigenhändig die Versicherung zu geben, daß ich jeder Zeit sei

Mein Herr,

Ihr ergebener Diener

Hagedorn.

Ich habe meine Ursachen gehabt, auch an H. Hofrath Weichmann für H. Neve einige Zeilen zu schreiben.

Uz.

Während Ebert in Leipzig in Verbindung mit Gärtner, Schlegel und Klopstock seine literarische Laufbahn begann, verbanden sich Uz, Gleim und Götz in Halle zu gleichen Bestrebungen. Uz studirte daselbst die Rechte und übersetzte in seinen Mußestunden Theile aus dem Homer, Pindar und Anacreon. Ein Gespräch zwischen Gleim und Uz war die Veranlassung, daß letzterer den reimlosen Versbau der Alten zuerst wieder herzustellen versuchte und in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes" seine Ode „der Frühling" erscheinen ließ:

Ich will vom Weine berauscht, die Lust der Erde besingen,
Ihr Schönen, eure gefährliche Lust,
Den Frühling, welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend unsre Gefilde beherrscht.
u. s. w.

Im Jahre 1743 verließ Uz die Universität und ging nach seiner Vaterstadt Anspach zurück, wo er bis zu seinem Tode verblieb. Bei Gelegenheit eines Besuches, den er seinem vertrauten Freunde Gleim in Berlin abstattete, kam er auch durch Braunschweig und erneuerte hier die Bekanntschaft mit Gärtner und Ebert, die ihm bereits durch ihre literarische Thätigkeit vertraut waren. Einen neuen Beweis für das unbegrenzte Vertrauen, das Ebert bei seinen Freunden genoß, gibt der Umstand, daß Uz sich in den nachfolgenden Briefen so offen über seinen literarischen Zwist mit Dusch, Bodmer und Wieland ausspricht, während Ebert sich doch im Grunde durch den Angriff, den Uz auf die geschmacklosen Nachahmer der Engländer gewagt hatte, mit getroffen fühlen konnte, indem seine Uebersetzung des Young diese Nachahmungen größtentheils hervorgerufen hatte.

Die Erbitterung, welche Bodmer, Wieland's väterlicher Freund, gegen Uz begte, fand sich besonders durch einige Stellen in des letzteren „Sieg des Liebesgottes" gesteigert. Bodmer's „Noachide" war vielfältig als die gelungenste der verspotteten überschwenglichen Nachbildungen englischer Dichtungen betrachtet worden und er fühlte sich somit als das Haupt der angegriffenen Partei. Uz's Verleger hatte, um von der herrschenden Mode Vortheil zu ziehen, auf die erste Ausgabe vom „Sieg des Liebesgottes" die Bemerkung gesetzt, daß es eine Nachahmung des „Lockenraubes" von Pope sei; Bodmer und seine Anhänger ergriffen nun diesen Umstand, um Uz rücksichtslos anzugreifen; seine Tendenz zu verleumden und seinem Gedichte zugleich den Vorwurf der Unsittlichkeit zu machen. Wieland war damals ein jugendlicher Schwärmer für Religion, und da die schwachen Poesien Bodmer's, auf welche Uz tadelnde Seitenblicke geworfen hatte, religiösen Inhalts waren, so stimmte Wieland mit Dusch und Bodmer in den heftigen Angriff ein und beschuldigte ebenfalls die erotischen Poesien von Uz des Mangels an Religiösität und Sittlichkeit. Später bekannten sich zwar alle drei Gegner wieder für Uz und nahmen ihre Beschuldigungen zurück; wie heftig ihn ihre Verleumdungen jedoch geschmerzt hatten, beweist mit Anderem auch der erste der nachfolgenden Briefe.

Der zweite Brief ist aus Römhild, wohin Uz als Commissionssecretär wegen eines alten Streites zwischen den sächsischen Herzögen von Coburg und Meiningen über das Amt Römhild gesandt worden war. Von dort aus hat Uz den größten Theil seiner bekannten „poetischen Briefe" geschrieben, unter denen in der Ausgabe seiner Gedichte auch einer an Ebert gedruckt ist, dessen Original sich ebenfalls in der vorliegenden Sammlung befindet. Der dritte der nachfolgenden Briefe ist das Begleitschreiben zu dieser poetischen Sendschrift. Das dem zweiten Briefe beiliegende Gedicht hat Uz, wie er im dritten Briefe selbst sagt, später umgeändert. Wir theilen dasselbe in seiner ursprünglichen Form mit, da es der Um-

änderung, welche unter dem Titel „an die Scherze“ zwischen seinen Gedichten steht, nur in wenigem mehr gleicht.

I.

„Werthester Herr Professor.

Da der Bruder eines meiner besten Freunde über Braunschweig nach Helmstedt reiset, so würde ich es bey mir selbst nicht verantworten können, wenn ich bey dieser Gelegenheit nicht an Sie schriebe. Es ist schon sehr lange, daß ich nichts von Ihnen gehört habe. Werden Sie sich meiner noch erinnern? oder wird Ihnen der Ueberbringer des Briefs sagen müssen, wer derjenige ist, der ihn geschrieben hat? Nein! Sie haben ein gutes Gedächtniß für Ihre Freunde; es fehlt nur an Ihren Händen, die nicht gern schreiben. Es mag seyn! Ich bitte Sie, daß Sie mich nur lieben mögen, wenn Sie sich auch die Zeit nicht nehmen, solches mir zu sagen. Haben Sie Gelegenheit, dem Bruder meines Freundes nützlich zu seyn, so werde ichs auf meine Rechnung setzen. Ich bitte um Verzeihung, daß ich das Gedicht, welches von mir auf den selg. H. Hofrath von Cronegk verfertigt worden, hier beyschließe. Dieses vortreffliche Genie ist für die Welt und für seine Freunde zu früh gestorben. Ich habe viel an ihm verlohren, und daher aus dem Herzen geschrieben. Sie werden aus dem Gedichte sehen, daß ich nicht immer lache. Aber für Sie hat meine Muse dieses nicht erst itzo zu beweisen nöthig. Hätten Sie wohl jemals vermuthet, daß in Hagedorns Jahrhundert solche Schwärmer sich hervorthun würden, die dem Dichter allen Scherz und sogar den Wein verbiethen? Doch ist es geschehen! Wer hätte glauben sollen, daß Wieland sich soweit verfallen könnte, als wir sehen, der so vortrefflich angefangen, und soviel Genie hat? Aber er ist in üble Hände gefallen, in die Hände des alten Hudibras zu Zürch, dessen Waffenträger er lieber sein will, als ein Freund der Musen. Diese beiden Leute nehmen ihren Ritterzug durch alle Provinzen, und wo ein Misvergnügter ist, schlägt er sich zu ihnen. Dann schreyen, dann schimpfen und lästern sie, wie die Gaßenjungen. Dieser Ausdruck ist nicht zu hart, wenn dasjenige, was Wieland von mir geschrieben, und was Bodmer (:ich weis es zuverläßig:) in den freymüthigen Nachrichten dieses Jahres gesprudelt hat, angesehen wird. Aber sie mögen immer schimpfen! Ich werde doch ihre Hexameter niemals bewundern, noch ihnen schmeicheln, noch andre angreifen, um jenen unsinnigen Schwärmern einen Gefallen zu thun. Der arme H. Dusch hat dieses gethan, den die Schweitz so gut für einen Schurken hält als mich, wenigstens solange dafür halten wird, als er gut schreibt. Es wird sich zeigen, wie sie ihn wieder ehrlich machen und gleichsam rehabilitiren werden. Wenn noch etliche Schimpfschriften wider mich zusammen kommen, so will ich sie zusammen abfertigen. Wer wird einem jeden feindseligen Gemüthe insbesondre antworten? Ich bin überzeugt, daß der deutsche Geschmack seit einiger Zeit sich ganz verderbt und ich will nicht aufhören, es zu schreiben, wenn ich mir gleich bloß hierdurch soviele Feinde zugezogen habe. Wie gram bin ich dem Schweitzer, der die Briefe des Fitzosborn so schweitzerisch übersetzet hat, daß ihn wenige Leute lesen! Sie, wenn ich mich recht besinne, hatten eine Uebersetzung des Buchs sich vorgenommen. Wie ganz anders würde sie aussehen? Und was für Nutzen könnte Deutschland daraus ziehen? Ich halte in für einen der feinsten und richtigsten Kunstrichter. Seine Critik über die popische Iliade und die Regeln, die er setzt, können uns lehren, wie wir die deutschen Dichter prüfen sollen. Wie wenige würden die Probe halten! Empfehlen Sie mich dem vortrefflichen Herrn Gärtner, und beehren Sie mich ferner mit Ihrer Freundschaft. Ich bin mit der vollkommensten Hochachtung

Ihr gehorsamster Diener

Uz.

Anspach den 22. Sept. 1752.

Damit Sie nicht glauben, daß ich Bodmern, der so große Verdienste um den deutschen Geschmack hat, Unrecht thue, so muß ich Ihnen mittheilen, daß er die wieder mich gerichteten freymüthigen Nachrichten mir durch einen Prediger dieses Landes unter einem Couvert zuschicken laßen. Er muß sich viel darauf einbilden, da er doch darinn wie ein Schneider judicirt.

H. Gärtner werden Sie ein Exemplar meines Gedichts auf Cronegk zu geben belieben.“

II.

„Hochzuehrender Herr und Freund,

Dero Schreiben hat mich um so mehr erfreut, je unerwarteter es mir gewesen. Ich hatte alle Hoffnung aufgegeben, daß Sie sich diese Mühe machen würden. Ich bin so stolz auf einen Brief von Ebert, als wenn ein artiges Mädgen an mich geschrieben hätte. Wie schmeichelhaft ist es für mich, daß ich in den wenigen Tagen meines Aufenthalts zu Braunschweig einen solchen Freund erworben habe! Beehren Sie mich doch ferner mit Ihrer so schätzbaren Freundschaft. Sie können keinen Freund haben, der Ihren Verdiensten mehr Gerechtigkeit erweiset, als ich; und auch Römhild hat durch mich Sie hochschätzen lernen.

Ihre Critik meiner Ode zeuget von Ihrer bekannten Einsicht. Ihr Tadel ist mir so angenehm gewesen, als Ihr Lob: denn Sie können versichert seyn, daß ich an meinen Freunden keine Schmeichler haben will. Wie glücklich ist ein Dichter, den ein Kenner, wie Sie

beurtheilt und tadelt? Meine Muse würde sich der Vollkommenheit mehr genähert haben, wenn ich dieses Vortheils nicht entbehren müßte.

Die angezeigte ketzerische Stelle meiner Ode muß allerdings geändert werden, so gut es sich thun läßt. Es hält gar zu schwehr, mitten aus einem Stücke ein Paar Verse hinwegzunehmen, ohne daß die Folge der Gedanken und Schlüsse zerrissen werden soll. Ich glaube zwar nicht, daß ich durch den verworfenen Ort mich an dem schönen Geschlechte und der Wahrheit versündigt habe. So ein schätzbares Gut eine Geliebte auch in meinen Augen ist, so kann ich doch ihre Küsse nicht für den Hauptzweck eines Menschen halten. Aber so wahr dieses auch seyn mag, so klingen doch die Worte meiner Verse zu hart. Sie könnten mir selbst verderblich werden, wenn sie den Schönen bekannt würden. Es wäre doch artig, wenn ein jedes Mädgen, daß ich um ein Mäulgen anspräche, mir zuriefe: Zu einem edlern Zweck als Küssen eines Weibes 2c. Ihre Critik dieses Verses ist so feurig, daß ich lachend bey mir gedachte: Herr Ebert hat sie ohnfehlbar in den Armen seiner Schönen geschrieben, und Sein Eifer wird Ihm mehr, als Einen Kuß verdient haben. Alle diese Küsse hat er mir zu danken, weil ich schlecht geschrieben habe.

Wenn Sie die beyliegenden Verse Ihrem Mädgen wieder vorlesen, und selbige ihr wieder stoisch scheinen, so bedenken Sie, daß sie in Römhild unter vielen Zerstreuungen und verdrüßlichen Geschäften verfertigt worden. Wenn ich noch länger hier bleiben sollte, so würde ich ohnfehlbar unter die Zuchtruthe des Hypochonders gerathen. Aber ich hoffe, daß mein hiesiger Aufenthalt nicht mehr lange dauern wird. Alsdann muß sich zeigen, ob meine lyrische Gedichte künftige Ostern herauskommen werden, wie ich dem Verleger versprochen. Selbiger wird sich jedoch, wann es nicht geschieht, wenig beklagen können, da er sich sehr schlecht gegen mich aufführet. Ich habe ihm ein Gedicht von mir zu drucken gegeben: vermöge des Leipziger Catalogi ist es würklich gedruckt; aber ich habe es noch nicht gesehen, da mir der Verleger keine Exemplaria davon geschicket hat. Was Wunder, wenn es schlecht ist, da H. Gleim, dem ich es vor mehr als einem Jahre zur Beurtheilung zugeschicket, mir nicht einmal geantwortet? Empfehlen Sie mich Herrn Gärtnern, und leben so vergnügt, als ich Ihnen aufrichtigst wünsche. Ich bin mit vollkommenster Hochachtung

Dero ergebenster Freund und Diener
Uz.

Römhild den 6. Jan. 1753.

In dem letzten Stücke der Nachtgedanken hat Young, wie mich deucht, sich selbst übertroffen. Es scheint mir rührender und erhabener zu seyn, als alle vorige. Ihre Uebersetzung ist so schön, als die Göttinger in sogenannten Hexametern mir schlecht deucht, die nur durch die Nachricht von Young's Familie einigen Werth erhält.

„So hat auch Ebert eine Schöne?
Wie würdig seiner süßen Töne,
Wie himmlisch muß das Mädgen seyn!
O sollte mich ihr Kuß berauschen:
Wie würde Cyperns Myrthenhayn
Bei ihrem Lobe lüstern lauschen!

Doch Ebert küßt nur wie mich dünket,
Und küßt sich trunken, wie Er trinket:
Freund! singe, wann Du satt geküßt!
Da eines holden Mädgens Busen
Dein bluhmenvoller Pindus ist;
Sing auch die faulste deutscher Musen!

Die faule Muse müsse singen!
Wie hoch wird sich ein Dichter schwingen,
Dem Amor seine Schwingen leiht!
Die leichten Grazien begleiten
Die Göttinn kluger Zärtlichkeit;
Und Scherze flattern ihr zur Seiten.

Da mich, der nur beim Weine lachte;
Da Chloe mich zum Dichter machte;
Besang ich Chloen, und gefiel.
Nun ach! da mich kein Mädgen liebet;
Wovon ertönt mein Saitenspiel,
Als von Moral, die nur betrübet!

Bey mir wird jede Muse wilde:
Wir irren einsam durch Gefilde,
Durch Wälder, die der Herbst entlaubt.
So stoisch, als Du mich beschriebest,
Flieh ich, was weise Ruhe raubt:
Die losen Mädgen — — doch Du liebest!

Ich suche dauerndes Ergetzen:
Kein Wunsch nach aufgehäuften Schätzen,
Kein unzufriedner Wunsch erwacht,
Mein freies Herz trotzt unbesieget
Dem Ehrgeiz, der nur Sclaven macht,
Und seine Sclaven stets betrüget.

Der Liebling eines blöden Fürsten
Mag, unerquickt, nach Ruhe dürsten!
Die Unruh folgt ihm überall.
In allen Augen und Geberden
Zeigt bange Furcht ihm seinen Fall:
Der Sclave fürchtet frei zu werden!

O möchte zwischen Wald und Sträuchen
Mein Leben sanft vorüber schleichen,
Wie jener Bach geruhig fließt!
Doch wo durch Thäler oder Triften
Sich seine milde Fluth ergießt,
Lacht fetter Klee und Bluhmen düften.

Verfließt, ihr Tage meines Lebens!
Zwar unbemerkt, nur nicht vergebens
Für meiner Mitgeschöpfe Glück!
So mag von mir die Nachwelt schweigen!
So sei ein glänzendes Geschick
Dem kühnen Laster ewig eigen!“

Als Nachschrift zu dem poetischen Briefe: „Auch Dich, mein Ebert, hat ein Mädgen hintergangen“ schreibt Uz:

III.

„Nehmen Sie diese Verse, werthester Freund, als eine Schadloshaltung wegen derjenigen Ode an, welcher ehemals Ihr Name vorgesetzt gewesen, die aber nunmehr dieser Zierde entbehrt. Ich hatte gar bald den Uebelstand derselben und daß Kopf und Fuß nicht zusammenstimmen, bemerket, und als mir schon vor einiger Zeit die traurigen Umstände Ihrer Liebe bekannt worden, faßte ich um so ehender den Schluß, die ersten Strophen zu unterdrücken.

Ich vermuthe, daß Ihnen die neue Auflage meiner Gedichte schon zu Gesichte gekommen. Beurtheilen Sie dieselbe auf das schärffste, u. entziehen mir den Beystand Ihrer gründlichen Critik nicht, um wenigstens einigen Grad der Vollkommenheit zu erlangen. Sie werden mich gelehriger finden, als die meisten Dichter zu sein pflegen. H. D. Ripping wird Ihnen diesen Brief behändigen. Da Sie denselben genauer kennen zu lernen Gelegenheit haben, so werden Sie urtheilen, daß seine Abreise von Anspach für seine hiesigen Freunde ein großer Verlust sey.

Empfehlen Sie mich H. Prof. Gärtnern und Seiner vortrefflichen Gattinn, und versichern dieselben meiner ehrerbietigen Hochachtung.

Leben Sie glücklich und vergnügt. Ich bin mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers

Dero gehorsamster Diener
J. P. Uz.

Anspach den 18. Nov. 1754.

Warum haben Sie Ihren ehemaligen Vorsatz fahren lassen, die Briefe des Fitzosborm zu übersetzen, daß wir uns mit einer schweizerischen Uebersetzung behelfen müssen? So unangenehm sie zu lesen ist, so ist mir doch lieber sie, als gar keine, zu haben; weil die Briefe selbst mir vortrefflich scheinen. (Forts. folgt.)

Theater und Musik.



Seit unserm letzten Berichte hat sich wenig Neues in der dramatischen Welt ereignet. Zwei Todesfälle fanden statt, die in verschiedener Weise das Leben auf der Bühne scharf commentiren helfen. In Wien starb die einst weitberühmte Sängerin Clara Stöckl-Heinefetter, die, nachdem sie bei der Geburt eines Kindes ihre herrliche Stimme verloren, in Wahnsinn verfallen war und die letzte Zeit ihres Lebens in einem Irrenhause zugebracht hatte. Ferner erlag in Berlin einer plötzlichen Krankheit der Schauspieler Reger, dessen Wirksamkeit am Frankfurter Theater in der Zeit seiner besten Kraft mit vollem Rechte hochgeschätzt wurde, obgleich es ihm in Berlin nicht gelang, zur Geltung zu kommen. — Fräulein Seebach fährt noch immer fort, auf ihren Gastspielreisen Beifall einzuernten. — In Braunschweig erwarb Frl. Thate bei der Aufführung von Gutzkow's geistvollem Schauspiele „Ella Rose“ reichen Beifall. Neben ihr waren die Herren Feltscher und Jaffé als Tailfourd und Kemble ausgezeichnet. An demselben Theater kam auch „die sicilianische Vesper“ von Verdi, durch den Kapellmeister Fr. Abt einstudirt, zur Darstellung. Dieselbe Oper ist auch in Darmstadt gegeben worden. — Frl. Janauscheck aus Frankfurt a. M. hat bei einem Gastspiele in Magdeburg großen Erfolg gehabt und ist als Orsina im königlichen Schauspielhause in Berlin mit entschiedenem Beifall aufgetreten. — Der pensionirte Hofschauspieler Rott in Berlin gastirte am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater daselbst; er hat den Ertrag seines Honorars wohlthätigen Anstalten gewidmet. — An demselben Theater ist „Wollenweber und Triesel“, eine Localposse von Bahn, und am Königstädtischen Theater daselbst „die Geldfrage“, „la question d'argent“ von Dumas in der Uebersetzung mit weniger Erfolg als man erwartete, gegeben worden. Die Oper „Die Nibelungen“ von Dorn hat in Wien nicht denselben günstigen Erfolg gehabt, der ihr in Berlin zu Theil wurde; in Hamburg ist eine neue Oper „Bianca Sifredi“ vom dortigen Kapellmeister Düpont in Scene gegangen. — Auch in Wien haben die symphonischen Dichtungen von Franz Lißt ebenso wenig durchgreifende Wirkung gehabt wie anderwärts. Eine Aufführung seiner „préludes“ bei einem Concerte im kaiserlichen Redoutensaal stellte das ungünstige Urtheil sogleich fest. Lißt's persönlicher Einfluß hat inzwischen bei seinem Aufenthalte in Leipzig den alten Zauber geübt und ihm lebhafte Ovationen gebracht. — In Berlin ist Michael Glinka, einer der größten der jetzt lebenden Componisten gestorben. Er hielt sich seit längerer Zeit in Berlin auf, um daselbst im Verein mit Prof. Dehn seine Studien zu erweitern. — In Frankfurt a. M. ist zum ersten Male ein Oratorium von Spohr „der Fall Babylons“ vom Rühl'schen Gesangverein aufgeführt worden. — Auch in Elberfeld hat eine Gedächtnißfeier für Rob. Schumann stattgefunden, in welcher nur von ihm selbst componirte Werke zu Gehör gebracht wurden. — In Aachen wird dieses Jahr das niederrheinische Musikfest zu Pfingsten stattfinden. Lißt hat die Direction übernommen und Frau Bürde-Ney ihre Mitwirkung zugesagt. In Berlin erregt die Concertsängerin Frau Clara Novello bedeutendes Aufsehen; sie hat daselbst auch in einer Matinée mitgewirkt, welche zum Besten der Familie des verstorbenen Schauspielers Reger veranstaltet wurde. — In Cöln dirigirte der eben dort anwesende Kapellmeister Marschner seine Oper „Hans Heiling“ und wurde mit Jubel und Begeisterung begrüßt; seine Gattin ist daselbst als Fides im Propheten aufgetreten.



Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Kaiser Otto IV. und König Friedrich II. (1208—1212). Aus dem Nachlasse von Dr. Otto Abel. Berlin, 1856. Verlag von Wilhelm Hertz.

Wie oft wiederholt sich die vielfach bemerkte Erscheinung, daß jähen Untergang das Große und Edle findet, während das Gemeine und das Nichts sich an die vollen Schüsseln des Lebens setzt! Wen die Götter lieben, dem gewähren sie einen frühen Tod. Zumal die deutsche Literaturgeschichte ist reich an Fällen, wo viel verheißende Talente in der Blüthe ihrer Jugend und Kraft, aufstrebend zur Vollkommenheit und Reife, von dem Tode getroffen und in das Grab gestürzt wurden. Einen solchen schmerzlichen Verlust erlitt die historische Wissenschaft vor zwei Jahren durch das frühzeitige Dahinscheiden Otto Abel's. Ein weiter Kreis von Freunden, den sich der junge Privatdocent in Bonn durch sein wackeres Erstlingswerk „König Philipp von Schwaben" und die folgenden Arbeiten erworben, sah sich in den Hoffnungen betrogen, zu denen ihn das aufblühende Talent berechtigt hatte, sah sich um die bestimmte Geistesfrucht gebracht, welche dem ausgelöschten Leben für alle Zeiten ein ehrenvolles Gedächtniß erhalten hätte. Die Biographie des Kaisers Friedrich II. sollte Abel's Hauptwerk werden. Daß er zur glücklichen Vollendung der Aufgabe alle Gewähr in sich trug, dafür bürgten die früheren Leistungen, sprach außerdem die allgemeine Theilnahme, das lebhafte Interesse, mit welchem dem Erscheinen des Werkes entgegengesehen wurde. Das Schicksal wollte, daß der Entwurf unvollendet in das Grab genommen werden mußte. Nur ein Bruchstück, das jedoch in gewissem Sinne ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, war Abel zu vollenden gestattet. Das angezeigte Buch enthält dieses Fragment.

Die Monographie nimmt ihren Anfang vor dem Jahre 1208. Ein Reich ohne König und ein König ohne Reich. Das war im Sommer dieses Jahres der Zustand Deutschlands. Der plötzliche Tod des Königs Philipp hatte alle Verhältnisse verwirrt und verschlungen. Wie es Otto IV., dem Gegenkönige des Verstorbenen, gelang, durch eine Politik der Weisheit und der Mäßigung, welche die Situation gebot, die widerstrebenden Elemente zu vereinigen, die drohende Gefahr der Einmischung des Auslandes, Dänemarks zumal und Frankreichs, abzuwenden, wie der kurz zuvor noch ganz ohnmächtige König Otto inmitten der allgemeinsten Anarchie, wo Alles aus den Fugen zu fallen drohte, durch die thatkräftige Unterstützung des Erzbischofs Albrecht von Magdeburg und des Bischofs Conrad von Speier zu der größten Bedeutung sich emporschwang, wie die Fürsten des Reichs ihm auf dem Tage von Halberstadt (22. September 1208) ihre Stimme gaben, wie er durch das scheinbare Eingehen auf die Politik der römischen Curie die Hülfe des Papstes Innocenz III. gewann und die Meinung auf dem Reichstage zu Frankfurt schon am Martinsfeste des Jahres 1208 erlangte: das entwickeln die beiden ersten Capitel unsres Buches in gedrängter, aber übersichtlicher Kürze. Nur bei dem letzten Act verweilt die Schilderung länger; das Colorit wird wärmer, lebendiger. „Mitten in den weiten Ring der Versammelten ward ein Evangelienbuch gebracht, Otto legte seine Hand darauf und schwur, die Freiheit der heiligen Kirche und ihrer Diener zu beschützen, mit allen seinen Sinnen über der Wahrung des Friedens zu wachen, ein gerechter Richter zu sein immerdar und männlich zu bekämpfen jeden Feind der Christenheit. Kanzler Kunrat überreichte jetzt dem Könige feierlich die Zeichen der Herrschaft, und zum erstenmal bestieg nun Otto, die Krone Kaiser Karl's auf dem Haupt, die heilige Lanze in der Hand, den Thron, um die höchste königliche Pflicht zu üben, um Recht zu sprechen. Und was hätte dringender Gerechtigkeit und Sühne erheischt, als der noch ungestrafte Mord König Philipp's? Ein zartes Mädchen Beatrix führte als das älteste Glied des verwaisten Hauses

seine Sache. Schüchtern trat sie an der Hand ihres Vormundes Kunrat in den Kreis der Fürsten und fiel weinend dem Könige zu Füßen. Schmerzlich war Alles bewegt, und nach einstimmigem Fürstenspruch erklärte Otto den Mörder für geächtet, für recht- und friedelos. Dann ging man über zu freudigerem Thun. Der König verkündigte, daß Beatrix von heute an in seiner Mundschaft stehe und daß er, sobald sie zu ihren Jahren gekommen sei, sich mit ihr als seinem ehelichen Gemahl verbinden werde &c." Im nächsten Abschnitt sehen wir den König nach altem deutschem Rechtsgebrauch durch festlichen Umritt von seinem Reiche Besitz nehmen. Wir folgen ihm nach Mainz und Cöln, auf seinen Fahrten nach Weingarten, Altdorf und Ravensburg; wir lernen die Maßregeln, das Bündniß mit England und den Compromiß mit Dänemark kennen, wodurch er seine Herrschaft stärkt und befestigt. Wir treten alsdann in die festlich mit Maien geschmückte Mainstadt Würzburg, wo in glänzender Fürstenversammlung die Lehne vertheilt werden, und Otto den Entschluß faßt, auch die Kaiserkrone zu erwerben und in die Ordnung der italienischen Angelegenheiten entscheidend einzugreifen. Ein Heer wird gerüstet; die Mannen sind aufgeboten. Am Gestade des Gardasees macht der Zug Halt am 18. August 1209. Seit Jahren stand zum erstenmal wieder ein deutscher König mit seinen tapfern Heerhaufen auf wälschem Boden. „Italien zitterte bei seinem gewaltigen Anzuge."

Bis dahin ist Abel's Darstellung die reinste dramatische Entwickelung. Er erzählt den Verlauf der Handlung Schlag auf Schlag; durch Nichts, durch keine Reflexion, keine Rundschau oder Betrachtung ist der Fortschritt jener retardirt. Der Leser ist mitten in den Strom der Ereignisse hineingerissen worden, medias in res. Eine hohe und echte Kunst bekundet sich in dieser Composition. Kein müßiger Vorbau stört; die mitgetheilten Daten greifen in der gegebenen Zusammenstellung fest ineinander und fügen sich wie Angeln. Ein Ruhepunkt wird bei dem bezeichneten Moment gewonnen. Die erste Hälfte des fünften Capitels versetzt uns nach der Lombardei; ein gelungenes Bild der Lage Ober-Italiens entrollt sich. Man besitzt jetzt dort die Freiheit, um die man unter Friedrich I. so lange gekämpft, und uneingeschränkter als es die kühnsten Wünsche je erstrebt hatten: in zwölf Jahren war kein Kaiser im Süden der Alpen gesehen worden, kein kaiserliches Recht zur Ausübung gekommen. Aber das Land war darum mit Nichten glücklicher. Unter dem Furcht und Ehrfurcht gebietenden Walten Friedrich's und Heinrich's waren Herrschsucht, Trotz, Ehrgeiz, alle Eigenschaften einer in Kraft überschwellenden Zeit in Schranken gehalten und durch die Richtung der von Außen drohenden Gefahr veredelt: seitdem man jedoch nicht mehr eifersüchtig über die Erhaltung der Unabhängigkeit zu wachen nöthig hatte, kehrte sich jede Kraft und Leidenschaft nach innen und alle die Uebel stellten sich ein, die der Mißbrauch der Freiheit mit sich bringt. Die große Errungenschaft des Friedens von Constanz, der lombardische Bund hatte sich aufgelöst; Sonderinteressen und Privatfeindschaften werden mit tödtlichem Haß abgerechnet. In endloser Kette nehmen diese Fehden ihren Fortgang. Heute liegt Mantua mit den Cremonensern im Kampfe, morgen unterstützt es hingegen Verona und Brescia. Modena führt mit Reggio, Ferrara mit Ravenna Krieg. Im Vordergrunde aller dieser Kämpfe stehen mit altvererbtem Haß auf der einen Seite Mailand, das an Piacenza und Brescia, auf der andern Cremona, das an Pavia und Parma seine sicheren Verbündeten hat. Dazu kam, daß sich bereits auf's Neue wieder einzelne kriegsgewaltige Geschlechter erhoben, denen es nicht an Ehrgeiz fehlte, die natürliche Entwickelung der Republiken von zügelloser Freiheit zur Tyrannis im eigenen Vortheil zu befördern. Es waren dies namentlich die Markgrafen von Este und das Haus der Ezeline; diese verwegenen Abenteurer wie die Städte begrüßten Otto bei seiner Ankunft auf das Zuvorkommendste, Alle hofften von der Macht des Königs Gewinn für die Eigen- und Selbstsucht. Otto fühlte mit Stolz, daß er auf eigenen Füßen stehe: das geeinigte Deutschland hatte er auf seiner Seite, und Italien, das die Entfaltung der deutschen Macht so oft nur gehemmt und geschwächt hatte, versprach diesmal eine wirkliche Stütze des Königs zu werden. Es zeigte sich, wie tief das Bewußtsein und auch das Bedürfniß einer kaiserlichen Obergewalt in Italien gewurzelt war. Wohin der König kam, überall wurde ihm ein herrlicher Empfang zu Theil, und die Städte, die er nicht selbst besuchen konnte, ließen ihn durch Gesandtschaften ihrer dienstwilligen Gesinnung versichern: wenn selbst die stolzesten, wie Venedig, Mailand, Genua darin nicht zurückblieben, wie viel weniger alle die mindermächtigen zwischen dem Mittelmeer und der Adria. Sogar Innocenz selbst war überrascht von dem außerordentlichen Erfolg, den Otto's Auftreten hatte; er ging dem Könige nach Viterbo entgegen. Der ehrliche deutsche Chronikschreiber, dem Abel für diese Partie folgt, kann nicht Worte genug für die Herzlichkeit finden, welche beide, Papst und König, bei der Zusammenkunft an den Tag legten, wie sie sich umarmten und küßten, ja wie sie gar vor lauter Freude weinten. „Sie saßen in Freundschaft zusammen und aßen und tranken und blieben einen ganzen Tag vergnügt bei einander." Am 4. October 1209 vollzog sich in Rom die Kaiserkrönung.

Sobald sie erlangt war, änderte König Otto sein Benehmen zur Kirche. Das sechste Capitel beschäftigt sich mit den Ursachen und Motiven, welche den Bruch mit dem Papste herbeiführten, und mit der Kritik der Beweggründe. Ein Jahr zuvor hatte Innocenz dem Könige geschrieben, „uns Zweien ist die oberste Regierung dieser Welt anvertraut; sind wir einträchtig im Guten, dann werden nach dem Worte des Propheten Sonne und Mond an ihrer rechten Stelle stehen; was ungleich ist, soll eben und was höckericht ist, soll schlicht werden. Uns beiden kann dann Nichts widerstehen: führen wir doch die zwei Schwerter, von welchen die Apostel zu dem Herrn sprechen und er antwortete, es ist genug." Damals bedurfte Otto des Beistandes der Kirche, um seine Stellung in Deutschland zu fundiren; nach den Erfolgen in Italien, nach der Kaiserkrönung glaubte er die Rolle der Sonne für sich in Anspruch nehmen zu dürfen. Innocenz wünschte die Rückkehr des Königs nach Deutschland; dieser forderte die Krone von Apulien und Sicilien. Unterhandlungen führten zu keinem Resultate; Otto beharrte bei der Forderung, traf Anstalten, sie wider den Willen des Papstes durchzusetzen, worauf Innocenz am 18. Novbr. 1210 mit dem Bannfluche antwortete.

Die Darstellung des Bruches zwischen Kaiser und Kirche ist die Achillesferse in Abel's Arbeit. Offenbar nimmt er Partei für den König; er vertheidigt denselben, so weit dies irgend angänglich. Die Theilnahme erklärt sich leicht und ist natürlich. Eine mehr objective Auffassung indeß würde es nicht unterlassen haben, bei dieser Gelegenheit der Energie und Consequenz des großen Papstes mehr Rechnung zu tragen, würde es nicht versäumt haben, hervorzukehren und zwar mit Schärfe, daß der Entschluß Otto's, das Sicilische Reich dem König Friedrich zu entreißen, weniger einem bestimmten Programm entsprang, weniger auf einen festen Plan und auf die Charakterstärke des Königs zurückzuführen ist: König Otto entschied sich zu dem folgenschweren Bruch mit der römischen Curie leichtsinnig und vorschnell, das Glück hatte ihn trunken gemacht und geblendet. Abel mag das Urtheil aus Interesse für seinen Helden nicht aussprechen, aber es liest sich aus allen Thatsachen heraus.

Der siebente Abschnitt gewährt trotz der minutiösen Details, welche in die Schilderung aufgenommen sind, eine überaus klare Uebersicht der Lage der Dinge in Unteritalien seit dem Tode Heinrich's VI.; der achte — vielleicht die Glanzstelle des ganzen Buches — handelt die Jugendgeschichte Friedrich's II. ab. Die Geschichte weiß von vielen bedeutenden Männern zu erzählen, die in einer Jugend voll Mühen und Entbehrungen die Schule für ihre künftige Größe durchgemacht haben: wohl nie aber hat ein Fürst seine Kinderjahre so trüb und traurig verlebt als Friedrich II. Noch war er nicht drei Jahre alt, als sein Vater, noch nicht vier Jahre alt, als auch seine Mutter Constanze starb; der Erbe von halb Europa stand allein in der Welt, ohne Verwandte und ohne Freunde, schutz- und hülflos wie noch nie ein König. Das Wenige, das aus seiner Kindheit berichtet wird, zeigt, daß er in Noth und Trübsal aufwuchs. Welche gräßlichen Eindrücke prägten sich der jungen Seele während der heftigen Parteikämpfe ein, die jeder Wechsel mit sich brachte, als der Kanzler Walther, Markword und Wilhelm Capparonus um das Regiment rangen! Friedrich selbst machte eine Schilderung, wie man ihm liebe und treu ergebene Männer von der Seite gerissen und fast unter seinen Augen verrätherisch umgebracht habe; er sah Schlösser und Dörfer zerstören, die Leichen der Erschlagenen verstümmelt oder zerstückelt Tage lang auf den Straßen herumliegen, die furchtbarsten Grausamkeiten, wie sie in Sicilien von Alters her in Brauch, durch Heinrich VI. nicht in Vergessenheit gekommen waren, wurden verübt, Menschen lebendig begraben oder mit halbem Leib als Bäume, wie man das nannte, in die Erde gepflanzt. Und das Alles geschah, so hieß es, zum Besten des Königs. „Ein Lamm unter Wölfen" — das war das rechte Wort — so reifte Friedrich zum Jüngling heran. Nach der Vollendung des zwölften Lebensjahres war er nach dem Feudalrecht der oberlehensherrlichen Vormundschaft des Papstes entwachsen; er sollte hinfort im eigenen Namen die Regierung führen. Welche Aufgabe für den Knaben! Noch nicht aus dem Knabenalter herausgetreten, ward er zum Manne erklärt: wie er seiner Kindheit nicht hatte froh werden können, so kam er nun auch um die Jünglingszeit. Abel gibt eine feine psychologische Skizze, wie unter solchen Einflüssen und Umständen Friedrich der Charakter werden mußte, der er ward. „Schon in jungen Jahren lernte Friedrich, daß er auf sich selbst gestellt sei, Niemandem trauen könne. In einem Alter, wo der Mensch sonst noch in zufriedener Unbefangenheit und Abhängigkeit dahin lebt, hatte er bereits Selbständigkeit im Denken und Handeln, berechnende Klugheit und eine seltene Menschenkenntniß sich angeeignet. Freilich konnten auch die Schattenseiten nicht ausbleiben. Diese Menschenkenntniß wurde oft zur Menschenverachtung, die Selbständigkeit zur Selbstsucht und Geringschätzung Dessen, was für Andere ein geheiligtes Ansehen hatte, zu der einfachen Klugheit gesellte sich Listigkeit und die Kunst der Verstellung; über das ganze Wesen des jungen Fürsten, dem nie ein warmes, theilnehmendes Herz entgegengeschlagen hatte, verbreitete sich früh eine eisige Kälte, die nie mehr von ihm gewichen und nur in einzelnen Fällen durch heftige, aus den Tiefen der Seele kommende Gefühlsergüsse vorübergehend gebrochen worden ist &c." Gewiß lassen sich diese Spuren und Nachwehen der Jugendverhältnisse in dem Leben Friedrich's nachweisen, aber es will uns bedünken, als habe Abel auf die nachtheiligen Einflüsse zu sehr den Accent gelegt. Wenn auch unser Verfasser Friedrich nicht als den finsteren Menschenfeind darstellt, der jeder Regung eines edleren Gefühles abgestorben, wie der Kaiser bei dem ultramontanen Höfler erscheint; die Charakteristik des letzteren hat sonder Frage auf Abel's Feder mehr als zu billigen influirt. So verdorben und moralisch schlecht war Friedrich denn doch nicht durch die Umgebung geworden, in der er aufwuchs — man vergleiche über diesen Punkt die Erörterung in dem „Untergang der Hohenstaufen" von Thaddäus Lau — und vollends wenn Abel behauptet, daß in Folge der Heirath des jungen Fürsten mit der Ungarischen Königswittwe Constanze, die fast seine Mutter hätte sein können, in seinem Verhältniß zum Weibe stets die sinnliche Seite die überwiegende geblieben, so stützt das Urtheil sich allein auf die Berichte der kirchenfreundlichen Geschichtschreiber.

Mochte Friedrich durch Erziehung und Geburt immerhin vorwiegend Italiener sein, er war es nicht in dem Grade, daß er darüber seiner Deutschen Herkunft vergessen hätte. „Nicht erst als er in seinem siebenzehnten Jahre über die Alpen kam, brauchte er die deutsche Sprache zu erlernen; an deutschen Lauten war, als er noch in Jesi unter der Pflege der Herzogin von Spoleto sich befand, sein Bewußtsein erwacht, in deutscher Umgebung wuchs er in Palermo auf, und die Macht, die noch ein halbes Jahrhundert lang deutsche Sprache und Dichtung in Unteritalien behauptet hat, ist der lebendigste Beweis dafür, daß Friedrich sie kannte und liebte. Wäre sie aber auch mit Kaiser Heinrich's Tode in Sicilien wieder verstummt, es gab noch Anderes, was den königlichen Knaben an Deutschland mahnte. Wer wollte seinen Gedanken wehren, daß sie aus den engen, drückenden Verhältnissen hinweg ihren Flug nahmen in das Land, wo seine Ahnen mit Macht und Ruhm gewaltet? In den Räumen des Königsschlosses von Palermo selber sprachen zu ihm die Bilder, die hier Kaiser Heinrich dem Andenken seines Vaters zu Ehren hatte malen lassen: wie der greise Kaiser aus der Mitte seiner fünf Söhne aufbrach zum heiligen Zug gen Jerusalem, die Fahrt durch Ungarn und

das Griechische Reich, der Kampf um Ikonium, alle Begebenheiten bis zu Friedrich's Ende im armenischen Bergstrom waren da in künstlerischer Reihenfolge dem Beschauer vorgeführt." In der That waren die Gedanken des jungen Königs frühe auf Deutschland gerichtet, er hielt seine Rechte als staufischer Erbe fest, während der neugekrönte deutsche Kaiser Italien durchzog, stellte der sicilische König zu Cataneo Urkunden für schwäbische Klöster aus. Otto's Einbruch in das Reich störte ihn aus dem fantastischen Spiel mit den Pergamenten. Der Krieg zwischen Friedrich und Otto bildet den Inhalt des neunten Kapitels. Die Waffen des Kaisers waren siegreich, schon befand sich fast ganz Apulien in seinen Händen, schon wurden die Vorbereitungen zu einem Angriff auf Sicilien gemacht, viele Große der Insel, besonders aber die unruhigen Gäste aus Afrika, die Sarazenen, traten mit Otto in Verbindung, vierzig pisanische Galeeren lagen an der Küste von Neapel und warteten des kaiserlichen Befehls, der sie nach Messina oder Palermo hinüberführen sollte, — da kam von jenseit der Alpen die Botschaft, dem gebannten Kaiser Otto sei der Gehorsam aufgekündigt, Friedrich von Sicilien sollte zum römischen Könige gewählt werden. Die päpstlichen Mittel hatten ihre Wirkung gethan. Schweren Herzens gibt Otto den Befehl zur Umkehr; in den ersten Tagen des März 1212 saß er bereits wieder im Kaisersaal zu Frankfurt.

Nicht mit so wenigen Worten, wie es geschehen, aber immer lakonisch genug berichtet Abel über Otto's Heimkehr nach Deutschland. Man fühlt das Motiv dieser Kürze um so mehr heraus, als dieselbe zu der vollen und breiten Erzählung auf den unmittelbar vorausgegangenen Seiten auffallend kontrastirt. Gerade der Lakonismus der Darstellung fordert zu Dem heraus, was der Verfasser vermieden hat und was er von Seiten des Lesers vermieden wissen möchte: zu der Kritik der Maßregel des Königs. Wie der Historiker langsam sein soll zum Verdammen, so sei er auch langsam zum Bewundern. Wir haben es bereits angemerkt, daß wir die lebendige und warme Theilnahme, welche Abel dem Haupte des deutschen Reiches zuwendet, durchaus natürlich und begreiflich finden; ganz abgesehen von dem Principe, dessen Träger Otto, freilich nicht mit dem bestimmten und klaren Bewußtsein ist, wie die beiden Friedrich oder Heinrich VI., die Verhältnisse, unter denen er sich bewegt, enthalten des Eigenthümlichen und Besonderen so viel, so viel Romantik und Poesie wenn man will, daß selbst eine nüchterne und prosaische Feder nur zu geneigt sein dürfte, sich dem bestechenden Reiz dieser Situationen gefangen zu geben. Außerdem war Otto, wenngleich weder Staatsmann noch Feldherr vom ersten Range, sonder Frage eine kräftige und bedeutsam angelegte Natur, deren Thaten und wechselvolle Lebensschicksale wohl ein hingebendes Interesse erwecken können. Aber est modus in rebus. Wir dürfen Abel nicht beschuldigen, daß er Otto's Charakter zu hoch aufgefaßt und hingestellt, daß er in dem Lobe und in der Anerkennung einzelner Thaten seines Helden zu enthusiastisch gewesen, zu excentrisch verfahren: der Vorwurf, den wir gegen den Autor erheben, trifft diesen mehr nach einer negativen Richtung. Wie er bei dem Berichte von dem Bruch des Kaisers mit der Kirche im Jahre 1210 eine eingehende Untersuchung, welche alle einschlagenden Verhältnisse ebenmäßig berücksichtigte, sorgfältig vermeidet, weil bei einer solchen das Resultat unvermeidlich, daß Otto unpolitisch und vorschnell gehandelt, so geht er auch aus dem nämlichen Grunde mit ein paar rhetorischen Schellen über den eiligen Rückzug aus Apulien hinweg. Mit dem Angriff auf Friedrich mußte der Kaiser wissen, daß der Rubikon überschritten war, daß es seitdem einen Kampf auf Leben und Tod gegen Innocenz aufzunehmen galt. Nicht Deutschland, sondern Italien war die Arena, wo dieser Kampf zum Austrag kommen mußte. Auf der apenninischen Halbinsel trafen die Schläge des Kaisers die römische Curie direct und in nächster Nähe, hier befanden sich die passendsten Objecte des Angriffs, die verwundbarsten und empfindlichsten Punkte des Gegners. Ueberdieß waren die damaligen Beziehungen des apostolischen Stuhls zu den Mächten, die Otto etwa zu fürchten gehabt hätte, keineswegs günstig. Philipp August von Frankreich, ein heller, freier Kopf, gegen dessen Energie und Gewandtheit päpstliche Anmaßungen und Uebergriffe nicht leicht durchzudringen vermochten, hatte in seinem Reiche das übliche Eroberungssystem der Kirche mit Aufmerksamkeit bewacht und mit Entschiedenheit zu wiederholten Malen abgewehrt; die kalte gemessene Höflichkeit, die im Verkehr zwischen den Höfen von Paris und Rom beobachtet wurde, verdeckte mit Mühe die bittere Feindschaft. In England ferner hatte sich im Jahre 1212 noch nicht das berufene Seitenstück von Canossa zugetragen, die Eroberung des Normannen Wilhelm war noch nicht St. Peter's Lehen: über England lag das Interdict und über Johann Plantagenet der Fluch der Excommunication. Wer sich über diese Verhältnisse weiter unterrichten will, sei auf Hurlas' Leben Innocenz des Dritten verwiesen. Endlich, was von entscheidender Wichtigkeit, in Deutschland hatten zwar die an sämmtliche Fürsten gerichteten päpstlichen Schreiben, welche Jedermann der Treue und des Gehorsams gegen den gebannten Kaiser entbanden, hier und dort Beachtung gefunden, daß aber die Zustände in keiner Weise für Otto bedenklich oder gefährlich, daß die Rücksicht auf bedrohliche Eventualitäten in Deutschland durchaus nicht seine eilige Rückkehr erheischte, das beweisen die Tage von Frankfurt und Nürnberg, welche Otto im Frühjahr und im Sommer 1212 abhielt. Sein bloßes Erscheinen genügte, um den Beweis zu liefern, daß der kaiserliche Name in Deutschland doch noch mehr gelte, als päpstliche Befehle und Bannflüche. Trotz Bann und Gegenkönig — denn die Kirche hatte sich beeilt, den Hohenstaufen Friedrich als Deutschlands Herrn zu proclamiren — erschien Otto wieder im uneingeschränkten Besitz seiner Kaisermacht, die Fürsten drängten sich huldigend und mit Bezeugungen der Ergebenheit um ihn, und „Herr Kaiser" sang Walther von der Vogelweide, indem er der Volksstimme Ausdruck lieh,

Herr Kaiser seid uns nur willkommen
Der Königsnam ist euch benommen
Und eure Krone glänzt vor allen Kronen.
Eure Hand ist stark und reich an Gut,
Und ob ihr recht oder übel thut,
So mag sie beides, rächen oder lohnen.
Auch bring ich euch die Märe:
Die Fürsten sind euch unterthan.
Sie harrten eurer Wiederkunft geduldig.

Und Meißens Fürst, der Hehre,
Ist euch ergeben sonder Wahn:
Eh blieb ein Engel Gott die Treue schuldig.

Das elfte, das Schlußcapitel der Monographie, nimmt sich den Zug Friedrich's nach Deutschland zum Gegenstande. Zu Palermo hatte der Segen des Papstes dem jungen Könige die Krone desselben Gegners angeboten, der ihn noch vor wenigen Monaten im eigenen Lande bedrohte. Aber das Geschenk wollte erst erobert sein. Die Königin Constanze und die Mehrzahl der sicilischen Großen rieth von dem Unternehmen als von einem verwegenen Abenteuer ab, jedoch Friedrich hatte bereits seinen Entschluß gefaßt: es trieb ihn fort aus den engen Verhältnissen dieses Landes, wo die Gewalt der Barone, die Oberherrlichkeit des Papstes ihm freien Wirkungskreis nicht gönnten, ihn rief der Geist seiner Ahnen. Nachdem sein kleiner Sohn Heinrich zum Könige von Sicilien gekrönt und Constanze die Vormundschaft und Reichsregierung übertragen war, ging der „erwählte römische Kaiser", ein siebenzehnjähriger Jüngling in Messina zu Schiff, riß sich von Heimath und Familie und fuhr hinaus in die See und die weite fremde Welt. Ein herrlicher Empfang wartete seiner in Rom, jenseits der Siebenhügelstadt ernste Gefahren. Otto's Anhänger hatten alle Wege verlegt; der goldene Schlüssel aus St. Peter's Schatzkammer öffnete indeß meistens die Pfade. Schwieriger erwies sich der Marsch durch die Alpenpässe; mit der Einnahme von Constanz war der Schlüssel zum Reiche gewonnen. Das Glück begünstigte das kühne Wagniß ungemein. Jeder Schritt das Rheinthal hinauf brachte Friedrich neue Freunde. Elsaß und Lothringen waren in seiner Hand; auf der Grenze beider Reiche zwischen Tull und Vaucouleurs hielt er eine persönliche Zusammenkunft mit Ludwig, dem Sohne König Philipp's, die (19. November 1212) zu einem förmlichen Bündniß führte. Eine Geldzahlung von 20,000 Mark war der Entgeld für das Versprechen Friedrich's, ohne Zustimmung Frankreichs keinen Frieden mit Otto zu schließen. Auf die Frage, wo das Geld aufbewahrt werden sollte, erklärt Friedrich, es sei nirgends besser als bei den Fürsten aufgehoben, und läßt es unter sie vertheilen. Der apulische Knabe kannte seine Leute. Höchlichst ward solche Freigiebigkeit gepriesen, und auf die Kunde, was bei dem neuen Kaiser zu gewinnen sei, schickte sich manches erlauchte Haupt zum Abfall von Otto an. Am Adventstage sieht Frankfurt den Staufen in seinen Mauern, in den nächsten Monaten erschließen sich ihm die Thore von Regensburg und Nürnberg. Der Traum, den Kaiser Otto träumte, als er in Unteritalien kriegte, wie ein junger Bär zu ihm in's Bett stieg und da schnell so groß wurde, daß er ihn hinausdrängte und allein das Lager behauptete, der Traum war zur Hälfte erfüllt. Aus dem größeren Theil des Reiches war Otto von dem staufischen Gegner verdrängt, in ganz Oberdeutschland wagte Niemand mehr seine Fahne zu erheben, und jetzt schickte sich Friedrich gar an, ihn im Norden in den welfischen Hauslanden selbst heimzusuchen.

Ob und wie weit Otto selbst an dem Resultate die Schuld trug, die Frage wird, obschon sie nahe liegt, von Abel nicht aufgeworfen. Allerdings war der außerordentliche Erfolg Friedrich's wesentlich eine Gabe des Schicksals, wesentlich durch die geschickte Benutzung der günstigen Verhältnisse herbeigeführt worden, allein kein Zweifel, auch der Fehler des Welfen wirkte mit zu dem Triumphe des Hohenstaufen. Otto glaubte im Vollbesitz der kaiserlichen Macht und Gewalt den anrückenden Knaben mit seiner Handvoll Mannen leicht unterdrücken zu können, er überschätzte in verblendeter Selbstüberschätzung der eigenen Kraft und Mittel den Gegner und die Gefahr, statt rasch und ganz zu handeln, zog er seine Streitkräfte langsam und saumselig zusammen, langsam und saumselig verwendete er sie. Statt loszuschlagen, gestatte er sich und seinen Leuten Ferien und Genuß, dessen Uebermaß die Quartiergeber und Andere im Breisgau zwang, sich mit gewaffneter Hand der bösen Gäste zu erwehren. Und als dadurch der Gegner Vorsprung gewann, tritt verzagter Kleinmuth an die Stelle der dünkelhaften Ueberhebung; fast ohne Schwertschlag gibt Otto Oberdeutschland verloren.

Die vorstehende Inhaltsrelation und die einzelnen Bemerkungen, mit denen wir jene begleitet, überhebt uns im Grunde einer weiteren Kritik. Die Analyse wird die Vorzüge des Werkes hinlänglich in das Licht gestellt haben; wo unsere Auffassung abweicht, ist es nicht verschwiegen. Es werde hinzugefügt, daß wir den Fortfall moderner Anspielungen und Beziehungen, welche sich wie Concessionen an den vulgären Liberalismus des Tages ausnehmen und denen wir hier und da, S. 14 z. B. und S. 27 begegnet sind, gewünscht hätten; auch die Vertheilung des Notenapparats auf ein eigenes Capitel scheint uns weniger zweckmäßig, als die gewöhnliche Methode, Text und Anmerkungen im fortlaufenden Tenor zu drucken. Daß aber diese vereinzelte Ausstellung die Anerkennung des Buches im Ganzen nicht beeinträchtigt, bedarf nicht erst der Versicherung. Mit der warmen Hingabe an den Gegenstand, ohne welche eine nationale Geschichtschreibung nicht denkbar ist, hat sich Abel nach gründlicher Durchforschung der Quellen in seinen Stoff vertieft, ihn geistig durchdrungen. In edler anziehender Form werden die Ergebnisse der Studien übermittelt. Was eine historische Arbeit empfehlen kann, empfiehlt diese Schrift. Um das exegi monumentum hat den Verfasser vorzeitiger Tod gebracht, den Lorbeer aber und den Ruhm trägt ihm das nachgelassene Buch ein, daß in den Kreisen, die geschichtliche Forschung zu würdigen verstehen, das Bedauern über den Spruch des Verhängnisses allgemein ist.

Die Wunder der Wasserwelt von H. Stahl. Leipzig. Verlag von Otto Spamer.

Dieses Buch gehört zu einer größeren Serie der „populären Lehrbücher aus dem Gebiete der Naturwissenschaften" und bietet eine einsichtsvolle Zusammenstellung des Wissenswerthesten, was Naturforscher und Reisende in Bezug auf das Wasser und damit verbundenen Naturerscheinungen bis jetzt entdeckt und beschrieben haben. In der Einleitung finden sich unter dem Titel: „der Mensch und das Element" in mehreren kurzen und lebendig geschilderten Aufsätzen einige der bemerkenswerthesten Fälle,

in welchen der Mensch im Kampf mit der elementarischen Macht, seine Herrschaft und die Nutzbarmachung des Wassers dargestellt wird. Hierauf werden die Ströme und Flüsse in ihrem Entstehen und in den auffallendsten Verhältnissen dargestellt und zwar vom Ursprung, den Quellen und Gießbächen ausgehend, deren Betrachtung den Verfasser wieder auf die verschiedenen außergewöhnlichen Naturerscheinungen der heißen und Mineralquellen führt, zu den Wasserfällen, wobei alle berühmten Kataraken der Welt dem Leser vorgeführt werden, bis zu den Riesenströmen und den Hauptstraßen des Verkehrs. Auch das Verschwinden einiger Flüsse ist dazwischen kurz berührt. Alsdann folgt in ähnlicher Weise die Betrachtung der Seen, Sümpfe und Moore, an die sich das Meer und seine Wunder, die Küsten, Bewegungen und Strömungen desselben, Beobachtung des Meergrundes und die unsichtbare Wasserwelt, zu welcher die Infusorien und durch dieselben bewirkte Erscheinungen gerechnet werden, sich anschließt. Den Schluß des Buches bildet eine Abhandlung: „das Wasser in seiner kosmischen Bedeutung," worin der Einfluß des Wassers auf die Bildung und Gestaltung der Erdoberfläche, die Bedeutung desselben für das Leben der Pflanzen und Thiere, und endlich sein Einfluß auf das Klima und damit auf das Körper- und Geistesleben des Menschen geschildert wird. Vier gut ausgeführte Tonbilder und mehr als hundert in den Text gedruckte Illustrationen veranschaulichen den Inhalt und machen das Buch besonders geeignet, der Jugend als anregende Einführung zum Studium der Naturwissenschaften zu dienen. Es kann bei so geringem Umfang und billigem Preise nicht leicht mehr des Interessanten und Wissenswerthen in ansprechender Form geboten werden und was ganz besonders erwähnt zu werden verdient, ist die ansprechende und leicht faßliche Eintheilung des Ganzen, der die gedrängte und dabei sorgfältige Ausführung vollkommen entspricht. Wir kommen gern gelegentlich auf die weiteren Theile dieser populären Lehrbücher zurück.

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexicon. In monatlichen Heften von 4—5 Bogen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Das erste Heft dieses neuen encyklopädischen Unternehmens reiht sich den früheren Werken ähnlicher Art in würdiger Weise an und gibt in seinem Inhalt gediegene und im Sinne des populären Zwecks vortreffliche Beiträge zum Conversations-Lexicon. Besonders hervorzuheben sind die zwei ersten Aufsätze „Die Canalisirung des Isthmus von Suez" und „Der preußische Handelsminister von der Heydt": die beide mit gründlicher Sachkenntniß und gewissenhafter Klarheit bei großer Ausführlichkeit geschrieben sind. Diesen reiht sich die Abhandlung über die „Gußstahlfabrikation" gleichmäßig an. Auch die Charakteristik Dawison's ist, was den Styl betrifft, in einer von der gewöhnlichen Art solcher Artikel vortheilhaft abweichenden Weise geschrieben, obgleich sie sich im unbedingt lobenden Inhalte der gewöhnlichen Einseitigkeit neuerer Theaterkritiken, deren Quelle meistens nicht ganz rein ist, anschließt. Die kleineren Mittheilungen am Schlusse des Heftes sind größtentheils wirkliche Ergänzungen zur letzten Ausgabe des Conversations-Lexicons und als solche jedem Besitzer desselben gewiß sehr willkommen.

Pierer's Universal-Lexicon der Vergangenheit und Gegenwart. Altenburg. H. A. Pierer,

erscheint soeben in seiner vierten, stark vermehrten Auflage, deren erste Halblieferung bereits den vollgültigen Beweis liefert, daß es dem Herausgeber mit der Verbesserung und Vermehrung seines weitverbreiteten Werkes Ernst ist. Unter den zahlreichen encyklopädischen Erscheinungen der Gegenwart zeichnet sich diese besonders durch umfassenden und vollzähligen Inhalt aus und wird somit den Zweck eines allgemein verständlichen Nachschlagebuchs für alle Fälle vollkommen erfüllen. Die gedrängte und klare Darlegung genügt dem Bedürfniß nach Erklärung und die Reichhaltigkeit der Artikel macht zugleich ein Fremdwörterhandbuch entbehrlich. Die Ausstattung ist lobenswerth und der Druck besonders klar. Das Ganze wird 20 Bände à 60 Bogen umfassen und in Lieferungen zu 6 Bogen à 5 Sgr. ausgegeben.

Die bei Hermann Costenoble in Leipzig in zweiter Auflage erschienenen Novellen: „Aus dem Frauenleben von Julie Burow, enthalten weniger Gediegenes als die Verfasserin in ihrem größern Roman geboten hat. Eigentlich ist nur die erste dieser Novellen, „der Staatsgefangene" von wirklichem Werthe; die andern sind arm in der Erfindung und „Eine dunkle Begebenheit" gehört zu den schwächsten Productionen dieser Gattung. Die meisten tragen den Stempel des Gemachten und variiren das Thema von der Aufopferungsfähigkeit und moralischen Kraft des Weibes in ermüdender Einseitigkeit.

Einen unerfreulichen Beitrag zur Particularisirung der geistigen Bestrebungen in unserm Vaterlande liefert das in Friedberg herausgegebene hessische Dichterbuch, in welchem neben sehr kargen Beiträgen aus den Werken verstorbener, theils bekannter, theils unbekannter Dichter, eine große Anzahl unbedeutender Productionen größtentheils gänzlich unbekannter Männer sich finden. Das Ganze gleicht einem Privat-Stammbuch und mag vielleicht seine Zwecke in dem engen Kreise von Bekannten jener darin auftretenden dichtenden Hessen gesucht haben.



Fünfte Abtheilung.

Die Börsen und der Geldmarkt

zu Anfang März 1857.

Der Monatswechsel ist im Börsenleben stets ein höchst wichtiges Ereigniß, indem zum Schlusse des Monats die laufenden Engagements abgewickelt und mit der beginnenden neuen Periode auch wieder neue Engagements in der Hoffnung eingegangen werden, daß der Ultimo einen erheblichen Gewinn realisiren werde. Daß dabei von wirklichen Comptant-Käufen, namentlich an der Berliner, Wiener und Pariser Börse, nicht oder sehr wenig die Rede ist, glauben wir kaum bemerken zu müssen, indem es wohl allgemein bekannt sein dürfte, daß es sich bei dergleichen Geschäften gewöhnlich nur um die Coursdifferenz handelt. Der Verlauf der Ultimo-Regulirung ist der Barometer der Börsen-Tendenz und der Stimmung des Geldmarktes und hinsichtlich des letztern geben uns die Ausweise der Hauptbanken an den wichtigsten Börsenplätzen sichere Auskunft.

Die österreichische Nationalbank constatirt durch ihren Ausweis vom 5. März eine abermalige Besserung des Verhältnisses des Metallvorraths zum Notenumlauf, indem ersterer sich um 1,033,000 fl. gehoben und die Höhe von 90,174,000 erreicht, während letzterer sich um 506,000 vermindert und auf 374,433,000 fl. reducirt hat. Das Verhältniß des Baarvorraths zum Notenumlauf, welches Ende Januar noch 1 : 4, war, hat sich seitdem auf 1 : 4,01 gestellt. Ohne die andern Ziffern des Ausweises hier weiter zu berücksichtigen, wollen wir einen andern daraus sich ergebenden, für die Geldverhältnisse Oesterreichs höchst wichtigen Umstand hervorheben, nämlich die „Abnahme der Schuld des Staates“ bei der Bank. Durch Erlaß des Finanzministeriums vom 31. August 1854 wurden der Nationalbank zur Tilgung eines Theils ihrer Forderungen an den Staat Subscriptionen auf das Nationalanlehen im Betrage von 168 Millionen Gulden überwiesen und hatte die Bank hierauf bis 24. August 1858 den baaren Betrag von 134½ Millionen zu empfangen. Der jetzt veröffentlichte Rechnungsabschluß liefert den Beweis, daß bereits im Februar d. J. diese Summe eingezahlt war und mithin die Schuld des Staates an die Bank getilgt ist, weshalb auch die bezügliche Rubrik aus dem Ausweis von nun an wegfällt, und die Bank die weiteren Einzahlungen auf den Rest der ihr überwiesenen Subscriptionen, den Bestimmungen des genannten Erlasses gemäß, an die Finanzverwaltung abzuführen hat. Was die Bank noch jetzt an den Staat zu fordern hat, besteht 1) in 56,272,000 fl., wofür ihr das diesen Betrag weit überschreitende Salzkammergut als Hypothek verpfändet ist, und 2) in 152,500,000 fl., wofür ihr Staatsgüter von höherem Taxwerth überlassen worden sind. Die ganze Staatsschuld an die Bank besteht also lediglich aus jenen 56,272,000 fl. und ist somit die unfundirte Staatsschuld, gegen welche die Bank ihre Noten emittirt hatte, gänzlich getilgt. Der Stand der Nationalbank ist hierdurch ein wesentlich mehr consolidirter geworden und darf der Termin der Wiederaufnahme ihrer Baarzahlungen als beträchtlich näher gerückt angesehen werden. — Auch in die Staatskassen fließen die Einzahlungen auf das National-Anlehen in beschleunigter Weise ein und der Geldstand in Wien hat sich so sehr gebessert, daß die Wechselcourse sich immer günstiger für diesen Platz

stellen. So standen z. B. in Frankfurt Wechsel auf Wien Anfangs Februar 113¾, während am 2. März der Cours derselben 115 war und bis Ende März wahrscheinlich noch etwas höher gehen wird.

Die Preußische Bank zeigt in ihrem Ausweis per Ende Februar eine Zunahme des Baarvorraths um 2,524,000 Thlr., des Bestandes der Cassenanweisungen um 663,000 Thlr. und der Lombards um 862,000; wogegen aber die Ziffern des Portefeuilles um 4,306,000 und die des Notenumlaufs um 1,337,000 abgenommen. Dieser Ausweis liefert wieder den Beweis für einen bei der Bank vorhandenen Geldüberfluß, welcher aber nicht voraussetzen läßt, daß man den Wechselverkehr absichtlich um 4,306,000 Thlr. beschränkt hat, sondern es ist weit eher anzunehmen, daß die Höhe des Bank-Discontos, welcher gegen alle anderen deutschen Geldmärkte um Procente differirt, die Verringerung veranlaßt hat. Indessen vermehrt die gleichzeitige Verminderung der Notenmission, gegenüber dem gestiegenen Baarvorrath, die Bedingungen für eine baldige Herabsetzung des Discontos. Dem hohen Disconto ist also lediglich die Steigerung des Metallvorraths der Bank zuzuschreiben, nicht aber dem allgemein günstigen Zustande des Geldmarktes, der allerdings, wenn jener Umstand als Barometer für ihn gelten sollte. nichts zu wünschen übrig ließe. Leider ist dies nicht der Fall, denn der Ueberfluß der Preußischen Bank entspringt, wie bemerkt, aus der Aufrechthaltung des hohen Discontosatzes, der an und für sich die Geschäftsthätigkeit beeinträchtigt und die Ansprüche an den Metallschatz des Instituts reducirt, was deutlich aus der Abnahme der Ziffer des Portefeuilles hervorgeht. Wir haben von einem Geldüberfluß der Bank gesprochen und werden nachstehend die Rechtfertigung dieses Ausdrucks versuchen. Bei einem um 2,524,000 Thlr. gesteigerten Baarvorrath hat der Notenumlauf um 1,337,000 Thlr. sich verringert. Rechnen wir die um 662,000 Thlr. auf 2,755,000 Thlr. gestiegenen Vorräthe an Cassenanweisungen, als Deckung aller sofort realisirbaren Forderungen, so bleibt immer noch ein Baarvorrath 11,615,000 Thlr. von der Notenemission unbedeckt, groß genug, um von einem Geldüberfluß der Bank zu sprechen. — Alle bis jetzt veröffentlichten Ausweise deutscher Banken (incl. der preußischen Provinzialbanken) ergeben eine im Februar eingetretene Geschäftserweiterung; hieraus läßt sich auf's evidenteste der Widerspruch nachweisen, in welchem der Verkehr der Preußischen Bank zum öffentlichen Bedürfniß steht, denn es liegt nichts vor, was die Geschäftseinschränkung rechtfertigen könnte, wie sie bei diesem Institut eingetreten ist. Wenn darauf hin die Bank-Antheile (Actien) gestiegen sind, so spricht dies weniger für die Berechtigung der Bank, ihren hohen Discontosatz aufrecht zu erhalten, als vielmehr für die Kurzsichtigkeit der Börse, die im hohen Disconto nur Vortheil für die Bank-Antheils-Eigner sieht, ohne zu berücksichtigen, daß die Umsätze der Bank in demselben Verhältniß auch schwächer sind. Es ist darum nicht gut denkbar, daß die Bank ihren Discontosatz dem allgemein gefühlten Creditbedürfnisse gegenüber noch länger aufrecht erhalten und dadurch ihre Geschäfte noch weiter reduciren sollte. Allgemein glaubt man daher, daß der Disconto in den nächsten Tagen von 6 auf 5 % für Wechsel herabgesetzt werden, während er im Lombard-Geschäft auf 6 % bleiben wird. — Daß aber diese Herabsetzung als Nothwendigkeit sich darstellt, ist ein Beweis, daß die Geldverhältnisse in Berlin sich gebessert haben, weil sonst die Geldbedürftigen es sich gefallen lassen müßten, unter jeder Bedingung sich der Hülfe der Bank zu bedienen.

In Frankfurt ist Geld fortwährend so flüssig, daß die dortige Bank den Disconto immer mehr herabsetzen muß, um ihr Capital nur verwenden zu können. So hat sie bereits die Bekanntmachung erlassen, daß vom 7. d. M. an ihr Disconto für Wechsel auf 3½ und im Lombard-Geschäft auf 4½ % reducirt werden wird. Ist dies auch eine Maßregel, worüber die Actionäre sich zu freuen nicht sonderlich Ursache haben, so kommt der Credit zu billigem Preis aber desto mehr der Geschäftswelt zu gut.

Nach dem Ausweis der englischen Bank vom 28. Februar scheint es nicht, als wenn eine wesentliche Besserung in den Verhältnissen des Londoner Geldmarktes eingetreten wäre. Geld ist dort fortwährend sehr gefragt und da man größere Summen nur bei der Bank haben kann, so beherrscht ihr Disconto-Satz den Markt. Der Ausweis ist insofern ungünstig, als die Discontirungen in sehr umfangreichem Maaße stattgefunden und in Folge dessen die Ziffern des Metallvorraths und der Notenreserven sich niedriger gestellt haben. Da aber die im Disconto-Geschäft entliehenen Gelder am Schluß des Monats noch zum größten Theil bei der Bank beruhten, was man aus der Zunahme der Privatdepositen um 1,421,000 Pfd. Sterl. folgern kann, so waren die Einwirkungen der starken Discontirungen auf den Metallvorrath und die Notenreserven verhältnißmäßig doch nur gering. Entscheidend für die Wirkungen des Monatswechsels wird erst der am 7. d. M. zu veröffentlichende Ausweis sein. Die Einfuhr edler Metalle im Laufe des Februar ist hinter den gehegten Erwartungen zurückgeblieben und da die Geschäftsthätigkeit in den Fabrikstädten immer ein starkes Geldbe-

dürfniß erzeugt, so ist unter den obwaltenden Umständen der Geldstand insofern nicht ganz ungünstig, als die Bank die schon lange befürchtete Disconto-Erhöhung noch nicht hat eintreten lassen. Dabei behauptet aber die Londoner Börse ihre gewohnte Festigkeit und Consols wurden Anfangs d. M. 93⅞ % notirt, ⅝ % höher als zu Anfang Februar. Seit einigen Tagen sind sie sogar auf 94 gestiegen, was Angesichts der Niederlage des englischen Ministeriums im Unterhause und der bedrohlichen Aussicht einer Parlamentsauflösung doch gerade kein Symptom eines sich verschlimmernden Geldmarktes ist!

Werfen wir einen Blick auf Paris, dessen Börse für den Continent und namentlich für Deutschland maßgebender als die Londoner ist, so sehen wir, daß die 3%ige Rente im Laufe des Monats Februar von 68 auf 71 % gestiegen ist und durch diese Steigerung einen willigen Geldmarkt bekundet. Dennoch wird die Bank, trotzdem ihr Metallvorrath sich dem Vernehmen nach um 20 Millionen Frcs. vermehrt haben soll, noch zu keiner Disconto-Herabsetzung schreiten und vor der Hand die der Geschäftswelt gewährte Facilität bei der Verlängerung der Wechselfrist auf 90 Tage bewenden lassen. Der Grund zur Festhaltung ihres gegenwärtigen Discontosatzes ist ein doppelter: erstens der noch immer genirte Londoner Geldmarkt und zweitens, weil die Zunahme des Baarvorraths theilweise abermals durch erneuerte Metall-Ankäufe erreicht wurde, was ohne Opfer nicht bewerkstelligt werden konnte. Als ein gutes Zeichen für die Pariser Geldverhältnisse ist indessen der günstige Verlauf der Februar-Liquidation anzusehen, aus welcher die 3%ige Rente mit einer Steigerung hervorging, während die Prämien sämmtlich gekündigt wurden und Report keinen hohen Stand erreichte.

Als Resumé ergibt sich aus vorstehender Darstellung des Standes des Geldmarktes an den Haupt-Börsenplätzen zu Anfang dieses Monats, daß derselbe sich seit Anfang Februar wesentlich gebessert hat. Betrachten wir aber die Börsen und die Entwickelung der Course im Laufe des Monats Februar, so finden wir, daß dieselbe nicht so vor sich gegangen, wie man bei dem guten Geldstande und dem Mangel aller nachtheiligen Einflüsse von Außen wohl erwarten durfte. Namentlich gilt dies von den deutschen Börsen! Paris, wo das Geldbedürfniß viel fühlbarer ist als in Deutschland, steigt fortwährend und unsere Börsen bleiben zurück und konnten kaum die Course von Anfang Februar behaupten. Wohl sind die deutschen Staatspapiere (mit Ausnahme der Preußischen Staatsschuldscheine) im Laufe des Monats etwas höher gegangen, bei keinem jedoch beträgt die Besserung ein volles Procent, während die Speculationspapiere, und namentlich Creditactien, mit Ausnahme der Darmstädter und der österreichischen, sämmtlich unter pari stehen. Woher diese Mattigkeit der Börsen, dieser Mangel an Energie, dem von Paris aus gegebenen Impuls zu folgen? — Wir können nicht anders diese Frage beantworten, als indem wir unsere Börsen für krank erklären, und die Börsenberichte und Coursblätter eines jeden Tages bestätigen diesen unsern Ausspruch! Der Krankheitsstoff liegt in dem Ueberfluß an Speculations-Material und der Arzt fehlt, der mit der Erkenntniß der Quelle des Uebels dieses selbst zu heilen im Stande wäre. Die Börsen leiden an einer Indigestion, weil sie im vergangenen Jahre sich den Magen etwas überladen haben. Sie sind mit Material überfüllt, und bevor nicht die neu entstandenen Creditbank- und industriellen Actien voll eingezahlt und in feste Hände übergegangen sind, ist auf eine durchgreifende, entschiedene Besserung nicht zu rechnen! — Sehen wir aber die in den Börsenorganen enthaltenen langen Listen von den in jedem Monat fälligen Einzahlungen an, so können wir die Apathie der Börsen nur gerechtfertigt finden. Warum sollten sie auch, da so viel Waare am Markte, dieselbe theuer bezahlen, wenn sie zu billigem Preise sie haben können? Zudem werden die Papiere durch die bereits darauf geleisteten Einzahlungen mit jedem Monat schwerer und darum die Speculation darin immer unbequemer, während es anderseits auch an Motiven fehlt, welche eine starke Courssteigerung rechtfertigen könnten. Das Privatpublicum beobachtet eine weise Zurückhaltung und hat die im vergangenen Jahre in der Periode des Börsenschwindels (unseligen Andenkens!) erlittenen Verluste noch nicht verschmerzt — geschweige denn vergessen. Es will erst die Resultate der neuen Schöpfungen abwarten, ehe es sich auf's Neue dabei betheiligt, und placirt einstweilen seine Ersparnisse in zinstragenden, sicheren Staatspapieren, die ihm zwar nur eine mäßige Rente abwerfen, aber dabei den Vorzug haben, daß man sie zur Zeit der Noth ohne Schwierigkeit und Verlust verwerthen kann. Daher auch das Steigen dieser Effecten, gegenüber dem Rückgange, oder wenigstens der Flauheit der vorjährigen Schoßkinder der Börsen!

Sehen wir uns aber nach einigen derselben um, die als Ausnahme noch nicht unter pari stehen und an allen Börsen gehandelt werden, so finden wir zunächst die österreichischen Creditactien um eine Kleinigkeit höher. Am 2. dieses Monats hat in Wien die General-Versammlung der Actionäre stattgefunden. Man hatte von derselben große Resultate erwartet, und siehe da — der Berg gebar eine Maus!

Die Verhältnisse der Anstalt waren, ebenso wie die auf Höhe von 12 Gulden festgesetzte Dividende, bereits vorher bekannt, und mußte daher die telegraphische Mittheilung des Resultats der General-Versammlung ohne Einfluß auf den Stand des Courses bleiben. Die Darmstädter Bankactien, welche durch eine für das Jahr 1856 vertheilte Dividende von 15% wohl Anspruch auf einen höheren Coursstand hätten, leiden unter der allgemeinen Ungunst, welcher alle Creditactien verfallen sind und werden noch obendrein durch eine wohlorganisirte Contremine gedrückt, welche namentlich in Berlin sehr thätig und jeden Aufschwung des Courses energisch niederzuhalten bemüht ist. Anfangs Februar noch zu 317 notirt, sehen wir diese Actie jetzt auf 307 gewichen, ohne daß in den Verhältnissen der Anstalt ein Motiv für diesen Coursrückgang vorhanden wäre. Daß dies Institut sich mehr und mehr an industriellen Unternehmungen betheiligt, und ihr starkes, früher größtentheils in Börsen-Speculationen thätiges Capital jetzt auch der Industrie zuwendet, ist lobend anzuerkennen, und ermangeln wir darum auch nicht, hiervon Act zu nehmen. Neben diesen beiden Creditactien hat nur noch ein Papier die Aufmerksamkeit der Börsen in erhöhtem Grade in Anspruch genommen: nämlich die französisch-österreichische Staatsbahn-Actie. Der Umstand, daß dies Effect nicht nur an den deutschen Börsen, sondern auch an der Pariser einen Markt hat, trägt nicht wenig zu seiner Festigkeit bei, und obschon die Einnahmen in jedem Wochenausweis ein Minus gegen das Jahr 1856 aufweisen, hat sich ihr Cours doch im Februar um nahe an 10 Gulden gehoben, nachdem die Ueberzeugung Raum gewonnen, daß der Ausfall in den Einnahmen dieses Jahres nicht in einer wirklichen Verkehrsabnahme seinen Grund hat, sondern darin, daß die im vergangenen Jahre im Januar und Februar sehr starken Getreidetransporte, welche in diesem Jahre wegfallen, die Einnahmen des Jahres 1856 über ihr normales Verhältniß gesteigert hatten. Von verschiedenen Seiten ist man jedoch anderer Ansicht (und wir glauben: nicht ohne Grund!). Bei normalen Verkehrsverhältnissen sollen die Erträgnisse nicht hinreichen, um eine dem jetzigen Coursstande entsprechende Rente in Aussicht zu stellen. Allerdings ist aber auch bei der Festigkeit des Courses der Staatsbahn-Actien nicht außer Acht zu lassen, daß der Pariser Crédit mobilier sie patronisirt!

M. A. Peiser.

Aufschwung der Stadt Chicago in Illinois.

Die Stadt Chicago, am Michigan-See, Illinois, wird seit den letzten Jahren allgemein als der beträchtlichste Hafen der Welt für den Getreidekauf aus erster Hand angesehen. Ueber den Aufschwung dieses Handelsplatzes gibt die vorjährige Uebersicht erstaunliche Aufschlüsse. Der Hauptverkehr bewegt sich daselbst auf den großen Seen des nordwestlichen Amerika, und die directe Verbindung mit den Eisenlagern des Nordens am lake superior, dann die leichte und wenig kostspielige Zufuhr von Brennmaterial aus den südlich gelegenen, vortrefflichen Kohlenlagern erleichtert die Entwickelung der Industrie und schafft schnell die wichtigsten Verbindungen. So ist die directe Eisenbahnverbindung bis nach New-Orleans und zum Golf von Mexico zu erwarten, während nach Westen die Schienenwege bereits den Mississippi erreicht haben und sich dem stillen Ocean immer mehr nähern. Nach Osten unterhält eine ganz neue Eisenbahn die wichtige Verbindung mit dem atlantischen Ocean und den jenseits desselben gelegenen Ländern.

Die Zufuhr von Mehl betrug im Jahre 1852: 53,337 Faß — diejenige Quantität, welche in der Stadt gebraucht wurde, nicht gerechnet. Im Jahre 1853 betrug sie etwas weniger, im Jahre 1854 dagegen 158,375, 1855: 240,662 und 1856 stellt sich ein weiterer Zuwachs von 84,257, oder im Ganzen eine Zufuhr von 324,919 heraus. An Waizen stieg die Zufuhr von 1852 bis 1855 um acht Millionen Scheffel. Wenn man bedenkt, daß dies Verhältniß sich auf den Handel einer erst kurz gegründeten Stadt bezieht, so kann man sich einen Begriff davon machen, welcher Zukunft dieselbe entgegen geht. Berechnet man den Scheffel Waizen zu 1¼ Dollar Durchschnittspreis, so beträgt der Zuschuß des jährlichen Umsatzes 21,127,500 Dollar. Die Getraide-Ernte von Illinois allein wurde im Jahre 1855 auf 180 Millionen Scheffel geschätzt. Die Zufuhr im Allgemeinen betrug im Jahre 1856 für Chicago 11,888,398 Scheffel und dabei war sie durch das trockene Wetter sehr zurückgehalten. An Hafer wurden 1856 etwa 72,729 Scheffel weniger umgesetzt als 1855. Dies kam daher, weil die Hafterernte in Ohio und in den östlichen Staaten besonders gut gerathen war und deshalb weniger Nachfrage stattfand. Auch in Gerste wurde sehr viel umgesetzt, was theilweise daher rührt, daß das Lagerbier in letzter Zeit besondere Aufnahme findet. Butter, Schweinefleisch, Wolle und Kohlen sind Handelsartikel, die in Chicago ebenfalls viel Nachfrage erfahren.



Sechste Abtheilung.

Original-Correspondenzen.

New-York, im März.

Gefährlicher Eisgang. — Mrs. Patten. — Tod des Dr. Kane.

Obgleich alljährlich gewaltige Eismassen in unserem Hafen und den Flüssen sich sammeln, so geschieht es doch sehr selten, daß eine feste Decke sich bildet, die den Uebergang von einer Seite des Hafens zur andern gestattet. Diese Erscheinung fand zuletzt im Jahre 1852 statt, als der east river von Küste zu Küste fest zufror, und sie wiederholte sich in diesem Jahre, wo an einem einzigen Tage etwa 20,000 Menschen die Gelegenheit ergriffen, um den Weg zu Fuß zu machen, der sonst nur durch Vermittlung von Kähnen und Booten zurückgelegt wird. Die bunte Menge bot auf der weiten, glänzenden Fläche einen überraschend prächtigen Anblick dar; nicht nur Männer und Knaben unternahmen das Wagniß, sondern auch eine große Anzahl Frauen überschritten unter dem beifälligen Zurufen der am Ufer versammelten Menge die Eisdecke. Dies dauerte bis ungefähr gegen 4 Uhr Nachmittags, als die Ebbe eintrat und die verdächtige Bewegung des Wassers den Zuschauern Besorgniß einflößte, die sie den kühnen Spaziergängern mittheilten. Es befanden sich noch ungefähr fünfhundert Personen auf der Eisfläche, als diese am diesseitigen Ufer sich wirklich in Folge der eingetretenen Senkung des Wassers loslöste. Rasch suchten nun die Bedrohten das Ufer von Brooklyn zu erreichen, aber bevor sie in eiligem Lauf dort anlangten, brach auch an dieser Seite das Eis los und die ganze ungeheure Decke schwamm in majestätischer Bewegung der Oeffnung der Bucht zu. Das Entsetzen der Gefährdeten stand mit dem Schrecken der Zuschauer auf gleicher Höhe; man machte sogleich Versuche, mit Booten zur Aufnahme der Hülfsbedürftigen an der ungeheuren Eisscholle anzulanden, aber mehrmals mißlang dies Unternehmen. Zuletzt gelangte ein Boot glücklich zum Festhaken und rasch schlossen sich ihm drei große und eine Unzahl kleinere Boote an, bis endlich alle fünfhundert Menschen in völliger Sicherheit waren, und die leere Eisdecke ruhig dem Meere zuschwamm. An diesem ganzen Abend wogte eine unabsehbare Menschenmasse entlang dem Ufer in buntem Gewühle auf und ab, um die Gegend zu betrachten, die einem so seltsamen Schauspiele zur Scene gedient hatte.

Die Rückkehr einer jungen Dame, die in der Aufopferung für ihren Gatten während einer Reise nach Californien die heldenmüthigste Aufopferungsfähigkeit bewies, erregt hier seit einiger Zeit nicht unbedeutendes Aufsehen. Sie ist die Gattin des Capitän Patten, der im vergangenen Herbste von hier mit seinem Schiffe nach San Franzisco absegelte. Als die Fahrt bis zur Magelhanstraße zurückgelegt war, befiel den Capitän ein heftiges Unwohlsein, welches sich bald zur lebensgefährlichen Krankheit steigerte. Trotz der Gefahren und Schwierigkeiten der weiteren Fahrt übernahm die entschlossene, kaum zwanzigjährige junge Frau den Oberbefehl über die Mannschaft, und theilte fünfzig Tage und Nächte lang ihre Aufmerksamkeit zwischen der Pflege des todtkranken Gatten und der Leitung des Schiffes, bis sie glücklich am Ziel ihrer Reise anlangte. Sie befindet sich gegenwärtig wieder hier in New York und ihr sanftes blaues Auge, die zarte Bildung ihres Gesichtes und die schmächtige Gestalt machen es kaum glaublich, daß sie so viel Widerwärtigkeiten zu ertragen im Stande war.

Die Nachricht vom Tode des Dr. Kane, des berühmten Reisenden und Erforschers der nördlichen Gegenden traf aus Havana vom 13. Februar hier ein und versetzte alle Kenner seiner unschätzbaren Verdienste in die größte Betrübniß. Dr. E. K. Kane war im Jahre 1822 in Philadelphia geboren; er hatte frühzeitig die ausgedehntesten Reisen in Nord- und Süd-Amerika, Asien und Afrika unternommen, viele Gefahren bestanden, Entdeckungen gemacht und zuletzt noch die bekannte wichtige Expedition nach Norden geleitet, deren Resultate ein unsterbliches Verdienst für ihn bleiben werden.*)

*) In einem unserer nächsten Hefte werden wir einen ausführlichen Bericht über die Reise des Dr. Kane bringen. Die Redaction.

Philadelphia, im Februar 1857.

Eisgang. — Opernhaus. — Gesangfest. — Theater. Wissenschaftliche Vorträge. — Deutsches Institut. — Gegensätze. — Die Ermordung Burdells.

Der Winter hat in voriger Woche in sehr ungestümer Weise seine Herrschaft aufgegeben, aber für diesen unerwartet frühen Rücktritt auch eine Abstandssumme von einigen Millionen Dollars erpreßt. Die Verwüstungen, die durch das plötzliche Steigen der Flüsse, des Hudson, Delaware, Ohio, Chicago, Mississippi und anderer, in allen Theilen der Union an Städten, Brücken, Eisenbahnen und Dampfbooten angerichtet wurden, sind ungeheuer und die Zeitungen voll davon. Ist aber auch die Hauptstärke des Winters somit gebrochen, so ist doch noch keine Gefahr vorhanden, daß deshalb der Himmel Palermo's über uns aufgehen und die Wintervergnügungen ein Ende nehmen müßten. Die Fahrten über den Delaware nach dem Jerseyufer freilich, die kaum hundert Schritt von dem für die Dampfboote offengehaltenen Canal in Omnibusschlitten täglich Tausende beförderten, haben aufgehört, aber Theater, Concerte und öffentliche Vorlesungen sind noch immer zahlreich besucht. Sigmund Thalberg's zweiter Cyclus von Concerten zieht die feine Welt noch ebenso an wie der erste, und erst am 26. Januar wurde hier das neue Opernhaus, vorläufig für Promenade, Concerte und durch einen Ball eröffnet. Der Grundstein zu diesem, in italienisch-byzantinischem Style von den Architekten Lebrun und Runge (ein Deutscher) errichteten Gebäude wurde am 26. Juli 1855 gelegt, und dieses ist mit ebensoviel Geschmack als Sachkenntniß ausgeführt.

Wie bald sich freilich die Träume der Opernhausactionäre verwirklichen mögen, ist eine Frage an das Schicksal, die uns Maretzeck, Strakosch und andere Impressarios von New-York nicht leicht beantworten werden. Wie ich höre, sollen die Vorstellungen am 1. März beginnen, und Herr Marschall, dem Schauspielhäuser in Philadelphia, Baltimore und Washington gehören, der Hauptunternehmer sein, unter dem Herr Richings als Bühnendirector stände, während das Opernpersonal von New-York herbeigerufen würde. Herr Richings ist ein alter, tüchtiger Schauspieler, und seine Tochter, die in Paris zur Künstlerin gebildet wurde, wird wahrscheinlich ebenfalls in der Oper mitwirken; ich sah sie wenigstens in Louisville als Louise Miller in einem Melodram, das sie selbst aus einer französischen Uebersetzung von Schiller's Kabale und Liebe bearbeitet hatte und in das sie die Melodien der Verdischen Oper einlegte. Das ganze war eine lieblose Kabale gegen Schiller's Genius. — Die erste Kunstweihe erhält das Opernhaus am 24. Februar durch einen Festball des deutschen Männerchores, bei dem Scenen aus Rossini's „Wilhelm Tell" zur Aufführung kommen. Da ich einmal dieses Gesangvereines gedenke, so füge ich noch bei, daß der hitzige Kampf, welcher um die Leitung des im Juni hier abzuhaltenden allgemeinen östlichen Gesangfestes geführt wurde, zu Gunsten des jungen Felix Benkert von hier, eines Schülers Lindpaintner's, entschieden worden ist.

Das deutsche Theater in Philadelphia, obwohl sehr günstig im deutschen Viertel gelegen, ist in jüngster Zeit weniger in Gunst des Publicums als früher, wozu die Lücken im Personal der Schauspieler ebenso beitragen, wie andrerseits die Gleichgültigkeit eines guten Theils der Bevölkerung zur Unfähigkeit der Direction, diese Lücken zu ergänzen. Das New-Yorker Theater dagegen recrutirt sich fortwährend von Bühnen Deutschlands und ist jedenfalls das tüchtigste in Amerika, besonders im Lustspiele und Vaudeville, für welch letzteres die hiesige Bühne gar keine Kräfte hat.

Mit dem Eise scheint, wenigstens im Osten, leider auch ein junges und zu schönen Hoffnungen berechtigendes Unternehmen „aufgebrochen" zu sein, um ein amerikanisch-deutsches Wort zu gebrauchen. Im vorigen Winter nämlich wurde in New-York ein Cyclus populärer Vorträge über wissenschaftliche Gegenstände eröffnet, die sich in Kurzem der schönsten Anerkennung des Publicums erfreuten und die Deutschen anderer Städte zu edlem Wetteifer anspornten. Nichts natürlicher, als daß auch in diesem Winter die Sache neu aufgenommen wurde, und nicht allein in New-York, sondern auch in Boston, Chicago, Dubuque (Jowa), ja selbst in Philadelphia, das bis dahin noch kein Zeichen wissenschaftlicher Regsamkeit gegeben hatte. Aber weder hier noch in New-York fanden die Vorträge die Theilnahme im Volke, auf die sie mit Recht hätten Anspruch machen können; in letzterer Stadt haben sie factisch aufgehört und hier kam die letztangekündigte gar nicht zu Stande. Während amerikanische „Lecturers" immer eine zahlreiche Zuhörerschaft finden und mit demselben Vortrage an verschiedenen Orten selbst mit pecuniärem Vortheil auftraten, deckt der Besuch kaum die Unkosten für Local und Ankündigung deutscher Vorlesungen. Ist es Gleichgültigkeit der Deutschen gegen geistige Genüsse, oder das Geizen mit einem oder zwei Schillingen, was dieses Resultat herbeiführt, wir wissen es nicht, aber nach solchen Erfahrungen wird es noch lange dauern, ehe der in der Tagespresse schon seit Jahren angeregte Plan zur Ausführung kommt, tüchtige deutsche Kräfte zu engagiren, die zum Zwecke öffentlicher Vorträge die zum Verband getretenen Städte bereisen. Doch ist dieses Mißglücken nicht entscheidend, und während in New-York ein Comitée „alter Häuser" eifrig für Organisation eines zweiten Commerces aller akademisch Ge- und Verbildeten New-Yorks und weitester Umgegend Sitzungen hält, während Milwaukie seinen „deutsch-athenischen" Errungenschaften auch das rheinische Narrenfest beigefügt hat, haben die Deutschen am Mississippi das am Hudson und Delaware Verunglückte in großartigem Maßstabe neu aufgenommen.

In St. Louis nämlich hat eine Anzahl deutscher Bürger den Plan gefaßt, ein „deutsches Institut für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe" zu gründen und dieser Gedanke fand ein so bereitwilliges Entgegenkommen, daß das provisorisch für diesen Zweck gemiethete Local bereits am 20. Januar eröffnet werden konnte. Für die damit zu verbindende Bibliothek gehen fortwährend werthvolle Geschenke ein, und das journalistische Cabinet enthält bereits drei und dreißig europäische Zeitschriften. Das Lesezimmer ist täglich von neun Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends geöffnet. Die Lehrvorträge begannen am 1. Februar und beschränken sich, so lange die Mittel der Gesellschaft noch bescheiden sind, bis 14. Mai auf dreißig chemische und eben soviel physikalische, zu denen freier Eintritt stattfindet.

Dieses schöne Unternehmen, so wie die Wieder

aufnahme der Sclaven-Emancipationsbewegung in Missouri, die in Stadt und County St. Louis ihre Hauptstärke hat, sind erfreuliche Gegensätze zu Philadelphia, wo die geistige Regung des letzten Wahlkampfes bereits wieder erschlafft ist, und am 17. Januar Michael Brown, gemäß dem Sclavenflüchtlingsgesetz, nach Maryland ausgeliefert wurde, nachdem er fünf Jahre lang hier in ehrenhafter Weise sein Brod verdient hatte, ohne daß in der Stadt Benjamin Franklin's, des Gründers der Abolitionsgesellschaften, ein Zeichen sittlicher Entrüstung sich kund gab. Wahrlich, in Aufstellung von Gegensätzen ist Victor Hugo ein Kind gegen Amerika. Während Senator Sumner von Massachusetts in Folge der von Preston Brooks erlittenen Mißhandlung für sein Land verloren, zu einer Ruine geworden ist, vergleicht Savage von Tennessee im Capitol zu Washington die Schandthat des inzwischen verstorbenen Brooks mit der That eines Brutus und Leonidas, und sein Heimathstaat Süd-Carolina stellt um den geliebten Sohn eine Landestrauer an. Humboldt, der „zweite Entdecker Amerikas", wie er bisher hier allgemein genannt wurde, hat das Verbrechen begangen, das segensreiche Institut der Sclaverei zu tadeln und Fremonts Ansprüche auf das Weiße Haus zu unterstützen, und sofort wird er dem Daybook, einem demokratischen Winkelblatt New-Yorks, zur „zweibeinigen Fossilie, Aristokraten, alten Manne, der besser gethan hätte, mit siebenzig Jahren zu sterben, als eine Welt, die er nicht mehr verstehe, noch ferner mit seiner Anwesenheit zu belästigen 2c." Kann es ein vernichtenderes Urtheil über den Kosmos geben, den die Berliner Fossilie erst nach dem siebenzigsten Jahre in Arbeit nahm? Und was sagen Sie dazu, daß in derselben Stadt der Bruderliebe, in der wissenschaftliche Vorträge das Local nicht bezahlen, an sechszig Deutsche, Weiber und Männer, sich von einer Prophetin von 5 bis 20 Dollars abschwindeln ließen, um durch die Kraft dieser „Tochter des Heilandes" ihren Seelen sofortigen Eintritt in's Paradies zu verschaffen? Der Umstand, daß die Prophetin die Zweifler an ihrer Göttlichkeit mit Verwandlung in — Neger bedrohte und so Glauben fand, ist ein sicherer Beweis, daß ihre Opfer — Demokraten waren, die sich vor dem Teufel fast weniger als vor dem „Nigger" fürchten.

Auch die hiesige Jury hat im Lauf des letzten Monats ein paar auffällige Gegensätze in Beurtheilung zweier Mordprocesse liefern zu müssen geglaubt. Ein gewisser West, dessen unzüchtige Frau trotz aller seiner Mahnungen ihm neuen Schmerz bereitet hatte, erstach dieselbe nach lebhaftem Wortwechsel — und die Geschworenen sprachen den Mann schuldig, den Shurlock dagegen, der dem Verführer seiner Frau auf der Straße auflauerte und ihn todtschoß, sprachen sie — frei. Der Widerspruch in diesen beiden Urtheilen machte ein paar Tage von sich reden, aber nun ist bei der amerikanischen Gleichgültigkeit die Sache vorbei. Soll ich einen Grund für West's Verurtheilung aufführen, so ist es der, daß er seine Frau büßen ließ und nicht ihren Liebhaber; in letzterem Falle wäre er frei ausgegangen wie Shurlock, aber die krankhafte und doch nicht im Herzen wohnende Rücksicht auf Frauen beeinflußte das Urtheil der amerikanischen Jury und — ich bin davon überzeugt, wird es auch in New-York thun.

Die „Empire City", wie sich New-York so gern nennen hört, hat nämlich wieder einmal einen Blick in ihre Geheimnisse und Nachtseiten werfen lassen, den zu trüben schon jetzt gewaltige Anstrengungen gemacht werden. Am Morgen des 31. Januar wurde der Zahnarzt Harvey Burdell in seinem Hause in Bondstraße, einer der vornehmen New-Yorks, mit vielen Stichen ermordet gefunden. Die Untersuchung ließ früh den Verdacht aufsteigen, daß dieser Mord wahrscheinlich von den Hausgenossen begangen worden sei, nämlich auf Veranstaltung und vielleicht mit Beihülfe der Wittwe Cunnigham und ihres Liebhabers Eckel, unter Mitwissen der beiden erwachsenen Töchter der Ersteren und eines jungen Mannes, Namens Snodgraß, des Liebhabers der älteren Tochter, der wie Eckel unentgeltlich bei der Wittwe wohnte. Der Ermordete hatte sich wiederholt gegen seine Freunde beklagt, daß er seines Lebens nicht sicher sei und sich vor diesen Leuten fürchte, die in sein Zimmer schlichen und ihn auf Schritt und Tritt belauschten; daß er deshalb der Cunningham die Wohnung gekündigt habe. Was aber konnte den Doctor, einen Mann, der durch schmutzigen Geiz in wenig Jahren hunderttausend Dollars erworben hatte, bewegen, eine solche Hausgenossenschaft um sich zu dulden? Wie der Notar Ferrand bei E. Sue war auch Dr. Burdell ein Lüstling; filzig und erpressend gegen Andere, war er verschwenderisch für seine eigenen Genüsse und hatte in der Wittwe Cunningham, einem etwa achtunddreißig Jahre alten Weibe, eine Beute für seine Lust gefunden.

Durch den Tod ihres ersten Mannes hatte sie 10,000 Dollars, dessen Lebenspolice, gewonnen, jetzt waren 100,000 zu erhaschen, wenn sie den unverheiratheten Burdell zur Ehe mit ihr bewegen konnte. Hier aber scheinen alle ihre Künste gescheitert zu sein, denn der Doctor erklärte wiederholt, er werde nie heirathen, am wenigsten die Cunningham. Gleichwohl producirte am Morgen nach dem Morde dieses Weib einen Trauschein vom 28. October vorigen Jahres, in dem ihre älteste Tochter als Zeuge unterschrieben war. Ist dieses Document gefälscht oder nicht? Wir haben darüber noch keine Gewißheit, wohl aber nach elftägiger Untersuchung voll gravirender Indicienbeweise endlich einen directen Beweis gegen die Mörder — Eckel ist von einem Zeugen als derjenige identificirt worden, der, aus dem Hause tretend, ihn unmittelbar nach dem Schrei: Mord! von den Stufen des Hauses fortjagte. Das Benehmen Eckel's, ebenfalls eines Wüstlings von mittleren Jahren, bei dieser Confrontation gab allen Anwesenden die Ueberzeugung, daß in ihm einer der Urheber der Blutthat gefunden sei, so daß die Grandjury keine Schwierigkeit haben wird, eine Anklage einzuleiten.

Die Aufregung über diesen Mord ist in New-York, wo so viele Morde unbeachtet hingehen, ungeheuer. Natürlich, der Doctor war ja ein reicher Mann, hatte seinen Stuhl in der aristokratischen Gracekirche und gehörte den feinen Cirkeln an; im Leben hatte er wenig Freunde, sein Tod macht ihn populär in allen Kreisen. Schade nur, daß das fromme Zetergeschrei über das lasterhafte Paris für einige Zeit in New-York verstummen muß.

München, im März.

Die Vorlesungen im v. Liebig'schen Laboratorium in München über verschiedene Materien der Wissenschaft.

V. Dr. von Heßling über Bildung der Perlen.

Privatdocent Dr. von Heßling wußte durch seine Erörterungen über die Perlenbildung das Auditorium in anziehender Weise zu belehren. — Er wies zuerst durch die Geschichte nach, daß die Perlen von den vorhistorischen Zeiten bis auf die Gegenwart bei allen Völkern, — besonders den Orientalen und Römern — zu den beliebtesten Juwelen zählten, ging dann auf die Fundorte, die Entstehung der Perlen aus der (Fluß- oder Meeres-) Perlmuttermuschel über, sowie auf deren Gewinnung und Eigenschaften, und besprach schließlich die etwaigen Ursachen jenes Perlbildungsprocesses. —

VI. Dr. Pauli „über die Jungfrau von Orleans."

Dr. R. Pauli aus Bonn, welcher im kommenden Sommersemester einem Rufe als Professor der Geschichte nach Rostock folgen wird, und auf Grund specieller königlicher Einladung seit mehreren Wochen hier weilte, bereicherte den Vorlesungs-Cyclus mit einer geistvollen Abhandlung über die Jungfrau von Orleans und ihre Zeit, die wir im Folgenden wiederzugeben versuchen:

Es gibt Erscheinungen in der Geschichte, welche so vereinzelt und außergewöhnlich dastehen, daß sie den Zeitgenossen und uns wie ein Wunder erscheinen; und meist begegnen wir solchen Persönlichkeiten in jenen Uebergangsepochen, wo die alten Zustände noch nicht ganz aufgehört haben, und die neue Ordnung noch nicht durchgedrungen ist. Einen solchen Abschnitt bildet das fünfzehnte Jahrhundert; das Mittelalter war noch nicht abgelaufen, die Neuzeit hatte noch nicht begonnen. Das frische Wehen eines neuen Geistes war nicht zu verkennen, allein es war nicht mächtig genug, alles Morsche sofort wegzuräumen! —

Auch Frankreich war damals der Schauplatz traurigster Zerwürfnisse. Nach französischer Haussitte der Regenten wurden deren Prinzen Theile des Staates als Lehen verliehen. Was war naheliegender, als daß zur damaligen Zeit, der Regierung des wahnsinnigen Carl VI. zwei solche Lehensträger, der Herzog von Burgund und jener von Orleans um die Herrschaft des Reiches stritten, welches durch die Genußsucht, die Schwelgerei jedem Stande ein trübes Bild sittlichen Verfalles darbot. Als Johann von Burgund den Herzog von Orleans in Paris von vermummten Gesellen ermorden ließ, entbrannte der Bürgerkrieg, der mit unmenschlicher Grausamkeit geführt wurde. In diesem Momente erklärte Englands Heinrich wohlberechnet den Krieg wegen angeblicher Ansprüche auf die Krone von Valois. Heinrich V., den uns Shakspeare zuerst als Prinz Harry vorführt, landete mit Bogenschützen und zusammengelaufenem Gefolge in der Normandie, schlug bei Azincourt die französische Uebermacht und nahm den Herzog von Orleans gefangen, der uns sein trauriges Schicksal in englischen Liedern voll tiefen Gefühls klagt. Burgund und selbst des Dauphin Karl Mutter, Königin Isabeau, wurden Heinrich's Bundesgenossen wider den Dauphin, jenem Frankreichs Krone zusagend. Heinrich V. erhielt die Hand der Prinzessin Katharina (seines Käthchens), was uns Shakspeare so meisterhaft beschreibt, und die wiederholte Versicherung der Thronfolge nach dem Ableben des blödsinnigen Carl VI. Da starb unvermuthet Heinrich und bald darauf der unglückliche Carl VI. Der Oheim des in der Wiege gekrönten einjährigen Heinrich VI., Bedford, führte umsichtig die Zügel der Regierung. Frankreich war erschöpft, die Cassen leer, die Stände bauten auf Anerkennung ihrer Privilegien vom parlamentarischen England, Carl von Orleans war noch gefangen, der Dauphin Carl taub gegen alle Warnungen, vertändelte seine Zeit auf die unwürdigste Weise. Ganz Frankreich, nördlich von der Loire, war Bedford unterworfen. Da beschlossen die Engländer 1428 die Fehde über jenen Fluß zu tragen und den Hauptort Orleans zu nehmen. Rasch war der südliche Theil der Vorstadt erobert, Orleans selbst sechs Monden lang hart bedroht, als ein Wunder geschah, indem ein zartes Wesen unerwartet Rettung brachte.

Im Folgenden soll kein vollständiges Gemälde dieser merkwürdigen Erscheinung entworfen, wohl aber auf Grund genauen Quellenstudiums dargethan werden, daß hier keine Legende, sondern eine durch Prozeßacten beglaubigte Thatsache vorliegt.

An den Ufern der Maas, wo deutsche und französische Mundart sich damals schieden, in Dom Remy lebten die Eltern, von deren Tochter Frankreichs Glück abhängen sollte. Der Bauer Jaques Arc und sein Weib Isabella Romey hatten außer zwei Knaben ein Mädchen, welchem sie in der Taufe im Jahre 1412 den Namen Johanna (im Dorfe Jeanette genannt) gaben. Johanna ward unter der Aufsicht ihrer frommen Eltern erzogen. Es ist ein Mährchen, daß sie als Schäferin tagelang entfernt blieb und sich allein herumtrieb, da sie nur bisweilen ihres Vaters Schafe hüten durfte. Schon früh zeigte sie klaren Verstand, liebevolles Gemüth, Frömmigkeit und gläubigen Sinn. Wie sie von der Mutter den Glauben gelernt hatte, lernte sie vom Vater die Vaterlandsliebe. Ihr einfach-kindliches Gemüth hatte Freude an der Natur, gerne weilte sie im Walde, wo Buchen grünten, und an der wunderbaren Quelle, welche nach der Sage das Fieber nehme und die Pest heile; der Glaube des Volkes an solche Mährchen war bereits längst entschwunden. Sie hatte keine Neigung zum Aberglauben, auch war sie nicht überspannt, wie Augenzeugen bestimmt versichern; aber hier vermeinte sie in ihrem zwölften Lebensjahre eine Stimme zu hören, die ihr gebot, Frankreich zu Hülfe zu ziehen. In der Dorfkirche hatte sie eine Erscheinung des Erzengels Michael in Begleitung der heiligen Katharina und Margaretha; da hörte sie dieselbe Gottes Beistand verheißende Stimme und Mahnung. — Hier stehen wir Angesichts eines wirklichen Wunders; ihre Herzensunschuld, ihr klarer Verstand und feste Gesundheit sprachen gegen Betrug oder krankhafte Ueberreizung. Ihr war es eine Offenbarung, durch die sie ihr Vaterland retten sollte. — Fünf Jahre begleiteten sie diese Erscheinungen; da trat ein Wendepunkt ihres Lebens ein. Ein reicher Pächter warb um ihre Hand, sie schlug ihn zum Verdruß der Eltern aus, und wollte nur Gott und dem Vaterlande dienen. Dieser Anfangs still gehegte

Wunsch steigerte sich zum heftigen Verlangen; sie eilte zu ihrem Oheim nach Vaucouleurs, und eröffnete ihm ihre Mission. Beim Oheim schwand der letzte Zweifel an der Wahrheit, als er sie reden hörte, er theilte ihre Zuversicht und beide gingen zu Baudricourt, der sie zum Dauphin bringen sollte. — Schlecht und nüchtern empfing sie dieser Edelmann, er widersetzte sich entschieden ihrem Willen; trotzdem verkündete sie ihm: daß der Dauphin bis nächste Fasten Rettung haben werde. — Sie mußte wieder nach Hause. — Doch die Bedrängniß in Orleans wuchs, sie glaubte wieder die Stimme zu hören: Erhebe Dich meine Tochter! Nichts konnte sie zurückhalten, sie eilte (1429) wieder zu ihrem Oheim. Einem Priester, der sie dort zurückhalten wollte, antwortete sie mit Merlin: Wißt Ihr nicht, daß geschrieben steht, das Reich, das durch ein Weib zu Grunde ging, soll durch eine Jungfrau gerettet werden? Am 23. Februar ließ sie Baudricourt mit magerm Trost endlich zum Dauphin ziehen. Hiemit endete der erste Abschnitt ihrer Jugend. Johanna vermochte ihr großes Vorhaben hauptsächlich darum auszuführen, weil es mit der religiösen Stimmung des Volkes im vollsten Einklange stand; es war — wie Ranke treffend sagt, eine wiedererweckte Religion des Königthums!

Im tiefen Winter des Jahres 1429 kam sie mit Manneskleidern in Begleitung zweier Ritter in Chinon beim Dauphin an, wurde jedoch erst nach einigen Tagen (9. März) vorgelassen. Sie trat in den vollen Saal, schritt ruhig auf den Dauphin zu, begrüßte ihn, wie auch den jungen Herzog von Alençon; Augenzeugen stimmen überein, daß ihre Gestalt schön war, braune Locken umschlossen das liebliche Gesicht, ihre Stimme klang weich und sanft. Edler Dauphin, sprach sie, ich bin Jeanne Arc, der himmlische König thut Euch durch mich zu wissen, daß Ihr in der Stadt Rheims gekrönt werdet, und daß ich berufen bin, Orleans zu befreien! Neben der Liebe für ihre Heimath ist nie bei Johanna eine andere aufgetaucht. Carl empfing sie freundlich und nach längerer geheimen Besprechung gab er ihr Vollmacht nach Begehr zu handeln. Unter der Geistlichkeit und der Ritterschaft war mancher Gegner, der sie für eine Betrügerin oder ein verrücktes Bauermädchen hielt, und den Dauphin oft schwankend machte. Jene Unentschiedenheit Carl's beweist am Besten, daß die Behauptung der Engländer, Johanna sei eine vom Hofe gegen sie vorgeschobene Puppe gewesen, ganz falsch ist. — Ihren sie prüfenden Gegnern gab sie treffende Antworten, so z. B. einem Geistlichen (der einen Dialect redete) auf die Frage: „Welche Sprache die Engel sprächen?“ „Eine bessere als die Eure!“ „Wozu bedarf es Soldaten, da die Stimme Frankreichs Befreiung verhieß?“ „Die Soldaten werden kämpfen, aber Gott wird siegen!“ und ähnliche.

Sie erhielt eine Stahlrüstung, Fahne, einen kleinen Hof und einen schwarzen Hengst; ihre beiden Brüder, die ihr die schicklichsten Beschützer dünkten, begleiteten sie. In solchem Aufzuge sehen wir sie im Lager von Blois und bald gegen Orleans. — Begeistert kämpfte Johanna, begeistert folgte ihr das Heer, dem sie herzhaft voranschritt, jede Gefahr verachtend. In einer kurzen Woche nach heißem Kampfe ward Orleans befreit, da die Engländer am 8. Mai die Belagerung aufhoben. Ohngeachtet dieser Waffenthat waren die Rathschläge der Gegenpartei bei Hof noch einflußreich, und die Heldin mußte im Kriegsrath den Dauphin wiederholt auffordern, zur Krönung gegen Rheims zu ziehen. Endlich geschah's, mit der Standarte in der Hand stand die reizende, ganz geharnischte Gestalt neben dem gekrönten Könige, es war ihr glücklichster Tag. Gottes Wille ist vollbracht, sagte sie zum Dauphin, der mir befahl, Orleans zu befreien und die Krone meinem Herrn aufzusetzen! Auch ihr Vater war anwesend. Damals durcheilte ihr Name ganz Europa. Die Universität Cöln stritt für und gegen sie. Der Bericht an Kaiser Sigismund wird auf der Münchener Staatsbibliothek aufbewahrt. Carl erhob sie später sammt ihrer Familie in den Adelstand; das Wappen trägt ein Schwert mit der Krone und drei Lilien Frankreichs. — Die gerne verbreitete Nachricht, Johanna habe den Abschied verlangt, vom König aber nicht erhalten, ist gar nicht glaubwürdig. Dieses Verlangen hätten die Gegner sicher bevorwortet. Johanna wollte zweifelsohne außer Orleans Befreiung die Verjagung der Engländer aus ganz Frankreich. Zu lange ward ihr die Unthätigkeit des Winters; mit Wenigen brach sie 1430 muthig auf und gewann einige Treffen; die Entsetzung von Compiegne sollte jedoch ihr Unglück sein. Sie drang zwar in der Nacht vom 22. auf den 23. Mai mitten durch die Belagerer in die Stadt ein, der auf ihre Anrede unternommene Ausfall aber mißlang; die Heldin deckte muthig den Rückzug, alle schienen gerettet; da riß sie ein Bogenschütze vom Streitroß und sie gerieth in burgundische Gefangenschaft. Ihr Glück war für immer gewichen. Carl VII., ohne eigentliches Ehr- oder Dankbarkeitsgefühl, hatte ihre schweren Opfer vergessen, er überließ sie den Feinden! Die Engländer begehrten deren Auslieferung, und der Bischof von Rouen, obwohl Franzose, drang in schnödem Knechtssinn gegen England hierauf, da sie in seinem Bezirk ergriffen worden. Auf diese Nachricht sprang Johanna vom Gefängnißthurm herab, wurde jedoch gerettet. Zu Rouen legte man ihr Ketten an, warf sie in einen finstern Kerker, und schleppte sie an Händen wie Füßen gefesselt zwei lange Monate in's Verhör; sie ward der Hexerei und des Bündnisses mit bösen Geistern angeklagt. Die teuflischsten Fragen wurden an sie gestellt, um sie zu verwirren und anzuschuldigen; sie stand furchtlos und standhaft vor dem aus Geistlichen und Weltlichen gebildeten Gerichtshofe. Ohne Vertheidiger blieb die Unglückliche nur auf sich angewiesen. Es ist hier nicht der Ort, jenen schauervollen Proceß im Einzelnen zu beleuchten, aber traurig wird die Seele gestimmt, bei Erinnerung solcher Gewaltthaten. Von langen Leiden krank, wurde endlich die Wahrheit durch die Folterqualen besiegt, und die Henker erpreßten das Ja auf alle Fragen. Das Protocoll ist der Nachwelt noch überliefert. Das englisch-französische Inquisitionsgericht erkannte sie der Hexerei und Sittenlosigkeit schuldig und führte sie am 24. Mai 1431 zum Scheiterhaufen. Betäubt durch Leiden, Schrecken, Frühlingsluft, Zuspruch und Henkerzurüstungen widerrief sie auf ergangene Aufforderung. Doch nach wenig Tagen nahm sie ihr Bekenntniß zurück. In Folge dessen wurde sie nach vorgängiger Beichte und Communion am 30. Mai 1431 Morgens 8 Uhr öffentlich verbrannt, die Asche aber in die Seine geworfen. So endete mit

kaum zwanzig Jahren das edle Leben Johanna's, die für König und Vaterland so groß und wunderbar gewirkt hatte. Einem Mönche gestand sie, daß ihr der Feuertod gräßlich sei; und auf seine Frage: „Glaubst Du an Gott?" sagte sie: „Gewiß, ich habe Zuversicht in das Paradies zu kommen." Selbst der Henker berichtet, daß sie „wie eine Heilige" gestorben sei.

Von der öffentlichen Stimmung genöthigt, ließ Carl VII. 1452 die Untersuchung wieder aufnehmen, und das frühere Urtheil für nichtig erklären. Beide Acten liegen seit zehn Jahren vor uns, sie geben das glänzendste Zeugniß vom hohen unschuldigen Charakter unserer Heldin, und sind für den Historiker als das reinste Denkmal übrig geblieben. Die frivole Anschauung Voltaire's, der sie mit Koth bewarf, und die sinnlich verderbte Auffassung der Revolutionsperiode sind der gerechten Erkenntniß der Gegenwart gewichen. Frankreich selbst hat gleichsam zur Tilgung der Schande ihr jüngst zu Orleans ein Standbild aufgerichtet.

VII. Dr. M. Carriere über Lessing.

In folgender Stunde lieferte der Professor Dr. Moriz Carriere eine ästhetisch-philosophische Skizze zu Lessing's Leben und Wirken, den er mit Recht als einen der größten Reformatoren auf wissenschaftlichem Gebiete bezeichnet. Der Redner führte unter Citation einiger Stellen aus Lessing's Schriften aus, daß dieser mit seinem klaren Verstande, richtigem Urtheile und seinen Leistungen der folgenden Kunstepoche voranleuchtet; auf Dichtung, Kunst und Theater umgestaltend einwirkte, die National-Literatur hob, und in der deutschen Philosophie (durch Studium Leibnitzen's und Spinoza's) sowie Theologie (durch Herausgabe der sogenannten Wolfenbütler Fragmente) anregend und kritisch-polemisch hervortrat, wodurch er mit Pastor Götze und dessen Anhänger in eine widrige Fehde verwickelt wurde, die er mit sich in seinem Nathan zum formellen Abschluß brachte.

Cöln, im März.

Der Carneval. — Der Central-Dombauverein und dessen Leistungen im Jahre 1857. — Die St. Mauritius- und St. Gambertskirche. — Schirmer's und Cuntze's neueste Bilder. — Das Friedrich-Wilhelms-Denkmal.

Außer auf religiösem Gebiete, wo es sich am Frohnleichnamstage und bei ähnlichen Veranlassungen in wahrhaft imposanter Gestalt entfaltet, ist das Talent des alten Cölns für großartige Schau- und Umzüge nur in geringem Grade auf die moderne Metropole der Rheinlande übergegangen. Das zeigte sich auch wieder bei dem diesjährigen Fastnachtszuge, der mit Ausnahme einiger, in dekorativer Hinsicht wenigstens ansehnlicher Wagengruppen — im Ganzen ziemlich dürftig ausfiel. Wir hatten in den fröhlichen Tagen zwar der wohl constituirten Fastnachtsgesellschaften fast so viele, wie Wochen im Jahre; aber es fehlte auch in diesem Jahre wieder an einem recht einmüthigen Zusammenklingen der fröhlichen Geister. Jede Gesellschaft erfreute sich ihrer Gaben in möglichst behaglicher Selbstgenügsamkeit und von den Persönlichkeiten waren nur wenige geneigt, sich der Sache zum „Straßenopfer" zu bringen. Ueberhaupt fehlte es durchaus an einem Centralpunkte, auch räumlich, da der Gürzenich noch im Bau begriffen ist und die Säle, welche sich als Surrogate aufgethan hatten — eben nur Surrogate waren. Das Wetter war herrlicher, als seit Menschengedenken, an Fremdenzudrang hat es deshalb nicht gefehlt. Am Montage konnte man sich nur mühsam durch die Hauptstraßen winden und obgleich die halbe Stadt ein Wirthshaus geworden, faßten Abends doch die Locale kaum die Völker, die aus Nähe und Ferne auf Dampfern und Eisenbahnen, zum Theil aus beträchtlicher Ferne „zum cölnischen Carneval" herbeigeströmt waren.

Der Vorstand des Central-Dombau-Vereins hat zu Neujahr sein 190stes Sitzungs-Protokoll und das 163ste Gabenverzeichniß veröffentlicht. Der Cölner Dom hat zuerst und zumeist die Theilnahme der ganzen gebildeten und gesitteten Völkerfamilie auf sich gezogen, was für ihn geschieht, ist daher eine Angelegenheit, die aus allgemeinem Interesse sowohl wie als Nachtrag zu meinen Mittheilungen im Januarhefte hier einregistrirt zu werden verdient. Nachdem der Verwaltungsrath in der Sitzung vom 22. December 1856 wiederum 24,000 Thaler aus der Vereinskasse an den Erzbischof für den Bau überwiesen — so daß im verwichenen Jahre im Ganzen 36,000 Thaler als Geschenk an den Bau des Cölner Domes gezahlt wurden — legte der Präsident dem Vorstande die Frage vor, welches Gedenkzeichen im nächsten Jahre an die Vereinsglieder vertheilt werden solle. Nach beendeter Debatte ward beschlossen, daß als solches Zeichen eine Ansicht der Südseite des Domes, wie sie vor Anfang des jetzigen Baues im Jahre 1842 war, genommen und als zweites Bild eine Ansicht von dem jetzigen Zustande der Westseite hinzugefügt werden solle, und zwar so, daß auf demselben die neuen Theile genau angedeutet werden. Auf diese Weise soll der Nachwelt das Bild des alten Zustandes, sowie der Fortschritt des Baues gegenwärtig erhalten bleiben — eine Idee, die eben so sinnig wie vernünftig ist. Das 163ste Gabenverzeichniß enthält die Beiträge vom 19. November bis 29. December 1856 mit 5868 Thlrn. 17 Sgr. 10 Pf. und unter diesen 2000 Thaler als Beitrag des A. Schaffhausen'schen Bankvereins in Cöln. Die hiesigen großen Vereine haben sich von jeher durch rege Theilnahme an den dem Guten und Schönen gewidmeten Unternehmungen der Vaterstadt ausgezeichnet. Zu jenen 5868 Thlrn. 17 Sgr. 10 Pf. kommen als Einnahme vom 1. Januar bis 18. November 36,127 Thlr. 2 Sgr. 4 Pf., es kommen ferner nach dem am 4. Februar erschienenen 164sten Gabenverzeichnisse vom 30. und 31. December 1856 mit 408 Thlrn. 23 Sgr. 6 Pf. hinzu, so daß die Gesammt-Einnahme des Central-Dombau-Vereins im Jahre 1856 betrug: 42,404 Thlr. 13 Sgr. 8 Pf. Seit Wiederbeginn des Baues haben durch letztwillige Verfügungen neunundzwanzig Dombau-Freunde bis jetzt 11,244 Thaler geschenkt, darunter drei Vermächtnisse von je 2000 und zwei von je 1000 Thalern. Außer dem Dombau wird uns die nächste Zeit den Beginn des Neubaues der Mauritius-Kirche bringen. Wie Rentner Reichartz zum neuen Museum eine so namhafte Summe geschenkt hat, so wird Rentner Frank zu der neuen Kirche 100,000 Thaler beisteuern. Der Plan des Baumeisters Statz ist höchsten Orts bereits genehmigt.

Statz hat die Rheinlande bereits mit mehr als sechszig neuen Kirchen geziert, daß er also der Mann zu einem solchen Baue ist, unterliegt keinem Zweifel. Unter den alten cölnischen Kirchen ist die Mauritiuskirche keine der schönsten und stattlichsten, aber sie ist die erste der hiesigen Kirchen, in welcher der Gewölbebau schon im Entwurfe stand und auf denselben von vornherein Alles angelegt wurde. Dem Style nach gehört sie jenen Bauten an, die man fälschlich als den Uebergangsstyl vom romanischen zum gothischen zu bezeichnen pflegt, während sie richtiger als die eigenthümliche cölnische oder rheinische Entwicklung des romanischen Styles zu betrachten sind. Alle in diesem Style gebauten Kirchen der altcölnischen Diöcese gehören jener Glanzepoche der cölnischen Geschichte an, in welcher die Kunst besonders als Ausfluß und Ausdruck der politisch und mercantilisch großartigsten Entwicklung des cölnischen Mittelalters blühte. Dieser „Uebergangsstyl," der durch die Apostelkirche so imposant hervortritt, ist ein echt vaterländisches Erzeugniß, während der gothische Styl, als Architektur-Eroberer von Paris aus nach dem Rheine und dem übrigen Deutschland vordrang und dem „Uebergang" den Untergang brachte. Die Theilnahme, welche sich jetzt in hiesigen Kreisen für Erhaltung des alten Baues neben der neuen Kirche regt, hat daher mehr einen kunstgeschichtlichen, als einen ästhetischen Grund. Schön ist die Mauritiuskirche nicht, aber merkwürdig. Auch für die bauliche Herstellung der Pfarrkirche von St. Cunibert wird jetzt lebhaft gewirkt. Die Pläne und Kostenanschläge über den Restaurationsbau, der den Glockenstuhl, das 110 Fuß hohe Thurmdach, sowie die Wiederaufrichtung und Bedachung der kleineren Thürme an der Ostseite umfassen soll, sind von der königlichen Regierung bereits revidirt und genehmigt worden. Die Kosten sind auf 21,000 Thaler veranschlagt. Durch Herstellung der vormals so stattlich emporragenden Thürme von St. Cunibert wird das stattliche Rheinpanorama von Cöln wieder ganz bedeutend an Schönheit und namentlich an Abrundung gewinnen. Die Kirche ist durch hohes Alter, Einfachheit und Adel des Styls eine der merkwürdigsten in Cöln.

Der Bau der neuen Synagoge, womit die jüdische Gemeinde sich lebhaft beschäftigt, soll sich an Pracht und Größe den neuen Tempeln in Mainz, Worms und Frankfurt am Main würdig anreihen. Als Vorbild des Baues wird die russische Kapelle in Wiesbaden genannt. Diese ward bekanntlich vom dortigen Hofbaumeister Hofmann nach Moskauer Motiven ausgeführt. Der prachtvolle Marmorbau, in welchem die verstorbene Herzogin Elisabeth von Nassau, eine russische Großfürstin, beigesetzt wurde, deren schönes Mausoleum der leider der Kunst zu früh entrissene Bildhauer Hopfgarten ausführte, nimmt sich auf der reizenden Waldhöhe oberhalb des Nerothales im Abend- oder Morgenlichte gar feierlich aus, wenn die vergoldeten Kuppeln im Sonnenglanze schimmern; aber schwerlich wird sich ein solcher Bau zwischen den Giebeln des alten Cölns besonders vortheilhaft ausnehmen.

Die hiesige permanente Kunstausstellung zeichnet sich in diesem Winter durch eine wahre Fülle bedeutender Bilder aus. Unbedingten Beifall fanden namentlich Schirmer's biblische Landschaften, welche unstreitig zu den meisterhaftesten Schöpfungen der Neuzeit gehören. Karlsruhe darf sich Glück wünschen, einen solchen Leiter seiner jungen Landschafter-Schule gewonnen zu haben. In Düsseldorf wird der Verlust dieses Meisters immer fühlbarer. Im Laufe des Februar hatten wir auch Cunze's neueste Schöpfung hier, Carl's II. von England letzte Abendgesellschaft, ein Bild, das in Düsseldorf unter Künstlern und Kunstfreunden großes Aufsehen gemacht, doch sehr verschiedene Beurtheilung erfahren hat. Es ist reich an bedeutenden Wirkungen, aber zugleich von einer Unruhe erfüllt, die mich wenigstens nicht zum Behagen kommen ließ. Ein interessantes Bild ist es, ein geniales desgleichen, und ein höchst pikantes, eine Gesammtwirkung aber macht es nicht. An die Farben der belgischen Meister darf man ohnehin nicht denken. Dennoch will ich nicht verfehlen, zu bemerken, daß es unter den hiesigen Beurtheilern manche gibt, die ganz und gar entzückt von dem Bilde sind und es hoch über des Meisters frühere große Bilder erheben.

Die Zeichnungen für das Friedrich-Wilhelms-Denkmal, von welchem ich Ihnen in meinem ersten Berichte schrieb, haben hier wie in der ganzen Rheinprovinz einen solchen Fortschritt, daß kaum ein Tag vergeht, an welchem die Cölner Zeitung nicht neue Gaben zu melden hat. Schon sind über 40,000 Thaler gezeichnet und seit dem 1. März ist nun ein wohl organisirtes provisorisches Comité, an dessen Spitze Regierungspräsident von Möller steht, in die Oeffentlichkeit getreten, um das Unternehmen zum Ziele zu führen, dessen Großartigkeit seiner Bedeutung für die ganze Rheinprovinz entsprechen soll.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

(Illustrationen aus dem xylographischen Atelier von Allgaier und Siegle in Stuttgart.)

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 8. Mai 1857.



Erste Abtheilung.

Der Parvenü.

Novelle
von
Heinrich Siegfried.

Fräulein von Werner war die reichste Erbin in der Provinz. Wie groß ihr Vermögen sei, wußten die Leute nicht genau anzugeben, doch war bekannt, daß ihr Reichthum aus mehreren Grubenwerken floß, und daß eins davon jährlich dreimal hunderttausend Thaler lieferte. Man schätzte sie auf acht, zehn bis vierzehn Millionen.

Diese Dame war Vielen interessant. Nachdem sie in frühen Jahren ihre Eltern verloren hatte, trug zunächst die katholische Geistlichkeit Sorge für das Seelenheil der Waise, und nahm sie in den Schooß ihrer Kirche auf, als deren fromme Tochter die Mutter des Mädchens gestorben war. Manche bedauerten den Uebertritt — wenn man es so nennen konnte, da der Vater allerdings Protestant gewesen war — aber Niemand wunderte sich. Folgte doch die Tochter dem Bekenntnisse der Mutter, und überdies sollte ein letzter Wille der Mutter existiren, worin ein bedeutender Theil ihres Vermögens — und von ihr stammte der Reichthum — nicht ihrer Tochter, sondern der Mutter Jesu vermacht war, falls jene den Glauben des Vaters annähme.

So war es begreiflich, daß auch der Vaterbruder Emiliens, der mit dem Beichtvater ihrer Mutter und dem Bischof zu ... zusammen die Vormundschaft über seine Nichte führte, sich nicht bemühte, sie zur Protestantin zu machen, als sie das Alter erreicht hatte, worin sie selbständig über ihr Bekenntniß entscheiden durfte. Es ist veraltet, für den Geist zu fürchten, so lange ein günstiger Stern dem Leibe Wohl verheißt.

Emilie wurde auf einem elterlichen Gut unter der Obhut einer Schwester des Beichtvaters erzogen, dieser war auch öfters da, denn er hatte den Bau einer Kirche zu beaufsichtigen, die nach dem Testamente dort gebaut wurde. Emilie zeigte wenig Talente. Sie war etwas phlegmatisch und von sanftem Gemüth, sie sehnte sich nicht aus ihrer Einsamkeit in eine Welt, die sie nicht kannte, sie begnügte sich mit dem Umgang ihrer Umgebung, und erwuchs unschuldig und unbeholfen.

Ihre Qual ging an, als die Zeit da war, wo sie hätte anfangen sollen eine Rolle zu spielen.

Der Oheim drang darauf, daß sie zu ihm nach Breslau kam, um in die Welt eingeführt zu werden. Herr Werner war hier Gerichtsrath und hatte bis dahin kein Haus gemacht. Jetzt gab es einen Winter hindurch glänzende

Gesellschaften, zu denen die elegante Welt und die Adlichen der Provinz sich drängten. Das blonde schüchterne Mädchen war die Heldin des Tages, mußte Besuche empfangen und machen und es dauerte nicht lange, so war die Zahl ihrer Verehrer gar nicht zu zählen, derer aber, die um sie anhielten, so groß, daß alle alten Jungfern sich segneten, die Gefahr, ein Glied dieses falschen und eigennützigen Geschlechtes zum Lebensgefährten zu erhalten, glücklich vermieden zu haben.

Die Bewerber wurden zunächst nach ihrer Religion eingetheilt und demgemäß berücksichtigt. Natürlich, denn in dem mütterlichen Testamente war gesagt: Wo aber meine liebe Tochter Emilie meinen Wunsch und die Anhänglichkeit an unsere heilige Kirche soweit vergessen sollte, daß sie einen Lutheraner ehelichte, so bestimme ich, daß die Hälfte meines Vermögens ihrer Verfügung entzogen, und ihr nur, so lange sie lebt, die Zinsen davon ausgezahlt werden, nach ihrem Tode aber besagte Hälfte an den heiligen Stuhl zu Ehren der allerseligsten Jungfrau falle. — Und weiterhin hieß es: Wo aber ihre Verblendung sie einem Juden in die Arme führte, so kann ich es mit meinem Gewissen nicht vereinigen, ihr mehr als den Pflichttheil zu hinterlassen.

Aber Emilie konnte wählerisch sein wie Helene und Atalante; oder vielmehr waren ihre Vormünder wählerisch statt ihrer, indem sie mit richtigem Blick diese Angelegenheit als Geschäftssache dem Grübeln ihrer Mündel entzogen. Kurz, es dauerte lang, und Katholik wie Protestant wurde abgewiesen, bis endlich der Fürst von Unterwasser des Beifalls der Vormünder sich erfreute. In den Augen der Welt mochte es zu seinen Gunsten sprechen, daß ihm, der Protestant war, die katholischen Vormünder am Ehesten gewogen wurden, während der Gerichtsrath sich nicht ohne längeres Bedenken gewinnen ließ. Doch sagte die Welt auch, daß er, von seinem hohen Titel abgesehen, ein Taugenichts sei, der Nichts gelernt habe, als Manieren, und kein Vermögen mehr besitze, als das ihm eine glückliche Heirath einst bringen könne. Ehen werden aber nicht von der Welt geschlossen, und zum Brautstande gehören nur zwei. Emilie gab dem Fürsten, der ihr so wohl empfohlen war, keinen Korb, und die reiche Erbin hörte auf ein Gegenstand des Schmachtens Vieler zu sein.

Wenn über des Fürsten wahre Gesinnungen vor, während und nach seiner Verlobung glaubwürdige Documente nicht fehlten, so würde man wissen können, wie er über dies Verhältniß zu einem reichen Mädchen, das nichts Blendendes, ja erst vom Vater her ein „von“ vor dem Namen hatte, dachte. Der geniale Fürst Pückler hat gestanden, daß es wünschenswerther sei, ein reicher Jude, als ein armer Fürst zu sein.

Wie lange die Brautschaft währte, ist nicht bekannt. Aber sie wurde plötzlich gelöst — nicht von Seiten des Fürsten — und die unerfahrene Millionärin machte ihre erste Erfahrung.

Das unerfahrene Mädchen befand sich wieder auf ihrem Landgute mit der grämlichen Schwester ihres mütterlichen Beichtvaters, der nur zuweilen hinüber kam, um den Kirchenbau zu beaufsichtigen. Es fehlte ihr an Zerstreuung. Zu angenehmem Umgange war in der Nachbarschaft wenig Gelegenheit. Emilie spielte nicht, sang nicht, zeichnete nicht, machte nicht Verse; ja sie hatte nicht einmal eine Freundin, mit der sie Briefe wechselte. Für ihre Lectüre ward auf das Schlechteste gesorgt und der Beichtvater wie der Bischof fanden, daß es ihr an Nichts fehle.

„Lieber Onkel“ schrieb sie damals an den Gerichtsrath, „ich hätte Dir lang antworten sollen, da Du Dich so theilnehmend nach mir erkundigt hast. Aber was soll ich Dir schreiben? Daß ich das nicht weiß, ist die Ursache meines langen Schweigens. Verzeih mir.

Ich kann hier über Nichts klagen. Fräulein von Grunzau (die Ehrendame) sorgt für mich wohl auf's Beste, aber Du weißt, sie ist alt und kränklich, und daher gewöhnlich etwas übler Laune, so daß ich nicht viel mit ihr sprechen kann. Doch ist meine Kammerjungfer ein gutes Mädchen, und ich habe sie, so viel ich kann, bei mir. Da muß ich aber Acht geben, daß Fräulein von Grunzau es nicht merkt, die wird dann ungehalten und sagt, das passe sich nicht. Ich möchte wissen, ob das wahr ist; ich sehe dabei keine Unschicklichkeit, aber Rücksicht muß ich wohl nehmen. — Ach wenn ich nicht immer so einsam wäre! Den Fürsten hab ich, wie ich jetzt einseh, eigentlich nicht geliebt, und in meiner Einsamkeit kommt mir's zuweilen vor, als wär ich doch glücklicher, wenn ich ihn geheirathet hätte. Aber Du und der Pater Andreas (der Beichtvater), Ihr versteht das gewiß besser, und ich schäme mich fast, daß ich es noch sage. Der Pater wurde gestern ordentlich böse, als ich mit ihm davon sprach, und ich will auch jeden unzufriedenen Gedanken aus meinem Herzen verbannen. Der Pater hat Recht. Was fehlt mir denn? Gott hat mir so viel gewährt, daß es eine Sünde ist, wenn mein begehrlicher Sinn noch nach Mehr trachtet. — Bete für mich, lieber Onkel. Ich habe Dich so lieb, daß ich denke, ob Du auch nicht Katholik bist, so muß Dein Gebet doch wirksam sein, wenn Du für mich betest. Der Pater und Fräulein Grunzau sagen freilich, das sei unmöglich. — Behalte lieb Deine treue Nichte Emilie.

Nachschrift. Ich denke mir zuweilen, es

müßte doch wunderschön sein, wenn ich reisen könnte. Wäre das nicht möglich zu machen?"

Der Oheim erhielt diesen Brief kurz vor Anfang der Gerichtsferien. Es traf sich so glücklich, daß er, ein fleißiger Geschäftsmann mit geringem Vermögen, der Frau und Tochter noch im Haus und zwei ältere Söhne hatte studiren lassen, seit mehreren Jahren immer die Ferien in Breslau geblieben war. Sein Urlaubsgesuch zu einer Badereise konnte daher nicht wohl abgeschlagen werden, als er ein ärztliches Attest nachlieferte, welches ihm das Seebad verordnete; obwohl sein Präsident ihm ziemlich unwillig sagte, er begreife nicht, was auf einmal in ihn gefahren sei. — Aber eine größere Schwierigkeit war noch zu überwinden: die Zustimmung des Bischofs und des Paters zu gewinnen, daß Emilie ihn und seine Familie nach Putbus begleite. Hundert Gründe wurden ihm entgegen und tausend in Reserve gehalten, so daß er, noch dazu von der Zeit gedrängt, bald mit einer Hyder zu kämpfen glaubte, ohne sich einen Hercules zu fühlen. Da muß irgend eine unerforschte Rücksicht die Vormünder bewogen haben, ihre Zustimmung zu geben, und der Gerichtsrath war froh, am 21. Juli 185. mit Frau, Tochter und Nichte nach Berlin unterwegs zu sein, wenn auch Fräulein von Grunzau mit im Coupé saß. Dies fünfte Rad war der Reisesegen der Mitvormünder.

Die gegenwärtige Erscheinung Emiliens hatte auf Herrn Werner und seine Frau einen tiefen Eindruck gemacht. Es schien sich über ihr lebhaftes Wesen ein Schleier von Erstarrung gezogen zu haben, den sie, wie einen Kerker alles freien Wollens und Wünschens mit sich herumtrug. Der Gedanke ihn zu lüften schien ihr kaum noch kommen zu können. So saß das fast vierundzwanzigjährige Mädchen da, dem täglich gepredigt war, daß sie kein Gefühl haben dürfe, als Dank gegen den, der ihr so viel mehr verliehen als den Meisten, bleich und theilnahmlos. Ihre Lippen hatten über dem Beten das Lächeln verlernt, ihre Augen suchten, wie die Magnetnadel mechanisch, immer nur ein Ziel: Fräulein von Grunzau.

„So kann es nicht länger gehn, oder das arme Kind erlebt keinen Sommer mehr," schloß der Gerichtsrath ein langes Gespräch mit seiner Frau. Wie aber geholfen werden solle, war die schwer zu beantwortende Frage. Daß Emilie bald großjährig war, gab ihr die Erlaubniß, selbständig aufzutreten, nicht aber die Fähigkeit, sich von Einflüssen zu befreien, an welche apathische Pietät sie gewöhnt hatte. Es schien nur ein Mittel zu geben: Sie mußte lieben. Liebe konnte ihr die Energie schaffen, nach erlangter Großjährigkeit das Recht des eignen Willens zu behaupten. — Aber noch war Niemand da, der dem Onkel ein wünschenswerther Gegenstand ihrer Liebe erschienen wäre. Wie schwer, einen solchen für sie zu finden! Und dabei war der gewohnte Einfluß der Grunzau zu beseitigen, — und Alles mit einander vor Ablauf des Urlaubes auszuführen.

Mußte der Onkel erst wieder nach Breslau, so mußte Emilie wieder auf's Land, und die gemüthliche Macht des Beichtvaters wirkte in jener Weise ruhig fort, die dem Gerichtsrath so gefährlich schien.

Die Reise und der Aufenthalt in Berlin wirkte schon so belebend auf Emilien, wie der Oheim sich's zu versprechen gar nicht gewagt hatte. Es hätte auch so viel nicht helfen können, meinte er, wenn nicht durch ein günstiges Geschick Fräulein von Grunzau erkrankt wäre. Dieser Umstand schien Anfangs freilich ein Querstrich auch durch die bescheidensten Erwartungen des Gerichtsraths zu werden, denn Emilie hielt es für ihre heilige Pflicht, die würdige Freundin selbst zu pflegen, und des Onkels Vorstellungen allein hätten das Mädchen schwerlich überzeugt, daß dies Pflichtgefühl übel angebracht sei, aber die kranke Dame selbst redete Emilien zu, sie den Dienstleistungen einer Wärterin zu überlassen — und da das Fräulein nur an der Gicht litt, also keine Gefahr bei ihrem Zustande war, so hatte ihr Zureden einen Erfolg, den sie, wie die Frau Räthin bemerken wollte, erst bedauerte, als es zu spät war.

So wirkte in den wenigen Tagen, die sie in Berlin zubrachten, der äußere Glanz und das Leben in den Straßen der Hauptstadt, die Fülle der Kunstdenkmäler und die Weise gewisser exclusiver Zirkel, die sich dem Adel, der Größe und dem Sonderbaren immer gern erschließen, wohlthätig erheiternd und anregend auf Emiliens Geist. Sie verstand nicht das Charakteristische der Erscheinungen, die ihr bedeutend entgegentraten, aber sie empfand das Bedeutende des Schönen und Edlen, — Und darum erscheint der Geist in angemessenen Formen, damit er in der Welt der Erscheinungen auch unverstanden und ungefaßt nach seinem Wesen wirke.

Am Tage vor dem zur Abreise bestimmten war abermals ein Hinderniß zu beseitigen, das sich allen guten Absichten des Gerichtsraths in den Weg stellte. Fräulein von Grunzau hatte sich in ihrem Befinden so wenig gebessert, daß es zweifelhaft war, ob sie überhaupt nach Rügen werde fahren können. Emilie hielt es für ihre Schuldigkeit, die alte Dame nicht zu verlassen, die diesmal, zum großen Zorn des Wernerschen Ehepaares, auch nicht mit einer Silbe Emilien zuredete, an sich selbst zu denken, und sie der Pflege zu überlassen, in der es ihr bisher gut ergangen war. Der Oheim sprach mit seiner Nichte, er sprach mit Fräulein von Grunzau, umsonst. Diese richtete an Emilie

kein Wort in der Sache, aber ihre Mienen drückten ihre Gesinnung deutlich genug aus; sie sagten ihr, welchen Namen ihr Betragen verdiene, wenn sie ginge, sagten ihr zugleich, welcher Lohn ihrer warte, wenn sie bleibe.

Vielleicht, daß dies Mienenspiel diesmal falsch berechnet war; wie der Chloroform auf eine Natur betäubend, auf die andere aufregend wirkt. Vielleicht, daß Emilie ihre Natur geändert hatte, seit sie der Beobachtung des alten Fräuleins entzogen war. Kurz, die Millionärin erklärte ihrem Onkel, daß sie nicht Krankenwärterin sein wolle, wenn er es übernähme, Fräulein von Grunzau mit diesem Entschlusse bekannt zu machen.

Der Gerichtsrath unterzog sich in der Freude seines Triumphes diesem Wagniß ohne Widerstreben, und am 26. Juli Abends fuhren sie zu Vieren nach dem Stettiner Bahnhof. Emilie litt noch unter dem traurigen Eindruck des Abschiedes von Fräulein von Grunzau, der Onkel aber war in der besten Stimmung, suchte seine Nichte durch Schilderungen der schönen Insel zu erheitern, auf der sie einen angenehmen Sommer verleben wollten, und sah — eine Erfahrung aller glücklichen Augenblicke — ein günstiges Gestirn über der Zukunft seiner Lieben aufgehn. „Wer weiß, Kind, ob Dein Zukünftiger Dich nicht schon erwartet,“ sagte er zu Emilien, als die Droschke am Bahnhof hielt.

In der St. Hedwigskirche zu Berlin fand am — Juli 185. ein Uebertritt zur katholischen Kirche statt. Der seinen alten Glauben wechselte, war ein junger Officier im preußischen Heer, der Secondelieutenant von der Powels vom —ten Regiment. Er war vor wenigen Tagen auf Urlaub nach Berlin gekommen, hatte dem betreffenden Geistlichen seinen Entschluß mitgetheilt, Briefe und Certificate vom Priester seiner schlesischen Garnisonsstadt übergeben; und am genannten Tage wurde er katholisch.

Das Ereigniß machte in jenen Tagen einiges Aufsehen, und man forschte ihm nach. Es ließ sich aber nichts ermitteln, was neugierige Erwartungen befriedigt hätte. Herr von der Powels besaß gar kein Vermögen, aber auch keine Schulden, lebte solide, war geachtet und beliebt — offenbar hatte er aus Ueberzeugung das Bekenntniß gewechselt. Er hatte seit einiger Zeit den katholischen Priester seiner Stadt besucht, hatte dann Mitte Juli plötzlich Urlaub genommen und war nach Berlin gereist. Hier wohnte er bei einem Kameraden — und mit diesem fuhr er am 26. Juli Abends nach dem Stettiner Bahnhof.

Die Freunde waren im eifrigen Gespräch, der Gegenstand war der Act in der Hedwigskirche. „Fritz,“ redete ihn der Freund an, „kannst Du es mit Deinem Gewissen vereinigen, mit Etwas Dein Spiel zu treiben, das den Menschen heilig sein soll, und auch denen unantastbar sein muß, die für heutige Kirchlichkeit keinen Sinn haben?“ — „Wie Du sprichst!“ erwiderte Fritz, „was nennst Du sein Spiel treiben? Ich bin jetzt, auf Ehre, so guter Katholik, als vor acht Tagen guter Protestant; hab ich denn bis jetzt mit dem Protestantismus gespielt? — Ich habe das Päpstchen mit dem Papst vertauscht; ist das mehr als bloße Geschmackssache?“ — „Ich habe mehr Anhänglichkeit an meinen Glauben als Du, wenn ich auch nicht sagen kann, daß ich das, was heute die Häupter der evangelischen Kirche für Christenthum erklären, dafür erkenne. Mir ist es bisher leidlich gut im Leben ergangen; vielleicht sollen einst Mißgeschicke mir den wahren Glauben, nach dem ich strebe, erschließen. Aber gewiß hoff ich, wenn mich Unglück trifft, so wird die Religion mir ein guter Mantel gegen Wetter und Sturm sein.“ — Fritz von der Powels schwieg eine Weile, und sein Gesicht wurde sehr ernst. Dann sagte er mit einem Lachen, das unhörbar nur um seine Mundwinkel spielte: „Auf Ehre, mir ist sie der Regenschirm, der mir den Sonnenschein erhält.“ — „Zur preußischen Uniform gehört kein Regenschirm,“ entgegnete der Andere verdrießlich. Und beide sprachen kein Wort, bis sie an den Bahnhof kamen.

Durch den gefüllten Wartesaal schritten die beiden Lieutenants mit jener nonchalanten Sicherheit, die in einem bürgerlichen Gedränge die guten Leute empört, aber auseinander schiebt. Sie setzten sich an ein Fenster, von wo sie den Saal übersahen, und in je einem ihrer Augen nahm jenes entzückende Stück Glas Platz, von welchem das breite schwarze Band geschmacklos über's Gesicht hing. Der Kleinstädter zeigte sich nicht weniger geschickt in der Kunst, Menschen zu besehen wie eine Menagerie, als das richtige berliner Kind. Die Unterhaltung beschränkte sich während dieser ritterlichen Uebung auf gegenseitige Bemerkungen, die meistens nicht witzig waren, aber jene Würze harmloser Frechheit hatten, welche eine besondere Eigenschaft des spreeathenienischen Humors ist.

Fritz von der Powels ließ das Glas bald fallen, und während er die Unterhaltung mit dem Kameraden in der bisherigen Weise fortsetzte, fingen seine Augen an mehr und mehr in einer Richtung zu verweilen. Dort saßen an einem Tische vier Personen, zwei Damen, eine ältere und eine junge, auf dem Sopha, beiden gegenüber ein älterer Herr, der den Freunden den Rücken zukehrte, und viertens noch eine junge Dame, deren Profil sichtbar war, auf einem Stuhl.

„Ein interessantes Gesicht“, sagte Fritz. — „Interessant? Mehr hübsch.“ — „Etwas umfangreich.“ — „Gut gebaut.“ — Die Kame-

raden sahen sich an, der Berliner ließ das Glas fallen, befestigte es wieder, und Beide sahen wieder nach dem Tisch. — „Fehlt ihr noch Condition, gefällt mir aber," fuhr der Andre fort. — „Doch mehr bleichsüchtig als aristokratisch", versetzte Fritz. — „Bleichsüchtig? So gesund wie Eine! Ah, Du siehst die", sagte der Freund und sein Auge streckte das Gewehr, „die kann nur einen Philosophen fesseln — willst Du ihren Namen wissen?" — „Warum nicht", antwortete Powels, und kehrte der Gruppe den Rücken. — „O, sieh sie Dir genauer an", fuhr der Andre wieder fort, „es ist die Werner." — „Hat sie Gemüth?" lächelte Powels ohne sich umzusehen, und machte mit der rechten Hand die Pantomime des Geldzählens. — „Gemüth? Täglich mehr, als wir Beide zusammen in drei Jahren! Von der weißt Du nicht?" — Fritz schüttelte lächelnd den Kopf, und fragte, woher der Andre sie kenne. — „Vorstellen kann ich Dich leider nicht, mir wurde sie nur vorgestern in der Oper gezeigt. Aber in ein Coupé wirst Du Dich natürlich mit ihr setzen." — „Ist sie angenehm?" fragte der Philosoph. — „Auf Ehre, Du bist es! Angenehm! Ein Paradies nach allen Dimensionen! Und Du weißt von ihr nicht?" — „Wie sollt' ich? Wir Provinzialen sind in der Bildung zurück." — „Scheint! Aber Du wirst Dich zu ihr setzen, dafür sorg' ich."

Die Gesellschaft der Wartenden fing an in Bewegung zu gerathen, die Thüren nach dem Perron wurden geöffnet, und Alles drängte sich nach guten Plätzen in den Wagen. Der Gerichtsrath hatte mit seinen Damen ein Coupé allein in Beschlag genommen. Ein Schaffner stand an der Thür und wies Jeden, der eindringen wollte, fort. Kurz vor dem Abgange des Zuges kamen zwei Officiere, längs der Wagenreihe herschreitend, bis an das Werner'sche Coupé. Der Eine ergriff den Drücker der schon angelehnten Thür und wollte sie aufmachen. Der daneben wachende Schaffner trat vor und sagte: „Besetzt." In dem Augenblick läutete es zum drittenmal und der Officier stieg ohne Weiteres ein. Der Beamte, ein ehemaliger Unterofficier, sei es aus schuldiger Achtung vor der Uniform, sei es, weil Rücksichten ihm verboten, den wahren Grund seiner Defensivstellung zu enthüllen, schloß die Thür, und der Zug ging ab.

Herr von Powels hatte die vier Eckplätze besetzt gefunden und daher einen der Mittelplätze rückwärts nehmen müssen. Er entschuldigte alsbald sein gewaltsames Eindringen mit der Noth, er versicherte, jedenfalls auch in das besetzteste Coupé gegangen zu sein, wenn er hätte ahnen können, daß er hier in einen Familienkreis störend sich eindrängen würde, kurz, er machte sich selbst so bittere Vorwürfe, während auch ein strengerer Beurtheiler keinen Grund finden konnte, sein Benehmen zu tadeln, daß die ganze Gesellschaft von seiner Liebenswürdigkeit und von seinem höchst gebildeten Wesen schnell eingenommen war. Der Gerichtsrath machte mehrere höfliche Erwiederungen, wie es dem Familienhaupt in solchen Fällen wohl ansteht, und die Damen schwiegen, denn sie waren aus der Provinz.

Der junge Officier fand jetzt für gut, gleichfalls zu schweigen. Er bewies dadurch, daß es ihm mit seiner Versicherung, er habe nicht stören wollen, Ernst sei, und zwang zugleich alle Anwesenden, sich in Gedanken mit seiner liebenswürdigen Person zu beschäftigen.

Nach einiger Zeit fand er, daß die ihm zunächst schrägüber sitzende Dame — zufällig war es Emilie — sehr der Zugluft ausgesetzt sei, und bot ihr seinen Platz an. Sie konnte dies höfliche Anerbieten nicht wohl abweisen, der Gerichtsrath aber, der neben dem Officier gesessen hatte, mochte sich nicht beschämen lassen, und während Herr von der Powels Emiliens Platz einnahm, rückte er auf den von ihm verlassenen, so daß seine Nichte ihrem Glaubensgenossen gegenüber zu sitzen kam.

Dieser wurde jetzt gesprächig, unterhielt aber vorzüglich, mit bewundernswerthem Aufwand von Stimme, die ihm entfernter sitzende Frau Räthin und deren Tochter. Er war auch einmal in Breslau gewesen, und seine Urtheile über die Stadt und ihre Gebräuche sprachen die einfache, kluge Frau an. Der Gerichtsrath, durch sein Amt gewöhnt, nicht unnütz zu sprechen, gab nur zuweilen durch beifälliges Nicken oder ein paar freundliche Worte seine Zustimmung zu erkennen. Das lebhafte blühende Fräulein Werner mischte sich öfters in's Gespräch, und erfuhr die höflichste Beachtung jedes, auch des albernsten Wortes, das aus ihrem hübschen Munde kam, Fräulein von Werner aber hörte schweigend zu, weil sie nicht wußte, wie sie an der Unterhaltung Theil nehmen sollte.

Auch dies Gespräch verlief sich allmälig, und es folgte ein längeres Schweigen, welches Niemand mehr bedauerte, als Emilie. Schweigsame Naturen lieben es gewöhnlich, wenn viel Geräusch um sie ist. Ihr aber lag diesmal im Grunde weniger daran, sprechen zu hören, als — obwohl sie sich dessen nicht bewußt war — Ihn sprechen zu hören. Der junge Officier hatte übrigens bei Niemand einen ungünstigeren Eindruck hervorgebracht, als bei Emilien, denn er interessirte und vernachlässigte sie. Die ihr vorhin bewiesene Höflichkeit galt in ihren Augen der Dame, nicht ihrer Person — denn warum zog er sie nicht in's Gespräch?

Aehnlichen Gedanken hing sie nach, ohne doch sich so genaue Rechenschaft von ihren Empfindungen zu geben; Onkel, Tante und Cousine waren sanft entschlummert, wie zuweilen ein tiefer Athemzug bewies; durch die stille finstre Nacht

toste der Wagenzug mit einer Eile, die nur an dem Verschwinden der gleich Sternschnuppen vorbeijagenden Funken zu erkennen war. Emilie sah zum Fenster hinaus und warf mitunter einen Blick auf den Lieutenant, der sich in seinen Mantel gehüllt hatte, aber offenbar, wenn auch mit niedergeschlagenen Augen, wachte.

Unvermuthet sah er auf und begegnete ihren Augen. Sie las in seinem Gesicht eine ernste, vielleicht bewegte Stimmung, und kehrte sich, nicht ohne Mitgefühl, wieder nach dem Fenster. Er warf einen Blick auf die Schläfer und sah dann gleichfalls hinaus.

„Sehen Sie den Mond aufgehen?“ fragte er Emilien plötzlich, und zog sich ganz in die Ecke zurück, damit sie sich vorbeugen und rückwärts gewandt die blutige Scheibe über den Horizont kommen sehen konnte. Vielleicht überraschte sie die unerwartete Anrede, sie wußte nichts Rechtes zu erwiedern, jedenfalls aber hinderte sie des Officiers rasches Fortreden, sich verlegen zu fühlen. „Wie wirkt dieselbe Erscheinung so anders auf uns“, sagte er, „wenn wenn wir in andrer Umgebung sind. Haben Sie den Mond wohl schon über der See aufgehen sehen, mein gnädigstes Fräulein?“ — „Nein“, antwortete sie, „aber morgen seh ich es vielleicht zum erstenmal.“ — „Ich geh in einigen Tagen nach Putbus“, versetzte er, „und werde dann diesen Genuß auch wieder haben. Ach, dies ewige Flachland hier, Sand und Ebene weit und breit! Wie glücklich sind Sie in Ihrem Breslau, der schönen Natur so nah zu sein.“ — „Ich wohne nicht in Breslau“, antwortete Emilie. — „Verzeihen Sie, ich glaubte, Ihr Herr Vater — “ — „Es ist mein Onkel,“ sagte sie. Er verbeugte sich, höflich für die Aufklärung dankend, und fuhr fort, mit Empfindung von dem Glück der Menschen zu sprechen, die in einem schönen Lande wohnen. Er erzählte von einer Reise, die er in die Schweiz gemacht, von dem Entzücken, das ihn ergriffen, als er nach Italien hinabgesehen, von dem Schmerz, mit dem er dem gelobten Lande der Kunst und Schönheit auf dem St. Gotthard den Rücken gekehrt — und Emilie glaubte sich sehr interessant mit ihm zu unterhalten, weil er so interessant sprach.

„Auf dem Rigi“, fing er wieder an, „hab' ich eine unvergeßliche Nacht erlebt; die Nebel, welche sonst gleich nach Sonnenuntergang aufsteigend den Wanderer einhüllen, blieben aus, und ich fand unter den vielen Gästen auf dem Kulm einige gute Gesellen, die mit mir die Nacht im Freien zubrachten. Kalt war's, aber wir zogen unsere wärmsten Kleider an, und natürlich, die erwärmende Bowle fehlte auch nicht. Der Mond ging auf — doch ich ermüde Sie wohl mit meiner Geschichte? Sie haben im Gebirge gewiß oft genug den Mond aufgehen sehn —?“

„Ich kenne das Gebirge eigentlich gar nicht; bitte, fahren Sie fort.“

„Der Mond ging auf. Wie anders, als hier eben! Lang eh er kam, hatte das matte Leuchten der Schneefelder des Berner Oberlandes ihn verkündigt. Und jetzt erschien ein glänzender Funke, wo zwei Berge ihre Formen am Horizont vereinigten — es ist nicht zu schildern, gnädigstes Fräulein, wir Alle starrten aber hin und hoben die Gläser, ich glaube, wir haben auf des Mondes Gesundheit getrunken. — Da klang überraschend mehrstimmiger Gesang vom Wirthshaus herüber, es war ein Lied, ein Mittelding von Choral und weltlichem Gesang — wir horchten — der Mond war ganz hervorgetreten — das Lied war zu Ende — wir brachen in einen Jubel aus, der Ihnen in der Erzählung ganz unsinnig vorkommen muß, aber ich versichere Sie, wir waren Alle begeistert.“

„Könnt ich die Schweiz sehn“, sagte Emilie halbleise.

„Auch mein früher Wunsch war das gewesen — aber der Genuß der Erfüllung steht nicht immer im Verhältniß zu dem Grade der Sehnsucht, die wir fühlten“ — sagte er mit verändertem Tone.

„Aber eben sprachen Sie mit Begeisterung von Ihrer Reise.“

„Mein Fräulein, es ist richtig, daß Angenehmes in der Erinnerung fester haftet, als das Widrige; namentlich pflegen einzelne Momente der Vergangenheit im Gedächtniß zu klaren Sonnen zu werden, und wir vergessen, daß es nur Sterne waren, welche die Nacht erhellten. Wenn Sie wüßten, was damals für ein böses Verhängniß über mir waltete, Sie gäben in Bezug auf meine Reise mir Recht, trotz dem Entzücken, mit dem ich einzelner Epochen mich erinnere. Aber es ist eine Privatgeschichte, die für Sie nicht Interesse haben kann.“

„Ich bin Ihnen fremd“, sagte Emilie, „und hab auf Ihr Vertrauen keinen Anspruch; sonst aber seh ich nicht, warum eine Begebenheit aus dem Privatleben eines Fremden nicht interessant sein soll? Es kommt auf die Begebenheit und nicht auf die Menschen an, die sie erleben.“

Nach einer Pause hob der Officier wieder an: „Sie haben Recht. Wir sind uns völlig fremd, und ich werde an keinem Menschen Verräther, wenn ich Ihnen die Ursache sage, warum jene Reise mir peinlich oft bis zur Unerträglichkeit war. Denn eine Geschichte ist's nicht eigentlich. Ich besitze kein Vermögen, und wurde Officier wie Viele, die in diesem Rocke eine geachtete Stellung einnehmen wollen, die ihnen Bedürfniß ist und auf die sie sonst verzichten müßten: die Gebildeten, denen Geld — die Reichen, denen Bildung — die Söhne aus

guten Häusern, denen Beides fehlt. Bei Manchen ist im Hintergrund auch noch der Gedanke, bei Gelegenheit ein Vermögen zu erheirathen. Als ich Lieutenant wurde, hatte ich den zweiten Gedanken nicht. Aber als ich es ein paar Jahre gewesen war, hatte ein Andrer ihn für mich, und durch seine freundschaftliche Vermittelung trug eine entfernte Tante, die mit ihrer einzigen Tochter eine Reise machen wollte, mir auf so delikate Weise an, sie als Cavalier zu begleiten, daß ich den Vortheil meiner Begleitung durch die Kosten meiner Reise ihr nicht zu theuer erkauft halten durfte. Sie war nämlich Wittwe, und befand sich in sehr guter Vermögenslage."

„Hochmüthig und gewissenhaft", sagte Emilie lächelnd.

„Wir trafen uns in Berlin", fuhr der Erzähler fort, indem er von der Unterbrechung durch ein höfliches Lächeln Notiz nahm, „und reisten ab. Alles ging zu gegenseitiger Zufriedenheit; ich war den Damen mit dankbarer Aufmerksamkeit beflissen, und Tante wie Cousine wußten mich so geschickt zu behandeln, daß ich auf meiner Hut sein mußte, um mir nicht einzubilden, ich sei hier derjenige, dem Alles den größten Dank schulde."

„Aber war es nicht so?" unterbrach Emilie.

Der Officier schüttelte den Kopf, und fuhr fort: „Meine Cousine war damals jung und hübsch. Sie konnte reizend sein. Und doch war sie nicht so, daß ich mich gern mit ihr für's Leben verbunden gedacht hätte. — Ich weiß nicht, ob das Ueberspanntheit ist," fuhr er fort, indem er zum Fenster hinaussah, „ich kann mir nicht denken, ohne Liebe zu heirathen. Man versichert mir, die Liebe finde sich bei vernünftigen Menschen, wenn sie erst Mann und Frau sind, von selbst; Andere sagen, sie sei zur Ehe überhaupt nicht nöthig, sie sei ein Vorzug der Jugend, ein verständiger Mann höre auf an Liebe zu denken, wenn er heirathe. Ich bin dieser Ansicht nicht — — doch verzeihen sie, ich komme von meiner Geschichte ab.

In Basel betraten wir die Schweiz. Unter den Briefen, die dort für uns auf der Post lagen, war einer an mich von jenem Freunde. „„Kann man bald gratuliren?"" schrieb er, „„und das hast Du mir zu danken, ich habe die Tante darauf gebracht. Du müßtest ja ein ganzer Stock sein, wenn du hier nicht Gelegenheit fändest, Dich der Tochter zu versichern; und sollt es Dir auch etwas Anstrengung kosten, soundsoviel Tausende sind etwas Mühe schon werth."" —

Mein Aerger war groß. Ich fühlte meine Ehre angetastet. Ich schrieb eine Antwort in Feuer und Flammen.

In Genf fand ich wieder einen Brief. „„Was willst Du von mir?"" hieß es da, „„wenn ich aus Verstand heirathe, thu' Du es aus Liebe, mir ist es gleichgültig. Hab ich Dir eine Gelegenheit verschafft und Du willst sie nicht benutzen, ich bin darum nicht böse; ja ich verzeihe Dir auch Deinen groben Brief — hätten wir uns gesprochen, so wär's nicht bis zum Aerger bei Dir gekommen. Es soll mir aber eine Lehre sein: ein geschriebener Scherz wird zur Platitüde und ein geschriebener Vorwurf zur Beleidigung.""

Es standen viele gute Worte in dem Brief, die meinen Unwillen gegen den, wenn auch andersdenkenden Freund bald gedämpft hatten. Aber die Tante blieb mir und die Cousine. Beide hatte ich seit Basel beobachtet wie ein Polizeispion, und wenn ich jene für schuldig hielt, so hatte ich gegen diese wenigstens eine große Abneigung gefaßt. So quälte ich mich noch acht Tage, während ich mir Mühe gab, meine Ritterpflichten geziemend zu erfüllen. Da trafen wir auf der Grimsel mit einer bekannten Familie zusammen, die denselben Rückweg nehmen wollte, wie wir. Ich beschloß, nach einigem Schwanken — denn ich fühlte die Härte meines Betragens — die Gelegenheit zu benutzen, um über die Absichten der Tante Gewißheit zu erhalten.

Ich bat sie um ein Gespräch unter vier Augen. Ich war auf dies Gespräch so vorbereitet, daß ich meine Rolle nur mechanisch hersagen durfte und alle Aufmerksamkeit auf Beobachtung meiner Gegnerin verwenden konnte. Und ich sah, ich hatte mich in ihr nicht getäuscht. — Ich sprach von ihrer Tochter in einer Weise, die sie, blind auf ihr Ziel losgehend, ihrer Absicht gemäß verstand. Ich ging noch etwas weiter — und hatte ein Ja eh' ich gefragt hatte. — Jetzt reichte ich ihr schweigend den basler Brief — ich freue mich noch, daß ich nicht heftig wurde, — sie verrieth sich vollends, als sie sich verrathen sah — wir trennten uns. — Meine Gesellschaft schloß sich an die andere Familie an, und ich hatte zum Glück noch so viel bei mir, um auf geradem Wege meine Garnison zu erreichen. —

Nicht wahr, mein Fräulein, diese Reise war nicht das Ziel meiner Wünsche gewesen. Und doch war die Mondnacht so herrlich auf dem Rigi, und Alles, Alles so schön." —

„Ich fürchte, Sie haben dem armen Mädchen doch Unrecht gethan," sagte Emilie nach einer Weile.

Herr von Powels sah vor sich hin und antwortete: „Sie kam als Braut nach Hause."

„Unterwegs verlobt?" rief Emilie.

— „Wer verlobt sich unterwegs?" schrie der Gerichtsrath auffahrend, daß die Frau Räthin erschreckt den Arm ausstreckte, und Emilie ihr Gesicht abwandte, weil sie erröthete.'

„Ich erzählte dem Fräulein —" fing der Lieutenant an, der Gerichtsrath unterbrach ihn lachend:

„Ich hab Alles gehört, ich schlafe schon lange nicht mehr," und er lachte wieder über den gelungenen Scherz.

Der junge Officier stimmte unhörbar in das Gelächter ein.

Nach einiger Zeit fing der Gerichtsrath wieder an: „Sie haben sich da vortrefflich benommen, mein Herr, wollte Gott, daß alle Männer wie Sie dächten."

„Was war denn das für eine Geschichte?" fragte die Frau Räthin.

„Ach liebes Kind, warum hast Du sie verschlafen," erwiederte der Gemahl; „erzählen Sie ihr's jetzt nicht," wandte er sich an den Helden, „aber in Putbus, ja?"

Er reichte dem jungen Manne die Hand, sie machten sich einander bekannt, und der Gerichtsrath stellte ihm Nichte und Tochter vor.

Man fuhr in Stettin ein, nahm auf Wiedersehn Abschied und trennte sich im Gedränge des Bahnhofes.

Emilie war den Abend lebhafter als sonst, ihre hübsche Cousine lobte sie deshalb, und der Onkel machte ein paar Bemerkungen, die ihr das Blut in die Wangen trieben ohne sie unangenehm zu berühren.

Der zudringliche und rücksichtsvolle, höfliche und nachlässige, geistreiche Officier hatte zufällig oder absichtlich, durch Glück oder Berechnung in der guten Meinung seiner Reisegesellschaft eine günstige Stellung eingenommen. Aber es war wohl gewiß nur Zufall.

Als Werners am folgenden Morgen ihre Reise mit dem Dampfschiffe fortsetzten, beobachtete der Onkel Emilien, und obwohl ihre gestrige Lebhaftigkeit sie wieder verlassen hatte, glaubte er doch in ihrem Wesen eine gewisse innere Spannung zu entdecken, welche allein auf die belebende Kraft des berliner Aufenthalts zu schieben, er Bedenken trug. Hätte nicht auch heute gerade die Erinnerung an den Abschied von Fräulein von Grunzau ihr kommen und ihre gute Stimmung verdüstern müssen? — Der Gerichtsrath gab seiner Frau heimlich einen Wink, den diese im Einverständniß erwiederte. Das Ehepaar hatte gestern noch eine wichtige und vertrauliche Conferenz gehabt.

Der Oheim hatte sich Alles zurecht gelegt, was er von dem jungen Manne wußte, und daraus einen sehr vortheilhaften Schluß auf seinen Charakter gezogen. Sein Benehmen im Coupé war das eines gesellschaftlich gebildeten Menschen gewesen, der aber die Formen, in denen er sich bewegte, nicht leer angelernt, sondern durch Verständniß sich angeeignet zu haben schien. Und der Gerichtsrath, der zu sagen pflegte: „Wer eine Verbeugung macht, ohne sich Etwas dabei zu denken, verdient nicht, daß man ein Wort an ihn verliere" — schloß aus dem Benehmen des Officiers, daß er Charakter besitze. Was für einen Charakter aber, ob einen treuen oder falschen — das konnte gar keine Frage sein nach seiner Schweizergeschichte, die er unbekannt Unbekannten erzählt hatte, gegen deren Glaubwürdigkeit also den mindesten Argwohn zu hegen den erfahrnen Juristen wie eine Beleidigung vorkam.

Solche Betrachtungen stellte Emilie nicht an. Statt also durch Beobachtungen und Schlüsse dem Fremden soundsoviel gute Eigenschaften beizulegen, hatte sie nur die allgemeine Empfindung des Wohlgefallens an ihm. Diese Empfindung aber drang um so tiefer in ihr Inneres, als sie sich keine Rechenschaft davon gab, und setzte sich um so fester — vielleicht schon in ihrem Herzen — als der Gegenstand ihres stillen Brütens Herr von der Powels zu sein das Glück hatte. — Hatte er nicht ihr jene Geschichte erzählt, die über des Gerichtsrathes Urtheil entschied? Zwar hatte er ausdrücklich sich davor verwahrt, ein Vertrauen zu brechen, weil er sie fremd der Fremden mittheilte — und doch empfand Emilie, daß er ihr ein Vertrauen bewiesen habe. — Anfangs aber, hatte er sie nicht völlig vernachlässigt? — Nein, sie war der erste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewesen. Doch warum hatte er sie so unbeachtet gelassen, als er mit den Andern sich lebhaft unterhielt? — Hatte er das wirklich gethan? — Emilie konnt es nicht verneinen. Aber sie maß die Schuld sich bei. Sie erröthete bei dem Gedanken, wie dumm sie ihm wohl erschienen sein möge. Daß sie aber auch so unbeholfen sein mußte! Warum nahm sie nicht wie die Uebrigen unbefangen am Gespräch Antheil? — Doch nein, er hatte deshalb keine schlechte Meinung von ihr bekommen. Sprach er nicht nachher mit ihr ganz allein? — Und hatte er nicht mit Achtung, mit Empfindung, mit Vertrauen zu ihr gesprochen? —

Die rügische Küste lag im hellen Sonnenschein da, und die Familie stand erwartungsvoll hinblickend auf dem Deck. Der Gerichtsrath beugte sich zu dem Ohr seiner Nichte und sagte leise: „In ein paar Tagen kommt er nach." Emilie sah dem Oheim rasch in's Gesicht; er lächelte; sie blickte wieder nach der Küste hinüber und erröthete.

Werners hatten eines der Häuser, welche in Putbus zur Aufnahme der Badegäste bestimmt sind, bezogen, hatten sich schon seit einigen Tagen darin eingerichtet und Herr von der Powels war noch nicht erschienen. Der Gerichtsrath hatte seiner oft gedacht und sich verwundert, wo er so lange bleibe; die Frau Räthin, das Fräulein Werner sprachen unver-

holen ihre Hoffnung aus, daß er doch heut endlich kommen werde, — nur Emilie zeigte gar kein Interesse für sein Kommen oder Ausbleiben, und als ihre Cousine sie deshalb schalt und fragte, was ihr denn im Sinn liege, was so Interessantes ihr passirt sei, daß sie den interessanten Officier ganz vergessen habe, da war ihre Antwort: „Ich hab ihn nicht vergessen, aber soll ich immerfort von ihm reden wie ihr?" — Darauf war freilich Nichts zu erwiedern, und Fräulein Werner war etwas betroffen, daß ihr Scherz so ernsthaft beantwortet wurde. Emilie blieb dabei, ihren Reisegesellschafter nicht einmal zu nennen.

Eines Tages aber — und es waren noch nicht acht Tage seit jener Fahrt verflossen — war Herr von der Powels da. Werners trafen ihn zuerst, als sie des Morgens zum Baden gingen. Der Lieutenant, der jetzt Civil trug, kam ihnen schon entgegen, sprach seine Freude über das Wiedersehen aus und versicherte den Damen, daß heute sehr schöner Wellenschlag sei. Der Gerichtsrath erfuhr, daß sein Günstling erst gestern angekommen sei, und erhielt zu seiner Freude von ihm das Versprechen, daß er mit ihnen zusammen an der Wirthstafel im Hotel d'Arcona diniren werde. Hier fand sich von da an die Familie täglich mit ihrem neuen Bekannten zusammen. Der Gerichtsrath entschloß sich, als vernünftiger Mann, außerdem noch zu der früheren Badestunde desselben, und so wurde Herr von der Powels bald ein gern gesehener Gast im Werner'schen Haus und ein willkommener Begleiter der Damen und ihres Hauptes auf allen Spaziergängen. Dabei entschuldigte er sich zuweilen gewissermassen wegen seiner häufigen Gegenwart, indem er sagte, daß er unter den andern Badegästen gar keine Bekanntschaften habe, und daß es ihm absehbar seinen Verhältnissen nach zu kostspielig sein würde, dergleichen hier anzuknüpfen. Herr Werner antwortete mit einem Lobe seiner ausgezeichneten Solidität, und die Frau Räthin sprach ihre Zufriedenheit aus, daß er sie schon vor Putbus kennen gelernt habe.

Welcher junge Mann ist so glücklich — wenn die Meinung der Menschen auf unser Glück von Wirkung sein kann — die Erfahrung noch nicht gemacht zu haben, daß, wenn er ein Haus häufig besucht, in welchem junge Mädchen sind, man ihm Absichten beilegt, die von dem gewöhnlichen Zwecke geselligen Umgangs verschieden sind? — Die Familie Werner, die an dem Badeorte keine Bekannten traf, war schon deshalb der Gegenstand allgemeiner Neugierde geworden, bis erst alle Badegäste den Namen und das Amt des Mannes kannten. Als man erst in der Badeliste las „Gerichtsrath Werner aus Breslau", legte sich das Interesse an den Personen, obwohl sich Viele natürlich den Kopf zerbrachen, wie das "Fräulein Emilie von Werner" mit den bürgerlichen Werners zusammenhänge. Nun erschien aber der „Herr von der Powels, Secondelieutenant im — ten Regiment" — eine sehr angenehme Persönlichkeit nach den Beobachtungen, die bei Tisch und sonst fleißig über das neue Gestirn angestellt wurden — und zeigte sich entweder gar nicht, oder mit Werners zusammen. Jeder exclusive Mensch trägt einen gewissen Grad von Haß seitens der excludirten Gesellschaft, da es beneidenswerth, folglich unverzeihlich ist, sich ohne die Menschen behelfen zu können. Herr von der Powels ward also argwöhnisch von Allen beobachtet, die er nicht zu bemerken schien, und Putbus kannte nichts Anziehenderes, als zu erörtern, ob er mit Fräulein Werner oder mit Fräulein von Werner verlobt sei, oder welcher von Beiden er den Hof mache? Die Mädchen unter den Beobachtern gaben Emilien vor ihrer Cousine den Vorzug, und man konnte daraus schließen, daß sie die Cousine als den Gegenstand der Bemühungen des Officiers ansahen. Ob sie das aber aus vernünftigen Gründen, oder nur darum thaten, weil Emilie nicht so lebhaft und so hübsch war, ist hier nicht zu entscheiden.

Der Gerichtsrath und seine Frau fanden, daß gewisse Ahnungen, die das Thema ihrer stettiner Gardinen-Liturgie gebildet hatten, mehr und mehr wahr zu werden schienen. Die Besuche ihres jungen Freundes wurden immer regelmäßiger, und während sie jenen guten Charakter der Unbefangenheit annahmen, die eine Frucht gegenseitigen Vertrauens ist, war gleichwohl nicht zu verkennen, daß Herr von der Powels am fremdesten, aber auch am zartesten stets in seinem Benehmen zu Emilien blieb. Mit Fräulein Werner konnte er scherzen, gegen die Frau Räthin fast muthwillig sein — aber Emiliens Erscheinen rief jedesmal auf seine Stirn einen Ernst, der seine Rede wohlgesetzt und aus seiner Fröhlichkeit höchstens ein anständiges Lächeln machte. Dabei war, was er dann sprach, meistens an sie gerichtet, und wenn er sich mit Andern unterhielt, doch fast immer für sie gesagt. Emilie fühlte, daß sie zum erstenmal in ihrem Leben von ihm die Berücksichtigung erfuhr, die sie bedurfte und zu verdienen glaubte. Sie konnte nicht umhin, öfter, als sie in letzter Zeit es gethan, an den Fürsten von Unterwasser zu denken, aber nicht sehnsüchtig, sondern vergleichend: und ihr ehmaliger Bräutigam zog dabei den Kürzern.

„Wenn der Junge nur bald einen Sturm wagte!" sagte der Gerichtsrath zu seiner Ehezierde, „er hat lange genug vor der Festung gelegen." — „Andre haben's nicht besser gemacht", antwortete die Frau Räthin boshaft. — „Ein Referendarius, liebes Kind, denkt

nach, wie lang es dauern werde, bis er eine Frau ernähren kann." — „Er denkt nach, bis er Assessor wird, und mag das Mädchen unterdeß nachdenken, ob sie auf ihn warten soll, und ob er an sie überhaupt noch denkt," schmollte die Frau Räthin. Der Gemahl küßte ihr besänftigend die Hand und fuhr fort: „Ein Soldat soll aber nicht länger vor den Mauern liegen, als bis er die Thore sich öffnen kann." — „Hätt' ich Dich doch nicht für so leichtsinnig gehalten", entgegnete seine Frau, „was gibt diesen Lieutenants das Recht, sich zu verloben, ohne an die Hochzeit zu denken, wenn andre Leute es nicht dürfen?" — „Ohne an die Hochzeit zu denken? Was fällt Dir ein? Und wenn er sich heute mit ihr verlobt, kann er nicht morgen heirathen?" — „Weiß er das denn?" triumphirte die Frau Räthin, „daß er Nichts hat, ist Dir bekannt, denk ich." — „Du hast Recht", sagte der Mann des Rechts kleinlaut, „der ehrliche Kerl mit seiner Lieutenantsgage — — aber er soll sich freuen, der verdient unsre Emilie!"

Bei diesen Worten sprang der bedächtige Mann auf, ergriff Hut und Stock, und verließ mit ungewöhnlicher Hast das Zimmer.

Nach einigen Stunden kam er wieder, und an Stelle der jugendlichen Aufregung war Mißmuth und Verdrießlichkeit getreten. Er ging schweigend oder brummend in der Nebenstube hin und her. „Was ist denn jetzt geschehn?" fragte seine Frau lächelnd. „Ach, dummes Zeug", polterte der Gerichtsrath, „er geht morgen fort." — „Fort? Wer?" — „Wer? Powels natürlich, wer denn sonst? Ich treff ihn vorhin, fordre ihn zu einem Spaziergang auf, wir sprachen von Emilie, ich sag ihm, daß sie sich ein Fürstenthum kaufen könnte, wenn welche verauctionirt würden, und er" — „Nun, was antwortet er?" — „Er lächelt." — „Er hat geglaubt, Du wollest mit ihm Scherz treiben; Du hast Dich aber auch gewiß sehr ungeschickt betragen." — „Ach, ungeschickt, Scherz treiben — ich habe mich so diplomatisch benommen, daß er keine Absicht bei mir ahnen kann — er lächelt und erwähnt beiläufig, die Bäder sagten ihm hier nicht zu, er habe gehört, daß beim Jagdschloß bessere Wellen seien, er werde morgen dahin übersiedeln." — „Er geht also doch nicht fort", nahm die Frau Räthin wieder auf. — „Er geht anderthalb Meilen fort", rief der Gemahl, „das nenn ich fortgehn, ich weiß nicht, wie Du es nennst!"

Und damit lief er wieder hinaus.

Manche Menschen — es gehört das auch gewiß zu den odischen Erscheinungen — fühlen sich unwohl und niedergeschlagen, wenn an schwülen Sommertagen die elektrische Spannung in der Atmosphäre das Erscheinen des versöhnenden Wetterstrahles nahe herbeiführt. Der Blitz trifft und entzündet ihr eignes Dach: und sie fühlen sich frisch und gesund, und können ihre Geistes- und Körpergaben dem augenblicklichen Bedürfnisse gemäß frei verwenden. — So stand am andern Morgen der Gerichtsrath höchst mürrisch auf und kleidete sich an, um zum letztenmal den Officier zum gemeinschaftlichen Bad abzuholen. Die See hatte seine Laune nicht verbessert, als er mit Powels zurückkehrend seinen Damen begegnete, und als dieser kurz aber verbindlich von ihnen Abschied nahm. Die Frau Räthin und ihre Tochter sagten ihm, daß es ihnen leid thue, ihn zu verlieren; Emilie sprach kein Wort, aber ihre Hand, die sie dem Scheidenden reichte, zitterte.

Kaum aber hatte Powels den Ort wirklich verlassen, so wich der Mißmuth über das Scheiden des geschätzten Freundes dem wohlwollenden Nachdenken über die Veranlassung seines plötzlichen Fortgehns. Der Gerichtsrath glaubte bald das Rechte getroffen zu haben, als ihm einfiel, selbst bei seinem sparsamen Haushalten möge Putbus ihm zu theuer gewesen sein; darum, schloß er weiter, ist er jetzt nach dem Jagdschloß gegangen, um seiner Regel, nie einen Pfennig schuldig sein zu dürfen, nicht untreu zu werden. Die Frau Räthin war nicht der Ansicht. Zunächst bezweifelte sie, daß der Aufenthalt im Jagdschloß billiger sei — daß er des Wellenschlages wegen hingegangen, glaubte sie so wenig als ihr Mann — sie zog aber in ihre Rechnung noch zartere Rücksichten als der Gerichtsrath, und maß dem Gespräch über Emiliens Reichthum allein die Kraft bei, den zartfühlenden Verehrer fortgetrieben zu haben.

„Du bist ein Kind", sagte der Gemahl, „welcher Mann scheut eine Verlobung, weil ihm die Braut zu reich ist? Höchstens Einer, der selbst sein gutes Auskommen hat, aber ein ganz Armer gewiß nicht." — „Frauen sehen schärfer in solchen Dingen", antwortete sie, „als ihr. Im Allgemeinen magst Du recht haben, über von Powels, glaub ich, urtheilst Du falsch; er zieht gewiß die Aussicht auf langen Brautstand mit einem armen Mädchen der Verlobung mit einer Millionärin vor, wobei Einer denken könnte, daß ihn das Geld gefesselt habe." — „Was für überspannte Ideen das sind!" rief Herr Werner; „und hätt' ich die Sache nicht fördern wollen, so wäre sie vielleicht in ein paar Tagen ohne mich fertig geworden!" — „Vielleicht", antwortete die Räthin. — „Und nun ist Nichts zu machen", fuhr der Gerichtsrath halb fragend fort. — „Ich glaube, Nichts", war die Antwort. Er schüttelte sehr unzufrieden den Kopf.

Früher Morgen war's, der einen schönen Tag verkündigte, in der ersten Hälfte des August. Aus den Blättern der Bäume und Büsche, die

das hochgelegene Jagdschloß umgeben, spielte noch der nächtliche Landwind auf die sanft anspülende See hinaus. Aus den Flammen am östlichen Horizonte blitzte, wo die himmlische Röthe auf der des Meeres ruhte, der erste Funke des Taggestirns, von lauteren Stimmen der schon erwachten Bewohner der Zweige begrüßt, und mit hellem Leuchten das auf der ebenen See lagernde Grau nach Westen bannend.

— — Wo war jetzt, der auf dem Rigi des Mondes Gesundheit getrunken hatte? Wo war der gute Powels, der aus Ehrgefühl unritterlich an der Ehre seiner Damen Rache nahm, der gute Powels, der aus Sparsamkeit von seinen Freunden in Putbus, nach der Einsamkeit des Jagdschlosses geflohen war? Wo war er, um den Morgen dämmern zu sehen, und beglückt zu fühlen: daß auch an ihren ärmsten Freund die Natur immer liebevoll Pracht und Segensfülle verschwendet?

Folge mir in ein hohes Zimmer des Schlosses, aus dessen schönem Bogenfenster Du eine entzückende Aussicht nach Osten über Land und Meer hast. Das Zimmer ist einfach, beinah dürftig möblirt, aber ausreichend für die bescheidnen Ansprüche eines Badegastes. Ueber dem Bette hängt das Kreuz mit dem Bilde des daran Gestorbnen. Ueber dem Sopha stehn und liegen auf einem Bücherbrett ein lateinischer Spinoza, dem Du den starken Gebrauch ansiehst, ein Eugen Aram und ein prächtig gebundenes Gebetbuch für katholische Christen. Der Bewohner des Zimmers steht am Fenster, mit dem Rücken gegen die geschlossenen Flügel gelehnt, und sieht auf einen Brief, den er in der Rechten hält. Warum ist er so bleich? Was bedeuten die zusammengekniffenen Lippen und die gefurchte Stirn? Er ist angekleidet, aber seine Kleidung ist nicht in Ordnung. Er scheint mit den Kleidern im Bette gelegen zu haben.

Dieser Mann ist Fritz von der Powels. Hat er nicht Zeit, die Sonne aufgehn zu sehn? Er kehrt ihr den Rücken, um ihre ersten Strahlen auf das Blatt Papier fallen zu lassen, das er seit gestern schon oft gelesen, und das er mit geballter Linken jetzt wieder liest.

So lautete der Brief:

„Fritz! Du hast den Glauben abgeschworen, in dem Deine Voreltern starben und in dem ich, Dein Vater, auf ewige Seligkeit hoffe. Du hast nicht gewagt, diesen wichtigen Schritt in Deinem Leben mir mitzutheilen, Du hast es der Zeitung überlassen, mit dieser Kunde Schmach und Schande auf mein graues Haupt zu laden. Warum hast Du mir's nicht geschrieben? Ich will's Dir sagen: Du hast Dich geschämt. Denn warum bist Du abtrünnig geworden? O Sohn, ich habe Dich seit Deiner Geburt gekannt: nie einen Fuß setztest Du, weil es gut, und scheutest Mühe nie, wenn es klug war.

Fritz! Wenn Du taub sein kannst gegen Dein Gewissen, kannst Du auch unempfindlich sein gegen Verletzungen Deines Ehrgefühls? Fritz! Was Du auch vorhaben mögest: es ist eine Schurkerei! Versteh mich recht: eine Schurkerei! Glaube nicht, daß ich nicht weiß, welches Wort ich brauche — ich unterstreich es, und sag es Dir als Edelmann dem Edelmann, als alter Soldat dem jungen Officier — als Vater dem Sohn.

Trifft's Dich? Du mußt den Schimpf hinnehmen, weil er von mir kommt — und ich hab' ein Recht, ihn Dir anzuthun, weil Du unerhört mich in Dir beleidigt hast. — Könntest Du fühlen, was das ist, wenn der einzige Sohn, das einzige Kind, so die Hand aufhebt gegen das Heilige seines Vaters! Ich schwöre Dir's: als ich im Felde stand, als ich mich nach dem Frieden eines häuslichen Herdes sehnte — als ich hier eine Heimath und Deine Mutter fand — hätt' ich gewußt, daß mein Sohn Du sein würdest: nie hätt' ich geheirathet. — Bisher ist Dir's meistens geglückt, Andern besser zu scheinen als mir. Diesem Glücke hast Du die Zulage von zweihundert Thalern zu verdanken gehabt, die des Barons, meines großmüthigen Gönners Gnade Dir gewährte. Dein letzter Streich hat auch seine Gunst Dir abwendig gemacht; er hat mir aufgetragen, Dich zu benachrichtigen, daß er Dir vom 1. October ab die bisherige Unterstützung entzieht, Dich aber für das schon Erhaltene aller Verbindlichkeit enthebt. Er will von Dir Nichts mehr hören.

O wärest Du nicht mein Sohn! Könnt' ich wie er aller Gedanken an Dich mich entschlagen! Und wenn ich Deiner gedenke, muß ich's mit Kummer. Wenn ich Dich in mein Abendgebet einschließe, scheuchst Du von meinen Augen den Schlaf, und mein Gebet am Morgen verdüstert mir die Sonne, weil ich Dich darin nicht vergessen kann.

Sohn! Weil ich Dich so nennen muß, kann ich Dir nicht fluchen — aber weil Du mein Fleisch bist, kann ich Dir nicht verzeihen. Möge der heilige Geist Dir vergeben, den Du gelästert hast, und möge Dir nicht schaden, um den Du Dich nie gekümmert hast, der Zorn Deines Vaters."

Der diesen Brief jetzt las, war eine jener starken Naturen, die nicht so lüstern die Reige der Lust auskosten, als den Wermuthsbecher, der ihnen gereicht wird, bis zum letzten Tropfen leeren, um über den Feind, welchen sie nicht leugnen können, zu triumphiren.'

Er knirschte mit den Zähnen — er drückte das Papier zusammen — aber er verbrannte es nicht; er glättete es von Neuem und las wieder die Worte, deren jedes ein Stich in

sein Herz war, weil jedes aus dem tief empörten Herzen seines Vaters kam. Denn empfinden mußte er auch gegen seinen Willen — nur dieser Wille war ganz so verstockt, wie Mund und Stirn ihn dem Vater immer empfindungslos gezeigt hatten.

„Und was ist denn eigentlich dies Papier,“ dachte Powels — denn er sprach nie laut mit sich — „was ist dies Papier? Eine Kündigung unerbetener Wohlthaten, und dazu bedient der Baron sich meines Vaters — eine Quittung ohne Bezahlung — das ist Schmach, kein Geschenk — er verachtet mich — und ich kann mich nicht rächen.“ —

Eine augenblickliche Röthe fuhr über sein fahles Gesicht bei dem Gedanken, daß es ihm unmöglich sei, die einzig mögliche Genugthuung sich zu verschaffen, indem er alles Geld, was er seit Jahren vom Baron erhalten — und er wußte die Summe auf Groschen und Pfennig — diesem auf der Stelle abtrüge. Ja er konnte nicht einmal die zu Anfang dieses Vierteljahrs erhaltenen fünfzig Thaler, oder auch nur einen Theil davon zurückschicken, gerade weil er so öconomisch lebte, daß er auf jeden Pfennig seiner Einnahmen so gut, als seiner Ausgaben gerechnet hatte. — Doch mußte er sich jetzt gestehn, eine Ehrenschuld zu haben — zum erstenmal in seinem Leben eine Schuld! — so zog er es unbedenklich vor, da schuldig zu sein, wo man ihn kannte, wo man ihm diese Schuld am Wenigsten, vielleicht gar nicht anschlug, als hier oder in seiner Garnison, wo man ihn kannte so viel er wollte.

Der Verlust der Zulage für die Zukunft machte auf Powels einen Eindruck, wie er bei seinem Charakter nicht anders sein konnte. Er liebte den Genuß, den er verachtete — Achtung und Liebe können ohne einander bestehen — aber er dachte, und lächelte bei dem Gedanken zum erstenmal wieder: „Hab ich mich mit wenig beholfen, so kann ich mich auch mit weniger behelfen — aber ich werd' es nicht nöthig haben.“

Und aus diesem Gedanken, dem ersten, bei dem er wieder zum Bewußtsein seiner Stärke kam, folgte der Entschluß, seines Vaters Brief zu beantworten. Und als der Kampf, welcher in seinem Innern seit gestern herrschte, so wenigstens einen vorläufigen Abschluß gefunden hatte, fühlte er die Müdigkeit seines Körpers, entkleidete sich, sank auf's Bett und fiel augenblicklich in tiefen Schlaf.

Die Sonne beleuchtete das Kreuz über des Schläfers Lager. Was hatten Kreuz und Sonne mit ihm zu schaffen?

Kehren wir wieder nach Putbus zurück.

Werners und Powels beschäftigten nach wie vor den ganzen Ort — die Gleichgültigen, weil sie sich langweilten, die Neugierigen, weil sie sie nicht kannten, und die Sippe der Klatsch- und Heirathsschau-Schwestern, weil diese die einzigen Wesen sind, die von der Natur mit der Fähigkeit einer ununterbrochenen Thätigkeit begabt wurden. Nun hatte man vor einiger Zeit herausgebracht, wer das Fräulein von Werner sei, und das hatte die natürliche Folge, daß wieder Alles an sie heranzukommen suchte, was indeß gänzlich und Jedem mißlang. War aber Emilie so hoch im Preise gestiegen, mit welchen eifersüchtigen, oder mindestens gespannten Blicken beobachtete man jetzt Powels, von dem es ausgemacht war, daß er die Millionärin anbete. Da verschwand er plötzlich — und „warum?“ konnten nur darum Wenige fragen, weil die Meisten ganz deutlich ihn mit einem Korb abreisen gesehen haben wollten.

Es läßt sich Vieles denken über das geistige Verhältniß zwischen uns und unsern Hausthieren, über unsre Anhänglichkeit an sie und die Ursache unserer Anhänglichkeit. Ich für mein Theil glaube nicht, daß wir unsre Hunde lieben, weil wir uns von ihnen geliebt wissen — wer kennt denn die Empfindungen und Gemüthsbewegungen einer Hundeseele? — sondern weil sie uns Spaß machen, und weil sie unsre Sclaven und unsere Schmeichler sind. — Aus demselben Grund interessirt uns auch „der Hund, der auf den Namen Publicum hört,“ wie Clemens Brentano sagt. Er bellt und wedelt nicht aus Haß und Liebe — wir kennen seine Seele nicht, aber er macht uns Spaß, besonders wenn er uns umwedelt, und ferner, wenn er ohne Jäger jagen will, und spürt und schnüffelt, dann toll nach einer Seite abgeht, einen Fuchs verfolgend, und das Häschen nicht sieht, das sich furchtsam duckt bei des blinden Feindes Vorüberstürmen.

Wie warst du wieder auf unrechter Fährte, o Gesellschaft von Putbus, die Du Dich für Emilie und Powels so liebevoll interessirtest! — Emilie hatte den jungen Officier im täglichen Umgange immer mehr schätzen gelernt, wenn er ihr vorlas, wenn er ihr erzählte, wenn er ihr manchen kleinen Wunsch erfüllte, eh' sie ihn ausgesprochen. Sie fühlte durch ihn ihren Geist auf die angenehmste Weise bereichert, und war ihm dankbar dafür. Mit jenem Takt aber, der uns das edelste Verhältniß, in welchem eine andere Menschenseele zu der unsren stehen kann, offenbart, hatte sie auch lange schon nicht bezweifelt, von Powels geliebt zu sein. Und nun war er fort und hatte kein Wort gesagt.

Mehrere Tage waren vergangen und in dem Einerlei des Badelebens wuchs der Unfrieden in Emiliens Brust und quälte sie um so mehr, als sie ihn schweigend verbergen mußte. Onkel und Tante sahen mit Kummer, was in ihrem Herzen vorging, im Spiegel ihrer Augen, und

der Gerichtsrath besonders zürnte sich, weil er nicht sicher war, an diesem Verlauf der Sache unschuldig zu sein.

Die Familie hatte gegen Sonnenuntergang einen jener Punkte aufgesucht, von wo das schöne Schauspiel des versinkenden Sonnenwagens bequem zu genießen war. Sie hatten sich im Grünen unter belaubten Bäumen gelagert, es wollte aber kein Frohsinn die Gesellschaft beleben. An derselben Stelle hatte Powels vor acht Tagen den prächtigen Mythus vom Weltbrande der Skandinavier vorgelesen.

„Wenn doch Herr von der Powels hier wäre!" rief die muntere Cousine, „was sitzt er da in seinem einsamen Schloß und überläßt uns der Langeweile!"

„Ich werd' ihm morgen in der Frühe einen Besuch machen," sagte der Gerichtsrath, „auch ich vermisse ihn."

„Sag ihm, daß er wiederkommen soll," rief seine Tochter, „sag ihm, daß wir ihn bitten! Nicht wahr, Mama? Nicht wahr, Emilie? Siehst Du, wir wollen's Alle, sag ihm das, Papa." —

Am andern Tage war der Gerichtsrath bei guter Zeit unterwegs, um den Allvermißten zu sehn. Trotz seiner vorgerückten Jahre ging er zu Fuß; er hatte dann doch die Befriedigung, zu wissen, daß er es noch im Stande sei. Ein fleißiger und tüchtiger Beamte und ein Mann von Grundsätzen, konnte er sich nie genug zeigen, was er vermöge; wie der betriebsame und redliche Kaufmann sich nie zu oft von dem Stande seiner Activa und Passiva unterrichtet, um des Bodens für seine Betriebsamkeit und für seine Existenz immer gewiß zu sein. — „Den find' ich doch nicht mehr schlafen," sagte er zu sich, während er über die zunehmende Hitze etwas unmuthig, den Rock auszog und über die Schulter warf. Dann schritt er mit seinem Rohrstock tüchtig aus, und brummte im Weitergehn: „Ein Mann wie Keiner, dieser Powels — mit der Sonne auf, immer thätig, immer denkend — hat mehr Kenntnisse, als Mancher haben sollte — sparsam — bin freilich auch mit Wenig ausgekommen, aber was hat ein Lieutenant nicht für Verführungen! — Schade doch, daß er Lieutenant ist — was hilft ihm Bildung und feine Sitte? — reich müßt' er sein und unabhängig, da würd' er eine segensreiche Thätigkeit entwickeln und so viel vom Leben haben können, als er wohl verdient."

So ging er weiter, immer mit Powels beschäftigt und noch mit einer andern Person, die seinem Herzen theurer war, die er aber, seit er des jungen Officiers Bekanntschaft gemacht hatte, mit diesem in Verbindung zu denken liebte.

Endlich war das Ziel erreicht, und als er still stand um Toilette zu machen und von der Höhe den weiten freien Blick über die Insel und das Meer hatte, da lächelte er bei sich und glaubte, wenn nicht den wahren, so doch einen Grund mehr zu wissen, warum der Freund diesen herrlichen Punkt zu seinem Wohnorte sich auserseh̃n habe.

Er ging darauf in's Schloß, ließ sich des Herrn von der Powels Thüre beschreiben und stieg die Treppen hinan. Er klopfte, eine bekannte Stimme hieß ihn eintreten und mit herzlichem Händedruck und aufrichtiger Freude empfing Powels seinen würdigen Gast.

„Ich hole Sie zum Baden ab, lieber Powels," sagte dieser, „Sie sind ein böser Mann, es mir so schwer zu machen. — Ich bin zwei Stunden gegangen," sagte er mit einem Blick auf seine Uhr.

„Wie verdiene ich so viele Güte, Herr Gerichtsrath," erwiderte Powels; „aber sie scherzen wohl nur, Sie machen mit den Ihrigen eine Fahrt durch die Insel, und sehen einen Augenblick nach mir; nicht wahr, so ist's?"

„Es ist, wie ich Ihnen sage. Haben Sie schon gebadet? Sonst machen Sie sich fertig, und kommen mit."

Eine Wolke beschattete einen Augenblick des Officiers Stirn, als wäre eine angenehme Erwartung nicht erfüllt. Doch schnell wieder lächelnd bat er seinen Gönner Platz zu nehmen, er wolle nur noch einen Brief schließen, an dessen baldigem Abgang ihm liege. Der Gerichtsrath setzte sich auf das Sopha, der Lieutenant auf einen Stuhl an demselben Tisch und schrieb. Herr Werner bemerkte, daß unter dem Tisch ein stark zerknitterter Brief liege, und mit gutmüthiger Aufmerksamkeit hob er denselben auf, und legte ihn neben den Schreibenden, der mit Hast danach griff, und ihn, während er sich bedankte, auf die andere Seite legte. Es war der Brief seines Vaters.

Der Officier hatte seinen Brief geschlossen, und während er das Couvert zurechtschnitt, äußerte Herr Werner unverholen die kürzlich ihm aufgestiegene Ansicht, daß Herr von der Powels wohl nur der Schönheit dieser Gegend wegen Putbus verlassen habe, und warf ihm scherzend das Eigennützige einer solchen Handlungsweise vor. Powels hatte eben das Licht zum Siegeln angesteckt. Jetzt hielt er inne und antwortete mit großem Ernst; „Herr Gerichtsrath, die große Güte, die Sie in der kurzen Zeit mir erwiesen, seit ich die Ehre und das Glück Ihrer Bekanntschaft habe, macht es schmerzlich, auch nur in dem kleinsten Punkte von Ihnen verkannt zu sein. Bitte, lesen Sie diesen Brief, und Sie werden nicht mehr scherzen über einen Schritt, den ich, weiß Gott, mit Ueberwindung nur habe thun können."

Er hatte sein eignes Schreiben aus dem Couvert genommen, und legte es trotz des Ge-

richtsrathes abwehrenden Worten offen vor ihn. Er las:

„Hochwohlgeborner Herr! Hochverehrter Herr Baron! Wenn Sie, mein großmüthiger Wohlthäter, sich veranlaßt finden, eine Unterstützung, die Ihre Gunst mir seit jetzt zwölf ein halb Jahren regelmäßig gewährte, künftig fortfallen zu lassen, so kann dieser Umstand meine Dankbarkeit für das Empfangene so wenig schwächen, als er mich bewegen kann, eine Bitterkeit gegen Sie oder gegen die Verhältnisse zu empfinden, welche Ihren jetzigen Schritt bestimmen. Ich hatte nie ein Recht, zu fordern, ich habe jetzt keines, mich zu beklagen.

Leider bin ich nicht vermögend, Ihnen alles bisher Erhaltene jetzt, wie ich wünschte, zurück zu erstatten. Erlauben Sie aber, mein Herr Baron, daß ich trotzdem es nicht annehme, wenn Sie für jene Summe mich aller Schuldverbindlichkeit lossprechen; vielmehr erkläre ich hiemit, eintausend siebenhundert und fünfzig Thaler als Darlehn von Ihnen empfangen zu haben, und verspreche, diese Summe nach meinen Kräften an Sie zurück zu zahlen. Als Bürgschaft verpfände ich Ihnen, Herr Baron, meine Ehre, und versichre sie zugleich, daß Sie mein einziger, auch mein erster Gläubiger sind, so lang ich lebe.

Dieselben Verhältnisse, welche sie veranlassen, vom ersten October dieses Jahrs ab die bisherige Unterstützung mir zu entziehen, zwingen mich, Alles, was Ihre Gunst seit dem ersten April 18.. mir gewährt hat, nur als Darlehen, nicht, wie Sie wollen, als Geschenk anzusehen.

Genehmigen Sie“ u. s. w.

„Edler Mann!“ rief der Gerichtsrath aufspringend, und des Officiers Stirn war heiter, und aus seinen Augen leuchtete die Freude des Triumphes — „edler Freund! Wie ehr ich Ihre Gesinnung! Sie verdienten nicht —“ er stockte, und schüttelte die Hand des jungen Mannes mit Heftigkeit. Dieser lächelte — es war jenes vieldeutige, bedeutende Lächeln, welches nur Lippen kennen, die nie lachen — und siegelte, als er seine Rechte wieder frei hatte, schweigend den Brief. „Wie bedaure ich Ihren Freund, den Baron,“ fing der Gerichtsrath wieder an, während er mit großen Schritten das Zimmer maß — „ein Mann, der so schön an Ihnen handelte, sollte nicht durch Verhältnisse in Geldverlegenheit kommen. Ei, wenn er die Summe jetzt hätte, die Sie mit Recht ihm schuldig zu sein bekennen, könnte das ihm helfen?“ — „Ich glaube nicht,“ sagte Herr von der Powels ernst, „aber die Schuld drückt mich jetzt schwer.“ — „Ich glaub's, ich weiß es!“ rief der Gerichtsrath eifrig — „ich kann sie Ihnen nicht vorstrecken, aber — — wenn ich Jemand wüßte, der sie mir für Sie gäbe? Was meinen Sie?“ — „Ich danke Ihnen, verehrter Freund,“ antwortete Herr von der Powels aufstehend, „die Verhältnisse des Barons und mein Verhältniß zu ihm sind so beschaffen, daß er von mir Nichts nehmen wird, und ich ihm auch Nichts anbieten darf, wovon er nicht überzeugt ist, daß es mein Eigenthum sei. Er weiß aber, daß ich ein solches Capital nicht besitzen kann. — Wollen wir jetzt baden gehen?“

Sie gingen. Der Lieutenant mit der unvorherberechneten Wirkung seines diplomatischen Schreibens auf den Gerichtsrath sehr zufrieden, sorgte dafür, indem er Herrn Werner's Zartgefühl richtig beurtheilte, daß von dem Baron und von Verhältnissen nicht weiter die Rede war. Er erkundigte sich mit Interesse nach dem Befinden der Werner'schen Familie, und der Gerichtsrath merkte wohl, daß seine Theilnahme größer war, als er nach Emilien fragte und von ihr hörte — und merkte es mit Freuden.

„Sie sollten uns aber doch nicht so ganz vergessen, lieber Powels, das ist nicht freundlich von Ihnen. Sein Sie nun wenigstens gefällig, und folgen unserer Einladung, die, wie ich bestellen soll, wir Alle zu einem Besuch an Sie richten!“ So sagte der Gerichtsrath, und Herr von der Powels, das bedeutende Wort wohl hörend, fragte, wer denn der liebenswürdige Auftraggeber sei. „Wer? das darf ich nicht verrathen,“ antwortete Herr Werner und schämte sich der Lüge, die, wie er wohl fühlte, in dieser Phrase lag. Etwas gewissenhafter fuhr er fort: „Wie können Sie fragen? Wir Alle, das sind Vier, wie Sie wissen. Treibt Sie aber die Neugierde, den von uns Vieren zu erfahren, der diese Einladung veranlaßt hat, da müssen Sie sich schon die Mühe nicht verdrießen lassen, und die betreffenden Untersuchungen in Putbus anstellen: meinem Munde sind die Hände gebunden.“ — Der Angeredete lächelte über das bewundernswerthe Bild, und der Redner selbst stimmte mit herzlichem Lachen ihm bei. — „Glauben Sie, Herr Gerichtsrath,“ sagte Powels nach einer Pause mit dem ernst innigen Tone, der seinem wohltönenden Organe so gemäß war, „glauben Sie, daß Ihre Einladung mir lieb und werth ist — und wenn ich ihr doch nicht Folge leiste, so achten Sie das Gefühl, welches meine Schritte bestimmt.“

Der Gerichtsrath fühlte verstimmt, daß er in seiner schwierigen Doppelstellung als Powels' Freund und Emiliens Oheim und Vormund hier nicht weiter gehen könne.

Erst gegen Abend begab der Gerichtsrath sich auf den Rückweg, wobei Powels ihn eine Strecke begleiten wollte. „Sie müssen dafür meinen Brief in Putbus zur Post geben,“ sagte er, „ich bin nicht so uneigennützig.“

Es war ein Abend, der allmälig alle jene Pracht der Beleuchtung am Himmel und auf

der Erde entfaltete, welche nördlichen Breiten und namentlich Gegenden eigen ist, die flach sind und Seeatmosphäre haben. Den klaren Himmel nur belebend, nicht eigentlich bewölkend, gingen von einer Wolkenbank, die im Nordosten auf der See ruhte, leichte Dunststreifen, die Windrichtung höherer Regionen anzeigend, meridianartig nach einem Punkte am südwestlichen Horizont. Je mehr diese Streifen dem Zenith sich näherten, desto mehr nahmen sie zu an Breite und zierlicher Entfaltung, vereinigten sich dann aber wieder wie die ersten Blätter der jungen Palme. Die Wolkenwand im Südwesten zog sich bis nach Nordwesten in ziemlicher Höhe am Himmel herum, so daß die Sonne schon eine geraume Zeit vor ihrem Untergange dahinter verschwand, und den Zuschauer nur nach der Stärke der entstehenden Farben an der Stelle des glühendsten Rothes ihren Standpunkt errathen ließ. Tiefer sank diese riesenhafte Flamme dem tiefblauen Meere zu, um darin zu erlöschen, und deutlicher traten die Regenbogenfarben in dem leuchtenden Dunst hervor, der nord- und südwärts von der Stelle des Sonnenunterganges auf dem Wasserspiegel lag. — Plötzlich stieg ein. Säule lichter Lohe aus dem Gewölk, das die Sonne verbarg — eine wallende Feuergarbe stand sie da — und in tiefem Roth glühte jetzt auch der Osten — die querüberlaufenden Windstreifen von beiden Seiten gefärbt — und die Sonne war erloschen. —

Zu dieser Zeit hatten die beiden Wanderer etwa eine Meile hinter sich, und ruhten vor ihrer Trennung an einer Stelle, wo das hohe bewaldete Ufer ziemlich steil gegen die See abfiel, gemeinschaftlich aus. Der Gerichtsrath hatte sich auf den Stumpf einer Eiche gesetzt. Herr von der Powels stand neben ihm, und recitirte mit seiner wohltönenden Stimme:

„Der Sonnengott auf goldnem Wagen
Er hat vollendet seinen Lauf,
Zum glühnden Thor des Westens tragen
Die Rosse ihn, es springen auf
Des Himmels Pforten: purpurn glühen
Die Wolken in der Iris Pracht,
Indeß die Schatten wachsend fliehen
Entgegen der gestirnten Nacht.

Noch einmal in des Meeres Spiegel
Erscheint der Sonne Flammenbild,
Und Berg und Hain und Feld und Hügel
Sind rings vom Abendduft erfüllt,
Noch flimmert in der Bäume Kronen
Der Sonne allerletzter Strahl —
Jetzt flog er auf, und Nacht wird thronen
Geheimnißvoll im stillen Thal.

Dort aber, wo in blaue Lüfte
Hoch ragt der Berge Majestät,
Dort, wo der Hauch der Aetherdüfte
Um die beschneiten Firnen weht,
Dort einmal noch wie Himmelsrosen
Sehn wir die höchsten Scheitel blühn,
Und schnell, wie des Orkanes Tosen
Von Ost nach West — die Alpen glühn! —"

„Es paßt nicht ganz hieher," setzte er hinzu, indem er mit seinem gefälligen Lächeln sich an den Gerichtsrath wandte. — „Doch, doch," warf dieser ein, „Sie geben uns zu dem glänzenden Schauspiel vor unsren Augen noch den willkommenen Anlaß, unsere Phantasie in einem prächtigeren Gebiete herrschen zu lassen. — Wen aber recitirten Sie? Ich gestehe, daß ich die Verse nicht kenne." — „Mich selbst," sagte Powels lächelnd, „außer mir und Ihnen kennt diese Strophen Niemand, und wird auch Keiner sie kennen." —

„Von Ihnen?" sagte der Gerichtsrath langsam, und sah den jungen Officier, der sich ab, dem Sonnenuntergange zugekehrt hatte, mit einem großen Blick der Verwunderung an. Er, aus einem früheren Geschlecht, und ein Actenmann, konnte noch abergläubig staunen, wenn er einen Versemacher von Angesicht zu Angesicht sah.

Diese stumme Scene wurde plötzlich unterbrochen. „Vater, guten Abend!" rief eine bekannte Stimme, und Herr Werner sah über den Rand des Abhanges das erhitzte Gesicht seiner Tochter ragen. „Mama und Emilie kommen mir nach," fuhr sie fort, „aber sie steigen nicht so geschwind als ich. Wie werden sie sich wundern!"

Herr von der Powels war bei ihren ersten Worten den Abhang hinunter gesprungen, und der Gerichtsrath folgte ihm nach, während seine Tochter die Höhe vollends gewann. Er sah, wie Powels bei seiner Frau ankam, und wie diese, seine Hülfe auf dem steilen Pfad ablehnend, ihn zu Emilien wies, die noch weit unten war. Er sah, wie Powels weiter hinablief, er sah, wie er Emiliens Hand faßte, er hörte erst auf zu sehen, als er vor seiner theuren Ehehälfte in sanftem Joch den Berg hinanschwitzte.

„Kind," sprach er abgebrochen dazwischen, „dieser Powels ist unvergleichlich — ein Mann — ein Charakter — ich sage Dir, wenn er in der Welt nicht gilt — die unschätzbarsten Diamanten kommen auch nicht in den Handel — weil die Menschen sie nicht bezahlen können."

Die Gemahlin beschwichtigte seinen Eifer mit der prosaischen aber sehr vernünftigen Ermahnung, seinen Athem zu sparen, so lang er ihn nicht übrig habe. Und so schob sich das würdige Paar mit Mühe und Bedachtsamkeit bis auf die Höhe, ließ sich hier erschöpft zum Ausruhen nieder, und nun tischte der Gatte ausführlich die heute gewonnene Bereicherung von Powels' herrlichem Charakter auf. Auch

die Tochter war dabei eine aufmerksame Zuhörerin.

Alle Drei fühlten während ihrer Herz und Gemüth befriedigenden Unterhaltung öfter als einmal die Annehmlichkeit von Emiliens und Powels' Abwesenheit. — Sehen wir, damit das junge Mädchen und der junge Mann unterdeß wenigstens nicht ganz allein seien — ein Fall, der in unseren aufgeklärten Tagen offenbar entsetzlich genannt werden kann — uns nach ihnen um.

Emilie sitzt etwas seitwärts von dem steil sich hinanschlängelnden Fußsteig auf einem großen Stein, unter dem einiges Haselgesträuch hervordringt, im Schatten einer dem Hinabstürzen nahen Birke. Wer die starke Röthe ihrer Wangen sieht, wird dies nach dem zurückgelegten Wege natürlich finden. — Und ihr Begleiter? — Er hat vor ihren Füßen noch einen kleinen Platz gefunden, auf dem er kniet — er hat ihre Rechte mit beiden Händen gefaßt, daß, wären's nicht seine Hände, seine Lippen schwerlich, wie sie thun, da noch eine Stelle finden würden, um die zarteste aller Huldigungen darzubringen, die nur, wie Alles, was einen tieferen Sinn hat, durch Mißbrauch hat verunglimpft und durch Gewöhnlichkeit gemein werden können.

— „Aber wie konnten Sie nur so grausam sein?“ sagt Emilie.

„Emilie,“ antwortet er, „theuerste Emilie, erinnerst Du Dich unseres ersten Gespräches auf der Eisenbahn?“

„Gewiß,“ betheuert sie in hoher Freude, „Du sagtest, Du könnest nur aus Liebe heirathen, Du haltest es für falsch, für schlecht, wenn Andere anders dächten! Und sie legte ihren Arm um seinen Nacken, und ihre Lippen begegneten sich — zum ersten Kuß.“

„Sagte ich das?“ fragte er, „ja und ich erzählte Dir jene traurige Geschichte, wie Vermögen, Gold mich reizen sollte — Emilie, Geliebte — Du glaubst jetzt an mich — konnt ich wissen, ob Du es vor acht Tagen thun würdest? Ob Du nicht Deinen Reichthum —“

„Fritz!“ unterbricht sie ihn mit dem vorwurfsvollen Tone des gekränkten Gefühles — mit jenem Tone, den nur die Stimme eines Weibes haben kann, deren reines Gefühl gekränkt ist.

„Du bist ein Engel,“ sagt er, „aber so, wie ich es jetzt weiß, weiß ich es erst, seit ich — wie wenig bin ich Deiner werth!“

Er stand auf, und sie schaffte ihm neben sich Platz.

„Meine Emilie,“ fuhr er fort, „der Möglichkeit konnt ich mich nicht aussetzen, daß Du von mir dächtest, wie die Welt von mir denkt — denken wird,“ verbesserte er sich, „sobald sie mein Glück erfährt.“

„Laß sie denken was sie wollen,“ sagte Emilie leise. Und das reiche Mädchen hatte im Gefühl eines Glückes, das sie mit ihren Millionen nicht kaufen konnte, einen Satz ausgesprochen, der ewig des Weisen Trost sein wird, den sie aber nie gedacht hätte, wenn sie arm gewesen wäre. — „Laß sie denken was sie wollen, was kümmert es uns?“

Während also auf der Höhe des Ufers die Familie Werner in ihrem empfindungsvollen Gespräch sich Etwas zu Gute that, hatte Powels, indem er Emilien unterstützte, bemerkt, daß sie zu müde war, um ohne auszuruhn die Höhe zu erreichen. Er hatte ihr deshalb den Platz, an welchem wir Beide zusammen gesehen haben, empfohlen, er hatte sie dahin geleitet, und dort kam es zu Erklärungen und Geständnissen — wie? wolle doch Keiner fragen. Denn zwei Herzen, die einander schon verstehn, brauchen sich nur ohne Zwang zu fühlen, um eins dem andern sich zu öffnen und rücksichtslos hinzugeben. Und Fritz und Emilie fühlten sich ohne Zwang; er fühlte nur, wie sie sich auf ihn stützte, und sie nur, wie er sie stützte. Das war das Wie.

Sollte aber Jemand der Ansicht sein, der berechnende Powels habe kein Herz, welches so selbstlos an ein anderes sich hingeben könne, welches nur einen Augenblick von der gewohnten Herrschaft des Verstandes sich frei zu fühlen im Stande sei — sollte Jemand Emilien in jenen Minuten ihres höchsten Glückes bedauern: der möge gestehn, daß bei allem Scheinbaren seines Gedankenganges die nothwendige Folgerichtigkeit desselben dennoch dahingestellt bleibt. Wir meinen, daß das Herz ein ganz unberechenbares Ding ist. Wir meinen, daß man der Blüthe, die sich zum erstenmal dem Sonnenstrahl öffnet, nicht vorwerfen soll, daß sie nicht früher erblühte, daß man die Sinnpflanze nicht fühllos schelten darf, die ihre zarten Blätter dem Beobachter offen und regungslos weist: weil sie noch nicht berührt ist.

Wie nun das Paar zu den Dreien gelangte, die sich nach den Ausbleibenden erst umgesehn hatten, da diese schon wieder auf dem Wege nach oben waren, — wie nun das Geheimniß sich offenbarte, und der Gerichtsrath seinen heißen Wunsch erfüllt sah, die Frau Räthin bewegt, die Cousine erfreut war, wie die Liebenden durch die Theilnahme der Andern sich beengt und in dieser Beengung sich doppelt glücklich fühlten, — dies Alles wird der theilnehmende Leser sich anmuthig vorstellen; wir wagen nicht, seine Vorstellung nach unserer Einbildung lenken zu wollen. Auch gibt es Geheimnisse, die nur der Wissende kennen, der Nichtwissende aber nur erfahren darf, wenn er sie erräth. —

Schmaler war die Röthe im Westen geworden, und hatte dem unterirdischen Sonnenwege folgend, sich mehr nach Norden gezogen; kleine Wellen brachen sich und schäumten am

Ufer; vom Himmel war auch das leichte Gewölk verschwunden; und unbemerkt heraufgekommen blickte jetzt der Vollmond von Osten durch das dunkle flüsternde Laub der Bäume. Da erst trennten sich die Verlobten, nachdem Powels von dem Platz, auf welchem sie so lange gesessen, Werners eine Strecke begleitet hatte.

Erste Trennung! Welcher Schmerz! Eure Hände, Eure Lippen, sie können von einander nicht lassen. Mit Gewalt kehrt Ihr Euch ab, und doch, wie seid Ihr glücklich: denn morgen seht Ihr Euch wieder.

Alle Ereignisse im Leben, bei welchen Menschen eine thätige Rolle spielen, erscheinen uns entweder als nothwendig oder als zufällig, je nachdem wir das Benehmen dieser Menschen vorhergesehen, d. h. in Uebereinstimmung mit unserer Vorstellung von ihrem Charakter und dem Lauf der Dinge gefunden haben oder nicht. Es leuchtet ein, daß unser Urtheil darüber, was Nothwendigkeit, was Zufall sei, ein beschränktes ist: die Schranke liegt, wo unsre Sehkraft aufhört, und des Einen Auge sieht weiter, als des Andern. Nur wer Alles sähe, wie Gott, würde auch was geschehen wird, stets richtig vorherwissen; ein Solcher würde nicht nur den Charakter des Handelnden genau kennen, er würde auch, wie der Astronom die Abweichung eines Planeten von seiner theoretischen Bahn, dasjenige vorhersagen können, was wir das Sich-untreu-werden eines Charakters nennen. Aber die Aberration ist so wenig regelwidrig, als die sie veranlassende Störung, ein Charakter kann sich nur untreu werden, wenn es einen Zufall gibt, und das allsehende Gottesauge sieht einen Zufall nirgends.

Die Geschichte nähert sich ihrem Ende.

Herr von der Powels war am Morgen nach seiner Verlobung früh auf. Seine Stirn war heiter, seine Lippen schlossen weniger streng zusammen, und der Blick seiner Augen traf die Gegenstände seiner Umgebung nicht, an denen er vorbeistreifte. — Noch in der Frühe bekam er durch einen Boten ein kurzes Schreiben nebst einer zierlichen Cigarrenkiste vom Gerichtsrath. In wenigen Worten sprach Herr Werner die Hoffnung aus, daß das anbei Erfolgende seinem geschätzten Freunde gelegen kommen werde, und bat, durch Annahme und Verwendung ihn, den Oheim und Vormund seiner Braut, zu verpflichten. Herr von der Powels lächelte über den Mißgriff, denn er rauchte nicht, steckte den Brief sowie den Schlüssel des Kästchens zu sich, ohne dasselbe erst zu öffnen, und ging baden. Nach dem Frühstück wollte er einen Besuch in Putbus machen.

In dem Cigarrenkistchen waren diesmal aber keine Cigarren. Der Gerichtsrath hatte den Brief seines Günstlings nicht zur Post gegeben, sondern geglaubt, daß er jetzt in der Lage sei, dem Verlobten Emiliens aus dem Vermögen, welches künftig zu seiner Verfügung stehen sollte, die Mittel bieten zu dürfen, die er zur Wahrung des Ehrenpunktes, vielleicht auch zur Vergeltung genossener Großmuth durch eine rechtzeitige Wohlthat gerade brauchte. Er hatte fünftausend Thaler und Powels' Schreiben an den Baron zusammen eingepackt und nach dem Jagdschlosse geschickt. — Das war das Kästchen, welches der Empfänger etwas mißachtend in seinem Zimmer stehen ließ, um baden zu gehn.

Demnächst hatte der Gerichtsrath seine Sorge denjenigen Angelegenheiten ausschließlich zugewandt, welche mit der Verlobung zusammenhingen, und war darauf bedacht, sie namentlich etwaigen Anfechtungen seitens der katholischen Vormünder gegenüber sicher zu stellen. Dazu boten sich ihm zwei Wege: ein gerichtliches Verlöbniß und eine Großjährigkeitserklärung für Emilien. Das zu Gunsten ihrer Kirche so vorsichtig verklausulte Testament der Frau von Werner nämlich erforderte, wenn Emiliens Wahl auf einen Katholiken fiele, nur eines Vormundes Autorisation. Die Bestimmung hinsichtlich der Majorennitätserklärung aber, wie das ganze Testament ein Machwerk im Sinne katholischen Priestergeistes, lautete dahin, daß die Zustimmung desjenigen Vormundes, bei welchem Emilie sich gerade aufhalte, ausreichen solle, sobald sie ihr vierundzwanzigstes Jahr zurückgelegt habe. Das Testament hatte freilich dabei nicht an den Gerichtsrath, sondern an den Pater Andreas gedacht; Emilie befand sich aber zur Zeit bei Herrn Werner, und wurde in zwei Tagen vierundzwanzig Jahr alt.

Von diesen beiden Wegen wollte der Gerichtsrath den letzteren einschlagen, obwohl hier gewisse Hindernisse waren, die er nur durch das Vertrauen beseitigen konnte, welches sein amtlicher Charakter bei jedem Gericht ihm verschaffte. Ueberdies konnte er sich durch das Testament und sein Bestallung zum Vormund ausweisen.

Der betreffende Act sollte Tags nach dem Geburtstage beim nächsten Gerichte vorgenommen werden. Dann sollte nach wenigen Tagen die Abreise Aller von Putbus und in Berlin die Trauung erfolgen.

Mit Ungeduld erwartete Herr Werner den Lieutenant, um die erforderliche Zustimmung zu seinen Plänen zu erhalten, und benutzte die Zeit bis dahin, indem er die nöthigen Briefe im Voraus schrieb.

Herr von der Powels war unterdeß vom Bade gekommen und hatte sich auf sein Zimmer begeben, um sich zum Gange nach Putbus anzuschicken. Nur dem Antrieb einer augenblicklichen Neugierde folgend, hatte er bei

dieser Gelegenheit auch die Cigarrenkiste geöffnet, und den Inhalt gesehn. Herr von der Powels sah das Geld, nahm es heraus und zählte es mit unbewegter Miene durch, während der Gedanke, daß man ihm vielleicht eine Falle stellen wolle, dem scharfsichtigen Menschenkenner nur flüchtig durch den Kopf schoß. Dann legte er Alles außer seinem Brief an den Baron wieder hinein, und mit einem Lächeln, das verächtlich, vielleicht höhnisch aussah, verschloß er die Kiste und ging damit fort.

Emilie war mit Fräulein Werner ihrem Verlobten entgegengegangen — und wem es Freude macht, male sich aus, welche Wirkung es auf die Putbusser Badegesellschaft übte, als Emilie an Powels' Arm erschien und glücklich und unbefangen durch die Straßen schritt, und mit ihm in das Haus des Gerichtsrathes eintrat. Er male sich die Gesichter, welche das Paar zuerst sahen, die Bewegung, welche der Bericht überall erweckte — und wie endlich doch Keiner überrascht war, sondern Jeder den wahren Zusammenhang und dies Ende erwartet hatte. — Möge die Saison euch wohlbekommen!

Natürlich ging Powels auf des Gerichtsrathes Vorschläge bereitwillig ein, und schrieb seinerseits an das Regiment, um den Abschied nachzusuchen, wobei er großmüthig auf die Pension verzichtete. Vorher aber gab es zwischen ihm und seinem Gönner einen Auftritt, der des Letztern Achtung vor Powels' Charakter womöglich noch steigerte. Der Officier gab nämlich das inhaltsreiche Kästchen dem Absender zurück, wie er es erhalten hatte, und betheuerte seine Unfähigkeit, ein solches Geschenk anzunehmen. Dem Gerichtsrath gelang es nicht, Herrn von der Powels zu überzeugen, und als er endlich, über solche Ueberspanntheit ärgerlich, von seinen Bemühungen abstand, that er es nicht, ohne solchem Zartgefühl große Bewunderung zu zollen.

Nach einigen Tagen war Emilie für großjährig erklärt, und kurze Zeit darauf wurde sie in der Hedwigskirche zu Berlin mit Fritz von der Powels in der Stille getraut. Außer dem Gerichtsrath, seiner Frau und Tochter war nur jener Officier zugegen, der seinen Kameraden aus der Provinz vor einigen Wochen beredet hatte, in dasselbe Coupé zu steigen, in welches eine gewisse sehr reiche, junge Dame sich gesetzt hatte. Fräulein von Grunzau war, als man sich nach ihr erkundigte, um sie gleichfalls von Emiliens Glück Zeugin sein zu lassen, vor einiger Zeit nach ihrer Heimath zurückgereist. Die fromme Dame hatte ihre Gesundheit wieder erlangt; es müssen aber viele Teufel von ihr ausgefahren sein, wenigstens waren alle die Personen, welche im Verlauf ihres Leidens mit ihr zu thun hatten, allmälig in Zustände gerathen, welche ihrer sonstigen Natur widersprachen; ordentliche Menschen wurden unordentlich, bescheidene grob, frohe mürrisch, und unter der ganzen wohlgeschulten Dienerschaft des Hotels nisteten Hader und Unverträglichkeit sich ein.

Am Abende nach der Trauung wurde das junge Ehepaar von der Familie des Gerichtsraths auf den Potsdamer Bahnhof geleitet, und Emilie nahm von den Ihrigen auf ein paar Monate Abschied, da ihres Gemahls erstes Vornehmen gewesen war, ihren Wunsch, ein Stück unsres Continents zu sehn, zur Erfüllung zu bringen. In Emiliens Augen standen bei dieser Trennung ein paar Thränen; Fritz hatte sie aber, als die Thüre zugemacht und der Zug abgegangen war, bald hinweggeküßt, und nur innige Betheurungen ihres Glückes drangen flüsternd zu seinem Ohr.

Am folgenden Tage gab Powels in Köln folgenden Brief zur Post.

„Lieber Vater! Dein letzter Brief ist mir bitterer gewesen, als Du mir's zutraust, und es hat mir leid gethan, daß ich Dir nicht eher darauf antworten und mittheilen konnte, was jenen Schritt, der Deinen Zorn und des Barons Ungnade mir zugezogen hat, erklärt. Von Entschuldigungen will ich nicht sprechen, da ich wohl weiß, daß eine unsühnbare Schuld in Deinen Augen, was mir gar keine ist.

Das Gerücht hatte mir von einer Erbin erzählt, die unermeßlich reich und mit dem Fürsten von Unterwasser verlobt war. Später hörte ich von Unterrichteten, daß nach einer Bestimmung im Testament ihrer bigott katholischen Mutter die Hälfte des Vermögens an die Kirche falle, wenn die Ehe zu Stande komme, da der Fürst Protestant sei, und nur eine Heirath mit einem Katholiken das ganze Vermögen zusammenhalten könne. — Nach einiger Zeit ging die Verlobung auseinander und jene unvergleichliche Hand war wieder frei.

Nun hatte ich in meiner langweiligen Garnison schon seit dem Ende des vorigen Jahres viel mit dem dortigen katholischen Priester verkehrt, der vorurtheilsfrei, geistreich, wissenschaftlich gebildet und ein Lebemann, also ganz nach meinem Geschmack war. In unsren Gesprächen war die Religion häufig der Mittelpunkt; Jeder von uns fand bald, daß er so wenig ein Glaubender war, als der Andre, und wenn dies bei einem Priester mich Anfangs stutzig machte, so genügte doch ein Blick auf unsre protestantische Geistlichkeit, um mich zu überzeugen, daß diese Leute gleichfalls den Glauben anziehen als Uniform, und für Sold in der Kirche ihrem Chef gehorchen, wie der Soldat auf dem Exercierplatze. Weiter verlangt der Dienst Nichts, mehr thut der Söldling nicht.

Ich mit dem rothen Kragen und mein Freund mit der Tonsur wurden gute Kameraden. Es war auch unter uns keine größere Verschieden-

heit, als wenn er einen Tschako und ich die Pickelhaube getragen hätte. Unsre Religionsgespräche hatten mir indeß bewiesen, daß ich — und gewiß nicht allein! — vom Katholicismus gerade so viel glaubte als vom Protestantismus, und daß jedes Bekenntniß seine Stärken, jedes seine Schwächen hat. Auf welcher Seite der Vortheil liege — das entscheidet für jeden Einzelnen nur der Glaube, und den hab ich nicht. —

Vor etwa sechs Wochen schrieb mir nun ein Kamerad aus Breslau beiläufig, daß Fräulein von Werner am 21. Juli nach Berlin kommen werde, um am 26. Juli nach Putbus zu gehn. Und ich — nahm Urlaub, trat in Berlin über und fuhr am 26. Juli auf den stettiner Bahnhof. Der Zufall fügte es, daß ein Bekannter mir dort die Erbin zeigte, die ich sonst herauszuerkennen genöthigt gewesen wäre. Ich fuhr mit ihr in demselben Coupé nach Stettin — und gestern, lieber Vater, bin ich mit ihr in demselben Coupé von Berlin hieher gefahren: sie empfiehlt sich Dir als Deine liebenswürdige Schwiegertochter Emilie von der Powels. —

Wenn Du mir noch ferner zürnen willst, so muß ich's tragen. Doch bitt ich Dich zu überlegen, wie Viele an meiner Stelle aus Gewissenhaftigkeit anders gehandelt hätten. Ich sage aus Gewissenhaftigkeit, denn daß den Meisten der Muth gefehlt hätte, weiß ich. Ein Feiger begeht allerdings nicht leicht einen Mord, nicht einmal wenn der Feind schläft — ich aber fühle mich rein von jedem Vorwurf. In der Religion wird man geboren wie im Vaterlande — auszuwandern, um sein Glück zu machen ist erlaubt: ich bin ein Auswanderer, aber kein Verräther, nicht einmal ein Abenteurer — nur ein Parvenü.

Ich lege siebzehnhundert funfzig Thaler hier ein, mit der Bitte, meine Schuld an den Baron damit zu berichtigen. Ich bin ihm dankbar und hoffe, daß sein Groll nicht unversöhnlich sein wird, aber er wollte mich kränken, weil er mich für schwach hielt: ich darf ihm nicht Geld schuldig sein.

Denke, lieber Vater, mit Liebe und ohne Bitterkeit an Deinen" u. s. w.

Anfang und Ende der Geschichte.

Der Unterofficier Müller stand im französischen Krieg beim —ten Regiment in der —ten Compagnie unter dem Hauptmann Baron von Otowski. Christian Müller war der Sohn eines ostpreußischen Instmannes, und hatte, bis er Soldat wurde, auf einem Gut in Masuren als Knecht gedient. Als Soldat zeichnete er sich nicht nur durch alle die friedlichen Tugenden aus, welche heute der gute Recrut in zwei bis drei Jahren sich aneignet, sondern er zeigte auch jene Eigenschaften des Muthes, der Besonnenheit u. s. w., die sich aus der Erfahrung des Feldzuges besser lernen lassen, als aus dem „kleinen Infanteristen oder Cavalleristen." Diesen Eigenschaften verdankte Müller seine Beförderung zum Unterofficier, sowie seiner stets guten Laune und hübschen Handschrift die Gunst des Barons Otowski.

Als der Krieg zu Ende war, nahm Otowski den Abschied und zog nach seinem Erbgute Rieben. Müller diente weiter, weil nach dem Kriegerhandwerk seine vorige Beschäftigung wieder anzufangen ihm nicht anstand, und ein Handwerk zu lernen für sein Alter zu spät war.

Der Zufall fügte es, daß der Unterofficier Müller einmal bei einem Manöver nach Rieben zu liegen kam. Er machte seinem ehmaligen Gönner seine Aufwartung, und dieser freute sich aufrichtig, seinen alten Freund so wohlauf wiederzusehn.

„Habt Ihr Euch Eure gute Laune denn noch erhalten, Müller?" fragte der Baron. „Sollte meinen, der Kamaschendienst kann Einem nicht viel Freude machen, der im Krieg in die Schule gegangen ist."

„Zu Befehl, Herr Major", antwortete Müller mit einem Seufzer," aber von der Pension lebt sich's schlecht."

„Wißt Ihr was, Müller, nehmt den Abschied und verzehrt Eure Pension bei mir. Freie Station sollt Ihr haben, das geb ich Euch gern aus alter Kameradschaft. Außerdem nehmt Ihr eine Stelle in meiner Wirtschaft an, die fünfzig Thaler trägt, dann wird Eure Laune schon wiederkehren, was meint Ihr?"

Der ehrliche Müller glaubte den Himmel offen zu sehn. Er war unverheirathet, es stand also kein Hinderniß der Annahme dieses günstigen Erbietens entgegen. Er dankte mit warmem Herzen.

„Macht also, daß Ihr kommt", sagte der Baron, „hier ist mir's einsam und langweilig. Meine Frau ist todt, meine Kinder sind aus dem Hause, und wenn Besuch kommt, fehlt immer der Vierte zum Boston. Ihr spielt doch noch Boston?" —

Müller säumte nicht, seinen Abschied nachzusuchen, und kam nach Rieben. Hier machte sein Patron, der ein sehr adelstolzer Herr war, ihm zunächst den Vorschlag, daß er statt seines bisherigen Namens einen adlichen führe, damit der Baron nicht erröthen dürfe, wenn er ihn seinen adlichen Nachbaren als Freund und Hausgenossen vorstelle und mit ihnen an den Spieltisch setze.

So kam zum unverhofften Glück noch eine nie geträumte Ehre, und Müller hieß fortan nach seiner Mutter, die aus dem großen Geschlechte der Powels war, Christian von der Powels. Um etwaige indiscrete Fragen abzu-

schneiden, stellte der Baron seinen Freunden den alten Kriegskameraden, der mit ihm zugleich den Abschied genommen und sich jetzt entschlossen habe, aus Pommern, wo er bisher gelebt, zu ihm zu ziehen, gleich als Lieutenant vor. Die Freunde des stolzen Baron von Otowski konnten keinen Argwohn gegen den ihnen ganz unbekannten Namen hegen; die Freundschaft und der alte Adel des Barons bürgten hinlänglich für ihn. Da die Menschen aber immer lieber zu viel als zu wenig thun, wo sie Höflichkeit schuldig sind, ward der Herr Christian von der Powels bald allgemein Herr Hauptmann genannt.

Christian Müller ließ sich's gern gefallen. Er lebte sich bald in den Ton der Rieben'schen Societät ein, nannte sich mit dem Baron und andern Haudegen Ihr, wurde unentbehrliches Mitglied aller Spielpartien in der Gegend, und führte seinem Freund einige Wirthschaftsbücher mit altgewohnter Ordnung.

In seiner jetzigen Stellung dachte er zum erstenmal an's Heirathen, und da dem Baron der Gedanke, so wieder eine Häuslichkeit in's Haus zu bekommen, vor der er sich, wenn überhaupt, immer noch weniger zu geniren brauchte, als er vor seiner eigenen gethan hatte, so führte in Kurzem eine Frau von der Powels (unter uns gesagt, eine geborne Manneck) am Tische des Barons den Vorsitz.

Die Rieben'sche Federviehzucht nahm einen ganz neuen Aufschwung durch diese Ehe, die Kühe gaben mehr Milch, die Schweine wurden fetter, die Speisekammer und der Keller waren immer gefüllt, die Küche lieferte schmackhafteres Essen und verschiedenere Gerichte: und dabei bemerkte der Baron mit Befriedigung, daß trotzdem weniger als früher im Haushalte daraufging. Aber diese gute Zeit fand nach wenigen Jahren ihr Ende, als Frau von der Powels starb und den Leidtragendem ein Söhnchen hinterließ, welches von dem Baron aus der Taufe gehoben und nach ihm Fritz genannt wurde.

Seit jenen Tagen sind jetzt etwa dreißig Jahre vergangen. Der Baron Otowski ist gestorben, und sein alter Kriegskamerad und vieljähriger Hausgenosse hat Rieben auch verlassen. In D— lebt aber noch ein alter Major von der Powels, der regelmäßig Abends halb sechs Uhr im Casino erscheint und streng darauf hält, daß die jüngeren Kameraden, mit denen er sein Boston spielt, nicht nach dreiviertel erscheinen, so daß die Partie um sechs immer schon sitzt. Er erfreut sich bis heut einer guten Gesundheit, und wie seine Jahre und seine Erfahrungen ihn zu einer Autorität in seinem Kreise gemacht haben, so hat ihm seine stets gute Laune und sein zuweilen etwas derber, nie aber boshafter Witz die Herzen Aller gewonnen, die ihn kennen. Man hält ihn allgemein für vermögend, denn die Pension eines Majors kann nach dem Urtheil Aller zu den Ausgaben nicht hinreichen, die er, ohne Schulden zu haben, zu seinem Behagen wie auch zu Andrer Unterstützung macht. Auch reist er in jedem Sommer auf Wochen oder Monate nach Schlesien, wo sein Sohn einer der größten Grundbesitzer und sehr glücklich verheirathet sein soll.

Ein
Flachsfest bei den Litthauern.
Von M. Rosenheyn.



Schon seit Monaten befand ich mich mitten im Litthauerlande, in dem malerisch auf hohem Memelufer gelegenen Städtchen Ragnit, unfern Tilsit, hatte aber nie Gelegenheit gehabt, das eigentliche Leben und Treiben des liebenswürdigen Litthauervölkchens näher kennen zu lernen. Da erhielt ich von einem Bauern aus Bardehnen die Einladung zu einem Flachsfestschmause, und gern nahm ich sie an.

Voll von der gespanntesten Erwartung, als gelte es, das Innere von Afrika zu entdecken, trat ich meinen Weg zu dem fast eine Meile weit abgelegenen Dorfe an. Es war eine abenteuerliche Fahrt; denn es war im Spätherbste und der Abend trotz des Mondscheines stark nebelig. Auch mußte ich dem schauerlichen Rombinusberge vorbei, der als ehemaliger Göttersitz und heiliges Romove von den Bewohnern dieser Gegend noch mit einer gewissen Ehrfurcht verehrt wird. Seine Kuppe diente den heidnischen Lithauern der Vorzeit als Opferstein und in seinem Innern hausten Berggeister, hier Laumen genannt, die nach Sonnenunter-

gang hervorkamen und unter Gesängen in der heiligen Flut des Memelstromes ihre Wäsche klopften: denn es waren lauter Frauen. Jetzt blickte dieser in Nebel gehüllte Geisterberg mit eben nicht geheuern Blicken auf mich herab, als wollte er mir kund thun, ich sei in sein Zaubergebiet gerathen und werde mich so leicht nicht aus ihm herausfinden. Und wirklich hatte es diesen Anschein: denn ich gerieth in hohes Gebüsch und sumpfiges Gelände, und alle über den Rombinus gehörten Spukgeschichten jagten sich bunt durch meine Phantasie; ich sah seine Götzen und Riesen und Berggeister immer deutlicher vor mir, je finsterer es wurde, und hätte sicherlich mich verirrt, wenn nicht plötzlich in der Ferne ein Männerchorgesang erschollen wäre. Es war ein lithauisches Lied und der Text mir bekannt; er lautete:

Si tampf tamfu noctuzela etc.

Finstre Nacht deckt Wald und Flur;
Fänd' ich nur des Weges Spur;
Doch der Mondschein bleicht.
Geister huschen durch's Gesträuch.
Wo nur finden wir den Weg
Zur Braut, der geliebten,
Zur Braut, den Steg?

Da fiel mir ein, daß bei den Lithauern Gesang eine jede Festlichkeit anzukündigen pflege, etwa wie die Ausflaggung bei Schiffen, und so benutzte ich denn freudig jenes Lied als Wegweiser und gelangte, die Richtung des Schalles zu meinem Compaß nehmend, glücklich an den Ort meiner Bestimmung.

Hier stieß ich auf mehrere Bursche, die mit mir gemeinsam in das Bauerhaus eintraten. Als ich aber an die Stubenthür anklopfte, hörte ich hinter mir eine Stimme: „Was soll das Anklopfen? das heißt ja, mein Seel', einem die Thüre vor der Nase zuschlagen!“ — und plötzlich fühlte ich mich von einer nervigen Mannesfaust gefaßt und gewaltsam in die Ecke geschoben, wo ich den Eintretenden so lange zur Seite blieb, bis auch der letzte von ihnen über die Schwelle getreten war.

„Ein schönes Entrée,“ sprach ich zu mir selbst, indem ich nachfolgte.

Auf der Schwelle machten die eintretenden jungen Leute, die Mütze auf dem Kopfe, in militärischem Anstande Halt und sagten im Unisono „labs waker“ zu deutsch „guten Abend“; ich natürlich mit, und nun fing die Begrüßung mit allen Gästen der Reihe nach an, ohne Bückling und Scharrfuß, nur durch einen treuherzigen Handschlag ausgeführt. Das war nach meinem Sinn! Bei Frauen und Mädchen jedoch wurde der Willkommsgruß noch durch einen schmackhaften Doppelkuß fortgesetzt, den ich mir bei den brennendrothen, glänzendweiße Zahn-Perlenschnüre umschließenden Lippen um so lieber gefallen ließ.

Nach dieser ersten Bewillkommnung, die um so mehr Feierliches an sich hatte, insofern Niemand während derselben ein Wort sprach, stellte mich der über meine Ankunft erfreute Wirth der Gesellschaft mit den Worten vor: „Dies ist der Herr, der uns Lithauer lieb hat,“ worauf alle mir sofort ein Entgegenkommen bezeigten, dessen nur ein wahrer Freund des Hauses sich zu erfreuen berechtigt sein dürfte.

Mit vielen Entschuldigungen wandte sich der eine der jungen Leute, dessen Bekanntschaft ich auf der Hausflur gemacht hatte, an mich. „Verzeiht mir's, Herr,“ begann er, „daß ich so voreilig Euch von der Thür wegschob; ich kannte Euch nicht, und übrigens klopft man nur dann bei uns an, wenn man Jemand aus dem Hause hinaushaben will.“

„Nun weiß ich auch,“ entgegnete ich, dankend für die Belehrung, „warum ich so oft um den Einlaß bei Euch gekommen oder kurzweg von der Thür aus abgefertigt worden bin, während Andere ohne Weiteres eintraten.“

„Versteht sich,“ riefen die Umstehenden, „bei uns hat Jeder freien Eintritt.“

Die Hausfrau nahte sich mir, eine kleine runde Figur mit überaus freundlicher Miene, und überreichte mir ein breites Paßband aus zartem Linnen, welches sie mir unter Versicherung ihrer freundschaftlichen Gesinnung um den Leib band, worauf die Mädchen, ihrem Beispiele folgend, mir unter graciösen Knixen gestickte Taschentücher und zierliche Strumpfbänder, mit Sprüchelchen beschrieben, zutrugen und mich damit auf das Possirlichste ausputzten. Nicht wenig überrascht stand ich da und kam mir wie ein geschmücktes Opferthier vor. Die unverkennbare Freude der Mädchen, die licht aus ihren lachenden Gesichtern herausstrahlte, wie auch die Worte der Hausfrau: „So geschieht jedem lieben Gaste, der theilnimmt an unsern Festen,“ gaben mir die nähere Deutung dieser originellen Auszeichnung.

Nachdem ich Allen meinen besten Dank gesagt, zogen die Mädchen sich zurück und ich stand nun in einem Kreise von Männern, unter denen ich manchen Bekannten erblickte. Da Alles schwieg, hielt ich's für meine Pflicht, mit einem Gespräche anzufangen, aber der Schulze des Dorfes kam mir zuvor; er kannte mich von der Stadt her genauer. „Hier finden Sie alte Bekannte,“ begann er. „Auch unter unsern Mädels sehen Sie manch' bekanntes Gesicht. Dort steht Elma, Bardens Tochter, mit der sie ja Ringe gewechselt haben.“

„Ja, ja!“ rief ein stämmiger Bursche aus dem Hintergrunde hervor. „Elma trägt noch heute einen goldenen Ring mit Granaten am Finger, zum Andenken an den Herrn.“

„Genug davon!“ eiferte Treskatis, ein hoher, kräftiger Alter. „Bei solch' zarten Angelegenheiten ist kein Vormund vonnöthen am allerwenigsten ein Nachmund. Ihr wißt's,

unser Gast hier hat uns Lithauer lieb, und das ist genug, mein' ich."

„Wol hat mich Elma zu großem Dank verpflichtet, lieben Freunde!" begann ich, „ich hatte von ihr einen Schlangenring erhalten, ein kostbares Kleinod aus Eurer grauen Vorzeit. Das Mädchen hatte ihn im Felde gefunden und tauschte ihn gegen meinen Granatring ein. Ihr könnt mir keine größere Freude bereiten, als wenn Ihr mir Stellen angebt, wo dergleichen alterthümliche Dinge zu finden sind."

„Da hätten wir viel zu thun, Herr!" versicherte der Hausherr, „überreich an solchen Stellen ist unser Land."

„Vorzüglich viele Schätze der Art birgt der Rombinus in seinem Innern," fuhr Treskatis fort. „Da hat man nur neulich wieder viele Gürtel aus Zinn, Messing und Silber und goldene Armspangen ausgegraben und sie in Tilsit verkauft. Der Goldschmid, der diese angekauft hat, war bald im Stande, sich ein stattliches Haus zu bauen, so klein er auch anfing."

„Wurde doch ein Gürtel aus Silber dort gefunden, der allein seine zweihundert Thaler werth war, Herr!" begann Rogal, ein altes Väterchen mit silberweißen Locken, die ihm hinten weit über den Nacken fielen. „Die Arbeit daran war wundervoll."

„Wollt Ihr's glauben, lieber Herr!" fuhr Treskatis fort „die messingnen Kugeln an den Treppengeländern in der Stadt sind lediglich aus den im Berge vorgefundenen und zusammengeschmolzenen Kleinodien gefertigt; ja auch altes Opfergeräth, große Schalen aus Silber und Priesterschmuck aus Gold, findet man drüben."

Inzwischen war ein Mann eingetreten, der von der ganzen Versammlung höchst artig, fast ehrwürdig begrüßt wurde. Er unterschied sich auch durch seine Tracht. Alle Lithauer nämlich tragen lange Röcke aus blauwollenem grobem, selbst fabricirtem Zeuge, vorn ohne Knöpfe, nur durch Haken und Oesen über der Brust geschlossen. Den Kopf deckt bei den Männern ein kleiner schwarzer Filzhut, bei den jungen Leuten eine blaue Soldatenmütze mit rother Borte. Der eingetretene Fremde dagegen erschien in einem grauen Rocke mit gelben Kokosknöpfen und in Schuhen, während der Lithauer nur Stiefeln oder Sandalen aus Lindenbast (Pareskén genannt) trägt. Ich mochte nicht daran zweifeln; es war der Dorfschulmeister, ein überaus gemüthlicher, gewandter Mann. Gleichzeitig erblickte ich einen jungen Lithauer, der mir bekannt vorkam, ohne daß ich mich seiner genauer zu erinnern vermocht hätte. Er schien's zu merken: denn er trat an mich heran.

„Ei, Gudat, Ihr seid's?" rief ich erfreut aus, seines Namens plötzlich gewiß, „lange nicht gesehen! Seid mir herzlich willkommen!"

Treuherzig meine Hand drückend, entgegnete er: „Herr, die schönste Stunde meines Lebens ward mir bei Euch zu Theil! ich sah aus Eurer Wohnung unsern gnädigsten Herrn und König bei seiner Durchfahrt durch Tilsit."

„Wol war's eine schöne Zeit," fiel der Schulmeister ein. „Als die vornehmen Damen der Stadt sich ihm in lithauisch zugestutzten Kleidern zum Empfange präsentirten, meinte S. Majestät lächelnd zur Königin, Maskeraden der Art kämen auch in Berlin vor; seine Gemahlin aber wünschte wirkliche Lithauerinnen zu sehen. Und da mußten unsre Dorfmädel dran. Herr, es war ein Freudentag sonder gleichen; er hat zu der angestammten Verehrung, die wir Lithauer gegen das Königshaus im Herzen tragen, noch eine wahre Begeisterung in uns erweckt, von welcher ein Fremder keinen Begriff hat; und wenn Alle so denken, wie wir hier, meiner Treu, Herr, dann kann kein Monarch glücklicher sein, als unser allergnädigster König und Herr!" —

„Das ist unser Schulmeister!" erscholl es im Kreise, „und was der sagt, das ist jederzeit wahr."

Unser Kreis wurde getrennt. Die Wirthin ließ einen Tisch hertragen, der mit Backwerk und Weinflaschen besetzt war, und stellte ihn mitten in die Stube. So schwer es nun bei der Aufmerksamkeit, welche die ganze Gesellschaft mir erwies, mir auch fiel, daß ich mir selbst überlassen bleiben konnte, so suchte ich doch einen Standpunkt zu gewinnen, von dem auch ich, wenigstens für Augenblicke das Ganze zu überschauen im Stande war. Als ich während der kurzen Muße nun auf den noch nicht recht geordneten, lärmbewegten Trubel näher hinschaute, in dessen bunter Zusammenstellung sich mir eine so originelle Erscheinung darbot, nahmen vor Allem die ächtnationalen, prunkenden Anzüge der Frauen und Mädchen meine Aufmerksamkeit in Anspruch.

Aus den Nachbardörfern herübergekommen, hatten dieselben ihr Reisehabit mit den breiten Linnen-Shawls noch nicht abgelegt und bildeten gegen die einförmige Kleidung der Männer einen grellen Contrast. Der mit Fischotterfell besetzte blaue Pelz von ganz eigenem Zuschnitt, über Nacken und Schultern mit zickzackigen Goldtressen und bunten Borten verziert und durch einen breiten buntgewirkten Paß faltig zusammengehalten, an dessen Ende dicke Quasten hingen, — dies Alles wich so auffallend von jeder andern Kleidungsweise ab, daß ich hier eine vor Jahrtausenden übliche, von der Macht der Mode ganz unangefochtene

Nationaltracht wahrnahm. Wenn noch der darübergeschlagene, buntgewirkte Linnen-Shawl hinzukommt, der, man könnte sagen vornehm über die Schulter geworfen und gegen den dunkelbraunen Pelz gut abstechend, mit den vom Ellenbogen herabhängenden Zipfeln etwas höchst Malerisches in den Aufputz bringt, so vergißt man wirklich schlichte Bäuerinnen zu sehen und fragt sich mit Erstaunen, woher dieser in so hohem Grade Geschmack zeigende Sinn zu unsern, wie es hier und da noch heißt, mit Bären und Wölfen aufgewachsenen Lithauern gekommen.

Der unstreitig schönste Schmuck schien mir aber der des Haares. Die schöne Form des Kopfes wird hier weder durch so leicht in Unordnung gerathende Locken oder durch barocke Hauben, noch durch wunderlichen Kopfputz anderer Art dem Auge entzogen; sie zeigt sich vielmehr bei glatt anliegendem glänzendem Haar, das über den Kopf gescheitelt ist, stets in der natürlichsten Weise; doch tragen zwei handbreit geflochtene, Schlangen darstellende Zöpfe in Form eines Ringes viel zur Verschönerung bei und verleihen dem Kopfe einen ganz besondern Reiz, zu geschweigen, daß Sturm und Tanz an dieser Toilette spurlos vorübergehen muß. Bei den Frauen indeß sieht man nie einen unverhüllten Kopf: denn gleich vom Hochzeitstage an wird derselbe für immer in ein Tuch gewickelt, nachdem die prachtvollen Zöpfe während eines eigens dazu bestimmten Gesanges zum schlichten Haar umgestaltet worden, um nie wieder als Flechten zu prangen.

Beim Anblicke dieser wundersam vorkommenden Gestalten zum Nachdenken und Vergleichen angeregt, glaubte ich am Hofe der Prusias aus Bithynien oder einer Kleopatra von Aegypten zu weilen, zu welcher Täuschung die Mädchenwelt hier auch sonst noch Grund genug darbot. Die freie Gesichtsbildung mit dem antiken Profile, der durchweg schlanke Wuchs, verbunden mit einer stolzen Haltung, die Mischung von edlem Selbstgefühl und von lieblicher Naivität, setzten mich wirklich in Erstaunen und waren eher geeignet, mich in ein Tableau der Vorzeit als der Gegenwart hineinschauen zu lassen.

Noch stand ich in lebhafter Selbstunterhaltung begriffen und fragte mich stets aufs Neue, wie diese an Griechenland und den Orient mahnende Tracht hierher gekommen und sich so lange mitten unter der Alles beherrschenden Mode habe halten können und woher dieser Sittentypus stamme, der in die Zeiten einer homerischen Welt mich versetzte, — als der Wirth, mich aufsuchend, besorgt fragte, ob mir denn seine Gesellschaft nicht gefalle, da ich so allein stände, und mich nun bat, am Tische Platz zu nehmen.

Ich versicherte, daß ich inzwischen nicht theilnamlos gewesen, vielmehr mich als bloßer Zuschauer schon vergnügt habe, wozu er jedoch ungläubig den Kopf schüttelte.

Jetzt war auch die Hausfrau wieder eingetreten. Mit ihrem Erscheinen nahm Alles eine andere Gestalt an. Es entwirrte sich der bunte Knäuel und eine strenge Ordnung theilte die ganze Gesellschaft nach den drei langen Tischen, deren reingescheuerte Lindenplatten keiner Bedeckung bedurften, folgendermaßen ab: Obenan nahmen die Männer Platz. Der zweite Tisch, für die Frauen bestimmt, blieb von diesen noch unbesetzt. Am dritten Tische saßen die Mädchen, nebenbei die jungen Bursche. Als absonderliche Ehrenplätze für mich, den Schulmeister, Schulzen und den Hausherrn war der schon früher mitten in die Stube gestellte vierte Tisch auserkoren worden, um den wir Viere uns nun setzten. Die ganze Gesellschaft ließ sich's, für jetzt noch immer ohne Speise und Trank, bei herzlichen Gesprächen recht wohl sein. Hinter den eifrig über Wirthschaftssachen conversirenden Männern, die gewichtig auf ihren Stühlen saßen und ihre Pfeifen schmauchten, standen die Frauen, ohne sich in die Gespräche eben mit einzulassen, denselben aber aufmerksam folgend, den Kopf auf die Seite gesenkt, mit übereinander gelegten Armen oder mit gefalteten Händen in derselben Stellung verharrend, nur daß sie, um nicht ganz regungslos dazustehen, zuweilen die Köpfe auf- und nieder wiegten.

Die jungen Bursche, nicht wenig stolz auf ihre Soldatenmützen und kurze Troddelpfeifen, — die unerläßlichen Attribute eines lithauischen Dorf-Fashionables, — begleiteten das Gespräch ihrer muntern Nachbarinnen, ohne sich selbst irgend aus ihrer behaglichen Ruhe stören zu lassen, nur mit einem Mienenspiel; höchst selten, daß sie als lebende Zugabe kurze Randglossen hinwarfen, die alsdann ihres drolligen, jedoch nie aus den Schranken des Anstandes fallenden Mutterwitzes wegen allgemeines Gelächter erregten.

Im freiesten Humor aber gerirten sich die Mädchen, die nach abgelegten Pelzen und Shawls in ihren buntgemusterten und gestickten Jacken um den Tisch gereiht, eine große Geläufigkeit der Zunge entwickelten, wobei ich so recht Gelegenheit hatte, hier die lithauische Sprache in einem Wohlklange und in einer volltönenden Rundung zu hören, die mich auf's Neue in's alte Hellas zurückversetzte.

Wenn ich von unsrer Ehrentafel abstrahire, so konnten die Männer und Mädchen als der dominirende, die Frauen und Burschen als der untergeordnete Theil der Gesellschaft angesehen werden. Wir übrigens ließen es auch nicht an Unterhaltung fehlen und verstiegen uns, deutsch und lithauisch durcheinander men-

gend, selbst in's Gebiet der Politik. Der Wirth füllte nun das einzige Glas auf unserm Tische mit dem, wie ich hörte, für mich allein bestimmten Weine und bat freundlich, ich möchte trinken, von welcher Bevorzugung ich jedoch keinen Gebrauch machen wollte, wodurch ich zu folgendem Gespräche Anlaß gab.

„Sie gehören wohl zum Mäßigkeitsvereine?“ fragte der Hausherr.

„Mit nichten!“ erwiderte ich, „auch ist's ja edler Rebensaft, den Ihr mir vorgesetzt habt.“

„Und Sie trinken gleichwol nicht?“

„Weil ich Niemand von Euch trinken sehe. Soll ich allein eine Ausnahme machen?“

„Das wird gleich anders werden, lieber Herr. Wir haben uns hier ja eben zum Trinken beisammengesetzt.“

„Und der Lithauer trinkt wahrlich keine schlechte Rath,“ entgegnete der Schulze.

„Vater Noah hatte den Weinstock nicht zum bloßen Ansehen gepflanzt,“ meinte ein Dritter. „Bei uns gedeiht aber kein anderer Wein, als Branntwein, und was der liebe Herrgott schenkt, muß Alles gut sein.“

„Sein rechtmäßiges Schnäpschen“ meinte der Vorige „Wird Keinem just schaden. Da halt' auch ich mit.“

„Und Kopfhänger darf der Lithauer nicht werden,“ versetzte der Schulmeister. „Wer aber bei uns nicht mithält, herzhaft mithält, dem können wir nicht trauen, sagt ein altlithauisches Sprüchwort.“

„Laßt die Worte!“ fiel der Wirth ein. „Ich bin der Hausherr und halte dafür, das Trinken muß für Jeden eine Ehrensache sein, eine Sache, die ordentliche Männer aufrecht halten. Ist die jetzige Welt zu schwach dazu, dann laß sie lieber aufhören; wir Alten sind daran nicht Schuld. Jedes Versprechen, jeder Handel wurde von unsern Vätern mit einem Trunk und warmen Handschlag besiegelt und dann stets gehalten. Eben weil die Jetztwelt auf keine Ehrensache mehr hält, ist sie schlecht geworden, falsch und wortbrüchig. Genug davon! Laßt uns lieber daran denken, wie wir unsern werthen Gast hier besser unterhalten.“

„Ihr seid zu gütig, lieben Freunde“, versicherte ich.

„Wollen Sie von unserm Rombinusberge Näheres hören?“ fragte der Schulmeister, „Ich weiß, Sie sind so ein Alterthümler und halten die Geschichten unsers Landes besonders werth.“

„Ihr könnt mir keine größere Freude machen.“ —

„Erzählt, erzählt, Herr Schulmeister!“ riefen die Anderen.

„Nun denn also!“ begann jener freudig. „Dieser Berg mit seinem dichten Laubwalde und dem großen Opfersteine oben war das heilige Romove der alten Schalauer und wurde als Wallfahrtsort von weither besucht; ja, noch jetzt, nach einem Jahrtausend, hat sich im Volke eine hohe Achtung für diesen vormaligen Göttersitz erhalten. Für die Wichtigkeit dieses Ortes können auch die vielen Burgen zeugen, die sich zum Schutze dieses Heiligthums ringsum erhoben. Noch findet man der Burgruinen neune. Vorzugsweise wurde die zweite Gottheit in der nordischen Dreizahl, Potrimpus, hier verehrt. Er war der Siegesgott im Kriege und der Segenspender zur Friedenszeit. Sein Bild stand in einer Nische der heiligen Eiche oben, Perkunos zugewandt, in Gestalt eines blühenden Jünglings, sein Haupt mit Aehren geschmückt. In einer großen Urne, deren wir noch viele im Berge finden, ward eine Schlange zu seiner Ehre mit Milch genährt und immer unter Aehren verborgen gehalten, woher denn die Schlange überhaupt bei uns für ein geheiligtes Thier gilt. Auch deutet das goldene Ackergeräthe, welches sich noch im Berge befinden soll, so wie die vielen dort am Opfersteine gefundenen Kränze und Armringe, die fast immer Schlangen darstellen, nur zu gewiß auf diese Gottheit hin.“

Er schwieg und Treskatis nahm das Wort, also beginnend: „Von unsern Großältern, lieber Herr, ist uns gesagt worden, daß wir uns hüten sollten, den Opferstein je zu beschädigen oder gar in leichtfertiger Art Spott mit ihm zu treiben; denn er sei heilig und der Boden, in dem er liegt, geweiht. Umgab ihn doch auch, das haben meine eigenen Augen beim Auf- und Niedergang der Sonne gesehen, ein güldener Glorienschein. Tausende haben dort gebetet und ihre Opfergaben auf den Stein gelegt. Auch Fußstapfen der Opferthiere sind darauf zu sehen, aus jener Zeit her, wo der Stein noch weich war. Von weit her, ja, von Smolensk und Moskau kamen mächtige Fürsten her mit Weihgeschenken. Auch Kranke aller Art kamen, berührten den Stein und kehrten gesund nach Hause zurück. Brautleute flehten an ihm um glückliche Ehe, Wöchnerinnen dankten hier für ihre Genesung und baten um Segen für den Neugeborenen. Und heute noch fährt keine Braut vorüber, ohne vor demselben zu beten, und legt zum Geschenke ihr stomenis (ein selbst gewebtes Strumpfband) nieder.“

„Auch Laima, der Frauen Schutzgöttin, muß ihren Altar hier gehabt haben,“ unterbrach ihn der Schulmeister.

„Es waren aber auch viele Berg- und Wasserjungfrauen in dem heiligen Berge,“ begann der Andere, „die sich den guten Menschen stets gütig zeigten. Wem sie wohlwollten, dem folgte überall das Glück; der Freche und Lasterhafte aber wurde von ihnen gehaßt und gestraft. Das Alles thaten die Laumen, wie man sie nannte, und so lange der Opferstein

noch war, zeigten sie sich wohl einzeln noch; nun aber sieht man sie nicht mehr."

„Und ich dächte, wir hörten auf mit unseren Zaubergeschichten," fiel der Hausher ein." „Wir kommen sonst um unsern Schafskopf. Greifen wir zu den Karten!"

„Unsrer sind viere," fuhr der Schulze fort, „wir können anfangen." —

Während dieser Unterredung hatte ich zum Oeftern hinübergeblickt nach den griechischen Gesichtern und den ägyptischen Schlangenhaargeflechten meiner muntern Lithauerinnen, und kein Wunder, daß ich meine schon früher beabsichtigte Uebersiedelung von dem Kartentische zu dem der Mädchen endlich zu bewerkstelligen versuchte. Aber all' meine Bemühungen blieben für mich ohne Erfolg. Meine Schafskopfspieler behaupteten, ich säße an ihrem Ehrentische, wie's sein müsse, und nur mit Mühe kam ich aus ihrer Mitte an den nächsten Tisch, an welchem freilich, was ich nicht wußte, nur die sitzen durften, die beim Flachsbrechen mitgearbeitet hatten. Meinen mir angemaßten Platz mußte ich mir damit erkaufen, daß man mir das Versprechen abnahm, nur lithauisch hier zu sprechen. So sehr ich mich auch gegen dieses Glatteis für mich durch allerhand Einwendungen schützen wollte, so mußte ich doch endlich darauf eingehen, da mir ja um jenen Platz eben am Meisten zu thun war und mir vollends die freundlichen Mädchen das treuherzige Gegenversprechen gaben, bei der Unterhaltung mir nach Kräften Hülfe zu leisten.

In der gewissen Ueberzeugung, durch unvermeidliche Sprachpurzelbäume reichen Stoff zum Lachen herzugeben, begann ich die Erfüllung meines mir zur Bedingung gemachten Versprechens eben nicht voll hohen Muthes, allein die Gewandtheit meiner gesprächigen Schönen kam mir stets so geschickt zu Hilfe, daß ich, wenn auch oft dem Umwerfen nahe, gleich das rechte Wort in den Mund gesteckt erhielt und die Unterhaltung zu meinem wahren Erstaunen prächtig von Statten ging. Ein harmloser Frohsinn herrschte unter uns Allen.

„Sagt, Mädchen," begann ich zu fragen, „wie in aller Welt flechtet Ihr Euch das Haar? Diese Art von Zöpfen ist mir längst aufgefallen"

Alle Dirnen klatschten jubelnd in die Hände. „Hört, hört!" riefen sie lachend, „unsere Zöpfe gefallen dem Fremden! allerliebst, allerliebst!"

Lange dauerte ihr Gelächter. Dann aber fragte Benina schalkhaft: „Mädchen, soll ich's ihm sagen? erlaubt Ihr mir's?"

„Geheimnisse wolltest Du ausplaudern?" wandte Iduna ein, ein Flachsköpfchen mit schelmisch lachenden braunen Augen. Benina, willst Du's wirklich?"

„Immerhin, laßt sie!" meinten die Anderen, „er versteht's ja doch nicht."

Und da hatten sie vollkommen recht, die neckischen Dinger; denn ich verstehe die Kunst ihres Haarflechtens noch heute nicht, trotzdem, daß Benina einen ihrer handbreiten Prachtzöpfe mir darreichte und dazu folgende Erläuterung gab: „Du siehst, Lieber, daß das Haar zu einer Flechte in zehn Strahlen getheilt wird. Dann werden diese zehn Strahlen einzeln gedreht und über einen Tuchstreifen in einander geflochten. Diese Arbeit erfordert viele Mühe, weshalb wir auch nur an Sonn- und Festtagen unser Haar so auslegen, indem wir Mädchen uns dann gegenseitig zu diesem wechselseitigen Liebesdienste besuchen."

Plötzlich ward es am Kartentische gewaltig laut. Mit mathematischer Genauigkeit, als gelte es den Beweis einer kopernikanischen Wahrheit, wurde berechnet, wie vielmal ein jeder der Spieler „Schafskopf" geworden. Kreide mußte herbeigeschafft werden zum Nachrechnen.

Beim politischen Club war man aus der Türkei nach Frankreich hinübergewandert und erzählte sich Heldenthaten von Lithauern aus den Schlachten bei Leipzig und vor Paris, wobei so wenig der Lungen geschont wurde, daß auch dem Schwerhörigsten kein Wort hätte entgehen können.

Diesen Lärm nun benutzte ich, um noch einmal antiquarisch-ästhetische Betrachtungen hinsichts der vor mir sitzenden lithauischen Schönen anzustellen, und es wollte mir vorkommen, als ob die weibliche Tracht dieser Gegend ganz besonders vortheilhaft sich durch Schmuck und Eigenthümlichkeit auszeichne. Diese trojanischen Creusazöpfe und ägyptischen Ammonshörner der Mädchen, die selbst von andern Lithauerinnen nicht so kunstreich nachgeflochten werden können, diese breiten Stirnbänder, ähnlich den Kopfbinden der Vestalinnen; sie haben ein ächt alterthümliches Gepräge und schienen mir noch von der antiken Tracht der Laima-Priesterinnen des vormaligen Rombinus-Romove entlehnt zu sein.

Eine plötzliche Stille trat ein: denn mit gewichtigen Körben und Kannen kam die Hausfrau angeschritten und besetzte, von den Frauen unterstützt, sämmtliche Tische mit Gläsern, zinnernen Bechern und irdenen Krügen, mit Flaschen und Kannen, Mohnstritzeln*) und Honigkuchen. Alles saß geordnet, ohne Laut, und mir war's, als hätte ich das magnetisch wirkende „Silentium" eines bevorstehenden Studentencommerses zu vernehmen. Darauf reichte

*) Ein Weizengebäck mit Mohn und Butter.

mir der Hausherr mein Glas, erhob das seine und brachte der ganzen Gesellschaft ein „Sweix“ oder „Prosit“, welches, von allen erwiedert, in mannigfachen Sopran- und Baßechos nachhallte.

Für je zwei Gäste war nur ein Glas aufgestellt, nicht aus Armuth, sondern alter Sitte gemäß. Die Männer hatten Becher vor sich. Die eine Hälfte der Gesellschaft schenkte ein, die andere trank zu und reichte das angetrunkene Glas dann weiter, was wechselsweise einige Mal fortgesetzt wurde. Nachdem die Gläser von Neuem gefüllt waren, stimmten die Mädchen zum allgemeinen Gesange mit sicherer Intonation folgendes Lied an:

Nimm das Gläschen in die Rechte!
Trink es, Liebster, bis zur Hälfte,
Du mußt's leeren bis zum Boden,
Stülp' es um, ohn' einen Tropfen,
Wie viel Tropfen, so viel Gläser,
Gib's zurück, wo's angefangen,
Vivat ho, vivat ho!

Bei der langen Schlußfermata wurde nach dem Takte getrunken, vorschriftsmäßig bis zur Hälfte des Glases, doch wurde es dabei eben nicht so genau genommen, da die Meisten vier bis fünf Mal an einem Becher tranken, die Mädchen an ihren Gläsern aber nur nippten. Der Schlußrefrain, die Nagelprobe und das zur Strafe Nachtrinken rief in mir so lebhaft meine Studentenzeit mit Präses und Hieber in Erinnerung, daß ich nur dann enttäuscht ward, wenn ich auf die rothwangigen, das Commerslied eigentlich leitenden Sängerinnen hinblickte, deren mit Schmelzen und Goldblumen verzierten Stirnbänder gegen den burschikosen Gesang und gegen die vollen Humpen, die wacker geleert wurden, den drolligsten Gegensatz bildeten.

Nach der letzten Strophe ertönte wieder das „Sweix“, wie das smollis der Studenten, nur an Einzelne gerichtet, deren Namen man rief, worauf der Nachtrunk erfolgen mußte. Dabei wurde ein ächtlithauisches Nationalgetränk herumgeschenkt, ein aus Hafer und Gerste gebrautes starkes Bier, das sie Allaus nennen. Nun folgten einige Gesänge, die, obgleich dem Texte nach munter, sich durchgängig in der Molltonart bewegten. So wurde gleich zu Anfang ein Allauslied gesungen:

Jerkit, jerkit, ir dainokit etc.

Zu deutsch:

Laßt uns trinken, laßt uns singen,
Froh sein, küssen, scherzen.
Wohlgebraut ist der Allaus,
Gäste bat ich mir ins Haus,
Nehm' sie auf von Herzen!

In Trauertönen, als feierte man ein Leichenbegängniß, wurde der Gesang nun eine geraume Zeit durch fortgesetzt, und die einzige Unterbrechung machte das „Sweix“, das nach jedem Liede mit der den Lithauer so ganz charakterisirenden Gemüthlichkeit an Jeden einzeln gerichtet wurde. Durch nichts legt der Lithauer inniger sein Zutrauen und seine Liebe an den Tag als durch diesen Zutrunk.

Uebrigens blieb das Tempo im Gesange, wie im geselligen Benehmen überhaupt, ein Moderato. In derselben Gleichmäßigkeit verharrte die altväterische Grandezza der Männer, die jenes angeborene, glückliche Phlegma des Lithauers darstellt, und eben so blieben die Frauen bei dem an Melancholie streifenden Ernst, und selbst die intensive Fülle von Lebenslust bei den Mädchen erschien in dem zwar warmen, aber milden Farbenton einer Mondscheinbeleuchtung, wozu der schwermüthige Gesang wesentlich mit beitrug. Dann trat eine Pause ein. Die Sängerinnen erhoben sich und gingen hinaus in's Freie, um sich ein wenig von dem langen Sitzen, Singen und Trinken zu erholen, ich folgte ihnen nach, in Begleitung zweier jungen Bursche, des Selmar und Surdax.

Eine köstliche Herbstnacht war's; der Mond inzwischen aufgestiegen. Seine Sichel schwamm, wie ein leichter Nachen, am tiefdunkelblauen sternenhellen Himmel dahin und sein leichter Glanz ruhte wie Gold auf den Dächern der Bauerhäuser und auf der breiten Dorfstraße. Mitteninne lag der tiefe Schatten der Kirche. Lindenbäume in gelbrothem Laubschmuck standen ringsum. Die welken Kronen rauschten, vom leichten Nachthauche geküßt, träumerisch in die stille zaubervolle Nacht hinein. Sonst kein Laut ringsum. Eine heilige Stille lag auf der weiten Landschaft. Rechts aus der Ferne herüber schaute der in leichtes Gewölk gehüllte Zauberberg Rombinus mich an. Sein Zauberrevier umgeben, in einiger Entfernung von einander, noch acht sonderbar gestaltete Berge, einige noch mit Spuren alter Befestigung versehen.

Arm in Arm wandelten die Mädchen, die Häuserreihe des Dorfes entlang mit einander flüsternd und kichernd. Es waren ihrer sieben, die vor uns herschritten: Selma, Mila, Venina, Ina, Iduna, Else und Elma, alles Kernmädel von Lithauerinnen, mit kräftigen Hüften und starken Armen, das Gesicht frisch geröthet, mit Augen wie das Reh ihrer Wälder; das Mieder knapp und schmal, weit der Rock, aus Wolle mit breiten buntfarbigen Streifen versehen; jede Gestalt durchstrahlte jene unangetastete, naturkräftige Reinheit, wie man sie vor Allem bei diesem isolirten Naturvolke noch findet. Endlich läßt ihr Gekicher nach und ich frage sie, ob sie denn nicht noch einige Rombinussagen mir zu erzählen wüßten. Keine weiß recht Bescheid; aber Ina,

ein liebliches Madonnenbild mit Vergißmeinnichtaugen und Lippen wie die Kirschen, meint schalkhaft lächelnd, „das müsse ja Benina's Selmar wissen, der Grundgescheidte." Und der wußt' es auch wirklich. Selmar schlug vor, zusammen noch einen Gang durch das Dorf zu machen, reichte mir die Linke, Benina, seiner Braut, die Rechte, und wir halten, von den übrigen Mädchen umgeben, unseren Umzug durch's Dorf, während Selmar beginnt:

„Von den drei Hügeln vor uns längs der Tilzele heißt der östliche der Glockenberg und der westliche Wilmantis, nach dem einstigen Bewohner also genannt, von dem auch das Dorf zu Füßen des Berges den Namen Wilmantiner erhalten hat. Drei Brüder nämlich, lautete die Sage, Söhne des mächtigen Fürsten von Ragnit und jeder ein gewaltiger Riese, lebten hier eine Zeit lang traulich beisammen. Die Hügel dort waren ihre Rasenbänke, und sie saßen oft auf ihnen, bis in die Nacht hinein, am Spiele der Wolken sich erfreuend. Der Raum jedoch wurde ihnen zu enge und sie dachten daran, sich zu trennen. Zuerst aber wollten sie noch zusammen die Welt sich ansehen und zunächst dorthin wandern, von wo der warme Wind kommt. — Nach vielen Monden kehrten sie heim, befriedigt vom Erlebten, und jeder brachte ein Andenken mit, Wilmantis eine Glocke, Tilzatis eine Zimmeraxt und Rombinus einen gewaltigen Granitblock. Und sie beschlossen nun, sich ein Schloß zu bauen, jeder das seine eine halbe Meile vom andern und nicht weiter, damit sie beim Morgen- und Abendgruße sich die Hand reichen könnten. Wilmantis behielt seinen Dreihügelberg, Tilzatis wählte das linke Memelufer und gründete Tilsit, Rombinus aber nahm den gegenüberliegenden steilen Berg in Besitz. Die Axt machte unter ihnen häufig die Runde. Bald standen die Burgen da, weit in's Land lugend, jede schöner als die andere. Die Glocke aber brachte Wilmantis unter den Hügel, der nach Osten zu liegt, und aus weiter Ferne kam man hieher, um zu vernehmen, was der Berg verkünde. Man durfte nämlich nur das Ohr an den Berg legen, so gab die Glocke drinnen durch einen hellen oder schauervoll dumpfen Klang den verhängnißvollen Bescheid an, ob der Kranke, um dessen Leben man besorgt war, genesen oder sterben werde. Oft fing dieselbe von selbst laut zu läuten an. Dann war, das stand fest, Jemand aus der Umgegend gestorben.

Wilmantis hatte auch ein Töchterlein, Wilmantina, freilich auch eine Riesin, aber engelschön und seelengut, nur ausgelassen munter, zumal in ihrer Jugend. Besonders übte sie ihren Muthwillen an den im üppigen Grase umherweidenden Pferden und Kühen der Lithauer aus. Ganze Heerden voll steckte sie in die Rocktasche, und Schafe und Ziegen barg sie in ihre Fausthandschuhe und brachte sie als Spielzeug nach Hause. Als der Vater ihr aber nachwies, daß dies nicht Spielzeug sei, wie sie meinte, sondern dem Menschen nützliche Thiere, fing sie aus Liebe zu den Menschen an, sich auch der Viehzucht zu widmen, besonders der Pferdezucht, durch welche Lithauen bis heute so berühmt ist. Und bald gab es zahlreiche Heerden, die sie sich hielt, die ihr Stolz und ihre Freude und der höchste Reichthum der Gegend waren. Auch bereitete sie, wie dies sonst Niemand weiter verstand, eine besondere Art großer viereckiger Käse von delikatem Geschmack. Diese vertheilte sie dann, bei besonders dazu veranstalteten Festen, als ein Zeichen ihrer Gunst. Doch so freigebig sie auch mit ihrem Fabrikate war, so bewahrte sie doch lange die Kunst dieser Bereitung als ein Geheimniß auf. Nur eine Sterbliche besaß ihr ganzes Herz und Vertrauen, Briola, ein liebliches Mägdlein aus dem nahen Dorfe. Dieser vertraute sie auch ihr Käsegeheimniß an. Von ihren Neidern wurde die Riesin aber die eitle Schmandprinzessin genannt, vorzüglich deshalb, weil sie auf ihren Schmandkäse so stolz that. Dies kam ihr zu Ohren, und Wilmantine sann nun auf eine gerechte Vergeltung des ihr zugefügten Spottes, wozu ihr das nächste Fest die schicklichste Gelegenheit bot.

Als der Festtag da war und wie gewöhnlich die ganze Umgegend Einladungen dazu erhalten hatte, waren von Wilmantinen überall am Berge Dienerinnen aufgestellt worden, welche die Kommenden fragen mußten, wer sie eingeladen zum Schmause. Jeder nun, der „Wilmantinen" nannte, wurde auf's Schloß geschickt; wer aber mit dem anzüglichen Namen „die Schmandprinzessin" antwortete, nach dem Garten beschieden. Auf einem weiten Rasenplatze des letztern bezeichneten die im Kreise geordneten silbernen Teller und goldenen Kannen und Becher den Gästen die Sitze, auf welchen sie ruhen sollten. Und nicht lange währte es, so erschien auch die mächtige Wirthin selbst mit hoch bepackter Schürze und einem colossalen Fasse unter dem Arm, welches sie nach freundlich gebotenem Gruße lächelnd vor sich niedersetzte. Sie theilte, wie herkömmlich, der Reihe nach die zum Geschenk bestimmten Käse aus und bat die jubelnde Gesellschaft, recht wacker dem in der Tonne befindlichen Festgetränke zuzusprechen; bald werde sie wieder hier sein und die gemeinsame Freude theilen.

Und kaum ist die Riesin in's Schloß zurückgeeilt, so macht Alles sich sofort an den kehlereizenden Tonnencoloß, um nach dem genommenen Käseimbiß den Durst zu löschen. Doch von unerreichbarer Höhe herab schaut der wohlversicherte Krahn auf die Durstigen. Zwar versucht Einer nach dem Andern in vollem Anlauf die gewissermaßen eine Stiege bildenden

Tonnenbänder zu erklimmen; ja Einige erlangen, nach schwungreichem Ansatz, auch wirklich das erste Ziel und arbeiten sich mühsam ein paar Reifen weiter; doch Alles vergebens! über den mittleren Bauch des Fasses vermag Keiner zu kommen, und ängstlich hier sich anklammernd, bleibt der Eine in schwebender Pein zwischen Himmel und Erde hangen, während Andere, denen die Hände den Dienst zum Weiterklettern versagen, sich zu einer nicht eben sanften Hinabfahrt genöthigt sehen. Gleichzeitig hatte sich unter dem Krahne selbst ein heiterer Wettkampf entwickelt, indem Jeder den Platz zu behaupten sucht, auf welchem die spärlich herabfallenden Tropfen des köstlichen Getränkes aufgefangen werden konnten. Dieser Streit währte so lange, bis einer der Gäste, ein bekannter Prahlhans, aufgefordert worden war, seinen Erfindungsgeist zu bewähren, und nun den weisen Rath gab, von den viereckigen dicken Käsen, wie von Ziegelsteinen, eine Treppe bis zum Krahne hinaufzubauen, was denn mit jubelndem Beifall aufgenommen wurde. Und sogleich wird Hand an's Werk gelegt und in weniger als fünf Minuten steht die Käsetreppe fertig da, auf die nun Alles stürmend hinaufsteigt. Doch das Bauwerk war keineswegs ehrenfest, sondern stürzte mit sammt der Menschenmasse über den Haufen.

„Wir fallen, wir fallen," ertönt's aus aller Munde, und ein neuer gräßlicher Lärm bricht los. Während die Verunglückten nun mühevoll sich aus den zum Glück eben nicht harten Treppentrümmern herauszuwinden streben, bringt die Riesin neue Speisen aller Art an und fragt mit erheuchelter Verwunderung, warum denn nicht getrunken worden.

„Scheint's doch wirklich so," erhält sie zur Antwort, „als ob es recht darauf angelegt sei, daß wir mit trockener Kehle vom Feste kehren sollen. Wer kann noch daran denken, zum hohen Zapfen zu gelangen, da all unsere Versuche fehl schlugen!"

„Will's Euch leicht machen," rief Wilmantine und trat in den großen Kreis ihrer durstigen Gäste. „Ihr sollt vollauf zu trinken haben." Und mit diesen schalkhaften Worten dreht die Riesin sich auf einem Absatze ihres großen Schuhes mit solcher Kraft herum, daß auf der Stelle ein tiefer Kessel entsteht, in welchen die Gäste sofort auf allen Vieren hinabrutschen und hier, einem Ameisenhaufen gleich, dicht beisammengezwängt liegen bleiben. Noch sind sie nicht zur Besinnung gekommen, als Wilmantine unter dem Ausruf: „Es lebe die Schmandprinzessin!" den Krahn öffnete und lachend davon eilt.

In brausenden Strömen ergoß sich der reiche Inhalt der Riesentonne, einem Sturzbach ähnlich, in die tiefe Grube, in welcher die staunenden Gäste des Guten bald so viel erhalten, daß sie mehr und mehr der drohenden Gefahr, in den köstlichen Fluthen zu ertrinken, mit banger Furcht entgegensehen. Da aber kommt die Riesin schnell zurück, schließt den Krahn und bewirkt, mit dem Finger den Berg durchfurchend, daß die Stauung einen Abfluß erhält und die über Durst Getränkten bald wieder auf dem Trocknen sitzen. Sie hatten genug für heute und brachen so eilig, wie sie konnten, auf; selbst die geschenkten Käse blieben liegen. — Erst aber, als die Gäste schon eine weite Strecke fort waren, bemerkte Wilmantine, daß ihr schönes Geschenk von den Flüchtlingen zurückgelassen worden. Das schmerzte sie. Schnell rafft sie den ganzen Haufen jener zertrümmerten Käsetreppe in einen Klumpen zusammen und sendet denselben mit den Worten: „Laßt die Geschenke doch nicht zurück!" in einem weiten Bogen nach, daß er sausend dahinfliegt und beim Niedersturz tief in die Erde schlug. Erschreckt stoben die Fliehenden auseinander. Der Käseklumpen aber liegt noch heute als ein Denkmal jenes Festes, zu Stein geworden auf derselben Stelle. — Das Gut Briolen, aus welchem Wilmantinens Freundin Briola herstammte, bewahrt bis auf diesen Tag noch die geheime Kunst der Riesin: denn der Brioler Schmandkäse zeichnet sich so vortheilhaft aus vor allen anderen lithauischen Käsearten, daß er selbst auf unseres Königs Tafel zu Berlin nicht fehlen darf. Zur Seite der Landstraße aber, dicht neben dem Gute, gewahrt man noch heute einen großen Steinblock, jenen Käseklumpen."

Selmar schwieg, Alle dankten ihm. „Aber nun laßt uns auch zurück zu den Andern," rief er und zog die Mädchen nach sich. „Der Herr wird längst vermißt worden sein."

Und so war's. Man machte bei unserer Zurückkunft insbesondere mir Vorwürfe, daß ich so lange mich der Gesellschaft entzogen habe, dies um so mehr, als ich zum ersten Male doch dieses Hauses Gast sei.

„Meint Ihr wirklich?" entgegnete ich, „daß ich noch niemals in Eurem Hause gewesen? Wie ich mich erinnere, so ist dies das nämliche Haus, in welchem ich im Winter einmal einsprach, um einen Schlitten von Euch zu miethen; Ihr aber triebt mich zu meinem nicht geringen Erstaunen, wir können jetzt wohl darüber uns aussprechen, mit brennendem Kaddickreisig (Wachholder) von Euch. Jene reiche Spende von Wachholderdampf, mit welcher Ihr mich empfingt, muß, ich kann mir's nicht anders erklären, irgend eine besondere Bedeutung gehabt haben, die ich wohl wissen möchte."

„Sie sind das damals gewesen?" fragte der Wirth verwundert. „Nun so bin ich Ihnen allerdings Aufrichtigkeit schuldig. Sehen Sie, Sie konnten nicht lithauisch, meine Frau nicht deutsch, und sie sahen dem Kinde, das die

Mutter im Arme hielt, so starr in's Gesicht. Mag Ihnen der rothbackige Junge auch noch so sehr gefallen haben; — es ist ein Mordskerl von Junge, und die Mutter meint, er gleiche ganz seinem Vater, — einer besorgten Mutter müssen sie es schon zu gut halten, wenn sie zum Kaddickrauche ihre Zuflucht nahm, durch welches Mittel sie Ihrem Auge die nachtheilig auf das Glück ihres Kindes einwirkende Kraft benahm."

„Nun, Sie werden über unsern Aberglauben gut staunen!" meinte der Schulmeister.

„Was, Aberglauben?" entgegnete Surdax, indem er seine Husaren-Reliquie von Schnurrbart strich, „Herr, wenn uns Vater Blücher nur ansah, so ging's wie ein Feuer durch alle Glieder und wirkte wie der Teufel. Das that auch nur sein Auge! Und der alte Fritz konnte doch mit seinem Adlerblick die ganze Schlacht regieren. Das Feuer im Auge kommt aus der Seele, das ist ein wunderbares Licht."

„Und da werdet Ihr noch ungehalten, wenn man Euch dummes Lithauervolk nennt?" fragte der Schulze. „Man sagt mit Recht, wir Lithauer haben ein gut Stück vom Heidenglauben noch aus Persien mitgebracht."

„Das muß wahr sein," entgegnete jener, „daß wir ausgewandert sind von da, wo die Sonne aufgeht, und daß uns geheißen worden, so lange zu ziehen, bis wir an ein Meer kämen, dessen Ufer uns festhalten würde."

„Jenes Meer ist die Ostsee, jenes Land unser Lithauen," ergänzte der Dorfgelehrte.

„Mag es sein," erwiederte der Schulze, „ich bin von Abkunft kein Lithauer, bin ein Salzburger, aber ich sage, Ihr aus Persien Verbannte habt einen wahren Heidenglauben mitgebracht, hol mich der — —! Hat doch der Dewischeitis mit seinem eigenen Schwager in Streit gelebt, nur weil er eine alte Linde hatte umhauen wollen!"

„Ihr meint die Linde von Plewischken?" versetzte der Hausherr. „Die ist aber auch heilig; sie ist hoch über sechshundert Jahre alt."

„Und warum soll sie heilig sein, he?" fragte jener lachend.

„Schon unsere Großeltern hielten sie heilig," fuhr Surdax fort, „und die werden es doch nicht ohne Grund gethan haben."

„Auch vor den Eichen von Szillen nimmt mancher von Euch den Hut ab, wenn er vorübergeht," sagte der Schulze, „und Nachts fürchtet sich Surdax, der muthige Husar, auch über den Rombinusberg zu gehen: denn mit den Laumen dort ist's nicht richtig."

„Schulze, sagt mir dies nicht noch einmal!" rief der Husar ereifert. „Vor Bajonetten und Kanonen fürchtet kein braver Lithauer sich, und die blauen Bohnen hab' ich jüngst nur im Schleswig'schen noch pfeifen hören, daß ich mit ihnen, wären sie alle in meine Tasche geflogen, wohl zehn Dörfer hätte kaufen können; nur mit der Geisterwelt will ich's nicht aufnehmen."

„Das sag' ich auch," bestärkte mit einer tiefen Kopfverbeugung der Hausherr. Doch wir vergessen das Trinken! Sweix!"

In diesem Augenblicke traten die Mädchen ein mit vollem Gesang und Alles sang mit.

Endlich wurde der Tisch gedeckt und bald nahm jeder an der mit Speisen reich besetzten Tafel seinen Platz. Vor dem Beginne der Mahlzeit erhob sich einer der Männer als Redner und ließ in einer von unübertrefflichem Witz strotzenden Rede die ganze Gesellschaft die Revue passiren, wobei die Mädchen am übelsten fortkamen; dann aber bewies er philosophisch streng den Satz: „Essen und Trinken halte Leib und Seele zusammen; für den Geist sei bereits gesorgt, jetzt käme zum Nutzen des Leibes die Reihe an die Schüsseln." Und seiner Mahnung zufolge wurde nun den Speisen wacker zugesprochen, besonders der compacten Obstsuppe mit dem abgekochten Schinken und dem Leibgerichte der Lithauer, einem dicken Erbsenbrei, mit gebratenem Speck und Rosenöl übergossen, Szuppenis genannt. Auch fehlte es an sonstigen Nationalgerichten nicht. Mehrere rothirdene Schalen enthielten den beliebten Bartsch, eine Suppe aus zerhackten und mit Sahne dickeingekochten rothen Rüben. Andere Schüsseln waren mit Kisselis angefüllt, einem gesäuerten Haferbrei mit warmer Milch begossen, und auf jedem Tische prangte in einer großen Schüssel ein Ferkel (Spanferkel genannt) in Sauerkohl gebettet. Die Hauptwürze der Mahlzeit war aber die heitere Unterhaltung, die sich nach allen Seiten hin erstreckte. Dann aber begann die Hausfrau, indem sie sich leicht gegen mich verneigte: „Was wird der Herr zu unserm einfachen Mahle sagen? Ein Fest dürfte bei Ihnen wohl einen größeren Aufwand vorausgesetzt haben?"

„Ich kann Euch versichern," war meine Antwort, „daß Eure Gerichte mir wohl munden und mir unvergeßlich bleiben werden."

„Nun, das freut uns!" erscholl es von allen Seiten; „das freut uns!"

„Das Backwerk wenigstens muß Ihnen schmecken!" versetzte schalkhaft der Schulze, „denn das Getreide dazu ist auf dem Opfersteine der Weiß'schen Mühle gemahlen."

„Wenn wir nur erst das Gold und Silber aus dem Rombinusberge hätten," meinte der Wirth.

„Wird wohl nichts mehr zu finden sein!" entgegnete der Schulze kopfschüttelnd.

„Seht Ihr, wie Euere Laumen schlecht prophezeiet haben!" rief der Schulze. „Ihr findet nichts."

„Wer steht Euch dafür, daß die Prophezei-

ung nicht noch wirklich in Erfüllung geht?" entgegnete ich.

„Nun wenn einer so glücklich sein sollte, den verborgenen Schatz dort noch zu heben, so könnte natürlich es kein Anderer sein, als —" er zeigte ironisch auf mich — „ja, als Ihr, Herr."

„Als ich?"

„Allerdings, wühlt Ihr doch täglich unter den Ruinen, wie ein Schatzgräber, und sammelt Schlangenringe und weiß Gott was Alles ein."

„Wahrlich die Laumen müssen den Schelm im Nacken gehabt haben," entgegnete ich, „daß sie in Betreff der verborgenen Schätze so dunkel gesprochen. Einem Bergrathe, der fern in Sachsen lebt, haben sie wohl mehr anvertraut: denn dieser behauptete, als er den Rombinus bei seiner Durchreise zum Ural in Rußland in Augenschein genommen hatte, daß unter dem Ufer ein großes Salzlager sein müsse — und wenn wir das entdecken könnten, Schulze, dann würdet auch Ihr die Laumen hoch preisen."

„Sollte es möglich sein, Herr?" fragte der Schulze staunend, „ein Salzlager? — Blitz-Donnerwetter! Dann nehme auch ich den Heidenglauben an."

„Und darauf laßt uns trinken!" rief ich lachend. „Sweix, — Euer Heidenglauben! — Das Salzlager!"

Und „Sweix! Sweix!" erscholl es in der Runde, worauf sich die Gesellschaft erhob und einen Choral anstimmte, woraus nur drei Strophen gesungen wurden. Jetzt war die Tafel aufgehoben und ein Jeder tummelte sich nach Belieben in der Stube und im Vorhause herum. Da ermahnte die Hausfrau noch einmal zur Ruhe, winkte den Mädchen mit der Hand, worauf Benina hervortrat, sich an unsern Ehrentisch stellte und mit melodischer Stimme folgenden Vers zum Hausherrn sang:

Nimm für das Mahl und den köstlichen Trank
Jetzt des Gesanges freudigen Dank!
Leicht wie die Wolken am Himmel ziehn,
Rolle Dein Wagen auf Rosen dahin.
Senkt sich die Sonne im Abendglühn,
Denken wir Dein noch mit liebendem Sinn.

„Entschuldiget es," sprach sie mit leichtem Erröthen sich verneigend, „diese Daina ist aus dem Stegreif gesungen, aber recht aus meinem Herzen."

Und die Gesellschaft klatschte ihr lauten Beifall zu.

Da trat das ersehnte Ball-Orchester herein, ein Dorffiedler mit der Geige unter dem Arme, der freudig umschwärmt kaum Zeit hatte, das ihm gleich dargebotene Glas zu leeren und alsdann einen Hopser ausstrich. Auf dem engen Raume, dessen größter Theil die steinfesten Politiker um unsern Ehrentisch einnahmen, hatte sich die ganze Tanzwelt aufgestellt und sich dann mehr auf, als von der Stelle bewegend, bei jedem Tanze wohl ununterbrochen eine Viertelstunde lang im Kreise herumgedreht, wobei man einander gerade nicht zu sanft Ellenbogen und Absätze fühlen ließ. Die jungen Bursche, die mit Centnerschwere auf ihren Bänken dasaßen, wurden von den Mädchen aufgefordert und oft erst durch Liebkosungen, Kuß oder Zutrunk zum Tanzen bewogen, wo sie dann mit dem bestimmtesten Ausdrucke einer unwandelbaren Gleichgültigkeit die einfache Mechanik eines tanzartigen Ganges wahrhaft komisch, wie ein Schaarwerk, abhaspelten.

Rasche Walzer und Galoppaden mußten unterbleiben, da der politische Clubb, dem der bisherige Tanz schon einige Breschen in der Flanke beigebracht hatte, daß er wie eine alte Mauer wackelte, dagegen Einspruch that und auch die Damen ihre zierlichen Schuhe und Pantoffeln mit hölzernen Absätzen, die durch ihr Klippklapp kastagnettenartig die Musik begleiteten, bei dem Lärmgewoge nach allen Winden verworfen hatten.

Auf meine Bitte wurde auch ein Nationaltanz aufgeführt, jedoch nur von Mädchen. Vier Paare, zur Hälfte mit Hüten versehen,*) führten unter recht gefälligen Pas contretanzähnliche Touren auf, wobei sie bald mit den Händen in die Seite gestemmt, oder gesticulirend Gegenbewegungen machten, bald mit dem abgenommenen Hute anmuthig grüßend einander im Zweivierteltakt zusangen: la-la, la-la, la-la.

Das Ganze stellte sich als ein höchst gefälliges und naives Bild dar. Nachdem sich die Schönen nun sattsam am Tanze vergnügt hatten, wurden Herzens-Dainas angestimmt, von denen mehrere meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen, indem sie entweder in poetischem oder musikalischem Gehalte originell erschienen.

Von ergreifender Wirkung für mich war namentlich folgende Romanze:

1. Ein Reiter zog weit in den Krieg:
Die Liebste ward traurig und siech. —
„Steh' auf, Geliebte!
Du tief Betrübte
Hast noch nicht ausgeruht?" —
2. Schon liegt auf der Bahre die Braut,
Der Liebste ruft jammernd und laut:
„Steh' auf Geliebte u. s. w.
3. Man legt in den Sarg die Braut,
Der Liebste glaubt's nicht, ruft laut:
„Steh auf Geliebte u. s. w.
4. Man senkt in die Gruft die Braut
Der Liebste glaubt's noch nicht, ruft laut:
„Steh auf Geliebte u. s. w.

*) Daher der Tanz Hippurinnis (Huttanz) genannt wird.

5. Schon ist sie mit Erde bedeckt,
Da glaubt es der Liebste erschreckt,
Und greift zum Schwerte:
„Komm', Kriegsgefährte,
Bette zur Seit' mich der Braut!"
6. Sie ruht in der Erde so kalt,
Ihn fasset des Schmerzes Gewalt. —
Des Schwertes Spitze
Gleich einem Blitze,
Bettet zur Seit' ihn der Braut.

Die wahrhaft poetische Pointe dieser kleinen Dichtung, zu welcher der Stoff wohl so oft schon besungen worden, als es Kriege gegeben, überraschte mich besonders vermöge der eigenthümlichen musikalischen Haltung. Ich könnte sie in Noten wiedergeben, so klingt sie mir noch in den Ohren nach.

Aus der Reihe von Liedern, die noch gesungen wurden, hebe ich nur folgendes heraus:

Der Abschied.

Selmis: Weine, weine! hin sind meine Freuden,
Süße Mila, ach, wir müssen scheiden!
Mila: Willst, Geliebter, Du Dich von mir trennen?
Woran werd' ich Deine Stimm' erkennen?
Selmis: Rauscht die Woge, nimm's zum Liebeszeichen,
Rauscht der Wind im Wipfel Deiner Eichen; —
Jedes Lüftchen wird mein Seufzen klagen,
Jede Welle Dir's hinübertragen.
Beide: Bei den Geistern unsrer Väter drüben,
Ueber Sternen selbst werd' ich Dich lieben,
Werde Dir, dem Weinenden, erscheinen,
Mit Dir schweben auf zu Götterhainen.

Von den jungen Leuten war einer nach dem andern verschwunden. Die Spieler trumpften ihre Schaafskopfskarten noch am Kartentische; — da öffnete sich die Thüre, und wie vor dem Habicht die Taube, flohen die Mädchen, mir laut zurufend: „Verwahr' unsre Bänder, Bester! sie kommen, sie kommen!" mit Ungestüm von ihren Plätzen, wobei der Kartentisch sammt dem politischen Knäuel aus dem Gleichgewichte kam. Im bunten Gedränge nahm Alles auf den Tischen seine Zuflucht und den verlassenen Raum des Zimmers füllte eine ansehnliche Menagerie von Thieren aus. Was sich noch nicht gerettet hatte, wurde von den eingedrungenen Vierfüßlern angefallen und beraubt. So kam der Schulze um seine Kümmelflasche und um die Karten, der Schnurrbart, der beim Straucheln seine Pfeife verloren hatte, um diese und um seinen Tabacksbeutel, die Mädchen um ihre Bänder und Tücher. Nachdem der Schauplatz geräumt war, begann ein gewaltiger Thierkampf, der zur größten Ergötzlichkeit Aller so lange währte, bis jeder von den Verkleideten unfreiwillig demaskirt, wieder in seiner eigenen Gestalt erschien. — Da es bereits spät geworden und schon mehrere zum Ausbruch Anstalt getroffen hatten, so wurde noch ein Schlußlied angestimmt, bei welchem zum Rundtrunk Meth gereicht wurde, worauf der Abschied unter Umarmung und Küssen erfolgte. Das Grundstück des Gastgebers lag fern vom Dorfe und so hatten die Gäste noch einen Spaziergang von fast einer Viertelmeile zu machen, zu welchem auch ich aufgefordert wurde. Dieselbe Rangordnung, wie beim Trinken, fand auch hier auf dem Heimwege Statt, und kaum waren wir im Freien, so begannen von Neuem Gesänge, die in dem düstern Tannenwalde, der uns umgab, wie im Geisterecho wiedertönend, schauerlich nachhallten.

Wir kamen in's Dorf. Vor jedem Hause, wohin eine Sängerin gehörte, wurde noch ein Ständchen in leichten Rhythmen, wie zum Tanze gemacht, der Scheidenden gebracht. — Recht herzlich nahmen Alle, als wäre ich lange mit ihnen befreundet, auch von mir Abschied, und von mehreren Seiten, erhielt ich die Zusicherung, daß, wenn es mir unter den Lithauern nicht mißfalle, ich auch zu Hochzeiten eingeladen werden sollte, die mir mehr Spaß machen würden, als die der Städter, ich ließ mir's gefallen und sie haben Wort gehalten, die braven Lithauer, wovon ein anderes Mal mehr.

Geschichten und Sagen aus Frankreich.

Von Moritz Hartmann.

III. Das Gesicht der Prinzessin Marie von Orleans.

Eine Pariser Geschichte.

„Ist Herr Armand zu Hause?" —

„Nein! er wird aber wohl nicht lange mehr ausbleiben." —

„Erlauben Sie mir, daß ich ihn in Ihrer Loge erwarte?"

„Gewiß! bitte, treten Sie ein." —

Gerne benutzte ich die Einladung Bertha's, der Portiers-Tochter. Sie war schön, liebenswürdig, gesprächig und außerordentlich gebildet, denn sie las alle Feuilletons und Faitsdiners sämmtlicher Morgen- und Abendblätter, bevor

sie dieselben an die Einwohner ihres Hauses gelangen ließ. Die Gasflamme flackerte schon; der Vater war ausgegangen, Mademoiselle Bertha stickte eine Weste und es war sehr gemüthlich in der Loge. Auf dem Tische stand eine ganz neue kleine Gypsstatue der Jungfrau von Orleans; Bertha hatte sie diesen Nachmittag gekauft, um sie über ihrem Bette aufzustellen. Ich betrachtete die liebliche, echt weibliche Arbeit, den sanften Ausdruck des heldenmüthigen Gesichtes, die keusche und fromme Haltung der Arme und des ganzen Körpers.

„Nicht wahr," sagte Bertha, „sie ist reizend?"

„Sehr reizend."

„Sie wissen, daß sie die Prinzessin Marie, die Tochter Louis Philipp's gemacht hat?"

„Ja wohl!"

„Das war eine große Künstlerin und eine liebenswürdige Dame — das liebenswürdigste Kind Louis Philipp's. Ich habe sie oft gesehen; mon Dieu, welch ein freundliches, graziöses Gesicht! Zum Andenken an sie habe ich fünf und vierzig Sous ausgegeben und Jeanne d'Arc gekauft; aber auch zum Andenken an die Orleans en general, Sie wissen, ich bin Philippistin!

„So? und warum?"

„Warum? — Nun aus Princip! da gibt es kein Warum?"

„Ganz richtig! ganz richtig!"

„Und dann," fuhr Bertha fort, „weil ich Jules Janin liebe und er ist auch Orleanist."

„Das ist allerdings auch ein Grund," sagte ich.

„Sie wissen," sagte wieder Bertha, nachdem sie mir die Statue aus der Hand genommen, „Sie wissen, daß die arme Prinzessin Marie gestorben ist? Sie starb aus zwei Gründen. Einmal war sie zu gut für diese Welt und dann hat sie ihre Kunst getödtet."

„So?" — fragte ich erstaunt — „das wußte ich nicht. Wie so hat sie ihre Kunst getödtet."

„Das ist eine merkwürdige Geschichte," sagte Bertha, indem sie die Arbeit bei Seite legte, „und ich will sie Ihnen erzählen, wenn Sie mir versprechen, mich nicht für abergläubisch zu halten."

„Oh! Mademoiselle Bertha!" rief ich, „wie könnte ich Sie für abergläubisch halten? Sie sind so aufgeklärt, so gebildet!"

„Gut! ich glaube selbst nicht daran, aber ich muß der Merkwürdigkeit wegen vorausschicken, daß die ganze Geschichte vor der Februarrevolution bekannt gewesen, und daß man einmal vor dem Jahre 1848 in dieser selben Loge viel über die Geschichte gelacht hat. Heute würde man nicht mehr lachen."

„Sie machen mich sehr neugierig, Mademoiselle Bertha," sagte ich; „bitte erzählen Sie!"

„Die Prinzessin Marie," fing Bertha an, „war eine sehr ausgezeichnete Bildhauerin, wie Ihnen diese Statue der Jeanne d'Arc beweist. Sie liebte ihre Kunst über Alles und war mehr Künstlerin als Prinzessin. Sie verbrachte halbe und ganze Tage im Louvre bei den alten und neuen Antiken."

„Bei den alten und neuen Antiken?" fragte ich.

„Ja wohl!" sagte Bertha und sah mich an.

„Das verstehe ich nicht."

„Ich will es Ihnen erklären; Sie sind ein Fremder und scheinen das nicht zu wissen. Es gibt im Louvre zwei Abtheilungen, von denen die eine die alten, die andere die neuen Antiken enthält."

„Was ist denn da für ein Unterschied?"

„Nun, die alten Antiken stammen aus alter Zeit, aus der Zeit des Heiligen Ludwig und aus noch älterer Zeit, und wurden in alten Häusern gefunden; die neuen Antiken werden auf Bestellung des Gouvernements von den Künstlern verfertigt, wie z. B. von Herrn Pradier oder David d'Angers."

„Ach!" sagte ich, „jetzt verstehe ich; also die Prinzessin Marie machte auch Antiken?"

„Aber nein!" rief Bertha etwas ungeduldig und erstaunt über meine Naivität, „das würde sich ja für eine Demoiselle nicht geschickt haben!"

„Und warum denn nicht?"

„Nun, weil Antiken nackt sind. Die Prinzessin Marie machte nur Skulpturen, wie diese Jeanne d'Arc — Skulpturen — verstehen Sie wohl, das sind — nun gewissermaßen bekleidete Antiken. Das ist der Unterschied zwischen Antiken und Skulpturen."

„Ach! jetzt verstehe ich. Ich bitte Sie um Entschuldigung, daß ich Sie mit meinen dummen Fragen unterbrochen habe und fahren Sie gefälligst fort."

„Einmal fiel es der Prinzessin Marie ein, die Antiken bei Fackelbeleuchtung sehen zu wollen. Das soll ganz prächtig gewesen sein, und sie nahm sich vor, öfter in der Nacht zurückzukehren und Studien bei Fackelbeleuchtung zu machen. Aber der König Louis Philipp, der ein sehr zärtlicher und besorgter Vater war, erlaubte das nicht, denn, sagte er, der Aufenthalt in den kalten Sälen bei Nacht und in der Gesellschaft der kalten Marmorsteine könnte der ohnehin sehr delikaten Gesundheit der lieben Marie schaden. Doch ließ es die arme Prinzessin nicht ruhen, denn so sind die Künstler; was sie sich einmal schön vorstellen, das müssen sie auch ausführen. Sie gewann einen alten treuen Diener, der gern den Zorn des Königs für die gute Prinzessin auf sich nahm, und mit ihm, der eine Laterne trug, schlich sie sich, da schon Alles in den Tuilerien schlief, eines Nachts über den Carousselplatz und in den Louvre. Der Portier öffnete ihr natürlich und sie klatschte vor Freude in die Hände, als sie mitten unter den Antiken stand, die

bei der Beleuchtung der einzigen Laterne ganz kurios ausgesehen haben mögen."

Bertha schwieg.

„Warum brechen Sie plötzlich ab?" fragte ich.

„Jetzt," sagte Bertha, „fängt das Schauerliche an."

„Aha!" rief ich, „ich errathe! Die Antiken wurden lebendig, der sterbende Fechter ächzte, Achylles sprang vom Piedestal und fing zu laufen an; der Venus von Milo wuchsen die Arme und sie streckte sie dem Mars entgegen; Demosthenes hielt eine Rede und Euterpe blies in's Rohr." —

„Was schwatzen Sie da!" unterbrach mich Bertha — „seien Sie verständig und hören Sie weiter. Die Prinzessin Marie beleuchtete mit ihrer Laterne irgend eine Statue und setzte sich ihr gegenüber; der Diener zündet ihr noch ein Wachslichtchen an, das er für sie in den Tuilerien gestohlen hatte und sie fing an zu zeichnen, während sich der Diener auf eine der Bänke, oder irgend sonst wohin setzte. Es war schon spät, sehr spät — die Prinzessin vertieft sich und es wurde immer später und der Diener schlief ein und sie lächelte, wie sie ihn schnarchen hörte. — Nun müssen Sie wissen, befinden sich die Antiken, in deren Gesellschaft sich die Prinzessin Marie eben aufhielt, gerade in dem Theile des Louvres, den ehemals Carl IX. bewohnt hat —"

„Sie wissen wohl, wer König Carl IX. gewesen?"

„Ja wohl!"

„Und Sie haben auch von der Bartholomäusnacht gehört?"

„Auch das?"

„Ach, ich errathe," sagte Bertha, „ich bin gewiß, Sie wissen das Alles aus Meyerbeer's Hugenotten?"

„Nicht präcisement; ich habe über diesen Gegenstand auch Mancherlei in den Büchern gelesen."

„Ganz richtig," warf sich selbst Mademoiselle Bertha ein, „ich habe vergessen, daß die Deutschen Alles aus Büchern wissen. Wir Franzosen, wir wissen Alles aus der Oper, und dem Theater überhaupt; das ist viel angenehmer. — Um aber wieder auf die Prinzessin Marie zurückzukommen, so scheint sie nicht daran gedacht zu haben, daß dieser schreckliche König, der auf die Franzosen geschossen hat und daß dessen Mutter, die noch schrecklichere Catharina — sie war keine Französin, sondern eine Italienerin — diesen Theil des Louvres bewohnt haben. Sonst wäre es ihr wohl in der Nacht daselbst unheimlich gewesen. Aber sie dachte an Nichts, als an ihre Zeichnung. — Bon! — Nun sie zeichnete. — Ich könnte sagen, daß es drüben im Institut Mitternacht schlug, aber das wäre eine Erfindung von mir, denn ich weiß nicht, ob es gerade Mitternacht war, oder früher oder später, als die Prinzessin Marie ein eigenthümliches Wehen verspürte und sie sagte sich: es zieht hier, aber das wird mir nicht schaden. Vom Boden flog einiger Staub auf, die Thüren krachten ein wenig und man hörte ein leises Rauschen, als ob Gewänder im Vorübergehen an die Marmorstatuen streiften. Das Kerzenstümpschen, das ihre Mappe beleuchtete erlosch und das Licht in der Laterne flackerte hin und her, so daß sich die Schatten auf der Statue bewegten und die Prinzessin zu zeichnen aufhören mußte. Sie sah sich erstaunt um — und was sah sie? "—

„Nun, was sah sie?" fragte ich.

„Monsieur!" — sagte Mademoiselle Bertha mit stolzem, etwas gebieterischem Tone, „ich muß Sie nochmals bitten, mich nicht für abergläubisch zu halten. Ich weiß sehr wohl, daß sich Alles erklären läßt und nichts geschieht, sei es was immer, das gegen die Gesetze der Natur und des Institutes wäre. Uebrigens erzähle ich ein Factum. Ferner muß ich Sie daran erinnern, daß diese Geschichte vor 1848 erzählt worden, als Louis Philipp noch fest auf seinem Throne saß.

„Also was sah die Prinzessin Marie, als sie sich umwandte?" fragte Bertha wieder und sie antwortete sich selbst: „Sie sah keine Wand, wo früher eine Wand gewesen war, sondern sah so etwas, wie ein Theater und auf dem Theater eine ganze Menge handelnder Personen. Diese sprachen und bewegten sich sehr heftig, aber das Alles sah man nur; weder die Worte noch die Bewegungen brachten irgend einem Ton oder ein Geräusch hervor. Das war Alles wie ein Schattenspiel, doch konnte man die Farben unterscheiden, obwohl auch diese sehr blaß und verschossen waren. In der Mitte stand ein Bett und auf dem Bette saß halb aufgerichtet, während seine Beine zitternd herabbaumelten, ein junger, blaßer, abgezehrter Mann, dessen Zähne klapperten, oder vielmehr dessen Kiefern sich so bewegten, als ob seine Zähne klapperten. Die Prinzessin Marie erkannte den jungen Mann auf den ersten Blick; es war König Carl IX. Ihn umgaben zahllose Männer, die alle heftig sprachen und die alle verwundet waren. Der Eine hatte einen gespaltenen Schädel, der Andere eine aufgerissene Brust, der Dritte war ganz zerhackt u. s. w. Aus allen Wunden floß ununterbrochen Blut und die Tropfen, die herabfielen, gaben den einzigen Ton, der zu hören war. Die Verwundeten waren offenbar Hugenotten, denn die Prinzessin Marie erkannte den Admiral Coligny nach seinem Porträt. Dieser stand in der Mitte der Verwundeten, hinter dem Bette des Königs und hielt dessen Kopf mit beiden Händen so, daß der König gerade vor sich hinsehen mußte. Etwas abseits stand die Königin Catharina von Medici, die Mutter des Kö-

nigs und drehte und verrenkte sich vor Lachen und machte dabei so gemeine Bewegungen wie eine Poissarde. Der König wollte immer den Kopf abwenden, aber er konnte nicht, denn Coligny hielt ihn zu fest und er mußte immer vor sich hinstarren und sein Blick war voll Entsetzen. Unwillkürlich folgte die Prinzessin Marie diesem Blicke und da sah sie auf der Wand gegenüber —"

„Nun, Mademoiselle Bertha, Sie stocken ja; ich glaube Sie haben Furcht."

„Ich?" — sagte sie lächelnd. — In dem Augenblicke zog man die Klingel und sie erschrak so, daß sie die Schnur zu ziehen vergaß und ich ihr Amt verrichten mußte und als der Ankömmling nach einem Bewohner des Hauses fragte, antwortete sie: Il est au Louvre! und der Fremde ging wieder.

Erst mein Lachen erweckte sie aus ihrer Zerstreuung und sie lachte mit und erzählte weiter: „Nun zeigte es sich, daß König Carl IX. eigentlich wie in einer Loge saß, denn das Theater war gerade ihm gegenüber und dorthin starrte er mit dem Blicke voll Entsetzen. Es war freilich ein schreckliches Schauspiel, das er dort aufführen sah. Prinzessin Marie wußte nicht, was dort vorgegangen, bevor sie dem Blicke des Königs gefolgt war, jetzt, da sie sich umsah, erblickte sie die Guillotine und eine zahllose Menschenmenge ringsumher. Alles war dunkel, wie ein Schatten; nur das Beil, das noch in der Höhe schwebte, glänzte wie Glas, darauf die Sonne scheint. Sampson der Henker stand dabei. Ludwig XVI. bestieg das Schaffot und es ging Alles so vor sich wie es geschrieben steht. Darauf fiel der Vorhang und es wurde im ganzen Saale lebendig. Prinzessin Marie bemerkte jetzt erst, daß sie mitten unter Zuschauern im Parterre saß und kleine Jungens liefen zwischen den Bänken umher und boten den Entre-act aus. Die Prinzessin wollte entfliehen, aber ein Nachbar sagte ihr in's Ohr: Bleiben Sie, bleiben Sie, die nächsten Acte werden Sie besonders interessiren, das Stück ist noch lange nicht aus! — Es war ihr, als wäre sie von einer unwiderstehlichen Macht zurückgehalten und sie blieb.

Bald ging der Vorhang wieder auf. Dieselbe Scene, nur daß diesmal Philipp Egalité, der Großvater der Prinzessin, das Schaffot bestieg. Wie langweilig, sagte ihr Nachbar, immer dasselbe!"

Wieder fiel der Vorhang, wieder Entre-act, wieder Fortsetzung: Eine große, schwarze Kutsche zog über die Bühne, umgeben von Reitern, gefolgt von Soldaten. Aus dem Wagenfenster blickte der graue Kopf Carl's X. und verneigte sich tief vor Carl IX. Der Vorhang fiel. Der Prinzessin wurde es sehr wehe; ihr Herz klopfte und es war ihr, als müßte sie in Ohnmacht fallen. Sie raffte sich auf und wollte davoneilen, aber ihr Nachbar hielt sie am Kleide fest und lispelte: „Sie werden ihren Platz verlieren, wenn sie jetzt fortgehen. Sie müssen noch die Februarrevolution mit ansehen."

„Die Februarrevolution?" stotterte die Prinzessin — „was ist das?"

„Ein höchst interessantes Tableau und dann kommt — doch man fängt an."

Der Vorhang ging wieder auf; der Prinzessin Marie schwamm es so vor den Augen, daß sie nichts zu sehen vermochte. Aber sie nahm sich zusammen, rieb sich die Augenlider und starrte muthig auf die Bühne; sie sah nur noch die letzte Scene. Ein kleiner Bauernwagen mit zwei Rädern, von einem magern Pferde gezogen, fuhr durch ödes Land, einer Düne zu. Auf dem Wagen, die Zügel in der Hand, saß ein alter dicker Mann, mit einer Mütze auf dem Kopfe und einer blauen Blouse auf dem Leibe. Als er auf der Mitte der Bühne ankam, zog er die Mütze vom Kopfe und verneigte sich tief vor der Loge Carl's IX. „Mein Vater! Mein Vater!" schrie die Prinzessin und sank bewußtlos auf das kalte Pflaster der Louvrehalle.

Als sie erwachte war es heller Tag. Sie lag in ihrem Bette, umgeben von ihrer ganzen Familie. Louis Philipp hielt ihre Hand in seinen beiden Händen und sah sie besorgt an; dann machte er ihr sanfte Vorwürfe, daß sie gegen seinen Befehl gehandelt und die Nacht im Louvre zugebracht habe. Er küßte sie auf die Stirne und nannte sie une petite Bohemienne, die man künftig besser bewachen müsse. Sie schlang beide Arme um seinen Nacken und weinte bitterlich.

Einige Tage darauf, da sie sich wieder erholt hatte, sagte sie dem König, daß sie ihn im Traume in einer Blouse gesehen habe.

„Warum nicht?" sagte Louis Philipp — „ich bin ein Bürgerkönig und habe ein Parapluie getragen; da die Zeit fortschreitet, kann ich noch ein Blousenkönig werden. Wir werden sehen!"

„Armer König!" seufzte Bertha und schwieg. — Nach einiger Zeit fügte sie hinzu: „Seit jener Nacht kränkelte die gute, schöne Prinzessin Marie und Sie wissen, daß sie in früher Jugend, lange vor der Februarrevolution gestorben ist. Wie glücklich für sie!"

Die Brüder Zosimas.

Es ist unter den Griechen im freien Königreich Griechenland, sowie außerhalb desselben aller Orten, auch da, wo die griechische Nation noch unter dem Drucke fremder Herrscher lebt, kaum ein Name populärer, als der der Zosimas, und es gibt wohl kaum einen Griechen, welcher es nicht wüßte, daß jene Brüderschaft der Zosimas nicht nur ihre Reichthümer, sondern auch ihr Leben dem Vaterlande, d. h. ihrer Nation, gewidmet habe. Alle jene Griechen, welche jetzt des Reichthums an Büchern und Schulen, so wie an Lehrern aller Art sich erfreuen und rühmen, werden es sich kaum vorstellen können, daß es nicht lange vor den Tagen der Gegenwart eine traurige und unglückliche Zeit gegeben habe, wo ihre Aeltern, um nicht die Sprache der Väter zu vergessen, gezwungen waren, die Grammatiken dieser Sprache, selbst die vorzüglichsten unter denselben, z. B. die des Chrysoloras, abzuschreiben, und es wird ihnen kaum glaublich scheinen, daß, als der Athenienser Patussas im siebenzehnten Jahrhunderte die von ihm verfaßte, noch jetzt von den Griechen besonders geschätzte „Encyclopädie" in vier Bänden herausgab, dies mit Recht als eine große Nationalwohlthat galt, indem jene Ausgabe Veranlassung wurde, daß seitdem die griechische Jugend einige griechische Schriftsteller mit leichter Mühe, wenn auch nur oberflächlich und auf eine mangelhafte Weise kennen lernen konnte. Die Brüder Zosimas beschleunigten vermöge ihres großen Reichthums und mit Hülfe ihrer noch größeren Vaterlandsliebe die Wiedergeburt der Wissenschaften unter den Griechen, oder vielmehr sie selbst waren, im Vereine mit anderen Ursachen, die ersten und hauptsächlichsten Begründer dieser Wiedergeburt. Auf ihre Kosten wurden Tausende von griechischen Büchern gedruckt und unentgeltlich vertheilt, Schulen errichtet und junge Griechen erzogen, und andere ähnliche Wohlthaten wurden durch sie dem Vaterlande erwiesen.

Der letzte von den Brüdern Zosimas, Nikolaos, starb im Jahre 1842 in Nischnei-Nowgorod. Er bestimmte sein ungeheures Vermögen für Schulen, milde Stiftungen und Kirchen, sowie für Arme und Bedürftige, junge Mädchen der griechischen Gemeinden in Janina und Patmos, desgleichen in Moskau und Nischnei-Nowgorod. Wir entlehnen zunächst aus der Einleitung zu dessen letztem Willen einige biographische Notizen über die Gebrüder Zosimas, die wir dann noch von anderer Seite her vervollständigen.

Die sechs Brüder Zosimas, Namens Joannis, Theodosios, Anastasios, Nikolaos, Zois und Michael, waren um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Janina in Epirus geboren. Ihr Vater, ein Mann von frommer und christlicher Gesinnung und von glühendem Patriotismus, war Kaufmann daselbst. Diese und andere treffliche Eigenschaften, die der Mann besaß, suchte er auch frühzeitig in die Herzen und Gemüther seiner Söhne zu pflanzen, indem er ihnen eine freisinnige, ächtgriechische Erziehung gab, und in Folge dessen geschah es, daß die jungen Zosimas bald von dem einen Gedanken beseelt und beherrscht waren: ihrem unglücklichen Vaterlande sich nützlich zu erweisen. Seit längerer Zeit wohnten in Janina wohlhabende Griechen, die zugleich eifrige Freunde der Aufklärung waren, und welche durch den edlen Ehrgeiz sich auszeichneten, mit dem sie gewissenhaft und treu über zweierlei wachten: nämlich über der Religion und der Sprache. Im achtzehnten Jahrhundert, da in dem gesammten Gebiete des alten Griechenland fast Nichts weiter zu finden war, als Trümmer und kläglicher Verfall früherer Herrlichkeit und tiefes Elend unter denen, die daselbst wohnten, bestanden in Janina Handels- und literarische Verbindungen mit Italien, Frankreich, Deutschland und Rußland, und um das Ende jenes Jahrhunderts glänzten dort zwei ausgezeichnete Schulen, an denen namentlich Philosophie und mathematische Wissenschaften gelehrt und eifrig getrieben wurden. Die eine dieser Schulen war bereits um das Jahr 1690 auf Kosten des Griechen Manos Giuma, dagegen die andere im Jahre 1795 von Zois Konstantinos Kaplanis errichtet worden, welcher Letztere seine Wohlthaten und Geschenke zum Besten der Griechen, seiner Landsleute, so reichlich und freigebig spendete, daß über dieselben ein eigenes Buch in Moskau im Jahre 1809 erschien und er selbst unter den Reihen der griechischen Wohlthäter als einer der ersten glänzt. Beide Schulen besaßen auch Bibliotheken, und die eine hatte zugleich ein physikalisches Museum. Das Kapital, von dessen Zinsen die Schule des Giuma erhalten wurde, war in der Bank von Venedig niedergelegt; als jedoch bei dem Sturze der Republik diese Gelder verloren gingen, übernahmen es die Brüder Zosimas, eine neue Schule statt jener zu errichten.

Noch in ihrer Jugend verließen die Letzteren ihre Heimath; Joannis, Anastasios, Nikolaos und Zois wanderten nach Rußland aus, Theodosios und Michael aber gingen nach Livorno. Alle sechs Brüder hatten sich dem Handel gewidmet; die Vorsehung segnete ihre

Unternehmungen und krönte ihren Fleiß und ihre löblichen Zwecke mit reichlichen Erfolgen.

Nachdem Joannis im Jahre 1786 in Nischnei-Nowgorod, dagegen Theodosios im Jahre 1793 verstorben waren, beschlossen die vier übrigen Brüder, welche nunmehr ihre kaufmännische Thätigkeit fast gänzlich eingestellt hatten, fortan nur dem Wohle ihres Vaterlands zu leben. Es wird von Einigen behauptet, daß sie, in Hinblick auf das Mißgeschick ihrer Nation, sich gegenseitig das Versprechen gegeben hätten, unverheirathet zu bleiben, für sich selbst nur das unvermeidlich Nothwendige auszugeben, und ihr ganzes Vermögen, welches damals aus vielen Millionen Rubeln bestand, zur Unterstützung und zur Aufklärung ihrer Landsleute, so wie zur Wohlthätigkeit gegen die Bewohner derjenigen Orte zu verwenden, welche sie selbst gastfreundlich aufgenommen hatten. Und in der That blieben alle Zosimas unverheirathet und führten ein einsames, bescheidenes und wohlthätiges Leben, welches sie treu und redlich nur dem Wohle ihrer Nebenmenschen, namentlich dem ihrer Landsleute, widmeten. Ihre erste Sorge war auf die Wiederherstellung der Schule in Janina, wie schon oben erwähnt worden, gerichtet, weßhalb sie eine bedeutende Geldsumme sicher niedergelegt hatten. Hierauf wandten sie ihre Aufmerksamkeit auf Verbreitung von Kenntnissen unter ihrer Nation, und begannen auf ihre Unkosten die Schriften der Gelehrten Griechenlands herauszugeben. Die Anzahl der von ihnen herausgegebenen und verschenkten Schriften des alten und neuen Griechenlands, in den Originalien und in Uebersetzungen, gränzt ans Unglaubliche. Es erschien kein griechisches Buch in irgend einem Lande Europas, an dessen Herausgabe sie sich nicht auf irgend eine Weise betheiligt hätten. Ihrer hauptsächlichen Mitwirkung verdankt die griechische Sprache ihre Regelung und ihren Wohlklang. Als im Anfange des jetzigen Jahrhunderts die Gebildeten des griechischen Volks über die Sprache und über das System, wie dieselbe zu schreiben sei, sich stritten, wandten sich die Brüder Zosimas an ihren Landsmann Korais in Paris, den ersten damaligen Hellenisten und Kritiker der griechischen Nation, und baten um dessen Rath wegen der, bei der Lage der Dinge nothwendig zu ergreifenden Maßregeln. Da machte ihnen denn der gelehrte Mann den Vorschlag, ihn bei der Herausgabe der „Hellenischen Bibliothek“ mit den nöthigen Geldmitteln zu unterstützen, und die Brüder Zosimas, welche auf den Vorschlag eingingen, wurden auf diese Weise die Ursache, daß die Ansichten des gelehrten Mannes, welche er in den Vorreden zu den Ausgaben der altgriechischen Classiker in den einzelnen Theilen jener „Bibliothek“ aussprach und welche zur Reinigung und Veredlung der neugriechischen Sprache so unendlich viel beigetragen haben, in weiteren Kreisen sich verbreiteten.

Außerdem betheiligten sie sich bei dem Bau von Kirchen und deren Ausschmückung, theils in Janina, überhaupt in Epirus und in Griechenland, theils in Rußland, und waren auch sonst bedacht, den kirchlichen Bedürfnissen der Gläubigen auf jede mögliche Weise Abhülfe zu verschaffen.

Denn vornehmlich ließen sie es sich im Allgemeinen angelegen sein, für die sittliche Bildung ihrer Landsleute zu sorgen, sowie socialen Uebelständen zu begegnen. Sie gründeten Schulen, gewährten denselben alle nöthigen Hülfsmittel, besoldeten Lehrer, unterhielten eine Menge unbemittelter Schüler, unterstützten die Armen, sorgten durch Einsendung jährlicher Summen nach Janina für die Kranken in den Krankenhäusern und für die Gefangenen in den Gefängnissen, statteten bedürftige Jungfrauen aus und befestigten ihre Nation in der rechtgläubigen Kirche durch Vertheilung theologischer Werke, namentlich der des Theotokis und Bulgaris, so wie durch Verbreitung der heiligen Schrift.

Die Regierung der jonischen Sieben-Inseln, deren Generalconsul Michael Zosimas in Livorno gewesen war, nahm, in der Absicht, ihn für die großen Dienste, die er auch ihr und den Griechen des jonischen Staates insbesondere erwiesen hatte, zu belohnen, und um zugleich dessen übrigen Brüdern Anastasios, Nikolaos und Zois, welche ihren Landsleuten gleiche Wohlthaten erzeigt hatten, eine Anerkennung zu Theil werden zu lassen, im Jahre 1804 sämmtliche Brüder Zosimas in ihren Adels-Senat auf.

Ohne ein genaues Verzeichniß aller der Wohlthaten der Gebrüder Zosimas gegen ihre Landsleute aufführen zu können, beschränken wir uns hier nur darauf, in dieser Hinsicht Einiges in Betreff des Zois und Nikolaos zu bemerken, über welche, nachdem auch Anastasios bereits 1805 und Michael 1809 verstorben waren, wir im Besitze bestimmter Nachrichten uns befinden.

Als in Moskau eine Handels-Academie errichtet ward, legte Zois eine Summe von über 30,000 Rubeln in dem dortigen Waisenhause nieder, damit von den jährlichen Zinsen dieser Summe ein Lehrer der griechischen Sprache an jener Anstalt besoldet werde, auch die nöthigen griechischen Bücher angeschafft werden könnten.

Der Universität in Moskau schenkte derselbe ein Haus und Gartengrundstück in der Vorstadt, damit es zu einer Sternwarte verwendet werde, der kaiserlichen Academie der Wissenschaften aber gab er für deren physikalische Classe zum Drucke zweier Bände ihrer Unter-

suchungen mit Illustrationen eine Summe von mehr als 6000 Rubeln.

Das Gymnasium in Moskau erhielt von ihm über 12,000 Rubel zur Errichtung einer besonderen Classe für den griechischen Unterricht und ebenso die medicinisch-chirurgische Academie daselbst auf viele Jahre eine bestimmte Summe zur Unterhaltung eines griechischen Lehrers. Alle Unterrichtsanstalten Moskau's empfingen von ihm die auf Kosten der Brüder Zosimas herausgekommenen Bücher zum Geschenk; dagegen ließ er in Moskau auf seine Kosten alle die Ausgaben des gelehrten Professors Mattei drucken, welcher unter Anderen in den alten Bibliotheken Rußlands verschiedene Werke altgriechischer Dichter fand und Einzelnes davon herausgab. Für das Gefängniß in Moskau gab er 6000 Rubel her.

Zois selbst besaß eine ausgezeichnete Sammlung alter Münzen und anderer werthvoller und seltener Gegenstände, unter denen eine Perle von außerordentlicher Größe, die größte vielleicht, welche man kennt, den ersten Platz einnahm und welche durch besondere, in französischer und russischer Sprache erschienene Beschreibungen in weiteren Kreisen bekannt geworden ist.

Bei dem Allen führte Zois Zosimas ein eingezogenes Leben. Er bewohnte das griechische Kloster zu Moskau, wo er nur mit wenigen gebildeten und gelehrten Freunden Umgang hatte, jeden Fremden aber, der ihn daselbst aufsuchte, namentlich aber seine Landsleute, wohlwollend aufnahm. In jenem einsamen und unscheinbaren Aufenthaltsorte der Zurückgezogenheit wurden viele menschenfreundlichen Pläne gefaßt und eine Menge großherziger Gedanken ausgeführt. Zois betheiligte sich bei der Herausgabe unzähliger Bücher, stand mit vielen Gelehrten Europas in Briefwechsel, ermuthigte jedes nützliche Unternehmen und war fortwährend bemüht, seine Sammlungen mit neuen werthvollen Gegenständen zu bereichern, nicht wie ein Geiziger, welcher Schätze zur Befriedigung seiner unersättlichen Habgier aufhäuft, sondern wie ein verständiger und gebildeter Wohlthäter der Menschen, der die Absicht hat, über dies Alles zu Gunsten seines Vaterlandes zu verfügen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß er alle jene Unternehmungen im Einverständnisse mit seinen beiden Brüdern, Anastasios und Nikolaos, ausführte, welche fortwährend in Rußland, in Nischnei-Nowgorod, wohnten.

Der Kaiser Alexander ehrte Zois und seine hochherzigen Unternehmungen durch Gewährung verschiedener Orden, viele gelehrte Gesellschaften aber nahmen ihn zu ihrem Mitgliede auf. Und als er am 29. August 1827 gestorben war, folgte eine unzählige Menge der von ihm vielfach Unterstützten, namentlich Studirende, seiner Leiche.

Der überlebende Bruder Nikolaos erfüllte die wohlthätigen Zwecke seiner Brüder auch ferner in edler, freigebigster Weise. Der schon erwähnten Handels-Academie in Moskau schenkte er selbst mehr als 90,000 Rubel, in dem dortigen Waisenhause hinterlegte er über 20,000 Rubel zur Vertheilung der jährlichen Zinsen an unbemittelte griechische Familien in Moskau, sowie 10,000 Rubel zu Gunsten des griechischen Klosters daselbst. Er vollendete den von seinem Bruder begonnenen Druck eines griechisch-russischen Wörterbuchs in vier Theilen, sendete die gedachte Sammlung von Münzen u. s. w. nach Athen und beförderte später die Errichtung der Nationalbank in Griechenland, wobei er sich mit fünfhundert Actien betheiligte. Unter allen Wohlthaten, welche sein Testament aufzählt, verdient die unausgesetzte Sorge für Verbreitung der griechischen Bildung, welche die Brüder Zosimas vor allen Dingen sich angelegen sein ließen, indem sie sogar von Rußland aus die Errichtung griechischer Schulen eifrig betrieben, die vorzüglichste Anerkennung. Nach dem Tode des Nikolaos Zosimas fand in Athen im Jahre 1842 eine kirchliche Feier zum Andenken an diesen ruhmwürdigen Wohlthäter Griechenlands und der gesammten griechischen Nation statt, wobei der als ausgezeichneter Kanzelredner bekannte und gelehrte Presbyter Konstantinos Oikonomos — der nämlich, welcher einst im Jahre 1821 die berühmt gewordene Leichenrede bei der Beerdigung des im April 1821 in Constantinopel schmählich hingerichteten Patriarchen Gregorios in Odessa gehalten hatte, — ebenfalls die Leichenrede hielt, und die griechische Regierung ordnete zugleich zu Ehren der Brüder Zosimas eine dreitägige Trauer für die Universität, die Gymnasien und alle Schulen des Königreichs an.

Zum Schlusse werde hier noch erwähnt, daß die genannten Brüder Zosimas auch drei Schwestern hatten, welche die ihnen zu Theil gewordene Erbschaft ihres Bruders Theodosios den Schulen und den Kirchen ihrer Vaterstadt überließen, und von denen namentlich die eine, Zoi, welche frühzeitig ihren Mann verloren hatte, noch längere Zeit als das Muster einer Wittwe in Janina lebte, indem sie „allen guten Werken nachkam", die Armen kleidete und für die gewissenhafte Verwendung der wohlthätigen Spenden ihrer Brüder getreulich Sorge trug.

Wie die
Chinesen ihre Gong, ihre Tamtam und Cymbeln machen.

Von K. F. Neumann.

Man kennt in Europa, wie uns von Kundigen versichert wird, auch jetzt die Art und Weise noch nicht, wodurch die Chinesen das Instrument Gong — sie selbst nennen es Tsching oder Lo — ihre Tamtam und Cymbeln zu Stande bringen. Mehrere hierauf bezügliche Anfragen sind von englischen Gewerbsleuten und Technikern an die Behörden auf Hongkong ergangen. Diese ließen Nachforschungen anstellen und nach langem Suchen hat man endlich in einer technologischen Encyclopädie die nachfolgenden Vorschriften aufgefunden. Das technologische Werk führt den Titel: Tien king kai we, d. h. Alle Dinge nach ihren Normen, und wurde von einem Song Ingsiug im Jahre 1837 herausgegeben. Der Schreiber dieses hat das Original nicht gesehen. Die Mittheilung des nachfolgenden, von dem Doctor Harland auf Hongkong verfertigten Auszugs verdanken die Leser dem Finanzminister jener englischen Colonie, unserm deutschen Landsmann, Herrn Robert Rinäcker.

Tong, Kupfer, heißt es in den chinesischen Wörterbüchern, wird mit einem Schriftzeichen geschrieben, zusammengesetzt aus Gold und ähnlich, weil nämlich Kupfer eine ähnliche Farbe hat, gleich wie Gold. Es gibt dreierlei Gattungen von Kupfer: Rothes Kupfer, gelbes Kupfer, weißes Kupfer. In dem Wörterbuch heißt es: mittelst einer Mischung von Arsenik macht man aus rothem Kupfer weißes; durch eine Mischung mit Zinn bekommt man das tönende oder Gong-Kupfer. Dieses in künstlicher Art hervorgebrachte weiße Kupfer ist aber bei Weitem nicht so vortrefflich wie das naturweiße, welches bloß in der Provinz Junnan gefunden wird. Alle Marken jener südwestlichen Provinz sind reich an den verschiedensten Metallen, namentlich innerhalb der Bezirke längs der birmanischen Grenze, wo auch ausschließlich das weiße Kupfer vorkommen soll. Man findet es vollkommen weiß in den Gruben; es scheint innerhalb derselben noch weißer als außerhalb der Erde. Das weiße Kupfer ist sehr schwer und kostspielig zu verarbeiten, weshalb es bloß von reichen Leuten gebraucht wird. Das gelbe Kupfer, aus einer Mischung des rothen mit Galmai gewonnen, wird in heißem Zustande gehämmert; jenes, welches anstatt durch Galmai mittelst einer Mischung von japanischem Blei gewonnen wird, muß kalt gehämmert werden. Kupfer ist nur dann für musikalische Instrumente zu gebrauchen, wenn es ein Fünftel Alloy von Zinn erhält. Die musikalischen Instrumente werden im Ganzen geformt, ohne irgendwo Näthe zu erhalten. Hingegen sind die runden und viereckigen kupfernen Gefäße zusammengelöthet. Die Löthung ist zweierlei Art: die kleine besteht aus winzigen Stücken oder Feilspänen von Zinn; die große aus winzigen Stücken oder Feilspänen von klingendem Kupfer, welches man aus achtzig Theilen Kupfer und einem Alloy von zwanzig Theilen Zinn gewinnt. Die kupfernen Feilspäne werden mittelst eines feinen Kleisters, womit sie vorher beschmiert sind, befestigt, welcher dann bei einfachem Waschen weggeht. In solcher Weise bleibt die Kupferfeile an Ort und Stelle, sonst würde sie keinen Augenblick haften. Zur Löthung silberner Gefäße gebraucht man Feilspäne von rothem Kupfer. Um eine Gong zu verfertigen, ist es nicht nothwendig, das Kupfer vorher in eine runde Form zu bringen. Beides zusammen, die runde Form und das musikalische Instrument entstehen durch eine und dieselbe Operation. Hingegen muß man bei der Anfertigung kupferner Trommeln (Tamtam) oder Cymbeln das Metall zuvor in eine runde Platte bringen, welche dann mittelst des Hammers zu dem gewünschten Instrument geschlagen wird.

Wird eine Gong oder ein Tamtam geschmiedet, so stehen die Arbeitsleute nicht am Amboß, sondern die Metallplatte liegt in kaltem Zustande auf dem Boden ausgebreitet. Soll das Instrument von großem Umfange werden, so stellen sich eine Anzahl Arbeitsleute rings um die Platte und hämmern sie mittelst wiederholter Schläge. Nach und nach dehnt sich das ursprünglich kleine Stück aus, wird breit und bald hört man klangvolle Schwingungen, hervorkommend aus den gehämmerten Theilen der Metallplatte. Ist die Mitte des Tamtam zu einem Buckel ausgearbeitet, so giebt ihm ein geschickter Arbeiter, ebenfalls durch Hämmern im kalten Zustande, den gewünschten Ton. Man kann den Instrumenten, je nach Belieben, zweierlei verschiedene Töne geben, den weiblichen oder hohen und den männlichen oder tiefen Klang, wobei die Erhöhung oder Erniedrigung des Buckels bis zu einem hundert- oder tausendfachen Theil ausgerechnet werden muß. Der tiefe Ton erheischt gar viele Hammerstreiche.



Zweite Abtheilung.

Die
Trenton-Fälle im Staate New York.
Von Wilhelm Heine.

Wenn die kalten Regenschauer und Stürme, die während der Monate April und Mai an der Ostküste von Nordamerika vorherrschen, ausgetobt haben, folgt auf dieses unangenehme Frühlingswetter der Juni warm und sonnig. Milde balsamische Lüfte wehen über die in ein reiches frisches Grün gekleidete Landschaft und locken die Bewohner der großen Städte hinweg aus den staubigen heißen Straßen, um den durch die Mühen und Sorgen des Geschäftslebens oder durch die rauschenden Vergnügungen des Winters erschöpften Nerven Erholung zu gönnen und aus Gottes schöner, freier Natur frisches Leben und frische Kräfte zu schöpfen.

New York, Boston, Philadelphia, Baltimore und andere große Handelsstädte veröden plötzlich und ein bunter lebendiger Strom ergießt sich nach allen Seiten, um auf Eisenbahnen und Dampfbooten den Badeorten des Nordens zuzueilen oder Lustreisen in der Gebirgskette der Alleghannies und nach den canadischen Seen vorzunehmen.

Zu der Zahl dieser modischen Zugvögel liefert New York seinen reichlichen Beitrag und der Hudson bildet eine willkommene Heerstraße, auf der die rege Menge nach Norden zieht, entweder auf der Eisenbahn schnell den malerischen Ufern entlang eilend, oder noch lieber auf den großen Dampfbooten gemächlich dahin schwimmend, um von Albany aus durch das Mohawkthal nach den Niagarafällen, den canadischen Seen und dem St. Lorenzstrom nach Montreal und Quebec zu gehen, über den Champlain und St. Georgesee zurückzukehren und den Ausflug mit einem kurzen Aufenthalt in Saratoga zu beschließen, dessen stärkende Heilquellen nie fehlen, eine große Menge von Besuchern herbeizuziehen.

Obschon, selbst wenn man einfach dem allgemeinen Strom der Reisenden folgt, der Ausflug ein reicher und lohnender ist, so wird man dennoch wohl thun, sich nicht zu sehr zu beeilen, an manchen betreffenden Punkten anzuhalten und die überall mit so voller Hand ausgestreuten Naturschönheiten mit Muße zu genießen.

Ein überaus angenehmer derartiger Halteplatz sind die Trentonfälle an einem der Nebenflüsse des Mohawk unweit Utica und etwa ein hundert und dreißig Meilen von Albany gelegen. Bei meiner ersten Sommerreise in den Vereinigten Staaten hielt ich mich kurze Zeit in Trenton auf und mein Aufenthalt war mir so angenehm, daß später, wenn Zeit und Umstände es verstatteten, ich öfter Gelegenheit suchte, einige Tage in dieser angenehmen Zurückgezogenheit zu verweilen.

Früher war der Reisende genöthigt, in Utica, wo man die Eisenbahn verläßt, einen Wagen zu miethen, um die letzten zwölf Meilen zurückzulegen, in neuerer Zeit jedoch hat man dies nicht mehr nöthig und eine Zweigbahn führt jetzt bis auf kurze Entfernung von Trenton, welche letztere dann in einem Omnibus zurück-

gelegt wird. Am Orte der Bestimmung angelangt, nimmt uns ein geräumiges Hotel auf, dessen liebenswürdiger, zuvorkommender Besitzer, Herr M. Moore, Alles aufbietet, um sowohl den Besuch der Fälle leicht und angenehm zu machen, als auch die kurze Anstrengung der Reise durch gastliche Aufnahme und vorzügliche Bewirthung vergessen zu machen.

Ehe wir jedoch den Spaziergang nach den Wasserfällen antreten, lieber Leser, verweilen wir einen Augenblick bei Herrn Moore und hören wir die Geschichte unseres angenehmen Aufenthaltsortes, die ich hier so wiedergebe, wie sie mir erzählt worden.

„Einer der ersten Ansiedler in dieser Gegend war ein gewisser Obrist Born, zu jener Zeit Agent der holländischen Compagnie und dieser nannte das entstehende Dörfchen „Oldenbarneveld" zum Andenken an John Oldenbarneveld, der im siebzehnten Jahrhundert wegen zu großer Begünstigung der Religionsfreiheit enthauptet ward, und diese Benennung brachte den alten indianischen Namen: Kauy-a-hoo-ra (wörtlich übersetzt das Hüpfende Wasser) in Vergessenheit. In späteren Zeiten scheint jedoch auch dieser Name den Bewohnern zu lang und unbequem geworden zu sein und deshalb ward vor etwa zwanzig oder dreißig Jahren der jetzige Name Trenton angenommen.

Der Gründer des verbreiteten Rufes, den die Trentonfälle jetzt genießen, war Herr John Sherman, Enkel von Rodger Sherman, einer der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten.

Nachdem Herr Shermann im Yale College, Hartford, Connecticut, als Doctor der Theologie promovirt war, ließ er sich im Jahre 1793 in Mansfield, Connecticut, als Pastor einer zahlreichen Gemeinde nieder, als jedoch gegen das Jahr 1805 seine Ansichten für einen Theil seiner Gemeinde zu freisinnig wurden, legte er sein Amt nieder, und folgte einer Einladung seiner Freunde Oberst Mappa und des Richters Vanderkemp, um vor einer kleinen Gemeinde Unitarier in Oldenbarneveld zu predigen. Bei dieser Gelegenheit besuchte Herr Sherman die Schlucht von Kauy-a-hoo-ra zum ersten Mal.

Zu jener Zeit war die Schlucht von dichten Waldungen umgeben und nur zwei Wege führten zu derselben, der eine von dem unteren Ende der Schlucht über schlüpfrige Steine, der andere durch den Wald bis oberhalb des Hauptfalles. Der Pfad war wie ihn die Natur geschaffen und voller Gefahren, entweder auf dem schlüpfrigen Gesteine auszugleiten und in die kochenden Strudel der Gewässer zu sinken oder von der Höhe, auf der an vielen Stellen der Boden durch Regengüsse unsicher gemacht war, in die gähnende Tiefe zu stürzen. Nichtsdestoweniger führte Herr Sherman seinen Vorsatz aus und ward durch den Anblick eines der großartigsten Naturschauspiele belohnt, das später durch ihn selbst dem Publicum zugänglich gemacht, einen so weit verbreiteten Ruf erlangen sollte.

Den dringenden Bitten der kleinen Gemeinde von Oldenbarneveld nachgebend, ließ sich Herr Sherman im März des Jahres 1806 hier nieder, und obschon die Zahl seiner Pfarrkinder



Mühle im Dorfe Trenton.

zu jener Zeit nicht mehr als vierzehn betrug, so nahm dennoch diese erste Unitarische Gemeinde des Staates New York sehr bald so zu, daß sie jetzt beinahe so viele Hunderte als zu jener Zeit einzelne Mitglieder zählt. — Außerdem ist Herr Sherman als Prediger, Gelehrter und Autor mehrerer theologischer und philosophischer Schriften, unter Anderem „Philosophy of language, illustrated“ bekannt. Später errichtete Herr Sherman ein Erziehungsinstitut und endlich im Jahre 1822 baute er in der Nähe der Wasserfälle ein Haus für die Aufnahme von Reisenden, das er den Rural resort benannte und dessen erste Jahreseinnahme 187 Dollars 35 Cent betrug.



M. Moore's Hotel.

Hier in angenehmer Zurückgezogenheit lebend, bot Herr Sherman Alles auf, um die Schönheiten der Wasserfälle seinen Gästen zugänglich zu machen, denn heutigen Tages ist es kaum möglich, sich eine genaue Vorstellung von den Schwierigkeiten zu machen, die sich dem Besucher zu einer Zeit boten, wo manche Stellen gänzlich unzugänglich waren, bis durch große Anstrengungen Pfade geschaffen wurden.

Endlich im Jahre 1828 am 2. August starb Herr Sherman im siebenundfünfzigsten Jahre seines Alters und ward auf seinen ausdrücklichen Wunsch auf dem Gipfel eines Hügels, unweit seines Hauses begraben, wo ihm das murmelnde Rauschen des Kauy-a-hoo-ra sein Grablied singt und eine einfache Steintafel mit einer hölzernen Umzäunung umgeben seine Ruhestätte bezeichnet.“

Doch genug dieser kurzen Abschweifung und begeben wir uns nach den Fällen, deren Rauschen uns zum Besuch einladet. Diese werden vom West-Canada creek gebildet, einem Seitenarm des Mohawkflusses, dem er von den Hügelketten her zufließt. Unweit des Dorfes Trenton beschreibt der Fluß in seinem Lauf den vierten Theil eines Zirkels und durch schnelle Senkung des Terrains um etwa vierhundert Fuß hat das reißende Wasser eine tiefe Schlucht ausgewaschen, in der sich die Fälle befinden. Durchschreiten wir das kleine, hinter dem Hotel befindliche Gehölz, so befinden wir uns plötzlich am Rande einer etwa hundert Fuß tiefen Schlucht, in die wir auf einem steilen theils in den Felsen gehauenen, theils aus künstlichen Stufen gebildeten Pfad, hinabsteigen.



Sherman's Grab.

Auf einer vom Wasser glatt gewaschenen Plattform angelangt, verursacht der erste Eindruck ein wunderbares Gefühl der Beklemmung, das jedoch bald in Bewunderung des milden, seltsamen Schauspieles, das sich hier dem Blicke darbietet, übergeht. Während etwa zehn Fuß



Die Schlucht.

unterhalb unseres Standpunktes der Fluß seine dunkelbraunen Fluthen durch das Gestein drängt, schließen uns an beiden Seiten gewaltige senkrechte Felsenwände ein, und zeigen nur hoch oben über den grünenden Büschen und Bäumen einen schmalen Streifen blauen Himmels. Staunen und Bewunderung überkommen uns, wenn wir bedenken, welche unendliche Zeitperiode der Naturthätigkeit das vor uns liegende Resultat erzeugt hat. Wir finden uns in die vorsündfluthlichen Zeiten zurückversetzt. Wasser hat diesen tiefen Abgrund langsam ausgewaschen und wir treten auf Versteinerungen und fossilische Ueberreste eines organischen Lebens, die im vierhundertsten Stratum begraben, den Raum einnehmen, auf dem einst lebende Wesen sich bewegten. Jedes Stratum ist der Niederschlag einer großen Fluth, deren Perioden sich nur nach Ewigkeiten berechnen lassen.

Stromabwärts blickend sehen wir die Schlucht sich öffnen und das Gewässer, einen ruhigeren Lauf annehmend, zwischen Gebüschen, Wiesen und Feldern hinfließen, doch stromaufwärts, der finsteren Schlucht auf einem schmalen, großentheils in den Felsen gesprengten Pfad folgend, gelangen wir an eine, den Fluß rechtwinklich durchschneidende Felsenwand, von drei und dreißig Fuß Höhe. Bei hohem Wasserstande im Frühjahr und Herbst fällt der Fluß gleich einem weißen Schleier über die ganze Breite des Felsens; während großer Trockenheit im Sommer jedoch drängt sich alles Wasser durch eine enge Kluft zur Linken, die erst sichtbar wird, wenn man an einer kurzen Biegung vor dem Fall, nach seinem Entdecker der Sherman-Fall genannt, angelangt ist. An dieser Stelle werden Personen, die nicht an derartige wilde Naturscenen gewöhnt sind, oft eingeschüchtert und kehren sogar zuweilen um, allein der Pfad, obschon schlüpfrig von Nässe, ist eben, und der Felsen zur Linken, an welchem eine eiserne Kette hinläuft, bietet gute Stützpunkte. An einer Stelle wurden durch eine wohlangelegte Mine etwa fünf Tonnen Gestein weggesprengt, und dadurch eine Plattform hergestellt, auf der fünfzehn oder zwanzig Personen stehen und dieses seltene Naturschauspiel genießen können. Etwas zur Linken, zu den Füßen des Beschauers, kocht und schäumt im wilden Kessel der Strom und bricht sich etwas weiter zur Rechten Bahn in die Schlucht, gegenüber drängt sich derselbe durch die vorerwähnte Kluft in wilder toller Hast schäumend und tosend. Das Wasser



Der Sherman-Fall.

ist durch den reichen Pflanzenboden, durch den es weiter oben fließt, brillant dunkelbraun gefärbt, welche Farbe es gegen die Mitte des Falles beibehält, während dieselbe nach dem Rande hin in ein glänzendes Goldgelb übergeht, das zuletzt in milchweißen Schaum sich verliert. Die zur Rechten, Linken und hinter uns sich aufthürmenden Felsenwände senden das dumpfe Rauschen verstärkt zurück und erregen ein Gefühl unheimlicher Beklemmung und Verlassenheit, das nur in etwas gemildert wird durch den Blick auf die grünenden Gänge des oberhalb des Falles sich erweiternden Thales. Den schönsten Anblick gewährt dieser Punkt am späten Nachmittag, wenn die Sonne, die durch den unausgesetzt die Luft anfüllenden Wasserstaub stets im frischesten Grün prangenden Abhänge vergoldet, während der untere Theil des Thales und ein Fall bereits von tiefen Schatten bedeckt ist, die später höher und höher steigend, die Scene in ein mystisches Halbdunkel hüllend, bis die letzten Strahlen nur noch den sanften blauen Abendhimmel mit seinen goldenen Wolken mit stiller Glorie umgeben.

Wir umgehen nun diesen Fall und folgen für einige hundert Schritt dem Thale, das sich hier in einem etwa dreihundert Schritt weiten Kessel ausdehnt. Das Flußbett ist hier mit gewaltigen Felsentrümmern bedeckt, die höher oben losgerissen, von den Frühjahr- und Herbstfluthen weiter fortgerollt werden; oft mit solcher Gewalt, daß man in dem Hotel, eine Viertelmeile von hier entfernt, ein dumpfes, donnerähnliches Geräusch vernimmt. Zur Linken überragt eine weit vorspringende Felsenplatte den Pfad, und da die stufenförmigen Strata bequeme Sitze bilden, so wird dieser Ort gewöhnlich zu einem Ruhepunkte gewählt, an welchem improvisirte Picknick's gehalten und die warmen Stunden des Tages zugebracht werden. Eine geräumige Plattform vor diesem Ruheplatz dient nicht selten zum Tanzsaal, und Polca's und Schottische werden unter Lachen und Scherzen, zur Musik einer Guitarre, Flöte oder Violine, so eifrig executirt, wie in irgend einem Ballsaal.

Am Ende dieser Plattform angelangt, gewinnen wir plötzlich eine volle Ansicht der sogenannten High-falls oder der hohen Fälle, über eine Felsenwand von gegen hundert Fuß Höhe stürzend, während zu beiden Seiten sich dieselbe noch siebenzig bis achtzig Fuß höher erstreckt. Dieser Fall besteht wiederum aus zwei Abtheilungen, von denen die obere etwa vierzig Fuß hoch ist. Der größte Theil des Wassers drängt sich auch hier zur Linken, während der Rest theils einen dünnen weißen Schleier bildet, theils in kleinen Abtheilungen durch gelegentlich vorkommende Ritzen fließt. Zwischen dem oberen und unteren Theile auf einer kleinen Ebene beschreibt der Lauf des Wassers den Segment eines Kreises von etwa 45° und stürzt dann in einer compacten Masse über die untere Felsenwand von sechzig Fuß Höhe, die gegen die Mitte zu halbkreisförmig ausgewaschen ist, in ein tiefes dunkles Becken, von Felswänden beinahe zweihundert Fuß hoch umgeben, deren starre nackte Seiten hie und da von Gruppen von Kiefern, Laubhölzern oder kurzem Gestrüpp bedeckt sind. Zur Rechten der Fälle schließt ein markirter, stets grünender Vorsprung von imposanter Form, der sich bis



Die hohen Fälle.

gegen die Hälfte der Felsenwand hinausdehnt, das Bild, und über alles dieses breitet sich ein milder Himmel, der sich mit den weiter entfernten zackigen Baumgipfeln vermischt, bis sich Alles in duftiger unendlicher Ferne verliert.

Dies sind die hohen Fälle, welche wir wohl versuchen mögen mit Feder und Zeichenstift zu schildern, von denen aber selbst die glühendste Beschreibung, die großartigste Darstellung nur ein schwaches Abbild geben können.

Je nach der Größe oder Niedrigkeit des Wasserstandes bieten diese Fälle eine reichhaltige Mannigfaltigkeit der Ansichten. Im Herbste, oder noch mehr im Frühjahr, wenn der schmelzende Schnee den Strom anschwellt, stürzt derselbe in einer einzigen ungeheuren Masse vom höchsten Rand bis in den dunklen Kessel tief unterhalb. Der Anblick ist dann ein erhabener und überwältigt den Beschauer mit dem Eindruck gewaltiger Allmacht; die Grundfesten der Erde sind dann aufgewühlt und ungeheure Felsentrümmer werden entweder hinweggespült, oder zur Rechten und Linken in gewaltigen Haufen aufgethürmt. Wir haben in der That alsdann die erhabene Majestät und Gewalt, den tief brüllenden Donner des Niagara vor uns, der die Erde erzittern macht und dem Menschen das volle Gefühl seiner eigenen Nichtigkeit aufdrängt und ihn in Demuth beugt vor dem allgewaltigen erhabenen Wesen, dessen Macht sich überall so großartig kundgibt.

Nachdem wir dieses großartigen Anblickes uns erfreuet, setzten wir unseren Pfad weiter fort, gelangten auf die, bei niedrigem Wasserstande trockene Plattform zwischen den beiden Abtheilungen des Falles, und von da über eine Reihe von Stufen auf den Gipfel der hohen Fälle. Hier beschattet von einer Gruppe Cypressen, befindet sich ein kleines hölzernes Gebäude, das dem Besucher einen angenehmen Ruheplatz und passende Erfrischungen bietet. Von der Veranda dieses Häuschens hat man einen schönen Ueberblick über die Fälle, die große Felsenplatte zwischen demselben und weit hinab in das Thal durch das sich oft der Zug der Besucher in langsamer Reihe windet, und in denen die bunten Kleider der Frauen und Kinder die Scene angenehm beleben. Nach der etwas anstrengenden Tour vom unteren Ende des Thales sind Erholung und Ruhe, so wie die verschiedenartigen Erfrischungen, die dieses Etablissement enthält, sehr willkommen. —



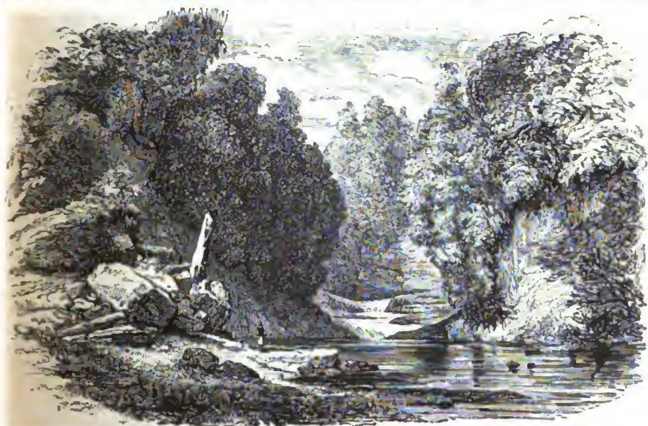
Die hohen Fälle von oben gesehen.

Hier wird nun das Thal bedeutend weiter und der Charakter desselben ändert sich wesentlich. Oberhalb des wenige hundert Schritt höher hinauf gelegenen Mühldammfalls, etwa fünfzehn Fuß hoch sich über die ganze Breite des Flusses erstreckend, gelangen wir auf eine etwa hundert Fuß breite Felsenplatte, neben der der dunkle Fluß ruhig dahingleitet, die Felsen an beiden Seiten sind hinter gewaltigen Cypressen und Cedern versteckt, die auf gleicher Höhe mit dem Flußbett stehend, auf der einen Seite ihre langen mächtigen Aeste weit ausstrecken, während sie auf der andern so nackt und kahl sind, wie die dahinter liegenden Felsen, die sie verbergen. — Diese Stelle ist die Alhambra benannt worden, in der That ein passender Name für den Ort,



Der Mühlendamm-Fall.

wo auf den schlanken Säulen der Cedern das gewölbte Himmelsdach ruht und der Fluß ruhig und geräuschlos dahin gleitend, die Umgebung gleichwie ein polirter Fußboden von dunklem Marmor abspiegelt. — Der schönste Theil ist in unmittelbarer Nähe der Alhambrafälle; zur Linken erhebt sich ein isolirter überhängender Felsen, sechzig Fuß hoch, von einer einzelnen Ceder bekrönt, und ein dünner krystallner Faden tröpfelt von seiner höchsten Höhe in ein kleines Felsenbecken am Fuße, das, von einer reichen Vegetation umgeben, jenen maurischen Brunnen gleicht, um welche dunkeläugige olivenfarbige Schönheiten den Lobgesängen castilischer Ritter lauschen. Auf der Rechten ist eine theils kahle kleinere Felsenwand, von marmorgelber Farbe, von einer reichen grünenden Vegetation umgeben und erhöht, im Flußbecken sich spiegelnd, den Reiz unendlich, während zwischen beiden das Wasser über die in den verschiedensten Richtungen sich kreuzenden Strata munter daher hüpfend,



Die Alhambra.

aus der weiter zurück liegenden dunkeln Schlucht hervorbricht, und hunderte von weißen Schaumflocken über die fast schwarze Oberfläche des vierzig Fuß tiefen Bassins dahintreibt.

Passirt man diesen Fall, dessen schnelle schäumende Fluth das Weitergehen streitig machen zu wollen scheint, so gelangt man in ein weites Amphitheater, in dessen Mitte ein gewaltiger Felsen von imposanter Form, von einer einzigen isolirten Säule gestützt wird. Große gewaltige Platten, sind von dieser überhängenden Klippe herabgestürzt, und unter derselben weggehend, blickt man mit Besorgniß über sich, ob nicht ein neues Stück herabstürzt, eine Gefahr, die man, dem Flußufer sich nahe haltend, besser vermeidet. Unweit dieses Felsens ist eine einem Kamin gleichende Vertiefung im Felsen, neben der ein Quell von der Wand herabträufelt und eine Ceder ihre gewaltigen Aeste weit herabstreckt, so daß man an derselben hinaufklimmend, den oberen Rand der Schlucht beinahe erreichen könnte. An dieser Stelle verursacht das Echo der weiter unten liegenden Fälle ein wunderbares Geräusch, als ob gewaltige Fluthen hoch aus den Wolken langsam sich herabergössen. —

Etwas weiter hin findet man eine seltsame Unterbrechung der Strata, in Aussehen, Größe und Form einem alten Kiefernstamm gleichend, der mit den Wurzeln nach oben gekehrt liegt und unter einem ziemlich steilen Winkel durch dreißig bis vierzig Strata fortläuft. Unmittelbar oberhalb und unterhalb, gleichwie in der ganzen übrigen Wand sind die Strata horizontal. Es ist schwer zu bestimmen, ob dieses geologische Phänomen eine Versteinerung ist, oder ob dasselbe in irgend einer Zufälligkeit seinen Ursprung hat.

Wir kommen nun an eine Stelle, wo man den Proceß, durch welchen dieses gewaltige Thal ausgehöhlt worden ist, deutlich beobachten kann, in der That sehen wir denselben sich täglich wiederholen. Die Curven, die das Wasser ausgehöhlt hat, sind so regelmäßig, als seien sie mit dem Cirkel gezogen. Eine dieser Aushöhlungen ist das Felsenherz benannt, und dicht daneben, dasselbe fast berührend, ist ein kreisförmiges Loch, von Einigen der Potaschenkessel, von Andern Jacobsbrunnen benannt, etwa fünf bis sechs Fuß tief und drei oder vier Fuß im Durchmesser. Gewöhnlich ist dasselbe halb voll von Steinen verschiedener Größe und in mannigfaltigen Formen abgerundet. Andere ähnliche Löcher verschiedener Größe existiren in verschiedenen anderen Stellen, von der Größe eines Glases bis zu einer gewaltigen Höhle. Man setzt nun voraus, daß in einer der die Strata durchlaufenden Ritze ein Kiesel, Stückchen Granit oder andere Substanz, härter als Kalkstein, von der Strömung des Wassers im Kreise umhergetrieben, eine kleine runde Höhlung gerieben habe; in diese sind dann allmählich andere größere Steine gespült worden, bis zuletzt ganze Fragmente von Felsen die Höhlung immer mehr erweiterten und endlich mehrere zusammen vereinigend ein neues tieferes Strombette bildeten. Außerdem wurden die Seiten des Gesteines alljährlich bis zu einer gewissen Tiefe vom Wasser durchdrungen, das im Winter frierend das Gestein mürbe machte, losbröckelte und so endlich die jetzt so gewaltige Schlucht erzeugte. Die Oeffnung derselben ist an der weitesten Stelle etwa neunhundert bis tausend Fuß weit. Nimmt man nun an, daß alljährlich ein Zoll von der Seitenwand abgespült wurde, so stellt sich heraus, daß zur Bildung des Ganzen zwischen fünf und sechstausend Jahre erforderlich waren, ein Zeitraum der ziemlich allgemein als verflossen angenommen wird, seit die gegenwärtige Erdoberfläche sich aus ihrer früheren Form bildete.

Bei den Felsenhängen endet gewöhnlich der Spaziergang, denn von hier an ist es ziemlich schwierig, weiter vorzudringen, scheut man jedoch ein kaltes Bad nicht, oder wird von großer Liebe für das Forellenfischen getrieben, wozu hier ein geeigneter Platz ist, so kann man den Weg noch zwei Meilen weiter in der Schlucht fortsetzen, bis wo ein anderer breiter Fall die Reihe schließt, und weiterhin der Fluß sich ruhig zwischen bewaldeten Hügeln hinzieht, an deren Fuß ein Dörfchen (Prospect village) liegt und viele Sägemühlen die Riesen des Waldes in Planken, Fässer, Eimer und andere Gegenstände umwandeln.

In geologischer Ordnung gehören nach Prof. Eaton und Prof. Renwicks Aussprache, die Felsen der Trenton-Fälle den Uebergangsgebirgen an, die ersten, welche Spuren von fossilischen Ueberresten zeigen. Die tiefsten Schichten der Schlucht bestehen aus festem, hartem und sprödem Kalkstein von dunkelblauer Farbe, der nur dann zum Kalkbrennen tauglich ist, wenn er vor dem Proceß des Brennens in sehr kleine Stücken zerschlagen wird. Einige Strata enthalten etwas Kieselerde und geben am Stahl Funken. Am hohen Fall und am Felsenherzen sind die oberen Strata von einem Fuß bis zu achtzehn Zoll dick, und enthalten crystallisirte Fragmente von Crinoidäen und Terebratuläen, welche das Gestein vorzüglich zum Kalkbrennen geeignet machen. Zuweilen findet sich ein solches Stratum hundert Fuß unterhalb der Oberfläche, und in der Nähe des ersten Vorsprunges befindet sich ein derartiges sehr dickes Stratum, dessen obere Hälfte aus dem früher erwähnten dunkelblauen Kalkstein besteht, ohne daß man eine Spalte oder sonstige Abtheilung dazwischen bemerken kann. — Im Allgemeinen liegen

alle Strata horizontal und ihre Dicke variirt von einem Zoll bis zu ein und einem halben Fuß. In der Nähe von Boons Brücke, am oberen Ende der Schlucht, senken sich dieselben um etwa fünfzehn oder zwanzig Grade gegen Süden. In der Nähe der hohen Fälle befindet sich an einer Stelle eine sehr unregelmäßige Masse, und in derselben liegt eine wunderliche Sorte halbkreisförmiger Strata von der gewöhnlichen Dicke.

Die Fugen zwischen sämmtlichen Strata sind sehr deutlich ausgeprägt, da dieselben mit einer steinernen Substanz ausgefüllt sind, welche der Luft und Feuchtigkeit ausgesetzt, vermodert und morsch wird, an frisch gesprengtem Felsen jedoch ist es schwerer, diese Fugen zu unterscheiden.

Vom Gipfel bis auf den Boden des Abgrundes erstrecken sich an mehreren Stellen in vollkommen gerader Linie durch die ganze Masse laufende und den Fluß durchschneidende senkrechte Ritzen oder Spalten. Diese Spalten theilen die Straten in rhomboidische Tafeln, zwischen welchen sich zuweilen, wie früher bereits erwähnt, Kiesel festsetzen, die Spalte allmählig erweitern und zuletzt die Tafeln lossprengen, die dann von den Fluthen weiter getragen werden. Einige dieser Spalten erstrecken sich durch die gesammte Masse des Felsens und nehmen in der Tiefe an Weite zu. Diese sind meist mit Kalkspath gefüllt von 0,1 Zoll bis 2 Zoll dick und in der Mitte des Kalkspathes befindet sich gewöhnlich eine dunkele Linie, welche zeigt, daß die Cristallisation von beiden Seiten ausgebildet worden ist. Zuweilen kommen auch horizontale Schichten von Kalkspath vor, und in Folge dessen durchschneiden sich an manchen Orten zwei Schichten von Kalkspath, ob jedoch diese horizontalen Schichten sich durch die ganze Masse erstrecken, läßt sich schwer bestimmen.

Die Felsen enthalten eine große Menge von Versteinerungen von Fossilien. Diese werden manchmal von den oben erwähnten Spalten durchschnitten und deshalb können dieselben erst nach der Versteinerung des Thieres, und in der That erst, nachdem die ganze Masse vollkommen gebildet war, entstanden sein.

Da in allen Theilen der Welt in gleichen Felsen die gleichen fossilischen Versteinerungen gefunden werden, so ist es überflüssig, ein Register derselben hier beizufügen, doch sind besonders einige in Hrn. Moore's Sammlung befindliche schöne Exemplare von großen Trilobiten merkwürdig, da dieselben sehr schwer aus dem Gestein bloszulegen sind, und so viel mir bekannt geworden, weder in Europa noch Amerika bis jetzt ein vollkommnes Exemplar davon erlangt worden ist. — Dr. Dekay in New York hat dieselben zuerst beschrieben und mit dem Namen Isotelas Gigas bezeichnet.

Von der Alhambra, wo gewöhnlich der Spaziergang ein Ende hat, nach dem Hotel zurückkehrend, nimmt man gewöhnlich den Weg durch den Wald und etwas zur Linken abbiegend, gelangt man auf ein vorspringendes Plateau, Carmichaels point benannt, von wo man noch einen letzten Blick auf die hohen Fälle hat. Im Hotel angelangt, bringt man gewöhnlich einen vortrefflichen Appetit mit sich, um dem Küchendepartement des Herrn Moore volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Herr Moore ist just der Mann, um diesem lieblichen Boudoir der Natur vorzustehen. Er ist in der That stolz auf den Besitz seiner Fälle, und unabläßig bemüht, dieselben dem Publicum bequemer zugänglich zu machen. — Das Hotel ist geräumig und in vortrefflichem Stand gehalten. Die Mahlzeiten sind auf solche Stunden verlegt, daß der Reisende die jeden Tag mehrmals gehenden Eisenbahnzüge bequem benutzen kann, und außerdem werden auf besonderes Verlangen noch Privat-Diners bereitet.

Bei meinem ersten Besuche lag ich gegen Mitternacht noch auf meinem Bett und beobachtete durch das Fenster die Mondesstrahlen, deren Licht durch die von leisem Winde bewegten Zweige des Waldes fallend, auf dem Grase spielte, als plötzlich in das dumpfe Rauschen des Wassers sich wunderbare, fast überirdische Töne einer seltsamen Melodie mischten. In weicher voller Harmonie schmolz sanft und träumerisch eine Note in die Andere, als ob Jemand, sich selbst unbewußt, eine ihn innerlich erfüllende sanfte Melancholie aushauche. An diesem Orte zu solcher Stunde und nicht wissend, welches Instrument derartige Töne hervorbringe, war ich nicht wenig erstaunt, doch ehe ich mich entschließen konnte, mich nach dem unbekannten Musiker umzuschauen, hatte ich mich schon im Reich der Träume verloren. Am nächsten Morgen beim Frühstück erfuhr ich, daß unser Wirth des Abends, wenn alle Gäste zu Bett gegangen, sich eine Mußestunde stiehlt, um auf der schönen Orgel, die er besitzt, mit so bewundernswerther Geschicklichkeit zu spielen. Dies ist jedoch nur ein Fach, in dem Herr Moore Meister genannt werden kann, und dieselben Finger, welche in solch poetischen Träumereien über die Tasten der schönen Orgel gleiten und die Zoophyten und Triboliten aus dem Gestein herauslösen, denn auch Mineralogist ist unser Wirth, sind täglich beschäftigt, Pasteten und Bäckereien, würdig eines Heliogobulus, zu bereiten. In der That, erhielten alle Menschen ihre Stellung nach Maßgabe ihrer Begabtheit in ebenso richtigem Verhältniß, wie in Herrn Moore's Pasteten die verschiedenen Ingredienzien, so würde dieser wohl kaum je das Handwerk eines Pastetenbäckers erlernt haben.

Nachdem Herr Moore früher zur See ge-

gangen und unter anderen eine Reise nach China unternommen hatte, kam er vor etwa zwanzig Jahren hierher, um die Fälle, von denen er so viel gehört, zu sehen. Auf den schlüpfrigen Felsen ausgleitend und sich beschädigend, war er genöthigt, längere Zeit im Bett zuzubringen. Die gütige Pflege, die er genoß, verursachte eine plötzliche Zuneigung zu einer Felsenboden. Zu solcher Zeit sieht man viel mehr von den Felsen und kann die zerstörenden Einflüsse des Wassers auf dieselben beobachten. Eine zahlreiche Gesellschaft kann dann hier beieinander sitzen und ausruhen, plaudern oder umherwandeln, und es ist für eine solche die Zeit des niedrigen Wasserstandes zum Besuch der Fälle am Besten geeignet. — Zu anderen



Schlucht oberhalb der Alhambra.

von Herrn Sherman's Töchtern, nach kurzer Abwesenheit kehrte er zurück, heirathete seine freundliche Pflegerin und ist jetzt der Eigenthümer und Wirth dieses lieblichen Aufenthaltes.

Wie sich leicht vorstellen läßt, bieten in den verschiedenen Jahreszeiten die Fälle einen verschiedenen Anblick. Die Conturen des Abgrundes bleiben dieselben, allein der Charakter und der Eindruck, den die Gegend macht, ändern sich. Ist das Wasser niedrig, so ist der Weg geräumiger, angenehmer und weniger beschwerlich. In der Alhambra können fünfzig Personen nebeneinander wandeln und Hunderte finden Raum auf dem geräumigen ebenen Zeiten, wenn das Wasser so hoch ist, daß kaum ein schmaler Streifen Felsen über demselben sichtbar bleibt, ist der Eindruck des Ganzen bei weitem imposanter, es ist in der That ein gänzlich verschiedenes Bild und deshalb ist es wünschenswerth, die Gegend zu verschiedenen Perioden und unter verschiedenen Umständen zu sehen. Wenige Tage Regen genügen, um den Fluß bedeutend anzuschwellen, und in der Nähe der Fälle gleicht dann der Wasserstand einem Regenschauer, dem der Besucher schnell zu entrinnen sucht. Die Stromschnellen sind zu solchen Zeiten am interessantesten.

Im Winter ist ein Besuch der Fälle beschwerlich und gefährlich. Der Pfad ist schlüpfrig oder vom Schnee bedeckt; Stahlspitzen an den Schuhen und große körperliche Anstrengungen sind dann erforderlich, den Weg zurückzulegen. Auf der anderen Seite ist zu solcher Jahreszeit der Anblick ein überaus schöner. Von den überhängenden Felsen bis hinab auf den schmalen Pfad bilden gewaltige Eiszapfen große, durchsichtige Säulen. Eiswände und Berge von malerischen rauhen Formen bilden sich in der Nähe der Hauptfälle, und die Bäume und Sträucher blitzen wie mit Diamanten besäet. —

Eben so lohnend ist ein Besuch der Fälle beim Mondlicht. An gewissen Tagen erscheint der Mond zwischen zehn und elf Uhr über den Gipfeln der Bäume und beleuchtet den schmalen Pfad. Man steigt dann in der That in Pluto's unterirdische Regionen hinab, man glaubt kaum mehr der oberen Welt anzugehören, von der man für immer Abschied genommen zu haben meint. Gleich einem Gespenst wandelt man durch Gräber, durch Katakomben alter Zeiten. Man findet sich in einer Geisterwelt, in der Alles sich in tiefe, dunkele Schatten verliert, und von Grauen erfaßt, hält man seine Schritte an. Endlich steigt die röthliche Scheibe des Mondes empor, breitet über Alles ein mildes, sanftes Licht und glitzert auf den flüchtigen Wellen, ihre Ränder mit silbernem Saume umgebend; ein so gewaltiger Contrast, als jener erhabene Augenblick der Schöpfung, wo das Firmament und die Gewässer der Tiefe, Licht und Dunkel durch göttliches Gebot von einander getrennt wurden.

Am Tage ist, wie schon vorher erwähnt, der späte Nachmittag die geeignetste Zeit für den Besuch, wenn die Wände zur Linken ihren Schatten über das Thal werfen. Ein großer Reichthum von Blumen an den Abhängen bietet gleichfalls dem Botaniker ein angenehmes Feld. —

Früher waren Forellen außerordentlich zahlreich im Fluß, jetzt sind dieselben seltener geworden. Aale sind jedoch besonders im Frühjahr noch ziemlich häufig, oft bis vier Pfund wiegend und würdig auf dem Tische eines vollendeten Epikuräers zu stehen. Wildpret ist gleichfalls selten geworden, und Rebhühner, Schnepfen, Wildenten oder Hirsche kommen nur gelegentlich vor, allein auf der andern Seite gibt es auch keine giftigen Schlangen.

Eine Solfatara in Ungarn.

Mitgetheilt von

Dr. Jacob Nöggerath.

Solfatara nennt man eine Oertlichkeit, an welcher sich noch die Endthätigkeiten einer eigentlich vulcanischen Eruption, in der Entwickelung von heißen Wasserdämpfen in Verbindung von Schwefelwasserstoffgas äußern, durch welches wirklicher Schwefel gebildet und in den von den Dämpfen durchzogenen oder berührten Gesteinen abgesetzt wird. Gewöhnlich finden wir diese Erscheinung in dem Krater eines Vulcans, welcher schon seit Jahrhunderten keine eigentlichen Eruptionen mehr zeigt, oder gar bei Vulcanen, deren eruptive Thätigkeit geschichtlich nicht einmal mehr bekannt ist. Die Benennung Solfatara ist wohl zuerst für eine derartige ausgezeichnete Erscheinung bei Puzzuoli in den phlegräischen Gefilden Italiens gebraucht worden, und von dorther fand sie für die Phänomene gleicher Art, sie mögen vorkommen, wo sie wollen, die allgemeinste Anwendung.

Die Solfatara bei Puzzuoli hat eine ausgezeichnete und umfangreiche Kraterform, und dieser beträchtlichen Einsenkung entsteigen noch wirklich heiße Wasserdämpfe mit Schwefelwasserstoffgas, welche nach den erst im Jahre 1855 von dem Astronomen J. F. Julius Schmidt vorgenommenen Untersuchungen, eine Temperatur von 50 bis 72° C. besitzen. Schwefel und Schwefelsäure werden fortwährend dadurch abgesetzt, und das trachytische Gestein, aus welchem vorzugsweise der Krater mit seinen vielen Höhlen gebildet ist, erleidet dadurch eine eigenthümliche Zersetzung und Veränderung, verwandelt sich zum Theil in Alaunstein und liefert einer Alaunfabrik das benöthigte Material. Und dennoch ist es zweifelhaft, ob die eigentliche eruptive Thätigkeit der italienischen Solfatara, deren Nachwirkung wir noch in der beschriebenen Weise vor unsern Augen sehen, nicht älter ist, als irgend darüber historische Aufzeichnungen vorhanden sind. Strabo, Cornelius Severus und Petronius Arbiter geben zwar Kunde von der Solfatara, aber es ist unsicher, ob die Anführungen dieser Schriftsteller sich nicht vielmehr auf einen Zustand der Solfatara beziehen, wie wir ihn noch kennen, als auf wirkliche vulcanische Ausbrüche. Traditionen

reden übrigens doch von vulcanischen Eruptionen der Solfatara im Jahr 1198; über ihre Art und Größe ist aber Näheres nicht bekannt. Ueberhaupt ist es nicht ohne Beispiel, daß Vulcane, welche sehr lange Zeitfristen hindurch sich in dem Zustande einer Solfatara befanden, von Neuem wieder zu heftigen eruptiven Kraftäußerungen übergegangen sind. Die ausgezeichnete Solfatara, der alte Vulcan Qualibon auf der Insel Santa Lucia, in den kleinen Antillen, bildet fortdauernd Schwefel durch die Abscheidung der aus den Spalten des Kraters emporsteigenden glühend heißen Dämpfe. In weitem Umfange ist der Schwefelgeruch verbreitet. Vordem wurden hier jährlich mehrere Fahrzeuge für Amerika mit Schwefel befrachtet. Auf dem Boden dieser Solfatara sind viele Becken und kleine Seen, deren Wasser fortwährend kocht und Blasen einige Fuß hoch wirft. Im Jahre 1766 soll diese Solfatara einen Ausbruch gehabt haben. Auf dem schwefelreichen Java lassen sich mehrere mehr oder weniger ausgezeichnete Solfataren nachweisen, welche nach langen Ruhezeiten wieder zu eigentlichen vulcanischen Eruptionen übergegangen sind.

Ungarn, dasjenige Land, welches durch die große Verbreitung altvulcanischer Gebilde, namentlich der Trachytgebirge, in Europa besonders ausgezeichnet ist, besitzt ebenfalls eine Solfatara, welche bereits seit einigen Jahren als eine solche erkannt ist. Aber auf wissenschaftlichem Gebiete war es nicht bekannt geworden, daß in derselben noch gegenwärtig eine höhere Temperatur besteht. Man hatte diese Solfatara als eine völlig erloschene angesehen. Ich habe die Thatsache der hier noch vorhandenen höhern Temperatur des Gesteines zuerst bei der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte in Wien vom Jahre 1856 öffentlich zur Sprache bringen können. Folgendes sind die wesentlichsten Resultate meiner Untersuchung dieser interessanten Localität, welche ich gerade vor jener Versammlung besucht hatte.

Diese Solfatara ist nämlich das Schwefelbergwerk von Kalinka unweit Végles bei Altsohl, welches in den letzten Decennien für den Mineralogen eine hervorragende wissenschaftliche Bedeutung erhalten hatte, vorzüglich durch die Auffindung einer bis dahin unbekannt gewesenen Mineral-Species, des doppelten Schwefel-Mangans, welches von Haidinger beschrieben und mit dem Namen Hauerit belegt worden ist. Derselbe Forscher sprach es zuerst aus, daß dieses Schwefelbergwerk eine Solfatara sein dürfte.

Das Werk von Kalinka, seit etwa 13 Jahren zur Schwefelgewinnung aufgeschlossen, liegt etwa eine halbe Stunde vom Dorfe dieses Namens entfernt, in einem engen Bergkessel, welcher nach seinen Höhen von Trachytbergen umschlossen wird. Der Kessel ist ziemlich regelmäßig elliptisch, und nur von der nördlichen Seite hat er seinen Zugang durch eine enge Bergschlucht.

In dieser Gebirgsmulde, sowohl unter ihrer Oberfläche, ihrer Sohle im eigentlichsten Sinne, als auch unter ihren aufsteigenden Wänden, wird der Bergbau auf Schwefel betrieben. Durch mehrere Stollen, Schachte, einen selbst bis zu einer Tiefe von fünfunddreißig Lachtern, Oertern oder Querschlägen und Uebersichbrechen, ist das Wand- und Sohlengebirge dieses Kessels aufgeschlossen. Man hat die reichen mit Schwefel imprägnirten Gesteinsmassen aufgesucht und auch einige Male bedeutende Schwefelmassen, welche Spalten erfüllten, aufgeschlossen und abgebaut. Eine dieser Schwefelmassen lieferte an hundert Centner reinen Schwefel. Im Ganzen ist das Schwefelbergwerk aber nicht reich zu nennen; im letzten Jahre wurden nur 525 Centner Schwefel hüttenmännisch aus demselben erzeugt.

Die in den bergmännischen Arbeiten vorkommenden Gesteine stellen sich als ein zersetztes, theilweise umgeänderten Trachyt-Conglomerat dar, welches die erlittene starke Einwirkung durch die heißen Wasserdämpfe in Verbindung mit Schwefelwasserstoffgas nicht allein an sich selbst, sondern auch durch die begleitenden neu gebildeten Producte, Schwefel, Gyps, poröse quarzige Massen, Hauerit u. s. w. zu erkennen gibt. Die detaillirten mineralogischen Untersuchungen, welche sich für die gegenwärtige kurze Notiz nicht eignen, geben für diese Genesis die unverkennbarsten Beweise ab. Zu dieser kommt aber noch der Umstand, daß in gewissen Stellen in dem Gesteine dieses Schwefelbergwerks eine bedeutend hohe Temperatur noch gegenwärtig vorhanden ist. Gemeinschaftlich mit dem Herrn Bergrath und Professor von Pettko aus Schemnitz, welcher die Güte hatte, mich auf meiner Reise zu begleiten, habe ich mich hiervon überzeugt. Uebrigens war dieses interessante Verhältniß auch schon meinem langjährigen Freunde, dem Herrn Ministerialrath von Russegger in Schemnitz, unter dessen Oberleitung Kalinka steht, nicht unbekannt geblieben.

In einem sogenannten Ueberbrechen, welches von der einen Seite (Ulme) eines Stollens angesetzt und nur wenige Lachter in die Höhe getrieben ist, zeigte sich die erhöhte Temperatur an zwei, nur wenige Lachter von einander entfernten Stellen, und zwar bloß örtlich von dem Gestein ausgehend. Man muß sich demselben ziemlich nähern, um den Eindruck, welcher dadurch auf das Gesicht und das Gefühl gemacht wird, am deutlichsten und stärksten zu empfinden. Es hält schwer, ohne Thermometer Temperaturen einigermaßen richtig zu

schätzen, und mit einem solchen waren wir nicht versehen. Aber beide glaubten wir, die an jenen Stellen empfundenen Temperaturen nicht zu überschätzen, wenn wir die der einen zu circa 20° R. und die der andern zu circa 40° R. annahmen. Dabei war die Grubenluft (die Wetter) gut, nicht einmal sauerstoffarm oder matt, wie der Bergmann sagt, denn die Grubenlampen brannten hell und das Athmen war nicht mehr beschwert, als es bei einer etwas dünnen Luft zu geschehen pflegt. Die Arbeit an den heißen Stellen hatte verlassen werden müssen, da die Bergleute die ausströmende Hitze nicht auszuhalten vermochten. Die geschilderten Verhältnisse machen es wahrscheinlich, daß heiße Wasserdämpfe, welche das Gestein durchziehen oder durch Spalten emporbringen, die Ursache der hohen Temperatur sind.

Diese heißen Stellen liegen höher als die verschiedenen Stollen, es gehen daher die bergmännischen Arbeiten in dem Werke, namentlich der Schacht von 35 Lachter Tiefe, tiefer nieder als dieselben.

Es ist mir nicht bekannt geworden, daß sich in letzteren hohe Temperaturen gezeigt haben; der aufgegangenen Wasser wegen, konnte ich den Schacht nicht selbst befahren. Es liegt derselbe ziemlich entfernt von den angeführten heißen Punkten, und es können leicht an einer Stelle des Kessels spaltenartige Verbindungen mit dem Innern der Erde vorhanden sein, die an einem andern Punkte gänzlich fehlen, und daher dort eine hohe Temperatur zeigen, welche hier nicht vorhanden ist. Unmittelbar unter den heißen Stellen sind bisher keine bergbaulichen Arbeiten getrieben worden.

Genaue und fortgesetzte Temperatur-Beobachtungen mit Thermometern, welche in Bohrlöchern in das Gestein zu setzen wären, würden noch zu wünschen sein; auch wäre es wichtig, unter den heißen Stellen von dem Stollen aus eine bergmännische Untersuchung vorzunehmen. Es ist zu erwarten, daß dieses geschehen wird, um die Thatsachen noch genauer festzustellen.

Daß chemische Actionen, etwa Schwefelkies-Zersetzungen die Temperatur-Erhöhung veranlassen, ist nicht wahrscheinlich. An den heißen Stellen habe ich gar keinen Schwefelkies im Gesteine bemerkt, welcher anderwärts wohl in demselben, aber auch nur äußerst sparsam und in ganz kleinen Krystallen vorkömmt. Die vielen warmen und heißen Quellen, welche sich in Niederungen aus dem Trachyt-Gebiete an die Oberfläche ergießen, scheinen vielmehr auf einen causalen Zusammenhang mit den Phänomenen von Kalinka hinzudeuten. In jener Beziehung sind die Badequellen von Scliacs besonders merkwürdig. Sie strömen massenhaft aus weiten und tief niedersetzenden Schlünden hervor, über welchen die Badehäuser erbauet sind. Unter diesen sind zwei durch eine schmale Gebirgswand getrennte, mit Thermalwasser erfüllte große natürliche Schachte vorhanden, in welchen das Senkblei in dem einen in 150 Metern Tiefe und in dem andern in 34 Metern Tiefe erst Widerstand gefunden hat. Herr Ministerialrath von Russegger hatte die Güte, mir ein genaues Profil dieser interessanten Verhältnisse zu zeigen, welches er hatte aufnehmen lassen.

Ob Kalinka ein eigentlicher Vulcan gewesen sei, ein solcher, der Lava-Ergüsse gehabt hat, möchte man bezweifeln, denn geflossene wahre Lava findet sich nicht an der Oberfläche. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß die Trachytberge sich bloß geöffnet und eine Verbindung mit dem Erdinnern bewirkt haben, aus welchem heiße Dämpfe und Gase hervorbrachen, wovon wir die schwächeren Exhalationen noch vor unsern Augen sehen. Eine Solfatara, und zwar eine noch nicht ganz erloschene, ist daher dieses Schwefelbergwerk jedenfalls mit vollem Rechte zu nennen.

Ueber

Perlen und ihre Entstehung.

Von Theodor v. Heßling.

„Perlen bedeuten Thränen!“ Doch sie bedeuten es nur im Traume! Und „diese Bedeutung ist träumerischer als der Traum,“ sagt Claudia Galotti zu ihrer Emilie.

Perlen bedeuten aber auch Schönheit! Schönheit des Körpers wie der Seele, Weisheit, Tugend! Schmückten nicht die Alten die Statuen ihrer Aphrodite mit den herrlichsten Perlen des Morgenlandes, und steht nicht geschrieben: „Wem ein tugendsames Weib bescheeret ist, die ist viel edler, denn die köstlichste der Perlen?“

Unter dem Schutze dieser Symbole wage ich es, die Aufmerksamkeit des Lesers meinem gewählten Thema für einige Augenblicke zuzuwenden.

Durch den bescheidenen Glanz, die anspruchslose Schönheit, sanfte weiße Farbe und regel-

mäßige Rundung hat die Perle zu allen Zeiten die Völker, besonders die Orientalen, gefesselt, selbst in einem höhern Grade, als das blendende Feuer des Diamanten und die prächtige Röthe der Koralle. Wie durch geheime Sympathie wurde sie der Lieblingsschmuck in den despotischen Reichen.

Weit zurück im grauen Dunkel vorhistorischer Zeiten, als Sidon und Tyrus in üppigster Blüthe sich entfalteten, wird sie bereits genannt in dem zwischen Vorderasien und Indien bestehenden Verkehre, einem Verkehre, welchen aufgefundene Sanskritnamen von Waaren im alten Griechischen und Hebräischen nur mehr ahnen lassen. Phönizisch- (arabisch-) indische, phönizisch-babylonische und armenisch-caucasische Handelsverbindungen zu Wasser und Land brachten aus fernem Osten diese „der Milch und dem Schnee ähnelnden Seegewächse“ neben vielen andern Schätzen, wie edlen Metallen und Steinen, Elfenbein, Wohlgerüchen und Spezereien, von welchen uns Meldung geben die heiligen Sänger des alten Bundes und die spärlichen griechischen voralexandrinischen Berichte eines Scylax von Caryanda, des ersten griechischen Reisenden in Indien unter Darius, des Hekatäos von Milet, Herodot's des Vaters der Geschichte, und des unzuverlässigen Arztes Ktesias am Hofe Artaxerxes'.

„Blei, das Monopol des damaligen phönizischen Handels, wurde in Vorderindien eingetauscht gegen Perlen und Edelsteine“ erzählt der emsig sammelnde Plinius.

Die vom Hochgefühle ihres Reichthums berauschten Babylonier, verweichlichten Perser, üppigen Meder und übrigen Völker des vordern Asiens wogen von jeher Perlen mit ungeheuren Mengen Goldes auf, wie Androsthenes und Chares, die Kampfgenossen Alexander's auf seinem indischen Feldzuge uns bezeugen.

Gleiches gilt von Indien. Innig verknüpft mit den ältesten Traditionen seiner Geschichte sind Perlen und ihre Fischereien. Herakles, d. i. Vischnu, hat sie im indischen Meere aufgefunden, um seine Tochter Pandäa damit zu zieren. Keine indische Gottheit ohne diesen Schmuck, kein episches Gedicht ohne dieses Sinnbild des Reinen und Keuschen! Manu empfiehlt in seinen Gesetzen die Perlen neben Corallen und gewebten Zeugen den Vaisyas als die besten Handelsartikel; in Walmiki's Ramayana sind bei einem großen Heereszuge Goldschmiede, Elfenbein- und Krystallarbeiter, Juweliere und Perlenbohrer genannt. Das Mahabharata spricht von „unzähligen Schiffen, mit Perlen beladen, von Schiffen, die in den Wellen dem Sturme trotzen, oder, mit Edelsteinen angefüllt, mit ihrer reichen Ladung am Meeresstrande zerschellen.“ Farbige Gewänder mit Perlen gestickt trugen altindische Frauen, ihre Arm- und Knöchelspangen, aus Gold, Schildpatt oder Elfenbein, waren mit Perlen und Juwelen besetzt; vom Haare, mit weithin duftenden Oelen gesalbt, wallte eine lange Flechte, mit Perlen, Edelsteinen und Blumengewinden durchschmückt, die Schulter herab, während Jungfrauen dasselbe in einen Knoten auf der Stirn zusammenbanden.

Aus den westlichen Theilen des Reiches holten in urältester Zeit Chinesen Perlen als Amulete gegen das Feuer, als Gegenstände des Putzes wie des Tributes: so erwähnen das mehr als tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung verfaßte Wörterbuch Url-ja und in spätern Jahrhunderten die Jahrbücher der alten Dynastien von Han.

Ist auch in dem nur unvollständig vorhandenen hebräischen Sprachschatze das die Perlen bezeichnende Wort verloren gegangen, so waren sie gleichwohl den Juden wohl bekannt. Ihre Handelsverbindungen mit blühenden Nachbarvölkern, ihre im alten Testamente vielfach beklagte Ueppigkeit, ihr ausschweifender Luxus mit andern aus gleichem Mutterlande stammenden und von den Propheten genau geschilderten Kostbarkeiten thun es auf's klarste kund: zu schweigen von den spätern griechischen Berichten, besonders des apostolischen Zeitalters.

Werfen wir daher, den Schilderungen des Talmuds folgend, einen unbelauschten Blick in das Putzgemach einer schönen und reichen Bewohnerin Palästinas, zur Zeit des üppigsten Luxus im hebräischen Staate: vom prachtliebenden Salomo an bis herab zur Zerstörung Jerusalems, und vergegenwärtigen wir uns jenen wichtigen Augenblick im weiblichen Leben, wann die entzückte Geliebte dem Trauten ihres Herzens zu ewiger Verbindung entgegeneilt: so sehen wir sie geschmückt mit Indiens herrlichsten Erzeugnissen. Wir sehen sie eingehüllt in die zartesten Stoffe aus kostbarem Linnen, Wolle oder serbischer Seide, angethan mit prachtvollen Obergewändern, von Künstlerhand durchwebt mit Gold und violettem Purpur nach allegorischer Zeichnung. — wir finden sie im blendenden Schmucke reinen Goldes und Silbers und in funkelnden Geschmeiden aus Korallen und Juwelen, umstrahlt vom reinsten Glanze prächtiger Perlenschnüre, umduftet von den würzigsten Specereien arabischen Himmels. In hehrer Schönheit prangt die Braut mit dem künstlich geschlungenen goldnen Gürtel, — nur lösbar von des Bräutigams Hand in geweihter Stunde, — und in herabfließendem, Gesicht wie Brust bedeckenden, florartigem Schleier, der gehalten ist vom goldenen, mit Perlen gefaßten Stirnschmucke.

Weit jünger ist der Gebrauch der Perlen im Abendlande.

Möglicherweise befanden sie sich unter den Waaren, welche schon das älteste Italien

aus dem Osten erhielt. Wahrscheinlich wanderten sie zu den Hellenen in der Zeit ihrer höchsten staatlichen Entwickelung: nach den glänzenden Perserſiegen, welche Indiens und Arabiens Reichthum erschlossen. Sicher jedoch, als Gegenstand des Luxus gelangten sie aus ihrer Heimath nach Italiens Fluren, seitdem römische Adler in Afrika und Asien siegreich wehten. Zuerst werden in Rom Perlen genannt, während des jugurthischen Krieges im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt. — Eine noch ergiebigere Quelle floß nach des Pompejus glücklichen Kämpfen. Diese führten sie neben andern Schätzen des Morgenlandes von den pontischen Gestaden der römischen Mode zu. Pompejus fand in des Königs Mithridates VI. Daktyliotheken einen unermeßlichen Vorrath von Perlen, von welchem man im Westen vorher keine Ahnung hatte. Aus dieser Fülle erhielt der capitolinische Jupiter als Weihgeschenke neben unzähligen andern Kostbarkeiten ein ganzes Museum von Perlen, das Brustbild des Siegers aus Perlen und dreiunddreißig Kronen aus Perlen.

Ihren höchsten Grad erreichte die Sucht nach Perlen seit der Eroberung Aegyptens durch römische Waffen.

In Alexandria, schon unter den Ptolemäern dem Vereinigungspunkte des Handels (der vorzüglichsten Völker) der alten Welt, wo durch den Zusammenfluß unzähliger Waaren eine grenzenlose Pracht sich entfaltete, war beim männlichen wie weiblichen Geschlechte der Hals- und Armschmuck aus schön gereihten Perlen zum herrschenden Bedürfnisse geworden und den höchsten irdischen Gütern an die Seite gestellt. Durch die Besitznahme dieser stolzen Alexanderstadt eröffneten sich den in Ueberfluß schlemmenden Römern alle die Schwelgerei und Putzsucht fördernden Producte afrikanischer und asiatischer Länder. Die Ueppigkeit von Tyrus, die Prunkliebe von Babylon, der Aufwand eines Xerxes, die Schätze eines Crösus waren damals und in der spätern Periode der Kaiser in Rom vereinigt, wie uns ein Augenzeuge, der geistreiche Philo, Abgesandter alexandrinischer Juden an den Kaiser Claudius, schildert.

„Die Betten" — sind seine Worte, — „worauf die Römer sich bei den Mahlzeiten lagern, sind mit Schildkrötschalen, Elfenbein und andern Kostbarkeiten ausgeschmückt, sie glänzen von Gold und von Perlen. Purpurne Decken mit Gold und Perlen durchwirkt und mit den buntfarbigsten Figuren und Blumen kunstreich verziert, prangen auf ihnen." — In diese Perioden des ausschweifendsten Luxus mit all' seinen Lastern fällt auch die namenlose Vergeudung mit Perlen. —

Das von Julius Cäsar erlassene, aber wenig gehaltene Gebot, welches nur fünfundfunfzigjährigen Matronen an gewissen feierlichen Tagen den Gebrauch der Sänfte, der Purpurgewänder und der Perlen gestattet; das Sittengemälde Roms, welches uns Dichter damaliger Zeiten wie Horaz, Tibull, Properz und Martial als den reinsten Spiegel asiatischer Verweichlichung entwerfen, — nicht minder die genaue Bezeichnung der verschiedensten Arten von Perlenschmuck nach ihrem Werthe in den römischen Gesetzbüchern — den Fragmenten des Aquilius und Ulpian — dies Alles sind hinreichende Zeugen der enormen Geltung und des großartigsten Verbrauches von Perlen. Die wohlwollenden Warnungsrufe des strengen Sittenrichters Seneca, des an alten Sitten haltenden Plinius, in spätern Zeiten des frommen, bis zur Seltsamkeit gelehrten Tertullian's, des beharrlich arbeitsamen, eifernden Hieronymus; sie vermochten alle nicht, Einhalt zu thun dieser Perlenmanie!

Vergegenwärtigen wir uns ein Bild der Entfaltung solcher Perlenpracht beim schönen Geschlechte Roms, ein Bild, welches immerhin vielem Wechsel unterworfen, je nach der Mode, Verschiedenheit des Standes, Wohlhabenheit des Mannes und vor Allem nach der Laune des weiblichen Herzens!

Die goldgelben, bis ins Feuerrothe schimmernden Haare — eine von den besiegten deutschen Völkerstämmen herrührende Mode — waren, besonders in den letzten Zeiten der Republick mit Schnüren mild glänzender Perlen durchwunden — oder — ein goldenes, mit Perlen reich besetztes Bandeau trennte nach vorn die in lieblichen Ringeln niederwallenden, den Hals in munteren Spielen umgaukelnden Locken, von dem übrigen glatten, nach hinten in Flechten geordneten Haare. War es in frühern ehrbaren Zeiten Sitte gewesen, eine einzige große Perle in jedem Ohre zu tragen, so bestand der spätere Ohren-Schmuck aus drei bis vier neben und über einander hängenden, noch oben spitzen, nach unten in vollkommene Rundung endenden Glockenperlen, deren Geklirr beim Zusammenstoßen die schöne Besitzerin im übermüthigen Gefühle ihres Reichthums innigst ergötzte. Und eine einzige solche Girandole war ein Landgut werth.

Denkwürdig bleiben Seneca's Worte:

„Perlen kommen mir vor Augen, nicht etwa Eine für jedes Ohr, nein, die Ohrläppchen unserer Damen haben durch Uebung eine eigene Fertigkeit erhalten, sich recht viel anhängen zu lassen. Zwei Perlen neben einander und eine dritte oben drüber machen jetzt ein einziges Ohrgehänge aus. Die rasenden Thörinnen glauben vermuthlich, ihre Männer wären noch nicht geplagt genug, wenn sie nicht in jedem Ohre zwei oder drei Erbschaftsmassen hängen hätten."

Welche ungeheure Pracht und Verschwendung zeigten nicht die Busengeschmeide? An schön gefärbten Schnüren, meist in dreifacher Zahl, von welchen die oberste um den Hals, die andern beiden den Busen bedeckten, ja bis zum Gürtel reichten, prangten Perlen von abwechselnder Größe und dem reinsten, in's Bläuliche spielenden Glanze. Ein derartiger Schmuck aus vierunddreißig cylindrischen und vierunddreißig tellerförmigen Perlen ist als Vermächtniß in den Pandecten aufgezeichnet. Aber nicht immer bestand das Busengeschmeide allein aus Perlen, deren Werth für eine einzige Schnur oft bis auf 54,000 Thaler stieg, sondern einzelne Perlen wechselten mit kostbaren Steinen nach wohlberechneter Auswahl gefällig für's Auge ab. An künstlich geflochtenen Gold- und Silberdrähten schien der reine Schmelz der bescheidenen Perle mit der hellgrünen Farbe des durchsichtigen Smaragds, mit dem feurigen Glanze des Chrysoliths, mit dem Purpurschimmer des Amethists, mit dem Himmelblau des goldgepunkten Lasursteins und dem blutrothen Leuchten des Rubins in den lieblichsten Abstufungen zum entzückendsten Farbenspiele vermählt.

Spangen von getriebenem Golde und Perlenbracelets umfaßten die beiden Arme; sechszehn Ringe, zwei an jedem Finger — die mitleren ausgenommen, — besetzt mit den prächtigsten Cameen, deren Schnitt den Werth des Edelsteines weit übertraf, und strahlend von kostbaren großen Perlen, an goldnen Kettchen herabhängend, zierten die weichen Hände.

Von Perlen und Juwelen in bunter Abwechslung strahlten die Riemen der farbigen Sandalen, die Schuhe und zierlichen Halbstiefel, welche mit den bunt bemalten und perlgestickten Säumen der Tunika die Augen des Beschauers durch ihr Gefunkel blendeten; ja so weit war es gediehen, daß man nicht mehr öffentlich erschien, ohne durch das Geklirr der Perlen an den zierlichen Füßen sich bemerkbar zu machen, — eine Sitte, die im schwelgerischen Osten schon lange üblich gewesen. Selbst bis in's Schlafgemach, als wäre eine Trennung unmöglich, folgten Perlen den putzsüchtigen Schönen; ihre zart gewebten Nachtanzüge waren damit geschmückt, und Säckchen, mit Perlen gefüllt, hingen während des Schlafes an goldenen Fäden um den schlanken Hals.

Doch nicht die Reichen allein, auch die Armuth hatte die Wuth nach diesem Schmucke ergriffen. Plebejer behaupteten, daß Perlen ihren Weibern, wenn sie sich öffentlich auf den Straßen zeigten, denselben Rang bezeugten, als die Lictoren den Consuln und andern Magistratspersonen.

Perlen zierten aber auch die Altäre der Tempel und die Geräthe des Hauses: und Waffen, Pferdegeschirre und Streitwagen glänzten von ihrem Wasser. Sieger bei den olympischen Spielen wurden mit Schnüren kostbarer Perlen behangen.

Und soll ich zur Vollendung des Bildes gedenken jener einzigen Perle, welche Cäsar der schönen Mutter des Brutus, Servilia, zum Geschenke kaufte, in einem Werthe von 272,835 Thaler?

Soll ich erinnern an jene weltbekannte Anekdote der berüchtigten Cleopatra, welche in der Absicht, durch Verprassung noch größerer Summen den Antonius zu überwinden, bei einem Gastmahle die eine ihrer weltberühmten Perlen, im Werthe von 543,444 Thaler, in starken Essig warf, und diesen mit jener austrank; eine Tollheit, welche schon vor ihr Clodius, des Tragödienschreibers Aesop's Sohn, in Rom mit mehrern Perlen von unnennbarem Werthe beging, während nach ihr Caligula gleiche Verschwendung mit ihnen trieb, z. B. Socken, von Perlen strotzend, anzog, und Nero Scepter, Maske und Thron sich aus ihnen bereiten ließ, wie Plinius, Horatius, Suetonius und Macrobius übereinstimmend berichten!

Soll ich endlich erzählen von des Lollius Tochter, Lollia Paulina, der Gemahlin des Kaisers Claudius, wie sie nicht etwa bei großen Festen, sondern bei Verlobungen unbedeutender Männer sich ganz bedeckt zeigte mit Perlen und Smaragden, welche neben einander glänzten und am ganzen Haupte, an den Haaren, den Haarflechten, den Ohren, dem Halse, dem Halsbande und an den Fingern angebracht waren? Und durch vorgelegte Rechnung bewies sie, daß sie 40,000,000 Sestertien, das ist 2,026,660 Thaler kosteten, aber auch das Leben ihres Vaters!

Woher nun bezog das Alterthum seine Perlen? Aus denselben Quellen, welche heut zu Tage noch, wenn auch nicht mehr so reichlich fließen.

Macedonischen Griechen verdanken wir die ersten sichern Nachrichten darüber: Nearchos aus Creta, Alexander's Admiral und Onesicritus, sein Schiffscapitain, erwähnen die Perlfischereien auf den Inseln und der östlichen Küste des persischen Meerbusens, und fügen ausdrücklich noch bei: „hier wie im indischen Ocean werde gefischt.“ Von den zahlreichen Perlbänken an Taprobanes, des heutigen Ceylons nordwestlichen Küsten erzählt Megasthenes, des Königs Seleucos Gesandter, dessen genauen Kenntnisse Indiens, wie der Erstern Fahrt Arrian der Nachwelt überlieferte. Ausführlicheren Bericht erstattet ein namenloser alexandrinischer Kaufmann, welcher in der Mitte des ersten christlichen Jahrhunderts die Küsten des erythräischen Meeres be-

fuhr. „Von Komar," schreibt er, „breitete sich die Landschaft bis zu den Kolchiern hin, wo die Perlenbänke liegen, deren Fischerei von den Verurtheilten betrieben ward. Der Theil der Landschaft südwärts von hier, gehörte zum blühenden Reiche des Königs Pandion; jenseits dieser Kolchier folgte eine Meeresbucht, deren Landschaft Argali hieß, wo bei der Insel Epiodorus, jetzt Manaar, Perlen gefischt wurden. Hier wurden denn auch die Perlen durchbohrt, und die nahe große Insel, welche vor alten Zeiten Taprobane hieß, lieferte nach den benachbarten Emporien noch außerdem ihre Perlen, Edelsteine, Gewebe und Schildpatt." Dieselbe Kunde geben die späteren Geographen Indiens, wie Plinius, den Megasthenes und Pseudoarrian benutzend, welcher besonders Perimula, eine Hafenstadt der Insel Manaar bezeichnet, von woher zu seiner Zeit die Römer ihren Perlenbedarf über Alexandria bezogen; desgleichen Strabo, dem Eratosthenes folgend, Ptolemaeus, aus Marinus von Tyros schöpfend. Auch im rothen Meere hatten die Alten Perlenfischereien von nicht unbeträchtlichem Ertrage. Suakim im Norden, Dahalac im Süden waren die Haupthäfen für Perlenhandel. Unter den Ptolemäern und noch lange in der Zeit der Khalifen beherrschten Kaufleute- als Fürsten diese Inseln. Erschöpft sind längst die Bänke, und wo einst die berühmtesten Städte geblüht, treiben ärmliche Fischer ihr mühselig Handwerk.

Von geringerer Bedeutung und wenig gesucht waren die Perlen von den Meerengen des Bosporus bei Constantinopel, von Actium in Acarnanien und selbst von Italiens Strande.

Stets noch versorgten die Küsten des persischen Golfes und der Ceylonstraße fast ausschließlich die gesammte Welt mit den „herrlichen Edelsteinen des Meeres," — als nach Amerikas Entdeckung ein großer Theil des östlichen Seeperlenhandels dem Westen anheim fiel.

Lange vor derselben trieben Eingeborne am mexicanischen Meerbusen, dem fast einzigen Standorte Amerikas, Perlenfischereien. Da Columbus auf seiner dritten Reise 1498 die Insel Cubagua entdeckte, wurde er von ihren Bewohnern freundlich empfangen und erhielt zum Geschenk sechs Mark Staubperlen mit untermischten werthvollen Stücken. Gläubig bekreuzten sich die Spanier beim Anblicke der außerordentlichen Menge solcher kostbarer Perlen, mit welchen geziert die Indianer sie begrüßten, und brachten den großen Ruf dieser Schätze in's Vaterland zurück. Gierige Blicke warf man in Europa nach diesen neuen Quellen unermeßlichen Reichthums, aufgesucht wurden die Lager der Thiere, volkreiche Städte in ihrer Nähe gegründet, um vom Gewinn dieses Fanges sich zu nähren. Neu-Cadix entstand auf Cubagua, und die Schriftsteller jener Zeit schildern beredt die Reichthümer der ersten Ansiedler und den Prunk, welchen sie entfalteten.

Um's Jahr 1500 brachten die Pinzon und Ninon sechszig Pfund Staubperlen, darunter viele edle von sechs und mehr Karat Schwere, nach Spanien zurück. Wichtige Bänke wurden bald darauf gefunden: so an den Mündungen des Rio de la Stacha, 1515 von Balboa, in Panamas Golf, wo der Cazike Tumako in wenigen Tagen zwölf Mark große Perlen sammeln ließ, nachdem er ihm vorher schon hundert vorhandene kostbare geschenkt. Aehnliche Erfahrungen machte man an Guatemalas Küste, wo alle Indianer Perlen besaßen, ohne gerade großen Werth darauf zu legen. Habsucht aber zerstörte unablässig und rücksichtslos die Bänke und gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts war der so bedeutende Handel, welcher den Beamten allein das Fünftel des gesammten Gewinns — 15,000 Ducaten — alljährlich einbrachte, auf's Unbedeutende gesunken, während noch bis 1530 der Werth der jährlich nach Europa gesendeten Perlen im Mittel 800,000 Piaster betrug, und noch 1587, nach Acosta's Berichten achtzehn Mark großer und drei Kisten kleiner Perlen dem Könige gehörig, nebst zwei hundert vier und sechszig Mark und sieben Beutel Perlen, Privaten gehörig, nach Spanien eingeführt wurden, ja der Ueberfluß ist so groß gewesen, daß selbst Negersclavinnen sich damit schmückten.

Jetzt aber findet sich nirgend eine Spur jener Städte; Hügel und Flugsand bedecken die öden Inseln. Und wenn auch in dem sonst so reichen Golfe von Panama, so wie von Californien mit dem Gelde englischer Capitalisten in den letzten Jahren neue Versuche, nach Perlen zu fischen, gemacht wurden, der Mangel an Erfolg stellte dieselben immer bald wieder ein.

So kam von entgegengesetzter Seite asiatischer Luxus nach Europa: von Constantinopel aus, wo die griechischen Kaiser aus dem Hause der Paläologen kostbare Gewänder mit Perlen gestickt, trugen, und von Granada aus, der Residenz maurischer Könige, welche an ihrem Hofe alle Ueppigkeit des Ostens entfalteten. Gleichwohl behielten durch alle Zeiten die ostindischen Perlen den Vorzug, wenn auch die Zahl derjenigen der westlichen Meere kurz nach Amerikas Entdeckung im Handel ihnen gleichgekommen war.

Wie im Alterthume war auch im Mittelalter der Verbrauch und Werth der Perlen ein ungeheurer. Die Kronen und Diademe der Mächtigen der Erde, die Kleider und der Schmuck der Reichen strotzten davon, aber auch frommer Glaube weihte sie der Verherrlichung des kirchlichen Cultus. Altäre, Sta-

tuen und Bilder der Heiligen, Gewänder der Priester und Tempelgeräthe waren in überschwenglicher Fülle mit ihnen geziert.

Für die kostbare Perle, welche Perozes, König von Persien, auf der Flucht nach der unglücklichen Hunnenschlacht wegwarf, um nicht erkannt zu werden, bot Kaiser Justinian hundert Mark Goldes.

Elisabeth die Heilige, Landgräfin von Thüringen, durch den Anblick der blutigen Wunden des gemarterten Heilandes zerknirscht, opferte ihren prachtvollen Perlenschatz zur Verherrlichung seines Bildes; so erzählt der Jesuit Bonanni, welcher gleichfalls über die grenzenlose Vergeudung mit Perlen damaliger Zeit eine Strafpredigt hält, aber Gnade für Recht ergehen läßt, wenn fromme Frauen ihre Perlenschnüre der Kirche weihen.

Papst Paulus II. kaufte von einem Juweliere in Venedig eine einzige orientalische Perle um 140,000 Ducaten, desgleichen Leo X. eine im Werth von 88,000 Thalern.

In der goldnen Krone des deutschen Kaisers Rudolph II. glänzte neben vielen andern Perlen Eine vom herrlichsten Wasser, dreißig Karat schwer, welche um 1000 Ducaten gekauft wurde, wie sein Leibarzt und der große Kenner der Juwelen Boëtius de Boot berichtet.

Die Republik Venedig übersendete neben vielen andern Geschenken Soliman II. (1537) eine Perle im Preise von 100,000 Thalern.

Aus der von Gold und Edelsteinen funkelnden Krone der heiligen Maria in der Kirche zu Guadelope strahlte eine zu Panama gefundene, birnförmige, taubeneigroße Perle, welche 1579 in den Schatz Philipp's II. von Spanien kam und einen Werth von 1,000,000 Thaler hatte.

Margarethe, Gemahlin Philipp's III. von Spanien trug 1605 auf einem Balle, welcher nach dem geschlossenen Frieden zwischen England und Spanien zu Madrid gehalten wurde, eine Perle — la peregrina genannt — im Werthe von 31,000 Ducaten.

Dieselbe Königin schickte ihrer Mutter, einer bairischen Herzogin, einen Dorn von der Krone Christi, welche Reliquie in ihrer goldnen Einfassung eine Perle 7000 Fl. Werth enthielt.

Schah Sofi, der blutdürstige Tyrann von Persien kaufte 1633 von einem Araber, der eben von der Perlfischerei aus Catisa zurückkam, eine Perle um 1,600,000 Franken. Sie ist die schönste der Welt, wie Tavernier behauptet; er sah sie im persischen Schatze.

Derselbe berühmte orientalische Reisende erzählt: er habe bei einem arabischen Fürsten in Ormuz eine Perle gesehen, welche dieser ihrer Vortrefflichkeit wegen in einem Beutel am Halse trug. Sie war so helle und durchleuchtend, daß man durch sie den Tag sehen konnte, von nicht besonderer Größe und nur 12 Karat schwer. Gleichwohl habe ihm der Khan von Ormuz 2000 Tomans (à 16 Thlr.) und der Großmogul 40,000 Reichsthaler geboten; er sie aber nicht dafür hergegeben.

Im Kloster Einsiedeln besaß noch vor der Revolution die heilige Jungfrau ein Gewand, in welchem neben andern Edelsteinen allein 10,000 Perlen eingewirkt waren.

Diese Beispiele mögen zugleich Zeugschaft ablegen von der Ausdehnung der Fischereien: wenn man bedenkt, was für eine Unzahl Perlen geringer und mittelmäßiger Sorte von einem einzigen solcher Prachtexemplare aufgewogen wird, und wie viele perlarme Thiere auf ein perlhaltiges kommen. Und manche Dame, im stolzen Gefühle ihres unendlichen Reichthums, ahnt wohl kaum, mit welchem Aufwande von Leben und Gesundheit jener armseligsten Menschenclasse, wie derjenigen der Taucher, ihr Schmuck beschafft worden ist, womit sie Nacken und Busen umschlingt!

Doch nicht Mode allein fördert „diese Schätze der Tiefe" zu Tage; sie ist wandelbar und macht ihren Werth schwankend, wie er denn z. B. zur Zeit der Blüthe des französischen Kaiserthums und während des Wiener Congresses zu großen Höhen stieg.

Auch als Arznei wurden und werden noch heut zu Tage Myriaden von Perlen verwendet. Die Asiaten, besondere aufregende Kräfte ihnen zuschreibend, bedienen sich ihrer als Heilmittel, während sie unsern alten Medicis sonst große Hülfe gegen Hypochondrie und ähnliche Nervenübel geleistet haben sollen.

Durch diesen fortgesetzten Gebrauch wird, wie im Westen, ebenfalls die Quelle des Orientes dereinst versiegen, alle Zeichen sind bereits dazu vorhanden. Es wird eine Zeit kommen, in welcher sie, wie einst durch ihre Größe, so durch ihre Seltenheit kostbar werden und es bleiben. Denn Perlen erhalten allein von der Natur ihre Schönheit und Vollkommenheit, den Edelsteinen verleiht ihren größten Glanz Menschenhand und Maschine.

Des persischen Golfes Schätze sind freilich bis jetzt unerschöpft. Noch gegenwärtig beträgt ihr jährlicher Gesammtertrag — soweit sich aus den lückenhaften, schwer zu erlangenden statistischen Nachrichten ergibt — beiläufig 3,450,000 Thaler und davon wandern alljährlich nur allein nach Indien und China für 700,000 und nach dem innern Asien über Bassöra für 300,000 Thaler Perlen. Baharein allein, welches im sechszehnten Jahrhunderte für 1½ Millionen Thaler ausführte, hat gegenwärtig noch eine jährliche Einnahme von 1,650,000 Thaler. Dagegen Ceylon's Reichthümer fließen spärlich. Schon seit 1814 wurde keine beträchtliche Beute mehr gewonnen,

wie Capitain Steuart benachrichtet, und Graf Görz erzählt uns in seiner „Reise um die Welt“, daß die Nordwestküste von Ceylon gegenwärtig (1847) einer längern Ruhe bedürfe, da sie als zerstört betrachtet werden könne. Bei den drei Jahre hintereinander angestellten Fischereien erhielt man als Erlös

für 1835: 40,300 Pfd. Sterl.
„ 1836: 25,800 „ „
„ 1837: 10,600 „ „

Die Bänke an des westlichen Arabiens und Afrikas Küsten sind so viel wie schon verwüstet.

Eine zweite Frage, welche uns weiter beschäftigt, ist die: Von welchem Thiere nun stammt dieses einzige Werk der Natur, welches in der Culturgeschichte der Menschheit eine so große Rolle spielt?

Es wird erzeugt von der eigentlichen Perlmuttermuschel, dem Geschlechte der Schwalbenmuscheln angehörig. Ihre Schalen erreichen eine Größe von 9½ englischen Zollen, sind halbkreisförmig, außen grünlich-schwarz, schuppig-blätterig, inwendig perlmutterglänzend. Sie lebt nur in Meeren der wärmern Zonen, an den Küsten der schon genannten Länder, wo sie weit verbreitete Bänke bildet.

In den ersten Jugendzuständen schwimmen die kleinen Muscheln von der Größe des Fischlaichs in ungeheuer großen Klumpen — ein Spiel der Wellen und Winde — auf dem Meere herum: daher die Eingebornen glauben, die Perlenmuscheln regneten aus den Wolken. Werden sie größer, so sinken sie unter und befestigen sich mit ihren Byssusfäden an die Felsen oder ebenfalls in Klumpen aneinander. So verweilen sie im Meere, etwa 12 bis 15 Faden tief, hängen an Korallenbänken oder bilden oft selbst Träger von Korallenstämmen, sind häufig mit großen, becherförmigen Schwämmen überwachsen. Endlich — meist durch Wellenschlag während des Monsoonswindes reißt ihr Byssus und sie liegen dann ausgewachsen in der Nähe der Korallenlager auf weichem, reinem Sandboden, worin sie mit dem Schlosse voran, ihre trägen Bewegungen machen. So an Ceylons Küsten.

Noch tiefer, meist in unreinem, schlammigem Boden oder in Spalten und Klüften der Felsen wohnen die amerikanischen Muscheln.

Wenn nun auch, was schon Plinius weiß, sehr viele Schalenthiere mit Perlmutterbildung Perlen oder perlenähnliche Auswüchse erzeugen können, so ist außer der eben genannten Perlenmuttermuschel noch ein zweites, jedoch durch Gattung, Gestalt, Aufenthalt und Lebensweise von ihr verschieden, besonders vor den übrigen durch die Bildung von Perlen bevorzugt.

Es ist die Flußperlenmuschel, zum Geschlechte der Klaffmuscheln gehörig, also unserer gewöhnlichen Malermuschel nahe verwandt. Ihre Schalen erreichen eine Länge von 5½—6“ und eine Breite von 2½—3“; sie sind elliptisch länglich, von auffallender Dicke, auswendig grünlich-braun oder schwarz, von der eingerissenen Oberhaut etwas gefranzt, mit abgeriebenen zernagten Wirbeln, inwendig bläulich-roth, gelblich-weiß, perlmutterglänzend. Im südlichen Europa ist sie nicht heimisch, und selbst in Deutschland und Frankreich bewohnt sie nur die nördlichen Provinzen, wo sie sich in ihren reinen kalten Quellen bald sparsamer, bald häufiger, aber im Vergleich mit der Perlenmuschel bei weitem nicht so zahlreich ansiedelt.

Perlen der Meeresperlmuscheln heißen gemeinhin orientalische und occidentalische, Perlen der Flußperlmuschel europäische.

Unter den letztern genossen diejenigen Britanniens schon im Alterthum einen großen Ruf. Als Julius Cäsar, von dem dortigen Ueberfluß in Gallien hörte, zog er nach dessen Küsten und ließ bei seiner siegreichen Rückkehr einen Waffenrock aus Perlen verfertigen, welchen er zu Rom der Venus opferte. So berichtet Plinius und Suetonius. Perlen finden sich in England: in den Flüssen Conway in der Grafschaft Wales, Irt in Cumberland; in Schottland: der Spey in Inverneß, Isla in Banff, Don und Ithan in Aberdeen, Tay in Perth, Connel in Cromarty; in Irland: in den nordischen Flüssen. Sie sind im Allgemeinen dunkel, matt, nicht glänzend, wie schon Plinius, Aelian und Tacitus angeben, und durch die orientalischen vom Juwelen-Markt verdrängt; ja zufolge einer Satzung der Pariser Goldschmiede vom Jahre 1355 wird bestimmt, daß kein Gold- oder Silberarbeiter schottische mit orientalischen Perlen zusammenfassen darf, außer bei großen Schmucksachen für Kirchen. Gleichwohl lieferten sie zeitweise eine erträgliche Ausbeute, wie z. B. zwischen den Jahren 1761 bis 1799 Perlen vom Tay und Isla im Werthe von 10,000 Pfd. Sterl. nach London gesendet wurden. Einzelne kamen auch unter ihnen vor, welche sich durch Schönheit und Größe auszeichneten und in die Schatzkammern der Großen wanderten, wie wir aus Boëtius de Boot, Cardanus und dem Bischof Leslie erfahren. So sehen wir aus den auf uns gekommenen Münzen, daß die Königskronen der Herrscher der alten Briten mit einer Verzierung von Perlen umgeben waren, und bei der letzten großen Industrie-Ausstellung zu London fanden sich schöne Perlen aus den tiefsten Stellen des Flusses Strule bei Omagh und aus dem Ythan in Aberdeenshire in Schottland. Flußperlmuscheln kommen ferner vor: in den Flüssen und Bächen der Ostküste Schwedens, der Westküste Norwegens und Lapplands, welche schon Linné ausführlich beschrieben, in

den forellen- und schmerlenreichen Gewässern Finnlands und Lieflands. Doch scheinen dieselben sich gegenwärtig wenig mehr einer Berücksichtigung von Seiten der Staaten zu erfreuen, wie überhaupt die nordischen Perlen im Allgemeinen blässer sind, nicht das Feuer der orientalischen besitzen.

Ferner finden sich Perlmuscheln in Schlesien in dem goldführenden Queiß; in Böhmen in den aus den östlichen Abhängen des Böhmerwaldes entspringenden Flüssen Wotava und Moldau, in letzterer vornehmlich von Hohenfurth an bis Krummau; und besonders in Sachsen im Gebiete der obern Elster und ihren Nebenbächen von Adorf bis Plauen, besonders bei Oelsnitz im Voigtlande, sowie in der Trübisch bei Tharand. Doch besitzt Baiern von allen Ländern Europas gegenwärtig noch die einträglichsten und am besten bewirthschafteten Perlbäche. Schon Tavernier, der größte Perlenkenner, räumt den bairischen Perlenmuscheln die erste Stelle unter den europäischen ein. Sie befinden sich in den Kreisen Oberfranken, Oberpfalz und besonders Niederbaiern; und zwar sind es im erstern Kreise: die Seitenbäche des Mains und der Saale, als die Oelschnitz von Streitau bis Berneck, die Lamitz, Schwesnitz, Grünau, der Perlbach; in letzterem die Seitengewässer der Ils, des Regens und des linken Donauufers; Niederbaiern allein zählt 100 Perlbäche, vertheilt unter neun Rentämter, welchen die Aufsicht zunächst zusteht.

Was Oberfranken anbetrifft, so werden schon in den ältesten Zeiten unter den Schätzen des Fichtelbergs die Perlen genannt, z. B. von Casp. Bruschius in seiner Beschreibung des Fichtelbergs vom Jahre 1683. Im Jahre 1730 wurden Muscheln in der Oelschnitz und zu Rehau im Grünaubache entdeckt. Die Regierung, dadurch aufmerksam gemacht, stellte eigne Aufseher an, welche im Juli und August jedes Jahres die Bäche zu untersuchen hatten. 1732 wurde in der Mitte des letztern Baches, oberhalb des Eulenhammers ein eigenes herrschaftliches Haus gebaut. 1738 nahm Markgraf Friedrich denselben zuerst in Augenschein, wobei ihn der dortige Amtsvogt also besang:

„So rufet auch dein Knecht, der diese Muschelfrucht
Auf gnädigsten Befehl am ersten aufgesucht."

1764 wurde dieses Haus weiter oben hinauf in den Bach versetzt und ein eigner Perlinspector, wie Perlfischer amtlich angestellt.

In eine weit frühere Zeit geht die Kenntniß der niederbairischen Perlenbäche zurück. Im Jahre 1514 wurde die Fischerei in denselben bereits für Royale erklärt, während Sachsen erst 1621 unter Churfürst Johann Georg I. sie sich als solches vindicirte; in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts gelten die Perlen der Ils als die kostbarsten. und das Recht zu fischen war ausschließlich dem Bischofe von Passau zuerkannt. Die älteste, mir zugängliche Urkunde vom 14. November 1579 enthält eine klar geschriebene Verordnung über das Perlenwesen bezüglich des Fischens. Ihr folgen dann mehrere vom Jahre 1633, 1656 u. s. w., welche alle je nach dem damaligen Stande naturwissenschaftlicher Anschauungen das Gepräge großer Klarheit an sich tragen und auch die noch jetzt geltenden Hauptpunkte immer wieder anführen. In den Acten des Rentamtes Passau befindet sich der Nachweis über den Ertrag der Perlenfischerei vom Jahre 1684 an. Ja vom Jahre 1637 findet sich eine zu München herausgegebene Schilderung der bairischen Perlbäche durch den Medico-Chirurgus Malachias Geiger, welche bereits eine so verständige, nüchterne und naturgetreue Darstellung der ganzen Verhältnisse liefert, daß sie noch jetzt dem speciell damit Beschäftigten schätzbare Winke gibt. Diese Andeutungen mögen genügen, für das Alter der bairischen Bäche zu zeugen. Eine Geschichte derselben zu schreiben, sei andern Orts meine Aufgabe!

Werfen wir, des besseren Verständnisses halber, einen Blick auf die Lebensweise dieser Thiere, so finden wir: sie wählen sich nicht die schlechtesten Orte in Gottes schöner Natur!

Ihre Bäche rieseln ruhigen, doch nicht schläfrigen Ganges über blumenreiche Wiesenauen, bald zwischen üppig grünenden Halden oder am Saume schattiger Wälder, bald zwischen fruchtbaren Hügeln und Bergen, welchen frische, muntere Wasser entquellen, sie sind umfriedet von schattigen Erlen und Weiden, umflattert von neckischen Libellen und häufig bewohnt von klappernden Mühlen. Aus Urgebirgen oder ähnlichen, viel Kieselerde haltigen Gebirgsarten entsprungen, fließen sie ununterbrochen über dieselben, sind äußerst arm an Kalk, deßhalb auch an Pflanze und Thier, bei einiger Tiefe von schwarzbrauner Farbe, und nehmen, nachdem das Hauptgehänge des Gebirges verlassen und ihr starker Fall sich verloren, die Muscheln in ihr kaltes Bette von Granitgrus und Sand freundlich auf. In dieses graben sich die Thiere bis über die Hälfte ihrer Schalen fest ein: meist an breiten, tiefen Plätzen, an Umbiegungen der Bäche, wo die wärmenden Strahlen, besonders der Morgensonne, die beschatteten Ufer durchbrechen, während sie starke Strömung, felsigen Untergrund und vor Allem schlammigen, mit Wasserpflanzen bewachsenen Boden meiden, gerade wie auch kalk- und eisenhaltiges Wasser ihnen zuwider, ja schädlich ist. In diesem, fast wesenarmen Medium, worin flüchtige Aeschen, springende Forellen oder unter den Steinen verborgene

Krebse ihre fast einzigen Genossen sind, leben sie ihr monotones langes Leben, theils einzeln, theils in zerstreuten Haufen beisammen, und drängen sich alsdann so dicht aneinander, daß man mit Mühe eine Muschel heraushebt. Den Tag über an einer Stelle festgebannt, wandern sie in stiller Nacht den Bach kurze Strecken bald auf- bald abwärts, bei herannahendem Herbste begeben sie sich zusammen und in die Tiefe zur gemeinschaftlichen Winterruhe, um bei der Rückkehr der Alles belebenden Frühlingssonne wieder hervorzukommen.

Eine klare Einsicht in die Natur und Bildungsweise der Perlen überhaupt erheischt, daß wir einige, wenn auch nur Streifblicke in die anatomischen Verhältnisse der Thiere werfen. Die uns zunächst interessirenden Theile sind 1. der Mantel und 2. die Schalen.

Der Mantel bildet die Schale.

Der Mantel ist die zu beiden Seiten des Körpers herabhängende Haut, welche der ganzen inneren Fläche der Schale innigst anliegt.

Er ist zusammengesetzt aus vielfach verflochtenen Zellgewebsfasern, aus noch zweifelhaften Gefäßen, aus Nerven, und sein freier Rand aus Muskeln.

Seine beiden Oberflächen sind mit kleinen Zellen bedeckt: die äußere mit Zellen, welche den Schalenstoff enthalten, die innere mit Zellen, welche Flimmerbewegung haben. Die Farbe des Mantels ist weiß mit einem Tone in's Gelbe, die des Randes hell- bis schwarzbraun; an letzterm befinden sich kleine Oeffnungen, diese münden in Canäle, oder vielmehr Hohlräume, welche den ganzen Körper und besonders den Mantel durchziehen, und in diesen strömt das Wasser, worin die Thiere leben, ungehindert aus und ein. Man nennt diese Canäle das Wassergefäßsystem der Muscheln, und erkennt sie an dem Wasserstrahl, welchen Thiere, aus dem Wasser genommen, an manchen Stellen ihres Körpers von sich geben.

Die Schalen bestehen aus einer organischen Grundsubstanz — von Fremy Conchyolin genannt — und zum größten Theile aus kohlensaurem Kalke. Ihr Wachsthum geht mit demjenigen des Mantels gleichen Schritt; die Bildung und demnach auch ihr Bau ist also:

Auf der äußeren Oberfläche des Mantels sondert sein farbiger Rand farbige Schichten Schalenstoffes ab; diese legen sich der Fläche nach dachziegelförmig übereinander.

Die übrige weiße Oberfläche sondert weiße Schichten des Schalenstoffes ab, diese legen sich hintereinander, so daß sie bei vollendeter Schalenbildung an der inneren Oberfläche der abgesonderten farbigen Schichten liegen.

Dadurch entsteht eine braune äußere und weiße innere Schalenfläche.

Die Bildung der Schichten aus dem Saume bewirkt die Breite und Länge. Die Bildung der Schichten aus der Oberfläche des Mantels die Dicke der Schalen.

Beide Schichtenbildungen haben verschiedenen Bau:

Die braune hat zwischen ihren farbigen structurlosen Schichten mehrere Lagen von senkrecht oder schief stehenden prismatischen Säulchen, in welchen der Kalk abgelagert ist.

Die weiße besteht aus übereinander liegenden, gefalteten Schichten, zwischen und in welche die Kalkmoleküle eingestreut sind: durch die Faltung der Schichten allein entsteht der Perlmutterglanz der inneren Schalenfläche: also bei den farbigen Schichten liegt der Kalk in den prismatischen Säulchen, bei den weißen Schichten zwischen und in ihnen.

Die Färbung des Saumes und daher auch die der äußeren Schalenfläche rührt her von der Färbung des Bodens und Wassers, worin die Thiere leben, und diejenige der letzten von den aufgelösten Pflanzenfarben, welche den Mantelsaum einfach durchdringen.

Wird nun aus irgend einer Ursache die gewöhnliche Absonderung des Schalenstoffes in der Art gehindert, daß dieselbe in einer anderen Form, als in der Form der Schale, und an einem andern Orte, als auf der äußeren Mantelfläche vor sich geht, so heißt dieses Product Perlen.

Perlen sind in specifischem Gewichte, Härte, Farbe, Mischung und Bau identisch mit der Schale.

Perlen sind die Schalen selbst, nur in veränderter Form.

Ihre Eigenschaften geben schon die Alten, welche sie höher schätzten, als die Gegenwart, genau an. „Die Vorzüge der Perlen bestehen in ihrem Glanze, das ist Wasser, in ihrer Rundung, Glätte, Größe und ihrem Gewichte. Die schönsten sind diejenigen, welche vollkommen rund, als wären sie gedreht, hell glänzend, ohne Flecken und wie Alaun halb durchsichtig sind;“ so beschreibt sie Plinius. Davon gibt es jedoch unendlich viele Abweichungen. In Bezug auf die Farbe gilt:

Perlen von den Inseln des indischen Meeres, besonders die ceylonischen, und die arabischen sind milchweiß, in's Silberhelle spielend, unvergleichlich glatt und wegen ihres durchscheinenden, lebhaften, so wie außerordentlichen Glanzes ausgezeichnet. Sie werden in Europa am Meisten geschätzt. Europäische Perlen sind in der Mehrzahl vielfarbig; doch können ihre guten Exemplare in jeder Beziehung mit den ersteren wetteifern und zeichnen sich alsdann durch ihre milchweiße Farbe aus.

Perlen aus dem persischen Golf haben

einen minder hellen, aber dauerhaften Glanz und gelbliche Farbe; sie sind im Orient weitaus die gesuchtesten. Perlen der amerikanischen Küsten besitzen weniger den Glanz der orientalischen und eine bleierne Färbung.

Außerdem gibt es noch eine Menge Farbennüancirungen: flachsblütefarbige in Ostindien, grünliche, schwärzliche, röthliche, purpurfarbige, hyacinthfarbige besonders in Schottland, braune in großer Anzahl; aschgraue, kohlschwarze, goldglänzende Perlen stehen bei einzelnen Völkern Asiens in hohem Werthe. Im Allgemeinen ist anzunehmen: Perlen des Meeres haben viel lebhaftere Farbe und Glanz, als die der Flüsse und Bäche; gleichwohl finden sich, wie schon erwähnt, auch bei letzteren, besonders den bairischen, so schöne Exemplare, welche in Nichts den ersteren nachstehen. Zur Zeit der Passauer Fehden, während welchen den Muscheln der Ils stark zugesetzt wurde, ist manche Perle für hundert Thaler verkauft worden; die Anführer der Truppen trugen große Schnüre kostbarer Perlen um den Hals.

Die Nürnberger boten Kaiser Maximilian I. zwei auserlesene bairische Perlen zum Kaufe an, worauf ihnen fünfhundert Reichsthaler geschlagen wurden.

Tavernier berichtet, daß in Baiern Perlen im Werthe von tausend Thalern und darüber aufgefunden würden. Noch im vorigen Jahrhundert wurde manches Stück zu hundert Ducaten verkauft. Auch jetzt noch, wenn gleich die Abnahme, wie bei den orientalischen theils durch unverschuldete, theils durch verschuldete Ursachen sichtlich vorwärts schreitet, finden sich vortreffliche Exemplare: nur gelangen sie trotz der besten Aufsicht des Staates in andere Hände, als in dessen Schatz.

Es ist nachgewiesen, daß viele bairische Perlen für orientalische verkauft und daß umgekehrt asiatische Große und Reiche europäische Perlen theurer bezahlen, als sie in Europa werth gehalten werden; nicht minder wanderten die an Wasser und Farbe weit ärmern amerikanischen als große Seltenheiten zu den Orientalen, welche sie mit hohen Summen aufwogen.

Die zweite Haupteigenschaft der Perle ist ihre Größe. In ausgezeichnetem Grade trifft sie nicht häufig mit dem Glanze derselben zusammen. Die prachtvollsten, welche wir besitzen, die ceylonischen sind klein und wiegen selten über vier bis sechs Karat. Die amerikanischen dagegen, welche weniger von hellem Flusse, mehr bleifarbig sind, übertreffen alle an Größe und Gewicht; sie erreichen den Umfang einer großen Bohne, einer Olive, eines Tauben- ja Hühnereies, wie Petrus Martyrus meldet.

Die japanischen Perlen sind groß, allein mißgestaltet, ungleich, schief. Nur die Perlen des persischen Golfes verbinden bisweilen bedeutende Größe mit herrlichem Glanze.

Im Allgemeinen wechselt die Größe: von der einer Kirsche, eines Fischauges bis zu jener eines Mohnkörnleins und darunter.

Die europäischen, besonders bairischen Perlen erreichen den Umfang einer großen Erbse oder kleinen Bohne, häufig aber den eines Stecknadelknopfes und ebenfalls weit darunter.

Alle Beispiele einer bedeutenderen Größe beziehen sich auf amerikanische und persische Perlen: folgende mögen genügen.

Caspar Morales erhielt von einem Könige der Insel Cubagua, welchen er nach langen Kämpfen endlich besiegte, eine Perle von der Größe einer welschen Nuß zum Geschenk, nebst dem Versprechen, alljährlich einen Centner Perlen an Spaniens König abzuliefern. So erzählt Gonzalvo Oviedo, der spanische Historiograph, unter Carl I., nachmaligem deutschen Kaiser Carl V.; auch er sah eine vollkommen runde Perle von der Größe eines Spielballes zu Panama.

Die größte in Europa befindliche Perle ist jene, welche auf dem Hute des Königs Philipp IV. von Spanien prangte. Sie wurde von einem Bürger Namens Franz Gogibus aus Calais demselben aus Indien mitgebracht und wog hundert und sechs und zwanzig Karat.

Die schon erwähnte prachtvolle Perle des Schah Sofi hatte einen Zoll im Durchmesser und ein und einen halben Zoll Länge.

Am Hofe des Großmoguls hing eine Perle, einen Zoll lang und zweidrittel Zoll breit vom Halse eines aus Edelsteinen verfertigten Pfaues bis in dessen Magengegend herab, während der Pfau oben in der Mitte des großen Thrones hervorragte. Eine andere Perle, einen halben Zoll im Durchmesser und ein und einviertel Zoll lang, strahlte in der Mitte einer Kette von Smaragden und Rubinen, welche der Großmogul bei Festins am Halse trug.

Zu Toledo in der Hauptkirche befanden sich Meßgewänder mit eingestickten Perlen von der Größe einer Haselnuß, und in der Schatzkammer des Großherzogs von Florenz war eine Perle in Gold eingefaßt von der Größe einer Nuß.

Auch unter den bairischen Perlen wurden mehrere aus der Ils, von der Größe einer Weinbeere, gefunden, wie Geiger uns mittheilt.

Eine dritte Haupteigenschaft der Perlen besteht in ihrer Form: auch diese ist außerordentlich schwankend. Sie sind bald kugelrund, so daß sie auf den Tisch gelegt, wie Quecksilber rollen: dieses sind die kostbarsten; bald sind sie länglichrund, birnförmig, höckerig, ungleich, oder zu mehren zusammengewachsen; je nach der Verschiedenheit ihrer Form und Größe

haben sie im Handel verschiedene Benennungen. Proben von der außerordentlichsten Größe heißen Paragonperlen; Perlen mit vollkommener Rundung und ziemlicher Größe: Saat- oder Zahlperlen; sind sie ganz rund, so heißen diese: Kropfperlen; nicht ganz rund: Zwiebelperlen; länglich, fast rund: Tropfen; birnförmig: Perlbirnen; halbkugel- paukenförmig: Perlaugen; walzenförmig, platt und schief: Barockeperlen; Perlen auf einer Seite ganz flach: Kartenperlen, Boutons; wenn ungleich, eckig, aber von beträchtlicher Größe: Brockenperlen: Perlen, für den Schmuck zu unansehnlich, heißen Saamen-, Saat-, Stoß-, Loth-Unzenperlen.

Wie Alles in der Welt vergänglich, haben auch Perlen ihr Ende: sie verlieren Farbe, Glanz und Gewicht, werden mürbe und vergilben, namentlich die weißen. Aus diesem Grunde geben orientalische Völker den gelblichen den Vorzug, weil sie glauben, diese wären die reifsten und ihre Farbe schwinde nicht mehr, während die weißen ihren Glanz nicht über dreißig Jahre behielten, indem Wärme und Ausdünstung der Tragenden sie unscheinbar machten. Alle Vorschläge diesem Uebel zu steuern: wie die indische Methode, die Perlen mit Reiß und Salz oder mit einer Mischung von Alabaster, weißen Corallen, weißem Vitriol und Weinstein zu reiben; nicht minder das persische Verfahren, sie in Brod gebacken, Hühnern, Tauben, Enten zum Verschlucken zu geben und nach achtzehn bis zwanzig Stunden diese zu tödten, um durch ihre Magensäure zu reinigen u. s. w., alle diese Versuche sind gescheitert: werden die Perlen auch weiß, sie erhalten doch niemals ihren früheren Glanz. Bei der Grundsteinlegung von St. Peter in Rom wurde das Grabmal der beiden Töchter Stilicho's gefunden. Sie waren, eine nach der andern, mit dem Kaiser Honorius verlobt, starben aber vor der Hochzeit. Die Eltern begruben sie mit größter Pracht. Alle Kostbarkeiten, welche sich daselbst vorfanden, wurden dem Papste überbracht, sie waren nach 1118 Jahren im besten Zustande, mit Ausnahme der Perlen, welche, ohne ihre Form verloren zu haben, sich zerbröckelten und mit dem Finger zerrieben werden konnten. Dies erzählt Redi aus Arezzo.

Eine weitere Frage, welche uns beschäftigt, ist die nach dem Sitze der Perlen im Thiere. Vorkommen können sie in jedem Theile desselben, aber gebildet werden sie nur in demjenigen Organe, welches den Schalenstoff absondert, im Mantel. Doch wählen sie sich auch hier besondere Lieblingspunkte zu ihrem Bildungsheerde.

Diese sind entweder im Mantelsaume oder im übrigen Theile des Mantels.

Im Mantelsaume sitzen sie theils in dessen Mitte, gegenüber der Verbindung der beiden Schalen, ihrem Schlosse, theils an seinem hintern, schmalen Ende. Diese beiden Stellen, so wie ihre nächste Nähe entsprechen den Mündungen des schon erwähnten, nach außen offenstehenden Wassergefäßsystems im Mantelsaume.

Im übrigen Mantel sitzen sie entweder unter dem Schlosse der Schalen oder unter dem hintern Schalenmuskel.

Der Sitz ist entscheidend für Farbe und Bau, welche beide den schon erwähnten zwei Theilen der Schalen entsprechen.

Befinden sie sich im Saume, so sind sie farbig und bestehen aus concentrischen braunen Schichten, zwischen welchen die prismatischen Kalksäulchen radienartig eingelagert sind.

Befinden sie sich im übrigen Theile des Mantels, so sind sie weiß, bestehen aus weißen concentrischen Schichten nach Art einer Zwiebel.

Eine dritte Möglichkeit ist folgende:

Entweder gelangen die farbigen Perlen, besonders wenn sie noch klein sind, theils durch die Zusammenziehungen der Muskel des Saumes, theils durch die Gewalt des einströmenden Wassers in den übrigen weißen Theil des Mantels: dann umgeben sie weiße Schichten und je nach der Menge derselben wird ihre Farbe sich der Helle und dem Glanze der eigentlichen weißen Perle nähern.

Oder die weißen Perlen gelangen durch ähnliche bewegende Kräfte in den farbigen Saum: so werden sie mit den farbigen Schichten umhüllt und ihre frühere Helle wird sich bis zum tiefsten Dunkelbraun umwandeln.

Bringt man endlich die gleichfalls schon gedachte Ursache der Färbung des Mantelsaumes mit diesen Thatsachen in Zusammenhang, so erklärt sich die einfache Erfahrung: Thiere im reinen Wasser, mit weißem Rande und wenig pflanzenführendem Boden, besonders an sonnigen Plätzen, sind farbestoffärmer, haben weiße Perlen. — Thiere in farbigem Boden, der viele Pflanzen in sich birgt, an stark beschatteten Stellen, und besonders solchen, wo saures Wiesenwasser einmündet, sind stark gefärbt und haben immer braune Perlen. Deshalb auch die schönen hellen Perlen des Orients auf ihrem reinen Sandlager, die häufige Bleifarbe der amerikanischen wegen ihres sumpfigen Bodens.

Die Anzahl der Perlen selbst im Mantel ist veränderlich. Gewöhnlich ist eine, meistens in der linken Mantelhälfte, bisweilen eine in je beiden Hälften vorhanden; gar nicht selten sind mehrere; drei, vier bis acht kommen häufig mit und nebeneinander vor. Schon Plinus erwähnt, er habe vier bis fünf Perlen im Mantelsaume getroffen; Americus Vespucius fand in einer Muschel hundert und dreißig, Tavernier sieben bis zehn Perlen bei den orien-

talischen, ja sechzig bis siebzig in einem Exemplare kann man begegnen. Bei der Gegenwart mehrerer Perlen können alle weiß, oder alle farbig oder gemischter Natur sein, selten aber haben sie gleiche Größe: gewöhnlich ist nur eine von bedeutenderer Größe, die übrigen sind meistens klein und mißgestaltet.

Finden sich die Perlen in andern Theilen des Körpers als im Mantel, so können sie nur durch den Kreislauf der Wassergefäße dahin gelangt sein. Schon Pisistratus spricht von Perlen im Herzen der Auster, wo sich allerdings häufige mißgestaltete, kalkartige Ablagerungen, aber keine edlen Proben vorfinden.

Eng in Verbindung mit diesem Verhältniß steht eine andere Erscheinung, nämlich das häufige Zusammenfallen von Gestaltsveränderungen der Schalen mit der Anwesenheit von Perlen. Je mißgestalteter, verkrüppelter und buckliger eine Muschel ist, desto mehr Hoffnung hegen die Fischer auf glücklichen Fang, doch nicht immer geht diese in Erfüllung, da auch wohlgeformte Muscheln perlhaltig sein können.

Die Hauptverunstaltungen der Schalen — sogenannten Zeichen — lassen sich auf folgende Arten zurückführen und wenn sie vorhanden sind, sind sie eben so constant, als das Vorkommen der Perlen an bestimmten Stellen, wodurch sie eben bedingt werden.

1. Auf einer Seite der Schale laufen ein oder mehrere Streifen, meist von ihrer Mitte an quer bis zum Rande — der sogenannte „Faden" der Fischer; oder

2. Statt dieser striemenartigen Erhöhung läuft eine Vertiefung, eine Art Rinne, auf dieselbe Weise quer über die Schale.

Ersteres Zeichen deutet auf eine farbige, das zweite auf eine weiße Perle, welche da sitzt, wo der Faden oder die Rinne aufhört, meistens in der Mitte des Mantelrandes; oder

3. Die eine Schale ragt, krümmt sich mit ihrem schmalen Ende über die andere etwas hinüber, beide Schalen schließen nicht genau an einander, stehen etwas von einander ab; oder

4. An dem hinteren Ende sitzt ein verschieden großer Buckel. Die beiden letzten Veränderungen deuten auf Perlen an ihrem gewöhnlichen Sitze am hintern Ende des Mantels; je weiter die Entfernung der Schalen von einander, je stärker die Mißgestaltung, desto eher läßt sich auf die Gegenwart mehrerer Perlen schließen.

Alle diese Veränderungen im Bau der Schalen finden ihre Begründung darin, daß bereits bei noch nicht vollendeter Schale die Bildung der Perle begonnen und durch ihre Gegenwart im Mantel dieser in seiner normalen Schalenbildung gehindert ist.

Perlen, welche erst in fertigen Schalen ausgewachsener Thiere entstehen, hinterlassen keine oder nur äußerst geringe Veränderungen der Schalenform.

Welches sind nun die Ursachen der Perlenbildung?

Zu allen Zeiten hat man diese Frage gestellt, allein keine Mühe und Sorgfalt, keine wissenschaftliche Induction und kein technisches Experiment haben es bis jetzt vermocht, den Schleier, welchen Mutter Natur über die Wiege dieses kostbaren Juwels ausbreitet, vollständig zu lüften.

Erwähnt habe ich bereits des altindischen Mythus von Vischnu. Nach andern Ueberlieferungen entgleiten in lauen milden Sommernächten dem Himmel zarte Thautropfen, um im Busen der klaffenden Muschel von den wärmenden Sonnenstrahlen befruchtet zu werden. Diese Sage der Alten reicht weit bis in's Mittelalter, wie wir ersehen theils aus Plinius, Dioscorides, dem Polyhistor Solinus, theils aus dem wohl erfahrenen Ammianus Marcellinus, aus dem Ethnographen Kazwini, dem durch seine Alchemie verarmten Augurello. Schon der gelehrte Jude Benjamin von Tutela, welcher 1160 nach Christus Indien und China bereiste, erzählt: „Am Tage des Monates Nisan, oder den 24. März, nehmen die Muscheln den fallenden Regen auf, und im Monate Tisri, das ist Mitte September, finden die Taucher die Edelsteine in den Reptilien." Ja noch heut zu Tage haben die Eingebornen dieselbe Meinung von der Bildung der Perlen: Brahminen lehren, in den Sanscritbüchern stände, daß Perlen im Monate Mai bei Ankunft des Soati-Sterns (einer ihrer sieben und zwanzig Constellationen) entstünden, wenn die Muscheln an die Oberfläche des Meeres kämen, um die Himmelstropfen aufzufangen.

Doch nicht allein so zarter Zauber, auch Stürme und Wetter, Donner und Blitze können sie in's Dasein rufen: gleichviel ob sie dem eignen Fleische der Thiere entstammen, wie Isidorus beim Athenäus, Aelianus und der zwischen Rationalismus und Supranationalismus schwankende Hieronymus Cardanus behaupten; gleichviel, ob sie als dessen Auswüchse, Hörner, Pusteln, Pocken hervorwuchern, wie Juvenalis, Aelianus und Tertullianus wollen, oder ob sie als Steinchen des Meeres in die offene Muschel fallen, um in ihr Glanz und Glätte zu erhalten, wie der viel belesene Tzetzes annimmt.

Gar bald aber sehen wir der Hypothese das poetische Gewand entfallen und wir finden viele auf Thatsachen beruhende Erklärungsversuche in der Literatur aufgezeichnet.

Man hielt sie für integrirende Theile des Skelets, für wirkliche Beine, sogenannte Austernbeine: so Chares aus Mytilene;

oder für verwandelte Blutstropfen, so der theosophische Naturphilosoph Theophrastus Paracelsus; oder für krankhafte Bildungen der Muschelthiere, ähnlich den Finnen der Schweine, so Androsthenes beim Athenäus, der mauritanische König Juba, der Montpellier'sche Arzt Rondelet, oder für krankhafte Ausscheidungen des Schalenstoffes, ähnlich den steinigen Ablagerungen in andern Organismen, als den Gallen- Nierensteinen: so Anselmus de Boot, Bonanni, Schröck der Jüngere, Samuel Dale; ja Ulysses Aldrovandi erklärte sie, unbekümmert um das Zartgefühl der Damen, für Kothsteine, während der schlesische Pastor Herrmann sie mit den Krebsteinen, und Geoffroy der Jüngere, den Bezoarsteinen gleichstellt.

Nicht minder nahm man sie für Ausbesserungsversuche, Heilpflaster nach Verletzungen, welche die Thiere an ihren Schalen theils durch bohrende Würmer, theils durch andere äußere Schädlichkeiten erleiden: dies glaubten der dänische Anatom Stheno, die gelehrten Pastoren Chemnitz und Müller, Linné und Olivi. Ja Linné gründete bekanntlich sein Geheimniß der künstlichen Perlenbereitung darauf.

Endlich sah man in den Perlen ein Bestreben des Thieres, fremde, in seinen Körper eingedrungene Stoffe mit seiner Schalenmasse zu umgeben und dadurch von den übrigen Organen abzugrenzen.

Derartige fremde Körper können nur sein: entweder Sandkörner, Pflanzenreste, — dies meinten der bekannte Entomologe Redi, der geschätzte Mineraloge Graf Bournon, Blainville — und unser tüchtiger Flurl; oder die eigenen Eier der Thiere, dies nehmen an der alte Sandius, Valentini, Eberhard und selbst Everhard Home; oder endlich die Eier fremder Schmarozer, welche auf den Muscheln leben; diese gegenwärtig moderne Theorie stellten Professor Filippi in Turin und ein Dr. Küchenmeister in Zittau auf.

Für eine Kritik dieser bunten Auswahl von Theorien ist hier nicht der Ort. Je mehr von einer Sache geschrieben wird, desto weniger ist sie klar. Der sicherste Ausgangspunkt einer richtigen Beurtheilung der Sachlage ist das Mikroskop. Die Untersuchung des Baues der Perlen und der Theile, worin sie gebildet werden, ergibt Folgendes:

Bei einer großen Anzahl von Perlen, orientalischer wie europäischer, liefern fremde Körper meist von mikroskopischer Größe, wie Quarzkörnchen, Pflanzentheilchen 2c. den Kern der Perlen, sind also Bedingung ihrer Bildung.

Bei einer eben so großen Anzahl von Perlen fehlen diese fremden Körper und sie bestehen nur aus den Schichten des Schalenstoffes.

Im ersten Falle ist es unzweifelhaft, daß derlei fremde Körper mit dem ein- und ausströmenden Wasser den Körper passiren, im Mantel möglicherweise stecken bleiben und durch Umkleidung von Schalenstoff zu Perlen werden. Dafür spricht neben dem Nachweis des fremden Körpers die beständige Gegenwart der Perlen in den Canälen oder in ihrer Nähe.

Was aber die Bildung solcher Perlen veranlaßt, welche keinen fremden Körper beherbergen, das ist bis zur Stunde dunkel. Als Möglichkeit ließe sich unter Anderem denken, daß Störungen des Kreislaufes aus irgend einer Ursache Abänderungen in der Ausscheidung des Schalenstoffes hervorriefen, allein Bestimmtes wissen wir darüber nicht. Erst wenn wir die Gesetze des Kreislaufes bei diesen Thieren hinreichend erforscht, wird neben mancher anderen noch viel wichtigeren philosophischen Frage auch jene nach der Bildung der Perlen ihre hinreichende Lösung erhalten; bis jetzt ist aber jene noch keineswegs erörtert und die vielfachen, mühevollen Untersuchungen von Bojanus an bis Langer beweisen nur, wie unendlich schwer ihre Beantwortung der Natur abzuzwingen ist.

Sehr häufig gelangen fremde Körper zwischen Mantel und Schale und werden von ersterem mit Schalenstoff überzogen: dadurch entstehen verschiedenartige, bisweilen selbst wohlgestaltete perlähnliche Auswüchse an der innern Fläche der Schalen, gerade wie auch nach Verletzungen derselben: allein diese Bildungen sind keine Perlen und seien hier nur kurz erwähnt.

Ich hätte noch Vieles zu erzählen von der Art und Weise des Perlenfanges, von den Gründen der allgemeinen Abnahme orientalischer wie europäischer Perlen, von den verschiedenen angewendeten Methoden, eine künstliche Perlenbildung bei den Thieren zu erzielen — allein gut ist es, Maaß halten und wir kleiden die Grundgedanken dieser flüchtigen Skizze in des Dichters Worte:

„Die Perlenmuschel selbst — ganz in der eignen Reinheit
Verschlossen — theilet doch des Meeres Allgemeinheit.

An ihrer Perle Farb' erscheinet: ob sie schwamm
In Fluth seicht oder tief, auf Meergras oder Schlamm.

Doch ob sie länglicht ward, ei- oder kugelrund,
Das liegt am Muschelhaus, und nicht am Meeresgrund.

Ob endlich größer, ob sie kleiner selber sei
Liegt an der Kraft, die von Natur ihr wohnet bei.

Ein Mensch nimmt aus der Welt mehr oder minder Licht,
Die Form aus seinem Stand, und aus sich sein Gewicht.

Die
Wechselwirkung der physischen Kräfte.

Von Dr. Rollmann.



Wenn man mit einem Blicke die Kräfte der todten Natur überschaut, so stellen sie sich in zwei großen Gruppen dar. Die Kräfte der einen Gruppe äußern ihre Wirksamkeit nur bei unmittelbarer Berührung der Körper in nächster Nähe, die der anderen aber tragen in große, oft ungemessene Fernen die Kunde von ihrem Dasein.

Zu der ersten Gruppe gehört zunächst jene Kraft, welche die Atome jedes einzelnen Körpers zusammenhält oder auseinander treibt, die Cohäsion. Oft scheint in ihrem Zusammenhalten Regel und Bedeutung zu fehlen, den Körpern mangelt Form und bestimmtes Gefüge; oft fügt aber auch diese molekulare Kraft in schönster Harmonie Theilchen an Theilchen zu den unendlich mannigfaltigen, streng mathematischen Formen der Krystalle. Nah verwandt ist ihr jene Kraft, welche zwei vorher getrennte Körper aneinander haften macht. Sie ist es, welche den schwarzen Tropfen in der Feder hält und in seinen Strichen auf dem Papiere ausbreitet, die die Folie an das glänzende Glas klebt, die es dem Gecko, jener Eidechse, möglich macht, mit seinen gelappten, klebrigen Füßen eine Promenade an der Zimmerdecke zu unternehmen, bis er, seiner gefährlichen Stellung vergessend, beim kühnen Sprung nach einer Fliege dem sorglos unter ihm Sitzenden auf die Nase fällt. Nicht immer aber tritt diese Kraft, die Adhäsion, bei Berührung der Körper allein auf; sehr oft kommen dann auch die chemischen Kräfte hinzu, welche die Atome verschiedener Körper zu neuen verbinden, oder solche Verbindungen lösen. Lassen wir diese bisher genannten Kräfte, welche immer nur bei sich zu Hause sind, bei Seite, und wenden uns speciell zur zweiten Gruppe, deren Reich die weite Ferne ist. Die Glieder derselben heißen: Schwerkraft, Schall, Wärme, Licht, Elektricität und Magnetismus. Zum Theil sind sie bekannt, so lange die menschliche Sinnesthätigkeit wach ist, und heut zu Tage sind wenigstens ihre Namen in Jedermanns Munde, wenn auch die Unwissenheit sie häufig mißbraucht und in dem klingenden Wort Ersatz für die mangelnde Erkenntniß sucht und findet.

> Denn eben wo Begriffe fehlen,
> Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Alle diese Kräfte sind an die Materie gebunden und entspringen aus dem Zusammensein der Körper. Da kann denn freilich die Behauptung nicht auffallend erscheinen, daß der Mensch sich in keiner Lage, an keinem ihm zugänglichen Orte befinden kann, wo er diesen mächtigen Agentien nicht unterworfen wäre; ja noch mehr, man kann den Arm nicht ausstrecken, ohne die scheinbar Schlummernden, sei es direct oder indirect, sämmtlich wach zu rufen. Wenn aber dem so ist, so liegt der Gedanke an eine gemeinsame Mutter für Alle sehr nahe. Die Gewißheit, daß alle physischen Kräfte dem Zusammensein der Körper ihren Ursprung verdanken, kann keineswegs befriedigen, sondern nur dazu anregen, die näheren Bedingungen ihrer Entstehung zu erforschen, ihren Zusammenhang und ihre Wechselwirkung aufzudecken. Die höchste Aufgabe der Physik wäre dann, die Einheit der genannten Kräfte, von der sie vielleicht alle bloße Modificationen sind, aufzufinden. Dies Problem wartet noch des Glücklichen, der es, sei es durch Zufall, oder was weit wahrscheinlicher ist, durch einen eminenten mathematischen Scharfsinn, verbunden mit dem umfassenden Wissen eines Humboldt, und der feinen Beobachtungsgabe eines Faraday, dereinst lösen wird. Wenn nun auch eine Gesammtkraft, welche alle enthält, noch nicht bekannt ist, so gibt es doch ein gemeinsames Band, welches Alle umschlingt, in dem Gesetze, nach welchem ihre Wirkungen in die Ferne geschehen. Es ist dasselbe Gesetz, welches Newton für die Gravitation entdeckte, und es läßt sich mathematisch zeigen, daß sämmtliche Kräfte, welche nach allen Seiten des Raumes hin in die Ferne wirken, nach ihm sich richten müssen. — Man denke sich um einen gemeinsamen Mittelpunkt mehrere Kugelschalen, deren Abstände von einander alle gleich dem Radius der ersten Kugel sind. Ist also z. B. dieser Radius gleich 1 Fuß, so sind die der folgenden Kugelschalen gleich 2, 3 u. s. w. Fuß. Die Mathematik lehrt, daß für die genannten Abstände die Oberflächen der Kugeln sich verhalten wie die Zahlen 1, 4, 9, 16 u. s. w. Nun denke man sich den gemeinsamen Mittelpunkt leuchtend, so sendet er seine Strahlen so aus, daß jede der gedachten Kugelschalen von

derselben ganzen Lichtmenge getroffen wird. Da nun die zweite Schale eine viermal so große Oberfläche hat als die erste, so muß bei ihr auch das Licht über eine viermal so große Fläche ausgebreitet sein, bei der dritten über eine neunmal so große u. s. w. Vergleicht man nun gleich große Flächenstückchen der auf einander folgenden Schalen, so wird das der zweiten nur von einem Viertel der Lichtstrahlen getroffen, welche auf das der ersten fallen, das der dritten nur von einem Neuntel u. s. w. Mit anderen Worten: die Helligkeiten der Schalen verhalten sich zu einander wie die Zahlen 1, $^1/_4$, $^1/_9$ u. s. w., während ihre Abstände vom Mittelpunkte gleich 1, 2, 3 u. s. w. sind. Die Wirkungen verhalten sich also umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen. Dies ist das berühmte Gesetz, welches Newton 1682 für die Gravitation nachwies. Auch für die übrigen der genannten Kräfte hat man, mit Ausnahme des Schalles, das Gesetz experimentell bestätigt, und wenn es ein Mittel gäbe, die Stärke des Schalles genau zu messen, so würde auch die Richtigkeit des Newton'schen Gesetzes für den Schall leicht zu beweisen sein. Ausnahmen von diesem Gesetze müssen überall da stattfinden, wo man die Kräfte zwingt, in einer seitlich begrenzten Bahn fortzuschreiten. Auf den im vollkommen isolirten Telegraphendrahte fortschreitenden galvanischen Strom findet also Newton's Gesetz keine Anwendung. Durch eine Röhre der pariser Wasserleitung hörte Biot auf eine Länge von $^1/_8$ Meile ungeschwächt das leiseste Gespräch.

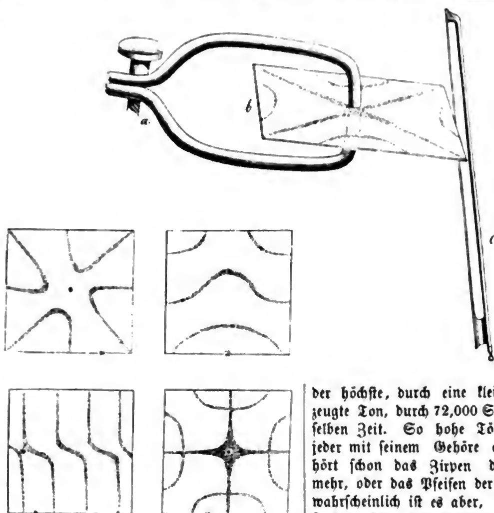
Was nun den Zusammenhang und die Wechselwirkung von je zweien der genannten sechs Kräfte betrifft, so ist hier schon Vieles entdeckt, manche Brücke geschlagen, und man kann beim Ueberschreiten dieser kühnen Wölbungen denen, welche zuerst die neuen Bahnen wandelten, die vollste Anerkennung nicht versagen.

Beginnen wir mit der Schwerkraft, der Anziehungskraft der Massen. Sie ist es, die den Stein zur Erde fallen macht, und dabei hat ihr Galilei ihre Gesetze abgelauscht; sie ist es aber auch, die den Gestirnen ihre Bahnen vorzeichnet, und Newton's Namen für alle Zeiten unsterblich machte. Unter allen genannten Kräften steht aber keine gegen die anderen so isolirt da, als gerade sie. Sie prägt den Körpern Gewicht ein, auf die physischen Kräfte aber hat sie so wenig Einfluß, daß diese den Namen Inponderabilien erhalten haben. Sie vermag auch durch ihr Wirken keine dieser Kräfte hervorzulocken. Kurz, sie hat bis jetzt aller Versuche gespottet, welche dahin zielten, sie mit ihnen in Zusammenhang zu bringen, und doch sind die Physiker nicht müde geworden, nach den verborgenen Fäden zu suchen, welche vielleicht die Verbindung knüpfen. Noch im Jahre 1851 veröffentlichte Faraday über den möglichen Zusammenhang der Schwerkraft mit der Elektricität eine Abhandlung, zu der er folgende Einleitung schrieb: — „Die lange und beständige Ueberzeugung, daß alle Naturkräfte von einander abhängen, einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, oder vielmehr nur verschiedene Aeußerungen einer Grundkraft seien, hat mich oft daran denken lassen, ob es nicht möglich sei, einen Zusammenhang zwischen Schwerkraft und Elektricität experimentell nachzuweisen, und somit die erstere einzureihen in die Gruppe, welche auch Magnetismus, chemische Kraft und Wärme einschließend, so viele und so verschiedene Kraftäußerungen durch gemeinsame Beziehungen verknüpft." — Dies die Einleitung, der Schluß lautet: — „Hier enden für jetzt meine Versuche, ihre Resultate sind negativ, doch ist mein Glaube an das Dasein einer Beziehung zwischen Schwerkraft und Elektricität nicht erschüttert."

Für die Denker steht also die Schwerkraft isolirt da, nicht für die Dichter. Diese haben sie seit langer Zeit verknüpft mit der Harmonie der Welten, mit jenen himmlischen Tönen, welche man bloß deshalb nicht hört, weil sie ewig sind. So muß uns denn die Phantasie hinüberleiten in das Reich des Klanges, und sie hat ein alt verjährtes Recht zu dieser Führerschaft, denn:

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst Du in der Erkenntniß Land,
An höhern Glanz sich zu gewöhnen
Uebt sich am Reize der Verstand.

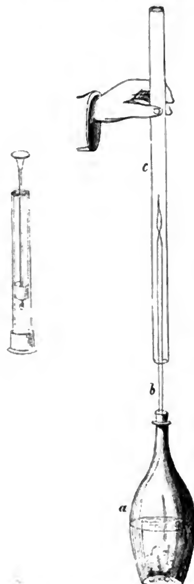
Schall ist Bewegung. Wenn ich eine tönende Stimmgabel oder Glocke berühre, so fühle ich deutlich das Beben derselben. Die schwingende Saite, der vibrirende Stab zeigen ihre Bewegung dem Auge. Wenn Chladni's bekannte Klangfiguren sich bilden, so geschieht dies dadurch, daß der Sand von der klingenden Scheibe heftig emporgeworfen wird, bis er sich an den Ruhestellen zu regelmäßigen Figuren sammelt. Diese Knotenlinien, auf denen der Sand ruht, erzeugen keinen Ton, über ihnen herrscht Schweigen, wie der Versuch es lehrt. Umstehende Abbildung zeigt den einfachen Apparat zur Erzeugung der chladnischen Klangfiguren. Es ist a eine Zange zum Halten der Glastafel b, auf welcher durch Streichen mit dem Bogen c sich der aufgestreute Sand bereits zu einer Figur geordnet hat. Nebenbei sind noch vier andere Figuren abgebildet. Von den beiden Sternchen bedeutet das in der Figur befindliche die Stelle, an welcher die Glastafel gehalten wurde, das am Rande die Stelle zum Anstreichen. Ein Ton entsteht also nur durch Bewegung. Wir hören, wenn sich die Bewegung dem Trommelfell unseres Ohres mittheilt. Diese Mittheilung geschieht dadurch, daß der tönende,



vibrirende Stab auf der Seite, wohin er sich biegt, die Luft vor sich herstößt und verdichtet, während er hinter sich eine Verdünnung erzeugt. Beim Rückgange der Bewegung entsteht auf der ersten Seite die Verdünnung, auf der zweiten die Verdichtung, welche nun im raschen Laufe abwechselnd einander folgen und durch Mittheilung ihrer Bewegung an die benachbarten Luftttheilchen fortschreitende Wellen erzeugen. Die Wasserwellen, welche ein Steinchen auf der glatten Oberfläche des Teiches hervorruft, bestehen aus Berg und Thal, in jenem steigen die Wassertheilchen in die Höhe, in diesem senken sie sich. Ein Wassertropfen schwingt also der Quere nach. Bei den Tonwellen entsprechen die Verdichtungen den Wellenbergen des Wassers, die Verdünnungen den Thälern. Die Schwingungen der Lufttheilchen geschehen aber der Länge nach, d. h. jedes Theilchen entfernt sich im Sinne der fortschreitenden Tonwelle vom Erschütterungspunkte und kehrt dann zurück. Die Wasserwellen schreiten in einer Ebene fort, die Tonwellen im Raume. Die Wasserwellen sind Kreise, die Tonwellen Kugelschalen. So oft eine Luftwelle das Trommelfell unseres Ohres trifft, muß es sich aus- und einbiegen. Der Gehörnerv zählt die Anzahl dieser Schwingungen in bestimmter Zeit und wir beurtheilen darnach die Höhe des Tones. Der tiefste Orgelton entsteht durch zweiunddreißig Schwingungen in der Secunde, der höchste, durch eine kleine Stimmgabel erzeugte Ton, durch 72,000 Schwingungen in derselben Zeit. So hohe Töne kann aber nicht jeder mit seinem Gehöre auffassen. Mancher hört schon das Zirpen der Heimchen nicht mehr, oder das Pfeifen der Fledermaus. Sehr wahrscheinlich ist es aber, daß Thiere, welche so hohe Töne hervorbringen, noch viel höhere vernehmen, daß sie taub sind für tiefe Töne, daß für sie das Reich des Klanges vielleicht erst da beginnt, wo es für uns aufhört. Denken wir uns die Zahl der Schwingungen eines Körpers in die Billionen erhöht, so gelangen wir aus der Sphäre des Klanges durch die der Wärme zum Lichte. Wenn eine Stimmgabel stets verkleinert wird, wodurch die Schnelligkeit ihrer Schwingungen und der Ton, den diese geben, erhöht werden, bis wir zuletzt beim Anschlagen ihren hohen Klang nicht mehr vernehmen; so haben doch deshalb ihre Schwingungen sicher nicht aufgehört, aber das Ohr faßt sie nicht mehr auf. Sie entfernen sich um so weiter aus dem Kreise seiner Wahrnehmungen, je schneller sie werden, bis sie endlich so rasch einander folgen, daß sie dem Gefühl als Wärme, dem Auge als Licht erscheinen. Sind wir auch nicht im Stande, diesen Uebergang experimentell nachzuweisen, weil unsern sinnlichen Wahrnehmungen hier eine Grenze gesteckt ist, so hat doch deshalb derselbe nichts Unmögliches. Es existiren Wärmefarben, von denen unser Gefühl Nichts weiß; wir haben erst in der neuesten Zeit Mittel kennen gelernt, das violette Ende des Lichtspectrums über seine gewöhnliche Grenze hinaus sichtbar zu machen, d. h. das Auge kann mit Hülfe dieses Mittels weit raschere Aetherschwingungen noch wahrnehmen als ohne dasselbe. Vielleicht gelingt es auch in Zukunft, die Grenze der hörbaren hohen Töne weiter hinauszuschieben und die an-

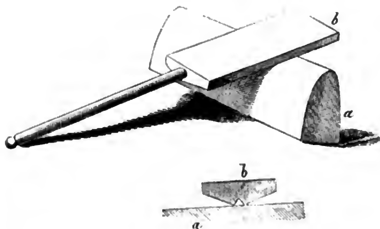
gedeutete Lücke, wenn nicht auszufüllen, so doch zu verkleinern.

Auf ganz andere Weise als bisher besprochen, knüpft sich aber die Wärme wirklich an den Schall und folgt Schritt für Schritt dem Klange, der die Luft durchzittert. In physicalischen Cabinetten findet sich ein Feuerzeug, welches zwar unbequem zum Gebrauche, aber für das angedeutetete Zusammensein von Schall und Wärme von Interesse ist. Der Apparat heißt pneumatisches Feuerzeug (Luftfeuerzeug würde dasselbe ausdrücken, doch die Physik liebt es, ihre Kunstausdrücke meist der griechischen Sprache zu entnehmen) und besteht, wie das Bildchen zeigt, aus einer einerseits verschlossenen Röhre, in welche ein Stempel luftdicht hinabgestoßen werden kann. Der Stempel trägt unter dem Kolben ein Stückchen Zunder. Wird er nun durch kräftigen Schlag in die Röhre getrieben, so verdichtet er die eingeschlossene



Luft, welche sich dabei derart erhitzt, daß der Zunder Feuer fängt. Kehrt man den Versuch um, so sieht man bei plötzlicher Verdünnung eines Luftvolums seine Temperatur sinken. Hieraus folgt, daß in jeder Schallwelle eine wärmere und kältere Luftschicht neben einander liegen müssen. Wir fühlen aber weder die eine noch die andere, weil sie zu rasch mit einander abwechseln.

Fragen wir nun umgekehrt: kann die Wärme Töne erzeugen? so lautet die Antwort: auf sehr mannigfaltige Weise. — Bei einem gut ziehenden Ofen strömt bei lebhaftem Feuer die Luft oft stoßweise ein, doch folgen die einzelnen Stöße nicht rasch genug, um sich zu einem Tone zu verbinden. Stülpt man aber über eine kleine Wasserstoffgasflamme eine etwa 3/4 Zoll weite, 1 bis 2 Fuß lange Glasröhre, so facht der dadurch entstehende Zug die Flamme ebenfalls stoßweise, aber in einem so raschen Tempo an, daß ein hoher schrillender Ton entsteht. Die vorstehende Figur versinnlicht die Ausführung des Experimentes ganz deutlich: In der Flasche a wird das Wasserstoffgas entwickelt, welches dann aus der Spitze des Rohres b, innerhalb des weiteren Rohres c, ausströmt und verbrennt. Der Apparat heißt chemische Harmonica, obschon der Ton nichts weniger als harmonisch ist. — Weit angenehmere Töne erzeugt das Trevelyan-Instrument, nach seinem Entdecker so genannt. Es besteht im Wesentlichen aus einem erhitzten Metallklotze, dem Wieger, welcher in zwei dicht zusammenliegenden Punkten auf einem kalten Metallstücke, dem Träger, ruht, während sein Stiel, als dritter Stützpunkt, auf dem Tische liegt. Unsere Abbildungen zeigen Ansicht und Durchschnitt des Trevelyan-Instrumentes. In beiden ist a der



Träger, b der Wieger. Angestoßen wackelt der Wieger auf den beiden nahen Stützpunkten hin und her, wie das oft auch andere, ähnlich unterstützte Körper thun, um dann allmählich wieder zur Ruhe zu kommen. Das verhindert aber in unserem Falle die Wärme. So wie der wackelnde heiße Metallklotz die kalte Unterlage berührt, dehnt sich diese, durch die ihr mitgetheilte Wärme am Berührungspunkte rasch aus und hebt den Wieger empor. Wird aber der berührte Punkt vom Wieger, der jetzt auf die andere Seite fällt, verlassen, so zieht sich die vorher durch Ausdehnung entstandene kleine Erhöhung während der Nicht-

berührung wieder zusammen. Jeder Berührungspunkt des heißen Metalles durchläuft also beim Fallen einen größeren Raum, als er beim Steigen vom Träger ab beschrieben hatte. Die fallende Seite gelangt daher jedesmal niedriger, als sich die andere befindet. Dadurch wird die Bewegung dauernd und die Stöße beim Fallen erzeugen einen Ton, der höher wird mit steigender Hitze.

Auf ganz andere Art können in anderen Fällen Töne durch Wärme entstehen; ich erinnere nur an das Singen des Wassers vor dem Sieden, das Klirren stark erhitzter Ofenthüren, wenn sie geöffnet sich abkühlen u. s. w.

Der Uebergang von der Wärme zu den drei übrigen Kräften ist nun überall leicht nachzuweisen. Dem Laien scheint sie gewiß dem Lichte am nächsten verschwistert zu sein, denn das leuchtende Feuer wärmt, der Sonne Lichtstrahl glüht, und selbst der, nach dem Volksglauben kältende Mondschein, hat Melloni, als er ihn, durch eine Linse von drei Fuß Durchmesser condensirt, auf das empfindlichste Thermoskop fallen ließ, deutliche Wärmespuren gezeigt; indessen hat schon im Jahre 1777 in seiner „chemischen Abhandlung über Licht und Feuer“ der Stralsunder Scheele gezeigt, daß zwischen Licht und Wärmestrahlen bemerkenswerthe Unterschiede stattfinden. Scheele sagt: Wenn man durch eine Glasscheibe in ein Kaminfeuer sieht, so fängt das Glas alle Hitze auf, und doch sieht man das Feuer. An dem von einem Glasspiegel zurückgeworfenen Lichte des Feuers bemerkt man nicht die geringste Wärme, aber der Spiegel wird warm. Ein polirtes Metallblech wird nicht warm, wirft aber Licht und Wärme auf gleiche Weise zurück u. s. w. Das sind Verschiedenheiten genug, um Licht- und Wärmestrahlen, auch wenn sie noch so eng verbunden auftreten, von einander zu trennen. Verwandt sind aber beide Kräfte, denn der bloß warme Körper fängt bei stärkerer Erhitzung glühend an zu leuchten, und wer weiß, ob nicht die Augen mancher nächtlichen Thiere schon da Licht schimmern sehen, wo wir nur Wärme spüren.

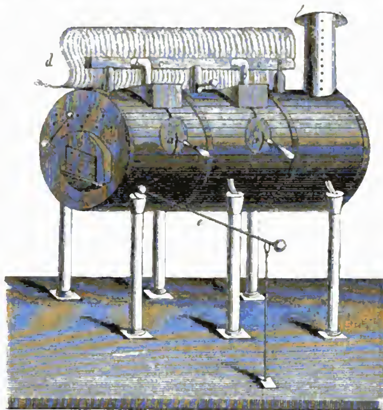
Ich suche den Fortschritt von der Wärme aus nicht unmittelbar zum Lichte, sondern auf anderem Wege. — Im Jahre 1821 verknüpfte Seebeck in Berlin zwei Metalldrähte verschiedener Art dergestalt mit einander, daß sie einen metallisch geschlossenen Kreis bildeten, dessen eine Hälfte z. B. aus Eisen, die andere aus Platindraht bestand. Als er nun die eine Verbindungsstelle der beiden Drähte erwärmte, während die zweite die Temperatur der Umgebung behielt, durchzuckte plötzlich ein elektrischer Strom den Metallring und hielt so lange an, als die Temperaturdifferenz der beiden Berührungsstellen dauerte. Bei Abkühlung der einen Verbindungsstelle unter die Temperatur der anderen, trat gleichfalls der Strom ein, nur in umgekehrter Richtung. Da haben wir ein eclatantes Beispiel, wie unter bestimmten Bedingungen die eine Kraft von der anderen hervorgelockt wird. Es unterscheidet sich diese Elektricität durch Nichts von derjenigen, welche uns die telegraphischen Depeschen besorgt, als durch ihren Ursprung, nach welchem sie Thermoelektricität genannt wird.

Die Wärme ist vielseitig, sie lockt nicht nur an den Berührungsstellen heterogener Metalle die an den Leitungsdraht gefesselte voltaische Elektricität hervor, sie vermag auch die Reibungselektricität zu erzeugen, welche in glänzenden Funken, den Blitz nachahmend, die Luft durchbricht. Im Jahre 1840 hielt ein englischer Arbeiter die eine Hand in den Dampf, welcher dem Ventile eines Dampfkessels entströmte, und erhielt, als er darauf mit der anderen Hand die Maschine selbst anfaßte, einen heftigen elektrischen Schlag. Seitdem dient der Dampfkessel, durch Glasfüße isolirt, als riesige Elektrisirmaschine. Der ausströmende Dampf reißt Wassertröpfchen mit, welche durch ihre Reibung an der Mündung des Ausströmungsrohres den Dampfkessel negativ, den Dampf selbst positiv elektrisch machen. Die folgende Figur stellt eine solche Maschine dar, wie sie die Polytechnic institution in London ausführen ließ. Ihr Erfinder Armstrong gab ihr den Namen Hydroelektrisirmaschine (Wasser-Elektrisirmaschine). Ein auf 6 Glasfüßen isolirter Röhrendampfkessel von 6½ Fuß Länge und 3½ Fuß Breite, mit Feuerstelle und Aschenfang in seinem Innern, bildet den Hauptheil der Maschine. Durch die Hebel a a wird dem Dampfe der Zugang in die Röhren b b und den Canal c c geöffnet, aus welchem er dann durch 46 gebogene Eisenröhren in die Luft entweicht. Durch Reibung, hauptsächlich in den Mundstücken der krummen Röhren, wird die Elektricität frei. Man läßt den Dampf nach seinem Austritte gegen einen mit Metallspitzen besetzten Rahmen strömen, welcher die positive Elektricität des Dampfes zur Erde ableitet, während der auf isolirender Stütze ruhende Metallstab e die negative Elektricität des Kessels zu der Versuchsstelle hinleitet.

Mit Hülfe der Wärme haben wir hier neben der Elektricität zugleich das Licht erhalten, welches im elektrischen Funken aber nur momentan aufblitzt, denn es ist erwiesen, daß die Zeit, während welcher der Funke leuchtet, nicht der 10,000,000. Theil einer Sekunde ist, und doch sehen und erkennen wir unsere Umgebung deutlich beim Scheine des Blitzes. — Daß auch die atmosphärische Elektricität mit der gesteigerten Wärme eng zusammenhängt, beweist uns das seltne Vorkommen der Gewitter im Winter und ihr häufiges und heftiges Auftreten in der Region der Calmen, wo der äqua-

toreale Wolkenring einen kolossalen Conductor für das sich sammelnde elektrische Fluidum abgibt.

Endlich handelt es sich noch um den Zusammenhang zwischen Wärme und Magnetismus. Er ist eine schon lange bekannte Thatsache. Der Magnet verliert seine Kraft völlig, wenn er bis zum Glühen erhitzt wird, er wirkt

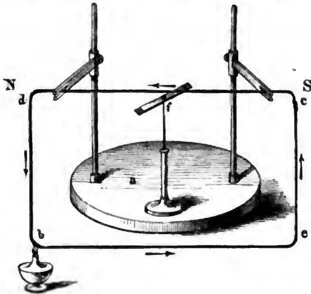


dagegen stärker bei niedriger Temperatur, wie Roß in den Polarregionen beobachtete. Auch die tägliche, fortschreitende Erwärmung der Erde durch die Sonne scheint auf eine frei schwebende Magnetnadel von Einfluß zu sein, da diese täglich wiederkehrende, regelmäßige Schwankungen zeigt.

Suchen wir jetzt den Uebergang von der Elektricität zu den übrigen fünf oder vielmehr vier Kräften, da die isolirte Stellung der Schwerkraft schon genugsam angedeutet, zu gewinnen. — Wenn der elektrische Funke die Luft durchbricht, so geschieht es nimmer, ohne daß der Schall ihn begleitet, sei es als kaum hörbares Knistern und Knacken, sei es als betäubender Donnerschlag. Der Knall entsteht in Folge des Durchbrechens und Zusammenschlagens der Luft, das nachfolgende Rollen des Donners hat noch Manches Unaufgeklärte. Auch der galvanische Strom vermag auf mehrfache Weise Töne hervorzulocken, die indeß des Räthselhaften noch zuviel zeigen, als daß ich bei ihnen verweilen könnte. — Ein zweiter Begleiter des Blitzschlages ist das Feuer, dessen verheerenden Wirkungen der Amerikaner Franklin ein: „Bis hierher und nicht weiter!" zurief.

In der auffallendsten Weise zeigt der oben beschriebene Seebeck'sche Metallring die Wechselwirkung zwischen Elektricität und Wärme. Leitet man durch diesen Ring einen schwachen elektrischen Strom, so erwärmt sich die eine Berührungsstelle der Metalle, während die Temperatur der anderen sinkt. Bei stärkeren Strömen erhitzt sich jedoch der ganze Draht, und kann unter günstigen Umständen sogar in's Glühen gerathen. Ich muß noch mehr steigern: ein kräftiger galvanischer Strom gibt uns die stärkste Hitze, welche wir kennen. Sie schmilzt einen Platindraht, welcher der Gluth des Gebläseofens spottet. In den meisten Fällen wirkt jedoch die Elektricität nicht so energisch und wir sehen es auch dem Telegraphendrahte nicht an, ob er ruht, oder ob ihn die wichtige Botschaft durchzuckt. Es fragt sich nun: wie ist in diesem Falle das Dasein oder der Mangel des Stromes nachzuweisen? und das führt uns zur Verbindung der Elektricität mit dem Magnetismus. Spannt man einen Theil des Seebeck'schen Metallringes oder der Telegraphenleitung von Nord nach Süd auf, und stellt eine Magnetnadel dicht darunter, die sich also dem Drahte parallel richten wird, dann wendet sich die Nadel, sowie der elektrische Strom den Draht durchläuft, zur Seite, und kehrt erst in ihre Ruhelage zurück, wenn er aufhört. Die Anordnung des Experimentes wird durch die folgende Figur erläutert. Das Gestell a trägt den Metallring b e c d, welcher z. B. aus Kupfer b d c und Eisen b e c besteht und bei h und c zusammengefügt wurde. Durch Erwärmung der Löthstelle b entsteht der elektrische Strom in der Richtung, welche die Pfeile andeuten und lenkt die vorher mit N S parallele Magnetnadel f aus ihrer

Lage ab. Oerstedt in Kopenhagen war es, der durch Zufall diese Erscheinung, den Elektro-Magnetismus fand. Die Ablenkung der Magnetnadel durch Elektricität dient jetzt dem Physiker als feinstes Erkennungsmittel sowohl der Elektricität selbst, als auch der Wärme. Sie mißt die Gluthhitze des Schmelzofens und die Wärme des Mondstrahls. — Auch wenn ein Nordlicht aufflammt, wird die magnetische Nadel unruhig, selbst an solchen Orten, wo vom Nordlichte nichts zu sehen ist. Trifft aber der Blitz ein Schiff, so richtet er oft die größte Verwirrung im Magnetismus der Compaßnadeln an. Im Jahre 1809 scheiterte an der Küste von Algier ein genuesisches Schiff, weil der Capitain, irregeleitet durch die Umkehrung der Pole, welche der Blitzschlag in den Compassen bewirkt hatte, nach Norden zu steuern glaubte. — Nicht bloß auf die magnetische Nadel, auch auf das unmagnetische Eisen wirkt die Elektricität und schafft uns so Magnete, deren Kraft so leicht und sicher entsteht und vergeht, daß wir durch sie in die größten Fernen die schnellsten Botschaften schicken; Magnete, die so stark und kräftig sein können, daß man sie benutzt hat, die Räder der Lokomotive stärker gegen die Schienen zu pressen, wenn der Zug bergauf läuft; Magnete, die so rasch ihre Kraft erlangen, daß sie dazu dienen können, die kurze Zeit zu messen, welche die Kugel gebraucht, um den Lauf des Geschosses zu durchfliegen.



Ich bin noch nicht zu Ende mit der Aufzählung der Zauberwirkungen der Elektricität. Läßt man den Schlag einer Leidner Flasche über ein Stück Kreide hinweggehen, so leuchtet dasselbe mit mildem Scheine noch eine Zeitlang im Dunkeln fort. Leitet man aber den elektrischen Strom zwischen Kohlenspitzen durch, so glühen dieselben mit so blendendem Lichte, daß es unter Anderm benutzt wurde, den Arbeitern bei den Bauten der Rue Rivoli in Paris auch Nachts fast Tageshelle zu verschaffen. Welchen Abstand haben wir da zwischen dem kleinen Funken, welchen 1671 der Magdeburger Bürgermeister Otto v. Guericke seiner geriebenen Schwefelkugel entlockte, und diesem Lichtstrom der Säule Volta's!

Was nun ferner den Magnetismus betrifft, so kann ich mich darüber sehr kurz fassen, indem ich sage, daß Alles, was durch Elektricität bewirkt werden kann, auch dem Magnetismus möglich ist. — Es ist so leicht und bequem, mittelst des Magneten Elektricität zu erzeugen, daß er vielleicht in Zukunft noch die galvanische Batterie ersetzen wird, was er in manchen Fällen schon jetzt thut.

Der Magnetismus ist heut zu Tage nicht mehr ein Privilegium für Eisen, Kobalt und Nickel, fast alle Körper können unter günstigen Umständen magnetisch werden; bei einer großen Anzahl erzeugt jedoch der Nordpol eines Magneten in dem genäherten Ende keinen Südpol, sondern wieder einen Nordpol, und stößt diesen zurück. Faraday nannte solche Körper diamagnetisch. So wie Eisen am stärksten magnetisch wird, steht das Wismuth obenan in der Reihe der diamagnetischen Körper, der unter anderen auch Fleisch, Holz, Zucker u. s. w. angehören. Fast gleichzeitig mit der Entdeckung des Magnetismus fand Faraday (1845) den bisher unbekannten Zusammenhang zwischen Magnetismus und Licht. Um eine genaue Erörterung desselben geben zu können, müßte ich die Theorie des Lichtes breiter auseinandersetzen als es der Zweck dieser Zeilen ist. Kurz läßt sich die Sache nur so darstellen: Denkt man sich eine zum Magnet gemachte Glasstange, so wird dieselbe in diesem Zustande auf andere Weise durchsichtig sein als vorher. Wären Stahl und Eisen durchsichtig, so könnte also das Licht die Frage entscheiden: Magnet oder nicht?

Wenn ein Magnetstab um seine Axe rotirt, so strömt Elektricität von seiner Mitte (dem Indifferenzpunkte) nach den beiden Polen hin. Unsere Erde ist gleichfalls anzusehen als ein großer Magnet, dessen Pole nicht fern von den terrestrischen Polen liegen, und vielleicht ist es die in Folge der Rotation ausströmende Elektricität, welche wir von Zeit zu Zeit an ihren Polen als Nord- und Südlicht bewundern.

Endlich das Licht! Wer kennte nicht den mächtigen, oder besser gesagt nothwendigen Einfluß desselben auf die Thier- und Pflanzenwelt? Wer wüßte nicht, daß es unter der Hand des Photographen der schnellste und geschickteste Zeichner ist? Kommt es aber darauf an, durch den Lichtstrahl andere physische Kräfte hervorzulocken, so zeigt er sich ohnmächtig. — Wir sehen die Schallwellen nicht leuchten, und hören auch den vibrirenden Aether nicht tönen. Wollen wir also die Memnonsäule nicht gelten lassen, die beim ersten Morgenstrahl ihre zau-

berhaften Klänge ertönen läßt, so bleibt das Ohr dem Lichte verschlossen. — Der helle Sonnenstrahl verräth sich auch dem Blinden durch seine wohlthuende Wärme, während er die des sanfteren Mondlichtes nicht fühlt. Licht- und Wärmestrahlen sprechen also zu verschiedenen Sinnen, sie lassen sich vollständig von einander trennen. Die gesteigerte Wärme wirkt zwar endlich stets leuchtend, das concentrirteste Licht kann aber eiskalt sein. Durch bloßes Licht ist bis jetzt keine Wärme erweckt. Eben so wenig steht mit Sicherheit fest, daß Licht Elektricität oder Magnetismus erzeugen kann. Das Erstere behauptet zwar Becquerel und das Letztere Miß Sommerville; Becquerel hat aber bei seinen Versuchen die chemischen Einwirkungen des Lichtes nicht ganz ausgeschlossen; Miß Sommerville hat Sonnenstrahlen auf Nähnadeln fallen lassen, die dadurch, in Folge ihrer Beobachtungen, magnetisch wurden; doch haben andere Physiker, welche diese Versuche wiederholten, dabei negative Resultate erhalten.

Sowie die meisten unserer sechs Kräfte die anderen erzeugen können, so können sie sich auch selbst gebären.

Die Schwerkraft wirkt nie einseitig. Wenn der Stein von der Erde angezogen, auf sie niederfällt, so wird ebenso auch die Erde vom Steine angezogen, wir merken nur diese Anziehung nicht, weil sie verschwindend klein ist.

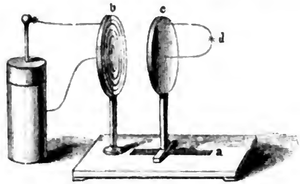
Der Ton der Stimmgabel bringt andere Körper zum Mittönen, wenn sie mit ihr gleichgestimmt sind. — Läßt man auf der Orgel zwei Pfeifen zugleich ertönen, welche um eine Quinte auseinanderliegen, so hört man zugleich die untere Octave des tieferen Tones, also nicht zwei, sondern drei Töne. Die beiden angespielten, um eine Quinte auseinanderliegenden Töne mögen die Schwingungszahlen 200 und 300 in der Secunde haben. Beginnen nun die Schwingungen gleichzeitig, so werden mit der 2., 4., 6. u. s. w. Welle der ersten Pfeife die 3., 6., 9. u. s. w. der zweiten Pfeife zusammentreffen und sich verstärken. Solcher Verstärkungen oder Stöße, wie die Physik sie nennt, entstehen dann 100 in einer Secunde und erzeugen den genannten dritten Ton.

Ein warmer Körper kann jedoch nicht Wärme geben, ohne von der seinigen zu verlieren.

Ein elektrischer Strom erzeugt in jedem benachbarten Körper unter geeigneten Verhältnissen einen zweiten Strom.

Um mit der Elektricität, welche eine gewöhnliche Elektrisirmaschine liefert, den Versuch anstellen zu können, hat der Elektriker Rieß in Berlin den hier abgebildeten Apparat erdacht. In die beiden hölzernen Scheiben b und c, von welchen die eine (c) auf dem Grundbrette a so verschiebbar ist, daß sie stets mit b parallel bleibt, sind ganz gleichlaufende, isolirte Drahtspiralen eingelassen, deren Enden auf der Rückseite der Bretter austreten. Wird nun durch die eine Spirale b eine Leidner Flasche entladen, so durchläuft gleichzeitig auch die Spirale c ein Strom, wie der zwischen den genäherten Enden bei d überspringende Funke anzeigt.

Der Magnet macht Eisen in seiner Nachbarschaft magnetisch. Der Diamant, welcher



den Sonnenstrahlen ausgesetzt war, leuchtet nachher eine Zeitlang selbständig.

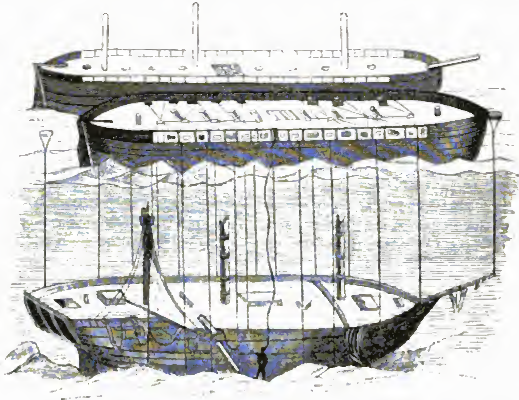
So mannigfaltig sind die Wechselwirkungen der physischen Kräfte, und gewiß gibt es deren noch viele, welche unserer Beobachtung bis jetzt entgangen sind.

Neuer Apparat
zur
Hebung gesunkener Schiffe.

Es hat sich in England eine Gesellschaft gebildet, welche die Verbindlichkeit übernimmt, gesunkene Schiffe sammt ihrer Ladung und andere untergesunkene Gegenstände zu erheben. Alle dahin einschlagenden Unternehmungen sind seither durch die gefährlichen Versuche sehr erschwert worden und forderten außerordentliche Opfer an Thätigkeit und Capital, die in den meisten Fällen von sehr unzulänglichen Erfolgen begleitet gewesen sind. Der Betrag der jährlich verloren gegangenen Güter an der Küste von Großbritannien ist sehr beträchtlich. Die Zahl verunglückter Schiffe betrug im Jahre 1855: 1141; davon waren 385 gesunken und man hatte keine Mittel, dieselben zu erheben, die übrigen strandeten und wurden theilweise wieder gerettet.

Der fragliche Apparat, der zu diesem Zwecke von S. R. Smith erfunden ist, besteht aus zwei stark gebauten Fahrzeugen, von denen jedes dem Rumpf eines Schiffes gleicht, auf dessen Deck die hauptsächlichen mechanischen Vorrichtungen angebracht sind. Diese bestehen in einer Reihe eiserner Cylinder, die in der Mittellinie befestigt sind und durch das Schiff hin-

durch vom Deck bis zum Boden gehen. Sie leiten die Ketten, durch welche die gesunkenen Gegenstände heraufgezogen werden. Die Cylinder sind so eingerichtet, daß sie mit jeder möglichen Kraft zur Erhebung wirken, ohne die Lage des Schiffes mit dem Apparat im geringsten zu stören. Die vorstehende Zeichnung gibt einen Begriff von der Erfindung. Besondere Stützen halten die beiden Schiffe von einander getrennt, damit das Wrack zwischen ihnen emporgehoben werden kann. Die umschließenden Ketten sind auf ein Bugsirboot geladen. Taucher befestigen diese Ketten zuerst an dem Wrack und wenn es vorsichtig etwas erhoben ist, schlingen sie dieselben um das Schiff und



sobald es dann durch die unter demselben hergehenden Ketten vollständig gesichert hängt, beginnt der Apparat zu wirken. Durch die Gewalt einer Schraube, welche bei jedem der Erhebungsschiffe sich befindet, wird es alsdann zur Oberfläche des Wassers befördert.

Neuestes aus der Ferne.

Uebersicht des Gebiets dieser Mittheilungen. — Die Entdeckungen in Afrika. — Suezcanal, Euphratbahn und indischer Telegraph. — China, Japan, das Amurland. — Die interoceanischen Linien Amerikas, der atlantische Telegraph.

Wir glauben der Zustimmung unserer Leser gewiß zu sein, wenn wir den Inhalt unserer Hefte durch monatliche Uebersichten der interessantesten Erscheinungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde vermehren. Kann irgend ein Zug unseres heutigen Lebens Anerkennung fordern, so ist es der allgemeine Drang aller Culturvölker, die unzugänglichsten, verschlossensten Erdwinkel bis tief in das arktische und antarktische Eis hinein zu erschließen, die fernsten, isolirtesten Menschengruppen in den geistigen und materiellen Weltverkehr hineinzuziehen und so eine Gemeinsamkeit der Interessen und eine riesige Rotation von Gedanken, Anschauungen und Kenntnissen, von Erzeugnissen des Fleißes und der Natur anzubahnen, welche dereinst unser ganzes Geschlecht zu einer einzigen Familie vereinigen und unsers großen Leibnitz Traum von einer Weltsprache verwirklichen wird. Dies ist das, nicht immer bewußte, Streben der Culturvölker, und die ganz und halb barbarischen Nationen kommen ihnen auf halbem Wege entgegen. Dringen wir durch kriegerische Conflicte und Eroberungszüge, mit Handelsstraßen und Missionsstationen zu ihnen vor, so fühlen sie ihrerseits das Bedürfniß, sich uns anzunähern und unsere Fortschritte, zunächst die, welche ihnen eine Vermehrung ihres Reichthums und ihrer Macht versprechen,

zu ihrem Eigenthum zu machen. Nicht blos Asien verräth diese Tendenz, auch in den Gebieten der Südsee regt es sich, ja selbst Afrika verräth einige Spuren erwachenden Lebens, während Amerika, um auch diese Schatten- und Gegenseite nicht zu verschweigen, bedenkliche Schwankungen zeigt, die ein Hinneigen auf die Seite der Barbarei hin befürchten lassen.

Europäische Colonien waren nicht immer Fortschrittskeile, in eine starre, widerstrebende Masse eingesetzt; in unserer Zeit sind sie es. In Afrika dringen zwei Civilisationsspitzen ein, Algier im Norden, die Capcolonie im Süden. Die geographischen Verhältnisse bedingen, daß die neuesten Epoche machenden Entwickelungen weder die französische noch die englische Station zum Ausgangspunkte genommen haben. Um die südlich vom 20° südlicher Breite gelegenen öden und wasserarmen Gegenden zu vermeiden, ist David Livingston auf seiner letzten und wichtigsten Reise von Loanda an der atlantischen Westküste ausgegangen und hat seinen Weg quer durch Südafrika zum Ufer des indischen Oceans gefunden. Nach seinen bis jetzt bruchstückartigen Mittheilungen ist das Land im Norden jenes Breitengrades mit einem Netzwerk von Bächen und Flüssen überzogen, erzeugt eine flachsartige Pflanze mit sehr starken Fasern, Zuckerrohr, Indigo, Senna und birgt in seinem Innern Steinkohlen, Eisenerz, Malachit und Gold. Die wuchernde Vegetation, in ihren Urwäldern an Brasilien erinnernd, bietet besonders im Gartenbau eine ununterbrochene Abwechslung von Saat und Frucht und Getreide in außerordentlichem Maße dar. Das Wild findet sich so zahlreich, daß ein Reisender keine Lebensmittel mit sich zu führen braucht, die Einwohner sind im Innern freundlich.

Für die Expedition nach Centralafrika bot Tripolis größere Bequemlichkeiten als Algier. Durch dieses Unternehmen, dessen Resultate hauptsächlich den drei Deutschen: Barth, Overweg und Vogel zu danken sind, haben wir eine genaue Kenntniß der Oasen und Handelswege der Wüste im Norden, der Völker in ihr und an ihrem Rande erlangt und werden von Dr. Barth nächstens die Geschichte der Fellatah erhalten. Von Timbuktu, vom Tschadsee sind die letzten Schleier gefallen, den Niger kennen wir jetzt in jedem Theile seines halben Kreislaufs, und es ist ermittelt worden, daß ein schiffbarer Nebenstrom, der Benue, bis in die Nähe des Tschadsees führt, mit dem er vielleicht durch den Schary periodisch in Verbindung gesetzt wird. Durch diese Entdeckungen im Süden und Norden, zu denen noch unsers Landsmanns Rebmann Reise zum Kilimandscharo, einem Gletscher unter 3° 30' südlicher Breite und 54° 40' östlicher Länge von Ferro, zu rechnen ist, verringert sich der uns unbekannte Theil Afrikas auf eine Zone, die auf beiden Seiten des Aequators nur einen Abstand von fünf bis zehn geographischen Graden besitzt.

Auch diesen Abstand verringert und glücklichsten Falls die letzten Lücken zwischen Nil und Niger, zwischen 4° 42' nördlicher und 3° 30' südlicher Breite, den beiden Grenzpunkten von Dr. Werne's und Rebmann's Fortschritten, ausgefüllt zu sehen, war noch vor wenigen Monaten Hoffnung. Gelang es Dr. Vogel, durch Wadai bis zum Nil vorzudringen, und erreichte Graf d'Escayrac die Quellen des Nils und die Fortsetzung der fabelhaften Mondgebirge, so waren die Verbindungsglieder der langen Kette geographischer Entdeckungen gefunden. Vogel ist muthig, der erste Europäer, in Wadai eingedrungen, die Expedition des französischen Grafen hat sich aufgelöst, und es wäre ein besonderes Glück zu nennen, wenn Said Pascha nicht durch seine letzten Erfahrungen von einer Wiederaufnahme seines schönen Planes abgeschreckt würde.

In nicht langer Zeit wird das noch geschlossene Meer, dessen westlichen Rand die Küsten von Ostafrika umsäumen, eine große Weltstraße der Schiffe werden. Die Durchstechung der Landenge von Suez ist gesichert, wenngleich England seine Befürchtungen, trotz Maltas, Adens, Ostindiens, Australiens und Chinas von den übrigen Marinen überflügelt zu werden, noch nicht überwunden hat. Diese englische Eifersucht ist die Mutter des entweder genialen oder abenteuerlichen (der Leser mag zwischen beiden Bezeichnungen wählen) Plans der Euphratbahn, die man von den Orontes-Mündungen nach Basra zu ziehen und bis Karatschi in der Nähe der Indusmündungen fortzuführen gedenkt. Ebenfalls in Karatschi wird die Telegraphen-Linie münden, zu deren Anlegung eine großherrliche Irade vom 10. Januar 1857 den Herren Gisborne Berechtigung ertheilt hat. Der Draht wird am Cap Helles an der Südspitze der Halbinsel Gallipoli Europa verlassen und über Chios und Rhodus, Alexandrien, Kosseir, Dschidda, Aden und weiter an der Südküste Arabiens nach seinem Endpunkte im Sindh führen, um sich von dort nach Bombay und Calcutta zu verzweigen. Bis jetzt trafen Nachrichten aus Bombay in Triest nach vierundzwanzig, aus Hongkong nach vierzig Tagen ein.

Gehen wir an Persien und Indien vorüber, berücksichtigen wir für dieses Mal weder den englisch-persischen Hader, der unsere geographischen Kenntnisse nach dem, was General Monteith und Sir H. Rawlison über die Küstenländer und ihre nach dem Tafellande von Iran führenden Pässe uns mitgetheilt haben, nicht wesentlich bereichern wird, noch die Veränderungen, welche Eisenbahnen, Telegraphen und Canäle, Annexationen und Berührungen mit

den Nachbarvölkern für das englische Ostindien herbeiführen, so dürfen wir uns sogleich auf den ostasiatischen Schauplatz versetzen, der in diesem Augenblicke das größte Interesse darbietet. Seit Jahren in einen Bürgerkrieg der blutigsten und gefährlichsten Art verwickelt, wird China nun auch von England angegriffen, und Frankreich und die Vereinigten Staaten scheinen sich in diesen Streit einmischen zu wollen, während Rußland die bedrängte Lage des Nachbarreichs dazu benutzt, nach nordamerikanischer Weise passend gelegene Landstrecken zu annexiren. Ohne sich auf bodenlose Prophezeiungen einzulassen, kann man voraussagen, daß der zweite englisch-chinesische Krieg Europa einen Schritt weiter in das Reich der Mitte hineinführen wird. Im Frieden von Nanking wurden die Engländer bloß auf der Schwelle des Landes, an dem spärlich bevölkerten Ufersaume zugelassen, jetzt wollen sie, mit Sir John Bowring's eigenen Worten zu reden, in den weit im Innern gelegenen Städtemittelpunkten der Bevölkerung Einlaß fordern und rechnen dabei auf französische und nordamerikanische Mitwirkung.

In Zeiten, die sich für jetzt noch der geschichtlichen Forschung entziehen, waren die Chinesen mit einem Reiche Fusang bekannt, in dem unsere Sinologen Mexico erkannt haben. Daß die chinesischen Entdecker ihren Weg über Japan, die Curilen, Aleuten und der amerikanischen Westküste entlang genommen haben, ist eine Vermuthung, welche die Wahrscheinlichkeit für sich hat. Die heutigen Amerikaner kennen einen kürzeren Weg und haben ihn benutzt, um von Japan die Oeffnung von ein paar Häfen zu erzwingen. England und Holland haben dann ihrerseits Verträge mit Japan abgeschlossen oder erneuert, und der letztgenannte Staat befindet sich nun den europäischen Mächten gegenüber in derselben Lage, in die China durch den Nankinger Vertrag sich versetzt hatte: der Fuß des Fremden steht auf seiner Schwelle. Das Gerücht von der Oeffnung Coreas, den jüngsten Handelsvertrag Englands mit Siam, die Bemühungen der Franzosen, in mehreren der hinterindischen Reiche Einfluß zu erlangen, erwähnen wir bloß, um anzudeuten, mit welchem Eifer commercielle und politische Interessen in Ostasien arbeiten.

Die Länderstrecken, die Rußland im Norden vom chinesischen Reiche abgerissen hat, liegen im Amurgebiete der Mandschurei. Diesen neuen Erwerb in Geviertmeilen zu schätzen, ist unmöglich, da die russischen Colonisten eine vorrückende Vorpostenkette bilden. Der Amur mündet in ein stets offenes Meer, und von Nertschinsk bis zu diesem Meere gelangen schwere Kriegstransporte in vierzehn Tagen. Das Hinterland des „großen Flusses" besitzt alle Vorbedingungen der vortheilhaftesten Bodencultur, und ist dieses Gebiet einmal besiedelt, so kann man von hier aus dem innern Sibirien neue Abzugswege eröffnen, wie schon jetzt der Amur dazu benutzt wird, von Nertschinsk aus Soldaten, Kriegsbedarf und Lebensmittel nach Ochotzk, Peterpaulshafen und den übrigen Ansiedlungen im nordöstlichen Asien zu schaffen.

Die freundschaftlichen Gesinnungen der russischen Regierung erfüllen die Nordamerikaner mit der Hoffnung, daß sie die Amurgegenden, Kamtschatka und Sibirien für ihren Verkehr werden nutzbar machen können. Sie sind seit der Erwerbung Oregons und Californiens an der Küste des stillen Meeres heimisch, und ihre Energie hat die Verbindung jenes Meeres mit dem atlantischen eher beendet, als uns die Wiedereröffnung des alten Pharaonenweges vom Mittelmeer zum rothen Meer gelungen ist. Die Chagres-Panama-Eisenbahn ist längst dem Verkehr übergeben, aber weder sie noch der zum größten Theil für Dampfschiffe offene Weg durch Nicaragua genügt dem amerikanischen Handelsbedürfnisse. Während wir von dem Project einer interoceanischen Bahn durch das brittische Nordamerika hören, erklärt Präsident Buchanan in seiner Antrittsbotschaft, daß die Union einen directen Landweg zum stillen Meere nicht entbehren könne und daß der Congreß, also die Centralgewalt, das Recht und die Pflicht habe, diesen Weg herzustellen, schweben Unterhandlungen mit Mexico, die nach Beseitigung einiger Anstände zum Erwerb des Isthmus von Tehuantepec für die Vereinigten Staaten führen werden, macht Squier der englischen Handelswelt die Mittheilung, daß eine Honduras-Bahn als gesichert zu betrachten sei, sucht man weit unten nahe der Südspitze des Welttheils nach einem günstigen Eisenbahntract zwischen Patagonien und Chili und glaubt ihn zwischen El Carmen und Puerto Montt gefunden zu haben.

Es ist fast mit Gewißheit anzunehmen, daß der transatlantische Telegraphen-Draht früher den Tiefen des Meeres anvertraut werden wird, als der indische. Sind beide gelegt, so werden sie sich aufsuchen und erreichen. Dann ist der Weltring fertig, der geflügelte Bote, der uns im Voraus meldet, was die Eisenbahnen und Dampfschiffe des Erdballs uns bringen werden, dann sind Hakodade und London, Peking und Hamburg sich näher gerückt, als innerhalb des Menschengedenkens Wien und Berlin es waren.

So gestaltet sich, in allgemeinen Zügen geschildert, die heutige Weltbewegung. Unsere Aufgabe mußte sich für jetzt darauf beschränken, die Umrisse zu geben, das Einzelne weiter auszuführen, ist uns für die weiteren Monatsmittheilungen geboten.

Weltumsegelung der Novara

und

Dr. M. Wagner's Reise nach Südamerika.

Die Fregatte „Novara", die 1700 Tonnen Gehalt faßt, wurde — wie die „Wiener Zeitung" berichtet — im Jahre 1850 im Marine-Arsenal zu Venedig erbaut, und ist eines der bestsegelnden Schiffe der österreichischen Marine. Ihre Ausrüstung für die bevorstehende Expedition soll an 70,000 fl. gekostet haben. Außer dem ersten Commandanten derselben, Oberst B. Ritter von Wüllerstorf, und dem zweiten Commandanten, Major Fr. Frhrn. von Pöck, besteht das Marinepersonal aus sechszehn Seeofficieren, vierzehn Seecadetten, zweihundert Matrosen, hundert Marine-Infanterie-Soldaten und vier Schiffsärzten, worunter die Herren Dr. L. Seligmann, als Chefarzt, Dr. Lallemant und Dr. Schwarz. Die wissenschaftliche Commission besteht außer Herrn Dr. Scherzer, der Ethnographie, Nationalökonomie und Handelsinteressen zu vertreten hat, aus den zwei Naturforschern, welche die kaiserliche Akademie der Wissenschaften bestimmt hat, Herrn Dr. Ferd. Hochstetter für Physik und Geologie, und Herrn G. Frauenfeld für Zoologie, ferner Herrn J. Zelebor, Assistenten am k. k. Hof-Naturaliencabinet, ebenfalls für Zoologie, aus dem Landschaftsmaler Herrn J. Geleny und dem Kunstgärtner Herrn Jelinek für Aufsammlung von botanischen Gegenständen. Die Abfahrt der Fregatte „Novara" von Triest ist auf den 25. April bestimmt, und zwar soll sie für den Fall, als Erzherzog Ferdinand Max sie begleiten will, zuerst in Lissa, einer der südlichen dalmatinischen Inseln, westlich vom Canale di Narenta, sich eine ganz kurze Zeit aufhalten, hierauf nach Gibraltar und über Madeira, vielleicht ebenfalls mit einem ganz kurzen Aufenthalte, nach Rio Janeiro segeln. Von da geht die Fahrt längs der Ostküste Brasiliens nach Buenos-Ayres, und von da nach der Südspitze von Afrika, wo sich die Fregatte einige Zeit in der Capstadt aufhalten wird. Die weitere Fahrt geht direct östlich nach den Inseln St. Paolo und Amsterdam, und von da nördlich nach Ceylon und Calcutta. Im Monate November dürfte die Fregatte die Nikobaren erreichen, und hier während der günstigen Jahreszeit über drei Monate verweilen, um detaillirte Untersuchungen des ganzen Archipels vorzunehmen. Dann geht die Fahrt mit Berührung von Sumatra, Borneo, Celebes und den Philippinen (Manilla) in das chinesische Meer, wo Hong-Kong und Amoy und die Insel Formosa besucht werden sollen. Von da wendet sich die Fregatte südlich, um Neu-Guinea und Australien (hier bloß die Städte Sidney und Melbourne) zu berühren, und soll dann Neu-Seeland, Neu-Caledonien, die Freundschafts-, Gesellschafts-, die Marquesas- und die Sandwichsinseln besuchen, um von hier gegen Centralamerika zu segeln. Längs der Westküste von Südamerika mit Berührung einzelner Punkte von Neu-Granada, Peru uud Chili, wie namentlich Lima und Valparaiso, wird die Fregatte das Cap Horn umschiffen, einige Zeit vielleicht auf den Falklandsinseln anlegen und von da längs der Küste von Patagonien nach Europa zurückkehren. Zahlreiche Mittheilungen und Instructionen von den ausgezeichnetsten Gelehrten, wie A. v. Humboldt, Professor Dr. Hyrtl, Professor Dr. E. Fenzl, J. v. Tschudi, Professor Hooker, Freiherrn v. Reden rc., welche Herrn Dr. Scherzer zugekommen sind, sowie die Instructionen der kaiserlichen Akademie und der k. k. geographischen Gesellschaft geben ihm und den anderen Naturforschern die Gelegenheit, ihre Beobachtungen auf die interessantesten und wichtigsten Gegenstände der drei Naturreiche, sowie der Nationalökonomie und des Handels lenken zu können. Ein eigenes Studium werden die verschiedenen Völkerschaften, ihre körperliche und sittliche Beschaffenheit, ihr religiöser Zustand, ihre Sprache, ihr Handel, ihre staatlichen Verhältnisse rc. bilden. Außer den natürlichen astronomischen, physikalischen, magnetischen Beobachtungen, wofür in hinreichendem Maße gesorgt ist, werden medicinische Beobachtungen der herrschenden Krankheitsformen, sowie landschaftliche Aufnahmen nicht fehlen.

Wir freuen uns, dieser Mittheilung die Nachricht für unsere Leser beifügen zu können, daß das k. k. Marine-Ober-Commando zu Triest unserm geehrten Mitarbeiter, Herrn Dr. Scherzer, mit großer Liberalität gestattet hat, seine für die Deutschen Monatshefte zugesagten Mittheilungen über die Fortschritte und wissenschaftlichen Erfolge der Expedition der Fregatte Novara uns von Zeit zu Zeit zugehen zu lassen.

Ferner ist uns von unserem geschätzten Mitarbeiter Herrn Dr. Moritz Wagner, der vom König Maximilian von Baiern, dem hochsinnigen Förderer künstlerischer und wissenschaftlicher Unternehmungen, die Mittel zu einer zweijährigen Reise in den südamerikanischen Staaten Peru, Bolivia, Ecuador, Neu-Granada und Venezuela aus der Cabinetscasse erhalten hat, in gleicher Weise die Zusicherung fortlaufender, ausführlicher, besonders naturwissenschaftlicher und ethnographischer Berichte ertheilt worden. Wir sind also im Stande, unsern Lesern die interessantesten und werthvollsten Mittheilungen über diese für die Wissenschaft so wichtigen Reisen versprechen zu können.



Dritte Abtheilung.

Rafael und Michelangelo.

Von Herman Grimm.

II.

Aus der Zeit wo Rafael starb, theilen die Künstlerbriefe nichts Schriftliches von Michelangelo's Hand mit. Seine drei ersten Briefe sind von 1496, 1504 und 1529, sie umfassen einen langen Zeitraum, seine Jugend, seinen ersten römischen Aufenthalt, und die Stürme in Florenz, nach denen er dann abermals in Rom in die Periode seines Lebens eintrat, während welcher er alleinherrschend im Reiche der Kunst bis zu seinem Tode Arbeit an Arbeit reihte. Aus dieser Epoche sind zahlreiche Briefe vorhanden; aus ihr sind die meisten seiner Gedichte und überhaupt bezieht sich, was uns von Zeitgenossen über ihn aufbewahrt wurde, zum größten Theile auf diese späteren Jahre seines Lebens.

Der erste Brief vom 2. Juli 1496 meldet seine Ankunft in Rom. 1574 geboren, stand er im zweiundzwanzigsten Lebensjahre, hatte aber schon viel durchgemacht. Sein ganzes Leben war ein fortgesetzter Kampf gegen Menschen und Verhältnisse, der mit dem frühsten Betreten der Künstlerlaufbahn seinen Anfang nahm. Als Kind in die Schule geschickt verbrachte er alle seine freien Stunden mit Zeichnen. Kein Abreden, keine Strafen konnten ihm diese Neigung benehmen. Er besiegt den Widerstand seines Vaters und tritt mit vierzehn Jahren bei Domenico Grillandajo in die Lehre. Die Freundschaft mit dem jungen Granacci, welcher ebendort die Malerei erlernte, führte ihn in die Werkstätte dieses Meisters. Er macht erstaunliche Fortschritte. Ein Zug seiner Art und Weise ist uns aufbewahrt wie sich seine Fähigkeit und zugleich sein Charakter früh offenbarten. Einer seiner Mitschüler hatte eine Gewandstudie Grillandajo's zum copiren erhalten. Michelangelo nahm das Blatt und verbesserte mit seinen eigenen Strichen die Figur und die Manier des Lehrers. Granacci bewahrte die Zeichnung auf und schenkte sie in der Folge Vasari, der sie sechszig Jahre später Michelangelo wieder vorlegte. Lächelnd erkannte dieser sein Werk und fügte hinzu: „damals verstand ich mehr von der Kunst als heute.“ —

Diese Lust, sich an fremder Arbeit zu erproben und mit andern zu concurriren, kehrte ihm oft wieder. Es ist ihm ein Genuß, gleichsam an greifbaren Beispielen inne zu werden, was er vermochte, eine Art Uebermuth im Bewußtsein der Kraft. Wo er fühlte, daß es ihm zukam, der erste zu sein, wollte er nicht der zweite erscheinen. Es liegt ein Anflug von handwerksmäßigem Wetteifer in diesem Bestreben. Er basirte sich nicht auf den Genuß allein, vor sich selbst als der größte dazustehn, das Publikum sollte es empfinden. Es sollte wissen, daß er mehr verstand als alle andern. Er verlangte keine Bevorzugung, aber er drang auf Gerechtigkeit. Schiller hatte etwas von diesem Drange als er Bürger's und Matthison's Gedichte und auch Goethe's Egmont streng beurtheilte. Es war ihm dabei um die Werke zu thun, nicht um die Personen, während Goethe, als er in jungen Jahren Wieland angriff, dessen Person und nur in zweiter Linie die Werke im Auge hatte. War aber Michelangelo eiferfüchtig

auf seine Stellung, so war der Gedanke, dadurch groß zu sein, daß andere geringer daständen, seiner Seele fremd. Manchem Künstler kam er zu Hülfe bei der Arbeit, er machte ihnen Zeichnungen zu ihren Bildern, er gab ihnen guten Rath, wie sie vorwärts kämen. Wäre ein größerer Künstler als er erschienen, hätte er sich im innersten Herzen gestehn müssen, dieser kann mehr als du, keinen Moment würde er gezögert haben, offen auszusprechen, was er dachte. Wie wahr dies ist, mag aus der Anekdote hervorgehn, welche de Thou in seinen Memoiren aufbewahrt hat. Sie beweist, daß der Hochmuth des großen Meisters anderer Art war als die Selbstüberschätzung beschränkter Kräfte, und seine Bescheidenheit aus einer klareren Quelle floß als aus jener lügnerischen Selbstherabsetzung secundärer Geister, die nur das Lob aus dem Munde derer herauslocken wollen, denen gegenüber sie sich tadeln.

De Thou befand sich in Mantua, wo die Prinzessin Isabelle d'Este ihm und andern die Kunstschätze ihres Palastes zeigte. Darunter auch einen Cupido, eine Marmorarbeit Michelangelo's. Nachdem die Gesellschaft ihn lange bewundernd betrachtet hatte, enthüllte man eine zweite danebenstehende und mit einem seidenen Tuche überhangene Statue, ein Werk antiker Kunst. Beide wurden jetzt verglichen und Jedermann schämte sich, die des Florentiners so hoch gestellt zu haben. Die Antike war noch mit den Spuren der Erde bedeckt, in welcher sie gelegen hatte, aber sie schien lebendig zu sein, während die andere nur ein Stein ohne Leben war. Nun aber versicherte man, Michelangelo habe die Prinzeß inständig gebeten, sein eigenes Werk nie anders als mit dem griechischen zusammen und zwar in dieser überraschenden Weise zu zeigen, damit Kenner beurtheilen möchten, wie weit die Kunst der Alten die moderne überragte.

Es ist die Frage aufgestellt worden, was aus diesen beiden Statuen geworden sei, und man scheint die Richtigkeit der Erzählung überhaupt zu bezweifeln. Hierauf aber kommt es gar nicht an. Mag sie faktisch sein oder nicht, der Vorfall trägt jene Wahrheit in sich, welche höher steht, als die sogenannte historische. Jedenfalls hielt man den Michelangelo einer so großartigen Handlungsweise fähig. Daß man das Allgemeine in den speciellen Fall concentrirte, ist nur eine Folge jener räthselhaft mythischen Thätigkeit, welche den Menschen unbewußt innewohnend an dem Leben großer Männer und an den bedeutenden Ereignissen der Entwicklung eines Volkes so lange formt und dichtet, bis sie in Einklang mit dem Ideale der Nationen gebracht sind. Das Vorgefallene ruht nicht schwer und unveränderlich im Schooße der allgemeinen Erinnerung, sondern wie das Meer die Steine wirft sie die Thatsachen hin und her, bis sie sich abrunden und eine neue Gestalt annehmen.

Das Gedächtnis des Menschengeschlechtes duldet keine allgemeinen Züge, sondern verlangte bestimmte anschauliche Fälle; wo diese fehleu, werden sie erfunden und sind plötzlich da, ohne daß man weiß woher sie gekommen sind. Corneille starb in Dürftigkeit. Das steht fest, aber was will das sagen? Man verlangt einen handgreiflichen Beweis und erzählt nun, er sei so arm gewesen, daß er sich zuletzt nicht einmal ein Paar Schuhe habe kaufen können.

Bei Schiller's Tode fehlt das Geld, um den Sarg zu bezahlen. Goethe läßt sich mit seiner Frau unter dem Donner der Kanouen von Jena trauen. Francesko Francia stirbt aus Gram als er Raphael's heilige Cäcilia erblickt, Racine aus Kummer, beim Könige in Ungnade gefallen zu sein. Belisar geht mit ausgestochenen Augen bettelnd durch das Land; Philipp von Spanien läßt den Don Carlos tödten; Napoleon schreitet mit der Fahne in der Hand über die Brücke von Arcole den östreichischen Kanonen in den Rachen; Cambronne sagt: die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht; oder um in entferntere Zeiten zu gehn, ein egyptischer König schlägt mit einem Schlage einigen Dutzend Gefangenen die Köpfe herunter.

Alles das ist gelogen. Es wuchs wie Unkraut auf unter dem Waizen, keiner hat es gesäet, und es hat kein Recht auf den Boden, wo es steht. Aber es ist nicht auszurotten. Immer wieder stehen die blauen und rothen Blumen im Korne. Vieles aber, was wir als ausgemacht und fest ansehen, mag nicht viel mehr werth sein, und es kommt selten ein historisches Buch heraus, das nicht in dieser Hinsicht die Geschichte corrigirte.

Jeder Lüge liegt eine leicht abzuschüttelnde Willkührlichkeit zu Grunde, dem Mythus aber, und wenn er in den neuesten Zeiten entstände, eine nicht zu ertödtende Lebenskraft. Das Verfahren der Menschheit kann oft als ein wahrhaft künstlerisches bezeichnet werden: man verstärkt hier und da das Geschehene, setzt Lichter auf, verhüllt anderes mit Schatten und bringt so etwas Neues zu Stande, das mit dem wirklichen Faktum nur in losem Zusammenhange steht, wie die idealische Gestalt eines Gemäldes mit den benutzten Modellen.

Schiller arbeitete sich zu Tode, dies wird eingestanden, Goethe sagt es selbst, alle Vorwürfe, welche darin für das deutsche Volk liegen, drückt der eine Zug aus, man habe kein Geld gehabt, einen Sarg für ihn anzuschaffen. Goethe's ganzer Charakter nach Einer Seite hin spricht sich in dem aus, was man

von seiner Heirath erzählt. Alle Fehler Racine's liegen in seiner Todesursache. Alles Grauen der spanisch-päbstlichen Politik in der Fabel vom Tode des Don Carlos, alle Begeisterung der aufblühenden Macht Bonaparte's vereint sich in dem Mythus, wie er der Gefahr entgegenging und sie so zauberhaft besiegte. Es giebt keine rührendere Weise, die Macht der Dichtkunst darzustellen, als in der gleichfalls für eine Sage erklärten Erzählung von Sophokles, dem, als er hoch in den Jahren war, von seinen Kindern die Verwaltung seiner Güter entzogen werden sollte, weil er kindisch geworden sei. Er trat mit seiner Tragödie Oedipus auf Kolonos vor die Richter, und der himmlische Chor, den er ihnen daraus vorlas, brachte sie zu Thränen und vertheidigte ihn. Mag das erfunden sein, man hätte es doch nur von Sophokles erfinden können, und so auch nur von Michelangelo, daß er seine eignen Arbeiten neben die Werke der alten Meister stellte, um zu zeigen, wie viel größer sie gewesen als er selbst. Nicht sosehr die Bescheidenheit ist hervorzuheben, die daraus redet, sondern der Stolz, mit dem er sein Werk dennoch für würdig hielt, mit der Antike verglichen zu werden, mochte es auch vor deren Vollendung zurückstehn. —

Während er so fast noch als ein Kind bei Grillandajo in der Lehre war, kam Lorenzo von Medici, der mächtigste Mann in Florenz, auf den Gedanken, eine Bildhauerschule zu errichten. Er besaß einen Garten, der mit Malerein und alten Statuen geschmückt war: an diesen sollten die Zöglinge ihre Studien machen. Er verlangte von Grillandajo seine besten Schüler hinein, darunter befanden sich Michelangelo und Granacci. Michelangelo arbeitete nun mit doppeltem Eifer. Er hatte stets den Schlüssel zum Garten in der Tasche, war selbst an den Feiertagen darin und suchte es allen andern zuvorzuthun, was ihm gelang. So überflügelte er auch den jungen Torrigiano, und da er ihn obendrein durch Spott gereizt zu haben scheint, ward dieser eines Tages so von Eifersucht entflammt, daß er ihm mit großer Gewalt einen Faustschlag mitten in's Gesicht gab, der ihm das Nasenbein zersprengte und ihn für immer zeichnete. Torrigiano mußte fliehen. Michelangelo blieb im Palaste des Herzogs. Lorenzo begünstigte ihn in jeder Weise, ließ ihn mit an seiner Tafel speisen, gab ihm alle Monat fünf Dukaten, und stellte seinen Vater beim Zollwesen an. Im Jahre 1492 starb der Herzog. Michelangelo kehrte nun in das väterliche Haus zurück. Er war achtzehn Jahre alt. Er hatte aber bereits Arbeiten geliefert, die man als meisterhaft anerkannte. Jetzt kaufte er sich einen Marmorblock und meißelte daraus einen Herkules von vier Ellen Höhe. Dieses Werk ward allgemein bewundert und kam später nach Frankreich, wo es seitdem verschollen ist.

Zwei Jahre nach dem Tode Lorenzo's hatte es dessen Sohn und Nachfolger Piero schon so weit gebracht, daß er sammt seiner Familie aus Florenz verjagt wurde. Ihr Palast ward vom Volke geplündert, die Schule des alten Bertoldo aufgelöst und Alles, was sie an Material besaß, öffentlich versteigert. Michelangelo hatte sich bereits vor dem Sturze seiner Gönner nach Bologna und von da weiter nach Venedig begeben, kehrte aber, als ihm hier das Geld ausging, nach Bologna zurück, wo die Bentivogli's die Herren der Stadt waren, Freunde der Medici, von denen er bestens aufgenommen ward. Er arbeitete dort und studirte daneben den Dante, Petrarka und Boccacio. Seine Werke erwarben ihm viel Freunde, aber auch Feinde, wie es den Anschein hat. Diese waren vielleicht Schuld daran, daß er sich nach einem Jahre wieder nach Florenz aufmachte.

Jetzt entstand der schlafende Cupido, von dem ich sprach. Er soll so schön gewesen sein, daß man Michelangelo den Rath gab, ihn in die Erde zu graben und für eine Antike auszugeben. Vielleicht hängt damit die Mantuaner Geschichte zusammen. Vasari und Condivi erzählen den Vorgang verschieden, und ersterer knüpft am Ende eine ganz andere Moral daran. Er sagt, gerade diese Arbeit beweise, daß die antike Kunst nicht mehr vermocht habe als die moderne, ein Urtheil, das im Geiste Vasari's ebenso richtig sein mag, als die Worte im Geiste Michelangelo's wahr sind, die man ihm in Mantua in den Mund legte.

Der Cupido ward nach Rom verkauft, führte ihn selbst dahin und machte ihn dort berühmt. Weitere Arbeiten, die er dort während einer Reihe von Jahren ausführte, erhöhten sein Ansehn. Ich nenne daraus die Pieta, deren Abguß wir im neuen Berliner Museum haben, freilich nur einen Theil davon, den Körper Christi. Es ist ein herrliches Werk, von einer Zartheit und Kraft zugleich, deren Harmonie wahrhaft göttlichen Schimmer über die Gestalt ausgießt. Sie hat noch nichts von jener übermenschlichen Größe, die die Eigenthümlichkeit der späteren Werke ausmacht, nicht das Düstre, Riesenhafte, an das man denkt, wenn sein Namen genannt wird. Vasari erzählt, wie einige Fremde aus Mailand das Werk bewunderten und es für eine Arbeit ihres Mitbürgers Gobbo ausgaben. Michelangelo schloß sich nun mit Licht und Handwerkszeug Nachts im Sanct Peter ein und grub seinen Namen in den Gürtel der Madonna.

Sein Ruhm ließ allmählig in Florenz die Lust erwachen, ihn wieder zu besitzen. Im Hofe des Palazzo Vecchio lag ein großer Mar-

morblock, an dem sich ehemals ein mittelmäßiger Bildhauer versucht und ihn dann verhauen liegen gelassen hatte. Man bot Michelangelo diesen Stein an, ob er etwas damit machen könnte. Er ging darauf ein und schuf aus dem Steine den colossalen David, welcher jetzt noch vor dem Palazzo Vecchio steht. Andere Aufträge folgten diesem Anfange. Er malte und arbeitete in Marmor und Bronze unermüdlich weiter, was aber seinen Ruhm am meisten vergrößerte war sein Wettkampf mit Leonardo da Vinci, welcher damals beinahe fünfzig Jahre alt war, während er noch keine dreißig zählte, und der seinetwegen allein in der Folge Florenz verließ und nach Frankreich ging.

Beide verfertigten sie zwei ungeheure Cartons, Darstellungen der Schlacht von Anghiara, in welcher die Florentiner die Pisaner besiegt hatten, zwei Werke, von denen man sagte, daß sie nebeneinander den Inhalt der ganzen italienischen Kunst bildeten. Man stritt heftig in der Stadt für beide Theile und nahm Partei für die Meister. Von beiden Werken ist nichts mehr erhalten.*) Der Bildhauer Bandinelli zerstörte das Michelangelo's aus Neid und Eifersucht. Während der Unruhen im Jahre 1512 verschaffte er sich die Schlüssel zu dem Saale, in dem es aufgestellt war, schlich hinein und zerschnitt es in Stücke, welche einzeln verloren gingen. Hier und überall verfolgte Michelangelo die Wuth seiner Gegner. Als die Statue des David auf ihre Stelle geschafft wurde, muste sie Nachts von Bewaffneten beschützt werden, weil man mit Steinen nach ihr warf, um sie zu beschädigen.

Unterdessen war der Pabst Alexander gestorben und Julius der zweite bald nachher sein Nachfolger geworden. Er berief Michelangelo nach Rom zurück, seine Gesandten in Florenz musten ihm hundert Scudi Reisegeld auszahlen. Er wollte ein ungeheures Grabmal für sich errichten lassen und beauftragte ihn damit. Michelangelo machte einen Plan, welchen der Pabst approbirte und begab sich an die Arbeit, dieses Werk aber brauchte fünfundvierzig Jahre bis zu seiner Vollendung, die Pläne wurden verändert und verkleinert, Krieg und Schicksale jeder Art schoben seine Ausführung auf, man stahl ihm den Marmor, man griff ihn an der Geldsumme wegen, die er dafür empfangen haben und zu seinem Vortheil verwandt haben sollte, man gewährte auf's neue Geld und zahlte es nicht, und es ward die Sache endlich zu einer Last für den Künstler, die er unheilbringend durch lange Jahre fortschleppte ohne sich befreien zu können.

Damals aber ahnte er von alledem noch nichts. Er stand in der Blüthe seiner Jahre und seines Ruhmes. Er hatte da Vinci zu überbieten gesucht, Rafael war noch nicht aufgetreten. Als dieser dann erschien, zog der Wetteifer ihrer Kunst eine Menge ausgezeichneter Künstler mit zur Höhe. Sie fanden alle reichliche Arbeit und reichen Lohn. Die Päbste musten die Mittel herbeizuschaffen. Rom sollte eine Königin im Reiche der Schönheit werden. Es waren die Zeiten, wo man sich in Deutschland zu regen begann wider eine Oberherrschaft, welche das Gold der ganzen Welt in die Canäle gleiten ließ, die alle in Rom zusammenströmten. Dort herrschte ein ausgelassenes Leben. Damals schrieb Ulrich von Hutten seine Schriften gegen die Stadt, deren Tyrannei unerträglich geworden war. Ich erwähne das hier, denn indem wir das Leben der großen Künstler betrachten, welche dort aufwuchsen, den Ton bedenken, der im gesellschaftlichen Verkehre jener Tage herrschte, die Verschmelzung der schrankenlosen Freiheit antik-philosophischer Denkungsart mit der sclavenhaften Unterwürfigkeit unter die Religion der Päbste: wenn wir aus dem Allen die Blüthe der Litteratur und der Künste sich entfalten sehen, so erscheint uns diese Entwickelung der Dinge in Italien nothwendig und naturgemäß. Naturgemäß jedoch war auch der neu erwachende Widerstand des deutschen Geistes. Wir begreifen, wie man sich auf beiden Seiten nicht verstand und daß man sich nicht verstehen konnte. Die Laster der Geistlichkeit, die Verbrechen der Borgia's überschatteten für den deutschen Blick allen Geist und alle Schönheit, und was waren wir damals für die Italiener? Deutschland, ein fernes barbarisches Gebiet, voll von rohem Fanatismus, ohne nationale Litteratur und ohne einen gebildeten Adel, eine Provinz des ungeheuren Kaiserreiches, die sein Herrscher nur betrat, wenn er Rebellen zu züchtigen hatte, dessen Sprache er nicht redete. Der Kaiser war ein Spanier, der Mittelpunkt seiner Politik lag in Madrid, in Deutschland selber schrieben die Gelehrten lateinisch, als Hutten sich zuerst seiner eignen Sprache bediente, war sie ihm so ungewohnt, als wollten wir heute die Leitartikel der Zeitungen lateinisch abfassen. Man war in Rom mit Savonarola fertig geworden, der eine Stadt wie Florenz mit seinen Lehren in Aufruhr versetzt hatte, was kümmerte man sich um die Unruhen in dem Lande jenseits der Alpen? Es ist leicht möglich, daß Luther und Rafael in Rom aneinander vorübergingen und sich in's Auge blickten, der eine seine Madonna, seine Schule von Athen, seine Geliebte in Gedanken, der andere mit finsterer Stirne nur die Verderbnis gewahrend, die ihn rings umgab und den Boden unter seinen Füßen unterwühlte, über den der Römer so sorglos und so freudig dahinschritt.

*) Goethe spricht im Anhange zu Cellini's Leben ausführlich darüber.

Die meisten der herrlichen Gemälde, welche die Grundlagen der heutigen Kunst bilden, wurden damals geschaffen. Michelangelo und Rafael entwickelten eine erstaunende Thätigkeit; Michelangelo nicht in Rom allein, er war dort zu Hause wie in Florenz, in beiden Städten überhäufte man ihn mit Bestellungen. Es ist nirgends gesagt, daß er finster und zurückgezogen war, er genoß das Leben, das ihm lächelte, er gehörte zu der Akademie von Florenz, welche Lorenzo gestiftet hatte und deren Mitglieder dichteten und philosophirten. Damals entstand vielleicht ein Sonnett, das sehr vereinzelt unter seinen übrigen steht, die nicht so früh gedichtet wurden.

Der goldne Kranz, sieh, wie er voll Entzücken
Dies blonde Haar mit Blüthen rings umfängt,
Es darf die Blume, die am Tiefsten hängt,
Den ersten Kuß auf deine Stirne drücken.

Wie freudig dies Gewand den langen Tag
Sich um die Schultern schließt und wieder weitet
Am Hals, zu dem das Haar herniedergleitet,
Das dir die Wange gern berühren mag.

Sieh aber nun, wie mit verschränkten Schnüren
Nachgiebig und doch eng das seidne Band
Beglückt ist, deinen Busen zu berühren.

Der Gürtel spricht: laß mich die Lust genießen,
Daß ewig meine Haft dich so umspannt —
Wie würden da erst Arme dich umschließen!

So könnte auch Rafael gedichtet haben, der damals gleich Michelangelo den Päbsten und Medicäern wie ein Fürst gegenüberstand. Rafael aber lebte wie ein Fürst, er hatte Geld, Gefolge und einen prächtigen Palast, den ihm Bramante baute, Michelangelo aber ward behandelt wie ein Fürst, ihn umgab nicht der Zauber des Glanzes und Liebenswürdigkeit, welcher Rafael umleuchtete, aber die Unabhängigkeit seines Auftretens verbunden mit vollständiger Herrschaft über Alles, was die Kunst berührte, gab seiner Person eine Wichtigkeit als bildete er allein ein ganzes Königreich. Eines Tages will er den Pabst in einer wichtigen Sache sprechen, er wird abgewiesen, wüthend geht er nach Hause, schreibt einen donnernden Brief, verkauft was er besitzt an die Juden und verläßt Rom auf der Stelle. Julius sendet ihm seine Reiter nach, einen Courier nach den andern fertigt er mit Briefen an ihn ab, aber Michelangelo bleibt unerbittlich und kommt in Florenz an. Jetzt erfolgen drei Breven hintereinander, die Signorie solle ihn zurückschicken. Der Künstler gehorchte nicht, aber er fürchtete die Macht und die Rache des Pabstes, und seiner Sicherheit mistrauend überlegte er eine Reise nach Constantinopel, wohin ihn der Sultan eingeladen hatte, damit er ihm eine Brücke über den Bosporus baute. Endlich ließ er sich bereden nach Bologna zu gehen und da mit Julius zusammenzutreffen. Er kommt dort an; kaum hat er Zeit, die Stiefel zu wechseln, als schon ein Vertrauter des Pabstes ihn zu Seiner Heiligkeit abholt, die ihn im Palaste der Sechszehner erwartet.

Er tritt ein und läßt sich auf das Knie nieder. Der Papst sieht ihn von der Seite an, als zürnte er ihm, und sagt: „statt Uns aufzusuchen, wartest Du bis wir kommen, um Dich aufzusuchen." Er wollte damit andeuten, daß von Bologna nach Florenz näher als von da nach Rom sei. Michelangelo bat um Verzeihung. Er sprach frei und ohne sich das mindeste zu vergeben. Der Papst zögerte mit einer Antwort. Jetzt aber wendet sich die Scene in sehr charakteristischer Weise. Der Bischof nämlich, welcher Michelangelo zum Papste geholt hatte, sucht ihn zu entschuldigen und sagt, Künstler seien unwissende Leute, die nichts als ihre Kunst verständen, Seine Heiligkeit möge Michelangelo Verzeihung angedeihen lassen. In plötzlicher Wuth fährt der Papst nun gegen den Bischof, erhebt seinen Stab, schlägt auf ihn los und ruft: „Du allein bist unwissend, daß Du diesem Manne zu sagen wagst, was Ich ihm nicht sage!" Darauf segnete er Michelangelo und gab ihm den Auftrag, seine eigne fünf Ellen hohe Statue in Bronze auszuführen.

Dieser stellte ihn mit hocherhobner Hand dar. „Theile ich meinen Fluch oder meinen Segen aus?" fragte ihn Julius. „Du räthst dem Volke von Bologna, weise zu sein," antwortete er. Und als er ihm in die Linke ein Buch geben wollte, rief der Pabst, „gib mir ein Schwert hinein, ich bin kein Gelehrter!" So verkehrte Michelangelo zwei und dreißig Jahre alt mit dem siebzigjährigen Manne, der mitten im Winter noch in den Krieg zog und selbst die Städte eroberte, auf die er sein Auge geworfen hatte. Er entriß Bologna den Bentivogli's und Ravenna sogar den Venetianern. Nicht lange nachher aber goß man ein Geschütz aus seiner Bildsäule. Der Kopf allein blieb erhalten. So enden Kunstwerke, die für Jahrhunderte berechnet sind.

Julius II. hatte für das Papstthum gestritten, sein Nachfolger Leo X., aus dem Hause der Medici, stritt für seine Familie. Es herrschte Frieden. Italien blühte. Es hatte eine überströmende Bevölkerung, der Welthandel war in den Händen seiner Städte, der Ablaßverkauf lockte die Summen in's Land, welche den Kaufleuten nicht zugänglich waren, überall baute man in den Städten und schmückte die Häuser und Paläste.

Michelangelo hatte alle Hände voll zu thun,

ich will aber hier nur eins seiner Werke nennen, das wie eine Nebensache erscheint. Die Florentiner wandten sich an den Pabst mit einer Bittschrift, sie wollten die Asche Dante's in ihre Stadt zurückführen und ihm ein Denkmal errichten. Michelangelo setzte seinen Namen darunter. „Ich, Michelangelo der Bildhauer," schrieb er, „flehe Eure Heiligkeit gleichfalls an, indem ich mich verpflichte, dem göttlichen Dichter ein seiner würdiges Denkmal zu arbeiten und auf einem ihm ehrenvollen Platze der Stadt aufzustellen."

Er liebte Dante und wußte ganze Gesänge aus seinen Werken auswendig. Zwei seiner schönsten Sonette sind an ihn gerichtet, von denen ich eins übersetzen will, jedoch nicht nach der gewöhnlichen Lesart in der Ausgabe seiner Gedichte, sondern wie es von seiner Handschrift im Vatikan aufbewahrt wird.

Er kam vom Himmel, sollte niedersteigen
Gerecht und fromm tief in der Hölle Grauen,
Er kam zurück, um wieder Gott zu schauen
Und völlig uns das wahre Licht zu zeigen.

Glorreicher Stern, der du mit Glanz umhüllest
Das Nest, das mich gebar, das dich verschmähte,
Wär' das, was dir die Welt zu Ehren thäte,
Dein Lohn, der du sie schufst und sie erfüllest?

Von Dante red' ich, der so schlecht verstanden
In seinem Thun vom undankbaren Volke,
Bei dem Gerechte niemals Beistand fanden.

O wär' ich er, sollt' ich, was er, erleben
Für sein Exil, vereint mit seiner Stärke
Wollt' ich das größte Glück der Erde geben.

„Undankbares Vaterland, ruft er am Schlusse des zweiten Sonettes aus, Nährerin deines eignen Schicksals zu deinem Untergange, denen, welche die vollkommensten sind, bereitest du die meiste Trübsal. Unter tausend Beweisen sage ich nur den einen, daß Seine schmähliche Verbannung ihres Gleichen nicht findet, und daß niemals ein größerer Mann als er auf der Welt war."

Michelangelo, der so dachte und dichtete, sollte an sich selbst einen Nachklang dessen empfinden, was Dante vor langen Jahren erlebte. Vielleicht hatte er noch keine Ahnung der Ereignisse, welche kamen, als er die beiden Sonette schrieb, vielleicht schrieb er sie mitten unter ihrem Drucke zu seinem Troste. Bis dahin war er noch nicht aufgetreten, um öffentlich Partei zu ergreifen, die Zeiten hatten ihn verschont, jetzt aber begann eine Tragödie, in der er eine der ersten Rollen spielte.

Im Jahre 1527 kam es zwischen Carl V. und Clemens VII. zu offener Feindschaft. Frundsberg an der Spitze der deutschen Landsknechte und neben ihm der Connetable von Bourbon mit den spanischen Truppen stürmten die Stadt Rom. Eine furchtbare Plünderung begann, die Soldaten schleppten mehr als zehn Millionen Danari an Beute fort. Der Pabst war auf die Engelsburg geflüchtet und vertheidigte sich dort mit dem Reste seiner Anhänger. Benvenuto Cellini erzählt sehr lebhaft, wie es da zuging, wie Clemens neben ihm auf den Zinnen der Mauern stand und er die Geschütze auf die Kaiserlichen richtete, wie er dann heimlich die Kleinodien aus der päpstlichen Krone brechen und dem heiligen Vater in die Kleider nähen mußte. Das Gold aber ward in einen Klumpen zusammengeschmolzen. Zuletzt aber ergab sich der Pabst zum Gefangenen und die Spanier bezogen die Wache auf der Engelsburg.

In Florenz brach in jenem Jahre die Pest aus, das Volk war in Aufregung. Als die Nachricht von der Gefangenschaft des Papstes ankam, stürmte es den Palast der Medici und sie mußten die Stadt verlassen. Damals fiel eine Bank, welche bei der Vertheidigung des Palastes aus einem Fenster herabgeschleudert ward, auf den David des Michelangelo und schlug ihm den Arm herab, der in drei Stücken zerbrach. Einige Tage blieben sie unbeachtet auf dem Platze liegen, bis Francesko Salviati, später ein berühmter Maler, mit Giorgio Vasari, beides noch Knaben, sich durch die aufgestellten Wachen durchschlichen und die Marmorstücke glücklich fortbrachten. Viele Jahre später ließ sie der Großherzog Cosmo durch kupferne Zapfen mit der Statue wieder zusammenfügen.

Ob Michelangelo während dieser Auftritte in Florenz war, finde ich nirgends. 1525 hatte ihn der Pabst dahin gesandt, um die Lorenzokirche zu vollenden, allein gerade 1527 war er nach Rom zurückgekehrt, weil die Pest alle Arbeiten unterbrach. Doch wird er auch nicht als auf der Engelsburg anwesend genannt. Bald aber wurden die Ereignisse verhängnißvoll für ihn.

Zwischen Papst und Kaiser kam ein Frieden zu Stande. Carl V. versprach, den Mediceern zur Wiedererlangung ihrer Macht in Florenz behülflich zu sein. Mit einem spanischen Heere erschienen sie vor der Stadt, und es nimmt die Belagerung ihren Anfang, deren Ende das Ende der florentinischen Freiheit war.

Michelangelo stand auf Seiten des Volkes; all' seine Dankbarkeit gegen die Familie, der er von Anfang seines Lebens an verpflichtet und anhänglich war, konnte seinen Entschlüssen keine andere Richtung geben. Er entschied sich für die Sache, welche in seinen Augen als die gerechte dastand.

Es handelte sich bei dem Kampfe, der nun ausbrach, in der That nicht um eine Rebellion gegen die legitime Herrschaft. Die Mediceer waren durch ihren Reichthum und die Zahl ihrer Anhänger Herren von Florenz geworden,

sie hatten seit einem Jahrhundert faktisch die Gewalt in Händen, mehr aber nicht. Erst als sie diese heimlich in eine erbliche Herrschaft zu verwandeln trachteten, begannen die Feindseligkeiten der freien Bürger gegen ihr Uebergewicht, und dreimal mußten sie das Feld räumen, ehe sie den Sieg auf immer davontrugen. Lorenzo, Michelangelo's erster Beschützer, war der erste Medici, welcher die kaufmännische Thätigkeit seiner Vorfahren ganz zurücktreten ließ. Das Landesgebiet Toskana's, das er beherrschte, war nicht unbedeutend. Spanien und Frankreich stritten um Italien, er verstand es, diesen Zwiespalt zum Nutzen seines Landes auszubeuten. Die Stadt war französisch gesinnt und in beständigem diplomatischen Verkehre mit Frankreich. In Lyon, damals dem Centrum des Transithandels und Verkehrs Italiens mit Frankreich, England, Flandern und Deutschland, existirte eine förmliche Colonie florentinischer Kaufleute. Könige und Staaten machten Anleihen bei ihnen. Noch im Jahre 1548 gab es siebenunddreißig angesehene florentinische Häuser in Lyon.*) Florenz hatte eine Bedeutung, der gegenüber Hamburg heutzutage eine bescheidene Rolle spielen würde. Die Stadt allein und nächste Umgebung konnten 135,000 bewaffnete Bürger aufstellen, die sich in wenigen Stunden versammelten, wenn die Sturmglocke geläutet wurde. Ein Aufruhr in solcher Stadt war nichts Geringes. Daran messen wir die Macht der Familie Medici, welche ohne Rechtstitel nur durch ihren Reichthum und den Charakter ihrer Häupter die Politik von Florenz nach ihrem Gutdünken leitete. Es konnte verlockend genug sein, hier als erblicher Fürst aufzutreten. Dies Gelüsten stürzte Lorenzo's Nachfolger, seinen einundzwanzigjährigen Sohn Piero, unfähig sich selbst und die Verhältnisse zu beherrschen.

In Neapel, welches damals schon lange mit Spanien vereinigt war, versprach man ihm die erbliche Herzogswürde. Statt, wie es natürlich war, an der Verbindung mit Frankreich festzuhalten, ging er nun auf die andere Seite über und brachte Alles dadurch in Verwirrung. Carl von Frankreich kam über die Alpen, um den Thron von Neapel zu erobern, auf den er Ansprüche machte. Plötzlich stand er in Toscana. Piero, statt ihm nun wenigstens Widerstand zu leisten, ging in's französische Lager und schloß einen schimpflichen Vergleich. Jetzt nahm Savonarola die Geschicke der Stadt in die Hand. Piero flüchtete mit den Seinigen. Der König von Frankreich zog als Freund in Florenz ein, Savonarola verhinderte eine Plünderung und brachte ihn dazu, wieder abzuziehen. Man erzählt, der König habe nicht übel Lust gehabt, die Stadt für sich zu behalten, allein als das Volk die Waffen ergriffen hatte, habe ihn plötzlich ein solcher Schrecken befallen, daß er, trotzdem daß er seine ganze Armee um sich hatte, auf alle Bedingungen hin abgezogen sei. Er war so machtlos als etwa 1830 Carl X. mit all seinen Truppen in Paris dem bewaffneten Volke gegenüber.

Die Stadt regierte sich nun selbst eine Reihe von Jahren lang. Piero Soderini stand als Gonfaloniere an der Spitze der Angelegenheiten. Die Empörungsversuche der unterdrückten Partei der Medicäer scheiterten. Leo X. aber wußte seine Familie wieder einzusetzen. Schon ehe er Pabst wurde, hatte er mit dem Kaiser einen dahingehenden Vertrag abgeschlossen. Ein Aufstand brach aus. Soderini konnte ihn diesmal nicht bewältigen. Er war ein Mann, der, wie Machiavelli in den Discorsi von ihm sagt, in allen Dingen mit Menschlichkeit und Mäßigung zu Werke ging, als aber Zeiten kamen, wo das nicht mehr angewandt war, fehlte ihm die Kraft, anders aufzutreten, und er stürzte sich und sein Vaterland in's Verderben. Es kam so weit, daß das Volk selber die Medicäer zurückrief, welche*) begleitet von kaiserlichen Soldaten ihren Einzug hielten. Noch immer jedoch herrschten sie ohne die Garantie einer erblichen Herrschaft. Sie arbeiteten darauf los. Endlich, nachdem sie in Rom gefallen waren, mußten sie zum letztenmale auch aus Florenz weichen. Sie aber hatten das Glück für sich und versuchten jetzt mit Gewalt zurückzukehren. Jedermann wußte, daß bei diesem Kampfe die Frage anders gestellt sei. Es hieß nicht mehr: soll die medicäische Partei die Oberhand haben, sondern, soll aus einer freien Stadt ein erbliches Herzogthum werden.

Goethe schildert in einem Anhange zum Leben Cellini's die florentiner Zustände. Er steht dabei entschieden auf Seiten des herzoglichen Hauses und spricht sich gegen die Erhebung der Stadt nach Lorenzo's Tode (im Jahre 1492) sehr ungünstig aus. Er nennt Savonarola ein „fratzenhaft phantastisches Ungeheuer, das undankbar, störrisch, fürchterlich, pfäffisch Lorenzo's letzte Stunde trübte, er nennt ihn einen unreinen Enthusiasten, der die Stadt erschütterte, aus welcher der, freilich unfähige Piero, fliehen mußte."

„Hätte Lorenzo, sagt er, länger leben und eine fortschreitende stufenweise Ausbildung des gegründeten Zustandes statt haben können, so würde die Geschichte von Florenz eines der schönsten Phänomenen darstellen; allein wir sollen wohl im Laufe der irdischen Dinge die Erfüllung des schönen Möglichen nur selten erleben."

Es giebt freilich keine objektive Anschauung der Geschichte; sie ist das, was wir aus ihr

*) Reumont.

*) 1512.

machen. So darf ich also dem großen Manne nicht vorwerfen, er habe die Verhältnisse unrichtig dargestellt, allein ich darf darauf hinweisen, wie höchst eigenthümlich der Standpunkt ist, welchen sein Urtheil in diesem Falle eingenommen hat. Savonarola sah die Zustände seiner Zeit an wie sie Luther und Hutten angesehen haben, es ließen sich, wenn er über die Sittenverderbnis zu Rom und das wüste Leben der Priester redet, seine Sätze oft wörtlich mit dem belegen, was die beiden Deutschen darüber geschrieben haben. Er sprach sich offen aus und fand ungemeinen Anklang. Er rettete die Stadt, welche Piero di Medici in's Verderben brachte. Seinen Fanatismus büßte er vier Jahre darauf mit dem Tode auf dem Scheiterhaufen, aber die Art wie man ihn anklagte und verurtheilte, ist verabscheuungswürdig durch Ungerechtigkeit und grausame Härte. Seine Reliquien wurden in Gold gefaßt von seinen Anhängern aufbewahrt, der Platz, wo man ihn verbrannte, am Jahrestage seines Todes mit Blumen bestreut, und eine vom Könige von Frankreich ihm zu Ehren geprägte Denkmünze nennt ihn einen Propheten und einen Märtyrer. Luther gab die Erklärung zweier Psalmen, des einundfünfzigsten und einunddreißigsten, von ihm heraus.*) Es durfte zwar, schreibt er, der damalige Antichrist sich Hoffnung machen, das Andenken dieses so großen Mannes würde verlöschen, auch unter dem Fluch sein; aber siehe, er lebet, und sein Gedächtnis ist in Segen.

Michelangelo soll Savonarola's Schriften gelesen und geliebt haben. Seinem Naturel nach scheint mir dies unzweifelhaft. Es liegt etwas Ascetisches, Grübelndes in seiner Sinnesrichtung, seine Gedichte sprechen es deutlich aus. Er war der französischen Politik geneigt. In hohem Alter noch ließ er dem Könige von Frankreich sagen, er wolle ihm aus eigenen Mitteln eine erzene Reiterstatue auf dem Platze der Signorie in Florenz aufrichten, wenn er käme um die Stadt wieder freizumachen. Welche Kämpfe mußten jetzt in ihm entstehen, als ihn sein Gewissen zwang, sich auf die Seite derer zu stellen, deren Feind er hätte sein sollen, wenn er dem Gefühle der Dankbarkeit und vielleicht auch der Stimme des eignen Vortheils gefolgt wäre.

Florenz indessen war eine Stadt von ungeheuren Mitteln. Ein weites Gebiet ihr unterworfen. Die Bürger waren bewaffnet und eine große Zahl fremder Soldaten herbeigezogen. Michelangelo leitete die Anlage der Befestigungen. Er war einer von den Männern, die zu allem brauchbar sind, wozu der Moment einen Mann verlangt. Er war Architekt, Maler, Bildhauer, er verfertigte sich die eisernen Geräthschaften selbst, mit denen er den Marmor bearbeitete, er erfand die Maschinen, mit denen man die kolossalen Statuen fortschaffte. Schon unter Julius VI. wurde nach seinen Zeichnungen Civitavecchia befestigt. Die florentiner Fortificationen aber hatte er so vortrefflich angelegt, daß Vauban, Ludwig XIV. berühmter Kriegsbaumeister, als er hundert Jahre später in Florenz war, ihren Grundris auf's sorgfältigste aufnahm. Und mitten unter dieser Unruhe zeichnete er den berühmten Carton seiner Leda und arbeitete heimlich an den Figuren zur Ausschmückung der Sakristei von San Lorenzo weiter, welche er im Auftrage der Medicäer vollendete. So sonderbar gingen in ihm die Interessen der Kunst und der Politik nebeneinander her, daß er für seine Feinde thätig war, gegen welche er das Vaterland vertheidigte.

Sechs Monate blieb er außerhalb der Stadt, um den Hügel von San Miniato zu befestigen. Da kam es zu Streitigkeiten. Malatesta Baglioni, der Oberbefehlshaber der florentinischen Truppen, stand in verrätherischem Verkehre mit dem Feinde. Michelangelo machte der Signorie die Anzeige, aber man glaubte ihm nicht. Nach einer heftigen Scene im versammelten Rathe, wo er sogar den Vorwurf der Furcht und der Feigheit hören mußte, packt er plötzlich sein Geld zusammen und verläßt heimlich Florenz. In Ferrara will er unerkannt bleiben, doch entdeckt man, wer der einfache Reisende sei, und nimmt ihn prachtvoll auf. Er läßt sich jedoch nicht halten und reitet weiter nach Venedig, wo er vierzehn Tage verweilt. Der Doge und der Adel wollen ihn dort bewegen, sich bei ihnen niederzulassen. Er zeichnet den Plan zur Rialtobrücke. Bald aber schreibt er an Giugni, den florentinischen Gesandten zu Ferrara und läßt durch ihn der Stadt auf's neue seine Dienste und Gehorsam anbieten. Wir haben das Schreiben Giugni's an die Signorie von Florenz, worin er sich seines Auftrags entledigt.

Michelangelo war in die Acht erklärt worden. Doch nahm man seine reumüthigen Anerbietungen gern an, denn die Stadt war hart bedrängt, aber man belegte ihn mit einer Geld- und Ehrenstrafe. Er unterwarf sich jeder Bedingung, kehrte zurück und ward wieder in sein altes Amt eingesetzt.

Liest man die Briefe, bedenkt man, daß er aus dem allertriftigsten Grunde fortgegangen war, vergleicht man damit die demüthige Weise, in der er sich seiner Vaterstadt auf's neue zur Disposition stellt, so könnte man in dem Allen nur einen Beleg für die Charakterweichheit des Mannes finden, welcher die Desertion von der Fahne abzubüßen bereit war. Ich lege ihm jedoch hier großartigere Motive unter.

*) 1523.

Als er sich auf die Flucht begab, war man in Florenz durchaus nicht der Meinung, daß die Mediceäer siegen müßten. Eine Gesandschaft war an Carl V. abgegangen, Franz I. hatte seinen Beistand zugesagt. Unterwegs aber begegnete Michelangelo jenen Männern, welche beim Kaiser eine Vermittlung versuchen sollten, und mit dem Bescheid nach Florenz zurückkehrten, daß er unbedingte Unterwerfung unter den Willen des Pabstes verlange. Sie wußten nicht, was in Florenz vorgegangen war. Michelangelo theilte ihnen mit, wie traurig dort die Dinge standen und warum er entflohen sei. Sie aber ließen ihn wissen, wie wenig sie beim Kaiser ausgerichtet hätten, niederschlagende Zeitungen für beide Theile. Bald aber trat Franz I. selber auf die Seite Carl's und des Pabstes, seine Versprechungen an Florenz sanken damit zu nichtigen Worten zusammen. Hielt man es auch vielleicht in der Stadt selbst für unmöglich, hoffte man mit dem hartnäckigen Aberglauben, den politische Verzweiflung so oft einflößt, auf eine günstige Wendung der Dinge, in Venedig konnte Michelangelo keinen Augenblick über das letzte Schicksal seiner Vaterstadt zweifelhaft bleiben. Sie war verloren. Er aber durfte sich nicht ausschließen vom allgemeinen Untergange, er ließ den Leuten ihre Verblendung, die ihn auf lange Jahre hin seiner Ehrenrechte verlustig erklärten, er wollte nur um jeden Preis zurückkehren und setzte seinen Willen durch. Noch steht die Torre del Gallo, eine alte Burg bei Florenz, von deren Thurme herab er das Feuer der Geschütze auf das kaiserliche Lager lenkte. Von demselben Thurme betrachtete hundert Jahre später Galilei, als Gefangener der Inquisition, Nachts die Sterne.*)

Im November 1529 war Michelangelo auf's neue eingetreten, im August des folgenden Jahres fiel die Stadt. Malatesta's Verrath gab den Ausschlag. Bis zum letzten Augenblicke hatte man auf den König von Frankreich gehofft. Man wußte genau, daß seine Hülfe fast ein Wunder wäre, und trotzdem, als im Juli 1530 die Kunde in die Stadt gelangte, er habe seine in Madrid zurückgelassenen Kinder zu Bordeaux wieder in Empfang genommen, lautete man mit den Glocken und hielt eine feierliche Messe, um Gott für das glückliche Ereigniß**) zu danken. Holz zu Freudenfeuern hatten die Bürger nicht mehr. Sie fingen an, die Ratten zu verzehren, als Katzen und Pferde aufgegessen waren. Oel und Kleie sah man nirgends. Die Pest zeigte sich. Achttausend Bürger und über das Doppelte an fremden Soldaten waren umgekommen. Am 6. August öffneten sich dem Sieger die Thore. Es war eine ziemlich vortheilhafte Capitulation geschlossen und in ihr eine allgemeine Amnestie zugestanden. Allein es giebt keine gültigen Verträge, die dem Unterlegenen Schutz gewähren. Alexander rächte sich mit blutigen Händen. Die Führer des Staates, deren er habhaft wurde, richtete er hin. Dies Schicksal war auch Michelangelo zugedacht. Man suchte nach ihm, er hielt sich verborgen. Nach der gewöhnlichen Erzählung im Hause eines Freundes, nach einer Tradition der Familie Buonarotti im Kirchthurme von San Niccolo oltra Arno.*) Hier wartete er die erste Wuth seiner ehemaligen Beschützer ab. Der Pabst verlangte seinen Tod. Außerdem, daß er einer der thätigsten Empörer war, beschuldigten ihn jetzt seine Feinde, er habe das Volk auf die Idee gebracht, den Palast der Medici dem Erdboden gleichzumachen. Das war, wie sich herausstellte, eine Lüge. Der Zorn des Pabstes verrauchte. Er erinnerte sich, welch ein Künstler Michelangelo war. Er ging endlich so weit, ihm völlige Verzeihung und sein altes Jahrgehalt anzubieten wenn er nur hervorkommen und an den Grabdenkmälern der Familie weiterarbeiten wollte.

Michelangelo verließ nun sein Versteck und ging still an die alte Arbeit. Er gönnte sich keine Erholung, er aß und trank schlecht, hatte schlaflose Nächte und litt an Schwindel und Kopfweh. Seine Freunde fürchteten, daß er sterben würde, wenn er es noch länger so fortriebe.

Ein Vers von ihm aus diesen Tagen bezeichnet den traurigen Zustand seiner Seele. Er hatte die Figur der Nacht vollendet, eine halb sitzend halb liegende Frauengestalt. Man denkt an Homer's Ausdruck „der Schlaf löste ihr die Glieder,“ wenn man diesen schönen, in schlummernde Ruhe versunkenen Körper ansieht. Das rechte Bein ist ein wenig angezogen, der Arm stützt sich darauf, und auf die Rückseite der eingeknickten Hand neigt sich das Antlitz mit geschlossenen Augen. Eine Haarflechte fällt über Hals und Schulter auf die Brust herab. Sie ist völlig ohne Gewänder.

Wie es in Italien Sitte war, heftete man allerlei lobende Gedichte an die öffentlich aufgestellte Statue. Einer dieser Verse lautete: „Die Nacht, die du schlafen siehst in so reizender Stellung, von einem Engel (angelo) wurde sie in diesen Marmor gemeißelt. Sie ist lebendig, sie schläft nur, wecke sie auf, wenn du es nicht glaubst, und sie wird reden.“ Michelangelo läßt sein Werk selbst antworten und schrieb jenen wundervollen Vers darunter.

*) v. Reumont. Beiträge zur ital. Geschichte. I. 405.

**) Ebendaselbst 59.

*) Ich lese das in dem soeben erschienenen Buche Life of Michelangelo by John Harford Esq. London 1857. 2 vol. Es ist prachtvoll ausgestattet aber etwas dilettantisch geschrieben.

welcher beginnt: grato m'é il sonno più l'esser di sasso, dessen metrische Uebersetzung mir unmöglich war. „Wohl mir, daß ich schlafe, mehr noch, daß ich von Stein bin so lange die Schmach und die Schande bei uns dauern; nichts zu sehn, nichts zu hören, ist das glücklichste Schicksal, deshalb erwecke mich nicht, bitte, sprich leise."

Dies durfte er öffentlich sagen. Er durfte es wagen, dem Großherzog Alexander, dessen rachsüchtigen Charakter er kannte, seine Mitwirkung am Bau der neuen Citadelle von Florenz abzuschlagen. Allerdings war er schon wieder in Rom als er das that, allein der Arm dieses Fürsten hätte ihn auch dort erreichen können, und was er Alexander verweigerte, verweigerte er ebenso gut dem Pabste. Er muß in ungemeinem Ansehn bei Clemens gestanden haben. Er arbeitete mit bedecktem Haupte weiter in seiner Gegenwart, er schlug es ihm ab, öfter als nöthig war am Hofe zu erscheinen, der Pabst wagte sich nicht zu setzen in seiner Gegenwart, weil der Künstler es augenblicklich auch gethan haben würde, und als er einmal heimlich eine erst begonnene Arbeit Michelangelo's gegen dessen Willen und Wissen in Augenschein nahm, blieb dieser versteckt auf dem Gerüste und warf wie von ungefähr eine Planke von oben herunter, deren Fall den Pabst beinahe verletzt hätte. Es war ihm unerträglich, wenn seine Arbeiten vor ihrer Vollendung von fremden Augen gesehen wurden und daher mag die Wuth, welche ihn erfüllte als Bramante dem Rafael heimlich das Zimmer aufschloß, wo er malte, zumeist entstanden sein. Als er den David meißelte, ließ er einen Bretterverschlag um den Marmorblock machen, und Niemandes Blicke berührten das Werk bis zu dem Tage, wo er es allem Volke zeigte. Vasari erzählt, wie er einmal Nachts zu ihm kam und ihn bei der Arbeit fand. Michelangelo hatte die eigenthümliche Erfindung gemacht, sich ein Licht oben auf den Hut zu stecken und so bei Nacht zu arbeiten. Als Vasari eintrat und wie natürlich sehen mußte, wobei der damals schon sehr alte Meister thätig war, löschte dieser das Licht plötzlich aus und sprach im Dunkeln mit ihm weiter.

Die wüthende Heftigkeit, in die er zu Zeiten wie in eine Raserei verfiel, bestimmte viele seiner äußeren Schicksale. Immer jedoch suchte er wieder gut zu machen, was er so verschuldete, und stets traf er Menschen an, welche sich durch sein Wesen nicht irre machen ließen. Es waren Zeiten damals, wo das Leben den Leuten näher auf den Leib rückte als heute. Man wehrte sich noch lieber mit Dolch und Degen als mit Pistolen oder einer Büchse in den Händen, und oft genug war man auf diese Selbstvertheidigung hingewiesen. Jeder Gang durch die dunkeln Straßen einer Stadt bei nächtlicher Weile konnte Händel bringen, jede Reise war ein kleiner Feldzug auf eigne Hand, gerichtet gegen unvermutheten Ueberfall. Die großen und kleinen Kriege füllten die Länder mit Leuten, deren Handwerk die Führung der Waffen war. Die Bürger vertheidigten ihre Mauern und ihre Gerechtsame, die Kaufleute standen in voller Wehre den Wegelagerern oder auf dem Meere den Angriffen der Piraten entgegen, denn damals herrschte ein unermüdeter Kampf an den Küsten des mittelländischen Meeres. So bildete jedermann sein Schicksal in unbekümmerter Freiheit, es gab keine Examina, durch welche heute das Schicksal von Tausenden oder Hunderttausenden ein und denselben vorher gewußten uniformen Gang geht.

In Cellini's Leben lesen wir am farbigsten, wie es damals zuging, Vasari's Lebensbeschreibungen der Künstler liefert gleichfalls eine Fülle abentheuerlicher Züge. Alles berührte sich, jedem Gefühl ward nachgegeben, jede Leidenschaft kam leicht zum Ausbruch, und so im Hinblick auf das Ganze steht Michelangelo's Charakter in seinem rücksichtslosen Anpacken der Verhältnisse weniger einzeln da. Nichtsdestoweniger blieb es eine Gunst des Schicksals, daß er Fürsten begegnete, die den Mann so richtig zu nehmen wußten. Es lag die zarteste Herzensweichheit unter der Härte seines Benehmens. Als er 1506 nach Bologna ging, um sich mit dem Pabste auszusöhnen, gab ihm sein Gönner, der edle Piero Soderini einen Brief mit, in dem er schrieb: wenn man ihm gute Worte giebt, wird man Alles von ihm erreichen. Man muß ihm Liebe zeigen und Wohlwollen beweisen, und er wird Dinge thun, die Jedermann, der sie sieht, in Erstaunen setzen werden. Damals war er zwei und dreißig Jahre alt, wie mußte er jetzt erst als ein Mann von sechs und fünfzig die Ereignisse empfinden. Man wußte, daß mit ihm nicht zu capituliren war, man ließ sich gefallen, was er that, nur um seine wunderbare Kunst nicht einzubüßen. Um zu zeigen, was man ihm zutraute, führe ich hier noch eine von jenen Sagen an, über deren Werth ich bereits gesprochen habe: als er einen Christus modellirte, soll er in der Raserei der Arbeit das Modell selbst an's Kreuz genagelt haben, um so besser den Ausdruck des Schmerzes zu finden. Dem Rafael hätte das keiner angedichtet. Daß aber wiederum die Zartheit, die tiefe Empfindlichkeit seiner Seele keine Fabel war, das beweisen seine Gedichte. Sie entsproßten seiner Seele wie die Schneeglöckchen unter dem Schnee wachsen, der sie verbirgt aber sie zugleich vor dem Froste schützt. Auch waren sein Stolz und sein Ehrgeiz nichts anderes als der Ausdruck seines Dranges, vor sich selbst würdig dazustehn. Rafael strebte nach dem Cardinalshute, wie ein Kind nach

Gold und Diamanten greift, allein ich glaube, Clemens hütete sich wohl, ihn dem Michelangelo anzubieten, der ihn vielleicht nicht auf die sanfteste Weise zurückgewiesen hätte. Es gibt Naturen, die durch das groß sind, was sie erreichen, andere durch das, was sie verschmähen. Es war ihm mit Geschenken nicht beizukommen, er wollte durch nichts auch nur den geringsten Theil seiner Unabhängigkeit einbüßen. Nur in seltenen Fällen machte er eine Ausnahme. So einmal als er ein prächtiges arabisches Pferd bewundert hatte, welches dem Cardinal Hippolyt von Medici gehörte und das ihm dieser als Geschenk zuführen ließ, überwand er sich, es von ihm anzunehmen.

Ausgesöhnt mit dem Pabste ging er nach Rom, kehrte noch einmal, wie es scheint, nach Florenz zurück und dann nie wieder. Der nächste Brief aus dem Jahre zwei und dreißig ist von Rom datirt und an Sebastian del Piombo gerichtet, den berühmten Maler, der, wie er ebenso mit der linken als mit der rechten Hand arbeitete, und dem er schon früher die Zeichnung zu einem Bilde gemacht hatte, das mit einem Werke Rafael's concurriren sollte. Der Brief handelt von dem Grabdenkmale des Pabstes Julius, von Geldangelegenheiten und Marmorblöcken. Der folgende, ohne bestimmtes Datum, erschöpft in einer umfassenden Darstellung Alles, was er in dieser Angelegenheit zu leiden hatte. Es ist ein langes Schriftstück, dessen Original, wie wir es besitzen, nicht von des Künstlers eigner Hand herrührt, ja, das nach Dr. Guhl's Erachten, dem hierin andere Autoritäten zur Seite stehn, gar nicht von ihm selber verfaßt worden ist. Es soll nach Vasari's und Condivi's Angaben zusammengestellt sein. Guhl fragt, wie es denkbar wäre, daß Michelangelo ganz von den neuesten Unbilden erfüllt (man hatte ihm mit einem Worte: Unredlichkeiten vorgeworfen) plötzlich eines längst vergangenen Factum's Erwähnung thun konnte. Denn der Brief ist in der That an sich von mäßiger Länge, die umfangreiche Nachschrift aber greift in vergangene Zeiten zurück und läßt sich in den stärksten Ausdrücken über die Intriguen aus, mit denen man ihm von Anfang an den Weg zu verstellen suchte. Er schließt mit dem bereits erwähnten Ausspruche über Rafael, von dem er sagt, was er von der Architektur gewußt habe, habe er von ihm gelernt.

Dieser Schluß scheint selbst Herrn von Reumont zu stark, dem wir die Bekanntmachung des Briefes in Deutschland verdanken.*) Ich glaube, daß gerade diese Worte von keinem andern als von Michelangelo herrühren konnten.

*) Er gab ihn 1834 in einer kleinen, bei Cotta erschienenen Broschüre heraus. Das Original ist in Harford's Buche abgedruckt. Herr v. Reumont vertheidigt im übrigen seine Aechtheit.

Pabst Clemens starb 1534. Paul der Dritte, sein Nachfolger, adoptirte all seine künstlerischen Unternehmungen, wie Clemens die Leo des Zehnten, Leo die des Pabstes Julius fortgesetzt hatte. Immer noch zog sich die Vollendung des Grabmales in die Weite. Kummer jeder Art ward ein Gefolge dieser Angelegenheit für den Künstler. Clemens starb, es kam ein neuer Pabst, und Michelangelo's Feinde hofften ihm bei diesem zu schaden. Er hält es für nothwendig seinem neuen Herrn wissen zu lassen, daß, so lange die Last dieser Verhältnisse unaufgeklärt ihn bedrücke, er nicht in Ruhe arbeiten könne. Er malte damals gerade an dem ungeheuren Gemälde des jüngsten Gerichtes.

Er hat das Schreiben vollendet und sich darin so kurz als möglich ausgesprochen, da überrascht ihn noch einmal das Andenken an die lange Reihe der erlittenen Ungerechtigkeiten. Es ist nothwendig, daß der Pabst diesen Dingen völlig auf den Grund sehe. Er setzt die Feder zu einem Postscriptum an, er bemüht sich mehr und mehr die Verhältnisse klar und geordnet darzustellen, und in Feuer gerathend durch das Bedenken längst vergangener Ereignisse wird er immer heftiger, bis er mit einem kühnen Worte zuletzt Rafael's und Bramante's Eifersucht als den ersten Anstoß allen Unglücks nennt und offen ausspricht, was Rafael von der Baukunst gewußt habe, verdanke er ihm und keinem andern. Er konnte das hier thun, da auf der einen Seite Rafael's Ruhm als Maler feststand, sich auf der andern aber längst herausgestellt hatte, daß seine Aenderungen am Plane der Peterskirche, wie ihn Bramante gemacht hatte, keine Verbesserungen gewesen waren.

Schrieb Michelangelo den Brief, so ist damit noch nicht gesagt, daß er ihn absandte. Man kann ihn unter seinen Papieren gefunden und copirt haben. Er kann ihn jemanden mitgetheilt haben, der ihn ohne sein Wissen copirte, während er selbst das Original vernichtete. Rührte er aus der Feder eines Anhängers her, so würde dieser, wenn er Michelangelo dadurch rechtfertigen wollte, Takt und natürliche Scheu genug besessen haben, ihm nicht solche Aeußerungen unterzuschieben, die nach dem Ermessen des gewöhnlichen Menschenverstandes dem großen Meister in den Augen der Leute eher zum Schaden gereichen mußten, als daß sie seiner Sache nützlich waren.

Mit diesem Briefe übrigens war die Sache keineswegs abgethan; sie zieht sich immer noch fort und weitere Briefe handeln von ihr. Sie bilden alle zusammen nebst den Erläuterungen des Herausgebers förmlich die Acten eines Processes, dem man gern bis in die genauesten Details nachfolgt. —

(Schluß folgt.)

Ungedruckte Briefe
von
Cramer, Gleim, Klopstock, Lavater, Ramler, Uz u. A.
an J. A. Ebert.

Zur Charakteristik ihres literarischen Verkehrs zusammengestellt und erläutert

von Dr. Adolph Glaser.

II.

Klopstock.

Klopstock's Briefe an Ebert sind sämmtlich Zeugnisse des innigsten Zutrauens und einer Freundschaft, die sich ohne jeden Rückhalt über Privatzwecke und Anschauungen offen ausspricht und auch den Tadel als einen Beweis der Aufrichtigkeit hinnimmt. Sie können hauptsächlich dazu dienen, das Bild der Persönlichkeit Klopstock's in seinen Zügen zu vervollständigen, denn hier spricht er sich ohne Schwärmerei in einfacher Natürlichkeit aus. Zwischen den zweiten und dritten Brief fällt die Schweizerreise, die Klopstock auf Bodmer's Einladung in Begleitung von Schultheiß und Sulzer machte und während welcher seine Correspondenz im Allgemeinen sehr karg geführt wurde. Nach derselben folgte er der Einladung nach Kopenhagen und besuchte Ebert auf der Durchreise in Braunschweig. Das ausführlichste Material zur Kenntniß von Klopstock's persönlichen Beziehungen bietet das in etwas überschwenglicher Verehrung für ihn verfaßte Werk „Klopstock, Er und über ihn", mit den dazu gehörigen Nachträgen von Cramer, der mit Klopstock in späteren Jahren längere Zeit gelebt und Vieles aus seinem eigenen Munde niedergeschrieben hat. Ferner wurde von Klamer Schmid der Briefwechsel der Familie Klopstock unter sich und mit Gleim, Schmid und Fanny herausgegeben. Was außerdem von Klopstock'schen Briefen veröffentlicht wurde, findet sich zerstreut in den einzelnen Briefwechselgruppen unsrer Classiker.

I.

Quedlinburg den 20. Juni 1750.

Liebster Ebert,

Was sind Sie für ein wackerer Briefschreiber geworden. Wer hätte das von Ihnen denken sollen. Ich werde Ihre Briefe binden lassen, und sie als ein Buch bey mir herumtragen. Ich will itzo keinen langen Brief schreiben. Ich will Ihnen nur sagen, daß Cramer gewiß seine Probepredigt hier bald thun wird. Ich hatte für ein Paar Tage etwas davon gehört, und ging gestern deßwegen allein zu Herrn Meene, die Gewißheit zu erfahren, der mir auch die Sache anvertraut hat. Vielleicht hat Cramer die Nachricht nun auch schon.

Ehegestern war Gleim auf einem Coffee bey mir.*) (Er reitet sehr geschwinde. Er ist einmal von Berlin nach Prag Courier geritten.) Wie ich ihm erzählte, daß Cramer hierher kommen würde, sprang er für Vergnügen auf: wie ist es möglich — — ist es möglich — — daß in Wernigerode (er meinte Quedlinburg) solche klugen Leute sind, die Cramer wählen können. Ihnen meine Freude hierüber zu sagen, habe ich unsern Unterredungen vorbehalten. Auf künftigen Donnerstag werde ich, vielleicht mit meiner Mutter, bey Ihnen seyn, wenn der Weg gut ist! Wie können Sie glauben, daß ich nicht Ihretwegen allein zu Ihnen kommen würde! Wie können Sie das glauben, mein liebster Ebert? Und Sie kennen so wenig

Ihren
Klopstock.

Ich will so verwogen seyn, wie Schlegel. Sagen Sie, Gärtner sollte seine Louise von mir küssen. Dem Hr. Abte**) sagen Sie so viel freundschaftliches von mir, als sie nur können, wenn ich komme, werde ich doch noch mehr zu sagen haben, warum schreiben Sie mir Ihren Titel nicht?

II.

Quedlinburg den 17. Juli 1750.

Mein liebster Ebert,

In so kurzer Zeit zween Briefe von Ihnen. Wenn ich sie nicht vor mir liegen hätte, und ein anderer von unsern Freunden versicherte mich, er hätte sie bekommen, so glaubte ich ihm das erstemal in meinem Leben nicht. Was haben Sie für ein unvergleichliches Talent zu freundschaftlichen Briefen! Und dieses Talent haben Sie bisher ungebraucht liegen lassen. Sie sind vor allen unsern Freunden dazu gebohren, Briefe zu schreiben. Ich will nichts sagen, merken Sie sich das! denn nach einer heroischen That von zween Briefen sind Sie über alle Aufmunterung weg. — Schmidt ist schon zu seiner Mutter zurück gegangen, welche

*) Von Halberstadt.
**) Jerusalem.

krank ist. Ich will ihm Ihr Circularschreiben schicken.

Sie haben sich die Reise nach Koppenhagen ganz falsch vorgestellt. Ich will es Ihnen sagen wie es ist. Nur soll es noch Niemand wissen als Gärtner. Der Herr von Bernsdorf hat sich von selbst erboten, mir eine Pension bei seinem Könige auszuwirken. Wo ich hinginge, sollte ich mich nicht auf lange Zeit engagiren. Meine Gegenwart würde bald in Koppenhagen nöthig sein. Eine Pension und volle Muße. Aber auch dieß würde mich nicht an Koppenhagen binden können. Meine Muße würde mir nur halb angenehm seyn; wenn ich sie nicht bald bey diesem bald bey jenem Freunde sollte zubringen können. Und dieß hoffe ich zu erlangen. Ja, ich vermute nicht einmal, daß man es eben wird haben wollen, daß ich in Koppenhagen bleiben solle. — Aber was meinen Sie von Bodmer? Er hat mir dreyhundert Thaler geschickt, und ich soll sie als ein Geschenk annehmen. Ich hatte ihm schon versprochen zu ihm zu kommen, eh mir der Herr Abt die Stelle anbot. Was soll ich machen? Wie gern wollte ich bey Ihnen und Gärtnern und Jerusalem seyn! aber ist Bodmer nicht ein unvergleichlicher Mann und verdient ers nicht, daß man ihn besuche? Sulzer schreibt mir, er wird sich nicht trösten lassen, wenn er mich nicht mitbrachte. Und ich muß Sulzern, und zwar bald, meine völlige Entschließung schreiben. Ich weis wirklich nicht, was ich machen soll. Bald habe ich diesen bald jenen Entschluß gefaßt. Bodmer sagt, meine Freunde in Braunschweig hätte ich ja schon gesehen, lange mit ihnen gelebt, und ich würde sie wieder sehen. Ihn hätte ich noch nicht gesehen. Vielleicht würde er mich in seinem Leben nicht sehen, wenn ich itzt nicht käme.*) — — Ich besuche Sie künftige Woche. Ich muß aber vorher wissen, ob Gärtner da seyn wird. Ich habe gehört, er würde diesen Sommer nach Leipzig reisen, seine Schwester zu besuchen. Geben Sie mir hiervon Nachricht. Kann mir, wenn ich noch nach Zürich reisen sollte, der Herr Abt die Stelle nicht bis Michael aufbehalten? Leben Sie wohl. Ich werde bald mehr mit Ihnen sprechen, als ich itzt schreiben kann. Wann geben Sie mir aber noch Nachricht, ob Gärtner da seyn wird?

Ihr
Klopstock.

III.

Koppenhagen den 18. September 1753.
Bey dem Leibmedicus Herrn von Berger.

Die Nicht-schreiberey, mein lieber Ebert, sollte doch bisweilen unter uns abkommen. Wir müssen wenigstens einige Versuche machen, ob noch etwas Möglichkeit übrig ist, diesem bösen Uebel zu steuern. Wiewohl, wenn ich mich recht erinnere, so bin ich der letztschuldige. Wenn es ist, so mache ich hiermit meine Schuld richtig. Sie sind in Hamburg, Sie sind auf Giseken's Brautlaubenfeste gewesen; und das sollte Ihnen so hingehen, daß Sie mir kein Wort davon schreiben? Sie — doch davon sollen Sie mir nicht schreiben, wenn es Sie noch zu traurig macht. Doch wenn Sie davon schreiben können, so thun Sie's. Ich werde Ihnen mit vieler Weisheit rathen. Denn wenn Sie es noch nicht wissen, so sag ich's Ihnen hiermit, daß unsre Freunde in Sachen der Liebe, mich, mit delphischer Andacht, um Rath fragen sollten.*) Also jezt wissen Sie's. — Was Sie für ein glücklicher Sterblicher bey dem allem sind. Sie haben meine Clary**) gesehen. Und, was noch mehr ist, alle die Rundheiten und Rundheitchen, die ihr der Gesundmacher Dr. Liebe wieder gegeben hat, und die ich noch nicht gesehen habe, die haben Sie gesehen. Young müßte Ihnen unverständlich werden, wenn Sie mir nicht einen langen, vollen Brief von allen diesen Sachen schreiben. Ach, es ist das geliebteste und liebendste Mädchen, das jemals (ja nun könnte ich hunderttausend Sachen sagen!) das jemals solche Rundheiten, und solche Grübchen zu den Rundheiten, und ein solches Herz zu den Grübchen und Rundheiten gehabt hat. Aber davon muß ich nur aufhören, sonst würde ich unvermerkt nicht mehr an Sie, sondern an Clary schreiben. —

Etwas anderes. Sie wissen, wie es mir mit einer Subscription***) geht und wie sehr lieb mich die Herren Buchhändler haben. Jezt kömmt es nur darauf an, daß meine Freunde einige dazu geschickte Leute aussuchen, (denen ich zehn Procent für ihre Bemühung gebe,) welche für die Subscription sorgen. Ich verlängere die Zeit bis auf Weihnachten; und da, wegen der Größe der Lettern, noch größer Papier erfordert wird, so nehme ich auch dieß, ob ich's gleich nicht versprochen hatte. Ich bitte Sie, daß Sie mir bald sagen, was Sie hierin, in Ihrer Gegend, zu thun gedenken. — Ich habe vor einiger Zeit einen Brief von Hr. Berkenhout erhalten, worin er mir sagt, daß er den ersten Gesang des Mess. in Miltonsche Verse übersezt habe. Ich habe meine Antwort,

*) Zur selben Zeit hatte der Königl. Hofprediger Sack in Berlin Klopstock den Vorschlag gemacht, „zwei Jahre mit Zufriedenheit und als völliger Herr seiner Studien zu leben, um seine Aufgabe, den Messias, zu vollenden."

*) Dies bezieht sich auf Ebert's erstes Liebesverhältniß, das 1750 ein trauriges Ende gefunden hatte.

**) Meta Moller, seine erste Gattin, nannte sich selbst Clary; Klopstock hatte sie schon auf der Durchreise nach Kopenhagen in Hamburg kennen gelernt, aber erst am 10. Juni 1754 ward sie mit ihm getraut. Er charakterisirt sie in der Vorrede zu ihren hinterlassenen Schriften mit dem treffenden Zuge: „Sie war gemacht, mit der Arria zu sagen: Pätus! es schmerzt nicht!"

***) Auf den Messias.

(weil ich Bhout's Adresse nicht wußte) an Zachariä geschickt, und die verlangte Veränderung im ersten Gesange beygelegt. Sie urtheilen leicht, wie sehr mich diese Uebersezung interessire, weil Sie wissen, wie sehr wir beyden die Engländer lieben. Ich bitte Sie für diese Uebersezung, als für Ihr eigen Kind Sorge zu tragen. Hr. Berkenhout wollte auch so viel von meinen Lebensumständen haben, als ich selbst für gut hielte, den Engländern bekannt zu machen. Ich habe ihm hierüber unter Anderem gesagt, daß ich glaubte, die Lebensumstände eines Verfassers kämen, vor jeder Schrift, die man das erstemal läse, zu früh. Sie werden von meiner Meinung seyn. Ich wünschte, bald etwas von der Uebersezung zu sehen. Es sind, ausser mir, hier noch einige die dieses wünschten, und die ich nicht gerne lange warten lassen wollte. — Die Posten zu Ihrem lieben Mädchen werden doch nicht auch unter dem Gebote Ihrer hochgeehrten Frau Stiefmama stehn? Küssen Sie das süße Mädchen mit dem Kusse eines leider! kaltgewordenen Briefes von mir. — Den Herren Abt und Hr. Zachariä grüße ich aufs Freundschaftlichste, und bin

Ihr
Klopstock.

IV.

Hamburg den 19. October 57.

Mein lieber Ebert,

Erschrocken bin ich nicht über Ihre zweyte Brieferscheinung; aber erstaunt bin ich nicht wenig darüber. Von Eberten zween lange Briefe in so kurzer Zeit. Ich thue Ihnen hiermit die feyerlichste Ehrenerklärung, daß Sie nicht mehr zu der ehrwürdigen Gesellschaft der Richtschreiber gehören. Aber wie sich doch alles in der Welt auf eine sonderbare Art fügen muß. In einer Zeit da Sie Ihre lange behauptete Stelle der Nichtschreiberey verlassen, betritt Gisеke die höchste Stufe derselben; und ich, der ich, ohne alle Prahlerey, nicht eben der lezte in der Gesellschaft bin, sehe mich von ihm sehr weit zurückgelassen.

Es ist ein merkwürdiges Exempel, das sogar Sie, bey Ihrer jezigen ausserordentlich guten Gesinnung, ein wenig furchtsam machen könnte! — Ich kann Ihren ersten Brief sogleich nicht finden. Ich weis wohl, daß ich viel daraus zu beantworten habe. Eins, mein Herr, hat mich darin gar sehr piquirt. Sie geben einigen von meinen Hexametern eine Riesenlänge Schuld, die ich Ihnen gar nicht zu geben willens gewesen bin. Und noch bis auf diese Stunde glaube ich Ihnen nicht eher, als bis sie mir diese angeklagten Verse zeigen. Dieses erwarte ich ehestens von Ihnen. — Der junge Shoer hat mir recht wohl gefallen. Er verließ uns zu bald. Ich habe ihm einen Brief an Young mitgegeben. Denn ich muß Ihnen sagen, daß ich die Freude habe Youngen nicht ganz unbekannt zu seyn. Er hat einige Fragmente, ich weis nicht von welcher Uebersezung des Mess. gesehen. Ein Freund von mir, ein braver Mann, der seit kurzem in keiner Schlacht (er war ein Preußischer Offizier) sondern in Dresden gestorben ist, war vorigen Winter in England, und that eine Reise zu Youngs Einsiedeley. Dieser hat mir jenen Umstand und auch das geschrieben, daß Young gewünscht hätte, daß ich möchte nach England kommen können. Ich habe seitdem schon immer an ihn schreiben wollen, aber eine Ursache die mich damit zu eilen hätte antreiben sollen, hat mich bis zu Shoers Ankunft zurückgehalten. Ich stellte mir immer vor, Young könnte schon todt seyn. Dasjenige was mich am meisten in Shoersens Beschreibung gerührt hat, war daß ihn Young beim Abschiednehmen mit einer Art von ehrwürdigen Feyerlichkeit gesegnet hätte. — Ich habe die Afrida *) noch nicht gesehen, ob uns gleich die Paar Bildchen ganz und gar nicht zu Barbaren machen; und ob es gleich sogar die Nordsee nicht thut, welche dem Geheimen Rath Bernsdorff immer die neuesten besten englischen Bücher bringt. Sie haben mich sehr begierig gemacht die Afrida zu lesen, besonders deßwegen, weil ich noch in keiner englischen Tragödie die Leidenschaft völlig erreicht gefunden habe. Ich halte zwar den völlig wahren Ausdruck der Leidenschaft für das schwerste in der Poesie, aber von wem kann ich ihn fordern, wenn ich ihn nicht von den Engländern fordern kann? Gleichwohl ist ihre Leidenschaft so oft mehr Einbildungskraft als Leidenschaft. Bisweilen soll zwar die Leidenschaft die Einbildungskraft zu Hülfe nehmen, aber auch nur bisweilen und nur bis auf einen gewissen Grad.

den 29. Merz 58.

Eben finde ich diesen Brief in einem Buche. Ich wußte wohl, daß der Anfang eines Briefes an Sie existirte; allein ich konnt ihn nicht finden. Der 19. October 57 und der 29. Merz 58 und noch mehr Ihre zween unbeantwortete Briefe machen mich zwar sehr beschämt; aber was kann ich machen?

Sie wissen, wie lieb mir Ihre Kritiken von jeher gewesen sind. Fahren Sie daher fort, mir welche zu machen. Wenn nur das Abschreiben nicht wäre; so schickte ich Ihnen meine Fragmente vom Mess. Aber kein Mensch selbst meine Frau nicht, selbst ich bisweilen nicht, kann meine Hand lesen. Denn ich mache bisweilen wenn ich recht in der Arbeit bin ganz und gar nur Züge statt der Buchstaben. Doch denk ich, will ich noch Rath schaffen, daß Sie

*) Eine Tragödie von Young.

meine Fragmente bekommen. Ich bin heute außerordentlich glücklich gewesen. Ich habe diesen Morgen über fünfzig Verse im zwölften Gesange gemacht. Sie müssen aber deßwegen nicht denken, daß ich mit dem elften und zwölften fertig sey, bey weitem nicht. Und doch ergreife ich jede Minute der poetischen Stunde bey beiden Händen. — Ich werde Ihnen ehestens ein Exemplar von meinen geistlichen Liedern schicken. Sagen Sie mir Ihre Meinung davon. Ich vermute, daß Sie Youngs Brief an mich gesehen haben, weil Sie davon schreiben. Denn ich weiß, daß eine Abschrift nach Lüneburg im Buchhandel geschickt worden ist. Ich habe einen zweiten von ihm. Den hat er wegen Schwächlichkeit bloß dictirt. Dieser ist aus Bath. Er ist zwar besser aber nicht völlig. Dieß schreibt Richardson an meine Frau. Denn diese Leutchen correspondiren mit einander. Sollten Sie wohl glauben, daß Richardsons Hand unendlich zitternder ist als Youngs seine. Er hat seit ziemlicher Zeit eine Nervenkrankheit, woran er, nach seiner Physiker Meinung, niemals völlig genesen wird. — Meine Frau, die nun zum drittenmale schwanger ist, und die dießmal viel Hoffnung hat, keine fausse couche zu bekommen,*) wird hier bleiben, um hier Wochen zu halten. Ich aber werde wohl nach Koppenh. reisen und im Herbste zurückkommen. Denn Sie müssen wissen, daß Koppenh. gar nicht weit von Hamburg ist. Von hier bis Travemünde ist eine Tagereise; und das letzte mal sind wir von Koppenhagen bis Travemünde in sechs und zwanzig und einer halben Stunde gekommen. Ich bin ein solcher Schiffmann, daß ich mit drey guten Matrosen allein herüberfahren wollte. Sturm müßten wir freylich nicht haben. Das versteht sich. Hören Sie, Ebert, sezen Sie sich diesen Herbst einmal auf die Post und reisen nach Lüneburg. Da können Sie sich zu Schiffe sezen, und in wenig Stunden beym Baumhause landen. Es geschieht nicht allein aus großer Neigung zu den Seereisen, daß ich Ihnen dieses rathe; diese Art nach Hamburg zu kommen verkürzt wirklich Ihre Reise. Bisching sagt, daß Sie ordentlich fett geworden wären. Das freut mich. Aber Bier, Bier trinken Sie auch, daß es was entsezliches ist. Das schickte sich allenfalls für einen Dänen, wie ich bin, denn in Odins Himmel trank man Bier. Nun verfallen Sie nur nicht zulezt gar auf die Mumme, so mag es noch hingehen.

den 7. Juny.

Nun ein sonderlicheres Schicksal hat doch nicht leicht ein Brief gehabt. Ueber das Ausziehen (denn wir sind zu meiner Schwiegermutter gezogen) ist er wieder liegen geblieben. Aber heute soll er gewiß fort. — Wir haben von neuem einige Hoffnung, daß Schlegel hier Hauptpastor werden wird. Es kommt dabey hauptsächlich darauf an, daß ganz Zerbst aussage, daß er die Schwindsucht nicht habe. —

Ich bitte Sie, daß Sie schlechterdings verschwiegen mit dem Abentheuer, das sich mit diesem Briefe zugetragen hat, umgehen. Solche Geheimnisse der Freundschaft müssen nicht ausgeschwazt werden. Gärtnern allein können Sie davon sagen und es ihm zugleich als eine Warnung anführen. Er wird daraus sehen, wie weit man verfallen kann, wenn man auf Wegen geht, die Er und ich bisher betreten haben. Wofern Gärtner von einem Biertrinker geküßt sein mag, so küssen Sie ihn in meinem Namen.

Ich bin der Ihrige
Klopstock.

V.

Quedl. den 18 . . . . 1764.

Ich reise den dritten Feyert. von hier, und über Magdeburg. Ich will mit meiner Schwester, die eine schwache Brust hat, die Elbe mit einem Extrapostboote hinauffahren. Ich würde aber auch ohne diese Ursache über Magdeburg reisen, weil ich den Cammerherrn Bensdorff bei seinem Vater sehen will. Da ich Sie also dießmal nicht selbst sehen kann lieber Ebert, so will ich wenigstens auf eine andere Art zu Ihnen kommen. Ich habe zwar beygelegte Strophen an Gärtner schon geschickt; aber diese haben doch das kleine Verdienst, das Sie für Sie von neuem revidirt worden sind. Ich lasse bey dem jungen Breitkopf XXX lyrische Sylbenmaße, das heißt, die Zeichen des Sylbenmaßes jedesmal mit einer Strophe auch als M. S. für Freunde drucken. Dieses M. S. hatte ich eigentlich nur für Sie bestimmt, da aber Br. so sehr zögerte, so schicke ich Ihnen dieß; Sie sollen das andere auch haben. Weil ich weis, daß Sie dankbar zu seyn pflegen, so bitte ich mir Prolegomena commentarii perpetui von Ihnen nach Hamburg aus; den commentarium perpetuum selbst, wenn ich Ihnen die Sylbenmaße geschickt haben werde. Wenn diese Prolegomena ein schönes gelehrtes Werk seyn werden, wie ich von Ihnen erwarte und wünsche; so will ich von meiner Seite auch weiter dankbar seyn, und Sie sollen von mir editionem novam atque auctam in usum Dominationis Arnoldinae, vor denen XXX Strophen bekommen. — Unsern guten Fleischer bitte ich eine ganze Nacht aufzusitzen, und die Uebersezung Vossii de Format. Cantus durch zu studiren. Hierauf können Sie ihm folgendes quaestorium vortragen:

Ob er sich den Takt so oft zu verändern ge-

*) Meta starb in Folge der Niederkunft am 5. December 1758.

traut, daß man den Gang des Verses und der Musik hört? Wenn er sich dieß getraut; so mag er sich eine Strophe wählen und sie componiren.

Ich hatte Anfangs Lust, Sie in einem kleinen Irrthume zu lassen, in den Sie vermuthlich gefallen seyn würden; aber ich will es doch nun nicht thun. Lesen Sie jetzt nicht weiter, so können Sie sich überzeugen, ob meine Vermutung gegründet gewesen ist. —

Ich stelle mir vor, daß Sie glauben werden, daß ich meine Verse nach den angeführten griechischen gemacht habe, und das ist eben der wichtige Irrthum aus dem ich Sie herausreißen muß. Sie müssen also wissen, daß Alles mein Eigenthum ist, und daß ich diese kleine mir nicht gleichgültige Entdeckung gemacht habe, da ich einmal recht müde vom Arbeiten war, und in dem Sophokles blätterte. Den Pindarus hab ich nicht nachgeschrieben, weil ich mit seinen Strophen in Absicht auf den lyrischen Klang nicht zufrieden bin. Es ist fast seine beständige Zuflucht Stücke von Hexametern zu nehmen. Wenn er dieß nicht thut, so ist er entweder jambisch oder zu dithyrambisch.

Seine Seele hat die böotische Luft genug überwunden, aber sein Ohr hat etwas von ihren Wirkungen behalten. Doch ich will aufhören zu plaudern, damit Sie Ihre Prolegomena anfangen können. Wenn Sie mir bald schreiben mögen, so wird mich 2 Tage nach dem Feste Ihr Brief noch in Magdeburg bey Herrn Bachmann antreffen.

VI.

Koppenh. den 13. Novembr. 1764.

Sie geben keinen Laut von sich, Ebert, ob Sie meine neue Ausgabe der Fragmente des XXten Ges. die ich für Sie gemacht, erhalten haben. Es würde mir unangenehm sein, wenn Sie sie nicht bekommen hätten. Bachmann hat sie schon von Magdeburg aus zuschicken sollen. Alberti ist mit zu traurigen Geschäften umringt, um mir zu schreiben, was er mit Ihnen über meine Sylbenmaaße gesprochen hat. Er hatte Commission, Sie ad articulos zu vernehmen. Ich weiß noch nicht, wie dieses Verhör abgelaufen ist. Ich bin auf eine fast burleske Art übel mit Ihm angekommen. Stellen Sie sich einmal diesen Contrast, nur mit Ihrer halben Lebhaftigkeit vor. Ich versprach mir von Ihm, ja ganz vorzüglich von ihm, freie Anmerkungen über gewisse Wendungen des Rhythmus Lob oder Tadel, aber allezeit Anmerkungen der etwas tiefern Kunst; aber ach!

quid tanto dignum tuli promissor?

Wie voll mußten Sie z. E. von der Idee seyn, daß der einzige Fuß, der uns außer dem heroischen Daktylos noch möglich sey, der Anapäst wäre, als Sie kritisch hoch über mich herfuhren, und mich baten, ich sollte doch nicht so sehr harte Verse, als dieser wäre, machen:

⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
Von des Zorns | Kelch Gott trun | ken zum
– ⏑ ⏑ –
To—de gemacht

Sie sehen hieraus, daß ich nicht ohne Hoffnung Ihres Aufwachens bin. — Ich bin jetzt mitten in der Ausarbeitung meiner kleinen Abhandlung vom Sylbenmaaße. Wenn Sie sich die Augen werden völlig ausgerieben haben; so will ich Ihre kritische Entdeckung der Anapäste vergessen und mit Ihnen über diesen und jenen Punkt correspondiren. Doch um vorläufig zu sehen, wie es jetzt mit Ihnen steht; will ich einige kleine Fragen, wie sie mir einfallen an Sie thun:

1) Wer hat die sapphische Strophe erfunden?

2) Ist dieser Päan ⏑ ⏑ ⏑ –, ein prosaischer Fuß? u. ist es dieser: – ⏑ ⏑ ⏑?

3) Setzt Sophokles in der Mitte des Verses den Anapäst für den Spondäus?

4) Gehören die Anapäste der griechischen Trauerspieldichter mit zu den lyrischen Versarten?

5) Ich will Sie nicht fragen: ob der Rhythmus dieser Füße verschieden sey:

– – ⏑ ⏑
⏑ ⏑ – –
⏑ – ⏑ –
– ⏑ – ⏑
– ⏑ ⏑ –
⏑ – – ⏑

Aber welcher ist der Effekt ihrer Verschiedenheit?

6) Hatten die Griechen Recht, gleichzeitige Füße mit einander abwechseln zu lassen? z. E. da wo der Tribrachys in einem Verse gestanden hatte, in einem andern den Jambus zu setzen?

7) Ist dieß ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ein Fuß? oder eine Dipodis?

8) Was hat die erste Strophe meiner lyrischen Sylbenmaaße für einen Fehler?

Doch genug für dießmal. Später werde ich mit schwerern Fragen erscheinen.

Ihr Klopstock."

VII.

Koppenh. den 18. Febr. 1769.

Ich hätte freilich noch viel mit Ihnen darüber zu zanken, daß Sie den vorigen Sommer nicht zu uns gekommen sind; aber sie schwatzen dann, wenn man Ihnen gerechte Vorwürfe macht, so viel, daß es Ihnen am Ende wohl selbst vorkommen mag, daß Sie sich Wunder wie gründlich vertheidigt hätten. Und warum sollte man Sie eben aus diesem süßen Schlafe aufwecken wollen. Also nur:

Eya Popeya!
Schlaf, Kindchen schlaf!
Dein' Selbstlieb ist ein Schaf u. s. w.

Gärtner und Jansen sagen Sie, daß ich ihre Briefe vom 8ten erhalten hätte. Ich hoffte Ihnen bald zu schreiben. —

Ich schreibe ihnen heute vornämlich wegen einer Sache, deren gute Ausrichtung ich Ihnen völlig zutraue. Denn wenn ich nicht dieses große Zutrauen hätte, so müßte ich selbst schreiben. Ich denke nun Herman's Schlacht bald herausgeben zu können. Sie werden von Baden ein Exemplar bekommen, es dem Erbprinzen in meinem Namen zu übergeben. Es geschieht dieß aus einer sehr wahren, und eben so freyen Verehrung, und ohne alle andre Absicht, als sie auf diese Art zu bezeigen. Ich habe niemals einem unsrer Fürsten etwas von meinen Arbeiten überschickt. Dieß ist der Hauptinhalt von dem, was Sie bey der Uebergebung zu sagen haben. Sie sehen meine Gesinnung bey der Sache. Und von dieser Gesinnung können Sie, wenn sich etwa der Erbprinz Herm. Schl. von Ihnen vorlesen ließe, und Ihm die Barden nicht mißfielen, noch hinzusetzen, daß ich, in jenen alten Zeiten, hinter Ihm in der Schlacht gewesen seyn würde, um den Inhalt meiner Bardite in der Nähe zu sehen. — Ich will doch hoffen, daß Sie wissen, daß diese Nähe die Pflicht der Barden war und doch redete ich vorher eben nicht von der Pflicht, sondern von Neigung, bey solchen Anläßen nämlich. — Nun ich verlasse mich steif und fest auf Ihre gute Ausrichtung, ob mir gleich, selbst auch in dem Augenblicke dieses Zutrauens, sonst allerhand Böses gegen Sie einfällt, unter andern diese und jene Vermutung von relicta non bene permala, wenn Sie nämlich andre gute Leute Gärtner und ich z. E. etwa überredet gehabt hätten, auch ein wenig von vorherbenannter Nähe zu kosten. Bitte, nicht übel zu nehmen, lieber Ebert

Ihr Klopstock."

VIII.

Koppenh. den 5. May 1769.

Wenn man so vielen Vorwürfen als Sie mir machen, liebster Ebert, endlich einmal für allemal das Maul stopfen will, und sich daher wohl entschließen muß, sich in die große Laufbahn eines langen Briefes hineinzubegeben; so thut man, wie mich deucht, recht wohl, wenn man gleich nach dem Entschlusse anfängt, und hernach zusieht, wie man weiter kommt. Zur Sache, und zwar ohne alle weitere Ordnung, als ich sie in ihrem Briefe vor mir finde. — Letzte Ausgabe des Messias. Ich studire sogar schon auf Lettern, Format, und auf eine Correctur wie H. Steph. Bücher zu haben pflegt, ohne Einleitung, Inhalte, Zahl der Verse. Das sind freylich Nebensachen; aber zur Hauptsache habe ich schon lange Anstalt gemacht, und fahre oft damit fort. In meinen Exempl. wimmelts von Glättung, Wegglättung, vornämlich in Absicht auf das Sylbenmaß, und dann auch des Ausdrucks. Am Inhalte, dünkt mich, hab ich eben nichts zu verändern. David hat von den drey letzten Händen, auch schon zwey bekommen. Cedo hosti, sagen Sie mit Plautus und Moliere. Nun, was wollen Sie denn? Sag ichs denn nicht auch? Dem König fehlen, was die beyden ersten Acte anbetrifft (ich weis nicht, ob er Acte behält) fehlen noch zwey Hände; aber der letzte Act fehlt ganz. Doch fängt er schon an beinah bis zum Abfallen reif bey mir zu werden. Die Fürsten (Sie können nichts anderes meinen, als Herman und die Fürsten) sind, mich deucht, bis auf das letzte Drittel fertig. Hiervon weiter nichts. Denn um mit Siegmar zu reden, man sagt nicht, was man thun will; man thut. Das Sylbenmaß. Nun das gedeihet immer weiter und weiter. Ob ich gleich eigentlich nur von der Kunst des Verses rede, so kommt doch nun auch unsre Prosodie hinein. Ich habe sie sehr ins Kurze gebracht. Wenn mir Macpherson Wort hält; so bekomme ich einige alte Melodien nach Ossian, in unsre Noten gesezt; und so kann ich auch vielleicht etwas nicht unwahrscheinliches von dem Rhythmus der Barden sagen. Ich werde zwar was ich von dem isländischen und angelsächsischen Sylbenmaße weis, nicht unberührt lassen, aber dieß ist doch nicht genug um sagen zu können, auf diese, und diese Art war der Rhythmus der germanischen Völker von dem griechischen unterschieden. Sehen Sie, bin ich nun nicht die literarischen Punkte ihres Briefes sehr ordentlich durchgegangen. Und ich will Ihnen gar noch etwas obenein geben. (Denn mich deucht, ich habe gegen Sie noch nie etwas hiervon erwähnt.) Ich habe durch mancherley Hülfe, unsre niedersächsische Sprache, wie sie zur Zeit Ludewigs des Frommen war, gelernt. Sie existirt allein in einem Werke, dessen einziges M. S. in Museo Britannico ist,*) und das mir der König abschreiben läßt. Ich werde dieß unter folgendem Titel herausgeben: „Die Geschichte des Erlösers, durch einen christlichen Dichter bald nach Witekinds Barden." Ich gebe es zwar vornämlich heraus, um uns den Reichthum unsrer Sprache recht kennen zu lehren; aber es hat auch seine poetischen Schönheiten, und nicht wenige. Die Fragmente, die ich

*) Die zweite Handschrift des Heliand befindet sich gegenwärtig in München.

jetzt davon besize, habe ich schon bearbeitet, nämlich übersezt, fast wörtlich, versteht sich, und Anmerkungen dazu gemacht, kurze, (versteht sich ebenfalls) und wie ich mir schmeichle, auch gute. Ich werde einige angelsächsische und fränkische Fragmente beyfügen. — Sie haben mich durch Ihren Gedanken, etwas von meinem Leben zu sammeln, wieder an die und jene falsche Nachricht, die ich hier von mir gefunden habe, erinnert. Vielleicht schreibe ich einmal ein paar Worte von meinen Arbeiten für meine Freunde auf, zu dem Gebrauche, den sie davon machen wollen. — Das war ja ganz und gar meine Instruction nicht, mein Herr Ambassadeur, daß Sie meinen Brief dem E. P. lesen sollten. Denn er war ja nur so hingeschrieben, wie ich meine Briefe zu schreiben pflege. Ich hoffe, daß Bode Ihnen den Hermann nun bald soll schicken können. Wenigstens ist Alles bis zum Abdrucke der Zuschrift fertig. Diese Zuschrift betreffend würd ich Ihnen allerhand zu erzählen haben, wenn es nicht so viele Anschwärzer ehrlicher Leute gäbe, die z. E. von Ihnen sagten, daß Sie, um mich mit Horaz ein wenig urban auszudrücken, pellucidior vitro wären. Man weis nicht, was künftig etwa geschehen kann, wenn ich erfahren sollte, daß die pelluciditas oder wollen Sie lieber pelluciditudo, oder pelluciditamentum ein wenig angelaufen sei. Doch angelaufen, oder nicht; so kann ich Ihnen gar wohl erzählen, daß bald ein Kaiserl. Gesandter hier durch auf den Reichstag in Schweden geht und mir von dem Kaiser ein Medaillon mitbringen wird, auf dem des Kaisers Brustbild mit Laubwerk und Steinen eingefaßt ist. So lieb mir dieß auch ist, so ist es doch ganz und gar die Hauptsache nicht; denn es gehet nur mich an. Unterdeß hab ich von der Hauptsache auch recht gute Hoffnung. Aber ich bin in keiner Sache gern Vorausſprecher. Drum sag ich weiter nichts davon. —

Der kleinen Hantelmann erinnere ich mich sehr wohl. Richten Sie mir ja genau aus, was ich Ihnen hiermit an Sie auftrage. Die abgeschnittene zinnerne Uhr, und die Aufmunterung französisch zu lernen hätt ich zwar vergessen gehabt; aber nicht unsern Abschied über die Weser. Das kleine Ding (ich denke sie mir noch immer, wie in Pyrmont) weinte und ich weinte auch. Wie ich wieder über die Weser war, hätte ich beinahe mit meinen Husaren die Nacht im Walde zubringen müssen. Denn wir hatten uns auf den Holzwegen verirrt. Sie wissen wohl, daß ich ein guter Wegfinder bin. Wir kamen also endlich nach Pyrmont. Als ich das leztemal in Braunschweig war, wollte ich sie besuchen; aber sie war, mich deucht an eben dem Tage, mit ihren Ältern nach Hannover verreist. Sie hat mir einmal geschrieben, und ich habe ihr nicht geantwortet. Verläumden Sie mich hier immer so sehr Sie können, und sagen ihr, was ich für ein Nichtschreiber bin. Was ich ihr am allerwenigsten vergessen werde, ist ihre Betrübniß, mit der sie die erdichtete Nachricht erfuhr, daß ich mit dem Pferde gestürzt wäre, Blut spie, und wohl schon todt seyn würde. Und wie sie mich empfing, da ich lebendig zurückkam, und wie sie zu dem, der ihr die Nachricht gegeben hatte, sagte: Niemals, niemals werd ich ihnen das verzeihen! Dafür, Ebert, (fassen Sie meinen Auftrag fein deutlich) bringen Sie ihr von mir die schönsten Blumen, die der Frühling hat. Es müssen nicht wenig seyn, und Sie müssen sie mit dem Auge eines Kenners (ich will ja hoffen, daß Sie das sind) auslesen. Sie habens doch recht verstanden! Sehr schöne Blumen, und viele.

Ihr Klopstock.

Ich sehe beym Durchlesen, daß ich nichts von den Oden gesagt habe. Sie warten auf den Guß neuer Lettern, die ich und Preßler gemacht haben, und die Ihnen, wie ich denke, gefallen sollen. Es sind noch ein Paar neue hinzugekommen z. E. Unsre Sprache. — Doch endlich auch genug."

IX.

Bernsdorff den 30. Sept. 1769.

Der Geh. R. Bernsdorff ist einer von den wenigen, mein lieber Ebert, der Jerusalems vortreffliches Werk über die Religion nach seinem ganzen Werthe schäzt. Es ist schon einige Zeit her (und ich mache mir Vorwürfe, daß es schon einige Zeit ist) daß er mir aufgetragen hat, mich durch Sie bei Jerusalem zu erkundigen, wenn die Fortsetzung herauskommen wird. Uebertreffen Sie einmal sich selbst, lieber Ebert, und antworten mir bald hierauf. Wenn Sie mir sogar noch etwas von dem dritten Bande sagen könnten, so wären Sie vollends ein Mann von Ihnen ganz neuen und ungewöhnlichen Verdiensten. Ich würde mich über dieses Ihr neues Lob schon jezt noch mehr ausbreiten, wenn ich Zeit hätte. — — Nach meiner Veranstaltung sollte der Hermann für den Erbprinzen Ihnen schon vor Ihrer Reise nach Hamburg zugeschickt werden. Wenn Sie es nicht für überflüssig halten, so sagen Sie ein Wort hiervon. Eben fällt mir ein, daß Sie mir in Ihrem lezten Briefe sagen, daß Sie dem Erbprinzen meine Briefe gelesen hätten; aber Sie erwähnen nichts davon, was Ihnen der Erbprinz darüber gesagt habe. Und Sie pflegen doch eben nicht Sachen ganz zu übergehen, die Ihren Freunden interessant seyn können. In dem Falle (den ich nur seze,

und nicht annehme) daß der Erbpr. diese uneigennützigste aller Bezeigungen der Verehrung, die man jemals einem Fürsten erwiesen hat, nicht so aufgenommen hätte, als ich ihm zugetraut habe, daß Er sie aufnehmen würde, in diesem Falle bitte ich Sie, den Herrn. nicht zu übergeben, und wenn Sie etwas über diese Nichtübergebung zu sagen hätten, zu sagen, daß Sie noch kein Exemplar von mir bekommen hätten. Und wenn dieses alles aber überflüssig ist, so geben Sie es nicht mir, sondern sich Schuld, daß ich den Fall habe als möglich denken müssen.

Ich habe vor kurzem mit meinem letzten Briefe eine Nachricht bekommen, die den Werth des Geschenkes, das mir der Kaiser gemacht hat, noch erhöht. Die Medaille ist mir zum Tragen gegeben. Van der Swieten, der einzige, der auch eine besizt, trägt sie. Ich sahe wohl, daß sie dazu eingerichtet war; allein der Chargé d'Affaires, der sie mir im Namen des Kaisers übergab, sagte mir nichts davon, und so fragte ich auch nicht darnach. Auch hab ich die angeführte Nachricht, ohne sie durch eine Nachfrage zu veranlassen, erhalten. Leben Sie wohl, liebster Ebert, ich schreibe Ihnen auf ein andermal mehr. Die Post geht jetzt.

Ihr Klopstock."

X.

Koppenh. den 3ten April 1770.

Dieser Brief, lieber E. untersteht sich weiter nichts als eine Vorrede zu einem künftigen zu seyn. Sie werden dieses desto mehr entschuldigen, weil Sie mit mir in Ansicht auf das Briefschreiben, einen gleichen Erbfehler haben. Aber, auch selbst in einer Briefvorrede muß ich Ihnen sagen, daß mir das, was Sie mir vom E. P. in Beziehung auf mich schreiben, keine kleine Freude gemacht hat. In einer gewissen Betrachtung, nämlich wenn es auf die Neigung gegen Ihn ankommt, verdiene ich es. Und, wenn ich es sagen darf, so kann Ihm diese Neigung aus zwei Ursachen nicht ganz gleichgültig seyn, die erste, weil sie frey ist, wie der Adler in der Luft; die zweite, weil ihr es genug ist, dem, den sie angeht, nicht unbekannt zu seyn. Ihnen l. E. vertraue ich noch ins Ohr an, daß ich eben nicht verschwenderisch damit bin, wer es auch sey, einen Deutschen zu nennen. Denn ich bin unsäglich stolz auf Uns! Aber so sehr ich auch Knicker hierin bin, eben so sehr ist mir der E. P., in dem eigentlichsten und stärksten Verstande des Worts, ein Deutscher. Ich mag mich nur nicht darauf einlassen, was das ist (denn sonst wird aus einer Briefvorrede ein Brief) ein Deutscher, was das ist, geistvoll, offen, schnell, kühn, entschlossen, als Vorbild jeder europäischen Nation zu seyn. Ob alle Deutsche so sind? Welche Frage. Muß denn der Kern keine Schale haben? Aber doch immer eine Schale, die zu diesem Kern gehört.

Herr Hagewisch, der Ihnen dieses bringt, ein rechtschaffener und gescheidter Mann, wünscht Sie, unsre übrigen Freunde in Br: u. besonders den Abt Jerusalem, seinen Landsmann, kennen zu lernen. Ich hab' Ihm unter anderem anvertraut, wenn er unsre Sprache wollte aussprechen hören, wie sie sonst keiner im ganzen heiligen Reiche ausspricht, so muß er Sie vorlesen hören. —

Ihr Klopstock."

P. S. Ihren Damen empfehlen Sie mich mit meiner vorläufigen Ehrerbietung. Die süßen Sachen, die ich denselben zu sagen habe, sollen bald folgen.

XI.

Bernsdorff, den 14. Jul. 1770.

Hätten Sie Ihren Brief einen Posttag später geschrieben; so würde ihm einer von mir begegnet seyn. Denn ich wollte Ihnen schreiben, daß mir Glover die neueste Ausgabe des Leonidas (die fünfte) die, wie er sagt, corrected and enlarged ist, geschickt, u. daß ich sie Ihnen lieber E. bestimmt hätte, als demjenigen, der einen solchen Leonidas mehr als irgend Jemand in Deutschland zu besitzen verdient. — — Es ist noch bis jetzt ungewiß, ob ich dieses Jahr nach Wien reise. Die Sachen sind zwar so weit, daß ich Morgen reisen kann, wenn ich will; unter andern ist mir die Ersetzung der Reisekosten schon angeboten: allein ich möchte gern noch mehr Einladung, u. dadurch, noch mehr Hoffnung zur Ausführung der vaterländischen Sache haben. Erhalt ich jene stärkere Einladung nicht, so bin ich immer noch Meister, auf weniger Hoffnung hin, zu reisen; und ich habe durch meine bloß scheinbare Zögerung an der Sache, von der ich noch immer so warm als jemals bin, nichts verdorben. Dieß Alles unter mir u. Ihnen u. Gärtner. Ein einziger Grund ist schon zureichend, daß ich Verschwiegenheit von Ihnen erwarten kann, nämlich die Verunstaltung, welche die Sachen bei wiederholtem Wiedererzählen zu bekommen pflegen. — — Sie reisen also nach Sachsen. Denn wenn ich meine Reise thue, so will ich Sie dort schon aufstöbern, ob ich gleich nicht über Dresden, sondern über Regenspurg reise, um die Donau hinunter durch die Weinlese zu fahren. Sie kommen gewiß nach Leipzig, und dort müssen Sie notwendig meinen Freund Tidermann, der bey Weidemann wohnt, sehn. Ich hoffe von dem mächtigen Pyrmonter viel Gutes für Ihre Gesundheit und wünsche sehr, daß Sie mir es bald in einem Briefe sagen können, daß diese Hoffnung gegründet gewesen sey.

Vergessen Sie ja nicht, mich S. Durchl. dem Erbprinzen zu empfehlen. Sie wissen, wie sehr gut Er bey mir steht. Folgenden Scherz müssen Sie auch nicht einmal als einen Scherz wiedersagen: Wenn ich der Erbprinz wäre, so liesse ich Hermanns Schlacht unter freyem Himmel im Harz, just auf einen solchen Felsen am Thale der Schlacht, als zum Schauplatz angegeben ist, aufführen, u. läde, außer einigen Kennern, auch einige preußische Bataillons, die sich in dem letzten Kriege besonders hervorgethan hätten, dazu ein. — —

In allem Ernste wird der Hermann in Wien im künftigen Jahre aufgeführt werden. Gluck arbeitet schon an der Composition. Ich traue diesem Componisten aus vielen Ursachen viel zu. Künftig mehr. Denn ich muß noch andre Briefe schreiben; und möchte doch auch gern spazieren gehn. Ich erziehe mir jezt ein junges Pferd, das bisweilen einen recht guten Saz mit mir thut. Sie wissen, ich mag so etwas wohl.

Ihr Klopstock.

Bald hätte ich vergessen und ich würde mir einen Vorwurf daraus gemacht haben, wenn es geschehen wäre, Sie zu bitten, mich denen jungen Damen, mit denen Sie bisweilen den Messias, auch wohl Herm. Schl. lesen, mit derjenigen Hochachtung und Dankbarkeit zu empfehlen, die Sie so sehr verdienen, und woran ich Sie, wenn ich etwa in die dortigen Gegenden kommen sollte, selbst zu unterhalten wünsche.

XII.

Bernsdorff den 14. Aug. 70.

Weil Sie denn meinen Leonidas nicht haben wollen, so muß ich das Blatt nur wieder herausschneiden, auf welches ich geschrieben habe: „Diesen Leonidas schickte mir Glover; und ich gab ihn meinem Freunde Ebert, weil ihn Niemand so sehr, als er, zu besitzen verdient . . . Kl.“ Das ist doch ein besonderes Schicksal der epischen Dichter, daß sie blind werden. Meiner Augenschmerzen ungeachtet will ich gleichwohl nicht fürchten, es auch zu werden, ob ich mir gleich schmeichle, keine so gute Ansprüche auf das nicht blind werden zu haben, als Voltäre. Gewiß diese Ansprüche müssen sehr gut seyn, weil sie so gar die Angriffe des hohen Alters so tapfer aushalten, und Ich soll mich etwas kostbar machen, sagen Sie. Trauen Sie mir immer zu, daß ich einen ganz guten Mittelweg zwischen dem kostbar, und dem Gegentheile zu treffen wisse. Ich habe zwey Hauptcorrespondenten in Wien. Der eine hatte mich vor langer Zeit dahin gebracht, daß ich reisen wollte; ich machte schon Anstalt dazu und ich hatte dem Geh. R. B. schon davon geschrieben; vor kurzem bekam ich von meinem andern Correspondenten einen Brief, woraus ich deutlich sah, daß sich der erste in vielem irren müsse und daß die Sache noch nicht reif genug sey, ich möchte fast sagen, so wenig reif, daß viele andre, an meiner Stelle, sie vielleicht ganz aufgegeben hätten. Allein ich hoffe, Sie trauen mir zu, daß ich just dann das Treffen am wenigsten verlassen werde, wenn es am gefährlichsten zu seyn scheint, so wie ich Ihnen zutraue, daß Sie einsehen, was die Versprechungen in der Zuschrift für gute Waffen sind. Freylich kommt es auch sehr darauf an, sie zu führen. Das weis ich sehr wohl; aber eben weil ich es so gut weis, so werde ich mich auch desto mehr bestreben es zu thun — — Ich brauche Ihnen, nachdem, was Sie gelesen haben, nicht zu sagen, daß es nun keinen Schein hat, daß ich dieses Jahr reisen werde. Mich deucht ich habe Ihnen einmal Schuld geben müssen, daß Sie nicht verschwiegen genug wären; gleichwohl ich will Ihnen Verschwiegenheit zutraun, und Ihnen, und durch Sie, Basedow und Bosel sagen, daß ich dem Kaiser Selbst schreiben werde, und zwar einen Brief, der zwar bescheiden freymüthig seyn, aber doch auch mit Deutlichkeit, an's gethane Versprechen erinnern soll. — Es kann vielleicht zur Beförderung der Sache etwas beytragen, wenn Sie und unsre andre Freunde, sey veranlaßt, oder ohne Veranlassung, auf gemachte Einwürfe gegen die wahrscheinliche Ausführung der Sache, Einwürfe, die etwa hauptsächlich aus der jetzigen Beschaffenheit des Geschmacks in W. hergenommen werden, laut behaupten, daß man deßwegen an der Ausführung nicht zweifeln dürfe, weil es der Kaiser versprochen hätte. Ich wünsche, daß Sie dieses so laut und so oft behaupten, daß es der Kaiserl. Gesandte in Hamburg erfahre. Erfährt ers, so schreibt er gewiß davon nach W.; froh, daß er endlich einmal etwas anders als das Tagtägliche zu schreiben habe. Sie werden mir keine kleine Freude machen, wenn Sie mir mit Wahrscheinlichkeit oder gar Gewißheit schreiben können, daß er davon erfahren habe. — Ich habe vor Kurzem ein vortreffliches Gemälde aus London bekommen. Ich kann nicht eigentlich sagen, daß es a u s dem Mess. sey, denn es ist n a c h dem Mess. Samma umfaßt die Urne Benonis, und drückt die Stirne daran. Joel bittet mit Thränen und gefesselten Händen Johannis, der ihm mehr hinterwärts als seitwärts steht, auf ihn sanft heruntersieht, und seine rechte Hand auf Joels Schulter, und die linke etwas unter der Schulter auf den Arm gelegt hat. Unten steht: Angelika Kaufmann mahlte dieses für ihren Freund Klopstock London 1769. — — Wie gerne wär ich bei Ihnen und spräche über alle diese Sachen noch viel ausführlicher mit Ihnen. Sie schreiben mir doch bald wieder? — So sieht das M. S. aus, das ich nun

endlich mit dieser Genauigkeit copirt aus dem engl. Museo bekommen werde. Dieses Blatt gehört Alberti, als einem genauen Kenner der Sache.

Sie wissen doch, Ebert, daß das, was Sie da lasen, deutsch, und zu Ludewigs des frommen Zeit von einem Dichter geschrieben ist, der Wittekinds Barden auch kann gekannt haben. Unter Ihren beiden u. obigen sechs Augen (macht acht) bleibt, daß ein gar klein Werklein, welches Sie auf Michael in der neuen Ausgabe des Hypochondristen unter der Aufschrift finden werden: „Geseze für die Gelehrtenrepublik in Deutschland“ nicht wie in der Vorrede steht; von Salogast u. Wlemar verfasset worden ist, sondern von Ew Liebden gehorsamen Diener

Klopstock.

(Fortsetzung folgt.)

Theater und Musik.



Der bevorstehende Schluß der Saison läßt bereits manche Aenderungen in den theatralischen Verhältnissen voraussehen. Kaiser hat in Berlin seine Debüts zu allgemeiner Befriedigung gehalten; neben ihm soll Baumeister von Cassel daselbst in ein Engagement eintreten, wonach das durch den Abgang des Herrn Rott erledigte Fach doppelt besetzt sein würde. In Weimar steht ein Wechsel der Intendanz bevor. Dawison, Emil Devrient und Haase, sowie Fräulein Seebach setzten ihre Gastspielreisen fort; letztere ist im Thalia-Theater in Hamburg einmal aufgetreten und von da nach Prag gereist. Ihr Weg soll sie sodann nach Carlsruhe und von dort aus wieder zum entgegengesetzten Ende, nach Königsberg führen. Haase wurde in Hamburg durch einen plötzlichen Krankheitsanfall in seinem Auftreten gestört und von Dawison daselbst ersetzt; Emil Devrient ist als Gast in Magdeburg und sein Bruder Carl Devrient in Breslau aufgetreten. Ersterer ist nun nach mehrmaligem Auftreten in Dresden auf sein Rittergut bei Bischofswerda zurückgekehrt. Am Königsstädtischen Theater in Berlin hat das einmalige Gastspiel des Herrn La Roche von Wien, der zum Besten der „Perseverantia“ daselbst im „alten Magister“ auftrat, einen so großen Andrang des Publicums bewirkt, daß der Künstler sich genöthigt sah sein Gastspiel zu erweitern. An demselben Theater sind in letzter Zeit wieder mehrere Possen, darunter eine von Kalisch „Otto Bellmann“ zur Darstellung gelangt. Frau Bayer Bürck hat ihren Gastrollecyklus im Burgtheater in Wien begonnen und wird dort wie alljährlich mit Enthusiasmus gefeiert. Auch Fräulein Fuhr hat bei einem Gastspiel in Danzig lebhaften Beifall gefunden. Frau Bürde-Ney hat in Mannheim, München und andern süddeutschen Städten mit außerordentlichem Beifall gastirt, Herr Ander trat mit dem größten Erfolg in Braunschweig und Hamburg auf, und Frau Palm-Spatzer gastirt in Berlin. Fräulein Elise Schmid, die bekannte Vorleserin antiker Dramen, ist ebenfalls auf einer Kunstreise begriffen und hat in Hamburg und Weimar durch die eigenthümliche Art ihrer declamatorischen Vorträge Bewunderung erregt. Von neuen Dramen hat besonders die Tragödie „Brutus und sein Haus“ von Roderich Anschütz, die am Burgtheater in Wien zur Aufführung gelangte, viel von sich reden gemacht. In Wiesbaden wurde „Hans Waldmann, Bürgermeister von Zürich“ von Bernhard Scholz; in Berlin im Königlichen Schauspielhause ein Charaktergemälde von Julius Bacher „Aus dem Leben“; im Hamburger Stadttheater „Eine Schule des Herzens“ von Feodor Wehl gegeben. Von letztgenanntem Verfasser ist auch ein kleines Lustspiel „Eine glühende Kohle“ an mehreren Bühnen mit Beifall zur Aufführung gelangt. In Braunschweig ging „Ideal und Welt“ von Robert Griepenkerl in Scene. Zur Geburtstagsfeier des Herzogs wurde daselbst ein historisches Drama „Henning Braband“ von Glaser gegeben. „Anna von Walsek“ ist der Titel eines neuen Trauerspiels von Griepenkerl. Er hat diese neue Arbeit in einem engern Privatzirkel vorgelesen, war aber, trotz vielfacher Aufforderungen, nicht zu bewegen, sein Werk, wie in früheren Fällen, öffentlich vorzulesen. Dem Vernehmen nach kommt „Anna von Walsek“ zunächst in Berlin zur Aufführung. Die nächste Novität an der königlichen Bühne in Berlin soll eine Tragödie „Herodes“ von Bernhard von Lepel sein. In Pesth ist Gutzkow's „Uriel Akosta“ und „Urbild des Tartüffe“ auf dem Nationaltheater, in's Ungarische übertragen, mit großem Beifall gegeben worden.

Für die Oper stehen ebenfalls bald bedeutende Neuigkeiten zu erwarten; Marschner hat nämlich ein größeres heroisches Werk versprochen und auch Rossini soll wieder an einer neuen Oper arbeiten. Der Hornvirtuose Vivier hat eine komische Oper „Spadillo“ geschrieben, die in Brüssel gegeben werden soll.

In Braunschweig wurde während der Anwesenheit und unter Mitwirkung Aloys Ander's ein Concert gegeben, in welchem der gefeierte Sänger eine Arie von Gluck und die „Adelaide“ von Beethoven sang. Auch Frl. Ferrari vom dortigen Hoftheater brillirte in einigen Liedern von Schubert.



Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Las Historias del Origen de los Indios de esta provincia de Guatemala, traducidas de la lingua Quiche al castellano . . . . por el R. P. Francisco Ximenez, cura doctrinero por el real patronato del pueblo de S. Tomas Chuila. Exactamente segun el texto Español del manuscrito original . . . . . publicado por el Dr. C. Scherzer. Viena, 1857. gr. 8. 216 p.

Die Geschichtsforschung unserer Zeit, deren Aufgabe vorzugsweise darin besteht, den rothen Faden in der Entwickelung des Menschengeschlechts zu verfolgen und den organischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Gliedern der großen Menschenfamilie nachzuweisen, dürfte wohl kaum irgend Etwas schmerzlicher empfinden als die Spärlichkeit der Nachrichten über die Geschichte Amerikas und seiner Bewohner vor der Ankunft der Spanier. Während glückliche Entdeckungen in den letzten fünfundzwanzig Jahren unsere Kenntniß von den ältesten Culturvölkern des alten Continents in früher kaum geahnter Weise bereichert haben, stehen wir mit unserm Wissen von der Vorzeit der neuen Welt noch immer wenig höher als die Gefährten und Zeitgenossen des Entdeckers. Selbst das, was die Forschung bis jetzt über die Vorgeschichte Mexikos und Perus ermittelt hat, ist, obwohl vergleichsweise bedeutend, doch für die Wissenschaft bei Weitem nicht genügend und läßt einen großen Theil der Fragen, welche dieselbe zu stellen hat, unbeantwortet. Eine fast vollständige tabula rasa aber ist die Geschichte Central-Amerikas vor der spanischen Eroberung. Waren die von den Entdeckern vorgefundenen Bewohner dieses Landes Aborigines, oder Einwanderer, oder Mischlinge aus beiden? Woher waren, wenn die letzteren Fälle anzunehmen, die Einwanderer gekommen, und rühren die im Laufe der Zeit entdeckten, auf einen gewissen Culturgrad deutenden Ueberreste von Baudenkmälern von diesen Einwanderern oder von einem ihnen vorangegangenen, erloschenen Geschlechte her? Alles Fragen, welche mit einiger Sicherheit zu beantworten bis jetzt unmöglich gewesen ist. Die aufgefundenen Denkmäler bieten dazu nicht Anhaltspunkte genug, und wie viel auf die Andeutungen und Conjuncturen der älteren spanischen Geschichtsschreiber zu geben ist, weiß ein Jeder, der sich nur einigermaßen mit der spanischen Historiographie bekannt gemacht hat. So gering indessen auch die Aussichten sein mögen, das Dunkel der amerikanischen Vorzeit jemals bis zu einem einigermaßen befriedigenden Grade gelichtet zu sehen, so muß doch die Wissenschaft, die überhaupt nicht verzweifeln soll, immer wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen, und zwar um so mehr, da gar nicht zu berechnen ist, zu welchen überraschenden Ergebnissen für die Geschichte der menschlichen Cultur umfassende Entdeckungen auf dem Gebiete der amerikanischen Alterthümer führen können. Auch fehlt es denn doch nicht ganz an Anzeichen, daß die Vorsehung, welche so viele Zeugen vergangener Culturperioden theils in stillen Klosterzellen, theils unter der Asche des Vesuvs und unter dem Sande der Wüste zu Nutz und Frommen späterer Geschlechter zu bergen für gut befunden, auch die Vergangenheit des großen Continents, welcher zum Hauptträger der künftigen Gesittung bestimmt scheint, nur mit einem Schleier bedeckt hat, welchen die Wissenschaft zu heben befähigt und berufen ist. Freilich aber ist dies keine Aufgabe für die energielosen Spanisch-Amerikaner, und selbst wenn es über kurz oder lang der angelsächsischen Race gelingen sollte, sich in diesem Theile Amerikas auszubreiten, dürften wohl vor der Hand die Interessen einer Wissenschaft, die sich nicht schnell in blanken Dollars bezahlt macht, die letzten sein, die dadurch gewännen. Vielmehr deutet Alles darauf hin, daß europäischer und, wie gewöhnlich, in erster Reihe deutscher Forschergeist das Beste daran thun wird.

Als einen neuen Beweis für diese Annahme haben wir das in der Ueberschrift dieses Artikels

genannte Werk, mit welchem der hochverdiente Gelehrte und unerschrockene Reisende Dr. Carl Scherzer so eben die wissenschaftliche Welt beschenkt hat, aufs Freudigste zu begrüßen.

Eine höchst wichtige, bis jetzt aber nur wenig benutzte Quelle für die Geschichte Mittelamerikas vor der Entdeckung bilden die Arbeiten der Missionaire. Diejenigen derselben, welchen es mit der Bekehrung der Indianer heiliger Ernst war, mußten, wenn sie überhaupt zum Ziele gelangen wollten, sich mit Sprache, Anschauungsweise, Sitten, socialen Einrichtungen und Traditionen derselben möglichst genau bekannt machen, und brachten meistens ihre Beobachtungen, Erfahrungen und Forschungen zur Belehrung ihrer Mitarbeiter am Bekehrungswerke zu Papier. Leider muß hinzugefügt werden, daß viele derartige Sammlungen, muthmaßlich durch den Vandalismus der spanisch-amerikanischen Revolutionsmacher von Profession, bei Gelegenheit der Aufhebung von Klöstern zerstört worden sind. In ganz Costa Rica, Nicaragua, Honduras und San Salvador fand Dr. Scherzer nicht ein einziges auf die alte Geschichte des Landes bezügliches Manuscript. Der einzige Ort, wo es deren noch gab, war Guatemala und hier brachte Dr. Scherzer die Regenzeit des Jahres 1854 mit Forschungen in den Bibliotheken zu. Seine Mühen, welche durch die überall herrschende Unordnung noch unerquicklicher gemacht wurden, blieben gleichwohl nicht unbelohnt. Denn außer einer Anzahl von Originalbriefen der ersten Eroberer, der Originalhandschrift des großen Geschichtswerkes des Bernal Diaz de Castillo*) und einer noch ungedruckten „Geschichte von Guatemala“,**) entdeckte er einen bereits verloren gegebenen Schatz, nämlich einen Theil der Handschriften des Pater Francisco Ximenez, welcher im Anfange des vorigen Jahrhunderts als Pfarrer des indianischen Dorfes Chichicastenango lebte und sowohl wegen seiner gründlichen Gelehrsamkeit wie wegen seines sittlichen Charakters seiner Zeit in hoher Achtung stand. Daß Pater Ximenez wichtige, auf die frühere Geschichte Guatemalas bezügliche Schriften hinterlassen hatte, war nicht unbekannt; aber man wußte auch, daß der würdige Mann sich in denselben mit rücksichtslosem Freimuth über die Grausamkeit der ersten Eroberer und der späteren Statthalter gegen die unglücklichen Indianer ausgesprochen hatte, und man nahm daher ziemlich allgemein an, daß die Handschriften von den damaligen Machthabern vernichtet worden seien. Sie entgingen jedoch diesem Schicksale in einem dunkeln Winkel des Dominicanerklosters zu Guatemala, von wo sie bei der später erfolgten Aufhebung der Klöster in die Bibliothek der Universität San Carlos gelangten, und hier war es, wo Dr. Scherzer sie fand. Ihm gebührt also ohne alle Frage das Verdienst der Entdeckung, wenn er dasselbe auch bescheiden von sich abzuweisen sucht; denn den Namen eines Entdeckers verdient doch wohl mit Recht nur derjenige, welcher zuerst die Augen der Welt auf den entdeckten Gegenstand lenkt. Leider fand Dr. Scherzer von den fünf Bänden, aus welchen die Werke des Pater Ximenez ursprünglich bestanden hatten, nur drei vor; seine Nachsuchungen nach den beiden übrigen blieben erfolglos. Die drei aufgefundenen aber enthielten außer einigen Vocabularien von Indianersprachen, religiösen Schriften zum Gebrauche der Bekehrten und einigen anderen Arbeiten von geringerem Interesse das höchst wichtige und interessante Document, welches der Entdecker nunmehr unter obigem Titel der Oeffentlichkeit übergeben hat, nämlich die spanische Uebersetzung einer vollständigen Chronik des Volkes der Quiche, der alten Bewohner Guatemalas. Pater Ximenez schrieb dieselbe nach eigenen Erzählungen von Indianern dieses Stammes in der Quichesprache selbst nieder und übersetzte sie dann in's Spanische. Das höchst interessante Denkmal enthält in fortlaufender Erzählung sämmtliche Traditionen des Stammes, von dem was diese Naturkinder die Erschaffung der Welt nennen an bis zur Ankunft der Spanier. Da der Pater augenscheinlich ebenso diplomatisch genau seinen Erzählern nachgeschrieben, wie übersetzt hat, so besitzt seine Arbeit die ganze Frische und Ursprünglichkeit eines Originals und liefert unzweifelhaft ein äußerst treues Bild des Culturzustandes, der Anschauungsweise, der Sitten und Gewohnheiten jenes Volkes. Vergessen darf dabei freilich niemals werden, daß zur Zeit, wo die Chronik aufgezeichnet wurde (im Anfange der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts) die Quiche schon seit Menschenalter Christen waren und daß daher die ursprünglichen religiösen Traditionen mehrfach mit christlichen, von dem kundigen Leser jedoch leicht auszuscheidenden Ideen versetzt erscheinen. Die heidnischen Gottesbegriffe hatten sich in den Köpfen dieser kindlichen Menschen mit den ihnen von den Missionären gemachten Enthüllungen der christlichen Mysterien zu einem unentwirrbaren Knäuel verflochten, ein sprechender Beweis, wie höchst unpraktisch die ersten Missionäre bei ihrem Bekehrungswerke verfuhren. Die Begriffe des Einen Gottes, der Dreieinigkeit, der Jungfrau und die Vorstellungen ihrer eigenen Götzen, deren jeder noch dazu oft in mehreren Gestalten erscheint, durchkreuzen sich jeden Augenblick in solcher Weise, daß es Mühe kostet, sich unter diesen verschiedenen Persönlichkeiten zu orientiren. Von großem Nutzen zum Verständniß besonders dieses Theils der Chronik sind daher die „Scholien“, welche Pater Ximenez, ursprünglich zum Unterricht seiner Amtsbrüder, dem Werke angefügt hat, und welche klare und geordnete Mittheilungen über die Religion, die Geschichte und die socialen Einrichtungen im alten Königreiche Quiche enthalten. Auch die Schöpfungsgeschichte der Quiche ist reich an Anklängen an die mosaische, die sich auf den ersten Blick als unverdaute Reminiscenzen aus dem Unterrichte im Christenthum zu erkennen geben. Gleich der Anfang ist in dieser Beziehung sehr charakteristisch! „Noch gab es keine Menschen, keine Thiere, keine Vögel, keine Fische, keine Krebse, kein Holz und keine Steine, keine Tiefen, keine Sümpfe und keine Berge. Nur der Himmel war da; die Erde zeigte ihr Angesicht nicht, aber das Meer war gestaut. Noch war nichts Zusammenhängendes, es tönte nichts, es bewegte sich nichts, es gab nichts, das Schaden that, nichts das „Kotz“ (Geräusch in der Atmosphäre) machte,

*) Dr. S. spricht bei dieser Gelegenheit einen Wunsch aus, in welchen gewiß jeder Freund der Wissenschaft einstimmen wird, nämlich daß diese Handschrift zu einer neuen Ausgabe des Bernal Diaz benutzt werden möchte, da der alte Druck äußerst mangelhaft ist. Leider kommt die Entdeckung zur Benutzung für die vor einigen Jahren in Madrid erschienene neue Ausgabe der Historia dores primitivos de Indias zu spät.

**) Dieselbe wird auf Dr. Scherzer's Veranlassung gleichfalls im Druck erscheinen.

nichts, das auf den Füßen stand..... Und es war Ruhe in der Finsterniß und Nacht, und nur der Schöpfer und Bildner war da, eine mächtige Schlange." Nun erscheinen die Götter und die Schöpfung geht vor sich. Zuletzt wird der Mensch erschaffen und zwar die Männer aus Kork, die Frauen aus dem Marke des Kolbenrohrs. „Aber die ersten Menschen waren dumm, ohne Herz, ohne Verstand, und erinnerten sich nicht mehr ihres Schöpfers, sondern gingen unnütz auf der Erde umher; sie sprachen zwar, aber ihr Gesicht war trocken, sie waren wurmstichig und schwerfällig an Händen und Füßen, hatten kein Blut, keinen Schweiß und ihre Wangen waren bleich." Die Götter beschließen daher, die Korkmenschen wieder zu vernichten und schicken die Sündfluth u. s. w. Inwiefern auch manche Eigenthümlichkeiten der Sprache, namentlich ein gewisser, an die Bibel erinnernder Parallelismus der Ausdrucksweise auf Rechnung der Bekehrung zum Christenthum kommen dürfte, wagen wir nicht zu entscheiden.

Der würdige Pater Ximenez weiß für die Verwirrung in den Köpfen der Quiche keine andere Erklärung, als den Einfluß des Satans, der ihnen eigens die Mysterien der katholischen Kirche in so confuser Weise mitgetheilt haben müsse, um sie desto sicherer zu verderben. Daneben weist er auch die Vermuthung nicht ganz von sich, daß sie etwas vom ersten Buche Moses behalten haben könnten, da sie doch wahrscheinlich von den zehn, zur Zeit König Salmanassar's versprengten jüdischen Tribus abstammten.

Bald nach der Sündfluth setzt die Chronik die Gründung des Quichereiches durch den König Balam-Quitze (d. h. Tiger mit dem süßen Lächeln). Von ihm an zählen die Quiche im Ganzen dreizehn Könige, deren letzter, Tecum-Tepepul, nach der Ankunft der Spanier den Thron bestieg und nur ein Schattenkönig war. Seine beiden Söhne ließen sich taufen und erhielten die spanischen Namen Don Juan de Rojas und Don Juan Cortez. An einer Zeitbestimmung fehlt es begreiflicher Weise in der Chronik fast gänzlich. Gibt man aber mit Pater Ximenez einem jeden der dreizehn Könige durchschnittlich eine Regierungsdauer von vierzig Jahren, so muß die Gründung des Quichereichs etwa in's Jahr 1040 fallen. Diese ganze Königsgeschichte ist reich an eigenthümlichen, nicht selten höchst sinnigen Traditionen, die bei genauer Prüfung zu ganz neuen und höchst wichtigen Schlüssen führen können.

Der Verfassung nach scheint das Quichereich eine Art von Feudalstaat gewesen zu sein. Die Königswürde war in männlicher Linie erblich. Dem Könige zunächst an Macht standen die großen Vasallen, die wahrscheinlich den mexikanischen Kaziken zu vergleichen sind. Anfangs gab es deren nur drei, mit zunehmender Bevölkerung stieg ihre Anzahl auf vierundzwanzig. Zusammenhängende Ortschaften scheint es im Quichestaate nur sehr wenige gegeben zu haben. Die meisten Familien wohnten für sich auf ihren Maisfeldern. Sclaverei fand Statt; die Sclaven waren Kriegsgefangene oder Verbrecher. Eine Anzahl erfahrener Männer bildete den Rath des Königs. Ihnen lag zugleich die Einziehung der königlichen Gefälle und deren Verwendung für die Hofhaltung ob. Außerdem hatte der König in jeder Provinz seine Verwaltungsbeamten und Richter. Für Pflichtvergessenheit und grobe Fehler wurden die Beamten streng bestraft und Amtsentsetzungen kommen häufig vor. Das Richteramt war hochgeehrt und nur bejahrte Leute, welche sich von Jugend auf in untergeordneten Aemtern mit der Rechtspflege vertraut gemacht hatten, wurden zu demselben zugelassen. Die Gesetzgebung war im Ganzen milde. Aufreizung der Vasallen zum Ungehorsam, Landesverrath, Mord und Zauberei wurden jedoch mit dem Tode bestraft. Wer gestohlen hatte, mußte Ersatz leisten und zahlte außerdem eine Strafe an den königlichen Fiscus; unverbesserliche Diebe aber wurden gehängt. Ehebruch konnte auf Verlangen des gekränkten Theils mit dem Tode bestraft werden, wurde jedoch meistens nur durch Geldstrafen gesühnt. Die Stellung der Frauen scheint bei den Quiche nicht besser und nicht schlechter gewesen zu sein, als bei den bekannten amerikanischen Völkerschaften. Die Frau wurde den Eltern durch Geschenke abgekauft und die Hochzeit mit vielen Ceremonien und Festlichkeiten gefeiert. Eigenthümlich war der Gebrauch, daß wenn der Mann starb, dessen nächster Blutsverwandte die Wittwe heirathete, auch wenn er schon eine Frau hatte.

Nächst dem Könige war der Oberpriester die angesehenste Person im Staate. Er wurde vom ganzen Volke gewählt, jedoch immer aus einer bestimmten Familie. Es gab fünf bis sechs regelmäßige mit großen Opferfeierlichkeiten verbundene Feste, an welchen das ganze Volk Theil nahm; bei gewissen Anlässen wurden deren aber auch außer der Zeit von den Kaziken im Einvernehmen mit dem Oberpriester angeordnet. Den Götzen, deren bedeutendster Cucumatz (der grünbefiederte) hieß, wurden namentlich auch Menschen, in der Regel Kriegsgefangene, geopfert.

Am Schlusse erwähnt die Chronik, daß in früherer Zeit die Geschichte der Quiche schriftlich aufgezeichnet gewesen, das Document aber verloren gegangen sei. Sofern dieser Mittheilung zu trauen ist, muß man wohl annehmen, daß die Quiche früher eine Art von Hieroglyphenschrift, ähnlich der der Mexicaner, besaßen. — Leider verstattet es der uns zugemessene Raum nicht, einen der interessanteren Abschnitte der Chronik hier mitzutheilen. Wir müssen uns vielmehr auf die obigen Andeutungen beschränken, die jedoch hoffentlich zur Genüge zeigen werden, daß wir es hier mit einer Erscheinung von außerordentlicher Wichtigkeit zu thun haben, einer Erscheinung, die in den Händen der Wissenschaft zum Ausgangspunkte einer ganz neuen Bahn durch den Urwald der amerikanischen Alterthümer werden kann. Wir können jedoch diesen Artikel nicht schließen, ohne der großen Sorgfalt zu erwähnen, mit welcher der verdienstvolle Herausgeber sich seiner mühevollen Arbeit entledigt hat, eine Sorgfalt, die jeder Kenner derartiger Arbeiten, auch ohne das Originalmanuscript gesehen zu haben, sofort bemerken und würdigen muß.

Pariser Kaiserskizzen von Theod. Mundt. Zwei Theile. Berlin bei Otto Janke 1857.

Der römische Geschichtschreiber Curtius erzählt, Baktrien sei zu gewissen Zeiten von Staubwirbeln verdunkelt worden, welche die Wege vollständig bedeckten und verschütteten, und die Wanderer, ihrer gewohnten Wegzeichen beraubt, hätten dann den

Aufgang der Sterne abgewartet, „zu leuchten ihnen auf dem düstern Pfad".

Der Engländer Lewes beginnt mit dieser classischen Reminiscenz seine Arbeit über Goethe. Was von Baktrien und seinen Reisenden, meint der genannte Autor, gegolten habe, gelte auch von der Literatur. Ihre Wege liegen ab und zu unter dem Schutt der Zeit so vergraben, daß mancher fußkranke Pilgersmann über den verdeckten Pfad sich beklagt. In solchen Zeiten thun wir gut, dem Beispiel der Baktrier zu folgen: hören wir auf, die Verirrungen des Tags zu betrachten, wenden wir den Blick auf die großen Unsterblichen, die vor uns gewandelt sind, und suchen wir von ihrem Lichte Führung. Die mitgetheilte Ansicht steht keineswegs vereinzelt da; wie Lewes denken Viele über den angeregten Punkt. Wozu sich mit der ephemeren Eintagsproduction beschäftigen, mit der unerquicklichen Epigonenliteratur? Unsere Zeit zeugt Nichts Gutes und Ganzes; besser, man wendet den Blick in die Vergangenheit.

Eine Ansicht, die verbreitet, ist darum noch nicht gerechtfertigt. Dem orientalischen Quietismus mag es erlaubt sein und anstehen, apathisch von der Gegenwart zu abstrahiren, und in Passivität und unter Träumen von der Vergangenheit der Entwickelung der kommenden Dinge entgegenzuharren. Uns steht ein solches Verhalten nicht an. Mögen wir immerhin der Vergangenheit und ihren Leistungen die Achtung und Pietät zuwenden, die beide beanspruchen dürfen, aber deshalb die Gegenwart und deren Leistungen, wären dieselben auch in Wirklichkeit und Wahrheit so durchaus ungenügend, ganz zu ignoriren, heißt sich selber schaden. Lernen wir nicht von dem Begnügenden den Maßstab für das Genügende entnehmen, von der Verirrung das Richtige treffen? Und wie? Ist denn die Voraussetzung, auf welcher jener Schluß sich aufbaut, so felsenfest und unumstößlich wahr, müssen wir jenes Armuthszeugniß unterschreiben, daß heute alle geistige Production von geringem Werth, daß unsere Büchermessen nur Seetang, keine Perlen auswerfen? Uns dünkt, nur splitterrichtende Morosität wird ihren Namenszug unter das Urtheil hinsetzen. Wir wollen nicht an die Werke erinnern, welche auf dem Gebiete der historischen Wissenschaft unsre unmittelbare Gegenwart geboren hat, und die der deutschen Literatur zur bleibenden Zierde gereichen werden, an die Werke von Sybel, Droysen, Häusser, Momsen, Gervinus: man würde dem Einwande mit dem Einwande begegnen, jenes Urtheil, welches wir angreifen, beziehe sich auf die poetische und belletristische Literatur. Wir betrachten den Einwand bereits als Concession, als eine Concession freilich, die uns noch nicht befriedigt. Gewiß sind einzelne Zweige und Richtungen der poetischen und belletristischen Litteratur schwach vertreten; wo lebt z. B. der Lyriker, dem wir die Palme reichen, oder der Dramatiker, den wir mit dem Lorbeer krönen könnten? Mit andern Zweigen und Richtungen dagegen ist es besser bestellt; will man z. B. Freytag's Soll und Haben oder Ludwig's zwischen Himmel und Erde als Seetang verwerfen? Will man keine Perle in der Touristenliteratur gelten lassen, in dieser Literatur, welche so recht das specifische und charakteristische Product unsrer Eisenbahnaera ist? Wenn ihr um eine Antwort, um einen Namen in Verlegenheit seid, nennt das Buch, welches Veranlassung zu dieser Erörterung gegeben, die Pariser Kaiserskizzen von Mundt.

Die längere Einleitung mag den Leser für die lakonische Kürze der folgenden Zeilen entschädigen. Die Nothwendigkeit gebietet zu kargen und zu geizen; unser Raum ist ein Material, mit dem wir haushälterisch umgehen müssen. Welche Gegenstände in dem Buche behandelt sind, darf nicht erst erwähnt werden. Jedermann weiß, daß im zweiten Empire außer dem Interesse der Börsenspeculation und der Geldmacherei, das zur Stunde alle Classen in Frankreich ausschließlich beseelt und treibt, nur noch das Courtisanenthum, die geschlechtliche Aventure und die Debauche als die einzige trübe-schäumende Gährung in dem heutigen gesellschaftlichen Proceß übrig geblieben sind. Wer es heute unternimmt, in seinem Spiegel Reflexe von dem Leben und Treiben in dem modernen Athen aufzufangen, er muß in die Demimonde und ihre Literatur heruntersteigen, nachweisen, wie die Börse ein Prostitutionsinstitut für den ganzen Volkscharakter geworden ist und wie auf der andern Seite die Prostitution den Charakter eines noblen Börsengeschäfts angenommen und sich in erschreckender Weise auf die sittlichen Elemente der Gesellschaft zurückgeworfen hat, er muß die Geständnisse verzweifelter Niedergeschlagenheit belauschen und registriren, wie sie über jene Zustände selbst unter den Starken und Tüchtigen an der Seine gehört werden, die Geständnisse von der allgemeinen, bis in das innerste Lebensmark gedrungenen Verderbniß aller Classen, von der überall herrschenden Charlatanerie, von der Gewissenlosigkeit und Käuflichkeit jedes Urtheils, von der Wurmstichigkeit des Charakters aller, selbst der gefeiertsten Persönlichkeiten. Denn wie ein anderer geistvoller Beobachter des Pariser Lebens es ausdrückt: Hamlet ist Franzose geworden, und sein Wort lautet nicht „Etwas", sondern „Alles" ist faul im Staate Frankreich. Das Thema also für Pariser Skizzen ist ein bestimmtes, ein fest gegebenes. Aber nicht blos das, — auch ein bekanntes, oft variirtes. Zahllose Leitartikel, Feuilletons, Reisebriefe ꝛc. haben jene Objecte und jene Zustände so breitspurig hin und hergetreten, so oft mit dem Vergrößerungsglase wie mit dem Mikroskop betrachtet, daß uns alle diese Genres und Silhouetten über die Börse und die Liebe, die Elysäischen Felder und die Boulevards, den zauberischen Jardin d'hiver und das mährchenhaft-schöne chateau des fleurs, über die Bälle in der großen Oper und den Cancan im Garten von Mabille als alte Bekannte anheimeln. Wenn es Mundt trotzdem gelungen ist, uns in eine gleichsam neue Welt einzuführen, wenn seine Darstellung der alten und bekannten Gegenstände in dem Grade anzieht und unterhält, fesselt und spannt, als würden wir zu dem Anschauen neuer und ungekannter Gegenstände eingeladen, so liegt in der Thatsache die höchste Anerkennung und das höchste Lob, nach welchem der Autor überhaupt ringen durfte.

Die Verlagshandlung ist mit dem Verfasser in Concurrenz getreten. Man muß es unentschieden lassen, ob Mundt's Kaiserskizzen in einem elegantern Stile geschrieben sind, oder ob die äußere Toilette, in der sie vor dem Publicum erscheinen, den Preis der höheren Eleganz davonträgt.



Fünfte Abtheilung.

Die Börsen und der Geldmarkt

zu Anfang April 1857.

Zu Anfang des vergangenen Monats verließen wir die Börsen in einem Zustande von Schlaffheit, in welchem sie, jedes Aufschwunges aus eigener Kraft unfähig, kränkelnd und matt nicht einmal der von Paris ausgegangenen steigenden Tendenz folgen konnten. Nur die Staatspapiere hatten eine gewisse Festigkeit zu behaupten vermocht, während Eisenbahn-, Bank- und industrielle Actien mehr oder minder in ihrem Courslaufe jene Energielosigkeit der Börsen constatirten, die seit dem Herbst vorigen Jahres ihre hervortretende Stimmung bezeichnet und von welcher sie nur hin und wieder auf eine kurze Zeit zu einer regern Thätigkeit übergingen, zu deren Förderung und weitern Ausbildung sie nicht Kraft genug besaßen. Wieder ist eine der im Börsenleben so wichtigen Perioden — der Monatsschluß — vorübergegangen und auf's Neue der sieche Zustand der Börsen damit zu Tage getreten. Die Ursache desselben ist noch nicht entfernt, die Quelle des Uebels nicht verstopft und darum der Börsenkörper leidend, bis er durch strenge Diät nach und nach gesunden wird.

Die Coursdifferenzen nach der Ultimo-Liquidation haben sich für den April sehr ungünstig herausgestellt, indem fast alle Effecten mehr oder weniger zurückgegangen sind: Oesterreichische National-Anleihe von 1854 um 2 Proc., $4^1/_2$ procentige Metalliques-Obligationen um $2^1/_2$ Proc., von $82^1/_2$ auf $80^1/_2$, Preußische Staatsschuldscheine um $^1/_2$ Proc., Französische 3procentige Rente $^3/_5$ Proc., Oesterreichische Nationalbank um 30 fl., von 1190 auf 1160, Oesterreichische Creditanstalt um 10 fl., Darmstädter Bank um 17 fl., von 307 auf 290, Meininger Bank um $6^1/_2$ Proc., Geraer um 6 Proc., Leipziger Creditanstalt um $6^1/_2$ Proc., Oesterreichische Staatsbahuen um 11 fl. :c. :c.

Zur Erklärung der Ursachen dieses beträchtlichen Rückganges der hauptsächlichsten Speculationspapiere wollen wir einen Blick auf den Stand des Geldmarktes an den Haupt-Börsenplätzen werfen und demselben die veröffentlichten Bilanzen der den Geldmarkt regulirenden Banken zu Grunde legen.

Die Oesterreichische Nationalbank weist in ihrem Status vom 2. April eine Zunahme des Metallvorraths von 1,244,000 fl. nach, wogegen die Notencirculation nur um 720,000 gestiegen ist, so daß das Verhältniß des erstern zur letztern sich abermals günstiger gestaltet hat. Gleichen Schritt mit dieser Besserung der Verhältnisse der Bank halten auch die sonstigen Finanzzustände des Landes, die unter der genialen Leitung des Herrn v. Bruck einer vollständigen Umwandlung entgegengehen, so daß die Hoffnung einer Wiederaufnahme der Baarzahlungen der Bank im Laufe des nächsten Jahres immer mehr Raum gewinnt. Damit wird aber für die österreichische Monarchie in volkswirthschaftlicher und finanzieller Hinsicht eine neue Aera angehen und schon in diesem Momente, wo alle Börsen mehr oder weniger sich einer Entmuthigung hingeben, die leicht in eine wirkliche Panique übergehen dürfte, zeigt die Wiener Börse, unterstützt durch das Vertrauen der Capitalisten im Inlande eine erfreuliche Festigkeit, die ohne die gegenseitigen Wechselwirkungen der Börsen auf einander sich unstreitig in höhern Coursen ausspre-

chen würde. Die Besserung des Geldstandes in Oesterreich, zum Theil Folge der Creirung der Wiener Creditanstalt und der österreichisch-französischen Staatsbahn-Gesellschaft, für deren Actien große Summen aus dem Auslande dahingeströmt sind, macht immer mehr Fortschritte und in demselben Verhältnisse wächst auch das Vertrauen der Capitalisten zur Finanzkraft des Kaiserstaates, so daß große bisher aus dem Verkehr ganz verschwundene Baarmittel nunmehr in inländischen Staats- und andern Werthpapieren placirt werden. Durch den Bau des großartigen Eisenbahnnetzes, welches Oesterreich, Galizien und Ungarn bedecken und durch Erleichterung der Communication ein starker Hebel für die Entwickelung des Landbaues und der Industrie werden wird, kommt viel Geld in Umlauf, obschon dasselbe hierdurch auch dem Capitalsmarkte und der Börse entzogen wird. Nachdem es jedoch in Circulation, wird es durch die vielen Canäle derselben wieder dem Markte zugeführt werden, dem es für den Moment entzogen ist, die befruchtenden Spuren seines Umlaufes aber durch Erhöhung der Productionsfähigkeit des Landes und somit der gesammten Volkswohlfahrt zurücklassend. Wir müssen deshalb den österreichischen Eisenbahn-Unternehmungen, die durch ihre bedeutenden Ansprüche an den Capitalsmarkt denselben allerdings geniren, volle Berechtigung zuerkennen, indem sie nicht — wie die meisten andern Unternehmungen des vorigen Jahres — bloß durch Eigennutz der Gründer behufs Erzielung des Agiogewinnes, sondern zur Befriedigung eines wirklichen Bedürfnisses und zur Abhilfe eines längst gefühlten Mangels in's Leben gerufen wurden, bei welcher Gelegenheit natürlich auch — bei der günstigen Disposition der Börsen im vorigen Jahre — auch für die Gründer ein fetter Brocken abfiel. — Dasselbe gilt auch von der Wiener Creditanstalt, welche eine Stütze der ganzen Industrie des Landes geworden, die sich jetzt an sie lehnt. Daß man ihre Kräfte überschätzt und von ihr eine Rentabilität gleich der der Pariser Creditanstalt (Crédit mobilier) erwartet hatte, lag in der sanguinisch-optimistischen Anschauungsweise des vorigen Jahres. Die Börse und das Privatpublicum haben dadurch enorme Verluste erlitten, aber die Anstalt wirkt darum nicht weniger wohlthuend für die Wiener Börse wie für's ganze Land.

Der Ausweis der Preußischen Bank vom 31. März constatirt eine Zunahme des Baarvorraths, welcher die Bank in den Stand setzte, durch Ausdehnung ihres Notenumlaufs die Ziffer ihres Portefeuilles zu erhöhen, das demgemäß auch eine Zunahme von 5,044,000 Thlr. erfahren hat. Die um 2,978,000 höhere Ziffer des Baarvorraths steht mit der Zunahme der Girodepositen um 2,823,000 Thlr. in ziemlich richtigem Verhältniß. Ob aber die letztere aus dem Verkehr mit den Privaten vorzugsweise hervorgegangen, oder ob sie noch eine Folge der Zunahme der Bestände und der laufenden Rechnungen des Staates bildet, kann aus dem Ausweis nicht ersehen werden. Im Ganzen ist der Bankstatus eigentlich nicht ungünstig, indessen fängt doch Geld an in Berlin knapp zu werden und war die Ultimo-Regulirung sehr schwierig. Seitdem haben sich die dortigen Börsenzustände noch verschlimmert, so daß sie in der That desolat zu nennen sind. Das Geldbedürfniß nimmt täglich mehr überhand und die Börse entledigt sich aller auswärtigen Papiere, so gut sie kann, indem sie dieselben nach Frankfurt und Wien wirft, dadurch auch dort die Course drückt und also nur mit Verlust verwerthen kann. Die Katastrophe der Cosel-Oderberger Eisenbahn-Actien (ein in Berlin sonst sehr beliebtes Papier), welche im Laufe des Monats März, in Folge der durch eine Aenderung der Verkehrsverhältnisse fortwährend zurückgehenden Einnahmen, von 108 Proc. auf 80 Proc. gefallen sind, hat vollends die Börse ganz entmuthigt und eine vollständige Deroute aller, selbst der besten Eisenbahn-Actien herbeigeführt. Private wie Börsenmänner sind gleich gestimmt, ihren Effecten-Besitz à tout prix zu verwerthen und „sauve qui peut" ist jetzt das Losungswort der Berliner Börse. — Ohnstreitig wird man auch hier wieder zu ruhiger Prüfung kommen und nicht das Gute mit dem Schlechten wegwerfen; allein für den Augenblick ist dieser Zustand ein sehr trostloser, der enorme Verluste veranlaßt hat und vielleicht noch größere im Gefolge haben wird. Noch hat die Preußische Bank ihren Disconto nicht erhöht, bei den kritischen Verhältnissen des Geldmarktes wird sie indessen, nachdem andere große Banken mit dieser Maßregel vorangegangen sind, wohl auch bald folgen müssen und durch die Vertheurung des Credits die Frage nach Geld noch mehr erhöhen.

Die Englische Bank hat sich durch die an sie gestellten Forderungen genöthigt gesehen, den Disconto von 6 Proc. auf 6½ Proc. zu erhöhen und diese Maßregel wird durch den Ausweis vom 4. April vollständig gerechtfertigt. Nach demselben haben sich die Privatsicherheiten, welche im Laufe der vorhergegangenen Woche bis zum 28. März zu der bedeutenden Summe von 21,243,000 L. St. angewachsen waren, abermals um 407,000 L. St. oder im Ganzen auf 21,750,000 L. St. vermehrt, während der Baarvorrath, der nach dem vorletzten Ausweise 9,988,000 L. St. betrug, um 644,000 L. St., also auf 9,344,000 L. St., gesunken ist. Am 28. März war die Noten-Reserve noch 5.406,000 L. St. und nach dem neuesten Status nur noch

4,281,000 L. St., es ist mithin eine Verringerung von nicht weniger als 1,124,000 L. St. in dieser Rubrik eingetreten. Der Export des baaren Geldes, namentlich Silber, nimmt immer mehr zu, während die Forderungen an die Bank immer größer werden. Der Silberexport nach Asien entzieht England monatlich zwischen 1,200,000 und 1,400,000 L. St., ohne daß abzusehen ist, wann derselbe aufhören wird. Anderseits zeigen sich überall neue Unternehmungen, welche die Capitalien eben so schnell absorbiren, als sie gesammelt werden. Besonders sind es jetzt die russischen Eisenbahnen, die wie ein Alp auf den europäischen Börsen lasten. So sehr auch die englische Presse und das Publicum der Privatcapitalisten dem Unternehmen abgeneigt ist; so sind die Gründer desselben doch zu sehr dabei interessirt, Geld dafür herbeizuschaffen, als daß sie nicht mit Anstrengung aller Kräfte und Aufbietung aller Hülfsmittel damit vorangehen sollten. Die „Times“ und der „Economist“ suchen den schlimmen Eindruck, den die Disconto-Erhöhung im Publicum gemacht, als eine weise Vorsichtsmaßregel der Bank hinzustellen, durch welche sie ihren Baarvorrath zur Coulagirung des legitimen Handels zu erhalten sucht. „Vorschüsse gegen Werthpapiere“ (Privatsicherheiten) — sagt der „Economist“ — „dienen (außer etwa einem Banquier im Falle der Noth) gewöhnlich nur zu zwei bekannten Zwecken: erstens sollen sie die Speculation auf der Actienbörse unterstützen und die Parteien in den Stand setzen, ihre Käufe zu realisiren; zweitens sollen sie aber auch den Wechselhäusern das Geld zur Versendung schaffen. Wenn in Paris z. B. Mangel an Wechseln auf England oder keine hinlängliche Summe derselben vorhanden ist, um Geld für die Französische Bank herbeizuschaffen (die im Monat März wieder über 400,000 Fres. Agio für Gold- und Silber-Ankäufe bezahlt hat), so finden sich leicht Financiers, die große Summen in englischen Papieren angelegt haben und darauf Vorschüsse von der Englischen Bank nehmen, um für Paris baares Geld zu haben. In beiden Fällen können diese Forderungen von Vorschüssen ohne Ende sein und finden wir daher eine Beschränkung des Credits durch Erhöhung des Disconto vollständig gerechtfertigt.“ — Die „Times“ sucht in anderer Weise das Publicum zu beruhigen. „Die Bank ist gewohnt“ — sagt das englische Blatt — „beim Herannahen der Dividendenzahlungen immer den Zinsfuß zu erhöhen, theils um sich für diesen Zweck mehr Gelder disponibel zu erhalten, theils aber um der Gewohnheit des Publicums, nahe vor den Auszahlungen der Zinsen viel auf öffentliche Fonds zu borgen, einen Damm zu setzen.“ — Sei dem nun wie ihm wolle — mag die Bank wirklich nur aus Vorsicht so gehandelt haben oder durch eine starke Verminderung der baaren Circulationsmittel dazu gezwungen sein: so ist die Maßregel der Disconto-Erhöhung jedenfalls ein Zeichen des beengten Geldmarktes in England, und wenn nicht bald die in Aussicht stehenden Gold- und Silberzufuhren aus Australien und Mexiko eintreffen, wird die Bank nicht lange mehr bei einem Disconto von $6^1/_2$ Proc. stehen bleiben können und vielmehr genöthigt sein ihn, besonders da auch fast alle deutsche Banken ihren Zinsfuß erhöht haben, auf 7 Proc. zu setzen.

Die Bank von Frankreich wird ihren Ausweis erst Donnerstag den 9. April veröffentlichen. So viel man aber jetzt von ihrem Stande weiß, hat ihr Metallvorrath seit dem Status vom 13. März um ungefähr 12 Millionen Fres. zugenommen. Allein diese Zunahme konnte nur durch bedeutende Opfer erzielt werden, indem die Bank für Gold- und Silberankäufe circa 400,000 Fres. Agio bezahlen mußte, während auch ihr Notenumlauf um ungefähr 13 Millionen Fres. gestiegen ist und folglich die Zunahme des Metallvorraths gänzlich absorbirt hat. Mit einer Ausgabe von 400,000 Fres. für Agio kann die Bank ungefähr 50 bis 60 Millionen Fres. Gold ankaufen und steht daher die hierdurch erzielte Zunahme des Metallvorraths in keinem Verhältniß zu dem geleisteten Opfer. Im vorigen Monat hatte die Bank, nach dem am 12. März veröffentlichten Status, mit einer um kaum 9000 Fres. größern Agio-Ausgabe eine Vermehrung des Baarvorraths um 27 Millionen Fres. und eine Verringerung des Notenumlaufs um 15 Millionen erreicht. Das jetzige Mißverhältniß des gebrachten Opfers zum erzielten Gewinn läßt jedenfalls auf eine Zunahme der Geldklemme in Frankreich schließen. Noch hat die Bank keine Restrictiv-Maßregeln in ihrer Creditgewährung ergriffen, indessen werden ihre weiteren Maßnahmen hauptsächlich von der Gestaltung der Geldverhältnisse in England abhängen. Der hohe Zinsfuß in England wird jedenfalls englische Besitzer von französischen Werthpapieren veranlassen, dieselben zu verkaufen; hierdurch wird aber auch deren Cours gedrückt oder wenigstens im Steigen aufgehalten werden. Die französischen Blätter, welche wie „Journal des chemins de fer“, „l'Industrie“, „Journal des actionnaires“ und das „Journal des travaux publics“ — die Besprechung der Geld- und Börsenverhältnisse sich zur Aufgabe gemacht, stellen die Finanzzustände des Landes immer günstig dar (vielleicht sind sie auch durch Ueberwachung der Presse Seitens der Regierung, die die finanziellen Blätter nicht weniger streng als die politischen controlirt, dazu gezwungen);

allein bei unparteiischer Prüfung der Sachlage kann man nicht umhin, auch in Paris die Zeichen einer herannahenden Geldklemme zu erkennen, die sich wahrscheinlich schon innerhalb eines Monats um so präciser ausgebildet haben wird, als die Wechselbeziehungen des Geldmarktes in Frankreich und England, welches letztere von der Gefahr einer Ueberproduction und einer industriellen Krisis bedroht wird, die von dort aus leicht den ganzen europäischen Continent erschüttern dürfte, eine erleichterte Geld-Circulation in dem einen Lande unmöglich macht, während im andern Geldklemme besteht.

Die Frankfurter Bank hat bei einer Erhöhung des Zinsfußes auf 4% für Wechsel und 5% für Darlehen gegen Werthpapiere (Lombard-Geschäft) volle Beschäftigung für ihr Capital und hat sich sogar schon genöthigt gesehen, den Ankauf fremder Wechsel sistiren zu müssen, um ihre ganze Kraft dem Discontirungsgeschäft zuwenden zu können. Frankfurt ist die Börse und der Banquier für Süddeutschland. Im Herbste eines jeden Jahres gehen große Summen für Ankäufe von Getreide, Taback, Wein ꝛc. von Frankfurt nach Süddeutschland, im Laufe des Winters strömen diese Vorschüsse wieder dahin zurück und erzeugen dort eine Geldabundanz, welche bis in den Sommer hinein anhält. Wie aber aus der Erhöhung des Bankdiscontos ersichtlich, ist das nach Frankfurt zurückgeströmte Geld bereits wieder absorbirt und haben sich überhaupt die Anforderungen an die Frankfurter Bank bedeutend vermehrt, so daß wahrscheinlich deshalb binnen Kurzem der Disconto noch weiter erhöht werden wird,*) da auch hier sich schon Zeichen eines knapper werdenden Geldstandes zeigen.

Andere Wechselplätze sind mit Beschränkung des Credits durch Erhöhung des Zinsfußes nicht zurückgeblieben. Hamburg, welches zum englischen Geldmarkt in nahen Beziehungen steht, hat ihn auf 6 und 7 Proc. angesetzt; in Bremen ist er von 5 auf 5½ Proc. und in Leipzig auf 6 Proc. gestiegen, überall in Folge der starken Nachfrage nach Geld und dessen Abnahme in der Circulation.

Als Resumé entnehmen wir aus dieser Darstellung, daß allenthalben größere oder geringere Geldklemme besteht, welche die Speculation lähmt und die Course so drückt, daß selbst gute, bewährte Effecten, wie z. B. Bexbacher Eisenbahn-Actien, die in den fortwährend guten Einnahmen dieses Jahres ein Motiv für Courssteigerung finden sollten, sich kaum behaupten können. Zu diesem in dem genirten Capitalsmarkt liegenden Gründen für den gedrückten Stand der Börsen kommen auch noch andere, die nicht weniger nachtheilig auf den Börsenverkehr wirken. In Baiern ist die Circulation fremder Banknoten verboten, und wie aus guter Quelle verlautet, will auch Preußen ein ähnliches Gesetz vor den jetzigen Landtag bringen. Sämmtliche Noten emittirende Banken in Norddeutschland sind in Folge nicht genügender Circulationsmittel in Preußen und der illiberalen Bankpolitik der preußischen Regierung, welche neben der Hauptbank keine Privatbanken concessionirte, in den Grenzländern Preußens entstanden und mit dem größten Theil ihres Geschäftsverkehrs auf Preußen angewiesen. Mit der Ausschließung ihrer Noten werden die Circulationsmittel um viele Millionen verringert und da die Preußische Bank nicht Capitalskraft genug besitzt, um hierfür Ersatz zu bieten, so werden die Folgen eines solchen Verbots in Preußen selbst bitter empfunden werden. Anderseits werden aber auch die in Preußen verbotenen Noten sämmtlich an ihre Quellen zur Einlösung zurückströmen und die Banken werden daher sich gezwungen sehen, da sie an ihrem Domicil keine Verwendung für ihre Noten finden, ihre Portefeuilles à tout prix zu versilbern, indem ja meistens nur immer der dritte Theil des Betrages der emittirten Noten durch baaren Cassenvorrath, der Rest aber durch das Wechselportefeuille gedeckt ist. Bei den engen Beziehungen Preußens zum Zollverein, dem diese Banken angehören, dürfte ein derartiges Verbot, das bei der gegenwärtigen Zusammensetzung der preußischen Kammer ohne Zweifel angenommen wird, sogar ein politischer Fehler sein, den die Regierung nach einigen Jahren vielleicht zu bereuen Ursache haben könnte! Dem Geschäftsverkehr im Allgemeinen würde damit aber eine tiefe Wunde beigebracht. Bei der Ausdehnung, welche alle Theile der Industrie jetzt gewonnen haben, stellen sich, trotz der Aushülfe der Banknoten, die vorhandenen Circulationsmittel als ungenügend heraus; um wie viel beengter wird der Geldmarkt werden, wenn ihm noch diese Stütze entzogen wird! Wir haben bereits in einem früheren Artikel auf die Unzulänglichkeit des Silbers als allgemeines Werthzeichen und auf die Nothwendigkeit der Einführung der Goldwährung aufmerksam gemacht. Die Richtigkeit dieser von bedeutenden Finanzcapacitäten anerkannten Wahrheit wird durch die Beschränkung der Circulation der Banknoten in ein helleres Licht treten und vielleicht zu einer zweiten Münzconferenz führen, welche die unvollendete Arbeit der ersten, nicht nur durch Tarifirung des Goldes (denn dieses würde dann bei dem unaufhörlichen Abfluß des Silbers gegen dasselbe im Cours zurückstehen und also immer nur Waare bleiben), sondern durch völlige Einführung desselben als alleinige Währung ergänzen wird. Fiat!!

M. A. Peiser.

*) Die Disconto-Erhöhung ist bereits eingetreten. Seit 15. April beträgt der Zinsfuß für Wechsel 5 Proc. und für Darlehen gegen Depot 6 Proc. Anm. d. Redact.

Die

Entwickelung des Handels und der Schifffahrt

auf dem Rhein.*)

Von G. Schirges.

I.

Im vorigen Jahrhundert zählte man bis zur französischen Revolution ungefähr 10 bis 1200 Schiffe, welche den Rhein auf- und abfuhren von Basel bis Mainz, von Mainz bis Cöln und von Cöln bis nach den holländischen Häfen. Gegen Ende jener Periode landeten im Mainzer Hafen in der Bergfahrt jährlich 6—700 Schiffe, deren Gesammtladungen sich durchschnittlich auf 1 bis $1^1/_2$ Millionen Centner beliefen. Sie bestanden hauptsächlich aus Kaffee, Zucker, Reis, Taback, Baumwolle, Farbwaaren, aus Metallen, Eisen, Blei, Zinn, aus Häuten, Oel, Seefischen und englischen Fabrikerzeugnissen, welche zum größten Theil für das innere Deutschland und für die Schweiz bestimmt waren, und zu Mainz in Main-, Neckar- und Oberrheinische Schiffe überladen wurden. Beinahe eben so viel Fahrzeuge als vom Unterrhein zu Berg, langten jährlich in Mainz auch in der Thalfahrt vom Oberrhein, vom Main und Neckar mit Kupfer, Quecksilber, Pottasche, Spiegel- und Fensterglas, Smalte, Nürnberger Kurzwaaren, Obst, Getreide, Taback, Wein, Lumpen und andern deutschen Erzeugnissen an, um zum Theil von da nach Cöln und den Niederlanden versandt zu werden.

Als Anhaltpunkt zur Beurtheilung des mittelrheinischen Güterverkehrs jener Zeit mag die folgende Uebersicht dienen.

Im Jahre 1789 wurden im Mainzer Hafen, außer Wein, Branntwein, Essig 2c. 1,175,151 Centner Güter zollamtlich abgefertigt.

Von diesen Waaren blieb etwa der vierte Theil in Mainz. Die Consumtion dieses Platzes war um jene Zeit verhältnißmäßig sehr bedeutend. Zu einem so mäßigen Verkehr stand die Fülle von zum Theil höchst eigenthümlichen Verordnungen und Gesetzen zur Regelung des Handels und der Schifffahrt in einem auffallenden Mißverhältniß. Bis zum Schluß des vorigen Jahrhunderts wurden die Handels- und Transportgeschäfte durch die damals herrschende monopolistische Rechtsidee erschwert, deren gesetzlicher Ausfluß fast immer in derselben Gestalt oft aufgefrischt wurde.

Bei dem Uebergang des linken Rheinufers unter die französische Herrschaft kamen Schifffahrt und Handel vom Regen in die Traufe. Denn ausnahmsweise und ganz im Gegensatz zu der neuen Rechtsanschauung bleiben die Privilegien der beiden Haupthandelsstädte am Rhein, die zünftige Verfassung der Schiffer und manches Aehnliche erhalten, ohne die frühere innere Lebensthätigkeit fortentwickeln zu können.

Die meisten Leser kennen das jus stapulae in seiner vollen Blüthe nur noch vom Hörensagen. Alle den Rhein hinauf oder hinab fahrenden Schiffer mußten in den Häfen von Cöln und Mainz, und früher auch zu Straßburg, Speyer und Dortrecht anlanden, ihre Ladung in andere ober- und unterrheinische Schiffe umladen, „überschlagen", verzollen und ihre Waare zu Gunsten der stapelstädtischen Consumenten während drei Tagen feil bieten. Während der ersten beiden Markttage durfte der Handelsstand diese feilgebotenen Waaren und Consumtibilien nicht kaufen, sondern mußte das Vorkaufsrecht der Bevölkerung beobachten. Erst am dritten Tage war es dem Kaufmann gestattet, die unverkauft gebliebenen Marktrechtsgüter käuflich an sich zu bringen; eine Bestimmung, welche zu vielen Umgehungen des Gesetzes und Streitigkeiten Anlaß gab.

Die Länge des über hundert Meilen langen Rheinstroms und der ewige Wechsel seines Fahrwassers machten, nach der allgemeinen herrschenden Ansicht, auf den verschiedenen Stromstrecken Schiffe von verschiedener Tragfähigkeit nothwendig. Auch galt es kaum für möglich, daß ein und derselbe Schiffer oder Steuermann sich mit allen Verhältnissen des Bettes, mit seinen Sandbänken, Felsen und Untiefen von Basel bis Nymwegen vertraut machen und die Verantwortlichkeit für Schiff und Ladung auf der ganzen Stromlänge übernehmen könnte. Schifffahrt und Handel wählten daher schon früh einige Hauptstationen, an denen bald diejenigen Einrichtungen getroffen wurden, welche zum Ein- und Ausladen, zum Unterbringen und Vertrieb der Waaren dienen. Dort ließen sich die Schifffahrtsverständigen, die Händler und Kaufleute vorzüglich gern nieder. Um die Zeit des zur Sicherheit des Handels geschlossenen rheinischen Städtebundes wurden an solchen Stationen Schifferzünfte gebildet, welche sich in den Verkehr zu Wasser theilten, und viel dazu beitrugen, daß Cöln für

*) Der Verfasser behandelt den Gegenstand ausführlicher in seinem im Druck befindlichen und in Mainz bei Victor von Zabern erscheinenden Werke „der Rheinstrom."

die Fahrt von Holland, und Mainz für die obere und mittlere Rheinfahrt Hauptstationen blieben. Das Stapelrecht der Stadt Mainz bestand lange bevor es Maximilian I. zu Worms am 14. Juli 1495 dem Erzbischof und Churfürsten Bertoldo in seinem ganzen Umfange bestätigte. Die zollvereinten Churfürsten und besonders Churcöln griffen zwar den Mainzer Stapel hartnäckig an und behaupteten, daß ihre Verträge älter seien als das Mainzer Stapelrecht. Schon 1428 war von ihnen bestimmt worden, „daß der Rheinstrom dem Kaufmann und männiglich sicher und freigelassen, gehalten, geschützet und geschirmt, dazu auch mit newer Aufhaltung nicht beschwert oder übersetzet werden solle, als auf das was von dero Vorfahren oder Voraltern mit löblichem Gebrauch hergebracht worden, sondern daß alle und jede Kaufleute, Schifferleute, Kaufmannschaft und Gut auf gewöhnliche Zölle, auch männiglich die den Rheinstrom oder Leinpfad gebrauchen, auf- oder abfahren oder wandeln, sicher fahren, fließen, hin und wieder ungehindert wandeln sollten.“

Aber das Mainzer Stapelrecht erhielt dennoch die kaiserliche Sanction, die Anerkennung im ganzen deutschen Reich als ein Regale, das in den Wahlcapitulationen sammt allen übrigen den Churfürsten und Ständen gewährten Privilegien und Rechten jedesmal besonders erneuert und bestätigt ward. Die Reichsgerichte hielten es aufrecht; in den Friedensschlüssen zu Ryswick, Rastatt und Baden, in den Verträgen mit Straßburg (1681), mit Churpfalz (1749) und Frankreich (1751) ward es gewährleistet.

Vom Umladen und Markthalten befreit war das sogenannte Fürstengut, alles was zur Hofhaltung gehörte, Kriegsmunition, die Güter des hohen Adels und der Geistlichkeit.

Die alten Städte Nürnberg und Bamberg schickten alle Jahre um die Herbstmeßzeit, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, eine Deputation gen Frankfurt und Mainz, um zum Dank für die genossene Freiheit vom Pfundzoll und zur Erneuerung dieses Vorzugs das übliche Geschenk, einen hölzernen Becher voll Pfeffers, darauf ein Paar wildlederne Handschuh und einen alten Räderalbus feierlichst zu überreichen, und den Zöllern einen Schmaus zu geben.

Unter der Regierung der rheinischen Churfürsten lähmte eine zähe inconsequente Rechtspflege die Einführung und Durchbildung zweckmäßiger Neuerungen. Eine bestechliche Verwaltung verschlimmerte die herrschenden Uebel. Rentbeamte, Fischer, Hecker- und Gildeschiffer, Brücken- und Brüdermeister, Bauer und Bürger, Factoren, Fiscus, Staat und Person lagen fast beständig im Streit. Es war ein Durcheinander, daß man oft nicht weiß, wer damals Koch, wer Kellner, ein großer Lärm häufig um nichts als bloße Form.

Die letzten geistlichen Churfürsten, welche die letzten deutschen Kaiser krönten, machten manche Verbesserungsversuche. Je mehr Verordnungen sie erließen, desto unhaltbarer wurden die Zustände.

Die Physiognomie des früheren Rheinverkehrs hat sich uns in einer Reihe merkwürdiger Gesetze erhalten, welche die Schifffahrt und den Handel zwischen den beiden wichtigsten Städten am Rhein regelten.

Welche Früchte diese Vielregiererei trug, lehrt ein Blick auf die Zustände gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Ein trostloser Zustand ging dem Ausbruch des Kriegs voran. Die Schiffer erklärten, am Rande des Elends zu stehen. Das künstliche Netz des Umschlags und Stapels hatte zwar immer seinen Antheil am Fange der Zugvögel; aber es fehlte an einer Schule für kaufmännische productive Selbständigkeit. Die gebratenen Tauben des Monopols sind keine Nahrung für den Geist des Handels. Die Zunft war eine Krücke, an der der Schiffer Stehn und Gehn auf eignen Füßen verlernte.

Bittere Klagen führten die zünftigen mittelrheinischen Schiffer über die verderblichen Mißbräuche und Beeinträchtigungen, denen sie preisgegeben wären. Sie lebten wie ein Theil der kleinen heutigen Weinbauer am Rhein, von Borgen und Sorgen. Die Mehrzahl der Mitglieder war tief verschuldet. Nur wenige machten von dieser Regel eine Ausnahme. An der Mündung des größten Nebenflusses, am Mittelpunkt des Hauptstroms darbten die Schiffer in einem nahrungsmagern Zustande. Mancher Schiffer hielt mit seinem Fahrzeuge jahraus jahrein am Ufer, ohne einmal eine volle Ladung zu erhalten, an der er sich hätte erholen können. Diejenigen, welche glücklicher schienen, waren es deshalb noch nicht, denn mancher setzte unterwegs den Rest seines Vermögens zu. Der alte Frachttarif vom Jahre 1719 war im Jahre 1737 und später im Jahr 1785 zwar erneuert und sowohl Ueberschreitung der Fracht als Versuche zur Schmälerung derselben mit Strafe bedroht. Nach §. 4 dieser Frachtordnung mußte jeder zu Thal fahrende Schiffer bei Abholung des Brückenzeichens ein Handgelöbniß an Eidesstatt ablegen, daß er nichts unter der im Tarif festgesetzten Taxe fahre, auch unter keinerlei Vorwande von dem Frachtgelde Anderen abgebe oder zurücklasse. Dies Gelöbniß war eine leere Formalität. Der Handelsstand ließ sich durch die Verordnung nicht abhalten, mit dem Schiffer wegen der Fracht zu dingen, dieser ließ sich gern oder ungern auf den Accord ein, wenn er nur wirklich in Ladung gehen konnte. Zwischen Mainz und Cöln war die Taxe von einem Stückfaß Wein dreizehn Thaler. Davon wurden dem Schiffer zwei Thaler für den Spediteur abgezogen, einen

Thaler mußte er an dessen Leute zahlen, um sie sich zu Freunden zu erhalten. Vom Centner schweren Guts war die Taxe auf einen Gulden festgesetzt. Der Centner Krämergut zahlte nur die Hälfte. Diesen Mangel an bestimmter Bezeichnung beutete der Kaufmann allemal zum Nachtheil des Schiffers aus. Ein gleicher Frachtunterschied war zwischen Schachtelfaß und Holzfaß. Der Schiffer mußte sich bequemen die Schachtelverpackung, für die der Satz auf einen Gulden festgesetzt war, für Holzverpackung gelten zu lassen, die nur dreißig Kreuzer zahlte. Mit dem Gewicht ward großer Unterschleif getrieben. Häufig ward dem Schiffer bei der Abfahrt von Mainz statt des Frachtbriefs ein bloßer Lieferschein eingehändigt, in welchem gar kein Gewicht verzeichnet stand. In Cöln fand sich darauf nicht selten ein verschuldeter oder unverschuldeter Gewichtsunterschied. Statt der Frachtgelder erhielt der Schiffer dann wieder bloß einen Empfangsschein, auf Grund dessen die Fracht in Mainz regulirt werden sollte. — Um die Rückreise nicht leer anzutreten, hielt der Schiffer sich wochen-, monatlang in Cöln auf, fuhr dann endlich oft mit knapper Ladung zurück, lieh das nöthige Geld zur Fahrt und mußte sich schließlich noch Abzüge gefallen lassen.

In einem Churmainzischen Regierungs-Erlaß vom März 1773 wird sämmtlichen Factoren unter Androhung einer Strafe von dreißig Thalern verboten, „weder selbsten noch ihre Bediente von den dahier sich befrachtenden Schiffleuten an Waaren, Geld oder Fracht-Freithum auch sonsten wie es Namen haben möge, etwas abzunehmen.“

In einer Beschwerdeschrift der Mainzer Schifferzunft vom Jahre 1791 heißt es unter Anderem wörtlich: „Will der Schiffer vom Kaufmann etwas in Ladung haben, so muß er sich vordersamst durch kostspielige Präsente dessen Gewogenheit zu erwerben suchen. Diese bestehen in wiederholten Lieferungen von Holz, kostbaren Fischen und sonstigen Victualien. Die Lieferung muß aber oft wiederholt werden, denn eine bewegt das Herz des Kaufmanns nicht. Ist der Herr auf solche Art erweicht, so trifft nun die Reihe den Bedienten, denn dieser will auch leben vom Schweiße des Schiffmanns, weil dieser der Schwamm ist, woran Alles drückt. Diesem Bedienten müssen bei einer auch sehr mäßigen Ladung wenigstens drei bis vier Karolin Präsent verabreicht werden, weil er so gnädig gewesen ist, die Waare keinem andern Schiffer zuzuspielen. So ausgeleert drückt der Schiffer unter Sorgen und Kummer mit Schulden belastet dahier vom Lande, nachdem er schon sicher berechnen kann, daß er Ein Drittel seiner zu empfangenden Frachtgelder bereits in Mainz an bloßen sogenannten Geschenken anticipativ zurückgelassen hat.“ In Cöln war's nicht anders. Auch dort mußte der Schiffer das Gesinde des Kaufmanns erst erkaufen, ehe er zu einer Ladung gelangen konnte. Und wenn er in der Thalfahrt oft am Gewicht der Güter Schaden litt, so zwang ihn der Cölner Spediteur in der Bergfahrt manchen Centner umsonst für ihn zu fahren.

Wegen der Frankfurter und der Schröcker Fahrt klagten die zünftigen Schiffer nicht minder: die Concurrenz der Markt- und Fremden-Schiffer und der kleinen Nächler ruinire sie. Ja die Fahrt nach Schröck ginge für die katholischen Schiffer in Mainz ganz verloren, weil die pfälzischen protestantischen Schiffer von den protestantischen Handlungs-Commis in Mainz bevorzugt würden.

Der Handelsstand hatte auf die gegen ihn gerichteten Beschwerden vieles zu erwiedern. Wohl war der Schiffer ein Schwamm, der den Fluß der Dinge, den lebendigen Verkehr aufhielt. Er mußte gepreßt werden. Träge und unzuverlässig, arbeitsscheu und unordentlich, konnte er nur durch harte Behandlung gezwungen werden, seine Pflicht zu thun. Der mittelrheinische Handelsstand gab den niederrheinischen Schiffern den Vorzug vor den übrigen. Die Cölner Schiffer gingen selten ohne Ladung von Mainz wieder zurück. Da sie in Cöln bevorzugt wurden, konnten sie die Rückfracht für die Thalreise billiger stellen als die Mainzer. Schon 1738 wurde zwischen Cöln und Mainz die Einrichtung einer Rangfahrt vorgeschlagen, an der Churkölnische und Churmainzische Schiffer regelmäßig abwechselnd Theil nehmen sollten. Die Mainzer Schifferzunft wollte von solchem Zwange nichts wissen. Ein erneuerter Versuch zur Bildung der Rangfahrt scheiterte im Jahre 1773 an dem Widerstande der Schiffer. Die Frachten und Spesen blieben während der Dauer fast eines Jahrhunderts unverändert. Der Handelstand mußte auf Ermäßigung derselben bedacht sein. Die Schiffer verlangten Erhöhung. Man vertraute daher die Güter häufig Mitgliedern der sogenannten Heckerzunft an, den Knechten, die mit Nachen und kleinen Schiffen aushalfen und den Rhein befahren durften. Der Mangel an Versicherungsanstalten, die heruntergekommenen Vermögenszustände der meisten Zunftschiffer, die lange Dauer der Reise, die ungeregelten Stromverhältnisse boten für die Sicherheit der Transporte keine Gewähr. Im Herbste 1791 kam es zu heftigen Streitigkeiten wegen Frachtzulage und wegen Willkühr des Cölnischen Magistrats. Des Heiligen Römischen Reichs freie Stadt Cöln am Rhein hatte eine neue Frachtwage errichtet, und wollte die Schiffer zur Benutzung derselben zwingen. Chur-Cöln war dabei nicht gefragt worden und verbot daher seinen Schiffern bei zweihundert Thaler Strafe,

ihre Waaren der neuen Wage zu unterwerfen. Während dieses Streits häuften sich die Güter und stockte der ganze Verkehr am Unterrhein. Die Schiffer mußten müßig zusehn und verloren endlich die Geduld. Um den verderblichen Folgen des zwischen den Churfürsten von Cöln und dem Magistrat der Stadt schwebenden Streits vorzubeugen, befahl der König von Holland in Amsterdam, Rotterdam und Dortrecht Wagen zu errichten, auf denen das Gewicht aller ankommenden und abgehenden Waaren nach holländischen Einheiten ermittelt wurde. Dies gab zu neuen Verwirrungen Anlaß.

Der Preis der Lebensmittel, des Futters, der Miethe von Pferden war inzwischen bedeutend gestiegen. Die französische Emigration machte sich in dieser Beziehung auch für den Schiffer fühlbar. Als die verlangte Frachtzulage im Herbste 1792 nicht bewilligt werden sollte, fingen die zu Cöln in Ladung liegenden Schiffer an, die bereits eingeladenen Güter wieder auf's Land zu bringen und drohten mit gänzlicher Schifffahrtseinstellung. Da der Winter vor der Thür, mußte sich der oberrheinische Handelstand die erhöhte Fracht gefallen lassen. Die den süddeutschen und schweizerischen Empfängern von den mittel- und unterrheinischen Spediteuren berechneten Kosten vermehrten sich nach und nach so sehr, die Waaren kamen so langsam zu Berg und wurden so oft durch Mangel an Wasser, durch Ueberwinterung aufgehalten, die Unglücksfälle nahmen in so bedenklicher Weise zu, daß manche Güter den Weg über Bremen und Hamburg einschlugen.

Die Proclamationen der an den Rhein rückenden französischen Generale schlugen wie feurige Blitze in die mürben Zustände. Aber hinter der verkündeten Freiheit und Gleichheit kamen bald die französischen Douaniers in die vier neuen Departemente des Rheins hergehinkt und rückten hart an den Rhein, dessen Ufer vom Kriegsgetöse und von den lauten Klagen der Schiffer und Kaufleute wiederhallten. Vom Jahre 1793 bis 1797 blieb die Schifffahrt auf dem Rhein in Folge der kriegerischen Zustände beinahe gänzlich unterbrochen, 1800 beschränkte sich die Menge der im Mainzer Hafen verzollten Güter auf 327,160 Centner. Erst im Jahre 1801, mit dem neunten Jahr der Republik bis zum Ausbruch des Kriegs mit England (1803) fing der Verkehr wieder an Leben zu gewinnen. Der Transit auf dem Rhein blieb jedoch während dieser Zeit mindestens um ein Drittel gegen den früheren Transit zurück.

Der Grund dieser Abnahme lag in der Ausführung der französischen Prohibitionsgesetze, in der Erschwerung des Handels und Verkehrs auf dem Rhein durch endlose Formalitäten, sowie in dem schlechten Zustande des Fahrwassers und der Leinpfade. Besonders klagten die Schiffer über die Strecke von Bingen bis Coblenz. Felsen und Sand machten die Schifffahrt auf dieser Strecke höchst beschwerlich.

Der Handel in Süd-Deutschland sah sich deshalb auch um jene Zeit nach andern Bezugswegen um. Man fing an Waaren von Bremen und Hamburg zu Lande zu beziehen. Diese Straße war freilich viel kostspieliger als der Wasserweg des Rheins, wurde aber bald dem letzteren vorgezogen. Denn auf derselben brauchte man keine Beschlagnahme zu besorgen, man konnte die rasche und sichere Ankunft der Waaren genau berechnen, es gab auf ihr keine Formalitäten zu erfüllen, deren Vernachlässigung den Verlust der Güter nach sich zog.

Die Landfracht von Minden nach Frankfurt war um 1 fl. 10 kr. = 2 Fr. 51 Ct. höher als die Wasserfahrt auf dem Rhein. Man gab jener aber doch den Vorzug, weil die Güter ungefährdet rascher an Ort und Stelle anlangten und den Kaufmann in den Stand setzten, einen schnelleren Umsatz zu erzielen. Die Douane auf dem linken Rheinufer, welche bis 1805 die meisten Zollstätten besaß, chicanirte den Handel. Die Stapelstädte Mainz und Cöln hielten ihn auf. Solche Vortheile wogen die bedeutende Frachtdifferenz auf.

Die hohen in Folge des Kriegs gestiegenen Preise der Lebensmittel übten auch auf die Frachten ihren Einfluß aus. Zu den Frachten kamen noch die courtage und Speditionsgebühren, welche sich (1804) bis auf 14 Procent pr. Centner beliefen, außerdem die nicht unbedeutenden Krahnen- und Wagebühren. Bis zur Anwendung der Dampfkraft und vor Einführung der neuen Rheinschifffahrtsacte regelten die provisorische Verwaltung und der Hafer die Frachtpreise; seitdem die freie Concurrenz und die Ruhrkohle.

Im ersten Jahre der Republik fiel Mainz, im dritten Jahre der neuen Zeitrechnung fiel Cöln in die Hände der Franzosen. Das Kriegsglück schwankte zwischen den kämpfenden Theilen an den beiden rheinischen Knotenpunkten der Schifffahrt und des Handels, für die unter stürzenden Domen, in brennenden Straßen kein Asyl mehr war.

Im Jahr 1803 verlangte die französische Regierung von den vier neuen Departements am Rhein einen glänzenden Beweis ihrer patriotischen Anhänglichkeit und Hingabe durch reiche Beiträge zur Erbauung platter Schiffe, welche im Kriege gegen England zur Vernichtung des Feindes dienen sollten.

Das Institut der französischen Douane machte sich auf dem linken Rheinufer sehr bald allgemein verhaßt, besonders in Cöln und Mainz, wo diese Plage am fühlbarsten war. Der Transit- und Speditionshandel, dem diese beiden Stapelplätze hauptsächlich ihre Bedeutung verdankten, seufzte schwer unter dem neuen Druck, welcher die minder umfangreichen aber

nicht weniger wichtigen Zweige des Handels, den Eigen- und Commissionshandel, nicht verschonte. Zur raschen und sicheren Beförderung der Transitgüter war ein freier abgeschlossener Raum am Ufer erforderlich, um die für den Transit bestimmten und den Zoll-Formalitäten der eingeführten Waaren gesetzlich nicht unterworfenen Güter von diesen letzten getrennt halten zu können.

Unter dem Vorwande, daß eine solche Einrichtung den Schmuggel befördern würde, widersetzte sich die Douane jahrelang den dringenden Vorstellungen und Bitten der Schiffer und Kaufleute um das Zugeständniß. Die größten Schmuggler steckten in der Uniform der französischen Douaniers. Ein bestimmter Platz zum Ueberschlagen der Transitgüter aus einem Schiffe in das andere hätte für sie eine Controle zur Folge gehabt, der sie sich um jeden Preis zu entziehen strebten. Unter hundert Ballen, welche zu Cöln und Mainz ausgeladen wurden, waren höchstens vier bis fünf Colli für den Eingang bestimmt, die andern für den Transit. Die Visitation blieb gleichwohl auf alle Güter ausgedehnt, um das schmähliche System einer Ausbeutung und Plünderei aufrecht zu erhalten, wie sie seit den Zeiten des Faustrechts auf dem Rhein nicht mehr vorgekommen waren. Absichtliche Verzögerung, hinterlistige Verdächtigungen, willkürliche Erpressungen, plumper Gebrauch der rohen Gewalt zu gemeinen persönlichen Zwecken — das waren die geheimen Triebfedern dieses Systems. Ehe der ankommende Schiffer ausladen durfte, wurde er sieben bis acht Tage aufgehalten. Im Herbst, wenn sich oft mehr als die Hälfte des ganzen jährlichen Speditionsverkehrs auf einen Zeitraum von vier Wochen zusammendrängte, kam der Schiffer oft erst zwei Wochen und länger nach seiner Ankunft zum Ausladen und war während der kostbarsten Zeit im ganzen Jahr zum Müßiggang verurtheilt. Der süddeutsche und schweizerische Empfänger erhielt die Waaren, welche er für den Absatz im Winter bestimmt hatte, größtentheils erst im darauf folgenden Frühjahr. Inzwischen waren dann oft die Preise gewichen, und er hatte außer der Preisdifferenz auch noch die theuren Ueberwinterungskosten und hohe Wasserfracht zu tragen.

Von den transitirenden Gütern mußte der Spediteur vor ihrer Ausladung eine detaillirte Declaration vorlegen, in welcher Zahl, Gewicht, Maß und Gattung der Waaren genau anzugeben war. Bei Ausfertigung dieser Declaration hielt er sich an den Avisbrief. Da aber der Ausländer mit den Formalitäten, Schlichen und Ränken der Douaniers nicht immer bekannt war, so traf es sich sehr häufig, daß der Inhalt der Ballen nicht genau mit der Declaration übereinstimmte. Bald fehlte es am Gewicht, bald am Maß, bald waren beigepackte Kleinigkeiten ganz vergessen, bald war der Gegenstand nicht bei seinem rechten Namen genannt. Schickte der Remscheider Eisen- und Stahlwaaren-Fabrikant außer Eisen- und Stahlwaaren etwa ein Dutzend Kaffeemühlen, die nicht besonders als merceries declarirt worden, so wurden die Kaffeemühlen confiscirt und der Spediteur in 100 Franken und mehr Strafe genommen. Hatte der Mainzer Spediteur von Frankfurt einen Ballen Halbleinen empfangen und gewissenhaft in der Declaration wörtlich demi-lin übersetzt, so behauptete die Douane, allen deutschen Ursprungszeugnissen zum Trotz, die Waare sei nichts anderes als englische Siamoise und confiscirte sie unerbittlich. Auf solchen Raub folgten dann Rechtsverwickelungen und Processe zwischen Absender, Spediteur und Empfänger. Da die Douane verlangte, daß die erwähnte Declaration innerhalb vierundzwanzig Stunden nach erfolgter Ankunft des Schiffers eingereicht sein sollte, und im Unterlassungsfalle die an Bord befindlichen in Frankreich prohibirten Waaren confiscirte, so fingen die größeren Schiffe an, einen Anhang mit sich zu führen, in welchem alle mit Ursprungszeugniß nicht versehene Güter, so wie solche, über welche man keine detaillirte Declaration geben konnte, besonders geladen waren. Diesen Anhang ließ der Schiffer auf dem rechten Ufer während er mit dem Hauptschiff sich der zollamtlichen Abfertigung am linken Rheinufer unterzog. Hatte aber das Falkenauge der Douane den Nachen bemerkt, so wurde Jagd auf ihn gemacht, und die Saisie verhängt.

Kein Wunder, daß die Landstraßen des rechten Rheinufers anfingen, fast belebter zu werden als der Rhein selbst. Ein großer Theil der Berggüter verließ bei Düsseldorf den Strom, umging den Cölner Stapel, wurde bei Zündorf oberhalb Cöln wieder in's Schiff gebracht, um in Walluf, unterhalb Mainz wieder ausgeladen, mit Umgehung des Mainzer Stapels in Kostheim an der Mündung des Mains abermals an Bord eingeladen zu werden, und auf diese Weise nach Frankfurt zu gelangen. Wie bedeutend die Spesenrechnungen eines solchen unnatürlichen Verkehrs auch sein mochten, man war doch wenigstens sicher, der gefürchteten Douane der beiden Stapelstädte zu entgehen und sein Gut wirklich in Besitz zu erhalten.

Den Düsseldorfern, die bekanntlich bis zum Lüneviller Frieden französisch waren, gefiel die Sache so gut, daß sie sich vom Präfecten des Rhein und Mosel-Departements die freie Schifffahrt von Düsseldorf nach Coblenz mit Uebergehung des Cölner Stapels bewilligen ließen, welche ihnen freilich aus Rücksicht auf Cöln wieder entzogen ward.

Die Duisburger Kaufleute und Spediteure, welche von der bevorzugten Stellung Düssel-

dorfs sehr benachtheiligt wurden, wandten sich an ihre Regierung. Auf eine im Februar 1800 von ihnen überreichte Eingabe erhielten sie schon im folgenden Monat März desselben Jahres von dem um Handel und Seewesen hochverdienten Staatsminister Struensee eine Antwort, die als ein Beitrag zur Geschichte der damaligen Zustände am Rhein hier Platz finden möge.

„Sa Majesté — schrieb der Chef des Preußischen Zoll- und Accisewesens — Sa Majesté le Roi de Prusse fait savoir au commerce de Duisbourg, qu'à la suite de sa reclamation du 25 fevrier 1800 et à l'effet de maintenir ses rapports commerciaux avec l'Etranger Sa Majesté a ordonné à la Direction de Péages et accises à Emmeric de faire percevoir cinquant Stüvers par last pour droit de péage et d'accise sur les bateliers de Düsseldorf, qui remontent le Rhin, par conséquent dix Stüvers de plus, que le Commerce de Duisbourg n'a proposé. La même proportion sera observée à l'égard de ceux, qui descenderont le fleuve."

Die Düsseldorfer setzten indessen ihre Bemühungen, den Transit mehr und mehr an sich und auf das rechte Ufer zu ziehen, unermüdlich fort. Cöln suchte die Handelswelt zu überzeugen, daß der Weg auf der linken Rheinseite immer noch vorzuziehen sei. In einem vom 5 Germise des 10. Jahres der Republik (26. März 1802) datirten Circular der Cölner Handelskammer an das auswärtige handelnde Publicum wird die Rheinfahrt, im Interesse der Stapelstädte, gegen die übelen Nachreden im günstigen Lichte geschildert. Ihre klägliche Lage läßt sich aber selbst in diesem Document nicht verkennen. Aehnliche Schreiben wurden von Mainz aus in die Handelswelt befördert, dort wie hier ohne besondern Erfolg.

Der Januskopf der französischen Douane war nicht bloß nach der Wasserseite, sondern auch nach der Landseite hingewendet und hemmte den Verkehr zwischen den Hauptstädten am Rhein und dem platten Lande durch eigennützige Uebertreibungen des Diensteifers und durch mancherlei Chicanen. Der arme Schuhflicker vom Dorf, der sich einfallen ließ, ohne Passirzettel mit ein paar Pfund gekauften Sohlleders die Stadt zu verlassen, wurde eben so schonungslos behandelt, als der Bauer, der des Harrens endlich müde, dem von Hunderten seines Gleichen umlagerten, auch wohl gar verschlossenen Douanen-Bureau den Rücken kehrte, ohne für seine kleinen Einkäufe den vorgeschriebenen passe-avant gelöst zu haben. Bei Ausfertigung dieser passe-avants wurde für manche zum innern Consum bestimmten Waaren sogar noch ein certificat d'origine verlangt.

Was aber mehr als alles Andere das sittliche Gefühl der Bevölkerung empörte, waren die Visitationen, denen die vom rechten Ufer kommenden Personen sich aussetzen mußten. Dies Betasten des eigenen Körpers, dies Durchwühlen der Taschen der eigenen Kleidung ward von den rohen Händen mit einer solchen Frechheit ausgeübt, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht an Mann und Weib vollzogen, daß Niemand das jenseitige Ufer betrat, den nicht die Noth dazu zwang. Die Frauen mußten bei dieser Gelegenheit aus dem ungeschlachten Munde der Douaniers oft die frivolsten Bemerkungen hören; für Männer, welche ihrem gerechten Unwillen durch Wort oder Widerstand Luft machten, war die Wachtstube ganz in der Nähe. Man zwang die Verdächtigten nicht selten, sich gänzlich zu entkleiden und suchte durch Beschämung noch zu bestrafen, man hätte um Verzeihung bitten müssen. Der Schmuggel aber ward auf die unverschämteste Weise nicht trotz sondern wegen, in vielen Fällen mit Wissen und Willen der Beamten im ausgedehntesten Maße am Rhein wie an der Elbe betrieben. Das war fast das einzige blühende Geschäft, bei dem Mancher den Grund zu großem Reichthum legte.

(Forts. folgt.)

Das russische Gouvernement hat kürzlich einer durch M. Chollet und Andern gegründeten Verbindung Privilegien ertheilt zur Ausführung bedeutender Massen von Nahrungsmitteln aus den Ebenen des Dnieper. In den dortigen weiten Weideplätzen mußte das Fleisch der Ochsen und Schafe zu manchen Zeiten geradezu vergraben werden, weil man nicht die Mittel besaß, es zu versenden oder aufzubewahren. Eine Anzahl Capitalisten in Petersburg und Paris hat sich nun mit Herrn Chollet vereinigt, Erzeugnisse dieser außerordentlich ergiebigen Gegenden auszuführen und dadurch zugleich der wachsenden Besorgniß vor eintretendem Mangel an Nahrungsmitteln in Frankreich vorzubeugen. Bei einem Festmahle der Pariser Theilhaber des Unternehmens lieferte Herr Chollet Proben von ausgezeichnetem, durch seine Mittel aufbewahrten Rindsbraten, und eröffnete zugleich, daß eine zum Mittagsmahl für einen Mann hinreichende Quantität desselben zu 15 Centimes geliefert werden könne.

In der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris machte Herr Babinet, seitens des Herrn Marchal, eine interessante Mittheilung. Der gelehrte Reisende bemerkte, daß alle porzellanenen Thürme und Gebäude, die in China, und namentlich in den größern Städten daselbst häufig sind, nie vom Blitz getroffen wurden, obwohl sie oben in Zierrathen von metallenen Glöckchen enden, die eine Art von durchbrochenem Dom bilden. Herr Marchal ist der Ansicht, daß die der letzten Verzierung der Thürme gegebene Form ein ausgezeichnetes Schutzmittel gegen den Blitz ist.



Sechste Abtheilung.

Original-Correspondenzen.

New York, im April.

Installation des neuen Präsidenten. — Hof und Höflinge der Republik. — Die republikanische Prinzessin. — Dr. Kane's Leichenzug. — Großartige Unterstützung wissenschaftlicher Anstalten. — Die Erdrosseler und ein guter Richter. — Thalberg, Orpheus und Gastwirth. — Der Enkel eines deutschen Söldlings.

Buchanan, der demokratische Triumphator, hat seinen Zug nach dem Capitol gehalten. Der vierte März war ein Tag der Aufregung, des Gedränges, der bunten Festlichkeit, des tobenden Jubels und allgemeinen Händeschüttelns in der Hauptstadt der Republik. Allerdings ist Washington nicht Moskau, Buchanan nicht der Czar aller Reußen, und Europa, noch geblendet von dem Diamantenfeuer der russischen Krönungstage, würde kaum die Augen aufschlagen wollen für all' die Herrlichkeit, mit welcher der Präsident der Union in sein Amt eingeführt wurde. Der Amerikaner ist in der That noch jung und unerfahren in der Ausstattung solcher Schauspiele und es fehlt ihm dafür die hundertjährige Rüstkammer der Monarchie; selbst die Göttin der Freiheit, die in Gestalt einer jungen Frau dem Helden des Festes voranzog, ist nicht eine Schöpfung der einheimischen Phantasie. Aber mangelt noch Geschmack und Geschick, so ist Lust und Streben in hohem Grade vorhanden, die vierjährigen Regenten mit geräuschvollem Pompe und eifriger Huldigung zu feiern. Republikanische Einfachheit, Ernst und Würde freier Männer schwinden mehr und mehr. Die Feierlichkeit der Eidablegung jedes neuen Präsidenten hat stets entschiedener den Charakter eines in Theaterpomp aufgeführten Schauspieles. — Und welch ein Gegenstand der leidenschaftlichen Neugierde, der wirklichen Abgötterei wird plötzlich die Person des Neugewählten. Die Politik und die Stellenjagd beschäftigen wohl die engeren Kreise der Parteien; das Volk in Masse lauscht in aufgeregter Spannung auf Nachrichten über das Sein und Thun des „republikanisch-souveränen Lenkers des Staates", — wie ihn ein dithyrambischer Berichterstatter nennt. — Seit Monaten flogen fast stündlich bis zu den zwei Oceanen die telegraphischen Hofbülletins. Wheatland, der bisher wenig bekannte Landsitz Buchanan's wurde der Focus, von dem aus das öffentliche Interesse erwärmt wurde. In New York, wie in St. Francisco; in New Orleans, wie am Niagara konnte jeder gute Bürger des Morgens sich mit Zufriedenheit sagen: „Buchanan hat eine gute Nacht gehabt", so eifrige Moniteurs des neuen Regenten waren alle Blätter geworden. Selbst die Oppositionspresse muß diese Hofpflicht erfüllen, will sie nicht die Erwartung ihrer Leser täuschen und von ihnen verlassen werden. Von keinem königlichen Herrn weiß man in Europa genauer, wie er leibt und lebt, ißt und trinkt, als hier von dem Volkserwählten. Der Huldigungseifer geht so weit, daß man versucht hat, den amerikanischen Nestor der Politik und Diplomatie, den siebenzigjährigen Leichnam zu poetisiren. In einem hiesigen Monatshefte konnte man selbst noch vor dem Wahlsiege die tragische Geschichte einer unglücklichen Liebe lesen. Der eingeführte Erzähler, damals noch ein junger Senator, gesteht einer jungen Dame, er werde nie wieder lieben, weil der Gegenstand seiner ersten Leidenschaft sich aus Verzweiflung über die verweigerte Zustimmung der Eltern selbst den Tod gegeben habe. Den Helden dieser tragischen Liebe werden wir wohl in dem „Weißen Hause" sehen, — so schließt die Geschichte. Ein anderes Blatt, kühner noch in dieser Hofdichtung, wollte neulich den Apfel der Zwietracht unter die Schönen von Washington werfen, indem es sagte, der stets rüstige Führer der Demokratie möchte wohl nicht entfernt sein, unter ihnen eine beglückende Gefährtin für seine hohe Laufbahn zu wählen. Kronen und Scepter, Purpur und Diamanten können die Zeitungsherolde nicht in ihren Phrasen glänzen und glitzern lassen, aber den Wagen und die Pferde, welche den Erwählten nach dem Capitol zogen, haben sie schwungreich beschrieben. Den höchsten Flug der Begeisterung wagte Jener, der den „Frackrock" des Präsidenten zum Gegenstand seines Gesanges wählte. Stoff und Farbe, Schnitt und Naht, so wie der begünstigte Künstler, dessen Hände die Toga des amerikanischen Consuls schufen, sind der Nachwelt überliefert. Am tiefsten aber beugt sich in diesem Fetischdienste eine illustrirte Zeitung von New York. Sie stellte in einer Reihe von Zeichnungen das

ganze Präsidentenepos vom Schlafzimmer Buchanan's bis zum Capitol dar. Und Nichts ist vergessen. Die hölzerne Gartenthüre, der kleine Stall von Wheatland, die rockingchairs, das Dintenfaß, der Spazierstock und der Lieblingshund haben ihre Porträts neben dem des Präsidenten. — Sie sehen, auch im fernen Westen summen die Insecten im Sonnenlicht der Macht.

Es lächelt wohl Mancher hier verächtlich über diese Albernheiten, aber Mancher auch erwägt ernst und mit Bedauern, welche Bedeutung in einem so allgemeinen Zuge des Volkscharakters liegt.

Was würde der „Vater seines Landes" von seinen Kindern und der Stadt sagen, die seinen Namen trägt, könnte er mit seinem ernsten Auge auf den Taumel der Präsidentschaftsabgötterei herabblicken?

Das erste „Lever des Präsidenten" — so lautet die große Nachricht — und kein Hofceremonienmeister könnte in glühenderer Sprache das wichtige Ereigniß schildern, als es vielfach die Presse der Republik thut. Alle aber übertrifft durch lyrischen Schwung ein irländisch-amerikanischer Patriot, — und beiläufig gesagt sind die Söhne des „ewig grünen Eilands" ein bedeutender Gährungsstoff in dem Sieden und Brausen des Huldigungs- und Prunkeifers der Amerikaner. Könnte ich doch als Probestück die Dithyrambe wiedergeben, die das Fest im „Weißen Hause" besingt mit „dem wogenden Meere von feenartigen Schönheiten, Generälen, Staatsmännern, türkischen, russischen Gesandten, deutschen und polnischen Prinzen und südlichen Pflanzern. Wie durch alle Säle die Worte tönen: „Wo ist der Präsident? In welchem Saale empfängt er? Wo ist er? Wann erscheint er?" Dazwischen die süßflüsternden Frauen: „Wo ist seine Nichte? Wer stellt mich Fräulein Lone vor? Was für Haare hat sie? Wie sind ihre Augen? Wie ist sie? Groß, schlank oder von üppiger Gestalt?" „Miß Lone," singt der republikanische Höfling, „nimmt in dem Palaste ihres erhabenen Verwandten eine Stellung ein, gleich der von Victoria im Buckinghampalast und von Eugenie in den Tuilerien." Auch werden die Amerikaner ihre republikanische Prinzessin zu ehren wissen. Und dann der erhabene Augenblick, in dem der begeisterte Erzähler den Händedruck des Präsidenten empfängt und sich stolz fühlt wie ein Kaiser, aber sprachlos in tiefer Erschütterung dasteht. — „Um zehn Uhr,"— so schließt dieser republikanische Hofbericht, — „zog sich der Präsident zurück, nachdem er mehr als fünf Tausend Personen die Hände geschüttelt hatte, ohne daß er sehr ermüdet zu sein schien." Wahrlich es ist keine Sinecure, Präsident der Union zu sein. Politiker, Stellenjäger und Händeschüttler stürmen ohne Rast auf ihn an. Vor einigen Tagen empfing Buchanan den Stadtrath von Washington. Nach raschgewechselten Höflichkeitsphrasen entließ er denselben mit folgenden Worten: „Ich würde Sie gerne recht dringend einladen, noch zu bleiben, aber es warten hier neben zahlreiche und recht dringende Freunde auf mich." Stellenjäger waren es von Nord, Ost, West und Süd. Zwölf bis funfzehn Hundert Beutelustige belagern jetzt den Präsidenten, — sagt ein hiesiges Blatt, und immer noch strömen Andere herbei. —

Von einem Triumphzug und von prunkender Festlichkeit zu einem Grabgeleite scheint der Uebergang schroff in der Schrift, — im Leben aber ziehen alle oft nebeneinander hin und durchkreuzen sich nicht selten. So kam während des Präsidentenjubels die Leiche eines mit Recht hochgeschätzten Bürgers von Havanna herüber und unter allgemeiner Trauer von Stadt zu Stadt, bis sie am elften März Philadelphia, die Vaterstadt des Verstorbenen, erreichte. Bei einer solchen Gelegenheit erkennt man dann auch, daß mitten in dem rohen Chaos des politischen Getriebes und des egoistischen Alltagslebens ein edleres Element vorhanden ist, das ohne Geräusch, aber mächtig für die Schaffung einer höhern Cultur thätig ist. Ernstes Streben nach Wissenschaft, ehrende Anerkennung der Personen und kräftige, oft großartige Unterstützung der Institutionen, welche dieselbe befördern und über die Bevölkerung verbreiten, sind erfreuliche Lichtpunkte in einem Zustande, der nur zu viel Schatten hat. Je schroffer und anmaßender aber das Uebel im Allgemeinen hervortritt, um so aufmerksamer muß man das wirklich Gute aufsuchen und zur Kenntniß bringen. Tadel und Lächerlichkeit mag man über den unmäßigen, gewöhnlich geist- und schönheitslosen Luxus der Handelsfürsten in ihren Steinpalästen ausgießen, doch sollten die herumspähenden Diogenesse den Schein ihrer Laternen auch auf jene Geldmonarchen fallen lassen, die für wissenschaftliche Zwecke Anweisungen von Hunderten, ja Tausenden von Dollars zeichnen. Der bekannte Astor schenkte der Stadt New York ein Capital von 600,000 Dollars zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek und der Sohn, dem die Ausführung nicht reich, nicht großartig genug ist, fügt fast jedes Jahr bedeutende Summen hinzu. So gab er noch vor wenigen Monaten 80,000 Dollars zum Ankauf des Bibliothekgebäudes. Der Kaufmann Moses H. Grinell (von der Firma Grinell und Minturn) rüstete bekanntlich die letzte Polarexpedition des Dr. Kane aus seinen eigenen Mitteln aus, ein Unternehmen, das über 100,000 Dollars in Anspruch nahm. Die hiesige historische Gesellschaft gelangte durch die Subscriptionen der reichen New Yorker zu einem feuerfesten Bibliothekgebäude, das auf 70,000 Dollars veranschlagt war. Als sich jüngst ergab, daß man sich um 16,000 Dollars verrechnet hatte, waren innerhalb fünf Tage 25,000 Dollars mehr gezeichnet. Die Stiftung Peter Cooper's in New York ist in Deutschland schon vielfach besprochen; sie setzt über eine halbe Million für Volksbildungszwecke aus.

Auf Männer, wie die genannten, zu denen auch der bekannte Londoner Bankier Peabody gehört, muß man blicken, als auf das Element der Wiedergeburt einer Staatsgesellschaft, die durch die Ereignisse der jüngsten Zeit mit der Vernichtung aller höhern Principien bedroht ist. Ist doch dem Ausspruche des Staatsgerichtshofes gemäß die Grundlage der großen Republik der Neuzeit mit der Sclaverei vollkommen verschmolzen! Die politische Seite des Kampfes zwischen Freiheit und Sclaverei kann hier nicht Gegenstand einer Erörterung werden. Auch ist sie nicht die wichtigste; die Erhaltung oder Vernichtung der Union ist nur ein Ereigniß von vorübergehender Wichtigkeit. Ein Werk der Zeit, mag sie durch die Zeit aufgelöst werden, ohne daß der amerikanische Theil der Menschheit darum seiner hohen Bestimmung unfähig würde. Aber eine größere Gefahr liegt vor: es handelt sich darum, ob unter der äußern Form der Freiheit das

moderne Humanitätsprincip mit allen seinen Folgen unterdrückt und durch die alt-asiatische Barbarei ersetzt werden soll. Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist die Sclavenfrage in Amerika nicht bloß eine innere Frage der Union, sondern eine Sache der ganzen modernen Civilisation. So fassen sie aber nur wenige Amerikaner auf. Die Politiker, wie die Masse des Volkes, erwägen die Ereignisse und Zustände nur nach dem numerischen Resultate, das man aus ihnen für oder gegen diese oder jene Partei ziehen kann. Um das Uebel an und für sich kümmern sich nur Wenige. Die Staatsform ist elastisch; man dehnt sie bei jedem Ereigniß etwas mehr aus und sagt: Wir haben Alle und mit Allem Platz darin; Freiheit und Sclaverei können sich darin bewegen und mit etwas Klugheit gute Nachbarn bleiben. Ellbogenraum für die Politik und das Geschäft ist Alles, was man verlangt. Thun und Thun lassen, um die moralischen Folgen für die Nation kümmert man sich nicht. So denken selbst die Bessern. Begeistert für Civilisation und Humanität bietet der Europäer dem amerikanischen Gegner der Sclaverei die Hand zum Bunde und erwartet warmen, bereitwilligen Eifer für die Sache der Menschheit. Der Yankee lächelt und sagt dem Unerfahrenen:

„Fremder, Ihr versteht das nicht wie wir." — Rein politische, materielle Auffassung aller Zustände und Ereignisse, Unterordnung der Principien unter positive Verhältnisse und Berechnungen, und der entschiedenste Individualismus sind die Charakterzüge der Nation. Die Masse derselben kennt in der That kein Interesse der Allgemeinheit. So ist auch der ganze Wahlkampf mit aller Agitation nichts Anderes, als ein momentanes Zusammentreffen organisirter Parteien. Der Sieg entscheidet für das Interesse der Führer. Das souveräne Volk aber tritt nur für einige Tage auf, dann legt es sich in wirklich orientalischer Apathie nieder, läßt die Dinge gehen, wie sie wollen und hat kaum Bewußtsein von dem Uebel, das sich um es her anhäuft. Da Jeder unbedingt frei ist, so macht er sich da, wo ihm das Hemmniß aufstößt, seinen eigenen Weg hindurch, denkt nicht daran, daß es als ein allgemeines Uebel der Abhülfe durch die Allgemeinheit bedürfe und verlangt auch nicht, daß die bestellten Wärter der öffentlichen Sache ihre Pflicht thun sollen. So ist es im Allgemeinen, so im Einzelnen. — Unsere stolze Empire City, dieses Constantinopel des Westens in Bezug auf Reinlichkeit und Sicherheit der Straßen ist der schlagendste Beweis dafür. — Ungeheuere Summen sind der städtischen Verwaltung zur Verfügung gestellt und werden ausgegeben — wie und zu wessen Nutzen? Der Anblick der Stadt sagt das nicht, doch erzählt man sich Dinge, welche Aufschluß geben können. So sagt man, daß vor einiger Zeit ein Handelsmann in Seidenzeug und andern Stoffen Bankerott gemacht und seinen Gläubigern 10 bis 20 Procent angeboten habe, aber mit dem Versprechen, 80 Procent nachzuzahlen, da er Straßeninspector der Knownothings sei und, wenn gewählt, wenigstens 100,000 Dollars reinen Gewinn machen könne. Er wurde gewählt und zahlte. Daß bei einem solchen Reinigungssystem die Straßen nicht viel gewinnen, ist wohl nicht auffallend. Willkommen sei daher die Sonne, die uns die Schneemassen hinwegschmilzt; willkommen ein sündfluthlicher Regen, dieser himmelgesandte Straßenreiniger. Haben beide ihr Werk vollendet, so kann das geduldige, souveräne Volk von New York seinen versammelten Vätern in City Hall Dank dafür votiren, daß sie es verstanden, das Geld des Stadtschatzes besser zu verwenden. Willkommen seien die langen Tage, welche uns erlauben werden, den nächtlichen Heimweg zu wagen, ohne Revolver und ohne Furcht vor den Erdroßlern (garotters). Dieser Zweig der „westwärtsschreitenden Cultur" hatte sich im Laufe des Winters hier üppig entwickelt. Die zarte Rücksicht der Gouverneure für die unglücklichen Bewohner des Staatsgefängnisses hatte für Zöglinge der Garotteschule gesorgt; 2400 solcher Opfer der Gesellschaft waren im Laufe von zehn Jahren begnadigt worden. Unsern braven Polizeidienern konnte man es wohl auch nicht verargen, daß sie oft Tanzsäle und sonstige warme Belustigungsorte dem kalten Straßenspaziergange durch Schnee und Nordwind vorzogen. So kam es denn, daß das gemüthliche Nachhausegehen aus einer Abendgesellschaft ein lebensgefährliches Unternehmen wurde und man dem Freunde als Gute Nacht-Gruß die Warnung mitgab: „Nehmen Sie sich in Acht, nicht garottirt zu werden!" — Glücklich, wem das gelang; glücklich selbst, wer nur halb erdrosselt und ganz beraubt von einem barmherzigen Samaritaner oder zufällig von einem Polizeidiener aufgefunden und gepflegt wurde. Manche sind ganz verschwunden und die traurigen Nachfragen der Familien gehen noch unbeantwortet durch die Zeitungen. Die Fische in der Bay könnten wohl Auskunft geben. Zum wechselseitigen Schutze hatten sich Gesellschaften gebildet mit Losungswort und verabredetem Hülferuf. Dies thaten die kräftigen Arbeiter und andere junge Leute. Die Gebildeten und Reichen zitterten im Bewußtsein ihrer Schutzlosigkeit auf den nächtlichen Straßen und sprachen in den Salons von der Nothwendigkeit eines Sicherheitsausschusses à la St. Francisco. Doch besser als das, es fand sich einmal — seltene Erscheinung! — ein redlicher, furchtloser Mann, der sein Amt gewissenhaft zum allgemeinen Besten ausübte. Der Stadtrichter George Ruttel, der, nebenbei sei es gesagt, ein Israelit ist, hat Schrecken unter die Bande gebracht; einige Verurtheilungen, nicht wie früher zu Monaten, sondern zu 15 — 20 Jahren bewiesen den Herren Garotters, daß man Verbrecher nicht mehr politisch, sondern richterlich aburtheile. Dazu gehörte Muth, denn von diesen zu den Rowdies und durch sie zu den politischen Parteien geht eine sympathetische Kette und man berührt nicht das eine Ende derselben, ohne daß es am andern fühlbar würde. Politiker von Profession sind daher stets vorsichtig auf dem Richterstuhle. Herrn G. Ruttel, dem nichtpolitischen Richter verdankt man die etwas wiederkehrende Sicherheit der Straßen. Und doch erheben sich bereits Stimmen in den Blättern gegen die ungerechte Strenge des Richters! —

Trotz der Unheimlichkeit, die Jedem auf nächtlichem Gange überkam, fehlte es den Hallen des Tanzes, der Musik und der Schauspiele nie an zahlreichen Besuchern. Nicht Kälte, nicht Gefahr kann die eifrigen, Vergnügen suchenden Amerikaner zurückhalten. Mehr als irgend eine Stadt ist New York am Tage ein großer Tempel für den Cultus des Geldes und des Abends für den der Freude. — Die italienische Oper unter Strakoth hatte den besten Erfolg und schloß mit der Auf-

führung von Mozart's Don Juan. Moretzeck, — freie Uebersetzung für Marr Itzig aus Brünn, ist mit seiner Gesellschaft hier erwartet. Von Havanna kommend entzückt dieselbe jetzt die Philadelphier. —

Der musikalische Lion des Tages aber ist Thalberg. In Morgen- und Abendconcerten bezaubert er seit längerer Zeit das New Yorker Publicum. Aber nicht als Orpheus allein, auch als sorgender Wirth spendet er den Damen hohen Genuß. In den Morgenconcerten gibt er ein feines Frühstück. Süßigkeiten und Eise circuliren, während die flüchtigen Finger des Künstlers dem melodiereichen Instrumente sanfte Töne entzaubern. Das ist Humbug! — sagen Sie vielleicht. — Nun, warum nicht? Die heilige Cäcilie selbst, gäbe sie hier ein Concert, würde eine noch beliebtere Künstlerin sein, spendete sie nebst der himmlischen Musik auch etwas himmlische Ambrosia.

Bei der Eröffnung der zweiten Serie seiner Concerte zeigte Thalberg an:

„Um die Gesellschaft noch ausgewählter zu machen, wird Herr Brown die Anordnung leiten." — Diese wenigen Worte enthalten ein höchst originelles Mysterium des fashionablen Kirchen- und Salondienstes von New York. Herr Brown ist Kirchendiener von Grace Church. Hier bringt nur die hohe Aristokratie sonntäglich ihrem Schöpfer Dank für dessen Güte und demüthigt sich in Sammt und Seide. Ein Kirchenstuhl in diesen heiligen Räumen des hohen Tons ist gleich einem Adelstitel. Mit Hunderten von Dollars wird er jährlich von den Auserwählten gemiethet. Herr Brown nun, Diener dieses fashionablen Gotteshauses, ist zu gleicher Zeit Oberceremonienmeister aller Bälle und Privatconcerte der hohen Welt und in seiner doppelten Eigenschaft gewissermaßen der Wappenrichter der hiesigen Aristokratie. Er weiß, wer ebenbürtig ist; sein Visum öffnet demnach Profanen die Thüren des Tempels der Fashion für Gebet und Tanz. Strebt ein reichgewordener Neophyte darnach, in die Reihen der Reinen, der Ausgewählten aufgenommen zu werden und die Weihe bei Musik, Tanz und Champagner in seinen neu vergoldeten Sälen zu erhalten, so wendet er sich an den christlich-fashionablen Kirchen- und Ballceremonienmeister. Dieser macht die Einladungen und die hohe Welt erscheint bei dem Täufling. Herr Brown ist der Pathe. — Das genügt. — Kirche und Ballsaal in innigem Bunde! Welch' eine schöne Erscheinung! Wie muß das Walzen, Polka und Mazurka heiligen.

Bei dem schrecklichen Ereigniß, das auf der canadischen Eisenbahn vorkam, verlor ein amerikanischer Millionär, Herr Samuel Zimmermann, das Leben. Wie der Name zeigt, war er deutscher Abkunft. Sein Großvater war einer jener hessischen Soldaten, die England gegen die entstehende Republik ankaufte. Die Nachkommen des armen, verkauften deutschen Bauern wurden Bürger des freien Landes und mächtig und angesehen durch den erworbenen Besitz. Mehr als Worte zeigt ein solches Beispiel, daß die große Republik trotz aller Mißstände, Fehler und menschlicher Albernheiten dennoch das Land ist, wo der Mensch als solcher und durch den eigenen Erfolg gilt — doch muß er weiß sein.

Wien, im April.

Pilgerfahrt im Frühling. — Die kaiserliche Rundreise. — Erwartungen. — Die Stadterweiterung. — Große Unternehmungen. — Die Vereinsmünzen. — Tod des Grafen Ficquelmont.

Ostern, das „fröhliche Fest", brachte auch heuer wieder, wie alljährlich, unsrer alten Kaiserstadt die officielle Eröffnung der Frühlingssaison, wenngleich dieselbe in diesem Jahre durch die besondere Gunst des sonst so launenhaften April bereits um vierzehn Tage früher begonnen hatte. Schon seit den ersten Tagen dieses Monats pilgert die elegante Welt täglich in den fashionablen Morgenstunden — zwischen zwei und vier Uhr — nach dem Prater, der bislang noch ziemlich einer Wüste glich; was übrigens bei einer Pilgerfahrt bekanntlich mit zur Scenerie gehört. Der Magnet, welcher täglich so zahlreiche Besucher zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß nach dem noch laublosen Lustwalde zieht, ist unser Herrscherpaar, das zu jenen Stunden in den Baumgängen und auf den weitgedehnten Wiesengründen des Praters einen Spazierritt zu machen pflegt. Unsre jugendliche Monarchin ist aber auch in der That eine der liebreizendsten und elegantesten Reiterinnen und rechtfertigt wohl das Verlangen, sie zu sehen. Das öffentliche gesellige Leben concentrirte sich bei uns seit jeher während der ersten Frühlingswochen in dem Prater; aber die Eleganz dieses Versammlungsortes hatte in den letzteren Jahren bedeutend abgenommen, und ist erst in neuester Zeit wieder durch die erwähnte Veranlassung in ihrem alten Glanze restaurirt worden.

Wie Sie ohnehin schon wissen, werden uns die beiden Majestäten in der ersten Hälfte des Mai verlassen, um sich nach Ungarn zu verfügen. Die Rundreise in diesem Kronlande dürfte nicht weniger befriedigend ausfallen, als jene im lombardisch-venetianischen Königreiche, wenn auch vielleicht nicht jene exorbitanten Hoffnungen erfüllt werden mögen, welche von der alt-magyarischen Partei an dieses Ereigniß geknüpft werden. Wer von dem jugendkräftigen Schöpfer Neu-Oesterreichs erwartet, er werde ein Glied des Kaiserreiches von demselben loslösen, um ihm eine, beiden Theilen verderbliche, Sonderstellung zu geben, der muß in der That absichtlich die Augen schließen, um die Verhältnisse, wie sie wirklich sind, zu übersehen.

Der Zweck der kaiserlichen Rundreise liegt — selbst für den in die Geheimnisse der Staatskunst nur oberflächlich Eingeweihten — klar genug zu Tage. Es handelt sich dabei weder darum, durch persönliche Erfüllung verschiedener Wünsche einzelner Nationalitäten eine nur zu wandelbare Volksgunst zu erwerben; noch weniger aber um eine Inspections- und Lustrirungsreise im gewöhnlichen Stile. Das erstere wäre eine sehr undankbare, das zweite eine vergebliche Mühe. Man weiß Monate lang voraus, daß der Herr und Gebieter kommen werde, und wird gewiß das Haus so bestellen, daß nichts oder nur wenig zu tadeln bleibe. Ganz andere Motive sind daher hier im Auge zu behalten. Ein so weitgedehnter, aus so verschiedenen nationalen und politischen Elementen zusammengesetzter Staat wie Oesterreich, bedarf eines kräftigen Bindemittels, soll er nicht bald in Atome zerfallen. Das sonst so wirksam diesem Zwecke dienende Nationalgefühl kann bei

uns natürlich in dieser Richtung nicht in Anschlag gebracht werden; es würde eher zur Zersetzung denn zur Einigung führen. Nur das „kaiserliche Bewußtsein", wie es einer unsrer jüngeren Publicisten mehr treffend als logisch nannte, kann diese vielgespaltenen Völker an die Person eines von Allen gleich verehrten Herrschers knüpfen, und durch diese, ich möchte sagen „moralische Personal-Union" zu einem Staate von dauernder Gestaltung einigen. Für viele Gebietstheile der Monarchie war, seit den Tagen Kaiser Franz I., der Monarch fast nicht mehr als eine mythologische Person. Daraus erklärt sich manche betrübende Erscheinung der letzten, für Oesterreich so drangvollen Periode. Durch die persönliche Erscheinung des Herrschers und seiner anmuthigen Gemahlin wird begreiflicher Weise das Band zwischen den von der Hauptstadt entfernteren Nationen und dem Kaiserthrone in Wien wieder fester verschlungen. Auch mag es wohl im Interesse der auswärtigen Politik liegen, dem Auslande einen praktischen Beweis liefern zu können, daß Franz Joseph nicht nur hinter drohenden Zwingmauern oder umgeben von wohlgerüsteten Prätorianern seine Völker zu regieren vermöge. Ein Monarch, der sich mit dem theuersten was der Mann besitzt, mit Weib und Kind, ungescheut und unbeschirmt mitten in die Wogen des Volkes wagt, kann eben nicht ein finsterer, gehaßter Tyrann sein, oder er würde sein Wagstück für zu groß erkennen.

Doch genug über diesen Punkt, auf den ich nur darum hier näher einging, weil eben über denselben die Begriffe im In- und Auslande noch nicht genügender Maßen aufgeklärt scheinen.

Soll ich Ihnen nun von den Erwartungen der Dinge sprechen, die noch alle vor der Abreise der Majestäten ihre legislative und administrative Taufe empfangen sollen? Wenig ist's nicht, was man erwartet; aber dafür um desto unwahrscheinlicher die Erfüllung.

Bekanntlich wurde in dem a. h. Patente vom 1. Januar 1852, das die an sich ganz unmögliche Verfassung vom 4. März 1849 aufhob, die Errichtung eines „Beirathes" an der Seite der Staatsbehörden verheißen, welcher eine Art von Interessen-Vertretung zu bilden bestimmt schien. Im lombardisch-venetianischen Königreiche hat diese Zusage in neuester Zeit durch die Einberufung der sogenannten „Central-Congregationen" ihre Erfüllung gefunden, einer Art von Provincial-Landtagen, die schon vor der großen Katastrophe von 1848 bestanden. Man will nun behaupten, daß noch vor der Abreise des Kaiserpaares nach Ungarn für alle übrigen Kronländer die Organisirung der Volksvertretung (sit venia verbo) erfolgen werde.

Wer die österreichischen Verhältnisse wirklich kennt und vorurtheilsfrei beurtheilt, der wird zu solcher Kunde ungläubig den Kopf schütteln; denn wenn auch in den deutschen Kronländern ein Zurückgehen auf die alten landständischen Vertretungen, nöthigenfalls sogar mit verstärkter Zulassung des dritten Standes, wenig Bedenken erregen dürfte, so ist doch die alte ungarische Verfassung mit dem Bestande Oesterreichs, wie es gegenwärtig ist, völlig unvereinbar, und würde jeder Versuch zur Restauration derselben zu den gefährlichsten Conflicten führen. Daß aber gerade in dem Momente, wo sich der Kaiser nach Ungarn begibt, alle übrigen Kronländer mit einem Geschenke bedacht werden sollen, von welchem die ungarischen Provinzen ausgeschlossen bleiben müßten, hat um so weniger Wahrscheinlichkeit, als bisher selbst der genaueste Kenner unseres Staatslebens keine Modalität anzugeben vermag, welche an die Stelle der alten, aufrichtig gestanden ganz außer unsrer Zeit liegenden ungarischen Comitats- und Landes-Verfassung substituirt werden könnte.

Gegenstände von großer wirthschaftlicher Bedeutung, welche, wie die Fama behaupten will, auch bis zu dem bemerkten Zeitpunkte ihre Sanction erhalten sollen, sind die Gewerbefreiheit und die Aufhebung der Wuchergesetze. Der Zunftzwang und das Wucherpatent hängen sich wie Bleigewichte an die Fittige, welche Neu-Oesterreich so gerne zum volkswirthschaftlichen Aufschwunge entfalten möchte. In beiden Richtungen sind die umfassendsten Vorarbeiten seit Jahresfrist vollendet und die betreffenden Operate liegen seit geraumer Zeit dem Reichsrathe vor. So weit ich von der Sache unterrichtet bin, haben sich die Handels- und Gewerbekammern der Monarchie mit großer Mehrheit für Gewerbefreiheit und beinahe einstimmig für die Aufhebung des Wuchergesetzes ausgesprochen. Letzteres scheint aber an dem Justiz-Ministerium einen warmen Vertheidiger gefunden zu haben. Beide Fragen gehören zu dem volkswirthschaftlichen Programme des Freiherrn von Bruck, dem als Finanzminister natürlich daran gelegen sein muß, die Steuer- und Capitalskraft des Landes zu entfesseln. Bei der energischen Weise, in welcher Herr von Bruck seine Angelegenheiten zu fördern versteht, dürfte in dieser Hinsicht eine Entscheidung wohl in nächster Zeit zu erwarten sein.

Endlich will man auch noch behaupten, daß vor dem Antritte der Reise nach Ungarn Seine Majestät sich über eine Frage entscheiden werde, die uns armen Wienern sehr nahe liegt — über die Frage der Stadterweiterung. Unser steinerner Bienenkorb ist uns allgemach zu enge geworden und wir brauchen mehr Raum in die Breite, da der Raum in die Höhe durch drei bis vier Stockwerke hohe Häuser ohnehin zum Nachtheile unserer Lungen schon genugsam ausgebeutet worden. Die innere Stadt, in welcher sich das gesammte höhere Leben Wiens bewegt, stößt aber bei diesem Versuche des Aufathmens an eine gar unwiderstehliche Schnürbrust, die Festungswälle, auf denen erst in den letzten Jahren noch eine Reihe sehr weitläufiger und kostspieliger Fortifications-Bauten errichtet wurde, und die zugleich einer namhaften Anzahl von Palästen und palastähnlichen Privathäusern zur Unterlage dienen. Es gehört viel guter Glaube dazu, wenn man annehmen will, es werden alle diese Bauwerke nebst den felsenfesten Stadtwällen in Schutt verwandelt werden, um damit die Wallgräben auszufüllen. Eher könnte es möglich sein, daß ein Theil der Esplanaden bis nahe an die innere Stadt der Aufführung von Privatbauten anheim gegeben würde; wozu übrigens bisher auch noch die Capitalien fehlen dürften.

Alle unsre verfügbaren Geldkräfte wenden sich seit geraumer Zeit der Anlage in Staats- und Industrie-Papieren zu, und gerade die seit Wochen anhaltende flaue Stimmung unsrer Börse ist für reelle Käufer, wegen der niedrigen Preise der meisten Effecten, um so anlockender.

Die vielbesprochene Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe bleibt nun seit einiger Zeit von

ihrem schlimmsten Gegner, Herrn Zang, ziemlich unangefochten; wie es heißt auf höhere Weisung, die allen weiteren Erörterungen über jenes Institut ein Ziel setzte. Inzwischen scheint man doch die Inconvenienz zu fühlen, welche darin liegt, wenn sich hochgestellte Staatsbeamte gar zu eifrig auf dem allerdings lohnenden Felde der Verwaltungsraths-Praxis bewegen. So wurde erst kürzlich der Reichsrath Graf Z., zugleich Verwaltungsrath der Credit-Anstalt und der Theißbahn, wie ich aus guter Quelle vernehme, sehr wider seinen Willen zu einer ungemein ehrenvollen aber weit weniger einträglichen Dienstleistung außerhalb Wien berufen. Auch wurde gewissen Extravaganzen, wie z. B. der Capitalisirung der Gründer-Tantiemen einer Actiengesellschaft u. dgl. ein festes „Veto" von Seite der Regierung zu Theil.

Begreiflicher Weise kann man der Speculation im Allgemeinen keinen Damm entgegen setzen, denn das hieße das Kind mit dem Bade verschütten und die Unternehmungslust entmuthigen, deren regen Aufschwunges wir eben so sehr bedürfen. Großartige Eisenbahnbauten werden im gegenwärtigen Augenblicke in Angriff genommen, während andere Linien binnen Kurzem concessionirt werden dürften. So steht beispielsweise die Concession einer Eisenbahn von Fiume über Karlstadt oder Agram nach Sissek, wodurch die gesegneten Erndten und der Waldreichthum Slavoniens dem Meere nahegerückt würde, binnen kurzer Frist zu erwarten, und jene Bahn, die von Tyrol über den Brenner nach Italien führen soll, ein ungemein kühnes, wenn auch vielleicht nicht sehr lohnendes Project, dürfte ebenfalls in nächster Zukunft genehmigt werden. Bis Ende Juli hofft man von Triest bis Wien ununterbrochen auf den Schienen der südlichen Staatsbahn fahren zu können, und die umsichtige Direction dieser Anstalt läßt, in Erwartung des sonach eintretenden Aufschwunges im Frachtenverkehre, bereits einen eigenen Frachtenbahnhof bauen, um so den Gütertransport ganz von dem während des Sommers ungemein starken Personen-Verkehr zu trennen. Bis zur Vollendung der Triester Bahn soll auch die Verbindung zwischen der Kaiser Ferdinands Nordbahn und der südlichen Staatsbahn vollendet sein, wozu die Schienen bereits durch die betreffenden Vorstädte bis an's rechte Ufer des Wiener Donau-Canales gelegt sind. Freilich bleibt dann noch die Ueberbrückung des Donauarmes und die Uebersetzung des Praters; eine Aufgabe, die wohl schwerlich in so kurzer Zeit gelöst werden wird.

Die Ertragnisse aller unserer Bahnen haben sich während der letzten Wintermonate beträchtlich vermindert; eine Erscheinung, die wohl zum Theile, aber keineswegs ganz genügend durch die Abnahme des Getreide-Verkehrs erklärt wird. Der vorjährige Export von Cerealien war nämlich sehr ansehnlich, während heuer die Ausfuhr in diesem Artikel auf Null reducirt ist.

Die Erndteaussichten sind heuer sehr hoffnungsreich, und die Getreidepreise in der ganzen Monarchie fortwährend im Weichen. In Folge dessen sind auch die Brotpreise weit billiger geworden, und da die zahlreichen Eisenbahnbauten tausende von Händen in Anspruch nehmen, so ist für den ärmeren Theil der Bevölkerung die Zukunft so ziemlich aufgehellt. Im Gegentheile herrscht im Augenblicke sogar ein empfindlicher Mangel an Arbeitern, und es hält schwer, selbst nur gewöhnliche Tagelöhner zu ganz günstigen Bedingungen zu erhalten.

Mit dem nächsten Monate sollen bereits die neuen Vereinsmünzen in Umlauf gesetzt werden, und es wird dadurch, Deutschland gegenüber, für Handel und Wandel wohl eine große Erleichterung gewährt. Im Inlande dagegen werden während der Uebergangsperiode vom alten zum neuen Münzfuße gar manche Schwierigkeiten zu überwinden sein. Da nämlich der neue Gulden fast genau siebenundfünfzig Kreuzer der alten Währung gilt, so wird in Bezug auf Gehalte, Wohnungsmiethen, Capitals-Zinsen, vertragsmäßige Leistungen u. s. w. eine totale Reform eintreten müssen, wobei es nicht an Conflicten fehlen wird. Auch dem Kleinverkehre wird die neue Hunderttheilung des Guldens eine harte Nuß zu knacken geben. Natürlich kann durch solche unvermeidliche und vorübergehende Calamitäten eine Maßregel von so wohlthätiger Wirkung für unsre ganze Geldwirthschaft nicht im Geringsten an Werth verlieren.

Weil der Tod das letzte im Leben, so lassen Sie mich heute mit einer Todesnachricht schließen. Graf Fiquelmont, General der Cavallerie, der Schüler und Nachfolger Metternichs im Ministerium des Aeußern, ist hochbetagt in Venedig gestorben. Er war lange Jahre hindurch Gesandter am Petersburger Hofe, und ein persönlicher Freund des verstorbenen Kaisers Nicolaus. Als er im April 1848 dem Fürsten Metternich nachfolgte, machte man ihm seine russischen Sympathien zum Vorwurfe, und eine der damals so häufigen Volks-Demonstrationen zwang ihn zum Rücktritte. Seither lebte er als Privatmann, nicht ohne von Zeit zu Zeit durch politische Flugschriften seine Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten zu bethätigen

---

Berlin, im April.

Frühlingsklänge. — Olympische Kämpfe. — Der Troubadour. — Nach dem Leben. — Obdachlosigkeit und Arbeitshaus. — Otto Bellmann. — Ein neues Stadtviertel.

Der Uebergang aus der winterlichen Saison in die bessere Jahreszeit geht bei uns unter ganz bestimmten Anzeichen vor sich, welche sich bei Beginn jedes Frühlings wiederholen. Der Hof pflegt sich nach Beendigung der Carnevalsbelustigungen nach dem benachbarten Charlottenburg zurückzuziehen und dort die kirchlichen Feierlichkeiten, welche die Osterfeiertage verherrlichen, in der Stille zu begehen, die vornehme Welt zieht sich in ihr Familienleben zurück, es fängt an zum guten Ton zu gehören, keine Bälle mehr zu geben, und an schönen Tagen liebt es die elegante Welt, sich auf der Sonnenseite der Linden und auf der üblichen Promenade im Thiergarten in den neuen Frühjahrstoiletten zu zeigen, welche Paris durch Gerson's Bazar, seinen hiesigen Dolmetscher, dictirt hat. Nach andern Gesetzen freilich entwickelt sich das gewöhnliche Volksleben; sein Lenz treibt andre Knospen, und seine jungen Blätter treiben weit über die Stadtmauern hinaus. Für den Berliner von gewöhnlichem Schlage zeigt nicht das übliche Datum des Kalenders, sondern der Eintritt der Osterfeiertage, es sei denn sie würden noch mit Schnee und Eis überzogen, das Ende des Winters an. Die Erfindungen im Gebiete des Königs Gambrinus, mit

denen das letzte Menschenalter das durstige Deutschland beschenkt hat, verleihen auch dem Frühlings-Anfang ganz besondere Attribute und Embleme. Sobald sich an den Johannisbeer- und Stachelbeergesträuchen die ersten grünen Blättchen zeigen, erscheinen in allen Zeitungen höchst verwegen aussehende, ihre Vorderfüße auf Fässer setzende Ziegenböcke. Wie im Alterthum die Gestalten der Panther stets auf die Nähe des Bacchus zu schließen veranlaßten, so zeigen die erwähnten mythologischen Geschöpfe die Erscheinung jenes geheimnißvollen, und mit wunderbarer Kraft begabten Bieres an, welches dem Bock heilig ist. In den zahllosen Schenkstätten vor allen Thoren werden festliche Anstalten getroffen, die städtischen Gäste zu empfangen, und der zweite Osterfeiertag wird ganz besonders als ein dem Gambrinus geweihter Termin angesehen. Wir bekennen mit Schmerzen, daß die sittlichen Einflüsse des Christenthums, trotzdem dasselbe in der hiesigen Residenz ungewöhnliche Anstrengungen macht, nicht ausreichen, an dem genannten Tage die frommen Pflichten brüderlicher und versöhnlicher Gesinnung aufrecht zu erhalten. Vielmehr kommen ganz entschieden heidnische Gebräuche zum Vorschein, und der classisch gebildete Zuschauer glaubt sich häufig in die Zeiten Spartas und Roms zurückversetzt, wenn er das Gebahren der Bekenner des Gambrinus mit Schrecken und Entrüstung bemerkt. Schlummert im Bockbier irgend eine den menschlichen Geist aufstachelnde und zum Kampfe reizende Essenz, oder bringt eine alte Volksgewohnheit dergleichen Fehden mit sich, genug, der zweite Osterfeiertag ist ein Tag der Universalprügelei, der blau und braun angelaufenen Gladiatorenspiele und der Fechter von Berlin.

„Auf blutige Schlachten folgt Gesang und Tanz", singt der vaterländische Dichter, und so wollen auch wir vom grausamen Faustkampfe zu den Klängen der Leier und den Gesängen unsrer Opernbühne übergehen. Wir haben eine neue Oper erhalten. Man hat indessen bei der Wahl derselben sich nicht unsrer deutschen Componisten erinnert, man hat Spohr und Marschner ignorirt, und eines der frivolsten und inhaltleersten Werke der neuesten italienischen Opernliteratur gewählt. Das Cabinetsstück ist der Troubadour von Verdi, ein hypertragisches Machwerk, dessen poetische Motive nach dem Scheiterhaufen und der Schlachtbank riechen, und dessen musikalische Behandlung von modernen scharfen Gewürzen so durchdrungen ist, daß die französirtesten Arbeiten Donizetti's sich daneben wie unschuldige Schullieder anhören. Das Bedürfniß nach Neuigkeiten macht sich jedoch im Publicum so lebhaft fühlbar, und die Hauptrollen sind mit so schlauer Berechnung des Theatereffectes behandelt worden, daß das Publicum, trotz des Anfangs nach ausgesprochener musikalischer Deutschthümelei schmeckenden Vortrags unsrer Sänger, die Oper auf den Schild gehoben und für den Liebling des Moments erklärt hat.

Von neueren Schauspielen ist nur Eins von sehr untergeordnetem Werthe zur Aufführung gelangt. Der Verfasser, Herr Bacher, hat es „Aus dem Leben" genannt, und damit die rohe Realistik seiner Arbeit sehr naiv aber passend bezeichnet. Es fehlt seinem Stücke nämlich durchaus jener sympathische Hauch, welcher eine Dichtung von einer getreuen, aber trockenen Abschrift der Verhältnisse und Gestalten der Wirklichkeit unterscheidet. Er führt uns ein nicht besonders schlimmes, aber auch nicht sonderlich begabtes Mittelgut von Menschen vor und operirt mit diesem nach derselben Manier, wie das Schicksal in der langweiligen Gewöhnlichkeit mit seinen Puppen spielt. Der richtige Instinkt der Zuschauer sagt ihnen, daß sie am Ende hier nichts weiter fänden, als die Dürftigkeit der Schicksale in ihrem eigenen Hausstande, und ihr Interesse wandte sich nach und nach, da nicht der geringste ideale Laut aus dieser Einöde wiederklang, von dem Werke gänzlich ab und überließ es der Vergessenheit, in welcher wir das Vaterland der meisten Dramen der Bühne und des Weltlaufs erblicken dürfen.

Vom Wiener Burgtheater fand sich in der Woche vor Ostern in der Person des Herrn La Roche ein geschätzter, aber leider sehr seltener Gast ein. Der Künstler gab in dem kleinen Königstädtischen Theater eine Reihe von Vorstellungen aus dem Gebiete des bürgerlichen Schauspiels, in welchem er noch zu den alten Größen der classischen Theaterschule gehört. Man macht mit diesem Genre keine prahlerischen Effecte, man stolzirt darin nicht in Sammt und Seide einher, man rasselt nicht mit Ketten und klirrt nicht mit blanken Schwertern; daher ist es gekommen, daß La Roche für die Bedeutung seines Talentes keinen entsprechenden deutschen Ruf gefunden hat. Ihm selber, dem liebenswürdigen und einfachen Manne, lag es fern, sein eigener Herold zu sein, Eitelkeitsvisiten zu machen, Zeitungen zu gewinnen, Reclamen zu schmieden und so über Deutschland ein Corps von allzeit bereiten Trompetern zu vertheilen, wie sich ihrer mehrere Künstler erfreuen, welche in den letzten Jahren mit vieler geschäftlichen Beharrlichkeit zu Namen und Geld gekommen sind. Seit seiner Anstellung beim Wiener Burgtheater hat La Roche nur dann auf andern Bühnen gastirt, wenn seitens hoher Kunstfreunde der ausdrückliche Ruf an ihn erging und die gewöhnlichen devoten Anerbietungen, mit denen sich weniger unabhängige Künstler bei Intendanturen beliebt zu machen wissen, passen niemals zu diesem Talent vom ächten Schrot und Korn. Die Presse wird deshalb wohlthun, zu längeren Gastspielen des Meisters auf den großen deutschen Schaubühnen anzuregen. Noch steht La Roche in voller Manneskraft und die jüngere Generation bedarf eben so dringend eines gleich makellosen Vorbildes, wie das Publicum eines correcten Charakterzeichners, der seinen Geschmack von den lächerlichen Wahnbildern der heutigen Bühnen-Caricaturisten reinigt. Die berühmte Künstlerzunft, welche in dem letzten Menschenalter in Wien so hohen Ruhm eingeerndtet hat, jetzt aber bis auf wenige Veteranen der Kunstgarde zusammengeschmolzen ist, wird von der Theatergeschichte der Zukunft als der Nachklang und die Erinnerung der Waimarischen Kunstansichten betrachtet werden müssen. Für die Königstädtische Bühne wurde La Roche's Gastspiel eine ungemeine Anregung und die Künstler dieses Instituts müssen sich stolz fühlen, den Beifall ihres bewährten Collegen in vollem Maße verdient zu haben.

Einen etwas komischen Contrast mit solchen Tagen bilden die Rückfälle in die Berliner Posse, mit welcher dieses Theater, so bereitwillig es bei jeder Gelegenheit höheren Kunstzwecken dient, sein tägliches Brod verdienen muß. Das neueste Product auf diesem Gefilde von märkischer Physiognomie

ist die Bearbeitung eines französischen Vaudeville's von D. Kalisch. Dieser „Otto Bellmann", vor dem seine französischen Väter freilich drei Kreuze schlagen würden, tritt wieder mit dem ganzen Aufwande von witzigen Couplets und anzüglichen Redensarten auf, an welchen der Berliner bekanntlich sein Hauptvergnügen findet. Die Berliner Posse hat überhaupt niemals eine so organische Durchbildung genossen, wie sie der Wiener Posse in der Glanzperiode von Raimund und Nestroy zu Theil geworden ist. Einmal hat es allen unsern Verfassern an eigener Productivität gefehlt, und wir wissen Keinen zu nennen, der nicht stets nach einer französischen Chablone gearbeitet hätte, dann aber stehen diese Herren in dem Irrthum, daß der norddeutsche Volksstamm für alle Anspielungen sentimentaler Art unempfänglich sei; nach diesem Programm pflegen nun unsre Possen gearbeitet zu werden. Da ist nicht die Spur von jenem wahren Humor, der mit einem nassen, einem trocknen Auge der Dinge dieser Welt bespricht, nicht eine Silbe von jener philosophirenden Beschaulichkeit, die sich in allerlei schnurrigen Bemerkungen ergeht, nicht ein leiser Hauch des inneren Gemüthslebens; mit Hohn und Fußtritten werden die Personen auf das Proscenium hinausgestoßen und mit denselben Ehrenbezeugungen entläßt sie der Dichter im Finale des letzten Actes. Die Zuschauer sind durch lange Uebung so sehr an diese Umgangssprache gewöhnt, daß sie einen anders verfahrenden Dichter für einen verlorenen Sohn seines Vaterlandes halten und ihr Complimentirbuch schwer verletzt glauben würden. Der einzige Punkt, in dem Berlin seinem Rivalen Wien überlegen ist, besteht in dem Couplet, und hier besitzt namentlich D. Kalisch eine Schlagfertigkeit des Witzes und eine so einschmeichelnde Leichtigkeit des Ausdrucks, daß die besten französischen Komiker dieser Gattung nichts vor ihm voraus haben. Bedenkt man zudem, was für ein reiches Material Paris einem Coupletdichter darbietet, und wie mühsam dagegen der Berliner die wenigen brauchbaren Brocken zusammensuchen muß, so wird man dem Deutschen Beifall und Anerkennung nicht versagen können. Leider ist die große Zerklüftung unserer Zustände, und der geringe Antheil, den bedeutende und durch die Eisenbahnen einander nahe gerückte Städte an ihren inneren Begebenheiten nehmen, Schuld daran, daß der Witz der Berliner Posse schon einige zwanzig Meilen von der Hauptstadt nicht mehr munden will. Die hier entstandenen Arbeiten erringen deshalb in den Provinzen und angrenzenden Ländern nur Beifall, weil der Mangel an guten komischen Stücken gar zu schmerzlich empfunden wird und die Lachlust des Publicums unter allen Umständen befriedigt werden soll. Mit diesem Geleitbriefe kann „Otto Bellmann" getrost seine Wanderung durch die norddeutschen Gauen antreten, nach demselben Princip ist ihm „die Grille" mit der Visa der deutschen Thränenfistel erfolgreich vorangegangen.

Der Frühjahrs-Quartalwechsel, welcher im gewöhnlichen bürgerlichen Leben die erheblichsten Umgestaltungen hervorzubringen pflegt, hat diesmal wieder auf eine bedauerliche Weise an die Unzulänglichkeit der hiesigen kleinen Wohnungen und an die Härte der Hauswirthe erinnert. Die Zahl der Personen, welche gemeinhin an diesem Termine obdachlos zu werden pflegen, schwankt zwischen hundert und hundert und fünfzig und wir besitzen in einem langen und niedrigen Saale des Arbeitshauses eine Zufluchtstätte, in welcher die Unglücklichen von der Behörde so lange geduldet und beköstigt werden, bis sie irgendwo ein anderweitiges Unterkommen gefunden haben. Der Anblick, den dieses traurige Asyl dem Beobachter darbietet, ist auf das Aeußerste ergreifend und das Mitleid anregend. Zwischen den dreißig oder vierzig schmalen Betten des Saales sitzen auf kahlen Schemeln oder auf ihren zusammengebundenen Habseligkeiten die armen Hausväter und Mütter. Auf dem dürftigen Lager tobt vielleicht das älteste Kind in wüsten Fieberphantasien und eine Menge kleiner Wesen kriecht lallend oder schreiend auf allen Vieren in dem breiten Mittelgange umher. Hier sitzt verstört eine junge Frau, deren Kleidung einst glücklichere Verhältnisse andeutet, dort starrt ein alter tief herabgekommener Mann, auf dessen Antlitz noch die letzteren Spuren feinerer Bildung leuchten, in dumpfer Verzweiflung den Fußboden an; so sieht die traurige Galerie des unverschuldeten Elends, und, von der andern Seite aus betrachtet, die Beispielsammlung der Ungastlichkeit und rücksichtslosen Geldgier aus. Wenn wir uns nach den Gegenmitteln wider diese Calamität umsehen, so dürfte das Wichtigste eine Vermehrung der kleinsten, aber gesunden und wohleingerichteten Wohnungen sein. Von der Privatindustrie steht hier nichts zu erwarten, denn der begüterte einzelne Bauherr will den Ertrag seiner Anlage in möglichst großen Posten und mit so wenig Umständen als möglich eincassieren, nur Vereine nach dem Muster der trefflichen gemeinnützigen Baugesellschaft vermögen einen nachhaltigen Einfluß auszuüben. Ein neues großartiges Project wird, wenn es auch nicht grade auf diesen Umstand hinzielt, unfehlbar doch eine Menge kleinerer Wohnungen von ihren bisherigen Inhabern befreien, und für die ärmste Volksclasse disponibel machen. Das weite, hoch und gesund gelegene Terrain um Wolanks Weinberg ist nämlich von der Waaren-Credit-Gesellschaft zu einem verhältnißmäßig sehr billigen Preise erworben worden, und soll in einen neuen Stadttheil verwandelt werden. Die genannte Actiengesellschaft beabsichtigt aber keineswegs, ein Arbeitviertel im niederländischen Geschmack zu gründen; sie gedenkt vielmehr die Baustellen, einzeln oder im Complexe, nach einem bestimmten Satze zu verkaufen, oder aber nach einem soliden Maaßstabe selbst zu bauen und die kleinste Sorte der Häuser mit Gasapparat und Wasserleitung zu dem festen Preise von etwa zweitausend Thalern abzulassen. Wie richtig dieser Calcul angelegt ist, und welch eine freundliche Erweiterung der Residenz wir hier zu erwarten haben, geht daraus hervor, daß bereits eine Anzahl Baustellen, zu deren jeder ein kleiner Gartenraum hinter dem Hause gehört zur Anlegung von bescheidenen Landhäusern angekauft worden sind. Es versteht sich von selbst, daß dem neuen künftigen Viertel nicht drei geräumige Plätze für Kirche, Schulhaus und Markthalle fehlen.

Werfen wir von diesen trockenen Nothwendigkeiten noch einen flüchtigen Seitenblick auf die Leute, deren wichtigste Sorge der Wechsel ihrer Vergnügungen ist, so entdecken wir mit Beruhigung, daß sie sich nicht über Vernachlässigung zu beklagen haben. Sommerwohnungen jedes Calibers werden ausgeboten, die Bäder empfehlen sich zu Dutzenden in den Zeitungen, die Eisenbahnen sinnen auf den

Sommerfahrplan und die Theater beginnen im Stillen ihre Sommerbühnen zu renoviren. In der freien Natur toben freilich noch Stürme und Regenschauer und der Gesundheitszustand der Stadt ist so schlecht, daß selbst die ältesten Aerzte sich keines ähnlichen erinnern; wir müssen uns deshalb entschließen die Beschreibung dieser Herrlichkeiten bis auf das Heft des Wonnemonats zu ersparen, welches hoffentlich auf das Reichlichste mit Illustrationen von Blüthen und Blättern versehen sein wird.

Hamburg, im April.

Wanderungen außerhalb und innerhalb der Stadt. — Bedenklicher moralischer Zustand. — Selbstmord. — Eine Prophetin. — Unzufriedenheit in der kaufmännischen Welt.

Allem Anscheine nach wird die nächste Umgebung unsrer Stadt im Laufe dieses Jahres großen Umgestaltungen entgegen gehen. Der letzte Rath- und Bürger-Convent Ende vorigen Monats — einer der wichtigsten in den letztvergangenen Jahren — hat einer Anzahl Senatsanträgen seine Genehmigung ertheilt, die von größter Wichtigkeit sind für unser freibürgerliches Gemeinwesen. Die innere Stadt wird durch dieselbe um ein neues Thor reicher, das am Pilatuspool, im Nord-Westen, die volkreiche Vorstadt St. Pauli nebst Altona und dem angrenzenden Eimsbüttel auf dem kürzesten Wege mit dem belebtesten Kerne der innern Stadt verbindet. Gleichzeitig mit dieser Thoranlage, die man hoffentlich bald in Angriff nehmen wird, ist die Expropriation des Heiligengeist-Feldes, einer bisher als Viehtrift benutzten Feldfläche, in der nämlichen Bürgerschaftssitzung beschlossen worden. Es kann nicht fehlen, daß diese frei und hoch gelegene Feldmark, von Altona, dem Elbstrome und der innern Stadt ungefähr gleich weit entfernt, sofort von Bauspeculanten benutzt werden wird. Wir sehen daher, was sehr wünschenswerth und der eigentliche Zweck der Senatsproposition ist, der Entstehung eines ganz neuen Stadttheiles entgegen. Ferner erhalten wir in Folge weiterer Beschlüsse genannten Conventes ein Seemannshaus, das sich unmittelbar vor dem Hafenthore auf dem freien Vorsprunge des Hornwerkes erheben wird. Unsere Seeleute, die oft genug ihr Leben in die Schanze schlagen müssen, und von denen nicht Jeder so glücklich ist, sich ein Vermögen zu erwerben, um im Alter davon sorgenfrei leben zu können, verdienen ein Asyl, das mit den Bequemlichkeiten stiller Zurückgezogenheit die Annehmlichkeiten eines Ausblickes auf den belebten Strom, mit dem ja ihr ganzes Sein verwachsen ist, verbindet. Zwei große Plätze der Stadt werden bis jetzt noch von ein paar geschmacklosen Hauptwachen verunstaltet, die hauptsächlich als Arrestlocale dienen und als solche leider sehr unentbehrlich sind. Auch diese unschönen Gebäude werden fallen, indem ein neues Gefangenhaus auf den „Hütten", einer langen Straße im Nord-Westen der Stadt, gebaut werden soll. Ob diese Straße gerade der geeignetste Ort ist, um darauf ein solches Gebäude, das beinahe eine Viertelstunde vom Stadthause entfernt liegt, zu errichten, wird von Vielen, und zwar wie mich dünkt, mit Recht bestritten. Der Großneumarkt und der Gänsemarkt gewinnen aber unstreitig durch den Abbruch dieser verunstaltenden Hauptwachen, und werden dann erst den Charakter und die Bedeutung wirklicher Marktplätze erhalten. Kommen noch, was wir hoffen wollen, die Unterhandlungen wegen Erbauung einer Eisenbahn zwischen Harburg und Curhaven mit ihren Abzweigungen nach Bremen und Bremerhaven glücklich zu Stande, so kann die Ueberbrückung der Elbe zwischen hier und Harburg über die Insel Wilhelmsburg ebenfalls nicht lange auf sich warten lassen. Solche großartige Umgestaltungen aber sind wohl geeignet, Hamburg als Welthandelsplatz eine neue Bedeutung zu geben und es unter die Zahl der einflußreichsten Städte auf dem ganzen europäischen Continent emporzuheben.

In Republiken, wo der Bürger ein größeres Selbstgefühl besitzt als in monarchischen Staaten, ist es Selbstfolge, daß Regierungshandlungen, wenn sie in weiteren Kreisen Bedenken erregen, einer scharfen Kritik unterworfen werden. Unsre Local-Tagespresse, die mir in vielen Dingen nicht gefällt, weil es mir scheinen will, als befasse sie sich häufig mit Unnützem oder Nichtigem, leistet in solchen Kritiken bisweilen sehr Beachtenswerthes. An Stoff fehlt es natürlich nicht, wenn man nur suchen will. Einen oft wiederkehrenden Stein des Anstoßes bilden namentlich die großen Ausgaben für allerhand ausgeführte Neubauten, deren Zweckmäßigkeit von mancher competenten Seite bestritten wird. Ganz besonderen Anstoß erregten die Grasbrookanlagen, von denen hier nicht weiter die Rede sein kann, sowie die Wasserbau-Angelegenheiten überhaupt. Es entspann sich über das, was hier geschehen war, über die Benutzung der entworfenen und eingereichten Pläne 2c. ein heftiger Streit theils in der hiesigen theils in der auswärtigen Presse. Von ätzender Schärfe waren vor Allen die Artikel eines Mannes, welcher als Hydrotechniker hochgeachtet dasteht und dessen Leitung unser Wasserbau von Staatswegen seit mehr als zwanzig Jahren anvertraut ist. Das schroffe Auftreten dieses Mannes, des Wasserbau-Directors Herrn Hübbe hat nun die Folge gehabt, daß derselbe in diesen Tagen als peinlich Angeklagter vor den Schranken des Niedergerichtes erscheinen mußte. Suspension vom Amte wurde ihm bereits vor einigen Monaten angekündigt. Die Anklage des Fiscals lautete auf Opposition gegen den Senat und Ueberschreitung seiner amtlichen Befugnisse, der Strafantrag auf Amtsentsetzung, Verlust seines Titels und seines Gehaltes, und Verurtheilung in sämmtliche Kosten des Processes. Man ist allgemein begierig auf den ferneren Verlauf des Processes und auf das Urtheil, welches nach stattgehabter Vertheidigung das Niedergericht über diesen um unser Gemeinwesen so viel verdienten Mann fällen wird.

Seit längerer Zeit schon flößt der moralische Zustand unserer Stadt Manchem Besorgnisse ernster Art ein, und allerdings sind, namentlich neuerdings, Symptome bemerkt worden, welche das Vorhandensein von allerhand Krankheitsstoffen verrathen. Dennoch wäre es voreilig, krankhafte Auswüchse für ein Erkranken des ganzen Organismus zu halten. Wir leben in anders gearteten Zeiten und diese sind auch an unserm Staat und unsrer Stadt nicht spurlos vorübergegangen. Sonst kannte man höchstens kecke Schwindler, die man ihrer in Erstaunen setzenden Keckheit wegen nicht sehr hart

beurtheilte, jetzt gesellen sich dem Schwindel alle Arten von Betrug bei, und wir sind hier an ergriffenen und noch gesuchten Dieben so reich wie irgend ein anderes Land. Verbrechen gegen das Eigenthum kommen jetzt ungleich häufiger vor als in früheren Jahren, und daß wir leider auch an Individuen keinen Mangel leiden, welche das Leben ihrer Nebenmenschen nicht hoch in Anschlag bringen, davon ist, glaube ich, schon die Rede in diesen Blättern gewesen. Merkwürdig häufig zeigt sich der Selbstmord. Man könnte glauben, die Masse sei von einer Art Epidemie ergriffen worden, so oft und bisweilen aus unbedeutenden Veranlassungen legt Einer Hand an sich selbst. Dort erhängt sich ein Ehemann, weil die Frau nicht immer gleicher Ansicht ist; hier schneidet sich ein Anderer in der Wohnung eines Freundes mit dessen Barbiermesser ganz resolut die Kehle ab, weil ihm das Geld ausgegangen. Ein Dritter erschießt, ein Vierter ertränkt sich. Vor wenigen Tagen erst vergiftete sich ein junges sehr hübsches Mädchen auf den Treppenstufen des allgemeinen Krankenhauses, und zwar so glücklich, daß sie auf der Stelle entseelt zu Boden sank. Ein Brief, den man bei ihr fand, und welcher an ihren im Krankenhause befindlichen Geliebten gerichtet war, sagte aus, daß sie freiwillig aus dem Leben scheide, weil einer ehelichen Verbindung unübersteigliche Hindernisse sich entgegenthürmten. Ist dies nun Gleichgültigkeit gegen das Leben überhaupt, oder Ekel an der Welt, oder endlich Mangel an aller Religiosität? Auch an Unglücksfällen anderer Art sind die letzten Wochen fast überreich gewesen. Ein Mädchen von ungefähr zehn Jahren hatte das Unglück, sich die Kleider an einem Feuerfasse zu entzünden, ward sofort von Flammen umlodert und verbrannte dergestalt, daß sie nach mehrtägigen schrecklichen Leiden verstarb. Schlimmes Unheil richtete ein toller Hund an, der außerhalb des Dammthores eine Menge Menschen biß, namentlich aber ein zur Schule gehendes Mädchen so furchtbar zurichtete, daß man für das Leben der Armen ernstlich besorgt ist. Endlich machte eine angebliche Vergiftungsgeschichte, die ebenfalls ein paar Personen bereits das Leben gekostet und mehrere dem Hospital überliefert hat, viel von sich sprechen. Es soll sich indeß herausgestellt haben, daß nicht metallisches Gift die Ursache der stattgefundenen Erkrankungen und respective Todesfälle war, sondern der Genuß in Fäulniß übergegangener Lebensmittel und das Einathmen verdorbener Luft. Wie dies möglich sein kann, ist freilich schwer zu begreifen, wird aber doch einigermaßen erklärlich, wenn man erfährt, daß diese argen Fatalitaten sich in einem Logirhause zutrugen, wo eine Anzahl jüdisch-polnischer Auswanderer eng zusammengeschichtet eine Zeit lang gehaust haben sollen.

Vor dem Untergange der Welt, der im Juni dieses Jahres uns bevorstehen soll, sind doch Einzelne — man möchte es kaum für möglich halten — wirklich bange geworden. Es ließen sich davon erbauliche Geschichtchen erzählen. Im Allgemeinen lacht man freilich hier, wie anderwärts darüber, es kann aber doch immer für einen Beweis von der Schwäche eines Menschen als solchen gelten, wenn eine bloße Prophezeihung, die auf den allerunhaltbarsten Voraussetzungen beruht, Diesen und Jenen zittern zu machen vermag. Vielleicht hängt mit dieser Furcht vor dem Weltuntergange das fabelhafte Glück zusammen, das vor Kurzem eine sogenannte Hellseherin hier machte, die sich Marquise de Milan nannte. Es ist uns bis jetzt noch nicht gelungen, in dieser mysteriösen Geschichte hell zu sehen. Die wunderliche Prophetin, welcher die Polizei schließlich den Laufpaß gab, muß doch viele Gläubige gefunden haben, sonst hätte in manchen Organen unserer Tagespresse unmöglich so viel von ihr die Rede sein können. Stritt man sich doch zuletzt darüber, ob besagte Marquise wirklich ausgewiesen worden sei oder nicht. Es sieht ganz so aus, als wäre man noch nicht einig über diesen Punkt; inzwischen steht doch so viel fest, daß die Hellseherin nicht mehr ihr Licht heimlich vor Wißbegierigen und Leichtgläubigen leuchten lassen darf.

Die kaufmännische Welt ist, so viel man hören kann, mit dem bisherigen Geschäftsgange nicht recht zufrieden. Trotz der neuen Banken, die in sofern wohlthätig wirkten, als sie die alte Bank zwangen, zweckmäßige Neuerungen einzuführen, will der Geldmangel sich noch immer nicht verlieren. Der Disconto, eine Zeitlang auf $3\frac{1}{2}$ % bis 3 % heruntergegangen, stieg neuerdings wieder auf 7 bis 8 %, und doch war selbst für diesen Preis nicht immer Geld aufzutreiben. Ob diese Geldnoth, die so merkwürdig lange anhält, bloß die Folge des ungeheuren Silberabflusses nach Asien ist, über welchen im vergangenen Jahre so laut Klage geführt ward, oder ob hier auch noch andere nicht ermittelte Umstände obwalten, darüber sind selbst Solche nicht einig, denen ein Endurtheil in allen Geldfragen zugestanden werden muß. Diese Noth um's Geld drückt natürlich auf die Unternehmungslust, weshalb auch diese im Allgemeinen nicht bedeutend genannt werden kann. Auch unsere Schifffahrt ist bis jetzt nicht so lebhaft, wie man es um diese Zeit gewohnt ist. Der Schiffsverkehr blieb bedeutend zurück hinter jenem des vorigen Jahres um diese Zeit. Von Anfang Januar bis Ende März sind hundert und einige sechszig Seeschiffe weniger in unsern Hafen eingelaufen als in dem ersten Vierteljahre 1856. Dies ist indeß keineswegs maßgebend für die Lebendigkeit der Schifffahrt im Allgemeinen. Die nächsten drei Monate können in dieser Beziehung den bisherigen Ausfall sehr leicht decken. Dafür sprechen schon jetzt alle Anzeichen. Allein die Auswanderung, welche in diesem Jahre wieder sehr lebhaft zu werden verspricht, hat in den ersten beiden Tagen dieses Monats mehrere Packetschiffe in Bewegung gesetzt. Die Zahl der Eingeschifften stieg auf nahezu zweitausend Anfang April, während im März zusammen noch nicht ganz vierzehnhundert Personen befördert worden sind.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

(Illustrationen aus dem xylographischen Atelier von Allgaier und Siegle in Stuttgart.)

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 9. Juni 1857.



Erste Abtheilung.

Der unbekannte Engel.

Erzählung

von August Becker.

In den Schluchten des Wasgau zwischen der Queich und der Lauter, dorten gegen das Elsaß hin, liegen viele kleine ärmliche Dörflein und ein solches auch in einem tiefen Felsenkessel, aus welchem nur ein einziger Ausweg führt, der sich nach Südosten öffnet. In diesem kleinen Dörflein steht noch aus den Zeiten vor der großen französischen Revolution ein kleines Schlößchen, in welchem ehemals ein Beamter wohnte, und in diesem Schlößchen, das lange Zeit leer stand, wohnte vor etwa noch fünfzehn Jahren ein Frauenzimmer, das einst hierhergekommen war, kein Mensch wußte woher und wer sie war. Eine junge Wittwe aus dem Dörfchen gebürtig hauste in den untern Zimmern des Schlößchens und sorgte gegen guten Lohn für die Bedürfnisse des unbekannten Frauenzimmers, war auch so ziemlich die einzige, welche mit ihr einigen Umgang hatte. Aber auch ihr blieb sowohl der Stand und die Herkunft, als die Ursachen des Einsiedlerlebens der jungen Dame ein Geheimniß, und diese konnte ihr Incognito auch vollkommen bewahren, ohne von zudringlicher Neugierde oder unziemlicher Nachrede belästigt zu werden. Denn von den Klatschereien und Fraubasereien, welche ein solcher Fall, wie der einer unbekannten Dame, Prinzessin oder Gott weiß was, in einer Stadt, einem Städtchen oder auch nur einem Flecken erregt haben würde, wußten die einfachen, armen Gebirgsleute nichts; sie begnügten sich mit der Thatsache, daß in dem seither leeren Schlößchen eine junge Unbekannte wohne, die, wenn sie einmal einen kleinen Spaziergang über die Wiesen oder das Dorf machte, zwar recht bleich und kummervoll, aber doch wie ein wahrer Engel aussah und auf freundlichen Gruß freundlich dankte, besonders mit den Kindern freundlich war, sonst aber ganz still und ohne Jemanden anzureden dahinging.

Die junge im Hause wohnende Wittwe sprach stets nur mit einer Ehrfurcht von der Unbekannten, die an Verehrung grenzte und ließ hie und da etwas von der Beschäftigung derselben fallen. Sie lese und schreibe viel, aber nähe und stricke noch mehr und hie und da setze sie sich an das Clavier, das sie sich habe bringen lassen, und spiele so schöne Melodieen, daß Jedermann, der es höre, vor Rührung weinen müsse. Das konnten denn auch die Dorfbewohner bestätigen, denn gar oft hörten sie bei ihrer Arbeit im Thale oder beim Holzmachen im Walde solche Melodieen vom Schlößchen herüberklingen.

Seit dem Einzug der Fremden war ein halbes Jahr vergangen, der Herbst kam und die-

selbe ging immer noch in den bunten Wäldern spazieren, — aber als es zu schneien begann, sah man sie nicht mehr. Da war es aber auch überhaupt so still und öde in dem abgelegenen Thalkessel dorten, — da hörte man nichts von den Schlittenfahrten und dem winterlichen Leben der Städte und Flecken draußen in der Welt; nicht einmal von den Kunkelstuben, welche draußen in der Pfalz die langen Winterabende durch Gesang und Scherz beleben, wußte man in dem armen Dörflein etwas. Jedermann saß still zu Hause in der eingeschneiten Hütte, die Mutter etwa am Spinnrocken, wenn Hanf im Hause war, der Vater an einem Korbe, an Besen oder sonstigen Dingen, welche zu verfertigen ihm der lange Winter Muße genug gab und wobei er vielleicht, wenn's ihm wohl zu Muthe war, mit seinen Kindern ein uraltes Weihnachtslied sang, das er von seinem Großvater gelernt haben mochte.

Aber was that denn jetzt die junge Dame im Schlosse? höre ich manchen meiner Leser ungeduldig fragen, und ich will auch nicht länger zögern, ihm das zu sagen und überhaupt ihn näher bekannt mit derselben werden zu lassen. Dort sitzt sie auf dem strohgeflochtenen Stuhle hinter den weißen Fenstervorhängen und näht — Hemden, wie es scheint, für Kinder von verschiedener Größe. Im Zimmer ist es so recht heimlich, — einfach, sauber und entsprechend sind alle Möbeln. — Da ein Clavier aus der guten alten Zeit, kein donnernder feinpolirter salonfähiger Flügel, — dort ein altfränkischer Schrank, welcher sich im Schlößchen beim Einzuge noch vorfand, — ein Büchergestell, aus welchem uns die Titel einiger bekannten Familienwerke entgegenlachen, nämlich eine kleine Handbibel, das Gesangbuch der unirten Kirche der Pfalz und daneben noch die Schriften von Pestalozzi, einige deutsche Classiker, die Romane von Walter Scott und schöne Ausgaben der Lieder von Paul Gerhardt, Johannes Falk und Schmidt von Lübeck.

Die junge Dame selbst war noch nicht oder doch kaum fünf und zwanzig Jahr alt. Sie war auch schön, — zwar etwas bleich und aus ihren Zügen ließ sich deutlich ein rechtes Herzeleid herauslesen, — aber ihr Antlitz möchte noch mehr durch den wahrhaft himmlisch-milden Ernst angesprochen haben, als durch die Regelmäßigkeit der Züge. Dort saß sie nun auf ihrem Stuhle und nähte fleißig zu, — hie und da blickte sie zum Fenster hinaus auf die überschneiten Hütten im Thale oder in das Schneegestöber, das der Wind wider die Scheiben trieb, — öfters aber nach einer schwarz eingerahmten Lithographie, das Brustbild eines ehrwürdig aussehenden, ältlichen Mannes. Verglich man die Züge der jungen Dame mit denen des Porträts, so konnte man einige Verwandtschaft herausfinden, — und dem war auch so: es war das Bildniß ihres todten Vaters. Dem gegenüber hing noch ein anderes Bild, ungefähr in der nämlichen Größe, — aber es war mit einem schwarzen Flor, einem Schleier, der bis beinahe auf den Zimmerboden reichte, verhangen. Die Bewohnerin des Zimmers selbst saß in einem schwarzen Merinokleide dorten, — sie trug Trauer, das sah man. Wessen Bild mag der schwarze Schleier verdecken?

Die junge Dame nähte ruhig fort, — man hätte meinen können, sie denke an gar nichts, als an ihre Arbeit. Aber sie dachte wohl noch an manches andere, gewiß auch an vergangene schöne Zeiten. In ihren Augen mochten schon viele Thränen gestanden sein, drum konnte sie sich um jene, die eben wieder hervorquoll, nicht viel kümmern, so daß sie nicht der Mühe werth fand sie zu trocknen. Nach und nach aber kamen mehr, und sie langte schon zum Tuche und preßte es wider die Augen.

Da pochte es draußen an der Thüre leise an. Sie erkannte an der Art des Klopfens ihre Hausgenossin, die junge Wittwe.

„Herein!“ rief sie schnell, ihr Antlitz so viel als möglich von den Spuren der Thränen reinigend.

Die Frau trat ein und sagte, es wäre ein armer Mann, der Holzhauer Friederle aus dem Dorfe da, der einen Christbaum aus dem Walde mitgenommen hätte, um ihn hier anzubieten.

„Er möge selbst hereinkommen!“ sagte unsre junge Unbekannte nach einigem Besinnen, und bald darauf trat der alte Friederle ein in selbstgeschnitzten Holzschuhen, mit der alten fuchspelzigen Mütze in der einen Hand, in der andern den schönen Tannengipfel tragend. Der alte Bauer war in großer Verlegenheit, das sah man ihm an, als er sich in dem reinlichen, ihm gar prächtig dünkenden Zimmer sah. Kaum vermochte er seinen „guten Tag“ hervorzustammeln.

„Guten Tag, lieber Mann!“ antwortete das Frauenzimmer gar freundlich. „Ihr wollt mir einen Christbaum bringen? Das freut mich aber recht!“

„Ja,“ fand sich der alte Mann jetzt ermuthigt zu sagen, „es ist ein so schöner Tannengipfel, und — und wie ich noch aus meinen jungen Tagen weiß, wo hier im Schlößchen Herrenleute wohnten, haben sie sich damals auch jedesmal einen „Boßbaum“ *) aus dem Walde bringen lassen, um ihn in der heiligen Nacht herauszuputzen und allerhand schöne Sachen daran zu hängen! Da hab' ich halt gedacht, Ihr werdet Euch auch an einem Boß-

*) Boßbaum heißt noch jetzt in manchen Gegenden der Christbaum.

baume erfreuen wollen, und so bracht ich Euch halt diesen da!"

„Dafür bin ich Euch recht von Herzen dankbar, daß Ihr an mich gedacht habt. Aber sagt einmal, Großvater, Ihr habt doch auch auf Weihnachten ein Christbäumchen zu Hause?"

„O nein!" sagte der Alte den Kopf schüttelnd.

„Ihr habt wohl keine kleinen Kinder mehr?"

„Meine eignen Kinder sind Gottlob alle groß und haben selbst schon wieder Kinder!"

„Dann habt Ihr doch ein Christbäumchen für Eure Enkel?"

„O, was sollte das bei so armen Leuten, wie wir in unserm Dorfe!"

„Wie? So kennt man den schönsten aller Gebräuche hier nicht?"

„Nein! Was wär's auch, wenn wir so einen Tannengipfel in unsre Stube brächten, da wir keine Lichtlein, keine Nüsse und vergoldete Aepfel haben, und von all' dem theuren, schönen Zeug nichts, das man draußen in der Pfalz daranhängt. Das Alles kostet Geld, viel Geld, — und das haben wir hier nicht und sind froh, wenn wir nicht verhungern den Winter über!"

Die junge Dame stand überrascht da, denn sie mochte noch nicht gewußt haben, daß wirklich solche Armuth in der Welt sei.

„Also kommt am Ende das Christkindlein mit seinen Bescheerungen in dieses Thal nicht?" fragte sie in recht bedauerndem, mitleidigem Tone.

„Wahrlich nicht! Das kommt nur zu den reichen Leuten draußen in der Pfalz!" antwortete der alte Friederle. „Wir sind von ihm ganz vergessen, — und als ich voriges Jahr auf dem Lande draußen war, sagten die armen Leute dorten, daß es auch nicht zu ihnen komme, sondern nur zu den reichen. Und doch sagt der Herr Pfarrer von Schwanheim, daß das Christkindlein selber ganz arm auf die Welt gekommen sei und wieder eben für die Armen! Man lernt's auch so in der Schule und früher war's einmal so! Das ist aber schon lange anders geworden!"

„Also war das Christkindlein doch einmal in diesem Thale?" fragte die junge Dame mitleidig nach dem alten Manne blickend.

„Ja, ja! Ganz alte Leute sagen und die Kinder erzählen's ihnen nach, daß vor Alters immer in der Adventzeit sich ein unbekannter Engel, den die Leute nur den Weihnachtsengel nannten, habe sehen lassen. Der brachte den braven Kindern allerhand schöne Sachen, den bösen aber eine Ruthe, — sah nach, ob die Weiber und Mädeln fleißig spännen und die Haushaltung in Ordnung hielten, aber auch ob sie die heiligen zwölf Nächte beobachteten, da in denselben weder gesponnen noch gespult werden dürfte, wenn das Garn gut bleiben sollte."

„Und seit wann hat das wohl aufgehört?" fragte die Dame, welche Interesse an dem Gespräche gefunden zu haben schien. — Der Alte kratzte sich hinter den Ohren, als besänne er sich, — dann meinte er:

„Die alte Marbärbel, die vor zehn Jahren starb, sagte öfters aus, der Engel sei nicht mehr gekommen, seit dem Jahre, wo wir mit denen im Gossesweilerer Thal wieder katholisch wurden, da die französischen Dragoner mit ihren Säbeln hinter uns standen und die Weinfässer vor uns, die wir für unsern Uebertritt austrinken durften. Seht, das mögen ungefähr so hundertfünfzig Jahre her sein!"

„Das wäre seit den Reunionskriegen Ludwig's XIV.!" sagte die Bewohnerin des Zimmers für sich, und fragte dann den Alten weiter: „Und warum kam wohl der gute Engel nicht mehr?"

„Das weiß der liebe Gott! Er war einmal von uns gewichen und kam nicht mehr. Was sollte er auch bei den armen Westricher Bauern, — denn seitdem verarmten die kleinen Dörfer im Gebirg schnell und immer mehr. In unserm Dörflein ist es Gottlob seit einigen Jahren wieder besser geworden, — den Leuten macht das Arbeiten wieder Freude, — und da, denke ich, kommt auch vielleicht der gute Engel wieder einmal!"

„Verharret bei dieser Hoffnung, guter Mann, und Gott möge sie erfüllen!" sagte die junge Dame, indem sie dem Alten zu gleicher Zeit ein Silberstück in die Hand drückte, das dieser nach einiger Weigerung in dankbarer Freude annahm, um dann zu gehen. —

Sie war wieder allein in dem kleinen Zimmer und blieb in tiefen Gedanken vor dem grünen Tannengipfel stehen. Sie dachte an die Armuth der Thalbewohner und an den unbekannten Engel, von welchem nur noch eine halbverschollene Sage redete, — sie dachte auch an die Hoffnung des greisen Holzhauers, daß der gute Weihnachtsengel wieder kommen würde, und sie nickte mehrmals, wie bejahend, das Haupt. Leise, mit gefalteten Händen, fragte sie sich selbst:

„Hat es Gott so gewollt, um dieser armen Leute willen?"

Sie schaute den grünen Tannenzweig an, sie schaute ihn lange an, auch dann noch, als sie wieder auf den Stuhl zurückgesunken war. Ihr bleiches Haupt stützte sich auf die Hand und so saß und träumte sie; draußen stob der Schnee in lichten Flocken wirr und wild vor dem Fenster herum und deckte das winzige Dörflein immer tiefer in das weiße Leichentuch; nur schwarzer Rauch stieg aus den überschneiten Dächern der Hütten und wirbelte an den grauen Felsen empor, nur ein schwarzer Rabe

flog mit seinem krächzenden Rufe quer über das kleine, abgelegene Thal, — sonst war Alles weiß und bleich, öde und unbeweglich in der Natur. Desto lebendiger, grüner und abwechselnder waren die Bilder und Erinnerungen, welche dorten vor den Augen der bleichen Unbekannten das stille Zimmer durchzogen und es zu einer wunderbar schönen Frühlingswelt voll Lieb' und Sonnenschein machten.

Der grüne Tannengipfel war zum schönen, großen, mächtig rauschenden Wald geworden, hinter welchem in goldenem Sonnenschein, wie die glückliche Jugendzeit hinter den Erfahrungen des Lebens, eine weite, lachende Aue lag. Aus den wogenden Kornfeldern, blühenden Weinbergen und hohen Obstwäldern schauten zwei Kirchthürme eines jener großen, reichen, stadtähnlichen Dörfer, wie sie in der Vorderpfalz so häufig sind. Dorten neben dem einen jener Kirchthürme, stand ein freundliches Haus zwischen prangenden Gärten und ein ehrwürdiger Mann, der Pfarrer des Ortes, schaute durch die Fenster in den Garten, wo zwei Kinder in fröhlichem, heiterem Spiele sich belustigten. Er lächelte mild und in ernster Heiterkeit vor sich hin, als ob er von einer seligen Zukunft der beiden Kinder träume, — denn das lebhafte Mädchen mit den losen, blonden Locken war sein einziges Kind, und der kecke, frische Junge, mit dem Krauskopfe, war der hinterlassene Sohn eines todten Freundes, der im Pfarrhause ein zweites Vaterhaus gefunden hatte. Wie waren die Kinder so glücklich in der Einfalt und Unschuld ihrer gegenseitigen Zuneigung! Kein Wölkchen trübte den ewig blauen Himmel der Kindheit, als hie und da die Erinnerung an die todten Eltern des verwaisten Wilhelm, und an die ebenfalls verstorbene Mutter der kleinen Bertha, wenn sie etwa an einem schönen Sommerabende mit dem Vater nach dem Kirchhofe wandelten und ihrer Eltern Grab begossen, damit die Blumen darauf nicht verdorrten. Aber es kam eine andere Zeit, wo die zur Jungfrau herangewachsene Bertha allein dort unter den Bäumen des Pfarrgartens wandelte und an den geschiedenen Wilhelm dachte, der nun als Student in der fernen Stadt weilte und nur hie und da ein Brieslein schickte nach dem trauten Pfarrhause in der Heimath. Wie freute sie sich da auf die Ferien, und wenn er kam, wie war sie schüchtern geworden in seiner Gegenwart! Wie war er selbst befangen, wenn sie nun wieder im Garten wandelten, von den freudig strahlenden Augen des Pfarrers verfolgt! Und dann, dorten in der grünen Laube, wo er sie zum Erstenmale wieder an der Hand nahm, „meine liebe Bertha" nannte und ihr fast in Thränen in die Augen blickte! O da schneiten alle Wonnen und Seligkeiten junger Liebe in das Herz des Mädchens, da schüttelten all' die blühenden Bäume des Lenzes ihre Wipfel, daß tausend Blüthenflocken hernieder fielen in das selige Bewußtsein ihres Glückes. —

Horch! der Wind rüttelte am Fenster, die junge Dame dorten in dem stillen Zimmer des Schlößchens hinten im tiefen Gebirg, schreckte auf, — draußen fielen noch immer weiße Blüthenflocken herab, als schüttelten sich die Bäume im Maien. Aber es waren nur die Schneeblüthen des Winters, die kalten eisigen Flocken, die das armselige Dörflein bedeckten. Alles, Sommerlust und Liebeswonne, war dahingeschwunden und nur das Zimmerlein geblieben mit dem Porträt des todten Vaters und dem andern schwarzumflorten Bilde, das gegenüber hing; — von der ganzen, schönen, grünen Welt war nichts mehr übrig, als der einzige Tannengipfel, den der greise Friederle gebracht hatte. In dem Auge, das soeben noch erinnerungsselig gelacht hatte, waren Thränen aufgetaucht; wieder stützte das bleiche Antlitz müde auf der weißen Hand und wieder schaute es lange und wehmüthig nach dem grünen Tannengipfel in der Stube, durch welche neue Erinnerungen schwebten. — —

Die Flocken fielen wie heute nieder, — Bertha stand mit ihrem Vater in der Stube des Pfarrhauses, unbekümmert um Schnee und Wind draußen, oder doch nur insofern, als sie öfters gegen einander äußerten: „Wilhelm hat schlechtes Wetter zum Reisen! Machen wir, daß der Christbaum fertig ist, ehe er kommt!" Mit freudestrahlendem Gesicht und hochklopfendem Herzen stand und flog die Tochter des Hauses herum, hier noch etwas recht Schönes anzubinden, dorten noch etwas herbeizuholen, das an den Baum sollte. Der Christbaum wurde für Wilhelm ganz allein geschmückt. Sie hatte nicht einmal mehr Zeit, an die Freuden früherer Weihnachtsabende zu denken, so sehr war ihr Herz ganz allein von dem Gedanken an die Freuden des Kommenden erfüllt. Sie meinte, so sehr hätte sie die Wonne der Weihnachtszeit nie empfunden, wie heute. Und doch war das Weihnachtsfest jedesmal im höchsten Jubel dorten im Pfarrhause gefeiert worden. Denn nicht allein der Christbaum wurde alljährlich in dem schönsten Glanze hergerichtet, sondern Christkindel und Pelzenickel, welche dereinst Bertha und Wilhelm in ihrer frühesten Kindheit so sehr erschreckten, wurden später oft selbst von diesen gespielt, wobei sie den kleinen Nachbarskindern viele schöne Sachen bescheerten, so daß in den Nächten vor den Weihnachtsfeiertagen jedesmal lauter Jubel in der Kinderwelt der armen Familien herrschte, welche um das Pfarrhaus herum wohnten. Dieses altherkömmliche Weihnachtsspiel wurde im Pfarrhause noch fortgesetzt, als Wilhelm bereits von der Universität kommen mußte, um als Pelzenickel sein liebes Christkindel in der Hei-

nacht durch die Winternacht hin in die Nachbarshäuser zu geleiten. Auch für dieses Jahr hofften sowohl die Nachbarskinder als Bertha selbst, das Christkindel und der Pelzenickel werden wieder umgehen, aber sie hofften bis heute vergebens, da Wilhelm, der in einer fernen Stadt als Pfarrvikar lebte, erst am heiligen Weihnachtsabende selbst im Pfarrhause anlangen wollte. — Jetzt war der Weihnachtsbaum fertig, Alles was man daran haben wollte, war angebunden, und noch immer fuhr kein Wagen vor, der Wilhelm brachte. Bertha stand ungeduldig am Fenster und sah in die Nacht hinaus; der Sturm brauste, aber kein Rollen eines Wagens ließ sich vernehmen. Wenn sich in der Ferne ein sich bewegendes Licht zeigte, so griff das Mädchen jedesmal nach der Kerze, um schnell die Lichtlein des Bäumchens anzuzünden, damit es in voller Pracht, in leuchtendem Glanze dastände, — denn sie meinte, nun komme die Chaise angefahren; aber eben so oft als sie nach der Kerze griff, eben so oft stellte sie wieder dieselbe auf den Tisch, traurig und mit pochendem Herzen nochmals zum Fenster tretend. Denn das Kutschenlicht, das sie in der Ferne zu sehen glaubte, war entweder die Laterne eines von der Stadt heimkehrenden Bauers oder ein schweifendes Irrlicht, das ihr liebendes Herz täuschte. Sie ging einigemal hinunter bis an's Hofthor, weil sie ein Klopfen zu hören gemeint hatte, — Wilhelm konnte ja auch zu Fuß kommen, — aber sie kehrte auch jedesmal getäuscht zurück. So war es schon spät geworden und der Vater sagte: „Wilhelm kommt wohl heute nicht mehr. Das Wetter mag ihm zu schlecht sein!“ — „O gewiß kommt er noch, lieber Vater,“ fiel Bertha lebhaft ein, „er hat es mir ja im letzten Briefe versprochen, wieder den Pelzenickel zu machen und für einen Abend einmal wieder den Ernst seines Berufs mit den Possen und Freuden früherer Zeit zu vertauschen. Ja, er schrieb, er werde mir ein Christgeschenk mitbringen, das ich dann gleich benützen könnte!“ — „Und was wäre das?“ fragte der Vater. — „So wie er mir schrieb, etwas, nach dem ich mich schon lange gesehnt, — ein langer, feiner, weißer Schleier, wie man ihn im Mittelalter trug und der mir vortrefflich stehn wird, wenn ich das Christkindlein spielen werde!“ — „Sei nicht eitel, liebe Bertha!“ sagte der Vater, der in dieser Hinsicht sehr strenge war. — „O lieber Vater,“ bat die Tochter verschüchtert, und in diesem Augenblick pochte es am Hofthor unten so deutlich, daß man sich nicht täuschen konnte. Bertha flog fast vor Freude aufschreiend die Stiege hinunter; — aber nicht Wilhelm war es, der kam, sondern der Ankömmling war der Bote, welcher ein Packet mit einem Briefe brachte. Beides war von Wilhelm, — er kam also nicht. Bertha hätte weinen mögen wie ein Kind. Der Brief war diesmal an den Vater gerichtet, der ihn aufbrach und schnell durchlas. Dann sagte er zu seiner Tochter: „Wie ich gesagt habe, das Wetter war ihm zu schlecht für die Reise! Zudem ist er bei dem Consistorialrathe für den Weihnachtsabend geladen, wo er sich sehr gut zu unterhalten gedenkt, da es eine sehr liebenswürdige Familie sei. Dir läßt er glückliche Weihnachten wünschen, mein Kind, und übersendet Dir in dem Packete die versprochene Bescheerung, den Schleier, den Du zum Christkindel brauchen kannst, da Du jedenfalls wieder nach der ländlichen Dorfsitte als solches in die Nachbarshäuser gehen werdest, wie er meint.“ Dies hatte der Vater alles in trocknem Tone gesagt. Bertha ließ sich den Brief geben und las ihn dreimal, sie konnte den eiligen, etwas gar zu gleichgültigen Ton nicht begreifen, in welchem er gehalten war. Endlich gab sie ihn schweigend zurück, — der Vater selbst schien zu erwarten, daß sie durch Thränen sich äußere, aber sie weinte nicht, ob auch ihre Brust sich krampfhaft hob. — „Sieh doch nach,“ sagte jetzt der Vater, „was das Packet eigentlich noch enthält, — vielleicht einen Brief an Dich, liebe Bertha, der Dir mehr behagt, als dieser da!“ — Da öffnete sie das Packet, aber es enthielt nichts als einige Geschenke, wie man sie gewöhnlich um Weihnachten gibt und noch ein kleineres Packet. Sie öffnete auch dieses, und darinnen lag der Schleier. Sie legte ihn auf den Tisch und jetzt, als sie ihn erst ansah, stieß sie einen lauten Schreckensschrei aus, — der Schleier war schwarz, tief schwarz, — ein Trauerschleier, wie ihn die Nonnen des Mittelalters trugen. — Am nämlichen Abend brannten überall im Dorfe die Lichtlein des Christbaums, nur im Pfarrhause nicht, und die armen Kinder der Nachbarshäuser warteten lange vergebens auf die Erscheinung des Christkindleins, das sonst alle Jahre kam, — und als es doch noch selbige Nacht spät Abends erschien, wunderten sich sowohl die Kinder, als noch mehr die Eltern, daß das Christkindel, das stets nur in weißem Kleid und weißem Schleier erschien, heute einen langen s c h w a r z e n Schleier überworfen hatte. Desto reichlicher waren seine Gaben, — denn die arme Bertha hatte sich's nicht nehmen lassen, auch heute Nacht als Christkindlein gehen zu dürfen und hatte zu den gewöhnlichen Bescheerungen der Kinder noch allen Schmuck des Christbaums beigefügt, welcher dem Ueberschicker des schwarzen Schleiers bestimmt war. Sie hatte absichtlich den schwarzen Schleier dabei benutzt, — ach, sie war so ruhig, so still, so schweigsam geworden von diesem Augenblicke an, wo sie mit dem feinen Gefühle einer liebenden Seele aus dem Briefe auch Dinge las, die nicht darinnen standen und doch hätten

darin stehen müssen, wenn Wilhelm aufrichtig gewesen wäre. — Das waren gar traurige Weihnachtsfeiertage für die arme Bertha! — Ihr Vater hatte einige Tage nachher an Wilhelm geschrieben und die Uebersendung des schwarzen Schleiers erklärte sich aus seiner Antwort dahin, daß er, aus Ueberdrang der Geschäfte, seiner Haushälterin den Auftrag des Ankaufs der Weihnachtsgaben und der Beförderung derselben durch die Post gegeben habe, so daß ein Mißverständniß die Verwechselung herbeigeführt haben mochte. Der Brief war wieder in sehr befangenem und wo möglich noch kälterem Tone gehalten und wenige Wochen darauf erhielt man im Dorfe die Nachricht, daß der frühere Pflegling des Pfarrers eine Tochter des Consistorialraths heirathen werde und die Verlobung bereits gefeiert worden sei. Die arme Bertha weinte keine Thräne, sie sprach mit keinem Worte mehr von Wilhelm; — so sehr ihr erschütterter Vater, dessen schönste liebste Hoffnungen zertrümmert waren, auch für sich weinen mochte, er sprach auch nicht eine Sylbe mehr von dem Treulosen in der Gegenwart seines Kindes. Aber der Schmerz, das Leid um sein armes, verlassenes Kind und um den einstigen Liebling und Schützling seines Hauses, zerstörte seine ohnedies schwache Gesundheit und bald stand Bertha in jenem großen schwarzen Schleier am Grabe ihres Vaters. Wenige Wochen darauf aber verfügte sie als einzige, volljährige Erbin über das Vermögen ihres Vaters, meist zu Gunsten armer Kinder, machte alles andere zu Geld, und zwei Tage vor dem Einzuge des neuen Pfarrers, des jüngsten Schwiegersohns des mächtigen Consistorialrathes, in das nämliche Pfarrhaus, wo er seine Kindheit verlebte, schied Bertha aus dem großen, reichen Dorfe in der Vorderpfalz, um zu einer weit entfernten Verwandten zu ziehen, wie sie aussagte. —

Dort hinten aber, tief in den beschneiten Bergen, in dem stillen Zimmer des Dorfschlößchens, sitzt die unbekannte Fremde, die junge Dame noch immer, das bleiche Haupt auf die weiße Hand gestützt und gegen den grünen Tannengipfel gewendet, den der alte Holzhauer Friederle gebracht hatte. Die Erinnerungen ziehen in lebendigen Bildern durch ihre leidvolle Seele, — — all' der Schmerz, all' das Leid ihres Lebens preßt ihr jetzt einen Augenblick lang krampfhaft die Brust, daß sie meint, das Herz müsse zum hundertsten Male brechen und sterben, daß sie ihr Auge mit dem Ausdrucke unsäglicher Gefühle hinüber zu dem schwarz umhüllten Bilde erhebt. Aber dann sucht ihr Blick das liebe Vaterantlitz ihm gegenüber; Trost lächelt ihr zu aus den ehrwürdigen Zügen; sie faltet die Hände, und ein leises Gebet flüstert gleich einer Engelsstimme durch die engen Räume jenes Zimmers, des stillen Asyls einer reinen, um alles Erdenglück betrogenen Mädchenseele. —

Wie ein wunderbarer, glücklicher, beseligender Traum war der heilige Weihnachtsabend auf die schlummernde Erde herabgesunken, und die Herzen der Kinder und Eltern draußen in der Pfalz taumelten vor Freude und Erwartung der Ankunft des heiligen Christkindleins. In dem armseligen Gebirgsdörflein dorthinten im Westrich war die Freude viel stiller. Die Leute saßen dorten um den Lehmofen herum, im Lichte des Kienspanes, und wer schon einmal um diese Zeit draußen in der Pfalz war, erzählte von den Wundern dieser Nacht, von den glänzenden Christbäumchen und reichen Bescheerungen, von den Christmetten um Mitternacht in den Kirchen, wo die ganze Kirche aufleuchtet in der Pracht des Herrn, der da in dieser Nacht zur Welt kam, und von all' den andern am Weihnachtsabend haftenden Sagen und Mährchen. Dann wurde mit schwerem Seufzen der Zeit gedacht, wo auch in diesem armen Thale der gute unbekannte Weihnachtsengel umherging und in jede Hütte Glück und Segen, Freude und Wonne brachte. Aber das ist schon lange her, — die Leute trösten sich mit der Vergänglichkeit alles Irdischen, — es war einmal und ist nicht mehr! — Der Weihnachtsabend brachte in die armen Hütten keine freudigere Aufregung, die Feiertage selbst keinen bessern Tisch. Dumpf brüteten die Leute am Ofen für sich hin und dachten an die sonstigen Freuden dieser Zeit wie an ein verlorenes Paradies; denn die heitere Seite des Advents war verschwunden, und nur noch die Furcht vor den Gefahren dieser Geisternächte geblieben, wo die Wehrwölfe und höllischen Mächte, die Teufelsbrüder mit des Teufels Großmutter selbst los sind und das elende verlassene Dörflein umlagern mögen, aus welchem der gute Weihnachtsengel seit Langem gewichen ist. Oft glaubten sie auch den heulenden Wehrwolf hinterm beschneiten Zaun zu hören; aber es war doch nur wohl ein kläffender, hungriger Fuchs, welcher vergeblich einen Raub hoffend die Hütte umschleicht. Oft tönen wunderliche Stimmen durch die Luft über dem Hüttendach oder von dem Felsen herüber, der den Namen Teufelsfels führt, — aber es ist doch wohl nur der nächtliche Wintersturm, der um das Geklüfte heult und über das Thal hinbraust, daß man meint, der wilde Jäger selbst mit dem ganzen wüthenden Heere ziehe an der Seite seiner Großmutter über das Dorf hin. Die Leute flüstern ein leises Gottseibeiuns, bekreuzen sich und rufen Maria und Joseph an, wenn sie einen so unheimlichen Laut draußen vernehmen. Wenn das Fenster nicht ganz verschneit ist, werfen sie vielleicht auch einen Blick nach dem Jägerschlößchen drüben; dort ist noch Licht, ja die Fenster sind noch heller beleuchtet als sonst

Was macht in dieser Nacht wohl die junge Unbekannte?

So fragten sie sich auch in dem Hause des alten Friederle. Es war das einzige im Thale, wo eine gewisse freudige Erregtheit herrschte, — denn der alte Friederle wollte einmal wieder den Weihnachtsabend recht lustig feiern, und das Geldstück, das ihm die bleiche, junge Unbekannte im Schlößchen drüben gegeben, auf die beste Art anwenden. Er hatte einige Nachbarsleute eingeladen mit ihren Kindern, so daß die Stube gestopft voll war, da er selbst viele Enkel hatte.

„Hört," sagte der alte Geselle, „wollen wir heut' Nacht, wo der Heiland geboren ist, recht fröhlich sein auf unsere Art, — da darf man auch einmal sich etwas kosten lassen, besonders wenn es nur das Geld kostet, das einem nur so in die Hand fliegt. Gott segne die gute Mamsell im Schlößchen drüben! — Seht, gestern war ich draußen in der Stadt, — die Wittfrau, die das Mamsellchen bedient, war auch draußen — da kauft' ich für drei Kreuzer Tabacк (er zeigte eine drei Ellen lange Rolle schwarzen Höllenknasters, wie ihn die Gebirgsleute rauchen und die Schäfer für räudige Schafe brauchen) — für einen Dreibätzner Grundbeeren-Schnaps*) — (und ebenso triumphirend hob er die vier steinernen Krüge in die Höhe —) und einen Laib Bäckerbrod! Heisa, jetzt kocht meine Alte noch Grundbeeren dazu, dann leben wir da im Westrich, wie die Herrenleute draußen, und vielleicht noch lustiger!"

Der Alte schnalzte mit der Zunge und den Fingern und die Andern machten's ihm nach; denn das Herz ging ihnen auf beim Anblick all' der herrlichen Reichthümer. Nur hie und da sagte ein bedächtiger Nachbar:

„Aber Friederle, Du hast Dir zu viel Kosten gemacht! Es ist nicht recht von uns, daß wir es annehmen!"

„Ei was! Trinkt, eßt, Herz was begehrst!" fiel der Alte ein. „Man muß auf Weihnachten auch etwas Rechtes genießen zur Feier von Christi Geburt. Gott hätt' seinen Sohn wohl nicht auf die Welt geschickt auf diesen Tag, wenn er nicht haben wollt', daß man heute lustig und in allen Freuden leben solle, wenn's nun auch Geld kostet! 's ist nicht alle Tage Weihnachtsabend!"

Der Alte reichte das Brod herum, — Jeder schnitt sich ein Stück mit seinem Taschenmesser herunter und auch die Kinder kriegten ihren Theil. Dann kam der Krug an den Mund, denn ein Glas war nicht da; — hui, wie schmeckte der herrliche Fusel und wie schmatzten die Lippen!

„Potz Krenk und Wetter! Das ist einmal gelebt! Gib einmal Deinen Taback her, Friederle!" sagte ein Nachbar, schnitt sich ein ordentliches Stück von der Rolle, und kaute dann mit einem Behagen und einem vergnügten Lächeln, das auch die beste Habana nicht bei einem Residenzbewohner zu erwecken vermöchte. Wer im Besitze eines jener kleinen, abgebrochenen, irdenen Pfeiflein war, welche man „Nasenwärmerle" heißt und die jetzt mit einmal wieder von Frankreich her in die Mode kommen, der zog es in unbeschreiblichem Vergnügen hervor, stopfte, zündete an und dampfte, daß bald die ganze Stube nur eine Rauchwolke war.

„Wir leben kreuzfidel!" sagte hie und da einer und das war auch in der That so, — sie lebten kreuzfidel dorten in der dampfigen, finstern Stube des alten Friederle, und sie kümmerten sich blitzwenig um den Wintersturm draußen. Nur selten kam die Sprache auf die alten Zeiten, wo noch der Weihnachtsengel durch das Thal ging; nur wenige Mal durchschütterte auch die Leute beim Friederle der unheimliche Adventschauer, welcher die andern Hüttenbewohner aus ihrem dumpfen Hinbrüten schreckte, wenn die Sprache auf die Schreckgestalten der Gespenster der Christnacht kam; man ließ Wehrwolf Wehrwolf und den Teufel Höllenfürst sein und kam immer wieder schnell auf das fröhlichere Geplauder über Branntwein und Grundbeeren zurück.

„Schweigt von den Gruselgeschichten. Ich kriege Gänshaut und es läuft mir eiskalt den Buckel hinab, — reicht den Krug her, daß ich mich stärke!" hieß es, wenn Einer wieder auf die unheimlichen Sagen kam, wozu ihm ein unerklärlicher Laut und das Heulen des Sturmes Veranlassung geboten haben mochte, das man durch die dünnen Lehmwände der Hütte hörte. Die Kinder duckten sich dann immer tiefer in die Ecken, — wurde aber von dem Weihnachtsengel gesprochen, so kamen sie wieder hervor und horchten und sagten: „O daß der gute Engel nicht mehr kommt. Käme er doch einmal wieder!"

Da pochte es draußen an die Thüre und sie knarrte in ihren hölzernen Angeln und Hebeln.

„Horch, 's ist Jemand draußen!" sagte eine der Weiber, und der Bauer, der eben den Krug am Munde hatte, ließ ihn erschreckt sinken und bekam starkes Husten, da ihm der Schnaps in die Nasenröhre gestiegen war.

„Macht auf, die ihr vorne an der Thüre sitzt!" rief der alte Friederle. „'S wird ein Nachbar sein, der auch zu uns will!"

„Ich habe nicht 's Herz! 's könnte auch was Anders sein!" war die Antwort.

„Nun, Krutze, putze sakredie, was soll's denn sein!" polterte der Alte. „Macht auf und laßt die Leute nicht in dem schrecklichen Wetter lange draußen stehen!"

*) Kartoffelbranntwein.

Einer der jungen Burschen schaute jetzt durch die Thürritze, um den nächtlichen Besucher zu erkennen, denn es war keine sehr finstere Nacht.

„Was siehst Du?"

„Eine weiße Gestalt — Jesus, Maria und Joseph!"

„Es wird der Schnee sein oder 's kommt Jemand weit her und ist stark beschneit!" meinte der alte Friederle. „Weg, ihr zitterfüßigen Kerle, ich will schon aufmachen."

Der Alte machte auf, und unter der Thüre stand — eine hohe, weiße Gestalt mit einem dichten schwarzen Schleier über dem Kopfe. Der Kienspan warf sein rothes Licht auf dieselbe und im heftigsten Schrecken schrie Alles in der Stube auf und es floh hinter den Tisch, wer da konnte, so daß dieser bald umschnappte und die Schnapskrüge auf den Boden kugelten. Der alte Friederle selbst war zurückgefahren und starrte mit schlotternden Knieen die geisterhafte Erscheinung an, die von dem jetzt hinausdringenden Rauche umwallt und trüb vom Kienspan beleuchtet, wie es schien, selbst zögerte einzutreten. Dann trat sie jedoch über die Schwelle in das düstere, schlechte Gemach und sagte mit weicher, freundlicher Stimme:

„Fürchtet euch nicht vor dem Weihnachtsengel!"

„Der Weihnachtsengel! der Weihnachtsengel! der gute Engel!" ging es jetzt durch die Stube und die Erschreckten hoben die Köpfe, die Kinder sahen schüchtern unter dem Tische hervor und nach und nach richtete sich Jedermann vertrauensvoll aus seinem Schrecken auf, da der gute Engel wieder erschienen war, den man so schmerzlich vermißt hatte und von welchem schon so viel erzählt worden war. Die Angst und Furcht machte jetzt einer heiligen Scheu Platz, die Männer thaten nach und nach die Mützen ab und hörten auf zu rauchen und zu schmauchen, die Frauen falteten die Hände in verzücktem Anstarren der Erscheinung, und die Kinder kamen zutraulich näher und näher, wenn sie sich auch noch immer an den Röcken der Mutter hielten. Jetzt aber sagte der Weihnachtsengel:

„Der heilige Christ bescheert euch, liebe Kinder, damit ihr brav werdet, euern Eltern folget und fleißig lernet, dieses da."

Und hiermit langte der Engel in einen mitgebrachten Korb und theilte unter die Kinder Nüsse, Aepfel, Trauben, zuckerne Mandeln und Brezeln aus, daß die Kleinen sprachlos vor Freude über so viele niegehabte und auch nie gesehene schöne Sachen standen. Die Eltern selbst sahen nur so in Verzückung drein und wußten selbst nicht, was sie sagen sollten, — die Kleinen aber schauten in heiliger Scheue zu dem guten Weihnachtsengel auf. Der hatte noch mehr und noch schönere Gaben, — denn jetzt legte er Kinderstrümpfe, Hemdlein, Häubchen und Käppchen auf den Tisch, alle schön warm, von guter Leinwand oder Wolle, — die gab er auch den Kindern nebst kleinen Büchlein mit Bildern und Buchstaben. Dann fragte der Engel eines der Kinder:

„Du hast doch wohl lesen gelernt? dann verstehst Du auch, was die Bildlein bedeuten?"

„O nein, ich kann noch nicht lesen!" sagte der kleine Knabe und das Weinen stand ihm bei dem Geständniß nahe.

„Wir haben keine Schule hier und zur nächsten ist es für unsere Kinder zu weit!" wagte jetzt einer der Bauern zu sagen. „Die Wege sind im Winter verschneit, — — und — —"

„Sei nur still, der Engel weiß das so gut als Du und besser!" flüsterte ihm ein anderer zu, indem er ihn anstieß. Der Engel aber sagte:

„So schickt Eure Kinder hinüber nach dem Schlößchen, — dort wohnt Jemand, eine Frau, die gerne die Kinder lesen und schreiben, stricken und nähen lernen wird!"

Der alte Friederle, der seither still gestanden war, nickte jetzt geheimnißvoll lächelnd mit dem Kopfe. „Hört ihr, zu der guten Mamsell in's Schlößchen sollt ihr die Kinder schicken!" sagte er und die Andern nickten auch. Dann gab der Weihnachtsengel jedem der größeren Anwesenden einen Gulden, ganz neu und blank, dafür sollten sie sich etwas Nöthiges anschaffen, lud die Kinder nochmals auf Morgen ein in das Schlößchen zur Mamsell zu kommen und nahm dann kurzen Abschied.

„Gut Nacht!" sagten die guten dankbaren Leute. „Gut' Nacht, Herr Engel, und den besten Dank für die Bescheerung."

„Laß Er sich 's nächste Jahr wieder sehen, wenn Ihm unser Dorf nicht zu gering ist!" glaubte gutmüthig einer der alten Gebirgsbauern noch nachrufen zu müssen, als der Weihnachtsengel schon wieder zur Thüre hinaus war.

Der Engel war verschwunden, die Eltern und Kinder saßen da, hielten die Gaben in den Händen und wußten immer noch nicht, was sie denken und sagen sollten, bis endlich das Siegel von Mund und Herzen schmolz. Jeder zeigte das Seinige und die Kinder jubelten und jauchzten nach und nach in heller Lust. Der alte Friederle aber sagte:

„So wäre denn der unbekannte Engel wieder im Thal! Mag er nun aus dem Himmel oder von der Erde sein, jedenfalls ist der Weihnachtsengel, den wir gesehen haben, ein guter Engel, ein rechter Engel Gottes."

Der Grundbeerenschnaps wollte jetzt nicht mehr recht schmecken, man unterhielt sich nur noch mit heiligem Schauer von der Erscheinung, die natürlich den Meisten ein Wunder däuchte, obgleich einige die natürliche Erklärung gefunden zu haben glaubten. — In jener Christ-

nacht aber herrschte nicht bloß Freude in dem Hause des alten Friederle über die Erscheinung des Weihnachtsengels und seine Bescheerungen, sondern auch in den wenigen übrigen Hütten des Dörfleins, denn dorthin kam die Wittwe, die im Schlößchen wohnte, noch in der Nacht und sagte, daß sie vom Weihnachtsengel den Auftrag hätte, die Christbescheerungen zu bringen, — man möchte nur fromm und brav bleiben. Da lebten in dem armen Gebirgsthal wieder zum erstenmal seit langer, langer Zeit die Christnachtsfreuden auf, — in jeder Hütte herrschte Freude über die Gaben: dort aber im obern Stock des Schlößchens prangte das Christbäumchen in voller Pracht, und bis um Mitternacht saß die unbekannte „Mamsell" in weißem Kleide davor. Der schwarze Schleier hing wieder über dem einen Bilde an der Wand, die ehrwürdigen Züge ihres Vaters schauten wieder lächelnd aus dem Rahmen des andern, sie selbst aber wärmte sich am Ofen die Füße, denn sie war eben erst aus dem kalten Schneewetter heimgekehrt, um sich wieder einsam in ihrer Kammer ihren Erinnerungen und Träumereien zu überlassen. Sie fühlte sich heute nicht so unglücklich, denn ihr Antlitz belebte doch nach und nach ein mildes Lächeln und als sie wieder aufschaute, da sprach sie für sich leise hin:

„Wie sich die armen Kinder freuten! Wie die Väter und Mütter mich anstarrten! Ja, ich will der gute unbekannte Engel für dieses Thal sein, ich will ihm, so viel mir Gott Kraft verleiht, die Freuden dieser heiligen Zeit und vielleicht ein neues, besseres Leben überhaupt zurückbringen. Gott hat es wohl so gewollt, — ich füge mich seiner Fügung und seinem Willen!"

* * *

Vor einigen Jahren gingen um Pfingsten zwei Herren den Waldpfad entlang, der auf einem langen Felsenrücken der Wasgauberge sich hinzieht. Sie hatten Tornister und Botanisirbüchse um, und der eine der Herren schien sich fleißig um die Gebirgsblumen und die verschiedenen Steinsorten zu kümmern, welche da in Ueberfluß angetroffen werden. Der andere in schwarzem Rock und Hut schien sich weniger darum zu kümmern und ging mehr schweigend dahin, als ob in tiefem Sinnen. Man sah von dem Wege aus jetzt in ein tiefes fast ganz umschlossenes Thalbecken, aus dessen engem Grunde einige weiß angestrichene Häuser durch die untersten Baumwipfel heraufblickten. Rings um das kleine Dörflein an den Abhängen der Berge hingen Gärten und Aecker mit Korn und anderem Getreide und der blaue Mittagsrauch stieg über den Häusern langsam herauf. Es war ein idyllisches, friedliches Bild, und des schwarz gekleideten Herrn Blick wendete sich auch immer wieder hinab in die Thalschlucht, ohne daß er mehr auf die reiche Fernsicht nach andern Seiten hin achten wollte. Der Botaniker hatte sich jetzt müde gesucht und schlug vor, auf dem schönen freien Platze unter der einzelnen Eiche Mittagsrast zu halten, und dem Schwarzgekleideten war es Recht.

„Was schaust Du denn immer wieder in das armselige Thal hinab, mein Bester!" sagte der Botaniker. „Dir gefällt die Ruhe da unten und Du möchtest am Ende da noch Pfarrer oder gar vollständiger Einsiedler werden?"

„Es wäre vielleicht so übel nicht!" meinte der Angeredete. „Wer weiß, ob ich nicht glücklicher da unten in meinem Berufe wäre, als in meiner reichen Pfarrei draußen in der Pfalz. Zudem erweckt das kleine Thal Erinnerungen aus meiner Jugendzeit. — Da ging ich auch einmal um diese Zeit als kleiner Knabe mit meinem längst verstorbenen Pflegevater und dessen Töchterlein hier oben bei einer Partie in's Gebirg, wie wir sie öfter unternahmen. Wir freuten uns auch der Stille und Ruhe dieses abgeschlossenen Thales und der Vater meinte: Hier ließe sich wohl ausruhen in stiller Zurückgezogenheit von den Leiden und Mühen des Lebens! Und wir sprachen noch oft nach langen Jahren von dem friedlichen Thale im Gebirge."

„Aha, das gehört ja zu der romantischen Geschichte, an die Du stets in rührender Sentimentalität zurückdenkst. Wo ist denn eigentlich jene blondlockige Pfarrerstochter hingekommen, für die Du auf der Universität schwärmtest?"

„Gott weiß es, — aber ich bitte Dich, sei still davon und mache keine Scherze darüber, — ich könnte sie nicht ertragen!" erwiederte der Pfarrer, indem er eine Zeit lang vor sich hinstarrte. Dann hub er wieder an, aber in einem Tone, der seinen Freund gar nicht zur Fortführung des Gespräches ermunterte: „Die arme Bertha ist verschollen, — vielleicht auch nach Amerika, wohin so viele wandern, — vielleicht schon todt."

In diesem Augenblick trat ein rüstiger junger Bauer aus dem Walde, mit der Axt unterm Arm. Als er die beiden Herren sah, blieb er bescheiden grüßend stehen.

„He, guter Freund, komm Er einmal her!" rief ihm der Botaniker zu. „Zeig Er uns einmal die verschiedenen Dörfer, Schlösser und Berge, die man von hier aus sieht!"

„Recht gern, seht, dort über die vordern Berge hinaus liegt die Pfalz, bis an den Rhein, den man glitzern sieht, — und dort über das Münsterer und Eschbacher Schloß hinüber sieht man die Landauer Wälle und weiterhin den Speyerer Dom. Da, an der Queich drüben, die drei Schlösser auf den tiefgrünen Bergen, das ist der Trifels, — weiter gegen Sonnenuntergang die Falkenburg, vor

uns zwischen dem Lindelboln und den hohen Felsenthürmen das Gossersweilerer Thal mit seinen Dörfern; dort tief im Gebirg das Dahner Thal und die Schlösser von Schönau, über die hinaus das Gebirg weit in's Elsaß hineinzieht. Ueber jenen grünen Bergrücken schaut das Schloß Guttenberg hervor und drüber hinaus kann man das Münster von Straßburg sehen, wenn man gute Augen hat."

„Gut!" sagte der Pfarrer. „Und wie heißt das Dörflein da unten in dem tiefen Thalgrund?"

Der Gebirgsbauer sagte dessen Namen und setzte hinzu, daß es sein Heimathsort sei.

„Ihr lebt doch wohl recht glücklich in Eurer Abgeschiedenheit von der Welt?" fragte der Pfarrer weiter.

„O ja, seit der unbekannte Engel in's Thal gekommen ist, lebt sich's recht gut da und wir Gebirgsleute sind wieder besser dran!" war die Antwort. „Denn wenn wir ihn auch vor vier Jahren begruben, so lebt das, was er für uns gethan hat, noch fort, — wir fühlen jetzt, was Freude heißt am Leben und wie man glücklich bei Fleiß und Zufriedenheit auch in unserm Thal sein kann."

„Der unbekannte Engel, sagt Ihr? Wer war das? Ihr könnt uns da wohl eine Sage, eine alte Geschichte erzählen?"

„O, die Geschichte ist noch nicht so alt!" versicherte der Bauer. „Seht, diese Dörfer da waren einmal auch alle wohlhabend bis vor mehr als hundertfünfzig Jahren die Franzosen kamen. Da ging Alles zurück im Gebirge, ich weiß nicht warum, aber es ging ein Gerede darüber: Der gute Engel sei aus dem Thal gewichen. Nämlich seitdem kam der weiße Weihnachtsengel nicht mehr in's Dorf, denkt Euch, seit mehr als hundert Jahren. Unser Dörflein war recht elend daran und man hatte eigentlich am Arbeiten gar keine Freude mehr. Aber eines Abends, — es war der Weihnachtsabend — da saßen wir junge Burschen mit den alten Leuten bei dem seligen Holzhauer Friederle, und da erschien der Weihnachtsengel zum ersten Male wieder!"

Die beiden Herren, besonders aber der Pfarrer, hörten aufmerksam zu, und letzterer fragte, nicht ohne innere Bewegung, da er sich früherer Zeiten erinnern mochte:

„Der Weihnachtsengel ist wohl, was man draußen in der Pfalz das Christkindlein nennt; — ein weißgekleidetes Mädchen mit weißverhülltem Kopfe?"

„Nein, unser Weihnachtsengel trug einen langen schwarzen Schleier, erschien auch jedes Jahr in der nämlichen Gestalt und brachte die Christbescheerungen. That auch sonst viel Gutes, so daß Alt und Jung weinte, da wir sie zu Grabe trugen! denn Ihr müßt nur wissen, lieber Herr, daß der Weihnachtsengel niemand anders war, als die junge, unbekannte Mamsell, die im Schlößchen wohnte, die Kinder schreiben, rechnen, lesen und die Mädchen obendrein noch stricken, nähen und spinnen lehrte. Sie selbst arbeitete auch nur noch für die Leute im Dorfe, half und rieth wo man es bedurfte, und war mit einem Wort der gute Engel für's ganze Jahr in unserm Thal. Denn durch ihren Einfluß hörte nach und nach das Branntweintrinken, soweit es zum Ueberfluß geschah, ganz auf, — die Leute im Dorfe wurden alle ordentlich und Glück und Gottes Segen schwebte sichtlich über dem Thale, weil Alles gedieh. So war es zehn Jahre lang; die bleiche unbekannte Mamsell, die in der letzten Zeit viel fröhlicher war, als da sie kam, fing an zu kränkeln, und je näher es ihrem Todestag entgegenging, desto heiterern Gemüths und Sinnes wurde sie. Es war aber ein guter Engel des Herrn, der sich freute wieder zu Gott zurückzukehren, von welchem er eben nur zu uns geschickt war, um uns zu besseren, glücklicheren Menschen zu machen. Als dieser Beruf erfüllt war, ging der gute Engel in seine Heimath zurück, nach der er sich seit Jahren bleich und krank gesehnt hatte!"

Der Pfarrer stand da seltsam bewegt und erregt bei des Holzhauers Erzählung.

„Und wer war denn eigentlich die Mamsell im Schlößchen, oder der gute Engel, wie Ihr sie nennt? Führte sie keinen andern Namen?" fragte er dann.

„Nein!" antwortete der einfache Mann, „kein Mensch wußte, so lange sie lebte, wer sie eigentlich war und woher sie gekommen. Aber nach ihrem Tode hörte man etwas darüber von dem Geistlichen, welchen wir ihr aus der nächsten protestantischen Gemeinde holen mußten, da sie zu sterben gedachte. Auch stand ihr Name auf verschiedenen Büchern, und da erfuhr man denn, daß sie eine Pfarrerstochter aus der reformirten Pfalz sei."

Der Pfarrer war ganz bleich geworden. Der Athem stockte ihm und besorgt frug sein Freund:

„Um Gottes Willen, was ist Dir?"

„Nichts! — Und Ihr, guter Mann, erzählt weiter!" bat mit bebender Stimme der Pfarrer.

„Ich hab' wenig mehr zu sagen. Ihr hinterlassenes Vermögen hat sie dem Dörflein geschenkt, damit wir uns nach und nach einen eigenen Schulmeister halten können. Auch wünschte sie, daß am Weihnachtsabend jedesmal im Dorfe die Christbäumchen aufgestellt werden sollten und daß der Gebrauch des umgehenden Weinachtsengels beibehalten werde. Das geschieht denn auch; jedoch sehen die Kinder nie mehr, gleich ihren Eltern, so ehrfurchtsvoll und verehrend zu demselben empor, als sie es bei dem guten, unbekannten Engel thaten. Unter diesem Namen wird so lange

nur noch das Dörfchen steht, die Selige fortleben bis zu unsern Kindern und Kindeskindern, — und unter diesem Namen, mit welchem sie auch sterben wollte, wird man sie noch nach langen, langen Jahren segnen, denn sie hat unser Dörflein aus dem Elend erhoben, in welchem es steckte. O, Ihr hättet sie nur sehen sollen, wie sie im Sarge lag im weißen Kleide und dem halben schwarzen Schleier, — ganz als schöner, freundlicher Weihnachtsengel. Seht. darum werden bei uns die Weihnachtsengel jedesmal auch schwarze Schleier tragen, und das ist der Unterschied zwischen ihm und dem Christkindel draußen in der Pfalz."

„Ist gar nichts mehr übrig von ihr?" fragte jetzt der Pfarrer wieder, dessen Brust sich krampfhaft hob.

„Ja, die Kammer im Schlößchen, wo sie wohnte, ist fast noch in demselben Zustande, als da sie noch lebte, das Clavier, die Bücher und das Portrait ihres Vaters, wie man sagt, ist Alles noch da. Und auch noch ein zweites Bild hängt an der Wand, — das ist mit der Hälfte des schwarzen Schleiers verhüllt, dessen andere Hälfte sie mit in's Grab nahm!"

„O Gott, führt mich hinunter in das Schlößchen!" rief jetzt der Pfarrer. Sein Freund ermahnte ihn vergebens, sich zu fassen, und begleitete ihn nebst dem Holzhauer. Sie fanden in dem Schlößchen nichts weiter, als ein etwas besser gebautes Haus, dessen Bewohnerin, jene gute Wittwe, sie mit Schluchzen und Weinen in die Kammer führte. Auf den ersten Blick erkannte der Pfarrer das Portrait seines Pflegevaters, — dann hob er den Schleier von dem zweiten, — er stürzte in die Kniee, — es war sein eigenes Bildniß, das Bild des einst so glücklichen Wilhelm. — — — — — —

So hätte ich Dich, mein geneigter Leser, zum Schlusse der Geschichte geführt und bitte Dich, das Verschweigen von Namen zu entschuldigen, denn noch leben betheiligte Personen. Drum möge auch Dir die einsiedlerische Pfarrerstochter nur als der unbekannte Engel bekannt sein. Nur noch das wisse, daß ein gewisser Pfarrer in einem gewissen vorderpfälzischen Dorfe noch jetzt alljährlich eine mehrwöchentliche Partie in's Gebirge macht, ganz allein, und gibt auch nie Rechenschaft darüber, wo er eigentlich gewesen, am wenigsten seiner Frau. — Aber die Leute in dem kleinen Dörflein des Wasgau kennen ihn gar wohl, denn er wohnt dann in dem Schlößchen, in der Kammer, wo der unbekannte Engel gelebt hatte. Und sie müssen ihm stets wieder von demselben erzählen. Da horcht er denn eifrig zu und besucht alle Tage die Stellen im Thal, wo seine Bertha geweilt hatte, als könnte er sie finden. Aber er sucht vergebens nach dem guten Engel. — Einen bösen Engel hat er schon lange gefunden.

Die Turniere.

Von Onno Klopp.

Die Kampfspiele des Mittelalters, die man Turniere nannte, hatten ihren Namen von dem mittellateinischen Worte torneare, welches althochdeutsch turnôn und französisch tourner heißt und eigentlich wenden bedeutet, vom Herumwerfen des Rosses. Der Sage nach soll schon der deutsche Heinrich I., der, um den verheerenden Schwärmen der Ungaren mit gleicher und festerer Waffe entgegen zu treten, eine deutsche Reiterei erschuf, die Gesetze aufgestellt haben, welche bei den Turnieren galten. Das erste Gesetz, heißt es, schlug Heinrich selber vor: es solle kein Gottloser zu diesem Ritterspiele zugelassen werden; das zweite der Pfalzgraf Conrad: kein Friedensstörer dürfe mit kämpfen; das dritte der Herzog von Franken: Ueberläufer und Verräther müssen fern bleiben; das vierte der Herzog von Schwaben: Frauenschänder sollen ausgeschlossen sein; das fünfte der Herzog von Baiern: kein Meineidiger dürfe herzunahen. So wurden mancherlei Gesetze aufgestellt und besonders auch hinzugefügt, daß kein Edelgeborener, der sich mit Handel und Gewerbe beschäftige, Zutritt haben dürfe.

Heinrich, dem der Name des Erretters würdiger anstände als derjenige des Voglers, hat allerdings den Grund zu solchen Kampfspielen gelegt; aber die rechte Entwickelung haben sie erst später zur Zeit der Kreuzzüge nach dem gelobten Lande erhalten. Die gewöhnlichste Art des Kampfspieles war, daß auf einem mit Schranken eingefriedigten, sandbefahrenen Platze zwei Ritter in voller Rüstung mit eingelegter Lanze auf einander los sprengten. Das nannte man zem pûneiz. Dabei waren sie wohl gepanzert, entweder in ein eisernes Streithemd gekleidet, oder mit einem Harnische umhüllt, der inwendig stark gefüttert war. Den Kopf bedeckte der Helm, dessen Visir man zum Kampfe niederließ, und von ihm herab flatterte der Helmbusch. Zwischen Helm und Panzer, nach oben und unten anschließend, lag der glänzend geputzte Halsberg. Die Beine wurden von eisernen Schienen gedeckt und ähnlich war auch

der Leib des Streitrosses umhüllt. Als die besten Pferde galten die kastilischen, die man mit schweren Kosten von dort her sich zu verschaffen wußte. Die Linke trug den Schild, und hierbei vor allen Dingen galt es, ritterlichen Anstand zu zeigen. Wolfram von Eschenbach läßt den jungen Parzival am linkischen Benehmen im Tragen des Schildes sofort als Unkundigen erkannt werden. Außer dem Reiten zum Puneiz, das im vollen Rennen geschah, hatte man das Spiel ze rehter tjoste, zu rechtem rittermäßigem Zweikampfe, d. i. man richtete den Speer auf die vier Nägel oder auf das Bruststück am Harnische des Gegners. Diese Art des Kampfes wurde gemeiniglich zu Pferde begonnen und dann zu Fuße mit dem Schwerte fortgesetzt. Minder gefährlich war der buhurt, das Wort ist halb deutsch, halb romanisch, hurt hieß im Deutschen Stoß. Die Wälschen machten daraus behourd oder bohourt, und so kam es ins Deutsche zurück, ganz ähnlich wie wir unser gutes deutsches Wort Beiwacht als bivouac entstellt wieder übernommen haben. Buhurt bedeutete die Art der Kampfspiele, in denen eine Anzahl Ritter unter einem Paniere vereinigt auf einander lossprengten. Aber die Kämpfer waren nicht geharnischt, statt der Schwerter trugen sie Stäbe und konnten sich nicht eine erhebliche Verletzung beibringen, während das Spiel doch den Anblick eines ordentlichen Kampfes gewährte. Nicht immer freilich war der Buhurt bloß ze schimpfe, zur Kurzweil: es kamen auch Fälle ze erneste vor, und dann ging es ohne Blut und Wunden nicht ab.

In Bürner's Turnierbuche werden sechsunddreißig große Turniere des deutschen Reiches aufgezählt, von denen das erste unter Heinrich I. zu Magdeburg gehalten sein soll, das letzte 1488 zu Worms stattfand. Die Tage eines solchen Turniers waren das höchste Fest und der Glanzpunkt des Ritterthumes. So weit die Ringmauern oder selbst auch der Bann der Stadt gingen, wo das Turnier gehalten werden sollte, wurde allen Besuchern desselben Freiheit zugesagt, ausgenommen Ketzern, Mördern und Verräthern. Diese Freiheit begann vierzehn Tage vor dem Anfange und dauerte vierzehn Tage nach dem Schlusse des Turniers. Während dieser Zeit durften die Vergehen nur nach Turniersrecht gerichtet werden. Niemandem war es verstattet auf Ehrenwort ungebeichtet in die Schranken zu reiten. Der Nichtadelige, der es wagte Theil nehmen zu wollen, ward um zwanzig Mark Silbers gebüßt; dazu verfiel seine Turnierrüstung den Ehrenholden, sein Pferd den Knechten. Weiter heißt es dann: „Und ob ein Turniergenoß eines Bürgers Tochter oder eine Bäuerin zu seiner Ehefrau angenommen hat, der mag mit Recht das Turnier nicht ungeschlagen und ungestraft gebrauchen, auch seine Kinder nicht bis ins dritte Glied."

War das Turnier der Glanzpunkt der ritterlichen Tapferkeit im Kampfspiele, so war es nicht minder ein ersehntes Fest für die Frauen und Töchter der Ritter. Trotz der für uns fast unglaublichen geschlechtlichen Rohheit und Liederlichkeit des Mittelalters ward in Worten den Frauen hohe Verehrung gezollt, und an solchen Tagen genossen sie derselben in der That. Ringsum schauten sie von hohen Schranken dem Kampfspiele zu, aus ihren Händen empfing der Ritter, welchem von den Richtern der Sieg zugesprochen wurde, den Dank des Festes. Allabendlich vereinte man sich zum Reihentanze. Wie die Männer in den Schranken ihre Kraft und Gewandtheit darlegten: so suchte jede der Frauen den Preis der Schönheit oder des Schmuckes davonzutragen. Wohin dies führte, liegt nahe. Die Kosten der Ausrüstung und Ausstattung zu einem einzigen Turniere verschlangen im Voraus die Einkünfte vieler Jahre. Deshalb setzte man im fünfzehnten Jahrhunderte vor der Berufung eines Turnieres fest, wie viel Luxus höchstens getrieben werden dürfe, damit die Armen aus der Ritterschaft mit ihren Weibern, Schwestern und Töchtern nicht ausgeschlossen würden. Eine jegliche Frau, hieß es da, solle nicht mehr als vier sammetne und gestickte Röcke haben. Wenn sie mit mehren kommt, so soll sie nicht den Dank des Turniers geben dürfen und vom Vortanz ausgeschlossen sein. Desgleichen auch sollen die Ritter zwar Sammetröcke aber nicht goldgestickte tragen dürfen; denn solche Köstlichkeit diene zur Zerrüttung und Zerstörung des Adels.

Auch noch im sechszehnten Jahrhunderte dauerten die Turniere fort, und die Arten des Kampfes wurden immer mannigfaltiger. Es ist uns die Beschreibung eines solchen erhalten, welches Kaiser Karl V. und seine Schwester, die Königin Maria von Ungarn, 1549 unweit Brüssel anstellen ließen. Es wurden sechs Ritter ausersehen, die den Frauen und Jungfrauen zu Gefallen, auch zu Uebung ritterlicher Wehr allen denen, die sich ihnen stellen wollten, von Mittag zwölf Uhr bis zu Abend sechs verschiedene Kampfesweisen anboten. Darauf wurden hohe Preise gesetzt: für den Sieger mit langen Speeren ein solcher Speer von 1000 Kronen an Werthe, für den Sieger im Streite mit Küreßschwertern ein solches Schwert zu 400 Kronen, ferner ein Reißspieß zu 100 Kronen, ein goldenes Schlachtschwert zu 800 Kronen, ein goldener Wurfspieß (javeline) zu 500 Kronen, eine goldene Streitaxt zu 1500 Kronen. Wer dann mit dieser den besten Streich thue, dem solle außerdem durch die Dame, die er dazu erwählen würde, ein Diamant zu 500 Ducaten an Werthe überreicht werden. Jeder Kämpfer mußte zuerst das

Federbarett des niederländischen Fräuleins von Sysfeltyne anrühren, ihr schriftlich seinen Namen nennen und nach ihrem Befehle sich richten. Zu Ende der Schranken hingen an vier Säulen je ein Schild, und auf diesem sah man die Waffen abgemalt, mit denen gekämpft werden sollte. Die Streiter ritten einer nach dem anderen auf diese Schilde zu und bezeichneten durch die Berührung diejenige Waffe, mit welcher sie kämpfen wollten.

Des Mittags um zwölf Uhr nach dem Essen, wie es ausdrücklich heißt, ritten die sechs auserwählten Kämpfer in die Schranken. Alle sechs waren vornehme Niederländer, ihre Kleidung von rothem und weißem Sammet mit Atlas gefüttert strahlte von Goldschmuck. Unter ihnen waren mehre Ritter des goldenen Vließes, damals des ersten Ordenszeichens der Christenheit. Eben so waren auch unter denen, welche gegen sie in die Schranken ritten, die ersten Adligen Spaniens, Deutschlands und der Niederlande. Karl's V. Sohn, der Infant Philipp, der nachherige König Philipp II., trat selber mit auf, und erlangte im Schwertkampfe den Preis eines Rubins von 400 Kronen am Werthe. Da wir jedoch aus den Berichten über das Auftreten Philipp's an deutschen Reichstagen wissen, daß seine Unbeholfenheit unter den Fürsten Aufsehen erregte; so dürfte diese Preisertheilung in gleichen Rang zu stellen sein mit manchen Ordensverleihungen der Fürsten unserer Zeit unter einander. Am anderen Tage erstürmte man eine scheinbare Burg, und wiederum galt es hier eine unglaubliche Pracht der Kleidung in Sammt und Seide und Goldstickerei an den Tag zu legen. Der Eifer ging so weit, daß selbst Trommler und Pfeifer mit Atlas angethan wurden. Noch sechs Tage hindurch wurden diese Spiele fortgesetzt und jeder Abend schloß mit einem herrlichen Bankett.

Ein

Besuch auf der Messe zu Nischni-Nowgorod.

Von George Alfred Ayling.

Die Abfahrt der Post von Moskau nach Nischni war zwar um fünf Uhr Abends festgesetzt, aber trotz meines Antreibens traf ich mit meinen beiden russischen Reisegefährten und deren Bedienten erst um sechs Uhr am Posthause ein. Wir hatten in dem in Moskau bekannten Wirthshause Troitzki-Tractir zu Mittag gegessen. In diesem Locale findet sich jeden Tag der größte Theil aller Geschäftsleute von Moskau ein und sie schließen bei einem Glas Thee, oder vielmehr einem Dutzend Gläser dieses Getränkes, ihre Geschäfte ab. Der Thee, welchen man hier erhält, ist nicht sehr stark. Er wird ohne Milch, aber sehr versüßt getrunken und Viele nehmen eine Scheibe Citrone dazu. Die Bedienung geschieht durch fünfzig schneeweiß gekleidete Kellner, welche unter fortwährend tiefen Verbeugungen Speisen und Getränke verabreichen. Der Verbrauch an Thee beträgt daselbst täglich etwa siebenzig Pfund.

Meine Besorgniß hatte nicht vermocht, meine Freunde zur Eile anzutreiben. „Der Conducteur würde nicht ohne sie abfahren," war ihre feststehende Antwort auf meine Befürchtung, daß wir uns verspäten könnten. Wirklich fanden wir nach sechs Uhr den geduldig wartenden Postwagen, mit vier in der Breite bespannten sehr kleinen Pferden vor dem Postgebäude haltend. Wir accordirten vorher, um welche Zeit wir in Nischni sein sollten und kamen überein, daß man uns in sechsunddreißig Stunden für fünfzehn Rubel Silber Trinkgelder dahin zu befördern versprach. Der Platz kostet zwanzig Rubel Silber; der Beamte, der die Plätze austheilt, muß jedoch einen bis fünfzehn Rubel Silber Trinkgelder erhalten. Wir bestiegen den großen altmodischen Wagen, die Diener vornauf, wir im Coupee und der Postillon nahm seinen Platz vorn auf der Kurbel der Deichsel. Aber welch ein Postillon! Der Bursche hatte eine lange zerrissene und geflickte Kutte an und trug auf dem Kopfe eine spitze, persische Mütze, aus der sein langes schmutziges, ungekämmtes Haar auf die Schultern herabfiel. Nachdem er aufgestiegen war, stieß er einige gellende Laute aus, die hier statt der Peitsche wirken, und fort eilten die kleinen, jämmerlich aussehenden Thiere die Straßen von Moskau entlang, durch das geschmacklose, unter Katharina II. erbaute rothe Thor und in scharfem Trab, mindestens eine Stunde lang, durch die Vorstädte. Ungeheure palastähnliche weiße Gebäude war das einzig Auffallende, das uns hier begegnete. Sie enthalten Mädchen- und Knabenschulen, von denen die ersteren unter der Protection der Kaiserin stehen. Unsere Pferde bewiesen eine große Ausdauer und als wir endlich das schlechte Pflaster hinter uns hatten und auf die Landstraße gelangten, gingen sie aus ihrem Trab in Galopp über und

fort flogen wir mit einer Geschwindigkeit, die bei dem guten Wetter, dessen wir uns zu erfreuen hatten, in die heiterste Laune versetzte. Wir legten auf diese Weise in einer Stunde — bei freilich ebenem und leidlich gutem Wege — siebenzehn Werst, fast $2\frac{1}{2}$ deutsche Meilen zurück.

Anfänglich war die Gegend kahl und öde, manchmal durch kleine Tannenwälder oder hier und da durch Dörfer unterbrochen, die aus dreißig bis vierzig rohen Holzhütten auf jeder Seite der Straße bestanden. Diese Hütten waren sämmtlich ganz gleich und die einzige Auszeichnung des kaiserlichen Posthauses bildete ein häßlicher Doppeladler, der auf einen rohen Holzpfahl gemalt war.

War an einer solchen Station unser vortrefflicher Conducteur nicht ganz mit Postillon und Pferden zufrieden und hatte sich die Ankunft des Wagens um fünf bis zehn Minuten verspätet, so nahm der Conducteur ohne Weiteres einen Ochsenziemer und schlug dem Postillon mehrmals damit über Rücken und Hals, welche Abstrafung für die nächfolgende Station dann in der That sehr zu unserm Vortheil wirkte.

Abends um zehn Uhr machten wir in einem Dorfe Halt, wo effectiv nichts zu haben war als kochendes Wasser. Da wir übrigens auf solche Zwischenfälle vorgesehen waren, so packten wir unsere Vorräthe aus und bereiteten selbst unseren Thee. Nach kurzer Rast ging es in der Nacht weiter. Die Gegend war wieder einförmig und wir bemerkten hier und da Kosakenposten, die an der Landstraße bivouakirten. Sie hatten ihre Lanzen in die Erde gesteckt und die Pferde daran festgebunden, daneben brannte ein Wachtfeuer, um das die bärtigen Söhne der Steppe sich gelagert hatten.

Um zwölf Uhr des andern Tages kamen wir in Wladimir an, woselbst Mittag gemacht wurde. Das Essen, welches man uns vorsetzte, war nicht ganz schlecht; Geschirr und Bedienung jedoch nach deutschen Begriffen unaussprechlich schmutzig. Das Einzige, was man selbst in den kleineren Städten Rußlands gut bekommt, ist das Brot, und sonderbarer Weise sind alle Bäcker, sowie alle Apotheker in Rußland — nur Deutsche.

Nach einer Stunde Aufenthalt ging es wieder weiter und obgleich diese Gegend für das Paradies Rußlands gehalten wird, weil das Feld bebaut ist und üppige Wiesen umher liegen, so fanden wir dennoch den Weg wegen seiner Einförmigkeit höchst langweilig und durchaus nicht paradiesisch.

Abends um neun Uhr kamen wir in Wäsnicki an. Dieser Ort liegt in einem reizenden Thale von umliegenden Bergen geschützt, wodurch ihn sein mildes Klima ganz besonders auszeichnet. Außerdem aber ist dieser Ort durch zwei bedeutende Erwerbsquellen bekannt; einmal durch große Leinwandwebereien und dann durch bedeutende Kirschengärten, welche Eigenthum der Stadt sind. Während der Zeit der Reife werden dann auch öffentliche Wachtthürme von Holz in den Anlagen erbaut, auf denen Tag und Nacht ein Wächter die Früchte nicht nur gegen Diebe, sondern auch gegen die zudringlichen Sperlingsschaaren schützt. Von den Wipfeln sämmtlicher Bäume gehen nämlich Bindfäden nach dem Wachtthurme und sobald Sperlinge sich auf einen Baum niederlassen wollen, zieht der Wächter an dem entsprechenden Bindfaden und erhebt dabei ein lautes Geschrei, wodurch die zudringlichen Gäste verscheucht werden. Im Jahre 1855 wurden ungefähr 1300 Centner Kirschen in den Gärten von Wäsnicki gewonnen.

Als wir am dritten Tage Morgens gegen sechs Uhr im Postwagen aufwachten, erblickten wir nach kurzer Zeit am Horizont im Osten eine Bergkette und meine Freunde erklärten mir, daß an ihrem Fuße die Oka sich in die Wolga ergieße und das Ziel unserer Reise liege.

Bald traten die Berge deutlicher hervor und wir konnten bereits einzelne Gebäude hier und da auf denselben erkennen. Die Bergkette ist fünfhundert bis sechshundert Fuß hoch.

Immer näher kamen wir dem Ziele unserer Reise; weiße Mauern, Klöster und Kirchen zeigten sich auf der Höhe des Berges und bald erblickten wir am rechten Ufer der Oka, da wo sie sich in die Wolga ergießt, das alte Nischni-Nowgorod mit seinen weißen Häusern, Thürmen und Kirchen. Am diesseitigen, dem linken Ufer der Oka liegt während der Meßzeit die sogenannte Kaufmannstadt, wo alle Kaufleute von Alt-Nischni während der drei Monate Meßzeit ihren Aufenthalt nehmen. Wir fuhren zuerst in die Kaufmannstadt ein und gelangten sodann über die große Schiffbrücke nach dem eigentlichen Nischni-Nowgorod, woselbst wir im besten Gasthofe, dem Moskowski-Tractir abstiegen. Die Einrichtung unserer Zimmer war äußerst einfach. Betten findet man in keinem russischen Hôtel, da diese der Reisende stets selbst mit sich führt. Wir waren denn auch mit Pelzen, Röcken, Kissen, Decken u. s. w. reichlich versehen. Waschtische und Toiletten-Utensilien gehörten zu den frommen Wünschen. Etwas, was jedoch in keinem Gastzimmer in Rußland fehlt, fand sich denn auch, trotz der übrigen mangelhaften Einrichtung, richtig vor. In jedem Zimmer stand ein großer Heiligenschrank. Die Heiligenbilder verfolgen den Reisenden auf jedem Schritte. An jedem Hause, an jeder Straßenecke, in jeder Amtsstube hängen Heiligenbilder; dazu kommt eine unendliche Anzahl allezeit offener Kirchen und Kapellen auf Weg und Steg, und da der fromme Russe als einzige religiöse Uebung die Pflicht hat vor jedem Heiligenbild eine Verbeugung und vor jeder offenen Kirche einen Kniefall zu ma-

chen, so kann man sich denken, wie anstrengend die Frömmigkeit dort ist und welche schwierige Aufgabe es sein muß, sich im Rufe eifriger Gottesverehrung zu erhalten. —

Der Wirth besorgte einen Diener für jedes Zimmer und wir richteten uns so gut es gehen wollte ein. Nachdem wir uns umgekleidet und von der Reise etwas erholt hatten, gingen wir über die Brücke nach der Kaufmannstadt, weil daselbst während der Messe Polizei, Paßbureau und Post sich befinden. Es war uns bemerkt worden, daß wir uns sogleich beim Polizeipräfecten zu melden hätten und wir beeilten uns, ihm unseren Aufwartungsbesuch zu machen. Der Präfect, ein früherer Gardeofficier, empfing uns auf sehr zuvorkommende Weise, und nachdem wir uns eine Zeit lang französisch mit ihm unterhalten, ihm den Zweck unsrer Reise mitgetheilt und die Anerbietung seiner Dienste dankend entgegen genommen hatten, wobei wir mit ihm aus türckischen Pfeifen rauchen mußten, begaben wir uns in das Paßbureau und richteten eine Bittschrift an den Gouverneur, worin wir um die Gunst baten, uns in Nischni aufhalten zu dürfen. Bald darauf erhielten wir unter verschiedenen Formalitäten diese Erlaubniß. — Das Hauptgebäude der Kaufmannstadt bildet die Residenz des Gouverneurs, ein großes, ganz aus Stein errichtetes Haus, in dessen oberen Räumen sich die Polizeibureaux nebst der Post befinden, während der untere Theil den Bazar enthält, in welchem hauptsächlich von Armeniern und Tscherkessen Seidenwaaren, gestickte Teppiche, wollene Stoffe und Waffen feil geboten werden.

Die eigentliche Fronte des Hauses geht nach der Oka und hat das schöne Panorama von Alt-Nischni mit seinen Klöstern und Kirchen auf dem jenseitigen Ufer vor sich. Von der Rückseite des Hauses überschaut man zuerst zwei Reihen Kaufhallen, die massiv aus Stein gebaut sind und zwischen denen eine Allee von armseligen Bäumen zu einer großen griechischen Kirche führt. Gleichlaufend mit den Kaufhallen finden sich noch zwei Reihen Holzbuden, welche sich ebenfalls bis zu der vorerwähnten Kirche erstrecken. Rechts und links von der Kirche sind Hallen im chinesischen Geschmack erbaut. Dort entladen nach dreimonatlicher Reise die von Kiachta, dem russichen Handelsplatz an der chinesischen Grenze, kommenden Carawanen ihre Theeladungen und von dort wird der Thee durch Kaufleute aus Moskau aufgekauft und über ganz Rußland verbreitet.

Zur rechten Hand von der genannten griechischen Kirche befindet sich auf einer kleinen Anhöhe ein armenisch-unirtes Gotteshaus, und auf der linken Seite blinkt von einer Moschee der türkische Halbmond den gläubigen Sunniten und Schiiten, welche aus Tataren, Kiwesen und Bolaresen bestehen, entgegen, und zeigt ihnen den Ort, wo sie am Freitage ihrem Gottesdienste obliegen. Die Perser haben ihre eigene Moschee in einem andern Theile der Stadt. Alle diese Gebäude sind im Winter gänzlich verödet und leer, und der größte Theil der Kaufmannstadt wird überhaupt in jedem Frühjahre neu errichtet, um im Herbste, wenn die Messe vorüber ist, wieder eingerissen zu werden.

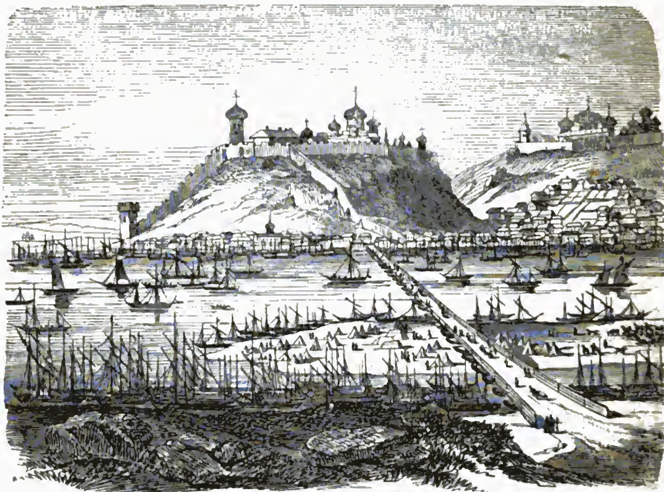
Zwischen Alt-Nischni und der Kaufmannstadt, auf einer Sandinsel, in der Nähe des Zusammenflusses der Oka und Wolga waren ebenfalls eine große Anzahl Buden und Zelte errichtet und dies ist der Ort, wo die Geschäfte in Eisen vom Ural abgeschlossen werden.

Der Abend im Bazar und in dessen Umgebung bietet das bunteste und belebteste Bild, das man sich denken kann. Da sieht man Tataren, die aus Kasan und dessen Umgegend kommen, in buntseidenen Gewändern, und mit Pelz verbrämten, turbanähnlichen Mützen; Perser, in dunkler Tracht, mit hohen, zuckerhutähnlichen Hüten und rothgeschminkten Fingernägeln. Langsam und schweigend schreiten sie einher und wo sie Bekannte erblicken, da neigen sie sich ernst begrüßend, mit über der Brust gekreuzten Armen. Als Gegensatz zu ihnen schreiten die Tscherkessen in bunter Tracht mit muthig blitzenden Augen umher, jeder den silbernen Dolch an der Seite. Weiter sieht man langbärtige Armenier in schwarzer mit Silber verbrämter Tracht, mit lang aufgeschlitzten Aermeln, und zwischen durch schreitend die Bewohner aller Gegenden des russischen Reiches mit ihren langen Bärten und den kleinen Hüten. Auffallend wenig Weiber sind uns in den ersten Tagen unsres Aufenthaltes begegnet und diese wenigen waren sämmtlich häßlich und von der niedersten Classe, die aus der Stadt und von der nächsten Umgegend ihre abenteuerlichen Zwecke verfolgten. Die auffallendste Tracht war jedenfalls unsere eigene und wo wir gingen oder standen, zogen wir die allgemeine Aufmerksamkeit auf uns.

Sobald es finster zu werden begann, wurden die Läden geschlossen und die geschäftige Welt suchte in den geselligen Vergnügungen ihre Erholung. Die Tractire leuchteten alsdann im hellsten Glanze, wobei der langröckige, bärtige Wirth, und um ihn her eine Schaar ganz schneeweiß gekleideter, bärtiger Kellner an der Thüre standen und die Vorübergehenden zum Eintreten einluden. In jedem Wirthshause vernimmt man alsdann Musik und Gesang. Hier hat sich eine Gesellschaft Tiroler eingefunden und wohlbekannte deutsche Klänge wecken die Erinnerung an das Vaterland in nicht eben anziehender Weise. Dort brüllt eine russische Nationalsängerbande ihre unendlich langen, eintönigen Gesänge und ruft die Gegenwart und den Ort, wo wir uns befinden, auf sehr unangenehme Weise in's Gedächtniß zurück. Auch

Harfenmädchen aus den deutschen Ostseeprovinzen und Polinnen, die ihre Nationalgesänge vortragen, verirren sich bis dahin. Unter allen diesen Productionen waren mir allein die Zigeunerbanden, welche meist aus acht bis zwanzig Mädchen und Frauen, und vier bis acht Männern bestehen, interessant. Die Weiber sitzen gewöhnlich im Halbkreis, wobei die schönsten voran ihre Plätze haben. Die braunen Bursche stehen hinter ihnen. Wenn die Production beginnt, so stimmt eines der Mädchen eine eintönig melancholische Weise an und von Zeit zu Zeit fallen alle wild schreiend im Chor ein. Plötzlich wird dann Alles still, bis eine zweite von Neuem beginnt, wobei jede die vorhergehende im Schreien zu übertreffen sucht. Der Chor fällt dann immer entsprechend ein, und so steigert sich der ganze Gesang bis zu einem wilden Brüllen. Dann plötzlich springen zwei Mädchen auf und hüpfen in steifer Haltung nach vor- und rückwärts, wobei sie den Körper in höchst unschöner Weise hin und her neigen. Der Gipfelpunkt dieses Tanzes, der fortwährend von der Musik und dem eigenthümlichen wilden Gesange begleitet ist, wird durch eine Scene gebildet, in welcher einer der Bursche mit dem Säbel nach einer der Tänzerinnen schlägt und diese in vielfachen Wendungen den Streichen auszuweichen sucht. — Neben diesen Privatproductionen spielt noch eine Militair-Musikbande im Bazar. Ihre Leistungen sind jedoch so sehr unter allen civilisirten Begriffen, daß es ganz unmöglich ist, sie demjenigen zu schildern, der nie das Unglück gehabt hat sie anzuhören.

Den herrlichsten Ueberblick auf die Umgebung hat man vom Kreml in Alt-Nischni. Ein Kreml ist ein großes Kloster, um welches Vertheidigungsmauern gezogen sind und das gewöhnlich die erste Veranlassung zur Anlage einer Stadt gab. Das Wort selbst bedeutet soviel wie Burg, und zu Nischni befinden sich die Regierungsgebäude im Kreml. — Die ungeheuere Ebene, die sich nach Osten hin ausdehnt, ist theilweise mit Laubwäldern bedeckt, theilweise liegen verstreut Flecken und Klöster umher. An der Wolga entlang zieht sich eine schöne Hügelkette und auf dem Strome selbst liegen Hunderte von buntbemalten Schiffen mit hohen Schnäbeln und grellfarbigen orientalischen Flaggen geschmückt. Kahlköpfige, in Lumpen eingehüllte Tataren arbeiten auf diesen Schiffen in buntem Gewimmel und zwischendurch fahren lange schmale Dampfschiffe („Piroskaff“ genannt). Die Brücke über die Oka ist meistens ganz mit Karren und langen Steppenwagen bedeckt. Letztere bestehen einfach aus vier weit auseinander stehenden und nur durch rohe Stämme verbundenen Rädern, auf welchen ein Korb befestigt ist, der oft für Monate



Ansicht von Nischni-Nowgorod.

lang ganzen Familien von Steppenbewohnern mit ihrem Hausstand und ihrer Habe als Aufenthalt dient. Die einfache Construction erleichtert bei vorkommenden Unfällen die Ausbesserung, da der nächste junge Baum als Ersatz für die gebrochenen Bestandtheile dient.

Die erste Budenreihe, wenn man von Alt-Nischni über die Brücke in die Kaufmannstadt kommt, dient den Branntweinbrennern als Niederlage und man trifft dort außer allerhand Spirituosen auch Krim'sche Rothweine, die in der That gar nicht übel und dem Burgunder sehr ähnlich sind. Der Preis dafür beträgt etwa einen halben Thaler die Flasche. Hat man diese Niederlage durchwandert, so gelangt man auf einen großen freien Platz, den Pferdemarkt. Auf diesem sind oft 5 bis 10,000 Stück Pferde, meist von sehr kleiner Raçe vorhanden; hauptsächlich sind es die Kirgisen, welche diesen Handel in Händen haben. Einzelne Pferdebesitzer unter ihnen treiben mit ihren Knechten manchmal Heerden von 500 bis 3000 Stück durch die weiten Steppen zur Messe, woselbst dann ein zwar ziemlich rohes aber kräftiges junges Pferd bei einiger Ueberfüllung des Marktes zu zehn Rubel Silber zu haben ist. Eingerittene Kosakenpferde kosten von zwanzig bis sechzig Rubel Silber.

Nahe bei diesem Pferdemarkt senkt sich das Ufer nach der Wolga hinab, auf welcher eine Unzahl von tatarischen Böten und Kähnen liegen. Ein Kosakenwachthaus befindet sich an dieser Stelle und ist gerade hier eines komischen Umstandes wegen besonders nothwendig. Es finden nämlich hier alljährig große Prügeleien statt zwischen den Tataren und Schneidergesellen, die sich seit unvordenklichen Zeiten blutig hassen.

Die Hauptgeschäfte, welche auf der Messe in Nischni stattfinden, bestehen im Einkauf von Thee, wofür die Kaufleute von Kiachta Tuchwaaren mit zurücknehmen. Die Perser kaufen Droguerien, Cochenille, Farbewaaren, und eine Sorte buntgemalter Holzkoffer, welche den Hauptschmuck der persischen Wohnungen bilden. Sie führen dagegen hauptsächlich Seide ein. Einen andern großen Handelsartikel bilden die Rauchwaaren und Häute, welche hauptsächlich von den Tataren eingebracht werden. Diese führen von Kasan und anderen Plätzen Tausende von trockenen Ochsen-, Pferde-, Schaaf- und Kameelhäuten ein, und man kann die Vorräthe auf dem sandigen Ufer in haushohen Lagern aufgehäuft sehen. Auch die Einkäufe in grauen Eichhornfellen, Zobel-, Marder-, Bären- und braunen und schwarzen Fuchsfellen sind ganz erstaunlich. Die großen Bestellungen, welche die Kaufleute in Moskau in Rauchwaaren erhalten, werden hier auf dem Markte ausgeführt, und wenn Käufer und Verkäufer über den Preis einig geworden sind, so wird erst über die Zinsvergütung gehandelt, welche erstere vergüten müssen, da die Verkäufe gewöhnlich auf zwölf Monate, von einer Messe zur andern, abgeschlossen werden. Man versicherte uns auf unsre Erkundigung, daß der Umsatz auf einer derartigen Messe im Allgemeinen sich auf dreihundert Millionen Silberrubel belaufe.

Wir traten auf eine der Hütten, die sämmtlich von Holzrinden und trockenen Häuten errichtet sind, zu und fanden vor derselben auf einem prachtvollen Teppiche einen der bedeutendsten Händler, Hussein Jussuf, der von seinen Landsleuten als Khan betrachtet wird. Er war in einen gelb und rothseidenen Kaftan gekleidet, der reich mit Silber und Gold gestickt war und auf dem Kopfe trug er eine reich mit kostbarem Pelz verbrämte Mütze. Obgleich seine Augen etwas schief standen, so konnte man sein Gesicht doch schön nennen und ein Zug freundlicher Würde lag um den von spärlichem Bart umschatteten Mund. Als wir uns ihm näherten, kniete sein etwa zwanzigjähriger Sohn gerade vor ihm und wusch ihm die Füße; eine Scene echt patriarchalischer Art. Hussein Jussuf nahm uns sehr freundlich auf und führte uns in seine Hütte, wo wir eine Pfeife von ihm annehmen mußten. Das Innere der Hütte konnte leicht alte Erinnerungen aus den orientalischen Märchen von „Tausend und einer Nacht" zurück rufen, so bunt und reich waren die Teppiche und Polster, welche sich darin fanden.

Wir beschränkten jedoch unsere Nachforschungen und Beobachtungen nicht bloß auf das Innere der Stadt und das daselbst stattfindende Treiben, sondern besuchten auch die Umgegend und richteten unsere Wege hauptsächlich nach den umliegenden Hügeln und Bergen. Ein sehr schöner Weg führt am Ufer der Wolga bis zum Fuße eines Berges, auf dessen Gipfel der Thurm einer Kirche steht, während diese selbst mit den dazu gehörigen Klostergebäuden am Fuße des Berges liegt. Die Sage erzählt, das Kloster sei vom Berge heruntergerutscht; der gewöhnliche Gebrauch, daß die Thürme in Rußland stets abgesondert vom Schiff der Kirche gebaut werden, raubt dieser Sage jedoch leider gleich alle Wahrscheinlichkeit wieder. Die Klostergebäude, es war ein Männerkloster, erwiesen sich im Innern derart unreinlich und von einer so schlechten Luft erfüllt, daß wir darauf verzichteten, sie näher in Augenschein zu nehmen. Der hübsche Klostergarten bot dagegen einen erheiternden Spaziergang, obgleich seine Anlage weder von besonderer Sorgfalt noch von feinerem Gefühl zeugte.

Da Nischni an der Hauptstraße vom Innern Rußlands nach Sibirien liegt und die Transporte der Verbannten sämmtlich die Oka-Brücke passiren müssen, so trafen wir oft auf einzelne

Abtheilungen dieser Unglücklichen. Den Vortrab bildeten dann ein Dutzend mit guten Flinten bewaffnete Soldaten, dann folgten die Verbannten, Frauen und Männer, theils barfuß und in Lumpen, theils auch gut gekleidet, meist jedoch rohes Volk, mit trotzig frechem Ausdruck in den Gesichtern, so daß man sich bei dem Gedanken, sie aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen zu wissen, eines Gefühls der Erleichterung nicht erwehren konnte. Einzelne freilich schienen mehr gegen menschliches als göttliches Gebot gesündigt zu haben und erweckten durch den Ausdruck des Kummers in ihren Zügen das tiefste Mitleid. In der Mitte des Zuges fuhren mehrere einspännige Wagen, auf denen die wenigen armen Habseligkeiten der Wandernden aufgepackt waren. Soldaten schlossen den Zug. So ziehen sie monatelang dahin, um für immer das Ziel trostloser Oede zu erreichen und glücklich möchte man diejenigen unter ihnen preisen, deren stumpfsinnige Gleichgültigkeit kein Mitleid mit ihrem Schicksale aufkommen läßt.

Unter den Besuchern der Messe trafen wir auch einige von jenen Deutschen, deren Voreltern aus Würtemberg vor beinahe hundert Jahren als Colonisten einwanderten und die etwa sechshundert Werst südlich von Nischni an der Wolga wohnen. Ungefähr 150,000 Seelen leben dort in hundert Colonien eingetheilt und fühlen sich sehr zufrieden und glücklich unter den Vorrechten, welche seit ihrer Einwanderung ihnen zugestanden sind. Dankbar erzählten sie, daß die russische Regierung die Versprechungen, welche die Kaiserin Katharina ihren Voreltern gab, um sie zur Auswanderung zu vermögen, ihnen stets getreu gehalten habe. Ihre Vorrechte bestehen darin, daß sie nichts mit russischer Justiz zu thun haben, sondern nur ihrem eignen, vom Kaiser eingesetzten Oberrichter verantwortlich sind. Außerdem haben sie keine Soldatenpflicht und bezahlen außer einer Kopfsteuer von $3\frac{1}{2}$ Rubel Silber keine Abgaben. Sie dürfen sich reformirte und evangelische Geistliche und Schullehrer halten und es steht ihnen das Recht zu, sich in streitigen Fällen direct an den Kaiser zu wenden. Alle diese Colonisten sind sehr wohlhabend und da sie den eingeborenen Russen gegenüber stolz auf ihre Privilegien sind, so bleiben sie jenen größtentheils fern und vermischen sich selten mit ihnen. Die Hauptstadt ihrer Colonie ist Sarepta.

Auch die Kirchen in Nischni versäumten wir nicht zu besuchen, obgleich die Anwesenheit während des Gottesdienstes durch den Umstand, daß sämmtliche Andächtige stehend ihre Frömmigkeit beweisen, in den griechisch-katholischen Kirchen nicht eben bequem ist. Nur sehr hochgestellte Damen, die sich in interessanten Umständen befinden, dürfen sich während des Gottesdienstes einen Stuhl bringen lassen. Die kleine lutherische Kirche in Nischni, in welcher deutsch gepredigt wurde, war für die einheimischen und fremden Deutschen bestimmt, und wurde, wie überall, von den Bäckern, Apothekern und Beamten aus den Ostseeprovinzen fleißig besucht.

Sehr unangenehm war mir der Umstand, daß ich, der russischen Sprache fast gar nicht mächtig, ohne Beihülfe meiner Freunde mich durchaus nicht verständlich machen konnte. Rechnet man dazu, daß wir fast die einzigen nach der Pariser Mode gekleideten Menschen in Nischni waren und selbst für Geld viele nothwendige Bequemlichkeiten nicht erlangen konnten, so wird man es begreiflich finden, wenn mich oft ein Gefühl trostloser Verlassenheit beschlich. Manchmal freilich gab es auch Scenen, die mich herzlich lachen machten, wenn ich mich mit den Dienern und Wärtern abmühte, dies oder jenes zu erlangen. So wünschte ich unter anderem, als ich eines Abends allein zu Hause war, ein Ei zu haben, und konnte nach vielen Versuchen mich dem Kellner nur dadurch verständlich machen, daß ich selbst pantomimisch ein Huhn darzustellen suchte und dabei möglichst verständlich gakerte. Darauf verstand mich der Diener richtig, lachte und brachte mir das Gewünschte.

In der Wahl und Zubereitung der Speisen fand ich viel Abweichendes von unsern Gebräuchen. Besonders fremd erschien mir ein sehr gebräuchliches National-Getränk, welches aus gegohrenem Brot besteht, mit Wasser, Aepfel- oder Johannisbeerwein vermischt, und Quas genannt wird.

Auch ein Theater befindet sich in Nischni und wir hatten Gelegenheit ein Beispiel der Universalität Shakspeare's, durch eine Darstellung des „Hamlet" in russischer Sprache kennen zu lernen. Die Aufführung zeigte uns die russische Schauspielkunst auf einer Stufe, von der man sich in Deutschland schwer einen Begriff machen kann. Nach dem Hamlet gab man eine Posse, die mir als Uebertragung von „Lorenz und seine Schwester" erschien. Die darin vorkommenden derben Späße riefen das wiehernde Beifallsgeschrei der Galerie wach — tout comme chez nous.

Wir begegneten auch mehrmals dem Gouverneur von Nischni bei seinen Ausfahrten. Sein Wagen war alsdann stets mit vier Pferden in der Breite bespannt, von denen die mittleren im Trab zogen, während die beiden anderen rechts und links frei galoppirten. Zwei Officiere sprengten dem Wagen voran und eine Escorte Kosaken begleitete ihn. Wo sich der Gouverneur zeigte, wurde er mit tiefen Verbeugungen begrüßt und einmal bemerkten wir, daß ein wachthabender Unterofficier bei der Verbeugung das Kreuz schlug. Als wir ihn frugen: „Nun Väterchen, weshalb schlägst Du das

Kreuz?" antwortete er: „Ich segne mich, daß er mich in Ruhe läßt."

Bei unsrer Abreise von Nischni erlitten wir noch einen unangenehmen, aber für die Kenntniß der dortigen Zustände nicht uninteressanten Aufenthalt. Wir mußten nämlich, um nach dem Posthause in der Kaufmannstadt zu gelangen, die Brücke passiren und der Kutscher fuhr dabei in schnellem Trab, was nur der Edelmann wagen darf. Kaum gelangten wir an das Ende der Brücke, als der Unterofficier von der Kosakenwache dem Kutscher Halt gebot und ihn sogleich arretiren ließ. Wir selbst hätten ruhig weiter gehen können, da nur der Kutscher dem Gesetz verfallen war. Trotzdem stiegen wir jedoch sogleich aus und meine beiden Freunde verlangten augenblicklich den Officier der Wache zu sprechen. Unser armer Kutscher zitterte wie Espenlaub, denn er wußte, welche Strafe auf sein Vergehen gesetzt war. Der Officier, so wurde uns gesagt, war nicht gegenwärtig. Wir verlangten jedoch Aufschub, begaben uns zum Polizei-Obersten und begehrten dort augenblicklich Audienz. Die Sache war bald beendet. Da der Polizei-Oberste mit dem Vater des einen meiner Freunde persönlich bekannt war, so bestätigte er nicht nur dessen Berechtigung zum Trabfahren, sondern als Beweis seiner Aufmerksamkeit ließ er dem Unterofficier einen derben Verweis geben und den armen Kosaken, der auf Befehl seines Vorgesetzten unsern Wagen angehalten hatte, zu fünfundzwanzig Stockprügel verurtheilen. Wir erkannten zwar die Zuvorkommenheit in diesem Urtheil dankbar an, baten aber um Begnadigung für die Verurtheilten und setzten unsere Fahrt weiter fort.

Der ganze Vorfall war dadurch herbeigeführt worden, daß mein eigener großer Bart die Veranlassung zur Mißachtung des Ranges meiner Freunde gegeben hatte, da bekanntlich kein russischer Edelmann einen Bart trägt. Der arme Kutscher wollte aus Dankbarkeit, da er durch unsere Verwendung von der Strafe befreit worden war, durchaus keine Bezahlung von uns annehmen.

Auf einer steirischen Alm.

Von K. Weinhold.



An einem schönen Augustmorgen stiegen wir von dem Markte Aflenz in Obersteier zu der Alm hinauf, welche den Bürgern des Ortes als Gemeindeweide gehört und daher Burgeralm heißt. Sie lehnt sich an den mächtigen Hochschwab und ist vielleicht nur tausend Fuß niedriger. Jedenfalls ist sie eine der anziehendsten in Steiermark durch die wunderbar gewaltige Aus- und Einsicht in das Berg- und Klippenmeer ringsum; lohnt es sich doch schon wegen der jäh abstürzenden „Windgrube" sie zu besteigen, einer grünen Schlucht zwischen hohen Felswänden, in der ganze Rudel von Gemsen zuweilen grasen.

Wir kamen rasch genug hinauf. Der schöne Wald ward niedriger und zeigte abgestorbene silberfahle Stämme; die Blumen der höheren Regionen begrüßten uns, und endlich schritten wir durch Felsen auf die kahle grünbraune Fläche, die zwischen höheren Gipfeln gelegen die Schweigereien enthält.

Auf der Burgeralm sind etwa funfzehn Schweigereien zusammengebaut, und man sieht von dort aus mehr solcher zusammenstehender Alpenhütten, während es anderwärts nur Einzelalmen gibt. Diese Dörfchen sind aber nur von Mägden bewohnt, denn ein männliches Wesen kommt nur vorübergehend hinauf. Die Schweig wird in Steiermark allein von weiblichen Händen besorgt.

Die Ochsenweiden sind von den Kuhweiden ganz abgesondert und werden von ein oder zwei Haltern (Hirten) beaufsichtigt. Auf umzäunten niedrigeren Alpenstrecken oder in den Gräben (Thälern, Schluchten) weidet das zur Nachzucht bestimmte Hornvieh und die jungen Pferde ohne irgend welche Hut.

Das Leben der Brentlerinnen oder Schweigerinnen *) ist gar mühevoll, und doch freuen sie sich schon den ganzen Winter darauf und reden noch in späten Jahren, wenn sie längst

*) In Steiermark kommen beide Namen, Schweigerin und Brentlerin, vor; in den angrenzenden österreichischen Alpen nur Schweigerin. Die Brentlerin ist von der Beschäftigung mit den Milchgefäßen (Brenten) wahrscheinlich

nicht mehr zur Alm fahren, mit Entzücken davon. Es ist der Reiz der Abgeschiedenheit von der übrigen Welt, der Zauber dieser hohen ernsten Berge, die Selbständigkeit, in der sie nothwendig durch Monate sich hier oben bewegen, was ihnen das einsame und gefährliche Leben so lieb macht.

Je nach der Höhe der Alpen ist die Zeit des Auftriebs verschieden. Auf den milderen geschieht es schon Ende Mai, auf den rauheren erst Ende Juni, den Tag vor Peter Paul. Hier erfolgt auch der Abtrieb schon den Tag vor Mariä Geburt (7. September), während auf den andern das Vieh bis Ende September oben bleibt.

Der Auftrieb geht ohne Feierlichkeit vor sich. Mit dem Stier, der allgemein Jodl heißt, mit den Kühen, Geißen, Lämmern und Schweinen zieht die Schweigerin hinauf und nimmt von der Schweigerei Besitz. Dieselbe besteht aus dem Stall für das Vieh, dem Pfarer oder Trempel, neben dem sich eine Umzäunung für die Schweine sammt dem Koben findet, und aus der Hütte. Diese zerfällt in drei Theile. In der Mitte ist das Vorhaus, worin ein Tisch mit Bänken an den Seiten und das hohe, aber enge Bett der Schweigerin sich befindet, über dem die Decke sehr nahe liegt. Durch eine Lucke gelangt man auf den Boden. Links vom Vorhaus liegt die Küche, rechts der Kasten, das heißt die Vorrathskammer, wo die Erzeugnisse der Viehwirthschaft und die etwaigen anderen Lebensmittel aufbewahrt werden. Aus dem Kasten führen ein paar Stufen in eine kellerartige nach außen sich erstreckende Grube, die mit einem Bretterdache überdeckt ist und ebenfalls als Milch- und Schottenkammer dient. Alle diese Bauten sind aus roh behackten Baumstämmen zusammengefügt und mit Brettern oder Schindeln gedeckt. Ein kleiner, schiefer, hölzerner Rauchfang ragt aus dem Dache hervor. An der Thürseite der Hütte sind meistens die Milchgefäße außen wie in einem Topfbrette aufgestellt. Uebrigens ist Reinlichkeit keine Tugend der Brentlerinnen. — Auf Alpenweiden, welche reicheren Graswuchs haben, stehen noch besondere Stadel, in welchem das Heu bis zum Schneefall aufgesammelt wird. Es wird dann zu Schlitten hinabgeschafft, was zu Wagen unmöglich wäre.

Bei gutem Wetter weidet die Schweig draußen auf der Alm, von dem Jodl begleitet und von der Vorgeherin, der besten Glockenkuh, geführt. Wenn es aber wettert und stürmt, muß das Vieh in dem Stalle bleiben und die Schweigerin hat das Futter auch für den Tag herbeizuschaffen. Da steigt sie nun mit der Sichel auf den gefährlichsten Rändern und auf jähen Klippen herum, um das spärliche Gras zu schneiden, oder sie muß stundenweit in tiefe Gräben gehen. Es ist ein schwerer Dienst, der schon Hunderten das Leben kostete und keine idyllische Schönheit duldet. — Das gesammelte Gras tragen sie entweder nach Landessitte auf dem Kopfe heim, wo sie Lasten von über einem Centner fortschaffen, oder führen es in kleinen Karren nach sich.

Zum melken werden die Kühe durch das Juchezen oder Hallezen der Schweigerinnen herbeigelockt. Mit ihren Glocken läutend steigen sie zu den Hütten herab und nehmen begierig das Salz, das ihnen hierbei gegeben wird.

Die Brentlerin hat mit dem täglichen Gewinne an Milch genug zu thun. Dieselbe wird theils verbuttert, worauf der Vorrath alle vierzehn Tage oder vier Wochen in den Bauernhof hinabgeschafft wird, wo man die Butter (den Butter) zu Schmalz siedet; theils wird Schotten und Topfen und Käse daraus bereitet.

Schotten und Topfen werden in Steier und Oesterreich nur aus saurer Milch gemacht. Der Schotten wird im Kessel gekocht und fortwährend dabei umgerührt oder geschlagen (daher sein Name) damit er recht fein werde. Es kommt Salz hinzu. Der steirische Schotten ist feiner als der österreichische. Der Topfen wird nicht gekocht, sondern die saure Milch wird nur in Häfen auf warme Herdstellen gesetzt, bis sie zusammengegangen ist, dann wird sie in Tücher geschüttet und aufgehängt, damit alle Feuchtigkeit heraussickert. Ist die Masse ganz trocken, so ist der Topfen fertig. Aus Topfen, welcher in Kübeln im Rauch aufgehängt und der Fäule überlassen ist, macht man den Steierkäs. Derselbe ist grobkörnig, braungelb und von beißendem Geschmack; die Bauern essen ihn gern zum Wein. — Aus der besten süßen Milch wird der Käse gemacht.

Alle vierzehn Tage erhält die Schweigerin ihren Bedarf an Mehl und Brot aus dem Bauernhofe, oder holt ihn selbst in der Krechse herauf. Sonntags geht sie in die nächste Kirche; an größeren Feiertagen ist sie Gast bei ihrem Dienstherrn, während ein Kind oben das Vieh „hält“. Zuweilen zieht sie aber dem Gottesdienste den Minnedienst vor. — Samstags Abends nach vollbrachter Arbeit macht sich der „Bue“ der Schweigerin auf den Weg zur Alm; stundenlang steigt er in der finstern Nacht auf schmalem gefährlichem Steige, bis er endlich die Hütte erreicht, deren Thür ihm offen steht. Den andern Tag lebt das glückliche Paar im vollen Genusse der Vereinigung. Der Bub hilft seinem Dierndl bei der Besorgung des Viehs, sie kocht ihm einen fetten Almkoch und er hat ihr ein paar Semmeln und eine Kanne Meth mitgebracht. Wenn Abends die Kühe heimkommen, füttert er sie noch gemeinsam mit

benannt; indessen ist Brente für die Gefäße nicht mehr landsüblich. Die Schweigerin führt den Namen von der Schweig, der Kuhherde. Sennin ist in Steiermark und dem angrenzenden Oesterreich unbekannt.

der Geliebten, und dann macht er sich wohlgemuth auf den Rückweg. Mit lustigen Liedeln und weittönendem Jodeln wandert er durch die Finsterniß und freut sich auf den nächsten Samstag, wo sich das „schwawerchen“ (schweigwerken: auf der Schweig zu thun haben, zur Schweig fahren) wiederholt. — Als noch die Frohnen und Zehnten nicht abgelöst waren, ging in dem Sommer eine Gesandtschaft der Herrschaft durch die Alpen, um die „Bergmaut“ zu erheben. Dies war die Abgabe des Schweigertrags von einem Tage, welchen die steuerpflichtigen Alpenweiden geben mußten. Die Herrschaft war verpflichtet, sie selbst von Schweigerei zu Schweigerei einzuheben.

Die Krone des Brentlerinnenlebens ist der Abzug von der Alm. Schon lange vorher ist die Butter in große Strützel von fünfzig bis achtzig Pfund geformt worden, die nun mit bunten Waldbeeren, Tannenzweiglein und Bändern schönstens verziert werden. Manche drücken eine Form darauf, in welche ein Bild der ganzen Alm geschnitten ist: die Schweigerei mit der Schweigerin, dem Jodl, den Glockenkühen und allem Uebrigen sind kunstreich auf dieser Almbutter oder dem Almsatl (Traunthal, Ensthal) zu sehen. Den Tag vor dem Abtrieb ist der Bauer mit allen Seinen hinauf gekommen. Die Butterstrützel werden auf einen kleinen Wagen in Mitten des blank gescheuerten Lochgeschirrs aufgestellt; Tannenbäumchen und Gewinde verzieren den Wagen außerdem. Alles Glockenvieh sammt dem Jodl ist mit Alpenblumen, Baumgras (Tannenzweigen), Bändern, kleinen Spiegeln und allerlei Flitterwerk ausstaffirt; um die Hörner liegt den Vorgeherinnen ein Kranz von Almgrassicht (Eibenzweigen). Die Schweigerin selbst und die Dirne, die ihr etwa geholfen, legen ihr bestes Gewand an, und der Zug setzt sich in Bewegung: voran schreitet der Jodl, dann kommen die Vorgeherin und die anderen Glockenkühe (zuweilen hat die Vorgeherin den ersten Platz), dann kommt das Geltvieh, die Geiße, die Schafe, und zuletzt die Schweine. Den Beschluß macht der Wagen. Stolz schreitet die Schweigerin einher, sie hat den Kranz nicht verloren. Diejenige nämlich, welcher ein Stück Vieh verunglückte, darf keinen geputzten und fröhlichen Abtrieb halten; „da fahrt die Schwarze z'Haus“, wird ihr höhnisch zugerufen. Mit dem Busch von papiernen Blumen vor der Brust, naht nun die Schweigerin, der ihr Kranz nicht „hin worden“, dem Hofe. Alles eilt entgegen und sie vertheilt ein kleines in Schmalz gebacknes oder in Rahm gesottnes Gebäck, in Steier Pfödelkropfen,*) in Oesterreich Säuerlinge geheißen. Jeder, der beim Abtrieb half, hat auch einen „Buschen“ erhalten.

Nun ist die lustige Zeit vorbei; statt auf hohem Kogel sitzt die Schweigerin in der Spinnstube und sehnt sich den langen Alpenwinter hindurch nach dem Auswärts oder Loansing (Lenz), wo das Ausschlagen der Lerchenbäume und Buchen anzeigt, daß der Bauer Alles zum „Fahren“ richten lassen und die Buben auf die Alm schicken kann, damit sie die Hütte, den Stall und die Zäune ausbessern.

Uralte Hirtenbräuche unsres Volkes haben sich in den Alpen erhalten. Ein Forscher in alten Dingen kann auf der Alm mancherlei lernen. Von jenem Tage auf der Burgeralm zog ich nicht bloß unvergeßlichen Genuß aus Gottes hoher freier Welt, sondern brachte auch einige philologisch-antiquarische Notizen mit, die ein ehrlicher Germanist selbst beim Streifen durch Berg und Thal nicht entbehren kann.

Die singende Seele.

Eine Sage aus der Normandie.



An einem der Berge, welche die Gemeine von Corneuil begrenzen, stand vor langer Zeit eine kleine Hütte, die von Buchen und Eichen verdeckt war. Dort wohnte eine arme alte Frau, welcher der Himmel während eines Lebens, dessen Dauer sie nach Kümmernissen zählte, eine einzige Freude verliehen hatte. Dies war Martha, ihre Tochter, ein so reizendes Kind, daß man niemals etwas Liebenswürdigeres sehen konnte. Sie war heiter und aufgeweckt und wenn man sie so sah, schön, wie der liebe Gott sie geschaffen hatte, so würde man sie gern einmal fest in die Arme geschlossen haben, hätte man nicht befürchten müssen, sie zu zerbrechen. Diejenigen, welche ihr begegneten, es waren deren freilich nur sehr Wenige, hielten ihr Bild im Herzen fest, wie das Gesicht einer Heiligen des Himmels.

---

*) Pfödeln heißt in Obersteier ziehen, wandern; das Gesinde pfödelt: zieht um, wechselt den Dienst, wie man in Schlesien stürzen braucht, dessen älterer Begriff auch wandern, ziehen ist. Pfödeln ist auf ein mhd. pfeten zu bringen, einer Ableitung von pfat; vgl. schweiz. pfaten, agf. pädjan.

Das einfache und demüthige Mädchen hatte aber außer dem Reiz ihrer Schönheit noch einen weiteren Vorzug, der ein Geheimniß war, von welchem nur sie, ihre Mutter und die Einsamkeit etwas wußten. Dies war eine so reine, so süße und so umfangreiche Stimme, wie keine zweite auf der ganzen Erde zu finden war. Des Abends, nachdem sie ihre bescheidenen Arbeiten verrichtet hatte, setzte sich das gute Mädchen in die Nähe der kleinen Lampe und sang, mit einer Handarbeit beschäftigt, so schöne und fromme Lieder, daß die Engel im Himmel sich darüber freuen mußten. Dann blieb ihre Mutter ganze Stunden lang unbeweglich sitzen, ließ ihre Arbeit ruhen und lauschte den Melodien, die sich bis in's Unendliche verschlangen und wunderbar selbst übertrafen.

„Singe mein Kind!“ sagte die alte Frau, „so lange Du singst, wirst Du tugendhaft und darum glücklich sein.“

Sie täuschte sich, die arme Mutter.

Martha wurde siebenzehn Jahre alt, aber sie war zu arm, um sich zu verheirathen. Die Bursche des nahen Dorfes bewunderten zwar ihre Schönheit, aber sie wollten zur Gefährtin ihres arbeitsamen Lebens keine so zarte Blüthe wählen, die beim ersten Sturm verwelkt wäre.

Eines Tages war ihre Mutter ausgegangen; Martha hatte ihren Holzstuhl in den Schatten der Bäume vor ihre Hütte gestellt und setzte sich dahin, um zu spinnen. Die Luft war warm und weich, wie es im Mai zu sein pflegt, und während das Mädchen freudig die Düfte der Blumen einathmete, sang sie die schönsten Lieder. Bei jeder Strophe vermehrte sich die Kraft ihrer Stimme und der Umfang derselben grenzte an das Unglaubliche.

Wie groß war aber ihr Erstaunen, da sie, als sie geendet hatte, sich plötzlich von glänzenden Rittern umgeben sah, die von den reizenden Klängen herbeigezogen waren und die das Mädchen jetzt mit ihren Blicken verschlangen. Martha's Erstaunen verwandelte sich bald in Schrecken, als sie zwischen den Zuhörern den Grafen von Corneuil, ihren eigenen Gebieter bemerkte, einen der schrecklichsten und hartherzigsten Ritter des Landes.

Dieser flößte seinen Gefährten ein furchtsames Stillschweigen ein, warf jedoch selbst auf die arme Sängerin einen Blick, bei dem sie zitterte. Sie sang an diesem Tage nicht mehr. Des Abends als ihre Mutter zurückgekehrt war, frug diese, warum sie schweige.

„Liebe Mutter,“ sagte sie mit einer zärtlichen Umarmung, „ich habe Furcht!“

Sie wollte ihre Besorgniß der Mutter nicht mittheilen, um diese nicht zu ängstigen, obwohl sie besser daran gethan hätte, denn am folgenden Tage, um dieselbe Stunde, holten sie zwei Diener in Livree auf das Schloß ab.

„Gnädiger Herr!“ rief sie in Thränen, als sie den Grafen auf sich zukommen sah, „rettet mich! beschützet mich!“

„Du bist hier an einem sichern Ort, meine reizende Nachtigall, und ich nehme Dich gern unter meinen hohen Schutz.“ Indem er dies sagte, winkte er und die Diener ließen das junge Mädchen frei; als sie sich aber umsah, bemerkte sie, daß die Zugbrücke aufgezogen war.

„Seid gut, gnädiger Herr, führt mich zu meiner Mutter zurück!“

„Gern, mein Täubchen, aber unter einer Bedingung.“

„Nein! nein!“ rief sie aus, denn sie hatte es errathen.

Sie blieb gefangen. Man schloß sie in eine Erkerzelle ein, wie einen Vogel in seinen Käfig. Abends nahte sich der Graf voll böser Wünsche der Thüre des Gefängnisses. Er glaubte über das schwache Mädchen leicht triumphiren zu können, da sie keine andere Vertheidigung hatte, als ihr Gebet; aber plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen und lauschte unbeweglich dem bezaubernden Gesange, in welchem sein Opfer zur Madonna flehte. Als hätten die frommen Klänge den bösen Geist, der ihn beherrschte, verscheucht, so schlich er hinweg, ohne den Muth zu haben, sich ihr zu nähern. Als Martha ihr Gebet beendigt hatte, öffnete sie das Fenster und sah beim hellen Mondscheine am Rande des Grabens, der das Schloß einfaßte, eine alte Frau, die ihr die Arme entgegenstreckte.

„Mutter!“ rief sie und ihr Herz war voll Kummer.

So ging es nun den folgenden Tag und alle Tage während mehrerer Monate. So oft der böse Ritter sich dem Mädchen nähern wollte, verscheuchte ihr rührender und reiner Gesang die schlechten Wünsche seines Herzens. Aber eines Abends blieb die alte Frau am Rande des Grabens aus und von da an verzehrte der Gram das Herz der guten Martha. Sie schwand sichtlich dahin; je schwächer ihr Körper wurde, um so bezaubernder wurden ihre Lieder und als ihre körperliche Hülle fast zum Schatten geschwunden war, hatte ihre Stimme die höchste Vollendung erreicht.

Ihr Gebieter war unterdessen durch die Einwirkung ihres Gesanges besänftigt und gebessert worden; seine Liebe zu dem schönen Mädchen war in die Verehrung ihrer Stimme übergegangen und er verweigerte ihr nichts mehr, als die völlige Freiheit, weil er ihren Gesang nicht entbehren konnte.

Eines Morgens war sie so schwach, daß der Graf es nicht wagte, ihr die Bitte, einen Kranz auf das Grab ihrer Mutter legen zu dürfen, abzuschlagen. Sie ging und nachdem

sie das Grab besucht hatte, trat sie in die Kirche ein, wo gerade Gottesdienst war. Sie mischte sich unter die Landleute und stimmte in ihre Gesänge ein.

Aber durch ein seltsames Wunder wirkte ihre Stimme so mächtig auf die versammelten Menschen, daß sie alle schwiegen und das fromme Mädchen allein weiter singen ließen. Sie beendete ihren Gesang in dem Augenblicke, als der Priester das Allerheiligste erhob. Betend sank sie in die Knie und als man sie erhob, war sie todt.

Ihre Seele hatte jedoch die Gegend nicht verlassen, denn oft vernimmt man in der Kirche von Corneuil um Mitternacht einen herrlichen Gesang und wer ihn hört, der sagt: „Das ist die Seele der Martha, der Sängerin im Erkerstübchen.“

Statistisches aus Griechenland.

Die Bevölkerung des Königreichs Griechenland hat sich in einem Vierteljahrhunderte in einer Weise vermehrt, wie ein ähnliches Verhältniß nur die Colonien Nordamerikas darbieten, und dies ist nicht nur die Folge der Errichtung einer festen und aufgeklärten Regierung, sondern namentlich auch des Ueberflusses an Mitteln des Unterhalts und der herrschenden Liberalität bei Gewährung der Arbeitslöhne, so wie die Folge der glücklichen Handelsverbindungen. Als im Jahre 1821 der Aufstand in Griechenland ausbrach, bestand die griechische Handelsmarine aus 440 Fahrzeugen zu einem Gesammtbetrage von 61,449 Tonnen, von denen die meisten an dem Kriege gegen die türkischen Flotten Antheil nahmen. Im Jahre 1855 hatte sich der Bestand der Handelsschiffe bis auf 5052 mit 30,000 Matrosen und zu einem Tonnengehalte von 294,996 erhöht. — Besonders günstig gestaltet sich das Verhältniß der auf dem Gebiete des Unterrichts gemachten Fortschritte, und es genügt in dieser Hinsicht der Hinweis auf den im März 1856 vom Minister des öffentlichen Unterrichts, Christopulos, dem König erstatteten Bericht, wornach die Zahl der Schüler in den Schulen der zweiten Classe, der sogenannten hellenischen Schulen, verhältnißmäßig das Doppelte von dem beträgt, was Frankreich diesfalls gewährt. Und während in den letzten Jahren mannigfacher Noth und öffentlicher Calamität in mehr als Einer Stadt Europas die öffentliche Ruhe und Ordnung in Folge der Theuerung der Lebensmittel gestört worden ist, hat man sich in Griechenland nicht einmal über diese Theurung, die Folge des Kriegs, der Traubenkrankheit und der Occupation, beschweren mögen.

Eine Amsterdamer Scharfrichterrechnung vom Jahre 1712.

Im Jahre 1712 bediente sich die Stadt Amsterdam eines Scharfrichters aus Haarlem, das drei Stunden entfernt liegt. Um das Steigen der Kosten durch mehrmalige Reisen desselben zu vermeiden, wurden die Executionen möglichst auf einen Tag gelegt. Ueber einen solchen Tag setzte der Scharfrichter folgende Rechnung auf:

Verrichtet binnen
Amsterdam, den 17. Decbr. 1712.

Einen geköpft, macht	6	Fl.
Für das Richtschwert	3	„
Für das Tuch	3	„
Für den Sarg	3	„
Einen erdrosselt	6	„
Abgenommen und in den Sarg gelegt	3	„
Einen gerädert mit neun Schlägen, zu drei Gulden den Schlag	27	„
Für das Erdrosseln	6	„
Abgenommen und aus der Stadt gebracht	9	„
Zwei gehängt mit dem Schwerte über dem Kopfe	18	„
Einen abgenommen und hinaus gebr.	9	„
Einen abgenommen	3	„
Vier an den Galgen gehängt, zu sechs Gulden das Stück	24	„
Einen mit dem Schwerte über dem Haupte	3	„
Zwei mit Briefen vor der Brust	12	„
Vier und zwanzig gegeißelt, zu drei Gulden das Stück	72	„
Drei mit dem Schwerte über d. Haupte	9	„
Einen mit Fußfesseln an den Pranger gestellt	6	„
Einen auf dem Rücken gebrandmarkt	6	„
Tagegelder	12	„
Meilengelder	12	„
Für die gebrauchten Stricke	12	„
Für die Handlanger	12	„
Zusammen	276	Fl.

Das Alles geschah an einem Tage auf einer Schaubühne am Stadthause. Die Rechnung schien vielen Amsterdamern zu beweisen, daß das Geschäft eine gute Nahrung sei (dat zulk eene executie eene goede neering zy). Für uns Spätere ist sie zu betrachten wie ein Stück Geschichte aus jenen Tagen, die man in Holland wie in Deutschland die gute alte Zeit zu nennen pflegt.



Zweite Abtheilung.

Jacob Friedrich Fries, der Philosoph der Naturforscher.

Eine biographische Skizze.

Von Dr. M. J. Schleiden.

Gewiß ist es eine der schwierigsten Aufgaben, das Leben eines Philosophen zu schildern, so daß der Gegenstand seiner selbst würdig und doch fesselnd für einen größeren Leserkreis sich darstellt. Was bietet überhaupt das thatenlose, nur dem Nachdenken geweihete Leben eines Philosophen für Anhaltepunkte dar? Was liegt in der stillen Beschaulichkeit eines Weisen, das im Stande wäre, allgemeinere Interessen zu erwecken? Und wie ist es wahrscheinlich, daß man die Theilnahme für eine Persönlichkeit aufrufen könne, die selbst in ihrem eigenthümlichen Lebensberuf fast spurlos vorübergegangen zu sein scheint, auf welche selbst der größte Theil der jetzt lebenden Fachgenossen wie auf eine unbedeutende und fast schon von der Zeit auf der Tafel der Geschichte ausgelöschte Erscheinung herabzublicken sich gewöhnt hat? Dem Allem habe ich Nichts entgegenzusetzen, als die schwärmerische Liebe, mit welcher die unendlich kleine Anzahl seiner Schüler an ihm hängen, und die fast messianischen Hoffnungen, mit welchen dieselben auf eine dereinstige Wiederkunft und Alleinherrschaft seines Geistes hinblicken. Ich selbst wage es, mich einen Schüler von Fries zu nennen, und die Liebe, mit der ich sein gedenke, gibt mir den Muth, die folgende Zeichnung zu wagen. Sollte Jemand finden, daß es eine mißrathene sei, so bitte ich, das nur meiner schlechten Griffelführung zuzuschreiben, aber nicht auf die reinen, edlen Züge des Originals zu übertragen.

Mit allem Bestreben, den mannigfachen Elementen des Leserkreises dieser Zeitschrift Rechnung zu tragen, kann ich doch nicht umhin, indem ich das Leben eines Philosophen schildere, von Philosophie zu sprechen. Das möchte in manchem Lande ein gefährliches Unternehmen sein. Anders aber in dem alten Sitz der Philosophie, in Deutschland, wo ich selbst bei dem schönen Geschlecht voraussetzen kann, daß es größtentheils Leonoren sind, die „sich freuen, daß sie verstehen, wenn kluge Männer reden". Und so will ich denn gleich mit der Frage beginnen: Was ist Philosophie? Es bedarf hier nicht der abstrusen Schulsprache. Werden sich doch kaum zwei Philosophen finden, die diese Frage gleichmäßig beantworten; warum sollte ich mich denn scheuen, hier statt der einen richtigen, aber vielleicht unverständlichen Antwort lieber eine Reihe von halbwahren Antworten zu geben, aus denen meine Leser sich dann einen für unsere Zwecke genügenden Begriff der Philosophie zusammensetzen mögen. Also in der Bretterbude des Lebens ist Philosophie die kleine runde Tribüne im Mittelpunkt, von wo aus man allein das Panorama der Welt vollständig und in den richtigen Gesichtslinien überblicken kann. Oder: die Philosophie ist die Königin der Wissenschaften; sie lebt zwar von dem Tribut der andern, hat aber allein das Münzrecht, das souveräne Recht, die Valuta der umlaufenden Ideen zu bestimmen. Oder: die Philosophie ist eine Art Heimweh, nämlich der Trieb, überall zu Hause zu sein. Oder: das Leben des ganzen Menschen ist eine allmälige Entwickelung und Ausbildung seiner Seele; die Philosophie ist der letzte Abschluß dieses Bildungsprocesses.

Oder: wenn uns die geistigen Thätigkeiten des Menschen in die Erkenntniß der Natur und der Welt einführen, wenn sein Streben und Fehlgehen ihm nach und nach den Einblick in eine sittliche Weltordnung eröffnet, wenn endlich die Wahrnehmung der Schranken, die sich ihm überall entgegenstellen, und das Gefühl seiner eigenen sittlichen Unzulänglichkeit ihn über die Natur und über sich selbst hinausführt zu einem heiligen Urheber und Lenker aller Dinge, so wirft die Philosophie die Frage auf: Welche Bedeutung haben denn alle diese Erscheinungen im Geistesleben des Menschen für ihn selbst? Wie weit sind sie wahr und berechtigt? Worauf gründet sich diese Berechtigung? und wie stimmen alle diese verschiedenartigen, oft scheinbar unter einander streitenden Erscheinungen, in den reinen Dreiklang, in die Grundharmonie unserer Seele zusammen?

Aus diesen Antworten, wie mangelhaft jede einzelne auch für sich sein mag, können wir uns doch schon einen Grundsatz ableiten, der uns bei unsrer Beurtheilung der Philosophie maßgebend sein muß. Sie ist nichts Isolirtes, für sich Bestehendes, in der Luft Schwebendes, sondern sie setzt den ganzen Menschen mit allen seinen Leiden, seinen Freuden, seinen Erkenntnissen, seinem Denken, Fühlen und Wollen schon als gegeben voraus und will nur in die mannigfaltigen sich hier darbietenden Erscheinungen Ordnung und Licht bringen. Aber was man ordnen will, muß man besitzen. Wer den geistigen Menschen nicht kennt, wird ihn nie erklären können. Und daher, da wir den Menschen nur durch scharfe Selbstbeobachtung kennen lernen, darf sich keine Philosophie dieser ersten kritischen Anforderung entziehen, der Frage: ob sich ihr Urheber durch scharfe Selbstbeobachtung ein vollständiges, ein richtiges Bild des geistigen Menschen entworfen, oder mit andern Worten: ob er vollständig psychologisch orientirt war, indem er an die Entwickelung seiner Philosophie ging.

Noch einen zweiten Punkt aber muß ich hervorheben. Seit den ältesten Zeiten läuft neben den Schulen der Philosophen eine Schule der Zweifler her, welche die Existenz, ja die Möglichkeit der Philosophie verneinen, indem sie behaupten, Alles, was der Mensch wisse und wissen könne, stamme nur aus der Erfahrung, aus der Anzahl sinnlicher Anregungen, welche von Kindheit an auf ihn einwirken: Eindrücke, die er sich gewohnheitsmäßig ordne und combinire, um sich so in seiner Welt einzurichten; und so besäße der Mensch Nichts und könne Nichts besitzen, was nicht aus dieser sinnlichen Anregung sich ableiten ließe. Diese Ansicht ist nun durchaus falsch, wie ich leicht nachweisen kann, wenn man mir nur durch zwei Beispiele folgen will, ohne daß ich nöthig habe, mich in die Schwierigkeiten schulgerechter Auseinandersetzung zu verwickeln. Mein erstes Beispiel sei eine Paradoxe. Wie unbefangen sprechen wir Alle von Bäumen, und ich behaupte, es gibt keinen Baum in der Natur, und will es beweisen. Niemand kann mir den Baum zeigen. Zwar weist man mich sogleich an die erste beste Linde. Diese hat herzförmige Blätter, und wenn diese der Baum ist, so ist die Kastanie kein Baum. Man wird antworten: ei, von den Blättern sehen wir ab und verweist mich an eine vielleicht gerade blattlose Pappel. Diese besitzt aber lange, ruthenförmige, an den Stamm angedrückte Zweige, und wenn dies der Baum ist, so ist die knorrig verästelte Eiche kein Baum. Und so führe ich es weiter, durch Stamm und Wurzel, Blüthe und Frucht, und man wird mir zuletzt zugeben müssen: der Baum ist ein Ding ohne bestimmte Wurzel, ohne bestimmten Stamm, ohne bestimmte Zweige, Blätter, Blüthen, Früchte, kurz ein Unding oder Etwas, was wir aus der äußern Erfahrung nicht geschöpft haben können, weil es darin gar nicht vorkommt und vorkommen kann. Solche Begriffe wie Baum, Blatt, Thier, Berg u. s. w. sind gleichsam Wechsel, welche unser Geist auf die Natur zieht, und den dieselbe bald in dieser bald in jener Münzsorte auszahlt. Und nun das zweite Beispiel, welches viel bedeutender und so wichtig ist, daß darauf der geistreiche Engländer Hume seine ganze falsche Philosophie des Zweifels baute. Die Sonne scheint und der Stein wird warm. Niemand steht an, zu behaupten, die Sonne sei die Ursache von dem Warmwerden des Steins; aber das hat man nicht aus der Wahrnehmung, die uns nur sagte, daß Beides der Zeit nach auf einander folgt, und hundertmalige Wahrnehmung würde uns nicht berechtigen, für den hundertundersten Fall denselben Erfolg mit Nothwendigkeit vorauszusetzen. Den innern Zusammenhang zwischen Sonne und Wärme des Steins, die Verbindung beider als Ursache und Wirkung kann man nicht sehen, nicht hören, überhaupt nicht sinnlich wahrnehmen. Sie geht über das Gleichzeitige oder das sich Folgende in der Zeit hinaus und ist offenbar Etwas, was wir aus unserm Geiste zur Wahrnehmung hinzubringen.

Es gibt also unzweifelhaft Vorstellungen in uns, welche nicht aus der sinnlichen Anregung entspringen und entspringen können. Aber die in dieser Beziehung falsche Ansicht jener Männer hat doch eine gewisse Berechtigung; es ist nur die falsche Auffassung einer an sich richtigen Thatsache. Wenn auch nicht alle Vorstellungen, die in uns lebendig und thätig sind, aus der sinnlichen Anregung herstammen, so liegen dieselben doch gleichsam als ein todtes, unbewußtes Capital in unserm Innern

und springen erst dann in das Bewußtsein, wenn die sinnlichen Anregungen unsre geistigen Kräfte in Thätigkeit setzen. Nur indem die Außenwelt in der Wahrnehmung uns Stoff gibt, an welchem wir unsre Kräfte üben können, werden wir uns auch dessen bewußt, was wir aus unserm eigenen Innern zu der Wahrnehmung mit hinzubringen. Insofern sind wir mit der Erkenntniß unsres eigenen Innern auch immer an die sinnlichen Anregungen, an die Wahrnehmung und die Erfahrung gebunden. Je vollständiger, je reiner, je bestimmter unsre Erfahrungserkenntnisse sind, um so vollständiger, reiner und bestimmter wird also auch die daraus entwickelte Erkenntniß unsers eigenen Geistes sein. Nun ist aber die vollständigste, sicherste und klarste Erfahrungserkenntniß „die mathematische Naturwissenschaft“, und wir müssen deshalb behaupten, in Verbindung mit dem oben schon Entwickelten, daß Keiner Hoffnung hat, in der Philosophie etwas Richtiges und dauernd Geltendes aufzustellen, der nicht streng mathematisch-naturwissenschaftlich geschult hinzukommt.

Fragen wir in dieser Beziehung die fertige Geschichte, so sehen wir zweierlei: erstens, daß alle bedeutenden Philosophen mathematisch-naturwissenschaftlich geschult waren. Plato schrieb über seinen Hörsaal, wenn ich ihn so nennen darf: „Wer nicht Mathematik versteht, der bleibe draußen.“ Der Mann, der auf anderthalb Jahrtausende hinaus Form und Richtung der philosophischen Bestrebungen beherrschte, Aristoteles, war zugleich der größte Naturforscher seiner Zeit. Baco, Descartes, Leibnitz und vor Allem Kant waren durch Mathematik und Naturwissenschaft zu ihren philosophischen Leistungen herangebildet. Und der zweite Punkt ist der, daß die Entwicklung der Philosophie in der Geschichte Schritt hält mit der Entwicklung der mathematischen Naturwissenschaft. Der dürre logische Formalismus des Aristoteles würde nicht fünfzig Menschenalter hindurch die Geister beherrscht haben, wenn Galilei, Keppler und Newton ein Jahrtausend früher in die Menschheit hätten eintreten können. Dieses logische Formelwesen hielt sich aber, wenn auch in etwas veränderter Gestalt, bis Kant die Leerheit und Nichtigkeit desselben unwiderleglich nachwies und eine ganz neue Bahn brach, wozu ihm die mathematischen Naturwissenschaften die ersten Hebel und Brecheisen lieferten. Aber sowie ihn die Naturwissenschaften bewaffneten, setzten sie ihn auch in den Stand, über sie hinauszugehen. An ihnen wurde er sich der geistigen Schätze bewußt, die in der Vernunft des Menschen ruhen, und die er durch scharfe Selbstbeobachtung zu heben begann.

Ich mußte diese Erörterung voranschicken, wenn ich das Leben eines Philosophen schildern wollte, um die Bedingungen aufzuweisen, unter denen allein ein bedeutender Philosoph möglich ist. Es sind, um sie noch einmal zu nennen: vollständiges Verständniß für die mathematischen Naturwissenschaften, sowie Talent und Uebung in scharfer, vollständiger und treuer Selbstbeobachtung. Und gerade indem wir sie mit diesen Bedingungen vergleichen, wird uns die jugendliche Entwickelungsgeschichte unsres Fries bedeutungsvoll werden.

Jakob Friedrich Fries ist geboren am 23. August 1773 zu Barby an der Elbe. Er stammt aus einem alten adeligen Geschlecht. Sein Urelternvater war Sigmund Eberhard von Fries, Obrist in kaiserlichen Diensten und Commandant von Höchst am Main. Seine Urgroßmutter wurde durch eine unglückliche zweite Ehe fast ihres ganzen Vermögens beraubt, und das bestimmte den Großvater unsres Fries, seinem Adel zu entsagen und Apotheker zu werden. Am 1. November 1720 wurde der Vater unsres Fries, Pierre Conrad Fries in Montbrillant geboren. Sein Jugendleben fiel in die Zeit der allgemeinen pietistischen Aufregungen in der protestantischen Kirche. Schon im sechsten und siebenten Jahre machte sich durch den Einfluß eines frommen Schulmeisters von Montbrillant der Einfluß dieser Richtung auf den jungen Conrad geltend und gab seinem ganzen Leben einen festen Grundton und eine sein ganzes Thun beherrschende Stimmung. In Folge dessen studirte er Theologie und wurde im Jahr 1746 Pfarrer. Die Schriften des Grafen Zinzendorf, deren Studium er sich hingab, der Umgang mit einzelnen Mitgliedern der Brüdergemeinde und zehn Jahre später die persönliche Bekanntschaft von Zinzendorf brachten ihn zu dem Entschluß, den er im Jahr 58 auch wirklich ausführte, in die Brüdergemeinde einzutreten. Bald darauf stellte ihn Zinzendorf selbst in Neuwied an. Er brachte dann mehrere Jahre in Geschäftsreisen in den verschiedensten Gegenden Europas zu, unter welchen seine bedeutendste ihn zur Kaiserin Katharina führte, von der er den kaiserlichen Freibrief für die Herrnhuter-Colonie Sarepta erwirkte. Im Jahr 63 hatte er sich inzwischen in Herrnhut verheirathet, aber erst vom Jahr 73 an wurde ihm ein fester Wohnsitz in Barby und zwar sehr bald als Mitglied der Unitätsältesten-Conferenz zu Theil. Immer aber noch nahmen zahlreiche kleinere Reisen in Geschäften der Brüdergemeinde die Zeit der Eltern so sehr in Anspruch, daß die Kinder wenig von dem Einfluß derselben erfuhren. Schon in seinem fünften Jahr wurde unser Fries in die Erziehungsanstalt der Brüdergemeinde zu Niesky versetzt, so daß, wie er selbst sagt, ihm fast keine Erinnerung an Familienleben blieb und er selbst seinen Vater

kaum kennen lernte. In die Erziehungsanstalt begleitete ihn der Sohn des nachmaligen Bischofs Reichel. Ueber den Einfluß, den der Aufenthalt in der Erziehungsanstalt auf unsern Fries hatte, lasse ich ihn am besten selbst reden. —

„Mein eigenes, inneres kindisches Leben," sagt Fries in handschriftlichen Aufzeichnungen, deren Benutzung mir gestattet war, „begann schon zu Hause mit beängstigenden Träumen, die sich in völlige Visionen ausbildeten, und diese plagten mich zuweilen bis in das siebente oder achte Jahr. Später hatte ich sie nicht wieder ohne Fieberphantasien. Etwa im siebenten Jahre fingen meine Träume auch an, in das wahre Leben hineinzutreten; hier aber wurden sie freundlich, verdunkelten mir aber allzu oft die Wirklichkeit. So oft ich allein war, schnalzte ich mir den Tact mit den Fingern und verlor mich in meine innere Welt, in der, etwa im vierzehntägigen Wechsel, zwei Arten von Phantasiespielen mit einander tauschten, deren Ursprung mir immer ein Räthsel geblieben ist. Der eine Traum war kriegerisch. Ich war der Feldherr eines mächtigen Königs, führte glückliche Kriege mit seinen Nachbarn, unterwarf ihm diese und umgab so sein großes Reich mit kleineren Bundesstaaten. Kindlicher war das verliebte Spiel der andern Zeit. Ich wählte mir aus den Mitschülern einer obern Classe einen Liebling, den ich nur von fern sah, ohne ihn sprechen zu können. Für dessen Vergnügen sorgten meine Phantasien. Blumen waren mir das Liebste und Schönste; Gärten legte ich ihm an und in diesen vorzüglich schöne Blumenbeete, zwischen denen ich ihn dann umhergeleitete. Diese sonderbar eintönigen Phantasien fesselten mich so, daß ich an keinem Mährchen Freude fand, selbst nicht dem Robinson. Nur die für wahr gegebene Geschichte interessirte mich. In der Schule lernte ich, was man von mir gelernt wissen wollte, mit Ausnahme der bloßen Gedächtnißübungen, die mir sehr schlecht gelangen; lebhaften Antheil nahm ich aber an Nichts von diesem. Wir lasen meist, nachher auch lateinisch, nur die Bibel; ich wenigstens fast immer ohne Sinn und Verstand. Auch der Schlendrian des herrnhutischen Gottesdienstes war mir von Beginn her alltäglich und machte fast keinen Eindruck auf mich. Nur die vierwöchentliche Ohrenbeichte, dort Sprechen genannt, weckte in mir Wahrhaftigkeit und treue Ehrlichkeit."

„Meine einzige Freude bestand im Genuß von Naturschönheiten, die längere Spaziergänge gewährten. Aber auch das sollte mir verkümmert werden. Im Jahr 1784, eben eilf Jahre alt, bekam ich einen Anfall von kaltem Fieber, welches sich bald als ein viertägiges festsetzte und mich bis in's funfzehnte Jahr verfolgte. Die Behandlung war von Anfang an eine falsche und besonders für einen im Wachsen begriffenen Knaben hinsichtlich der Diät grausame, und nie habe ich diese Störung meiner körperlichen Entwickelung vollständig überwinden können. Das Schlimmste, aber auch zugleich das Folgenreichste dabei war die geistige Behandlung. Der Arzt hatte die seltsame Meinung, daß ich die Schule nicht besuchen dürfe und keine geistige Anstrengung vertrage. Man sperrte mich also manchmal Monate lang auf der Krankenstube ein, ohne mir nur ein Buch zum Lesen zu geben. Selbst alles Spielzeug, mit Ausnahme eines Balles, wurde mir entzogen. Die Fenster meiner Krankenstube sahen nach einigen Höfen, in denen Nichts vorging, was mich beschäftigen konnte. So blieb ich, Frühstücks- und Mittagszeit abgerechnet, gewöhnlich den ganzen Tag einsam, und ich war einzig auf die Spiele meiner Phantasie und die Beschäftigung mit meinem eigenen Innern beschränkt. Indessen traten doch auch nach und nach manche für mich vortheilhafte Einwirkungen ein. Als ich dreizehn Jahre alt sein mochte, ersetzte einmal ein Paar Monate der Inspector die Stelle eines abgerufenen Lehrers und fing an, in diesen Stunden uns Geometrie vorzutragen. Rechnen mochte ich nie gern; aber dieser geometrische Unterricht war von allen der erste, der mich wissenschaftlich selbst ansprach und belebte. Er gab mir überhaupt ein Interesse für die Mathematik, dem ich mit eignem Studium folgte in diesem Gebiete, wo man uns die Bücher nicht verweigerte. Stets war es mir eines der größten Vergnügen, einen neuen Theil der mathematischen Wissenschaften zu studiren. Astronomie entzückte mich vor Allem. Dann kam aber auch die Kriegsliebe hinzu; in Verbindung mit dem zum Soldaten bestimmten Heinrich von Zeschwitz trieb ich eifrig die Elemente der Fortification. Dazu kam der Türkenkrieg, der uns in die Zeitungspolitik einführte, und das Interesse unsrer Lehrer an jeder großartigen Unternehmung, so auch an den Entdeckungsreisen, wodurch ich endlich Geographie zu lernen anfing. Die ganze Gesellschaft unsrer Lehrer hatte neben dem ernsten wissenschaftlichen Interesse ein sehr lebhaftes für Naturschönheiten und geführt von einem guten Geschmack für alle Werke der schönen Künste. Dies führte uns mit, und da man aus religiösen Gründen uns von Dichtungen sehr zurückhielt, bekam ich einen in's Kleinliche gehenden Enthusiasmus, wie für schöne Blumen, so auch für jeden dichterischen Gedankenflug. In's Große wirkte auf mich vorzüglich der Einfall eines unsrer Lehrer, uns in deutscher Uebersetzung die Iliade vorzulesen. Homer wurde mir der erste Führer für die Auffassung dichterischer Anschauungen. Dieses Erwachen hat lange auf mein Urtheil

über den Cultus einen bedeutenden Einfluß behalten."

„Ueberhaupt war in den herrnhutischen Anstalten schon damals der Unterricht sehr wohl geordnet. Das lebendige Interesse der meisten Lehrer, besonders meiner unvergeßlichen Lehrer Hüffel und Garven, mußte auch uns kräftig anregen. Dabei war für den Inbegriff alles wahrhaft Wissenswürdigen in allen höheren Classen vielseitig gesorgt."

„Die Erziehung aber bildete dagegen völlig die Kehrseite. Die Sache ging nur mit Hülfe jener milden Sitten, die durch die ganze Brüdergemeinde walten, denn im Uebrigen vertraute man fast einzig dem Schlendrian der täglichen Religionsübungen. Jede Classe hatte neben ihrem Lehrer noch eine Art Aufseher und dieser hatte außer den Schulen am nächsten und meisten mit uns zu thun. Sie wurden aber, etwa um besonderer Frömmigkeit willen, meist aus der Reihe gemeiner Handwerksgesellen gewählt und waren damals zum Theil Menschen ohne alle Bildung. So kam es, daß mich das religiöse Leben bis zum sechzehnten Jahre gar nicht berührte. Den Religionsunterricht nahm ich nur für den Verstand; in der Predigt gab ich nicht Acht; in den Abendversammlungen, in die wir sehr bald jeden Tag um sieben und neun Uhr geführt wurden, schlief ich regelmäßig. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen, wie ich sogar in einer obern Classe mit einem Grafen F. L. einen besondern Freundschaftsvertrag darauf abgeschlossen hatte, daß wir immer Hand in Hand so auf den Betsaal gingen, daß wir mitten auf einer Bank neben einander zu sitzen kamen, wo er mir dann auf der Bank ohne Lehne gestattete, mich an seine Seite zu lehnen, um ruhig schlafen zu können."

„Freundlich war zwar Weihnachten und mancher andere Festtag als Kinderspiel, aber einzig die Feier der Marterwoche und des Ostermorgens machten mir einen wahrhaft religiösen Eindruck. Meine sittlichen Ansichten wurden daher mehr durch einige Betrachtungen des Cicero geweckt, bildeten sich aber, als ich etwa vierzehn Jahre alt war, sehr tölpisch aus."

„Doch diese Ansichten änderten sich nach einiger Zeit wesentlich. Herr Carl von Forestier, Lieutenant bei der Garde in Berlin, hatte seinen Abschied genommen, um zu den Herrnhutern zu gehen. Er wurde bei uns angestellt, anfangs als eine Art Exerciermeister, nachdem er uns aber einige Wochen hatte über Stühle springen lassen, übergab man ihm das Exercitium unserer Herzen. Er hatte eine tiefe gemüthliche Ausbildung und Talent zur erbaulichen Rede. Dieser interessirte sich herzlich für mich und es dauerte ihn, daß das Loos mir den Zutritt zum Abendmahl immer verweigerte, während meine Kameraden alle schon dazu gelangt waren. Da nahm er mich allein zu sich, redete mir dringender zu; kniete mit mir nieder und betete für mich. Dadurch gewann er mein Herz für sich und machte mich glauben, daß ich die Gnadenwirkungen des heiligen Geistes an meinem Herzen spüre und von dem Genuß des Abendmahls ein Gefühl der Vergebung der Sünden erlangen müsse. Treuherzig und ehrlich strebte ich darnach und erlangte dann es auch bald. Indessen blieb es mir doch immer ein erzwungener Zustand, weil ich mich in die Schönheit der angebeteten Bilder der Andacht und des Trostes gar nicht finden konnte. Die Marterschöne des blutigen Schmerzensmannes, die ich fühlen sollte, blieb mir nicht nur bedeutungslos, sondern ein widerliches, geschmackloses Bild."

„Im Jahre 1789, als ich sechzehn Jahre alt wurde, änderte man die äußern Verhältnisse unsrer Anstalten. Die Kinderanstalt blieb in Niesky; ihr an die Seite wurde das theologische Seminar gesetzt. Hingegen die bisher mit der Kinderanstalt verbundenen oberen Classen des Pädagogiums wurden nach Barby in ein zum Schlosse gehöriges Gebäude verlegt. Wir gingen gleich mit nach Barby; Reichel und ich wurden besonders von einem Freunde unsrer Eltern über Dresden nach Barby geführt. Dieser erste Aufenthalt in Dresden machte einen großen Eindruck auf mich. Die Größe und Schönheit der Frauenkirche, die Terrasse, die Brücke, die Linden und das japanische Palais! Das herrliche Thal nach Meißen hin mit seinem lebendigen Strom! Vor Allem aber: man zeigte uns die Rüstkammer und die Gemäldegalerie. Die Beschauung der letztern bereicherte in großem Maße die Phantasie und machte tiefe Eindrücke. Den Nachklang dieser Gefühle begünstigte dann auch die neue Umgebung in Barby. Unsre Wohnung lag von Gärten umgeben; dann der breite Strom mit dem grünen Damme entlang und schöne Eichenwälder gegenüber, auch unfern die waldige Umgebung der in die Elbe mündenden Saale. Dies gab unserm einförmigen Naturleben, in dem die freie Natur fast die alleinige Freudenspenderin war, einen bedeutend günstigern Reiz. Mir indessen wurde daneben durch die Krankheit immer der größere Theil des Winters und vorübergehend mancher andere Tag verdorben. So blieben wir noch drei Jahre unter dem Schulzwang, zuletzt mit bedeutendem Widerwillen. Bis in's neunzehnte Jahr waren wir nämlich wie Kinder auf das Zimmer gesperrt, und ohne ein bestimmtes Geschäft durften wir kein anderes Zimmer des Hauses besuchen. Nie durften wir allein das Haus verlassen, sondern draußen geleitete stets ein Lehrer die ganze Schaar miteinander."

„In den alten Sprachen wurden die Fortschritte nach und nach sehr gering; aber Alber-

tini weckte das Interesse an der Geschichte und mir blieben die ästhetischen Anregungen, für welche ich mit vieler Liebe die Baukunst studirte, und die von Hüffel gegebene Vorliebe für Mathematik und Naturwissenschaften. Besonders beschäftigte ich mich gern, aber oberflächlich mit Naturgeschichte. Manche gute Stunde vertändelte ich mit Blumeneinbringen und indem ich mit Coloquintenabsud, Schwefeldampf und Campfer in unserm Naturaliencabinet Krieg mit dessen kleinen Zerstörern führte; besonders aber blieb ich der reinen Mathematik treu, gefördert durch die Anregung des Engländers Gambold, eines guten Mathematikers und talentvollen Musikers, der mir besonders auch das Räthsel der Akustik und Theorie der Musik stellte, mit welchem ich nachher so manches Mal im Leben zu thun bekam; damals indem ich Euler's Akustik und ohne irgend eine praktische Kenntniß der Musik Kirnberger's Kunst des reinen Satzes studirte."

„In der letzten Zeit dieser Periode fing ich dann auch an, zu philosophiren. Die Logik erschien mir als eine lächerliche, langweilige Sache, in welcher man weitläufig Dinge besprach, die sich von selbst verstehen. Hätte mir damals Jemand angeboten, Lehrer der Logik zu werden, ich würde mich bestens bedankt haben. Gelegentlich lasen wir Platon's Phaedon; ich mühte mich viel damit; fand das Raisonnement aber falsch und unbedeutend. Als der Lehrer uns dagegen Mendelssohn's Phaedon vorlas, wurde ich sehr davon angezogen und befriedigt. Außerdem lasen wir besonders Euler's Briefe an eine deutsche Prinzessin. Alles Metaphysische darin erschien mir aber, wie Cicero's Gespräche, unzulänglich und willkürlich. Leibnitzens Monadenlehre z. B. als ein willkürlich ersonnener, unbegründeter Traum. Ich wurde nur auf den einen eignen Gedanken geführt, ob sich die objective Gültigkeit unserer Vorstellungen nicht geometrisch beweisen lasse, so wie wir messend doch die Lage jedes gegenwärtigen Gegenstandes mit Nothwendigkeit zu bestimmen vermöchten. Doch als ich den Gedanken mehrmals hin und her geworfen hatte, wurde mir klar, daß wir damit ja auch nur unsre Vorstellung von Gegenständen und nicht getrennt davon das Sein derselben fixirten. Mein lieber Forestier gab sich viele Mühe, mir den Glauben zu stärken, und forderte mich deswegen öfterer auf, Vertheidigungsschriften für denselben zu lesen. Ich erwiederte ihm aber, er dürfe mir ja doch die Schriften der Gegner nicht mittheilen und da wolle ich die Sache lieber anstehen lassen, bis ich Rede und Gegenrede vergleichen könne."

„Im Herbst 1792 wurden wir endlich aus dem Pädagogium in das theologische Seminar versetzt und daher wieder nach Niesky zurückgeführt. Auch hier waren wir noch unter genauer Aufsicht, fünf bis sechs auf einer Stube. Wir durften nicht über Nacht ausbleiben und uns selbst keine Bücher anschaffen. Aber die Zwangsarbeiten außer den Collegien fielen weg. Den Tag über waren wir unsre eigne Herren, dem Selbstdenken war der Spielraum geöffnet, und die Gegenstände des Unterrichts waren interessanter. Binnen drei Jahren ging ich das ganze theologische Studium durch, so weit man es von uns verlangte. Dabei kam freilich keine große philologische Kunst der Exegese in Anwendung und die praktischen Disciplinen fehlten fast ganz. Daneben aber lernten wir die Elemente der angewandten Mathematik und Physik nebst etwas Chemie, wurden in der Geschichte weiter geführt und erhielten besonders eine sehr belebte Anleitung zur encyklopädischen Kenntniß aller Wissenschaften, wobei uns Professor Garven mit besonderem Interesse auch in die Philosophie einführte, an der ich nur allzu lebhaften Antheil nahm und ihm dadurch nachher wider Willen viele Ungelegenheiten zuzog. Außer den Collegien belebten uns die ersten Genien der Deutschen, besonders Lessing, Herder, Asmus, Wieland, Goethe, Schiller und F. Jacobi. Jacobi hatte aber die Vorherrschaft um des philosophischen Anklangs willen. So galt es die ästhetische Ausbildung. Für die Philosophie aber gewann bei mir Kant bald die Oberhand."

„Der philosophische Vortrag führte bald auf die Lehre von der Einbildungskraft und besonders vom Aberglauben. Dieses änderte schnell und entschieden meine ganze Religionsansicht. Ich sah nun ein, daß meine frommen Anstrengungen für die Andacht nur Spiele der Phantasie gewesen seien, mit denen ich mich selbst unterhielt, und sie verloren allen Werth für mich; ferner die Lehren der Ethik zerstörten mir sogleich die ganze Versöhnungslehre, diese Grundlage des ganzen herrnhutischen Mythus. Sittliche Schuld kann mir nie Einer, und wenn er ein Gott wäre, für einen Andern tilgen, und die Vorstellung eines menschgewordenen leidenden Gottes verglich sich mir mit dem Gebrauche des Kaisers von China, jährlich einmal den Pflug zu führen. Für einen Gott schien mir der Gedanke, einmal einige Jahre als Mensch zu leben, mehr eine Sache des Scherzes, als des Ernstes, am wenigsten des dankbaren Mitgefühls. So vernichtete sich mir die Bedeutung der christlichen Symbole und erst viel später führten mich die Studien der Geschichte der Philosophie wieder auf die welthistorische Wichtigkeit der christlichen Lehre zurück. Indessen war mir damit doch nie die Wichtigkeit der Religionsübung und des Glaubens aufgehoben, und mir schien dafür nur eine rein vernünftige Grundlehre gesucht werden zu müssen. Und diese forderte ich von der Philosophie."

„Die religiöse Gefühlsbildung fiel mir nun mit der ästhetischen ganz zusammen. Der letztern verbanden sich die von Kindheit auf mit mir verwachsenen Ideale der Freundschaft, und die Farbengebung der geforderten gemüthlichen Ausbildung verliehen Jacobi's Romane."

„Die ästhetische Ausbildung in ihrem eigensten Gebiete wurde geführt vorzüglich von Wieland's Bildern, Goethe's Reinheit der Zeichnung und Schiller's Idealen, wozu dann mächtig anregend kamen die Ferienwanderungen in die sächsische Schweiz, wo ich zuerst größere landschaftliche Schönheit kennen lernte und den lebhaften Eindruck des landschaftlichen Erhabenen erhielt, als ich zum ersten Male an die Höhe über der Lichtenhainer Mühle dem Kuhstalle gegenüber trat: endlich die wiederholte Wanderung nach der Dresdner Kunstwelt. Schiller's Ideale verbanden den poetischen Enthusiasmus mit dem politischen. Das Erfreuendste und Erhabenste wurde mir die Idee, daß Menschen die Verwandlung der Menschheit sich selbst zur Aufgabe stellen könnten und sollten: die Möglichkeit einer Theorie für die Kunst der Veredlung der Menschen."

„Die politischen, durch die Zeitverhältnisse angeregten Phantasien bewegten uns zwar, aber füllten keineswegs unser Leben aus, standen vielmehr an Interesse den ästhetischen und religiösen nach, und ruhiges Forschen nach Wahrheit blieb eigentlich allein mein Werk. So wurden mir hier gleich die philosophischen Bestrebungen das Hauptwerk meines Lebens."

„Die drei Jahre im Seminarium gehören zu den schönsten meines Lebens. Mit dem ersten Gefühl geistiger Freiheit wurde mir zugleich lebendige Anregung des selbständigen Gedankens und lebendige Anregung von Geschmack und Gefühl. Einer unserer Lehrer lebte in philosophischen Betrachtungen und war dabei ästhetisch hoch ausgebildet. Die Philosophie war mir das Erste."

„Professor Garven trug uns die Philosophie damals nach Reinhold vor; er lehrte die Theorie der Vorstellungsvermögen nach ihm. Dies genügte mir aber sehr bald nicht mehr. Zuerst fand ich es ungenügend, daß Reinhold bei den Fundamenten des philosophischen Wissens nur das Vorstellen beachtete und die praktischen Vermögen unsres Geistes von der Uebersicht ausschloß; dann aber, als ich das Werk selbst verglich, erstaunte ich über die Unangemessenheit der Gedankenverbindung. Verglichen mit der Schärfe mathematischer Beweisführung, an die ich gewöhnt war, genügte mir auch nicht ein einziger hier sogenannter Beweis. Dies machte mich im höchsten Grade begierig, Kant's eigene Schriften kennen zu lernen. Das war aber mit Schwierigkeit verbunden, indem der Inspector sie uns nicht geben wollte. Jedoch erhielt ich endlich die Prolegomena und die Preisschrift über die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften. Dies war eine andere Art zu philosophiren, als ich sie noch irgendwo gefunden hatte. Hier war, wie in der Mathematik, bestimmte einleuchtende Wahrheit zu finden; dabei gab mir die zweite Abhandlung das Licht darüber, wie dieser bessere Erfolg durch die zergliedernde Methode erhalten worden sei. So lebhaft hingezogen zu Kant's Werken, suchte ich sie mir selbst zu verschaffen. Ich war in engere freundschaftliche Verbindung mit Carl von Zeschwitz gekommen. Wir gingen heimlich nach Görlitz, trafen dort nach und nach die drei Kritiken und lasen sie eifrig erst in offenen Bogen, aus Furcht, von dem Buchbinder verrathen zu werden, ehe wir sie binden ließen; doch dieser verrieth uns nicht, allein die Buchhändler in Görlitz lobten uns einmal gegen unsern Arzt für unsern philosophischen Eifer; der Arzt gab dies dem Inspector an; dieser verlangte der Verordnung gemäß die Auslieferung der Bücher; doch erhielt ich sie auf meine Vorstellung, daß ich sie mir doch heimlich wiederschaffen müßte, zurück. Als ich die Kritik der reinen und praktischen Vernunft wiederholt durchstudirt hatte, forderte sich mir eine noch fehlende Grunduntersuchung des ganzen Erkenntnißvermögens für die Kritik der reinen Vernunft, und für beide zusammen eine Untersuchung des menschlichen Geistes überhaupt. Ich nannte mir das allgemeine Psychologie (später philosophische Anthropologie) und erwartete diese in der Kritik der Urtheilskraft zu finden. In der That entsprach dem auch die Einleitung in die Kritik der Urtheilskraft am nächsten, indessen war sie mir doch nicht hinlänglich, und so bildete sich mir die Aufgabe an mich selbst, diese Untersuchung auszuführen und darin die Kantischen Untersuchungen weiter fortzusetzen. So oft und viel ich konnte, wanderte ich einsam im unwegsamen Walde, um nicht gestört zu werden, und dachte dieser Sache nach."

„Indessen waren nach drei Jahren im Herbste 1795 die herrnhutischen theologischen Studien beendigt und wir sollten nun zunächst als Schullehrer in Dienst treten. Vor dieser Anstellung hatte Jeder von uns eine Art Glaubensbekenntniß niederzuschreiben und den Obern zu übergeben. Ich gab dies mit höchst naiver Ehrlichkeit ab, indem ich mich gegen die ganzen positiven herrnhutischen Religionslehren nur für natürliche Religion und Jacobi's Gefühlsansichten erklärte. Ich muß mich wundern, daß man mich damit nicht gleich ganz abwies; indessen die väterliche Milde des Bischofs Reichel und einige Rücksichten auf meine Mutter halfen mir noch beruhigen. Man bot mir eine Lehrerstelle in Fulnek in Nordengland an, allerdings eine Art Exil; darauf

war ich aber so anmaßlich, zu erklären, daß, wenn man mich nicht in Niesky oder Neuwied anstelle, ich diese ganzen Verhältnisse verlassen und meine Studien in Leipzig fortsetzen würde. Nun wies man mich ab und ich entschloß mich, in Leipzig jus zu studiren. Meine Lehrer in Niesky entließen mich mit den schmeichelhaftesten Aussprüchen ihrer Hoffnung, daß ich eine glänzende Rolle in der Gelehrtenwelt spielen werde. Diese Hoffnung theilte ich aber keineswegs. Ich war meiner Ungeschicklichkeit und grenzenlosen Unbeholfenheit im geselligen Leben mir nur zu wohl bewußt und ging mit sehr geringen Anforderungen an das Schicksal nach Leipzig."

Ich nehme jetzt den Faden der Erzählung wieder selbst in die Hand, nachdem wir gesehen, welche Einflüsse sich in der ersten Entwickelung auf Fries geltend machten, und wie er selbst dagegen reagirte. Zweierlei ist besonders hieraus hervorzuheben, welches für den späteren Philosophen bedeutsam wird: einmal seine fast instinctive Hinwendung zur Mathematik und die vollständige Entwickelung seiner mathematischen Anschauung; und zweitens seine frühe Wendung auf Selbstbeobachtung und stilles ernstes und gründliches Nachdenken. Dazu kommt eigentlich nicht minder bedeutend noch ein dritter Punkt, nämlich die Vollständigkeit und Allseitigkeit, in welcher er den Menschen als Ganzes auffaßte und so von vornherein die Einseitigkeit vermied, mit welcher gewöhnlich jugendliche Seelen sich an irgend eine einzelne Seite des menschlichen Geistes, die ihnen durch ihre Umgebung prägnant entgegengebracht wird, anklammern. Besonders häufig ist es, daß hier durch die einseitigen Einflüsse der Schule der Mensch sich in die einseitige Entwickelung der Erkenntnißthätigkeit verliert, und es ist auch gerade das für die Friesische Philosophie charakteristisch gewesen, daß er die dürre Einseitigkeit der bloßen Erkenntnißtheorien verwarf und die Rechte des Gefühlslebens erkannte, begründete und richtig begrenzte. Ich verfolge hier zunächst wieder die äußere Lebensgeschichte unsres Freundes.

Mit dem Plan, Jurisprudenz zu studiren, mochte es Fries nie recht Ernst gewesen sein. Seine ganze Natur, wie die äußeren Einwirkungen hatten ihn zu bestimmt auf die Entwickelung des strengen philosophischen Gedankens hingedrängt, und er hatte schon bei seinem Abgang von Niesky sich seine philosophische Aufgabe im Geiste ziemlich vollständig vorgezeichnet: der einzige Plan, welchen er, wie er selbst sagt, je für sein Leben zu fassen im Stande gewesen ist, und welchem er mit unwandelbarer Treue nachging. Nur im ersten Winter besuchte er juristische Vorlesungen und wurde wohl ebenso sehr von der Geistlosigkeit des Vortrags abgestoßen, als durch den inneren Drang nach philosophischer Entwickelung abgezogen; und schon im folgenden Sommer 1796 wandte er sich ganz dem Studium der Philosophie zu, wofür ihm freilich die Platner'schen Vorlesungen nur äußerst dürftiges Material lieferten, so daß er den Mangel durch Selbststudium und ununterbrochene Denkthätigkeit ersetzen mußte. Schon hier in Leipzig zeigte sich die Erscheinung, welche Fries durch sein ganzes Leben begleitete. Mit einem allerdings mehr aus der Bescheidenheit als aus der Wahrheit hervorgegangenen Gefühl geselliger Unbeholfenheit und mit einer theils hieraus, theils aus seiner einsamen Jugend entsprungenen Menschenscheu zog er um sich eine Art von Schranke, welche erst durchbrochen werden mußte. Wer aber diese Schranke durchbrechend ihm näher trat, gewann ihn unweigerlich lieb, und schwerlich gibt es einen Menschen, der Fries kannte und nicht sein Freund war. Das Studentenleben ist aber besonders geeignet, Schranken wie die oben bezeichneten leicht überspringen zu lassen, und so sammelte sich in Leipzig bald um den stillen denkenden Herrnhuter Jüngling ein größerer Kreis besonders von reichen lebenslustigen sächsischen Adeligen, deren Theilnahme ihn meist auch in seine späteren Jahre begleitete. Einer von ihnen aber, Adolph von Hainitz, hing bald an ihm mit der Schwärmerei der idealsten antiken Freundschaft, bis in's späteste Leben hinein bereit, sein ganzes reiches Besitzthum mit dem Freunde zu theilen: eine Bereitwilligkeit, die er späterhin mehrfach mit der That bewährte. Im Herbst wurde Fries durch den Ruf Fichte's nach Jena gezogen. Auch hier hatte er bald einen großen Kreis ernst strebender junger Leute um sich versammelt. Mit Fichte war Fries übrigens bald fertig, mit seinem scharfen philosophischen Blick dessen Grundfehler durchschauend. Wichtig wurde aber für ihn ein vertrautes Verhältniß zu Scherer, dem ersten Verfechter der durch Lavoissier gegründeten neuen wissenschaftlichen Chemie. Scherer gab ihm Richter's stöchiometrische Bearbeitungen, um sie einer mathematischen Kritik zu unterwerfen. Dabei entdeckte Fries zuerst eins der folgenreichsten Gesetze der chemischen Verbindungen, welches späterhin von Anderen bekannt gemacht und ausgebeutet wurde, während Fries, dem Scherer die Bedeutung dieses Gesetzes nicht gelten lassen wollte, aus Bescheidenheit die Sache fallen ließ. Aber wichtig blieb diese Verbindung doch, weil sie einmal in sein späteres Leben bestimmt eingriff, andererseits für seine philosophische Entwickelung von Wichtigkeit wurde. Man hat es vielleicht noch nicht genügend gewürdigt, welche große Bedeutung für die Entwickelung eines Philosophen der Zufall haben muß, daß dieselbe mit der Entstehung einer bedeutenden physikalischen Wissen-

schaft zusammenfällt. In der, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grad, fertigen Wissenschaft liegen die Principien derselben als schon gesichertes Eigenthum da, deren Festigkeit nicht weiter bezweifelt und daher auch selten noch weiter untersucht wird. In der entstehenden Wissenschaft gilt es aber gerade die Auffindung und Feststellung dieser Principien, und daran zeigt sich die ganze großartigste Geistesarbeit des Menschen. Hier wird der denkend beobachtende Philosoph am sichersten und vollständigsten in die geistige Werkstatt eingeführt. Und so halte ich es für außerordentlich bedeutungsvoll, daß Kant's Entwickelung in die Entstehung der Mechanik des Himmels fiel, und daß Fries, ähnlich wie sein großes Vorbild vom Glücke begünstigt, dem Entstehen der sogenannten antiphlogistischen Chemie, d. h. der Chemie als Wissenschaft, nicht bloß zuschauen konnte, sondern selbstthätig in dieselbe verwickelt wurde.

Im Herbst 1797 waren die ohnehin beschränkten Mittel, die Fries zu Gebote standen, auch wohl durch seine Gleichgültigkeit gegen gemeine praktische Lebensklugheit erschöpft, und er sah sich genöthigt, seines Unterhalts wegen sich nach einer Hauslehrerstelle umzusehen. Die Freundschaft, die er sich vielseitig erworben, kam ihm mehrfach mit Anerbietungen entgegen, deren Annahme man sogar geneigt war als eine zur Dankbarkeit verpflichtende Gunst anzusehen. So kam Fries am 15. November 1797 nach Zofingen in der Schweiz in das Haus des Hauptmanns Sutor, wo er sich zur Zufriedenheit des Vaters, wenn auch nicht seiner selbst, seines Auftrags in der Erziehung der Knaben entledigte. Während des Einmarsches der Franzosen wurde er hier mit dem General Paillard bekannt, und es mag hier noch als ein Beispiel dafür, wie schnell sich Fries die Menschen geneigt machte, erwähnt werden, daß dieser General darauf drang, Fries in sein Haus und seine Familie aufzunehmen, um ihm nach einer technischen Vorbereitung eine glänzende Stellung in der Artillerie zu verschaffen. Inzwischen war Fries' Mutter gestorben und er dadurch in den Besitz der Mittel zum Weiterstudiren gekommen. Zugleich hatte Scherer von Halle aus ihm den Antrag gemacht, zu ihm zu kommen und mit ihm sich zur Herausgabe einer chemischen Zeitschrift zu verbinden. Sutors entließen ihn seiner Verpflichtungen ungern, aber freundschaftlich. Nach einer kurzen Reise in die Alpen kehrte er zum Abschied nach Zofingen zurück, wurde aber durch das herzliche Andringen der Familie bewogen, noch den Winter bei ihnen zuzubringen und sich durch Stunden, die er drei jungen Mädchen, Verwandten des Hauses, ertheilte, nützlich zu machen. Hier geschah es, daß Fries zum ersten Mal dem Gefühl der Liebe sich näherte. Ich lasse ihn selbst darüber sprechen. „Meine Stunden mit den Mädchen gaben meinem Leben eine sentimentale Wendung. Susette war das erste Mädchen, mit der ich andauernd nähern Umgang hatte. Ich interessirte mich lebhaft für sie, jedoch ohne Erwiederung. Fritz, der älteste Sohn des Hauses, der schon in einem Geschäft war, liebte Julien ohne Erhörung. Rosa's Herz war mir zugewandt und hier fehlte meine Erwiederung. Aber unsere Leidenschaften waren von sanfter Bewegung und störten unser friedliches Zusammenleben nicht. Immer ist mir der Abschiedsspaziergang nach dem Schlößli im Frühjahr 1800, ehe ich schied, von sehr lieber Erinnerung geblieben. Die Mädchen schmeichelten meinen Hoffnungen, sahen mich als Dichter, und Julie forderte einen Roman von mir. Ihren Namen habe ich wenigstens meinem Roman auf den Titel gesetzt."

Im Frühjahr 1800 ging Fries nach Deutschland zurück. Scherer hatte indeß seine Professur aufgegeben und war zur Direction einer Steingutfabrik nach Berlin gegangen. In Leipzig traf Fries wieder mit Hainitz zusammen, der sich alle Mühe gab, ihn zu bewegen, doch ganz zu ihm zu ziehen und sein Besitzthum zu theilen. Aber Fries sehnte sich nach einem bestimmten Wirkungskreis. Er ging daher wieder nach Jena, studirte noch Anatomie und Physiologie und habilitirte sich dann als Doctor der Philosophie und Privatdocent, welche Laufbahn er Ostern 1801 mit einem publicum „über die Kunst zu philosophiren" und einem Privatcolleg über philosophische Anthropologie begann. Zugleich fing Fries jetzt mit selbständigen Werken seine schriftstellerische Thätigkeit an: und sowohl diese, wie seine innere Entwickelung in der Philosophie nahm ihn so sehr in Anspruch, daß er zu wenig Werth auf Vorlesungen legte, obwohl sich fortwährend ein Kreis gediegener und geistig bewegter Jünglinge um ihn versammelte. So kam es denn, daß gegen Ostern 1803 seine ökonomischen Mittel vollständig erschöpft waren, und da aus einer, eine Zeitlang betriebenen Anstellung an der neu errichteten Universität Dorpat Nichts wurde, so gab er den dringenden Bitten von Hainitz' nach, denselben auf einer mehrjährigen Reise zu begleiten. Noch vorher, zu Weihnachten 1802, hatte ihn sein Freund Erdmann aufgefordert, mit zu seiner Familie nach Allstedt zu gehen. Hier schloß er sich an die drei jüngeren Schwestern seines Freundes an, von denen die älteste, die vierzehnjährige Karoline, auch späterhin fortwährend seine Gedanken beschäftigte und ihn veranlaßte, brieflich die Verbindung mit der Familie fortzusetzen.

Die beiden Reisenden gingen im Sommer 1803 zunächst nach Wien, dann über Salzburg nach München, und von da in die Schweiz;

im Spätherbst über Lyon nach Paris; im Frühjahr darauf durch das südliche Frankreich nach Genua, Mailand, Savoyen, und dann durch die westliche Schweiz über Straßburg, Heidelberg, Frankfurt nach Jena zurück. Hier erneuerte Hainitz noch einmal seine dringenden Bitten, Fries möge ihn doch auf seine Güter begleiten und dort sein Leben und seinen Besitz mit ihm theilen. Aber Fries, seinem inneren Drange getreu, schlug auch dieses Mal die Bitte ab und kehrte nach einem Besuch bei seinen Verwandten in Herrnhut wieder nach Jena zu seiner Lehrerthätigkeit zurück.

Hier hatten sich indeß die Verhältnisse günstiger gestaltet. Die veröffentlichten Werke, die Streitschrift „Reinhold, Fichte und Schelling", die philosophische Rechtslehre und das System der Philosophie, waren in der allgemeinen Literatur-Zeitung äußerst beifällig beurtheilt worden. Mehrere ältere Freunde waren in Jena wieder zusammengetroffen und bildeten einen Kern für den bald anwachsenden Kreis treuer Schüler und Zuhörer. Das brachte feste Anhaltepunkte, wozu noch ein von Paulus vermittelter Ruf nach Würzburg und ein von Griesbach eingeleiteter Antrag für Greifswalde kam. Zwar wurde Beides nicht realisirt: es führte aber doch die Ernennung zum außerordentlichen Professor herbei, welcher gleich nachher der Ruf nach Heidelberg als ordentlicher Professor der Philosophie folgte. Mit dem Fries in seinem ganzen Leben eigenthümlich charakterisirenden Mangel an gemeiner eigennütziger Lebensklugheit nahm er diesen Ruf an, obwohl sein Leben in Jena auch unter den mäßigeren Anerbietungen, die man ihm machte, wahrscheinlich seinem Schicksale eine bei Weitem günstigere Wendung gegeben haben würde. Sein Herz hatte damals schon einen bestimmten Zielpunkt gewonnen. Das Verhältniß zur Erdmann'schen Familie in Allstedt und insbesondere zu Karoline Erdmann war fortgesetzt und treulich gepflegt. Der Geheime Rath Voigt in Weimar, der damals die Universitätsangelegenheiten leitete, war der Oheim Karolinens. Weltklugheit hatte aber keinen Einfluß auf Fries' Entschlüsse. Die Aussicht, in der schönen Pfalz leben zu können, mit den Freunden Heyse, Robinson, Brentano und von Beaulieu vereinigt zu sein, und die näher gerückte Möglichkeit einer Verbindung mit Karolinen entschieden. Und so ging Fries Ostern 1805 seiner neuen Bestimmung entgegen. Auch in Heidelberg erwarb sich Fries schnell einen großen Freundeskreis, sowohl unter seinen Collegen, von denen vorzüglich Voß und Martin, sein guter, und Thibaut, sein böser Genius, zu nennen sind, als auch unter den jüngeren Leuten, die sich ihm enger als Schüler anschlossen. Auch mit Friedrich Heinrich Jacobi, der ihn auf einer Durchreise besuchte, wurde er hier persönlich bekannt. Gleich nach seiner Ankunft in Heidelberg hatte Fries schriftlich um Korolinens Hand angehalten und Ostern 1806 reiste er nach Allstedt, um sein junges Weib heimzuführen. Dadurch hatte Fries die Erfüllung der lebhaftesten Sehnsucht, die ihn bis dahin durch's Leben begleitet, gefunden. Ich habe oben erwähnt, wie unglücklich sich seine Jugend in Bezug auf Familienleben gestaltet hatte, und durch alle seine Aufzeichnungen bis zum letzten erwähnten Abschluß zieht sich eine leise, rührende Klage über das schmerzliche Gefühl seiner Einsamkeit und der Heimathslosigkeit seines Herzens. Jetzt hatte er sich selbst ein Haus gegründet und konnte hier den Reichthum der Liebe entfalten, der in seinem Gemüthe wohnte. In dieser ersten glücklichen Zeit der gewonnen Heimath kam denn auch das seit elf Jahren ununterbrochen geistig durchgearbeitete und entwickelte Werk, unzweifelhaft das bedeutendste, was Fries geliefert, seine „Neue Kritik der Vernunft" zum Abschluß.

Mannigfach gemüthlich bewegt wurde sein Aufenthalt in Heidelberg durch die Geburt seiner Kinder und durch den raschen Verlust dreier derselben. Am 19. April 1808 gab ihm seine Frau, nachdem das erste Kind gestorben war, ein Zwillingspaar, von welchem aber nur die schwächere, Betty, die jetzige Professorin Henke, am Leben blieb. Es folgten dann Louise, gegenwärtig an Director Eggeling in Helmstedt verheirathet, im Februar 1812 der erste Sohn, der bald wieder aus dem Leben schied, endlich 1813 Otto, 1815 Leopold, die in diesem Augenblick auch Beide bereits in kühler Erde ruhen. In wissenschaftlicher Beziehung entstand für die volle Entwicklung des Systems der Philosophie im Jahr 1811 die Logik, und zugleich fand Fries das durchgreifende Gesetz der Gedankenentwickelung in der Geschichte der Philosophie, wie er es zuerst im Jahre 1810 in Daub und Kreuzer's Studien aussprach. Auch der nähere Verkehr mit Jacobi, mit Gruner und de Wette gewährte weitere Anregung, besonders hinsichtlich der Religionsphilosophie, und eine von gebildetem Frauenkreise unter der Führung der Justizräthin Martin gegebene Veranlassung zu populären Vorträgen über die Sternkunde führte zur Wiederaufnahme gründlicher Beschäftigung mit der mathematischen Naturwissenschaft. Die Vorlesungen umfaßten nach und nach das ganze Gebiet der Philosophie, und besonders waren die Vorträge über Ethik und Psychologie von großem Beifall der Studirenden begleitet. Als Kästner Heidelberg 1812 verließ, erbot sich Fries freiwillig zu Vorträgen über Experimentalphysik, und obwohl es ihm fast an allem Apparat fehlte, so hatte er doch das Glück, einen großen Zuhörerkreis zu finden, dem es mehr um die philosophisch-mathematische Begründung, als um das schon bekannte Einzelne zu thun war. Aber schon im folgenden Jahre wurde

Fries durch den Tod des Professors Succow in den Alleinbesitz des physikalischen Lehramts und des der Universität gehörigen Apparats gesetzt. Diese innige Verbindung mit den mathematisch-physikalischen Wissenschaften, in welcher Fries theils durch Anlage, theils durch frühes Verständniß für die Bedeutung, theils durch äußere Verhältnisse erhalten wurde, hat den entschiedensten Einfluß auf die Entwickelung seiner Philosophie ausgeübt, so daß er recht eigentlich der Philosoph der Naturforscher genannt werden kann, die entweder, wie gewöhnlich geschieht, in ihrer Selbstgenügsamkeit überhaupt sich um Philosophie nicht bekümmern, oder wenn sie es thun, doch nur in den Friesischen Schriften etwas Brauchbares und sie Befriedigendes antreffen.

Um diese Zeit trat Etwas in Fries' Leben hinein, welches in seinen späteren Folgen dasselbe für eine Zeitlang höchst trübe gestaltet. Ich will hier unsern Fries wieder selbst sprechen lassen, um so mehr, da ich die späteren trüben Entwickelungen dieses Anfanges doch mannigfacher Ursachen wegen nur flüchtig berühren darf, und hier seine eigene Darstellung am besten zeigt, wie rein und edel, wie wohlwollend und schonend, aber auch wie ernst besonnen er den von dieser Zeit an beginnenden Aufregungen im Innern der deutschen Staaten gegenüberstand.

„Ich hatte mehrere Tage", erzählt Fries, „keine Zeitungen gelesen und ging dann eines Abends auf das Museum. Es wurden eben neue Blätter aufgelegt; ich ergriff das letzte und las das neunundzwanzigste Bülletin. Mit einem Schlag war nun die französische Armee von Moskau über die Beresina bis gegen Wilna zurückgeworfen, ohne einer Stellung bei Smolensk am Dnieper oder an der Düna zu gedenken. So wie ich dies gelesen hatte, war vor meinen Blicken die Dynastie der Napoleoniden, an die ich eben noch geglaubt hatte, untergegangen; die ganze europäische Politik war umgewandelt. Der Sieg der europäischen Fürsten über das revolutionäre Frankreich schien vorbereitet. Dies führte uns unmittelbar in die politischen Interessen hinein."

„Ich war natürlich für das System der Bewegung und der kräftigen Fortbildung in Reformen. Ich hatte meine Ansichten schon 1804 in Jena öffentlich ausgesprochen und blieb immer bei derselben Ansicht. Nicht persönliche Freiheit, sondern Gleichheit bestimmt die Grundidee der Gerechtigkeit; physische Gleichheit und Gleichheit der Habe ist aber nicht die persönliche der Gerechtigkeit, sondern Chimäre ohne politische Bedeutung. Das absolute Ideal der repräsentativen Verfassung, die Gleichstellung der Fremden und Einheimischen, die unmittelbare Zerstörung der Zunftgerechtigkeiten und lehnsrechtlichen Bevorrechtungen, sowie die Vernichtung des Adels sind lauter Anforderungen, die ich verwarf und wogegen ich viel besonnenere Beurtheilung der geschichtlichen Verhältnisse verlangte und eine Entscheidung, die weit mehr Sachkenntniß voraussetzte. Mit diesen gemäßigten theoretischen Ansichten verband sich mir aber von Jugend auf, gemäß dem gesunden Geiste der Zeit der Befreiung Amerikas die Begeisterung, wie ich es jetzt nenne, für die Religion der Geschichte der Menschheit, der gute Muth, daß die Menschen sich selbst helfen könnnen und sollen in der Fortbildung des öffentlichen Lebens für alle Zwecke des öffentlichen Wohls, sowie diese Begeisterung Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, Kant's Geschichte der Menschheit, Herder's Ideen und Schiller's politischen Phantasien gemeinschaftlich galt. Mit diesen Ideen sah ich, ungebunden von irgend einem geselligen Privatinteresse, oder irgend einer religiösen oder ständischen Vorliebe auch den Bewegungen der Geschichte meiner Zeit zu. Selbstvertrauen, guter Muth und Kraft gewannen sich meine Zuneigung. So war ich bei den französischen ersten Bewegungen, mit entschiedener Verachtung der bourbonischen Regierung, des französischen Adels und der französischen Geistlichkeit, Freund der Gironde und aller dortigen weltbürgerlich scheinenden Phantasien. Der Jacobinismus erschien mir aber diesen bald fremd, ein bedeutungslos von Plünderungssucht getriebener Geist. Beim Fortspielen des Kriegs verschwanden daher die großen Interessen und nur Kraft und Geschicklichkeit konnte meine Theilnahme gewinnen. Da galt denn doch den Franzosen der Kriegsruhm selbst, den Engländern nur die Handelsinteressen, und für die Fürsten konnte man sich nicht interessiren, da sie mit Ungeschick zum Kriege nur Untreue gegen einander verbanden. So kam es, daß ich mich gewaltsam für die Fortschritte der französischen Waffen interessiren mußte, selbst als sie Deutschland so schmählich niederzudrücken begannen. Napoleon hatte doch nach dem Frieden von Amiens den Frieden gewollt und dann in allen folgenden deutschen Feldzügen stand seine Sicherheit und Gleichheit dem Ungeschick und der Untreue der Anderen gar zu glänzend entgegen. Aber nach und nach verlor mir doch auch Napoleon die Theilnahme. Die Fehler von Domingo, die Fehler in Spanien, und dann vor Allem, daß er das eroberte Deutschland nicht zu beherrschen, sondern nur als furchtsamer Herr der Franzosen für diese zu plündern verstand, entzog ihm mein Interesse und ließ mich nun ganz fremdartige Dinge einer möglichen Wiederherstellung der Ehre der Deutschen mehr wünschen als hoffen."

„Sehe ich also von diesen großen Ansichten auf mein kleines Treiben zurück, so muß ich

hier meinen „Julius und Evagoras" erwähnen. Die Fabel trug ich lange mit mir herum; im Sommer 1811 auf Spaziergängen mit Gruner gestaltete sie sich mir zu der Phantasie, einen Roman in die deutsche Zukunft hineinzuphantasiren, sowie wir ohngefähr wünschen konnten. Dafür lagen zerstreute Vorbereitungen da. Jetzt nach dem Lesen des neunundzwanzigsten Bülletins ergriff mich der Gedanke lebendiger und ich fing sogleich in den Weihnachtsferien 1812 an, den ersten Theil zum Druck zu ordnen. Die Katastrophe von Moskau wirkte überhaupt auf meine ganze Thätigkeit, indem das Interesse der Studirenden an den Staatsangelegenheiten stieg und somit auch meine Vorträge über Naturrecht und Staatsrecht mehr Anklang fanden und ansprechender ausgeführt werden konnten."

„Dazu kam, daß ich im Frühjahr 1813 von der Regierung besonders durch Martin's Vermittlung zum Prorector ernannt wurde."

„Mich brachte das Prorectorat den gesellschaftlichen Verhältnissen der Studenten näher. Als seit dem Frühjahr 1813 der Studenten so viele die Universität verließen, um als Freiwillige in den Krieg zu ziehen, fand sich bei uns gerichtlich die Abfassung eines Comments vor, in welchem alle Corps (welches der Name aller damaligen gesetzwidrigen Verbindungen der Studenten war) sich unter einem gleichen Rechte vereinigten. Wir hätten nach der Strenge der Gesetze eine große Zahl wegschicken müssen. Dies schien mir aber ganz zweckwidrig. Das Wegschicken von der Universität wäre in diesem Augenblicke gar keine Strafe gewesen. Wir hätten die jungen Leute zur Strafe gleichsam zur Armee geschickt, wohin die Ehre ohnehin rief. Dazu kam, daß man in dem neuen Comment doch deutlich das Bestreben erkannte, sich, so weit es die herrschenden Studentenvorurtheile zuließen, friedlich zusammenzustellen und das Gesetz anzuerkennen. Unsere Vorstellungen für Beendigung der Sache auf dem Wege der Gnade wurden denn auch von dem Großherzoge angenommen. Mich irrte seit lange bei der akademischen Justiz, daß man den Studenten so viel verbot, wie z. B. die Duelle, was doch nicht verhindert wurde, daß dadurch die thätigen und unruhigen Studenten immer in Widersetzlichkeit gegen die akademischen Gesetze lebten, am Ende aber bei den gerichtlichen Untersuchungen die ruhigen, an den verbotenen Verbindungen keinen Theil nehmenden, aber auch indifferenten meistentheils in Nachtheil blieben, weil sie nicht zusammenhielten. Dies erhielt später einen großen Einfluß auf meine Stellung, weil ich bei dem Entstehen der Burschenschaften einen unschuldigen Patriotismus verbunden fand mit dem Bestreben, ehrenhaft nur den akademischen Gesetzen zu leben. Dies war die Gesinnung dieser Partei und meiner jungen Freunde in der letzten Zeit zu Heidelberg und in der ersten Zeit in Jena. Als die Wiener Bundesacte uns bestimmtere friedliche Gedanken über die neue Gestaltung von Deutschland brachte, schrieb ich noch die Schrift: „Vom deutschen Bunde und deutscher Staatsverfassung", in der meine gemäßigten Ansichten noch genauer entwickelt sind — und die auch von Gemäßigten Anerkennung fand."

„Die Wiener Bundesacte forderte jedem deutschen Staate eine landständische Verfassung. Weimar ging voraus in der neuen Anordnung seiner Angelegenheiten und die allgemeine Anregung brachte diese Idee auch im Badischen im Geiste des Volkes in Bewegung. Der Adel gab in Karlsruhe eine Petition für die neue Ordnung der Verfassung ein. Die Geistlichkeit folgte, und nun regte sich auch beim dritten Stand in der Pfalz der Gedanke, den gleichen Schritt zu thun. Der Mittelpunkt der Berathung fiel nach Heidelberg; ein großer Theil der Bürgerschaft forderte Martin auf, für diesen Zweck eine Petition zu entwerfen; er übernahm, setzte sie auf, und man legte sie allerwärts zur Unterschrift vor. Auch bei uns circulirte sie; ich unterschrieb mit. Der Stadtdirector ließ der Sache von wegen der Polizei freien Lauf. Da ergriff Thibaut plötzlich die Gegenpartei, stellte die Sache als ordnungswidrig und aufwieglerisch dar und sprach seine Meinung an öffentlichen Orten lebhaft aus; gewann auch den Curator für seine Ansicht. Man forderte uns auf, unsere Unterschriften zurückzunehmen. Die Meisten thaten dies; Wilken und ich blieben Martin treu. Sobald der Stadtdirector diesen Wind spürte, denuncirte er die ganze öffentliche Angelegenheit heimlich in Karlsruhe und Martin's Schritt persönlich. Das Ministerium ließ sich bestimmen, unmittelbar eine Haussuchung gegen Martin zu befehlen und die Sache zu unterdrücken. Dies bestimmte Martin sogleich, die badischen Dienste zu verlassen und uns geschah nichts weiter; doch ließ man mich die Ungnade bemerken, indem ich bei der reichlichen Austheilung neuer Titel übergangen wurde. — Mein Schicksal wurde in eigner Weise damals mit Martin's verbunden, indem zufällig der Vorschlag, Martin in weimarische Dienste nach Jena zu ziehen durch meine Hand ging und ich ganz unabhängig davon auch zu Unterhandlungen geführt wurde, eine bloße Professur der Philosophie in Jena anzunehmen."

Hier in Jena nun begann Friesens glänzendste Lehrerthätigkeit, indem er die Jugend nicht nur vom Katheder aus zu belehren, sondern auch im engeren Privatumgang, dem er sich immer mit außerordentlicher Vorliebe hingab, durch seine liebenswürdige Persönlichkeit zu gewinnen und für alle Ideale des Lebens zu begeistern wußte. Lange indeß war ihm

diese beglückende Ruhe in heiterer Thätigkeit nicht vergönnt. Der 18. October 1817 mit seinem Wartburgsfest legte den Grund zu vielen schmerzlichen Erfahrungen. Man weiß, daß Schweitzer, Kieser, Oken und Fries die Studirenden zu ihrer schönen Feier auf die Wartburg begleiteten. Man weiß, daß, nachdem das Fest beendet, nachdem die vier Professoren und der größte Theil der Studenten sich bereits entfernt hatten, einige Zurückgebliebene auf dem Wartenberg sich mit der Verbrennung einiger ihnen misliebiger Büchertitel einen muthwilligen Jungenstreich erlaubten, der, so unwichtig an sich, doch von einer bekannten Clique von Dunkelmännern als willkommene Handhabe gebraucht wurde, um lange gehegte Pläne gegen freie deutsche Wissenschaft und deutsche Bildung in's Werk zu setzen, denen leider noch das Verbrechen eines armen Wahnsinnigen, die Ermordung Kotzebue's durch Sand am 23. März 1819, sehr erwünscht in die Hände arbeitete. Nachdem der erste Angriff auf Oken abgeblitzt war, wurde, wie es scheint rein zufällig, Fries zum Opfer erkoren. Er selbst hatte diese Verfolgungen vielleicht durch einzelne, gerade dem engelreinen Bewußtsein so leicht begegnende Verstöße gegen die Regeln kalter Weltklugheit möglich gemacht. Aber rein und unangetastet ging er schließlich aus ihnen hervor und würde vielleicht selbst jeder Verfolgung überhoben gewesen sein, wenn der hochherzige Karl August die Selbständigkeit seiner Ueberzeugung auch durch eine verhältnißmäßige äußere Macht hätte stützen können. Fries wurde schließlich klaglos gestellt; aber bis dahin hatte er von all den Nichtswürdigkeiten einer feigen und ehrlosen Justiz zu leiden, durch welche sich die demagogischen Untersuchungen so sehr charakterisirten, daß selbst ein so besonnener stiller Gelehrter, wie der ehrwürdige Friedrich Jacobs in Gotha, öffentlich aussprach, daß die unparteiische und daher gerechte Nachwelt diese ganze Wirthschaft als vollkommen gleichwerthiges Seitenstück den Scheußlichkeiten des Hexenprocesses anreihen werde.

Es war die traurigste Zeit, welche unser Fries durchlebt hat. Am 22. Januar 1818 verlor er, bald nach der Geburt seines jüngsten, des einzigen noch lebenden Sohnes, Hugo, seine geliebte Karoline. Im Sommer desselben Jahres, kaum von schwerer Krankheit genesen, suspendirte ihn die weimarische Regierung, unfähig, sich dem Andringen des mächtigen Preußen länger zu widersetzen, von seinem Amt, wenn auch mit Belassung seines Gehaltes. Fries benutzte die so gewonnene freie Zeit zur Vollendung seiner noch übrigen, den Kreis der philosophischen Disciplinen abschließenden Werke und machte dann eine größere Reise zu Verwandten in Holland. Nachdem die psychische Anthropologie beendigt war, wendete er sich ganz der Ausarbeitung desjenigen Werkes zu, welches nächst seiner Kritik der Vernunft wohl die bedeutendste und charakteristischste Darlegung seines Geistes enthält. Ich meine seine mathematische Naturphilosophie. Endlich reichte die unwillkürliche und unwillkommene Muße noch hin zur ruhigen Ausarbeitung des Handbuchs der Metaphysik. Da aber durch den Tod des Geheimen Hofrath Voigt im Jahr 1823 inzwischen die Professur der Physik erledigt worden war, wagte es die weimarische Regierung, den preußischen Haß gegen Fries nur auf seine officielle philosophische Lehrthätigkeit zu beziehen und rehabilitirte ihn vollständig als Professor der Physik. Inzwischen hatte sich Fries mit einer Freundin seiner Schwester, die schon lange treulich sich des Hauses und der Kinder angenommen, verehelicht. Mit ihr lebte er die letzten zwanzig Jahre in erquickender Häuslichkeit, geschätzt von seinen Collegen, verehrt von seinen Schülern, und anfänglich, wie es scheint mit bewußtem Ueberseheen von Seiten der weimarischen Regierung, nach wie vor neben seiner Physik philosophische Vorlesungen haltend. Er starb am 10. August 1843 an einem wiederholten Schlaganfall.

Fries war äußerlich keine imponirende Persönlichkeit, von mittlerer Größe und für dieselbe fast zu stark, mit kurzem Hals und einem Antlitz, welches in der Ruhe Nichts von dem verrieth, was die schön gewölbte, reine Stirn beherbergte. Seine Augen zeichnete eine seltsame Eigenthümlichkeit aus, daß sie nämlich im Gegensatz zum gewöhnlichen Schielen, etwas divergirten. Aber so wie er sprach und lebendig wurde, war das Gesicht wie verwandelt. Das strahlende Auge verrieth die ganze Fülle und Innigkeit seines Gemüthslebens, oder in andern Momenten die durchdringende Schärfe seines Verstandes, während in den feinen Zügen um den Mund bald das menschenfreundlichste Wohlwollen, bald die graciöse Ironie des überlegenen, die Dinge vollkommen beherrschenden Geistes spielte. Eine gewisse äußere Scheu und Unbeholfenheit, die Folge von seiner herrnhutischen Erziehung, gab wohl dem ersten Zusammentreffen mit ihm den leichten Anstrich der Verlegenheit; aber wenn einmal dieser Anfang überwunden und man ihm näher getreten war, zeigte er sich nicht nur als der treueste Freund, was sich nach seinem ganzen Charakter von selbst versteht, sondern auch als der liebenswürdigste und unveränderlich heitere Gesellschafter, der seine lebendige und anregende Unterhaltung, die auch vom schönen Geschlecht anerkannt und gesucht wurde, mit dem feinsten attischen Witz zu würzen verstand. Dabei haßte er Alles, was irgend der Ostentation ähnlich sah. Bis zu seinem Ende blieb ihm eine gewisse Kindlichkeit der Erscheinung. Wie er selbst von sich sagt, hat er in seinem Leben

keine witzige Anekdote erzählt. Aus Haß der Ostentation entzweite er sich mit Putz, häuslicher Musik, häuslichem Gelehrtthun und Geschmack-Affectiren, mit breiter, süßer, theilnehmender und schmeichelnder Rede und allem Prunk der Beredtsamkeit.

Ein Grundzug seines Charakters war seine niemals wankende Wahrheitsliebe, die ihn selbst da nicht verließ, wo ihn das ruhige und nicht durch die Umstände erzwungene Mittheilen der ganzen Wahrheit in trübe, sein ganzes Leben verstörende Weiterungen verwickelte, wie in der gegen ihn erhobenen politischen Untersuchung, die er gleich anfänglich mit einem einfachen wahren „Nein" hätte abschneiden können; aber er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Andere sich dieses „Nein" im Stillen in einer Weise interpretiren möchten, die nicht vollständig mit der ganzen Wahrheit übereingestimmt hätte.

Seine Neigung zog ihn stets zum Umgang mit der Jugend, und immer hatte er um sich einen Kreis strebender Geister versammelt, denen er auf diese Weise durch lebendigen Gedankenaustausch erst eigentlich Lehrer wurde. Seine Vorträge in philosophischen Dingen, so viel sie auch eine lange Zeit besucht wurden, waren doch nicht eigentlich für die Menge geeignet. Fast zu absichtlich entzog er ihnen den Schmuck der blumigen Rede und die Vortheile rhetorischer Kunstgriffe. Aber unübertroffen waren sie in der Schärfe, Vollständigkeit und inneren Consequenz der Gedankenentwickelung. Wie überall, so machte er auch hier sittliche Ansprüche geltend. „Die Ehre des Gelehrtenstandes", sagt er in seiner Ethik, „wird einzig behauptet durch den reinen Dienst an die Wahrheit, durch die Gegenwehr gegen jede Art gelehrter Handwerkerei. Die Gerechtigkeit aber fordert daneben vom Gelehrtenstande, daß er allen falschen Anmaßungen entsage, daß er sich einlebe in die Volksthümlichkeit seines Volkes, daß er aufhöre, durch die Prahlerei mit dem Gewande fremder Sprache den Mangel an selbständiger Geistesbildung vor dem Volke zu bemänteln oder die ihm gewordene Bildung seinem Volke zu entziehen."

Eine besondere Eigenthümlichkeit von Fries war noch sein Widerwille gegen den Streit. So gerne er sich auf Erörterungen philosophischer Gedanken und auf die Vertheidigung seiner eigenen Ansichten auch gegen Andersdenkende einließ, ja so sehr dieses Lebenslust seines Geistes war, so brach er doch augenblicklich ab, so wie die Unterhaltung Streit wurde, das heißt, so wie sie aus dem ruhigen Untersuchen und Zurückführen der Ansichten bis auf ihre allerletzten Gründe übersprang in die bloße Gegenüberstellung unbewiesener Behauptungen. Er pflegte dann in überlegener Ironie sich als dumm oder unwissend bloßzustellen und mit einem feinen gutmüthigen Scherz die Unterredung zu beendigen. Daneben machte einen wohlthuenden Eindruck seine wahrhaftige Bescheidenheit, die nicht, wie so oft, als falsche äußere Tünche einen im Innern gährenden Hochmuth verbarg, sondern Grundzug seines Wesens war, und ihn jeden Einwurf auch des jüngsten und unbeholfensten Kämpfers mit ruhiger Freundlichkeit hinnehmen und mit aufopfernder Gründlichkeit auflösen und widerlegen ließ.

Diese beiden letzterwähnten Eigenschaften charakterisiren bei Fries nun auch seine Stellung zu andern Fachgenossen. Fries war im vollen Sinne des Alterthums ein Weiser. Die Philosophie war ihm nicht ein Gegenstand, um daran den Reichthum seines eigenen Geistes zu entwickeln und spielen zu lassen, vielmehr war sie ihm der Weg zur Wahrheit, und nur das; und wo er in einem Punkte die Wahrheit gefunden zu haben glaubte, blieb sie ihm unerschütterlich stehen, bis sie ihm durch gleich gründliche Untersuchungen widerlegt war. So war ihm denn Alles wichtig, was im Gesammtgebiete der Philosophie erschien und Anspruch auf wissenschaftlich-philosophische Begründung machen konnte. In seiner Polemik ist er mit völliger Selbstverläugnung stets auf die Ansichten Anderer eingegangen und hat sie zunächst niemals von seinem Standpunkte aus, sondern durch den Nachweis der Unzulänglichkeit der factischen Grundlagen oder aus dem inneren Widerspruch mit sich selbst widerlegt. Als unübertroffenes Muster philosophischer Polemik steht in dieser Beziehung eine seiner ersten Schriften: „Reinhold, Fichte und Schelling" da. Bis jetzt hat Niemand es gewagt, sich auf diese seine Kritiken fremder Philosopheme einzulassen; bis jetzt hat Niemand es gewagt, in gleicher Weise die Grundlagen seiner Art zu philosophiren anzutasten; und da wird Niemand uns, seinen Schülern, verargen können, wenn wir ihn so lange für unwiderlegbar halten, bis eine Widerlegung in gleich gründlicher und eingehender Weise wirklich versucht und gelungen ist.

Ich kehre noch einmal zurück zu meiner Einleitung. Als Bedingung für einen Philosophen hatte ich hier aufgestellt strenge mathematisch-naturwissenschaftliche Schule und vollständige Kenntniß des menschlichen Geistes durch scharfe Selbstbeobachtung. Beides können wir aber auch wieder anwenden als Prüfstein für die fertige Philosophie; und in dieser Beziehung hält Friesens Philosophie jeder Prüfung Stand. In dem ganzen Umfang seiner philosophischen Thätigkeit findet sich keine Behauptung, die nicht vollständig aus der Natur des menschlichen Geistes, wie scharfe Selbstbeobachtung sie darstellt, abgeleitet wäre. Dafür können wir Fries den Newton, wie Kant den Keppler

der Philosophie nennen. Wie Keppler durch unendlich schwierige Inductionen seine drei unsterblichen Gesetze fand, während Newton durch die Entdeckung der Gravitation die Möglichkeit der theoretischen Ableitung derselben gab und dadurch die Wissenschaft der Mechanik des Himmels vollendete, so gelangte Kant durch noch unendlich schwierigere Untersuchungen zur Entdeckung der drei großen psychologischen Gesetze, welches er mit dem Namen der reinen Anschauung, des transscendentalen Leitfadens und der Antinomien der Vernunft bezeichnete, und Fries fand dazu den Einheitspunkt, von welchem diese drei Gesetze als nothwendige Folgen abflossen, und vollendete die von Kant sogenannte Kritik der Vernunft zu einer vollständigen Theorie des Geistes.

Und von der andern Seite leben und arbeiten alle bedeutenden Naturforscher jetzt unbewußt im Kantisch-Friesischen Geist. Die wenigen aber, die an theoretischer Philosophie wirklich Theil nehmen, haben sich nur für Fries erklärt. Mag statt meiner ein Mann urtheilen, der zu den größten unsres Jahrhunderts gehört, und dessen Urtheilsfähigkeit Niemand bezweifeln kann. Als ich in Göttingen studirte, kam ein Student zu Gauß und sah auf dessen Tisch die mathematische Naturphilosophie von Fries liegen. Mit unbeholfener Ironie fragte er: „Herr Professor, verlieren Sie sich denn jetzt auch in die abstrusen Tiefen der Philosophie?" worauf ihm Gauß sehr ernst erwiederte: „Junger Mann, wenn Sie es nach dreijährigem angestrengten Studium dahin gebracht haben, daß Sie dieses Buch verstehen und würdigen können, so dürfen Sie die Universität mit der Ueberzeugung verlassen, daß Sie Ihre Zeit besser angewendet haben, als bei Weitem die meisten Ihrer Commilitonen."

Und wenn dem so ist, wenn die Friesische Philosophie wirklich die Vollendung hat, die ich für sie in Anspruch nehmen möchte, so drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: wie es kommt, daß diese Philosophie scheinbar so spurlos vorübergegangen ist? Die Antwort wird uns einfach aus den gewöhnlichsten Erscheinungen des Menschenlebens. Was sich in der Gegenwart geltend machen soll, muß von einer Partei getragen werden. Eine solche hat Fries nie gehabt und nie gesucht. Fries hat sich nie dazu hergegeben, den ewig wechselnden Thorheiten der Tageslaune zu fröhnen. Er lebte und lehrte nur seine politischen, sittlichen und religiösen Ideale; aber nie hat er mit der revolutionären Haltungslosigkeit rasen oder mit dem selbstsüchtigen Absolutismus kriechen mögen; nie hat er mit dem gemüthsleeren Atheismus den Himmel stürmen, noch mit Schwächlingen orthodox-pietistisch jammern wollen. Und so können wir auf ihn und seine Philosophie nur das Goethe'sche Wort anwenden:

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren."

Die Novara-Expedition
und ihre wissenschaftlichen Aussichten.

Von Dr. Carl Scherzer,
Mitglied der Expedition.

Bei dem großen Interesse, welches die Erdumsegelung der k. k. österreichischen Fregatte Novara nicht bloß im engern Vaterlande, sondern in den weitesten Kreisen im ganzen gebildeten Europa erregt, dürfte es gerechtfertigt erscheinen, in diesen Blättern in etwas ausführlicherer Weise über die Hoffnungen und Erwartungen zu sprechen, welche sich an dieses großartige Unternehmen knüpfen. Die Neuheit des Unternehmens und die falschen Vorstellungen, welche man sich im großen Publicum über die eigentlichen Zwecke der Expedition macht, erklären leicht, daß man sich von der einen Seite Erwartungen hingibt und Anforderungen an die Expedition stellt, welche dieselbe selbst unter den günstigsten Umständen nicht zu erfüllen im Stande sein wird, andererseits dagegen die Bedeutung dieses gewaltigen Unternehmens zu gering anschlägt und demselben jeden praktischen Werth, jene Hauptforderung unsrer materiellen Zeit an alles menschliche Thun, von vornherein abspricht. —

Die übertriebenen Erwartungen der Einen auf das richtige Maß zurückzuführen, das geringschätzig und voreilig absprechende Urtheil der Andern durch die Anführung einleuchtender Thatsachen zu berichtigen, soll der alleinige Zweck der folgenden Blätter sein.

Vor Allem kann nicht genug betont werden, daß die Weltreise Seiner Majestät Fregatte Novara durchaus nicht als eine rein wissenschaftliche Expedition, sondern bloß als eine Uebungsfahrt zur Ausbildung unsrer so rasch sich entwickelnden Marine betrachtet werden darf.

Eine Elite-Gesellschaft befähigter, frischer, junger Kräfte, zusammengestellt aus dem Taug-

lichsten, was der Etat unserer Marine zu bieten vermag, sollte nach dem anfänglichen Wunsche des Marine-Obercommandanten, Erzherzogs Ferdinand Max, die verschiedenen Seehäfen der Ostküste Südamerikas besuchen, in der weisen Absicht, nicht nur den Kreis ihrer nautischen und maritimen Kenntnisse zu erweitern, sondern gleichzeitig auch die Bedürfnisse der Menschen an den verschiedenen besuchten Punkten kennen zu lernen und so die Reise auch für den österreichischen Handel nutzbringend zu machen.

Während es zuerst in der höchsten Intention lag, blos die Häfen der Ostküste Südamerikas zu besuchen, wünschte man später die Fahrt bis nach dem Hafen von San Francisco an der Westküste Amerikas auszudehnen und faßte endlich den großen Entschluß, die Novara, eines der größten und schönsten Segelschiffe unsrer Marine, zu einer förmlichen Erdumsegelung ausrüsten zu lassen.

Je mehr dieser großartige, eines kaiserlichen Prinzen würdige Gedanke der Ausführung entgegenreifte, desto lebendiger mußte eine für alles Große und Schöne so empfängliche Brust wie die seinige zugleich das Verlangen ergreifen, dieses Unternehmen nicht bloß der österreichischen Marine, sondern auch der Wissenschaft im Allgemeinen zum Vortheil gereichen zu lassen. Den Hauptzweck der Expedition unverrückt im Auge behaltend, gestattete daher der erleuchtete Fürst mit großmüthigster Zuvorkommenheit die Theilnahme österreichischer Forscher, und das hohe Marine-Obercommando erließ nicht bloß eine Einladung an den Areopag der Wissenschaft in Oesterreich zur freien Betheiligung, sondern war auch gleichzeitig bemüht, die von der Kaiserlichen Akademie gewählten Naturforscher durch den Ankauf verschiedener Instrumente und anderer wissenschaftlichen Behelfe in ihren schönen Zwecken kräftig zu unterstützen.

Auch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften versäumte nichts, was zum Gelingen des großen und nationalen Unternehmens beitragen konnte und rüstete die von ihr Gewählten mit zahlreichen physikalischen Instrumenten, mit Instructionen und Rathschlägen auf das Glänzendste aus. — Andere wissenschaftliche Institute des Kaiserstaats, wie z. B. die k. k. geographische Gesellschaft, die k. k. Central-Anstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus, die k. k. geologische Reichsanstalt, die Kaiserliche Gesellschaft der Aerzte, sowie eine Anzahl von ausländischen und einheimischen Gelehrten — ebenan der edle, greise, für jede wissenschaftliche Strebung mit jugendlicher Begeisterung glühende Alexander von Humboldt lieferten der Expedition ein reiches, ungemein schätzenswerthes Material.

Dieses vorausgeschickt, sei es mir vergönnt, in dem Augenblicke, wo ich, einer so schönen Mission folgend, wieder auf mehrere Jahre das geliebte Vaterland verlasse, um, unter der Aegide eines erleuchteten, großherzigen Fürsten, unterstützt von so reichen Kräften, in fernen Welttheilen zur Förderung der Wissenschaft und zur Ehre Oesterreichs zu wirken, auf diejenigen wissenschaftlichen Aufgaben näher einzugehen, deren theilweise Lösung vielleicht durch die Expedition herbeigeführt werden dürfte, und durch eine detaillirte Schilderung ihrer muthmaßlichen Wirksamkeit die vielfachen Umstände hervorzuheben, wodurch sie in die beneidenswerthe Lage versetzt worden ist, dem Vaterlande und der Wissenschaft so manche Dienste leisten zu können.

Indeß muß ich mich meinen verehrten Reisecollegen gegenüber verwahren, als wollte ich mir anmaßen, die folgenden Mittheilungen als eine Art wissenschaftlichen Programmes der von uns in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaften einzuschlagenden Thätigkeit hinzustellen und von der mehr oder weniger genauen Berücksichtigung desselben den größern oder geringern Erfolg der Expedition abhängig zu machen. Ich habe selbst zu lange unter den Tropen gelebt und hinreichend die vielen, scheinbar unbedeutenden Ursachen erfahren, woran nur zu häufig selbst die maßloseste Hingebung und der aufopferndste Eifer erlahmen und erkalten, um nicht den Ernst unsrer Aufgabe in seiner ganzen Gewalt zu fühlen und den mannigfaltigen Schwierigkeiten Rechnung zu tragen, welche sich selbst unter im Allgemeinen günstigen Umständen der Ausführung der angestrebten wissenschaftlichen Zwecke oft so feindlich entgegenstellen. —

Verlieren wir also vor Allem nicht aus den Augen, daß die Wissenschaft zwar an der Weltfahrt der Novara betheilig ist, daß jedoch die Expedition durchaus nicht eine ausschließlich wissenschaftliche, daß dieselbe vielmehr hauptsächlich zu maritimen Zwecken unternommen und auch die Reiseroute von diesem Gesichtspunkte aus festgestellt wurde, und Sie werden unter solchen Eindrücken die zu hoffenden wissenschaftlichen Erfolge der Expedition von einem richtigeren Standpunkte aus erblicken und beurtheilen. —

Wenn ich es aber im Interesse jedes einzelnen, an dem großartigen Unternehmen betheiligten Forschers für nöthig halte, die Erwartungen derjenigen herabzustimmen, welche sich in Bezug auf die von der Novara-Expedition zu lösenden wissenschaftlichen Fragen und Probleme allzu sanguinischen Hoffnungen hingeben, so erscheint es mir dagegen eine nicht geringere Pflicht, diejenige Thätigkeit näher zu bezeichnen, wodurch die Expedition, wenn schon nicht in streng wissenschaftlichem Interesse unternommen, gleichwohl Gelegenheit finden dürfte, manchen werthvollen Beitrag zur Bereicherung der Natur-

und Länderkunde der von der Novara besuchten Theile unsres Erdkörpers zu liefern.

Welche Fülle interessanter Wahrnehmungen bietet sich nicht dem wissenschaftlichen Auge, namentlich in den Tropen, im weiten Himmelsraume wie auf der trüglichen Fläche des Meeres, im geheimnißvollen Erdinnern wie auf der starren Rinde unsres Planeten! Welch' herrliches Feld der Thätigkeit erschließt sich hier dem Physiker wie dem Geologen, dem Botaniker wie dem Zoologen, dem Ethnographen wie dem Nationalökonomen!

Alle Beobachtungen, welche sich auf Astronomie, Nautik und Meteorologie im Allgemeinen beziehen, werden fast ausschließlich von den Officieren der Kaiserlichen Fregatte angestellt und dabei, wie sich von selbst versteht, besonders auf die neuesten Forschungen in diesem Gebiete Rücksicht genommen werden. Die bekannten Maury'schen Rubriken sollen mit größter Pünktlichkeit ausgefüllt, auf Sondirungen mit dem Brook'schen Senkloth großer Fleiß verwendet und wenn es die Verhältnisse nur einigermaßen gestatten, auf Grund der durch diese Operation gewonnenen Fragmente von Sand, Schlamm oder Gestein ein Versuch zur Darstellung einer unterseeischen geologischen Karte gewagt werden.

Manche vortheilhafte Gelegenheit wird sich der Expedition bieten, gewisse Angaben früherer Reisenden durch ihre eigenen Untersuchungen zu bestätigen oder zu widerlegen. So z. B. will ein Engländer auf der Fahrt zwischen Montevideo und der Capstadt mit dem Brook'schen Senkloth eine Tiefe von 41,000 englischen Fuß erreicht haben. Es wäre dies allerdings die tiefste Stelle der Erde, welche jemals gemessen wurde. Allein es bleibt noch durch wiederholte Maßversuche zu ermitteln, ob nicht vielleicht bei der Messung eine Täuschung vorgegangen und das Tiefloth, statt vertical hinabzugleiten, von der Strömung in horizontaler Richtung viele tausend Fuß weit fortgetragen wurde.

Ebenso werden die Quantität der atmosphärischen Niederschläge, die Temperatur, Feuchtigkeit, Verdunstung und Intensität, die Wolkenformen und Wolkenbildung sowie deren Verhältniß zur Elektricität der Luft den Meteorologen Anlaß zu Beobachtungen und Untersuchungen der mannigfaltigsten Art geben.

Nicht minder wichtige Gegenstände der Forschung bieten sich dem die Expedition begleitenden Physiker dar. Außer allgemeinen Beobachtungen über meteorologische und magnetische Erscheinungen wird es zugleich vom höchsten Interesse sein, den Salzgehalt und die specifische Schwere des Meerwassers wegen ihrer wichtigen Beziehung auf die Meer- und Luftströmungen an möglichst vielen Punkten zu messen und damit zum Theile mikroskopische Untersuchungen über die färbenden animalischen oder vegetabilischen Stoffe des Meeres zu verbinden.

Nicht weniger wichtig erscheinen Beobachtungen über die Beziehungen der Meerestemperatur zur Entfernung der Küsten und des Grundes, sowie über unterseeische Meeresströmungen, welche im Verein mit den oberen vielleicht manche interessante Aufklärung über die große, so überaus wichtige Ausgleichung (circulation) im Meereshaushalte zu geben vermögen.

Ebenso erwünscht wären fortgesetzte Beobachtungen über Farbe und Diaphanität des Himmels, über atmosphärische Elektricität, ihre periodischen Schwankungen und ihre Perturbationen, sowie über den Luftdruck, namentlich vor, während und nach Stürmen.

Welche herrliche Gelegenheit dürfte sich ferner während der Reise zu fortgesetzten Beobachtungen über den Ozongehalt der Luft an verschiedenen Punkten des Schiffes darbieten, am Mast (ganz frei von den Respirationsorganen der Mannschaft), am Verdeck und in den innern Räumen der Fregatte; wie interessant wäre es, das Verhältniß desselben zum Gesundheitszustande der Bemannung zu ermitteln. Und vielleicht läßt sich diesen Untersuchungen eine nicht minder schätzenswerthe Beobachtung über den Kohlensäuregehalt der Luft und die Kohlensäureentwickelung bei sehr feuchtem Holz, bei nassem und trockenem Boden anreihen.

Gehen wir von der Thätigkeit des Physikers auf diejenigen Beobachtungen über, welche in das Bereich der allgemeinen Erdkunde gehören, so drängen sich dem Forscher unwillkürlich Fragen von nicht geringerer Menge, von nicht minderer Bedeutung auf.

Die orographische und hydrographische Beschreibung aller, von der Expedition berührten Punkte, die geometrische Vermessung derjenigen Inseln und Küstenstriche, von welchen noch keine genügenden Aufnahmen vorliegen, die Verzeichnung der räumlichen Ausdehnung der Wälder, Grasflächen und Culturbezirke, die Angabe der Breite, des Gefälls, der Stromgeschwindigkeit und der etwaigen Stromschnellen der besuchten Flüsse, die annähernde Bestimmung der unteren und oberen Vegetationsgrenze der hervorragendsten Pflanzenformen, sowie die Bestimmung der Temperatur der Quellen und Isogeothermen, endlich die Ersteigung und Höhenbestimmung der bedeutendsten Berggipfel sind ebenso viele dankbare Aufgaben für den die Expedition begleitenden Geographen und Geometer. Die Benutzung einer Anzahl von Aneroid-Barometern zu hypsometrischen Messungen, welche der Expedition durch die Munificenz des hohen k. k. Marine-Obercommandos zur Disposition gestellt wurden, wird manche höchst schätzenswerthe Aufschlüsse über die Zulänglichkeit und die nöthigen Correctionen dieses Instrumentes liefern und für die Zukunft desselben von großer Bedeutung werden, wenn sich nämlich im Verlauf dreijähriger Beobachtungen und zahlreicher Vergleiche

des gewöhnlichen Quecksilber-Barometers mit dem Aneroid beruhigende Resultate über die Genauigkeit des letztern ergeben sollten.

Es scheint mir überflüssig, die hohe Bedeutung der bevorstehenden Erdumsegelung für die geologische Wissenschaft umständlicher auseinander zu setzen, den großen Einfluß näher zu erörtern, den eine Bereicherung unsrer geognostischen Kenntniß des Erdkörpers selbst auf die gewöhnlichen Lebensverhältnisse zu üben berufen ist und welche werthvolle Vermehrung an Felsarten, Petrefacten, Mineralien, Erdproben, vulcanischen Tuffen u.s.w. die herrlichen Sammlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt von der wissenschaftlichen Ausbeute der Novara-Expedition zu gewärtigen haben; dagegen erachte ich es nicht unwichtig, diejenigen Punkte speciell hervorzuheben, auf welche deutsche und englische Gelehrte die Aufmerksamkeit des Geologen bei der bevorstehenden Erdumsegelung ganz besonders hinzulenken wünschen. So schreibt mir z. B. Professor Bernhard Cotta aus Freiberg:

„Für jede große Weltreise bleibt immer noch als auf's Neue zu bestätigen wichtig, der von Alexander von Humboldt zuerst ausgesprochene Satz: „„Die geologischen Verhältnisse der festen Erdkruste sind unabhängig von klimatischen Zonen, (nicht abhängig wie die Organismen). Die Gesteine und ihre Lagerungsverhältnisse sind überall ähnlich; sie sind die Folgen allgemeiner, d. h. überall analoger Vorgänge."" „Ich füge aber diesem Satze bei: die geologischen Formationen sind und waren stets und überall nur locale, nie gleichzeitig die ganze Erde umfassende Bildungen, Bestätigung oder Widerlegung dieser Sätze." — „Als eine recht wichtige geologische Frage", schreibt Professor Cotta weiter, „erscheint mir auch die, ob wirklich ein bestimmter geologischer Zeitraum fast überall auf der Erde, vorzugsweise viel Pflanzen zu Kohlenablagerungen in der Steinkohlenperiode producirt habe?" Ferner: „Was hat die Diluvialzeit in der südlichen Hemisphäre gethan, oder vielmehr, gehören die ähnlichen Erscheinungen in jener Hemisphäre wirklich derselben Zeit an wie in der nördlichen? Zwischen beiden liegt ein aequatorialer Raum, in welchem noch keine erratischen Phänomene bekannt sind, durch Gletscher bewirkte sind hier besonders zu beachten."

Desgleichen schreibt mir Professor Ramsay vom Geological Survey Office in London:

„Von besonderer Wichtigkeit erscheint es, bei sich darbietender Gelegenheit das geologische Alter irgend welcher Bildungen der kleineren Südseeinseln zu bestimmen, welche durch schanzenartige Korallenriffe umgeben sind. Mittheilungen über diesen Punkt sind noch sehr spärlich vorhanden, und es wäre von Werth, eine bestimmte Kenntniß der Natur dieser Formationen oder auch nur die Fragmente dieser großen Area zu besitzen, welche gegenwärtig einem langsamen Untergange geweiht ist. — Irgend welche Beobachtungen über die Gletscher der Cordilleren im Allgemeinen würden höchst werthvoll sein, namentlich die Feststellung, ob dieselben, wie jene der Alpen, der scandinavischen Kette und des Himalaya, einst von größerer Ausdehnung waren als gegenwärtig, und wenn dies der Fall, bis zu welcher Höhe über die Meeresfläche sie einst reichten, verglichen mit der Höhe ihrer gegenwärtigen unteren Grenze. Dr. Hooker's Aufzeichnungen über diesen Gegenstand in seinem Tagebuche aus dem Himalayagebirge bilden ein vortreffliches Muster für derartige Beobachtungen. — Zugleich ist es eine wichtige Frage, bis in welche Entfernung erratische Blöcke nordwärts wanderten, zur Zeit als der süd-amerikanische Continent noch theilweise mit Wasser bedeckt war." —

Ferner machte mich Professor Ehrenberg während meiner letzten Anwesenheit in Berlin auf einen Umstand aufmerksam, den ich hier nicht unerwähnt lassen darf: Die Nicobaren und die Insel Barbados in Westindien sind nämlich die einzigen bekannten Punkte der Erde, wo Polycistingebilde als Gebirgsmassen vorkommen; in Barbados sogar bis zu einer Höhe von 1100 Fuß. Welche dankbare Aufgabe für den die Expedition begleitenden Geologen wird es sein, durch genaue Untersuchungen zu ermitteln, wie der jetzige Meeresboden beschaffen ist, und welchen Anhaltspunkt derselbe für Hebungen bietet. In dieser Beziehung wären auch genaue trigonometrische Messungen derjenigen Koralleninseln, welche einen Centralberg besitzen, von ungemein hohem Werthe, um durch einen Vergleich derselben mit späteren Messungen ein richtigeres Urtheil über ihre Senkung oder Hebung abgeben zu können.

Nächst den Korallenbildungen aber dürften die vulcanischen Erscheinungen und die Gletscherphänomene des südlichen und westlichen Süd-Amerika der geologischen Forschung ein besonders reiches Feld bieten.

Von den geologischen Untersuchungen des Starren auf der Erdoberfläche gelangen wir in natürlicher Folge zu jenen der vegetabilischen Erscheinungen auf derselben. Dem Eifer und der regen Theilnahme des hochverehrten Herrn Professor Fenzl, Directors des k. k. botanischen Hofcabinets verdankt die Expedition eine, bei dem Umstande, daß die Botanik nicht speciell durch einen Fachmann vertreten ist, doppelt schätzenswerthe ausführliche Instruction, um nicht nur getrocknete Pflanzen, sondern auch Sämereien, Knollengewächse, Früchte u. s. w. für die Wissenschaft wie für technische Zwecke mit Nutzen zu sammeln. Ebenso war Herr Sectionsrath von Heufler so gütig, die Naturforscher der Novara-Expedition mit sehr werthvollen Mittheilungen in Bezug auf die Sammlung von Kryptogamen zu beschenken. Der Herr Sectionsrath hatte nämlich gleich bei der ersten Kunde von der bevorstehenden Erdumsegelung die berühm-

testen Kryptogamisten des In- und Auslandes unter Mittheilung der muthmaßlichen Reiseroute brieflich eingeladen, an dem Entwurfe einer kryptogamischen Instruction Theil nehmen zu wollen und ihnen in dieser Beziehung folgende Fragen gestellt:

Welche der zu berührenden Punkte sind noch unbekannt in Rücksicht der anzustellenden Forschungen?

Wo ist ein besonderer Reichthum zu erwarten?

Welche Punkte sind bereits genügend bekannt und durch wen?

Auf welche Familien, Gattungen oder Arten wäre die besondere Aufmerksamkeit zu richten?

Welche andere besondere Wünsche wären anzubringen?

Dieser Einladung wurde nun von sechs ausgezeichneten Kryptogamisten Folge geleistet, und zwar berichtete Professor Mettenius in Leipzig über Farrn, Professor Karl Müller in Halle über Laubmoose, Ernst Hampe im Blankenburg am Harze über Lebermoose, Professor Massalongo in Verrona über Lichenen, Professor Elias Fries in Upsala über Pilze, Professor Ferdinand Traugott Kützing in Nordhausen über Algen.

Auch aus dem Auslande, namentlich von dem Director des botanischen Gartens in Kew, Sir William Hooker und Hofrath Martius in München sind mir in Bezug auf botanische Sammlungen höchst dankenswerthe Andeutungen gegeben worden. Sir William Hooker weist in seinem Schreiben unter andern darauf hin, welch mächtiger Impuls dem Studium der Botanik in England durch die Gründung eines National-Museums für nützliche vegetabile Producte gegeben worden sei, wo fortwährend Muster von Rohstoffen und zugleich auch die daraus bereiteten Fabricate zur freien Besichtignng aller Classen der Gesellschaft ausgestellt sind. — Eine Reise wie die der Novara, meint Sir William Hooker, ist im Stande, für ein ähnliches Museum in Wien ein reiches Material an Harzen, Droguen, Färbestoffen, Fasernpflanzen, Holzarten u. s. w. zu liefern.

Herr Daniel Hanbury in London, die Professoren Schroff in Wien und Dr. Reiß in Prag schickten der Expedition eine Anzahl pharmakologischer Desiderien in Bezug auf botanische Sammlungen, und der Herr Regierungsrath Pleischl erfreute dieselbe mit einem äußerst interessanten Aufsatz über die Wichtigkeit der Aufsuchung von Oertlichkeiten, welche zu Anpflanzungen von Chinabäumen besonders geeignet sein dürften.

Bei der geringen, an gewisse Oertlichkeiten gebundenen Verbreitung des Cinchonen, bei der fast barbarischen Art und Weise, in welcher man heutzutage mit den Chinabäumen verfährt, nur von dem Grundsatze durchdrungen: „Sine China ejusque praeparatis chemicis, nec vellem, nec possem esse medicus“, empfiehlt der gelehrte, warmfühlende Menschenfreund den die Novara begleitenden Naturforschern, dem Gegenstande der Chinaanpflanzungen eine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden, um zu ermitteln, welche Länder und Gegenden der Tropenzone durch ähnliche Verhältnisse des Bodens und des Klimas geeignet erscheinen, den Chinabaum zum Nutzen der leidenden Menschheit aus den Andesgebirgen dahin zu verpflanzen. —

Hofrath Martius in München, der die Aufmerksamkeit der botanischen Sammler auf eine Anzahl von Nutzpflanzen zu richten wünscht, welche bei gründlicherer Kenntniß unserer Industrie manchen Nutzen bieten dürften, wie z. B. die Anona palustris, deren ungemein leichtes, korkähnliches Holz in Bahia sogar schon zuweilen im Handel vorkommt, oder die Aeschynomene paludosa, eine Fasernpflanze, aus welcher das bekannte chinesische Papier bereitet wird u. s. w., sprach gleichzeitig den Wunsch aus, daß die die Expedition begleitenden Naturforscher auch auf die theilweise Lösung der Frage ihr Augenmerk richten möchten: Wann beginnt bei Hölzern die Farbestofferzeugung und wann die Harzbildung? Vielleicht könnte dieser interessante Moment wenigstens annähernd dadurch ermittelt werden, daß man unter günstigen Umständen darauf hinzielende Untersuchungen an Bäumen anstellt, wo eine Farbestofferzeugung bereits besteht und zugleich an solchen, wo dieselbe noch nicht stattgefunden hat. Durch wiederholte Untersuchungen dürfte man im Stande sein, die Grenze immer enger zu ziehen und vielleicht sogar für diesen merkwürdigen Proceß ein gewisses Gesetz aufzufinden.

Auch den Anbau antiscorbutischer Kräuter, wie z. B. Kohl, Salat, Rüben, Meerrettig u. s. w. an den verschiedenen, von der Novara berührten, wenig besuchten Seeküsten empfahl Hofrath Martius der Berücksichtigung der Expedition, indem dieselbe durch solche Anpflanzungen nicht nur späteren Ansiedlern, sondern auch den Schiffen, welche zuweilen mit einer scorbutbehafteten Mannschaft an einsamen Küsten anzulaufen gezwungen sind, einen wesentlichen Dienst leisten würde.

Professor Bernhard Cotta in Freiberg richtete ebenfalls einige botanische Desiderien an mich; dieser gelehrte Forscher wünschte nämlich von den Botanikern der Expedition beobachtet zu wissen, ob

1) die Baumstämme (diejenigen nämlich, welche überhaupt periodische Ringe, sogenannte Jahresringe bilden) zwischen den Wendekreisen wegen des doppelten Sonnenstandwechsels jährlich noch einmal so viele Ringe ansetzen als bei uns;

2) ob sich diejenigen Schlingpflanzen, welche mit ihren Windungen bei uns dem Sonnenlauf folgen, in der südlichen Hemisphäre umgekehrt winden, d. h. von Ost über Nord nach West.

Da Culturpflanzen darunter sind, so lassen sich nach Professor Cotta's Meinung vielleicht an derselben Species Vergleichungen anstellen;

außerdem ist aber auch schon das Vorherrschen der einen oder der anderen Richtung wichtig.

Noch von anderer befreundeter Seite sind mir in botanischer Beziehung einige höchst interessante Desiderien über Blattgrün oder Chlorophyllentwicklung bei unterseeischen Pflanzen zugekommen, die ich mir nicht versagen kann hier mitzutheilen:

Bekanntlich entwickelt sich das Chlorophyll nur unter dem Einfluß des Lichtes, daher nicht in den inneren Theilen der Pflanze (wie z. B. Mark, Holzkörper), nicht in den an dunkeln Orten wachsenden Theilen (Wurzeln). Alle kein Chlorophyll enthaltenden Pflanzen hauchen beständig Sauerstoff ein und Kohlensäure aus, ein Verhältniß, welches gleichfalls auch bei allen Chlorophyll enthaltenden Gewächsen durch Abschluß des Lichtes eintritt, während letztere bei Anwesenheit desselben Kohlensäure ein-, und Sauerstoff ausathmen, und so jene große Wechselwirkung zwischen den Respirationsproducten der Thier- und Pflanzenschöpfungen hervorrufen, welche eine Hauptbedingung der gegenseitigen Lebensfähigkeit ist.

Das Licht erleidet im Meereswasser eine derartige Absorbtion, daß bei ungefähr sechshundert Fuß Tiefe dessen Intensität schon ziemlich Null ist. Nach Cook erreicht aber der Riesentang eine Länge von dreihundert und sechzig Fuß, nach Humboldt sogar bis achthundert Fuß unter dem Meere. Es wäre also zur Klärung der verschiedenen Ansichten über diesen Gegenstand von hohem wissenschaftlichem Interesse, Beobachtungen darüber anzustellen:

1) wo die Entwicklung des Chlorophyll aufhört;

2) den Gehalt der unterseeischen Pflanzen an Proteinsubstanzen und Amylum an verschiedenen gemessenen unterseeischen Punkten zu prüfen;

3) die Natur der von den Pflanzen in verschiedenen Tiefen ausgeathmeten Gase zu untersuchen.

Eine andere Thätigkeit auf dem Gebiete der Botanik, wodurch die Novara-Expedition namentlich durch die ihr zu Gebote stehenden mechanischen Kräfte ungemein Verdienstliches zu leisten in die Lage kommen dürfte, ist die Anlegung einer großartigen Holzsammlung. Die außerordentliche Schwierigkeit, welche der einzelne, auch noch so thätige Forscher findet, Querschnitte von Bäumen (nebst den zu weiteren wissenschaftlichen Untersuchungen unumgänglich nöthigen Zweigen, Blüthen und Früchten) im dichten Urforst der Aequatorialzone zu sammeln, ist Ursache, daß bisher der Reichthum des tropischen Urwaldes an edeln Holzgattungen für die Wissenschaft wie für technische Zwecke noch so wenig ausgebeutet wurde. Hülfsmittel und Arbeitskräfte, wie sie der Novara-Expedition zu Gebote stehen, dürften daher ganz besonders geeignet sein, wenigstens an solchen Punkten, wo sich die Expedition längere Zeit aufhält, auf diesem Felde eine reiche kostbare Ernte zu gewinnen.

Aber noch ein glänzenderes Gebiet der Thätigkeit steht den botanischen Sammlern der Expedition offen, ein Gebiet, auf dem sich dieselbe nicht nur um die Wissenschaft, sondern um die ganze Menschheit unvergängliche Verdienste erwerben könnten, wenn sie nämlich ihr Hauptaugenmerk auf die Auffindung und Sammlung neuer Nahrungspflanzen und neuer Heilstoffe, sowie neuer vegetabilischer Producte zu industriellen Zwecken richten möchten. Hier namentlich kann den Forderungen unsrer Zeit ganz besonders Rechnung getragen und der Wissenschaft gleichzeitig auch eine streng praktische Seite abgewonnen werden.

Gelänge es z. B. der Expedition, durch ein Zusammentreffen glücklicher Umstände ein einziges Knollengewächs aufzufinden, welches, wenn auch nur in Zeiten der Kartoffelfäulniß, als ein Surrogat für dieses kostbare Nahrungsmittel der unteren Volksclassen dienen könnte, so würde sie — ich wage es ungescheut auszusprechen — Wichtigeres und Anerkennungswertheres geleistet haben, als durch die Bereicherung wissenschaftlicher Herbarien mit noch so vielen neuen Pflanzenspecies.

Es ist ein großer Irrthum, wenn man glaubt, es gäbe solche Nahrungspflanzen nicht mehr aufzufinden, indem, wenn dies der Fall wäre, dieselben schon längst durch frühere Forscher nach Europa gebracht worden wären. Von den mehr als zweimal hundertausend Pflanzenarten, auf welche Humboldt die sämmtlichen, auf der Erde existirenden Gewächse schätzt, ist gegenwärtig nach desselben Gelehrten Vermuthung noch kaum mehr als der dritte Theil bekannt, und selbst von den bekannten Nahrungspflanzen warten gar viele noch einer gründlicheren Untersuchung und wissenschaftlichen Analyse. Namentlich wird es die Aufgabe der Expedition sein, genaue Erkundigungen über solche Knollengewächse einzuziehen, von welchen sich durch die klimatischen Verhältnisse, unter denen sie in der Heimath gedeihen, ein um so günstigerer Erfolg für deren Verpflanzung in die gemäßigte Zone voraussetzen läßt. So wird z. B. in Peru, in dem kühlen Klima der Sierra, eine Anzahl von Knollengewächsen von angenehmem Geschmack gebaut, welche die Hauptnahrung der dortigen Bewohner ausmachen und sowol frisch genossen als auch in gesalzenem Zustande auf die verschiedenste Art zubereitet, jahrelang aufbewahrt werden können. Gleichwohl hat man bis jetzt noch nicht einmal den Versuch gemacht, diese Nahrungsmittel nach Europa zu verpflanzen. Ist es nicht ebenso überraschend, daß man bis heute ein Gewächs noch so wenig beachtet und untersucht hat, welches wie die Cocapflanze (Erythroxylon Coca) so wunderbare stimulirende

Eigenschaften besitzt, daß die Indianer Perus und Boliviens tagelang die größten Ermüdungen zu ertragen, die forcirtesten Märsche zu unternehmen vermögen, ohne eine andere Nahrung zu genießen, als die, welche sie aus einem Mund voll Cocablätter ziehen, die sie unablässig kauen; eine Sitte, welche namentlich unter den Eingeborenen Perus, den Quichua-Indianern schon sehr alt ist, indem alle bildlichen Darstellungen aus der Zeit der Incas bereits eine Art von Geschwulst an einer Backe zeigen, was unzweifelhaft die Gewohnheit des Kauens andeuten soll. Pöppig, Tschudi, Castelneau haben uns zwar höchst schätzenswerthe Mittheilungen über diesen Strauch aus persönlicher Anschauung gemacht, allein es dürfte kaum einen Naturforscher in Europa geben, welcher von dieser Pflanze jemals eine genügende Quantität erhielt, um damit gründliche Untersuchungen anstellen zu können. Die Einführung der Cocapflanze, welche aus den Niederungen der östlichen Cordilleren kommt, und namentlich in den Thälern nordöstlich von Cuzco sehr häufig gebaut wird, oder vielmehr die Einführung der getrockneten Blätter dieser Pflanze nach Europa dürfte von außerordentlichen Vortheilen begleitet sein. In Folge ihrer ungemein stimulirenden Eigenschaften würden sich dieselben ganz besonders zur Vertheilung an Truppenkörper bei langen Märschen eignen, während wohlverschlossene Kistchen mit diesen Blättern, am Bord von Schiffen aufbewahrt, in Fällen ernster Bedrängniß, wie z. B. bei Schiffbrüchen, überaus große Dienste leisten könnten.

Auch in Bezug auf Coniferen bietet sich der österreichischen Expedition eine lohnende Aufgabe dar. Zwar steigt die Zahl der Nadelhölzer in den Tropen nicht über zweiunddrierzig Arten, während Endlicher's Synopsis Coniferarum dreihundert und zwölf jetzt lebende und hundert und achtundsiebenzig vorweltliche, in der Steinkohlen-Formation, im bunten Sandstein, im Keuper und im Jura vergrabene Coniferen enthält. Gleichwohl würden sich von den tropischen Tannenholzarten viele zum Anbau in Gegenden des südlichen Ungarns und Dalmatiens eignen, wo europäische Arten nicht mehr fortkommen. Ich sah selbst während meiner Reisen in Mittel-Amerika, namentlich in Nicaragua, Honduras und Guatemala Zapfenbäume bereits auf Anhöhen auftreten, welche die gewöhnliche untere Vegetationsgrenze der Tannenholzarten noch bei Weitem nicht erreichten.

Ich komme nun auf die Zoologie und ihre Thätigkeit bei der bevorstehenden Erdumsegelung zu sprechen. Bei dem Umstande, daß die Expedition den größeren Theil der Reise auf dem Meere oder wenigstens an Küstenpunkten zubringen wird, dürften die schwimmenden und pelagischen Seethiere, namentlich auch die kleineren und mikroskopischen Formen derselben ganz besonders die Aufmerksamkeit der beiden, die Novara begleitenden Herren Zoologen in Anspruch nehmen. Wenige Zweige der Zoologie sind bisher so vernachlässigt worden, als die Ichthyologie. Der Novara aber bietet sich eine ungewöhnlich günstige Gelegenheit dar, gerade auf diesem Gebiete Großartiges zu leisten. Die verschiedensten Arten des Fischens sollen in Anwendung gebracht werden, um ein reiches und neues Material zu gewinnen. Durch die besondere Güte des Professors Mr. John Goodsir in Edinburgh ist es mir gelungen, die erst in neuester Zeit zu wissenschaftlichen Zwecken angewendete Drague zu erhalten, ein auswindbares Schleppnetz, das mindestens hundert Faden in die Tiefe hinabgelassen werden kann und dazu bestimmt ist, die Reichthümer des Meeresbodens an allen Ankerplätzen aufzukratzen. Noch nie hat sich ein Naturforscher der Drague im stillen Ocean, und überhaupt in der südlichen Welthälfte zu wissenschaftlichen Zwecken bedient, und wir dürften daher der Anwendung derselben eine Fülle neuer Entdeckungen zu verdanken haben. Aber auch das Schlemmen des Schlammes, dessen sich, wie mir Professor Johannes Müller in Berlin schreibt, Max Schultze für die Polythalamien bedient, das Abkehren des Tanges, um die daran sitzenden Wesen zu erhalten, wie es Dujardin empfiehlt, das Einfangen sehr zarter pelagischer Thiere, wie Siphonophoren, Beroen, Cidippen u. s. w. durch Schöpfen mit einem untergetauchten Wasserglase, keine dieser eigenthümlich systematischen Arten des Fischens wird vernachlässigt oder gar unbeachtet gelassen werden.

Es versteht sich übrigens wohl von selbst, daß bei Ausflügen in das Innere der besuchten Länder der Sammeleifer der Zoologen und ihrer Begleitung auf alle Thierordnungen ausgedehnt, und von Insecten, Vögeln, Säugethieren, Reptilien, Vogelnestern, Vogeleiern, Embryonen u. s. w. soviel gesammelt, präparirt und abgebildet werden soll, als nur immer möglich ist. — Unter dem Titel Desideria eines vergleichenden Anatomen an die Naturforscher am Bord der Novara, hat mir unser weltberühmter Landsmann Herr Professor Hyrtl eine Anzahl von Wünschen überschickt, von welchen ich die wichtigsten, insofern dieselben die Zoologie betreffen, hier mitzutheilen mir erlaube. Professor Hyrtl bezeichnet als von ganz besonderem wissenschaftlichen Werthe: Skelette, Köpfe oder Eingeweide von Thalicore (Dugong) an den Küsten des indischen Meeres, von Manatus, an den Flußmündungen der heißesten Gegenden des atlantischen Oceans, sowohl west- als ostwärts;

von Galaeopithecus (oder fliegender Maki) auf den Molucken und den Sundainseln;

von Gymnuza, einem bis auf den Kopf noch ganz unbekannten Insectenfresser;

von Centetes (Tanrec) von der Größe eines Igels, auf Madagascar und Isle de France;

von allen Halbaffen;

von Chiromys (Aye-Aye) auf Madagascar.

Ferner bemerkt Professor Hyrtl, daß durch eine Sammlung von Vögeln in Spiritus besonders Schätzenswerthes geleistet werden könnte, indem man dieselben zur anatomischen Untersuchung noch niemals gesammelt, sondern immer bloß die Bälge in den Handel gebracht hat.

Noch ein zweiter berühmter Reisender und Naturforscher, Dr. Johann Jacob v. Tschudi, hat drei Punkte in geographischer und zoologischer Beziehung zur Beobachtung empfohlen, nämlich:

1) Die geographische Verbreitung der Meeresvögel im stillen Ocean und den indischen Meeren.

2) Die womögliche Sicherstellung eines sehr zweifelhaften Meeressalamander an der südperuvianischen Küste.

3) Einige Beobachtungspunkte für die Hebung und Senkung der peruvianischen Küste.

Was die geographische Verbreitung der Meeresvögel betrifft, so hat Dr. v. Tschudi bekanntlich kürzlich erst durch seine interessante Abhandlung über die geographische Verbreitung der Meeresvögel im atlantischen Ocean und im stillen Weltmeere an der westamerikanischen Küste einen höchst schätzenswerthen Beitrag zu diesem Studium geliefert, und die Naturforscher der Expedition werden diesem Gegenstand eine um so größere Aufmerksamkeit schenken, als die Kenntniß über den Verbreitungsbezirk der Meeresvögel noch eine ungemein mangelhafte ist, und Beobachtung und Fang am Bord der Schiffe die Hauptquellen bilden, aus denen wir die Naturgeschichte dieser merkwürdigen Thiere zu schöpfen im Stande sind. — „Bei einer raschen Fahrt," wie Tschudi in seiner vortrefflichen Abhandlung so richtig bemerkt, „die doch immer der größte Wunsch des Seemanns und seiner Gefährten ist, werden nicht nur die Beobachtungen, sondern auch der Fang der Seevögel sehr erschwert, letzterer fast unmöglich gemacht. Bei stürmischem Wetter und bei hoher See hingegen, wenn das Schiff nur mit Mühe gegen die thürmenden Wellen ankämpft und unter seinen Sturmsegeln, ohne einen Weg zurückzulegen, auf dem entfesselten Elemente hin und hergeworfen wird, dann nähern sich diese Thiere dem bedrohten Fahrzeuge, wie auf den Hochebenen der Anden der gierige Condor den todesmatten Heerden von Punapferden, und dann ist auch für den Naturforscher der Augenblick gekommen, um mit Sicherheit zu beobachten, und mit Glück unter die dichten Schaaren dieser Vögel seinen Köder zu werfen. —

Auch auf dem Gebiete der Zoologie ist der Expedition Gelegenheit geboten, zugleich den Forderungen unsrer Zeit gerecht zu werden, und die Resultate dieser Wissenschaft auf das praktische Leben anzuwenden.

Ist es für den Naturforscher von hohem Werth, die Abänderungen kennen zu lernen, welche unsere Hausthiere in den verschiedenen Zonen in Bezug auf Farbe, Behaarung, Form des Kopfes, Länge des Schwanzes, Bau der Ohren u. s. w. erlitten haben, so erscheinen umfassende Untersuchungen und Beobachtungen über die Einführung gewisser außereuropäischer Nutzthiere für die landwirthschaftliche Zoologie von nicht geringerer Wichtigkeit. Man darf allerdings die großen und vielfältigen Schwierigkeiten nicht verkennen, welche sich der Ausführung einer solchen Aufgabe in den Weg stellen, und muß sich namentlich die großartigen, kostspieligen Acclimations-Versuche in Erinnerung bringen, welche in dieser Beziehung in Frankreich und England, ohne das geringste vortheilhafte Resultat zu erzielen, angestellt worden sind. Die Ungunst der bisherigen Erfahrungen darf aber nicht abschrecken, die Versuche fortzusetzen, indem vielleicht weniger in den klimatischen Verhältnissen als in der geringen Ausdauer, mit welcher solche Experimente bisher gemacht wurden, der Hauptgrund ihres Mißlingens zu suchen sein dürfte.

In einem Memoire, welches der Verfasser dieser Blätter im vergangenen Spätherbste im Auftrage des Finanzministers Freiherrn von Bruck über das damals noch embryonische Reiseproject der Novara ausarbeitete, erlaubte sich derselbe bereits die kaiserliche Regierung auf die hohe Wichtigkeit eines Versuches aufmerksam zu machen, das Alpacoschaf, jenes unentbehrlichste und nützlichste Thier der Anden, ohne welches dieses berühmte, gegenwärtig von mehreren Millionen Indianern bevölkerte Kettengebirg völlig unbewohnbar wäre, in den südlichen Theilen des österreichischen Kaiserstaates, namentlich in Dalmatien einzuführen. Auf einer Höhe von 4 — 8000 Fuß lebend, liefert das Alpacoschaf den Eingeborenen, die bei der Kühle des Klimas so nöthigen warmen Kleidungsstücke; sein Fleisch dem des Hammels nicht unähnlich, ersetzt an vielen Orten jede andere animalische Nahrung; seine Excremente sind das alleinige Brennmaterial, welches die Natur diesen, von allen anderen Heizmitteln entblößten Regionen gewährt hat, während es zugleich als Lastthier selbst dort noch die ersprießlichsten Dienste leistet, wo der Huf des Esels und des Maulthieres nicht mehr haftet.

Zu Ende des vorigen Jahres, als die Erdumsegelung der Novara zur Thatsache, und meine Betheiligung an der Expedition für mich zur glänzendsten Lebensaufgabe ward, hatte ich mich über diesen Gegenstand mit Herrn von Tschudi in brieflichen Verkehr gesetzt, welcher mir durch seine mehrjährigen Beobachtungen der beiden Anchenia-Arten in ihrem Heimathlande ganz

besonders berufen und berechtigt erschien, über die Frage der Möglichkeit und Nützlichkeit der Einführung dieser beiden Arten nach Oesterreich ein Urtheil abzugeben. Seine erste Antwort fiel allerdings nicht sehr ermuthigend aus. Tschudi war nämlich der Ansicht, daß es sehr schwer fallen dürfte, für das Alpaco, dessen Einführung als Wollthier wegen seines ungemein feinen Vließes unstreitig von großer Wichtigkeit wäre, in Oesterreich ein passendes Klima zu finden. Während dasselbe in Peru nur im halbwilden Zustande gehalten wird und gedeiht, müßte es in Europa im Winter in Stallungen gehalten, im Sommer auf die Gebirge getrieben werden, wodurch muthmaßlich die eingeführte Generation unter europäischer Zucht einer großen Sterblichkeit ausgesetzt sein würde. In einer späteren Mittheilung meinte Tschudi indessen, daß die bisherigen ungünstigen Erfahrungen nicht entmuthigen sollten, die Versuche nochmals zu wiederholen und zwar in gebirgigen Gegenden Oesterreichs, die keinen allzulangen Winter haben, indem Stallleben und Stallfütterung den neueingeführten Alpacos am nachtheiligsten sind. Auch Tschudi hält Dalmatien als zu Acclimationsversuchen mit dem Alpaco ganz besonders passend und glaubt, daß sich auch Theile von Siebenbürgen, Krain und Kroatien dazu eignen würden.

Wenn ich von der Betheiligung der Expedition an der Einführung außereuropäischer Nutzthiere und namentlich des Alpaco spreche, so versteht sich indeß von selbst, daß von einer Mitbringung am Bord der Novara nicht die Rede sein kann. Abgesehen von den bedenklichen Folgen, welche die Transportirung einer kleinen Heerde auf die gesundheitlichen Verhältnisse des Schiffes äußern müßte, würde wahrscheinlich auch der Hauptzweck — nämlich die Thiere lebend nach Oesterreich zu bringen, völlig verloren gehen. Nur wenn ihre Ueberführung direct nach Europa geschieht, wo die Thiere nur wenig der heißen, ihnen so verderblichen Küstenluft ausgesetzt und eine möglichst kurze Zeit in einem engen Raume eingeschlossen bleiben würden, dürfte die Sterblichkeit unter ihnen minder groß sein und dadurch das Gelingen des Experiments größere Chancen haben.

Tschudi ist gleich mir der Ansicht, daß, wenn der Versuch lohnend und maßgebend sein soll, derselbe nicht mit einer zu geringen Anzahl Thiere gemacht werden dürfte und hält fünf und zwanzig weibliche und fünf männliche Alpacos für das Minimum, nicht nur um allen Eventualitäten während der immerhin langen Seereise und in der ersten Zeit der Acclimatisation ruhig entgegensehen zu können, sondern indem es auch nothwendig wäre, die kleine Heerde nach ihrer Ankunft in Oesterreich zu theilen, um mindestens an zwei verschiedenen Punkten correspondirende Versuche machen zu können. Auch möchte ich mir erlauben beizufügen, daß es gleichzeitig wünschenswerth erschiene, wenn die einzuführenden Alpaco's von Eingebornen (Quichua-Indianern) begleitet würden, die an die Sorgfalt gewöhnt sind, welche dieselben erheischen und zugleich die zu ihrer Vermehrung nothwendigen Bedingungen kennen.

Noch eine andere wichtige Aufgabe bleibt den Zoologen während der Weltfahrt der Novara vorbehalten. Es ist dies das Studium der Seidenzuchtmethode in China, Japan und auf den Philippinen und der Versuch, Raupeneier aus diesen Gegenden mit nach Europa zu bringen.

Es gibt in China eine Art von Seidenraupen, die nicht allein das Blatt des Maulbeerbaumes zu ihrer ausschließlichen Nahrung wählt; ein Umstand, welcher für die Ausbreitung der Seidencultur in Europa von unermeßlicher Wichtigkeit ist. Alle Erkundigungen, die in dieser Beziehung eingezogen, alle Erfahrungen, welche darüber gemacht werden können, würden für die Cultur, für den Handel und die Industrie von höchstem Interesse sein.

Ebenso kommt in China unter dem Namen Tschang-pe-la eine Wachsgattung vor, welche die Cicade Flata limbata liefert und die durch ihre vortrefflichen Eigenschaften die Beachtung der wissenschaftlichen Commission der Novara in hohem Grade verdient.

Gehen wir von den nieder organisirten Wesen der Thierwelt zum höchstorganisirten der Schöpfung — zum Menschen — über, so sehen wir, wie die weltumfahrende Novara auch dem Ethnographen und Anthropologen eine herrliche Gelegenheit des Studiums und der Forschung bietet. Mir ist vorzugsweise die Aufgabe geworden, den Menschen in seinen verschiedenen Verhältnissen und mit seinen Bedürfnissen in der südlichen Welthälfte zu beobachten und zu studiren. Das herrliche Wort Pope's: „The proper study of mankind is man“ — (das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch) — zu meiner eigenen Devise machend, werde ich bemüht sein, den an mich gestellten Forderungen nach meinen besten Kräften zu entsprechen. Die Gestalt und Größe des Körpers, die Züge des Gesichts, die Form des Schädels, die Structur der Haare, die Farbe der Haut der von uns besuchten Völkerstämme werden ebenso viele Gegenstände meiner aufmerksamsten Untersuchungen sein, als ihre Traditionen, ihre Geschichte, ihre Sprache, ihre Gewohnheiten, ihr sittlicher Zustand, ihre Religion, ihre Arbeitswerkzeuge, ihre Waffen und ihre Beziehungen zu fremden Nationen.

Das Studium ihrer Lebensweise, ihrer Beschäftigung, ihrer Nahrung und ihrer Regierungsform wird gleichzeitig einen wichtigen Anhaltspunkt bieten zu weitern Untersuchungen über Entwickelung oder Sterblichkeit, Vermehrung oder Abnahme der verschiedenen einzelnen Völkerschaften.

Ich will mich bemühen, so weit es nur immer der Aberglaube und das Mißtrauen dieser halbbarbarischen Völker gestatten, Messungen einzelner Körpertheile sowohl als auch des Schädels an möglichst vielen Individuen von ziemlich gleichem Alter aus beiden Geschlechtern vorzunehmen und zahlreiche Photographien streng en profil und streng en face anfertigen zu lassen, um an diesen mathematisch genauen Reproductionen später Maße nehmen zu können. Allein ich muß im voraus gestehen, daß Messungen in so umfassender Weise, wie sie einige Naturforscher vorschlagen, in der Wirklichkeit auf Schwierigkeiten stoßen, welche der Gelehrte bei dem Entwurf solcher Systeme in seiner Studirstube daheim in der Regel leider zu sehr außer Acht läßt. Nach Zeising's Methode z. B. würden an jedem einzelnen Individuum gegen 60 Messungen vorzunehmen sein. Wer jemals die Urbewohner der Tropen und ihr Mißtrauen aus persönlicher Erfahrung kennen gelernt, wird leicht die Unausführbarkeit einer solchen Aufgabe begreifen, die noch obendrein, soll sie für die Wissenschaft überhaupt einen Werth haben, mit der größten Genauigkeit und zugleich an sehr vielen Individuen derselben Race ausgeführt werden muß. Ich kann daher nicht unterlassen, die Befürchtung auszudrücken, daß in Bezug auf Körpermessungen die Expedition schwerlich in die Lage kommen dürfte, Erhebliches zu leisten.

Erfreulichere Resultate verspreche ich mir dagegen von einer andern Art von Messung. Es ist nämlich meine Absicht, die angestrengtesten Versuche zu machen, um den Dynamometer zur Ergründung der force manuelle und der force rénale in der ausgedehntesten Weise in Anwendung zu bringen. Wenn es uns gelungen, von einer großen Anzahl von Individuen die ihnen mögliche Kraftäußerung in Pfunden ausgedrückt zu haben, so sind wir auch in der Lage, ihre Arbeitskraft und deren Grenze bestimmen zu können.

Mehrere Naturforscher haben gleichfalls gegen mich den Wunsch ausgesprochen, daß aller Orten auch Menschenschädel gesammelt werden möchten, insbesondere von Hottentotten, Bojesmanen, Aiquas, Kaffern, Papuas, Alfurus, Malayen, Siamesen und Chinesen, sowie von allen Mischlingen, wie Mestizen, Terceronen, Quarteronen u. s. w.; desgleichen Schädel, welche als Trophäen und solche, welche als Hausgeräthe dienen. Die Sammlung der beiden letzteren dürfte vielleicht unter den Eingebornen weniger Anstoß erregen, desto mehr aber bei ihrem religiösen Aberglauben das Erwerben der ersteren. Bei dem hohen wissenschaftlichen Interesse einer solchen Sammlung wird es gewiß meine eifrigste Sorge sein, Alles aufzubieten, um auch hier eine möglichst reiche Erndte zu erzielen; allein ich halte es für meine Pflicht, schon jetzt auf die zuweilen unüberwindlichen Hindernisse aufmerksam zu machen, welche sich der Ausführung solcher wissenschaftlicher Wünsche entgegenstellen. Die große Gewissenhaftigkeit, mit welcher solche Sammlungen angestellt werden müssen, sollen sie von wahrem scientifischen Werth sein, erschweren noch mehr die Bereicherung des Materials. Es ist nicht genug, daß man irgend einen Menschenschädel sammelt, man muß auch genaue Kenntniß haben, von welchem Individuum derselbe herrührt. Sonst vermehrt man nur den Irrthum anstatt aufzuklären. Ich konnte aus diesem Grunde niemals ohne das Gefühl der tiefsten Bewunderung die gegen achthundert Schädel zählende Morton'sche Sammlung in Philadelphia betrachten, welche gegenwärtig im Museum der naturwissenschaftlichen Gesellschaft daselbst aufgestellt ist.

Auch für Gypsabdrücke, fürchte ich, wird sich in anthropologischer Beziehung wenig Gelegenheit finden. Hingegen verspreche ich mir manche schöne Resultate von der Anwendung von Gyps und ungeleimtem Papier, um getreue Abklatsche von indianischen Idolen, Opferaltären u. s. w. zu erhalten.

Von Waffen, Münzen, Arbeitswerkzeugen, musikalischen Instrumenten, Trachten, Hausgeräthen, Schmink- und Färbestoffen, Trinkgefäßen, Heilmitteln u. s. w. soll Alles gesammelt werden, was für die Forschung in irgend einer Beziehung Werth haben könnte.

In Singapore, dem Alexandrien des neunzehnten Jahrhunderts, ist zugleich mehr wie irgendwo in Asien Gelegenheit zu culturgeschichtlichen und handelspolitischen Studien geboten. Man findet dort eine wahre Völkermischung. Von hier aus können ringsum auf den Inseln und Continenten Besuche abgestattet werden, so z. B. zu Kambot in Kambadscha, wo seit zwei Jahren eine ganz neue Handelsverbindung gegründet wurde. Eine interessante Aufgabe wäre es, bei dieser Gelegenheit die Scheidewand der malaischen, chinesischen und japanischen Race zu bestimmen. Während z. B. die Autochthonen auf Formosa Malayen sind, gehören die auf den benachbarten Lieukien zum japanischen oder Ainustamme. Hier liegt der Entwurf einer ethnographischen Karte zu nahe, um unberücksichtigt bleiben zu dürfen.

Desgleichen wird es mein angelegentlichstes Geschäft sein, ausführliche Aufzeichnungen über Alles zu machen, was sich auf die Sprache, die Tradition, die Gebete, die Volksgesänge, die Poesie, National-Literatur, Zeitenrechnung und ältere Geschichte der von uns besuchten Völker bezieht. An Orten, wo Büchersammlungen bestehen, wird es vom bibliophilischen Standpunkte aus von hohem Interesse sein, eine Sammlung von grammatikalischen und lexikographischen Werken zu machen, die häufig gar nicht in den Buchhandel kommen und von deren Existenz oft sogar die größten Bibliotheken Eu-

ropas keine Ahnung haben. Ebenso dürfte bei längerem Aufenthalt das Durchsuchen von Klosterbibliotheken und Privatbüchersammlungen manches historische Curiosum zu Tage fördern, das vielleicht schon viele Jahrzehnte unter dem Staube der Vergessenheit begraben lag.

Das Studium des Menschen, seines Zustandes und seiner Bedürfnisse wird uns unwillkürlich dahin führen, seine verschiedenen Beschäftigungen näher kennen zu lernen und auch der Bodencultur, dem Handel und der Industrie eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Es wird wesentlich zur Kenntniß der materiellen Wohlfahrt eines Volksstammes und des Grades seiner Civilisationsfähigkeit beitragen, das Verhältniß des Hochlandes zum Tiefland, des Culturbodens zu dem der Savannen, der Waldungen und uncultivirten Ländereien zu ermitteln und ausführliche Notizen über die Naturproducte zu sammeln, welche daselbst gebaut werden.

Für die Agriculturchemie wird es ferner von großer Wichtigkeit sein, Proben von noch niemals gedüngtem Boden und von Erdarten zu erhalten, auf denen daselbst Taback, Mais, Zuckerrohr, Kaffee, Kartoffeln, Indigo, Baumwolle u. s. w. gebaut werden; sowie eine Sammlung der Nahrungsmittel der verschiedenen besuchten Völkerschaften und genaue, gewissenhafte Angaben der Quantitäten, welche von denselben an animalischen und vegetabilischen Stoffen verzehrt werden, werthvolle Aufschlüsse auf einem Gebiete der Chemie geben dürften, das erst in jüngster Zeit durch Liebig's treffliche Untersuchungen eine so hohe Bedeutung erlangt hat.

Auch die Nationalökonomie hofft von der Novara-Expedition manche neue Mittheilungen über die Zustände der von derselben besuchten Länder und Völkerstämme zu erhalten. Sie erwartet ihrerseits Notizen über Arbeit und Arbeitslohn, Kosten und Zinsfuß, Privateigenthum, Erbrecht, Preis der Grundstücke, Höhe des Pachtschillings, über die Verwendung von Arbeitsthieren und Maschinen im Gegensatz zur unmittelbaren Handarbeit, über Tauschhandel und Geldverkehr, über die Preise der wichtigsten Landesproducte und ausländischen Importartikel, über das Verhältniß der Handelsleute zur Nation, sowie von Reich, Mittelstand und Arm, über Mode, Lebensgewohnheit, Sparsamkeit und Luxus, über Bewegung der Population, Behandlung der Frauen, Greise und Kinder u. s. w.

Der berühmte Nationalökonom Professor Wilhelm Roscher in Leipzig hat die große Güte gehabt, für mich ein ziemlich ausführliches Schema zu entwerfen, welches die Berücksichtigung der vielfältigen, in dieser Beziehung gestellten Anforderungen wesentlich erleichtern wird.

Auch Freiherr von Reden, welcher mit dem Auge eines praktischen Volkswirthes eine der Hauptaufgaben der Expedition in dem Studium der von ihr besuchten Theile der Erde in Beziehung auf deren natürliche Beschaffenheit, Bewohner, Erwerbsquellen und Verkehrsverhältnisse erblicken zu müssen glaubt, hat eine Anzahl von Instructionen in Frageform zu verfassen die Gefälligkeit gehabt, welche gleichfalls einen sehr schätzenswerthen Leitfaden bilden.

Es ist von vielen Seiten der Wunsch ausgesprochen worden, der Novara-Expedition im Interesse des Handels und der Industrie gleichzeitig Muster von österreichischen Erzeugnissen und Preis-Courants mitzugeben, um durch Vorzeigung derselben Handelsverbindungen anzubahnen und so für die österreichische Industrie neue Absatzquellen zu eröffnen. So ungemein wünschenswerth nun auch die Vermehrung unserer Beziehungen mit einzelnen auswärtigen Handelsplätzen erscheint, so erwies sich doch nach reiflicher Ueberlegung der erwähnte Weg zur Erzielung des angestrebten Zweckes nur wenig geeignet, indem die Novara an keinem der von ihr berührten Punkte eine hinreichend lange Zeit verweilt, um einer so schwierigen, durch jahrelange, gründliche Platzkenntniß allein lösbaren Aufgabe auch nur einigermaßen entsprechen zu können. Dabei dürfen wir uns nicht verhehlen, daß unser Handel und unsere Industrie dermalen noch bei Weitem nicht auf jenem Höhepunkt der Entwicklung stehen, um die gewaltige Concurrenz anderer handeltreibenden Nationen auf den Märkten der südlichen Welthälfte vertragen und österreichische Erzeugnisse mit Vortheil dahin absetzen zu können.

Gleichwohl wurde höhern Orts die Verfügung getroffen, daß die k. k. Corvette Carolina, welche auf ihrer Uebungsreise nach der Ostküste Süd-Amerika's bloß diejenigen Seeplätze besuchen wird, die unter den gegebenen Umständen zur Anknüpfung von Handelsverbindungen noch die meisten Chancen bieten, von einem befähigten Handelsagenten mit Musterkarten und Preiscourants begleitet werde, dessen Aufgabe es sein wird, an den geeignetsten Punkten Handelsverbindungen anzubahnen.

Indeß wird auch die Novara-Expedition nicht außer Acht lassen, Alles zu sammeln, was für Oesterreich in handelspolitischer Beziehung irgendwie von Interesse sein könnte, und von Zeit zu Zeit umfassende Berichte über die Handelsbewegung, Naturproducte, sowie die politischen und gesellschaftlichen Zustände der von ihr besuchten Länder an die betreffende Behörde einsenden und dieselben womöglich mit statistischen Angaben bekräftigen. Was in Bezug auf die beabsichtigte Besitznahme herrenloser Inseln durch die Novara-Expedition in's große Publicum gedrungen, was darüber als eine ihrer Hauptaufgaben verlautet, dürfte wohl gleichzeitig einer Berichtigung werth sein. Die Besitzergreifung eines Stücks herrenlosen Landes, auch wenn dieselbe noch so prunkvoll vor sich geht, bleibt immer nichts als eine

eitle Ceremonie, sobald man nicht von vornherein auch die Absicht nährt, dasselbe zu behaupten. Ohne Zurücklassung von Ansiedlern ist nichts erreicht. Eine Colonie zu gründen, gehört aber gewiß zu den letzten Aufgaben der Novara-Expedition. Wohl aber wird sie ihr besonderes Augenmerk auf jene Punkte und herrenlose Inseln in der südlichen Welthälfte richten und deren gründliche Durchforschung sich zur Pflicht machen, welche durch ihre geographische Lage, die Gunst ihrer klimatischen Verhältnisse und die Fruchtbarkeit ihres Bodens in Zukunft, namentlich wenn einmal der Durchstich des Isthmus von Suez, jene kühne Correction eines scheinbaren Naturfehlers — gelungen und vollendet sein wird, nicht nur für Oesterreich, sondern für unser gemeinsames deutsches Vaterland und seinen rasch aufblühenden Handel eine gewisse Bedeutung erlangen könnten!

Ich glaubte diese Bemerkungen machen zu sollen in Rücksicht auf das hohe Interesse, das man der Expedition schenkt, und auf die Anforderungen, welche man an sie zu stellen sich berechtigt hält; allein ich halte es nicht passend, mich umständlicher über einen Gegenstand auszulassen, der eigentlich auf das Gebiet der Diplomatie hinüber spielt und dessen weitere Erörterung daher besser einer späteren Zeit vorbehalten bleibt.

Dagegen will ich nicht schließen, ohne einer andern wichtigen Aufgabe der Expedition zu gedenken, die vollkommen im Einklange mit den praktischen Forderungen steht, welche die Gegenwart an die Wissenschaft stellt. Es sind dies die in medicinischer Beziehung interessanten Beobachtungen, welche die die Novara begleitenden Marineärzte im Laufe der Reise an den verschiedensten Punkten unseres Erdköpers anzustellen Veranlassung finden dürften. Zu diesem Zwecke sind mir äußerst schätzenswerthe Instructionen und Rathschläge von der k. k. Gesellschaft der Aerzte in Wien sowohl, als auch von der medicinischen Facultät in Prag zugegangen, von denen ich jedoch nur diejenigen Desiderata anführen will, welche ein allgemeines Interesse haben. So z. B. die Erforschung des Einflusses der vegetabilischen Nahrung, namentlich des Gebrauchs gepreßter Gemüse auf die Verhütung des Scorbuts, sowie der Beschaffenheit des Bodens, der Erhöhung über die Meeresfläche, des Trinkwassers und der Lebensweise auf endemische Krankheiten; Studien über die Seekrankheit und den Zustand, welcher ihr zu Grunde liegt, indem neuere Beobachter bei derselben einen verminderten Zufluß des Blutes zum Gehirn annehmen zu müssen glauben; ferner Untersuchungen über das Vorkommen der Tuberkulose, Scrophulose, Rhachitis, der Cholera, der Variola so wie streng entzündlicher Krankheiten in den Tropenländern, über die wunderbare Krankheit der Nachtblindheit (Hemeralopie) und der Verhältnisse, unter denen sie auftritt, über das Vorkommen von Thermen und Mineralquellen, über Kinder- und Frauenkrankheiten, sowie Mittheilungen über die in verschiedenen Ländern und bei verschiedenen Völkern angewandten Heilverfahren und Heilstoffe. Der derzeitige Rector magnificus, Professor Dr. Schroff hatte die Güte, gleichzeitig ein umfassendes Verzeichniß derjenigen Pflanzen und Droguen beizufügen, von welchen der Ursprung noch unbekannt oder zweifelhaft ist und deren gründliche Kenntniß daher in pharmokologischer wie pharmakognostischer Beziehung für die Wissenschaft ein großer Gewinn sein würde.

Auch unser berühmter Landsmann Prof. Hebra hat mir einige Desiderata mitgetheilt, welche sich theilweise auf Krankheiten der Haut beziehen, theilweise von allgemeinerem Interesse sind, wie z. B. die Erforschung der Mittel, welcher sich die Indianerstämme bedienen, um eiternde Stellen und darauf folgende Narben als Zeichen der Trauer zu erzielen; ferner die Ermittlung des Verfahrens und der Farbestoffe, welche die Indianer zum Tätowiren anwenden; die Anlegung einer Farbentafel über die Eigenthümlichkeiten der Hautfarbe bei den verschiedenen Völkerstämmen, die Sammlung von Insecten, Arachniden und sonstigen Thieren, deren Stich oder Secret die Haut reizt, sowie von Pflanzen und Arzneistoffen, deren Berührung Hautkrankheiten erzeugen u. s. w.

Ich habe mich mit den Herren Schiffsärzten bereits in's Einvernehmen gesetzt, um nicht nur den erwähnten Wünschen nach Thunlichkeit zu entsprechen, sondern auf dem Gebiete der Heilkunde noch weitere Erfolge zu erzielen.

Beobachtungen über Geophagie, über den Einfluß der Impfung auf die Verbreitung der Pocken unter den wilden Völkern, über das gelbe Fieber, die Cholera u. s. w. sollen umfassend angestellt, Sammlungen von interessanten pathologisch-anatomischen Präparaten, von Eingeweidewürmern, sowie der, von den Geophagen oder Erdessern genossenen Erdarten nach Thunlichkeit gemacht werden. Auch der Entwurf einer Karte über die Verbreitungsbezirke gewisser Krankheiten auf der südlichen Erdhälfte, und ein regelmäßiges Journal über die Sanitätsverhältnisse der Mannschaft am Schiff und zu Lande, sowie endlich Untersuchungen und Analysen des Trinkwassers — gehören zu den Aufgaben, deren theilweise Lösung die begeisterte Stimmung einzelner Betheiligten wagen zu dürfen glaubt.

Die Theilnahme eines ausgezeichneten Malers und Zeichners, des Herrn Jos. Selleny, wird sich wie bei vielen anderen Gelegenheiten auch hier vortrefflich bewähren. So viel es nur immer thunlich, sollen Skizzen entworfen, von allen besonders interessanten Erscheinungen naturgetreue Abbildungen gemacht werden.

Aus dem eben Mitgetheilten ergibt sich von selbst, daß der Aufgaben große und viele sind, mit welchen die Novara wie mit einem kostbaren Ballast beladen hinaus in die Meere steuert.

Ich habe absichtlich ein ziemlich umfassendes Bild von der großartigen Thätigkeit entworfen, welche der Novara-Expedition vorbehalten ist, um zu zeigen, daß dieselbe, auch wenn sie nur einem kleinen Theil der an sie gestellten Anforderungen zu entsprechen im Stande sein sollte, sich gleichwohl manches schöne Verdienst um die Bereicherung unsrer Kenntniß der Natur- und Länderkunde der südlichen Erdhälfte erwerben wird.

Wer, befangen durch die Begeisterung, mit der er selbst an einem speciellen Studium hängt, das Gelingen des ganzen Unternehmens von der größeren oder geringeren Befriedigung seiner persönlichen Wünsche abhängig macht, wer, ohne Berücksichtigung der eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen die Expedition unternommen, eine ihrer Hauptaufgaben darin zu finden wähnt, daß sie sich Untersuchungen und Forschungen hingibt, welche nur durch vielfältigen, wiederholten und längeren Aufenthalt an ein und demselben Orte von einem Erfolge für die Wissenschaft gekrönt sein können, dem dürften vielleicht die einstmaligen Resultate der wissenschaftlichen Commission, welche die Novara auf ihrer Weltreise begleitet, nur wenig lohnenswerth erscheinen.

Wer hingegen eine der wichtigsten Aufgaben der Novara-Expedition darin erblickt, durch eine großartige Uebungsfahrt für unsre junge, rasch aufblühende Kriegs-Marine tüchtige Kräfte heranzubilden, dabei allgemeine wissenschaftliche Studien zu machen und Sammlungen namentlich von solchen naturhistorischen Gegenständen zu versuchen, deren Erwerbung aus Rücksichten der Kostspieligkeit oder des schwierigen Transportes dem einzeln reisenden Naturforscher fast unmöglich ist, Correspondenzen und Tauschoperationen mit den wissenschaftlichen Instituten in den verschiedenen von der Expedition berührten Hauptstädten der südlichen Erdhälfte einzuleiten, vortheilhafte Handelsverträge mit fremden Völkern abzuschließen, und Handelsunternehmungen anzuknüpfen, — dem dürften die einstmaligen Resultate der Novara-Expedition vielleicht einige Befriedigung gewähren.

Dies sind die Hoffnungen und Erwartungen, welche man an die Novara-Expedition knüpfen mag, und deren gewissenhafte Erfüllung sicher jeder der Betheiligten um so eifriger anstreben wird, jemehr er von dem Bewußtsein durchdrungen, daß die Augen der ganzen gebildeten Welt auf die erste österreichische Erdumsegelung und ihre Erfolge gerichtet sind.*) —

*) Die Expedition ist bekanntlich am 30. April von Triest abgegangen und dürfen wir unsern Lesern somit baldige Berichte von unserem dieselbe begleitenden Correspondenten versprechen.

Die physikalischen Grundlagen und die wesentlichen Einrichtungen der elektro-magnetischen Telegraphen.

Von A. Uhde.

Man mag noch so gering oder übel von unsrer Zeit denken, den Ruhm wird man ihr doch lassen müssen, daß sie ausnehmend praktisch ist. Was hat sie nicht Alles ausgeführt, was unsern Eltern und Voreltern noch wie Mährchen und Wunder erschienen wäre! Sie hat Feuer und Wasser im Vereine arbeiten gelehrt mit einer Kraft und Geschwindigkeit, welche die größten Leistungen der besten Pferde weit hinter sich zurücklassen, und mit einer Geschicklichkeit und Genauigkeit, der es die kunstfertigste Hand nicht gleich thut. Sie hat das Licht malen gelehrt mit einer Schärfe und Feinheit wenigstens, die dem Bleistift, dem Pinsel und dem Grabstichel des Künstlers immer unerreichbar bleiben werden. Sie hat den Blitz sprechen gelehrt auf Meilen, ja auf Hunderte von Meilen weit, über Land und durch das Meer hin, in demselben Augenblicke vernehmbar. — Wer zählt die Wunderdinge alle, die, so zu sagen, unter unsern Augen erfunden und ins Leben eingeführt sind, — Erfindungen, die alle Verkehrs-, alle Lebensverhältnisse mächtig umgestalten, die uns noch Staunen und Bewunderung abnöthigen, die aber bald, unsern Kindern schon wie etwas Alltägliches, Allbekanntes, zum Leben Unentbehrliches vorkommen werden, etwa wie uns die uralten Erfindungen des Brotbackens, des Schreibens, oder die schon ebenso veralteten des Buchdruckens, des Schießpulvers, der Heerstraßen, Posten u. dergl.

Ist eine Erfindung erst allgemein eingebürgert, so kümmert man sich wenig mehr darum, auf welchen Grundlagen sie beruht und auf welchem Wege man zu ihr gelangt ist. Man läßt sich eben an ihren Anwendungen genügen oder ist höchstens noch darauf bedacht, sie weiter nützlich auszubeuten. Nur so lange die Erfindung noch neu ist, möchte

gern Jeder das Räthsel ihrer Ueberraschungen gelöst wissen: wie denn das Alles zusammenhängt und zugeht, und wie die Dinge eingerichtet sind, die so Erstaunliches leisten. Denn daß am Ende doch Alles natürlich zugeht, daran zweifelt von vorn herein schon Niemand mehr.

Unter allen Erfindungen der neueren Zeit hat keine in höherem Maße die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ihrer wichtigen, täglich mehr in die Augen springenden Nutzanwendungen wegen auch mehr verdient, als die Erfindung der elektrischen oder elektro-magnetischen Telegraphen.

Mit Blitzesschnelle fliegt die Kunde eines Ereignisses durch den elektrischen Draht von Hauptstadt zu Hauptstadt, von einem Ende Europas zum andern. Jedes Zeitungsblatt bringt uns von den entferntesten Oertern der civilisirten Welt telegraphische Nachrichten, die wenige Stunden alt sind. Wer erinnert sich nicht, wie noch vor wenigen Monaten der Telegraph den weit entlegenen Kriegsschauplatz der Krim in unsre nächste Nachbarschaft rückte! — Regierungsdepeschen, Fragen, Antworten, Anordnungen, Befehle, Börsen- und Handelsnachrichten, Mittheilungen aller Art werden im Nu an ihren Bestimmungsort befördert, auf jede Entfernung, so weit der geheimnißvolle Draht reicht. „London spricht direct mit Paris, Berlin mit Mailand“ wie ein Paar Stubennachbarn: so lesen wir in den Zeitungen. Wer hätte das noch vor einem Menschenalter für möglich gehalten! — Und wie unglaublich rasch hat sich die neue Erfindung über die ganze gebildete Welt verbreitet und den mannigfaltigsten Interessen dienstbar gemacht! — Man frage nach bei den Ministerien, den Polizeidirectionen, dem Eisenbahnbetriebe, den Kaufleuten, Banquiers und Fabrikanten, — Allen ist der Telegraph schon unentbehrlich geworden. Man besuche das Telegraphen-Büreau einer Haupt-Eisenbahn-Station, wo Depeschen unaufhörlich gehen und kommen, um den Betrieb auf der ganzen Bahnstrecke zu regeln, — oder das Telegraphen-Büreau der Polizei einer großen Stadt, wie Berlin, Wien, Paris, London, wo die metallenen Fäden aus allen Theilen des unübersehbaren Gebietes wie in einem Spinngewebe zusammenlaufen und in beständiger Thätigkeit die wachende Behörde von Allem unterrichten, was auf den verschiedenen Punkten vorgeht, und ihre Anordnungen und Befehle schnell, wie der Nerv den Gedanken, an den Ort der Ausführung übertragen; man vergegenwärtige sich, welchen Werth die augenblickliche Nachricht von dem Befinden eines entfernten kranken Angehörigen, von der glücklichen Ankunft eines geliebten Kindes, Freundes an einem entfernten Orte, von tausend anderen frohen oder trüben Ereignissen haben kann, — und man wird eingestehen, daß nicht leicht eine andere Erfindung mächtiger und vielseitiger auf die Verkehrs- und Lebensverhältnisse ganzer Bevölkerungen wie der Einzelnen eingewirkt hat. In der That ein unerschöpfliches Thema für eine Lobrede auf die Fortschritte unsrer Zeit!

Nun denn, von diesem zauberhaft wirkenden, Entfernungen vernichtenden Mittel der Mittheilung möchte man sich ein deutliches Bild, eine bestimmte Vorstellung machen. Man geht zu einem Telegraphen-Büreau, läßt sich die elektrische Batterie, die vielen Drahtleitungen, die Zeiger- oder Druckapparate zeigen, man sieht das Spiel der Magnetnadeln, der Anker an den Magneten, der sinnreich construirten Apparate, um den Zeiger über den Kreis von Buchstaben und Ziffern fortrücken oder den Stift Punkte und Striche in den fortrollenden Papierstreifen eindrücken zu lassen, man läßt sich's vormachen, wie die Signale gegeben und gelesen werden, wie der Strom geschlossen und unterbrochen wird, und — ehrlich gestanden — eine deutliche Vorstellung von Allem, was man gesehen hat, ein klares Verständniß dessen, was hier eigentlich wirkt, und des Zusammenhanges der einzelnen Wirkungen, und der Zusammensetzung der Werkzeuge, die diese Wirkungen hervorbringen, hat man doch nicht erlangt. Es fehlt noch immer der eigentliche Schlüssel zur Erklärung.

Diesen Schlüssel gibt nur die Naturlehre (Physik). Naturerscheinungen und ihre Gesetze sind es, auf welchen die Einrichtung der elektrischen Telegraphen beruht. Man muß jene kennen, um diese zu verstehen. Die Erfindung des elektrischen Telegraphen ist ein Triumph der Wissenschaft. Der Zufall hat nur einen sehr entfernten Antheil an derselben. Beobachtungen und Versuche, streng folgerecht nach den Regeln der Wissenschaft durchgeführt, haben auf sie geleitet. Man darf sich nicht die Mühe verdrießen lassen, dem Gange der Wissenschaft von den ersten einfachen Entdeckungen an, die ganze Reihe von Schlüssen und Combinationen hindurch bis zu den zusammengesetzteren Erscheinungen und Gesetzen Schritt für Schritt zu folgen, wenn man ein Werk, das bloß eine Anwendung der letzteren ist, wirklich begreifen will. Mag also auch die Erklärung ein wenig weit ausholen und den Faden beim Anfange aufnehmen, sie führt deshalb noch keinen Umweg, gewiß aber den sichersten Weg zum Ziele.

Einfachste Erscheinungen der Reibungs-Elektricität.

Wenn man eine Stange Siegellack, Harz oder Schwefel, ein Stück Bernstein oder eine Glasröhre mit trockenem wollenem oder seidenem Zeuge reibt, so bekommen alle diese

Körper und manche andere ebenso die Eigenschaft, Papierschnitzelchen, kleine Stückchen Kork, feine Metallblättchen oder Spähne und allerhand andere leichte Körperchen schon aus einiger Entfernung anzuziehen. War die Reibung kräftig genug, so werden die kleinen Körperchen, nachdem sie den geriebenen Körper berührt haben, ebenso heftig von ihm wieder zurückgestoßen. Man sagt, der geriebene Körper sei durch das Reiben elektrisch geworden. Elektron (ἤλεκτρον) ist der altgriechische Name des Bernsteins; von diesem war die beschriebene Erscheinung schon den Alten bekannt.

Um die Erscheinung genauer zu untersuchen, hänge man ein Kork- oder Holundermark-Kügelchen an einem seidenen Faden auf. Nähert man ihm die geriebene Siegellack- oder Glasstange, so wird es zu dieser hingezogen, wie in Figur 1; hat es dieselbe berührt, so wird es nun von ihr zurückgestoßen, wie in Figur 2. Seinerseits aber zieht es

Fig. 1.



Fig. 2.



nun ein zweites ebenso aufgehängtes Kügelchen, das sich noch im gewöhnlichen natürlichen Zustande befindet, ebenfalls an, oder beide werden vielmehr zu einander hingezogen, wie in Figur 3.

Fig. 3.



Das von der geriebenen Stange berührte Kügelchen ist also gleichfalls elektrisch geworden. Die in der Stange erregte Elektricität, die Ursache der Erscheinung, eine eigenthümliche Kraft oder Materie, und wenn das Letztere, weil sie niemals das Gewicht des elektrisirten Körpers vermehrt, eine gewichtlose oder unwägbare, hat sich dem Kügelchen mitgetheilt. Ein elektrischer und ein unelektrischer Körper ziehen sich gegenseitig an; ein Körper aber, dem ein anderer seine Elektricität mitgetheilt hat, wird von diesem zurückgestoßen. — Mit der Zeit hören die elektrischen Wirkungen des Körpers wieder auf: der Körper verliert allmälig seine Elektricität.

Leiter und Nichtleiter der Elektricität. Isolirung.

Wird eine Metallstange oder Kugel, in der Hand gehalten, auf ähnliche Weise mit Zeug oder irgend welchem anderen Stoffe gerieben, so äußert sich keine der vorhin beschriebenen Wirkungen. Ist sie deshalb unfähig, elektrisch zu werden? — Man hänge sie an einem seidenen Faden auf oder kitte sie auf eine Siegellack-, Glas- oder Harzstange und berühre sie mit einem elektrisch gemachten Körper: auf der Stelle nimmt sie alle Eigenschaften des letzteren an. Aber ein Unterschied in ihrem und dem Verhalten der ursprünglich elektrisirten Körper zeigt sich doch. Man berühre das elektrisch gemachte Metall irgendwo mit dem Finger, so verliert es seine Elektricität sofort vollständig an der ganzen Oberfläche. Man berühre ebenso mit dem Finger die geriebene Siegellack-, Harz- oder Glasstange an irgend einer Stelle der geriebenen Oberfläche, so verliert sie zwar an dieser Stelle ebenfalls ihre Elektricität, wenngleich nicht so vollständig; an den übrigen Theilen der geriebenen Oberfläche behält sie aber dieselbe fast ungeschwächt bei. Glas, Siegellack, Harz, Schwefel ꝛc. im natürlichen Zustande mit einem durch Reiben elektrisch gemachten Körper dieser Art an irgend einer Stelle berührt, nehmen die Elektricität auch nur an dieser Stelle, nicht sofort an ihrer ganzen Oberfläche auf. — Die Elektricität haftet also fest an der Oberfläche dieser Körper, verbreitet sich von einer bestimmten Stelle derselben nicht, oder doch nur schwer und langsam auf die angrenzenden Theile, geht überall nur schwer und langsam auf dieselben über und verläßt sie auch nur ebenso schwer und langsam wieder. Bei den Metallen dagegen verbreitet sie sich rasch, ja augenblicklich über die ganze Oberfläche und verläßt sie ebenso schnell wieder, wie sie auf dieselben übergeht, wenn ihr irgendwo der Abfluß gestattet ist. Die Metalle sind gute Leiter, jene anderen Körper, die eigenthümlich oder ursprünglich elektrischen (idioelektrischen) Körper, wie Glas, Siegellack, Harz ꝛc., auch Seide, Haare ꝛc., sind schlechte oder Nichtleiter der Elektricität. Nur dieser schlechten, unvollkommenen Leitung wegen ist es möglich, sie an einzelnen Stellen elektrisch zu machen. Auch die Luft, zumal die trockene ist ein schlechter Leiter der Elektricität: wäre sie es nicht, so würde man, da alle Körper von Luft umgeben sind, schwerlich jemals etwas von der Elektricitat erfahren haben, und es würde kaum möglich sein, einen Körper eine Zeitlang im elektrischen Zustande zu erhalten. Der menschliche Körper dagegen muß ein guter Leiter der Elektricität sein: das beweist der Versuch, daß ein elektrischer Körper

mit dem Finger berührt, wenigstens an der berührten Stelle sofort seine Elektricität verliert. Auch Wasser, noch mehr Salzauflösungen und Säuren sind gute Leiter der Elektricität. Ebenso der Wasserdampf: in feuchter Luft wollen deshalb manche elektrische Versuche nur schwer gelingen. Wird ein elektrisirter Körper durch gute Leiter mit dem Erdboden in Verbindung gebracht, so verliert er alsbald seine elektrischen Eigenschaften. Die Erde muß also wohl die Elektricität desselben in sich aufnehmen, und da der ganze Erdkörper im Vergleich mit jedem anderen elektrisirten Körper unermeßlich groß ist, mithin die Elektricität des letzteren sich über einen unermeßlich großen Raum vertheilt, so wird es daraus auch erklärlich, daß seine Elektricität, zur Erde abgeleitet, in derselben spurlos verschwindet.

Nur so lange ein Körper durch nicht oder schlecht leitende andere Körper von dem Erdboden getrennt ist, kann er folglich in den elektrischen Zustand versetzt oder in demselben erhalten werden. Man nennt den Körper in solcher Lage isolirt. Durch allseitige Umgebung mit Luft, mit Seide, Glas, Harz, Lack und dergleichen nichtleitenden Stoffen wird ein Körper isolirt. Ein Mensch, auf einen Schemel mit Glasfüßen gestellt, kann wie jeder andere Körper in einen elektrischen Zustand versetzt werden.

Man sieht jetzt auch ein, weshalb bei unsern ersten Versuchen das Kork- oder Holundermarkkügelchen an einem seidenen Faden aufgehängt sein mußte: es mußte isolirt sein. Ein leinener oder Metall-Faden, welcher die Elektricität leitet, hätte sofort die dem Kügelchen mitgetheilte Elektricität auf den Träger abgeleitet. Man hätte deshalb einen isolirenden Träger, z. B. von Glas, nehmen müssen, wenn mit solchen Fäden die Versuche hätten gelingen sollen. Ein gebogenes, in einen Haken endigendes Glasstäbchen, wie Figur 4, eignet sich sehr gut dazu.

Fig. 4.



Zwei Arten der Elektricität; Gesetz ihres Verhaltens gegen einander.

Hängt man an einem solchen isolirenden Gestell zwei durch einen leitenden Faden verbundene leichte Kügelchen so auf, daß sie einander berühren, und theilt ihnen nun die Elektricität einer Glas- oder Siegellackstange oder irgend eines andern elektrischen Körpers mit, so fahren sie mehr oder minder weit auseinander, wie in Figur 5. Zwei in gleicher Weise elektrische Körper stoßen also einander gegenseitig ab.

Fig. 5.



Wird aber jetzt den elektrisirten und dadurch auseinander getriebenen Kügelchen wieder eine geriebene, also auch elektrische Glas- oder Siegellackstange (am besten von unten, in gleichem Abstande von beiden) genähert, so zeigt sich in ihrem Verhalten gegen die eine und andere ein merkwürdiger Unterschied. War ihnen nämlich die Elektricität vom Glase mitgetheilt, so gehen sie noch weiter auseinander, Figur 6, wenn ihnen die Glasstange, näher zusammen, Figur 7, wenn ihnen die Siegellackstange genähert wird. War ihnen dagegen die Elektricität vom Siegellack mitgetheilt, so gehen sie weiter auseinander, wenn ihnen die Lackstange, und näher zusammen, wenn ihnen die Glasstange genähert wird. Um die Verschiedenheit dieses Verhaltens noch klarer darzulegen, kehren wir zu unserm einfachen, isolirt aufgehängten Kügelchen zurück. Ist demselben die Elektricität der geriebenen Glasstange mitgetheilt, so weicht es vor dieser aus, wird dagegen von der geriebenen Siegellackstange lebhaft angezogen. Wird ihm aber die Elektricität der Siegellackstange mitgetheilt, so weicht es vor dieser aus und wird von der geriebenen Glasstange lebhaft angezogen. — Alle Körper, welche durch Reiben elektrisch werden, zeigen entweder die Elektricität des Glases oder die des Siegellacks. Man muß danach zwei besondere Arten von Elektricität unterscheiden, und hat die eine Glas- oder positive Elektricität, die andere, welche im Siegellack und allen Harzen erregt wird, Harz- oder negative Elektricität genannt, und bezeichnet jene kurz durch + E, diese durch — E.

Fig. 6.

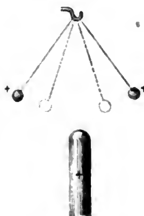


Fig. 7.



Zwei positiv elektrische Körper stoßen also einander ab, und ebenso zwei negativ elektrische; ein positiv und ein negativ elektrischer Körper dagegen ziehen einander an. Noch kürzer ausgedrückt: gleichartige Elektricitäten stoßen einander ab, ungleichartige oder entgegengesetzte ziehen einander an.

Dualistische und unitarische Erklärungsweise der elektrischen Erscheinungen.

Wird einem positiv elektrisirten Körper allmälig mehr und mehr von der negativen Elektricität eines anderen mitgetheilt, so wird seine positive Elektricität anfangs immer schwächer, verschwindet alsdann gänzlich, und erst nachher zeigt sich an ihm die negative Elektricität in zunehmender Stärke. In gleicher Weise verhält sich ein ursprünglich negativ elektrischer Körper, wenn auf ihn nach und nach die positive Elektricität eines anderen übertragen wird. Man schließt daraus, daß positive und negative Elektricität einander gegenseitig aufheben, sich gegenseitig binden oder in der freien Aeußerung ihrer Wirkungen behindern, und in gleicher Stärke oder Menge einander vollständig ausgleichen oder neutralisiren, so daß der Körper, welcher gleiche Mengen der einen und anderen Elektricität, ∓ E, enthält, völlig unelektrisch oder im natürlichen Zustande erscheint. Nach dieser Ansicht besteht der natürliche unelektrische Zustand eines Körpers darin, nicht etwa, daß er gar keine Elektricität enthielte, sondern daß sich in ihm die beiden Elektricitäten + E und — E in's Gleichgewicht gesetzt, zu neutraler ∓ E verbunden haben, und der Körper wird dadurch elektrisch, daß ihm entweder ein Ueberschuß an + E oder — E zugeführt, oder daß ihm ein Theil des einen oder anderen Bestandtheils seiner natürlichen ∓ E entzogen wird, so daß folglich, wenn ihm — E entzogen wird, die zurückbleibende + E sich als freie Elektricität äußert, und umgekehrt.

Nach einer andern Ansicht gibt es nur eine Art der Elektricität, jeder Körper enthält davon im natürlichen unelektrischen Zustande eine gewisse, seiner Eigenthümlichkeit entsprechende Menge, der natürliche Zustand wird dadurch bedingt, daß sich die Elektricitäten benachbarter Körper gegenseitig im Gleichgewicht halten, und der Körper wird dadurch positiv elektrisch, daß ihm mehr Elektricität zugeführt wird, als zu diesem Gleichgewichtszustande erforderlich ist, negativ elektrisch dadurch, daß ihm ein Theil der dazu erforderlichen Elektricität entzogen wird. Diese letztere Ansicht wird deshalb, weil sie nur eine elektrische Materie zur Erklärung der Erscheinungen annimmt, die unitarische, die zuerst erörterte, weil sie zwei in gewisser Beziehung übereinstimmende, in anderer Hinsicht aber einander entgegengesetzte, ursprünglich verschiedene elektrische Materien, die + E und — E, voraussetzt, die dualistische genannt. — Wir wollen auch ferner, wie bisher, der dualistischen Ansicht folgen, wie es die meisten Naturforscher thun, weil sie dem jetzigen Stande unsrer Kenntnisse am besten entspricht und die meisten Erscheinungen am leichtesten und vollständigsten versinnlicht.

Elektrisirmaschine.

Die Elektrisirmaschine, ein Werkzeug, das wohl jeder aus Anschauung kennt, dient hauptsächlich dazu, Elektricitäten von größerer Stärke zu erzeugen. Die Glasscheibe oder der Glascylinder reibt sich an einem mit Zinkamalgam (Gemisch von Zink und Quecksilber) überzogenen Leder und gibt die dadurch erregte + E an einen metallenen, isolirten Leiter, den sogenannten Conductor ab. Bemerkenswerth ist dabei, daß das Reibzeug, wenn es gleichfalls isolirt ist, fast ebenso starke — E annimmt. Dasselbe findet in allen Fällen statt, wo durch Reibung zweier Körper aneinander Elektricität erregt wird. Das Reibzeug nimmt immer die entgegengesetzte Elektricität des geriebenen Körpers an. Natürlich zeigt es aber dieselbe nur dann, wenn es auch während des Reibens isolirt ist.

Der elektrische Funke und der Blitz.

Von den Wirkungen der Elektricität, die erst bei stärkerer Erregung oder Ansammlung derselben hervortreten, mag hier nur noch eine erwähnt werden, die des elektrischen Funkens. Wenn einem stark elektrischen Körper ein anderer, gut leitender und abgerundeter Körper, wie z. B. der Knöchel der Hand oder eine Metallkugel, genähert wird, so springt schon in größerer oder geringerer Entfernung ein knisternder oder knackender, mehr oder minder hell leuchtender Funke von einem zum andern über, man kann nicht sagen, von welchem zum andern. Zur Entstehung dieses Funkens ist es durchaus erforderlich, daß beide Körper durch einen Nichtleiter oder schlechten Leiter, wie Luft, Glas u. dgl. getrennt sind. Je höher die Spannung der Elektricität oder je dichter dieselbe auf dem einen Körper angehäuft ist, desto weiter springt der Funke über, desto lauter ist sein Geräusch, desto heller sein Licht. Durch den Funken wird allemal eine mehr oder minder vollständige Ausgleichung der Elektricität des einen Körpers mit der entgegengesetzten des anderen bewirkt. Der trennende Nichtleiter setzt dieser Vereinigung der beiden zu einander strebenden entgegengesetzten Elektricitäten einen Widerstand entgegen, welchen diese erst bei einem gewissen Grade der Spannung oder der Verdichtung auf der Oberfläche der Körper überwinden können. — Der

Blitz ist, wie der große Franklin bewies, nichts anderes als ein sehr kräftiger elektrischer Funke, welcher von einer stark elektrischen Wolke durch die isolirende Luft zum Erdboden oder zu einer anderen Wolke überschlägt. Jedermann kennt die Wirkungen dieses heftigen und gefährlichen elektrischen Funkens.

Berührungs-Elektricität und deren Wirkungsweise.

Man hatte sich lange mit den hier berührten Erscheinungen und Gesetzen der Elektricität beschäftigt, als im Jahre 1786 ein glücklicher Zufall den Professor der Medicin Galvani zu Bologna auf eine Beobachtung führte, welche der Wissenschaft ein großes neues Gebiet von Entdeckungen und Erfindungen geöffnet hat. An besonders präparirten Froschschenkeln, welche mit kupfernen Häkchen an einem eisernen Balcongeländer aufgehängt waren, bemerkte Galvani jedesmal Zuckungen, sobald sie von dem Winde mit den Eisenstäben in Berührung gebracht wurden. Es war ein Glück, daß der Zufall die absonderlichen Umstände, von welchen der Erfolg bedingt wird, unter den Augen eines so aufmerksamen und feinen Beobachters zusammengeführt hatte, wie Galvani es war. Und ein ebenso glücklicher Umstand für die Wissenschaft und ihre Anwendungen war es, daß sich der Beobachtung bald einer der ausgezeichnetsten Naturforscher aller Zeiten bemächtigte, Alexander Volta, Professor der Physik zu Pavia. — Seinem ungewöhnlichen Scharfsinn und Fleiß gelang es sehr bald, das Wesen der Erscheinung aufzuklären. Seine Arbeiten werden für alle Zeiten das Vorbild wissenschaftlicher Untersuchungen bleiben, und seine Entdeckungen und Erfindungen in dem Gebiete der Elektricitätslehre werden nur mit dieser vergessen werden. Von den Resultaten seiner Forschungen heben wir hier nur diejenigen heraus, welche für unsern Zweck wichtig und nothwendig sind.

Schon durch die bloße Berührung je zwei verschiedener Metalle, — und man kann hinzufügen, je zwei verschiedenartiger Stoffe — wird in beiden Elektricität erregt, mehr im Innern als auf der Oberfläche derselben hervortretend. Allemal wird der eine der beiden Körper positiv, der andere negativ elektrisch, — in geringerem oder stärkerem Maße je nach der Beschaffenheit der einander berührenden Stoffe. Werden z. B. Zink und Kupfer mit einander in Berührung gebracht, so wird allemal das Zink positiv, das Kupfer negativ elektrisch. Silber, Gußeisen, Platina und auch Kohle, zumal ein Gemenge von fein zerriebener Steinkohle und Steinkohlen-Koaks, werden in Berührung mit dem Zink ebenfalls negativ elektrisch, während das Zink immer positiv elektrisch bleibt. Silber und Zink erregen aber stärkere Elektricitäten als Kupfer und Zink, Gußeisen, Platina, Kohle und Zink wiederum noch stärkere.

Die Größe der angewandten Platten und die Größe der Berührungsfläche haben auf die Stärke (Intensität) der erregten Elektricität gar keinen Einfluß; nur die Menge (Quantität) der Elektricität wächst mit der Größe der Platten.

Wasser, Salzauflösungen und verdünnte Säuren werden in Berührung mit Metallen auch elektrisch erregt, aber in so geringem Maße, daß man diese Elektricität im Vergleich mit derjenigen, welche durch die Berührung zweier verschiedenartiger Metalle sich erzeugt, wie gar nicht vorhanden übersehen kann.

Der elektrische Strom; die einfache oder galvanische Kette.

Werden eine Zink- und eine Kupferplatte so zusammengelegt, daß sie einander in einer Fläche oder auch nur in einer Kante oder Ecke berühren, so verbreitet sich von der Berührungsstelle aus über die ganze Zinkplatte positive, über die ganze Kupferplatte negative Elektricität. Legt man nun ein mit Wasser oder besser mit Salzwasser oder verdünnter Säure angefeuchtetes Stück Zeug, Pappe oder Papier zwischen die Platten, wie in Figur 8, oder um dieselben, wie in Figur 9, so daß überhaupt nur, ohne die Berühung aufzuheben, zwischen zwei einander nicht berührenden Stellen der Platten eine leitende Verbindung hergestellt ist; so muß offenbar durch diesen Leiter die positive Elektricität des Zinks zu der negativen des Kupfers, und umgekehrt die negative Elektricität des Kupfers zu der positiven des Zinks hinüberfließen, um sich gegenseitig auszugleichen oder zu neutralisiren.

Fig. 8.



Fig. 9.



An der Berührungsstelle erzeugt sich aber in jedem Augenblicke wieder, sei es durch Zersetzung der natürlichen ∓ E oder wie sonst, neue positive Elektricität im Zink und neue negative im Kupfer. Die Erzeugung und die gegenseitige Ausgleichung der entgegengesetzten Elektricitäten muß also auf demselben Wege unaufhörlich fortgehen. Es bildet sich ein sogenannter elektrischer Strom, — ein Kreislauf beider Elektricitäten, und zwar gleichzeitig der positiven in der Richtung vom Zink durch den feuchten Leiter zum Kupfer, und der negativen in umgekehrter Richtung von dem Kupfer durch den feuchten Leiter zum Zink,

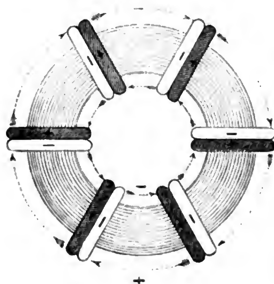
wie es die Pfeile in den vorstehenden Figuren andeuten. Da nun die Fortbewegung der einen Elektricität in der einen Richtung immer die gleichzeitige Bewegung der entgegengesetzten Elektricität in der entgegengesetzten Richtung voraussetzt, so genügt es, immer nur die eine Bewegung oder Stromrichtung anzugeben, und man ist übereingekommen, unter einem *elektrischen Strome schlechthin* immer nur den *positiv elektrischen* zu verstehen. — Die vorhin beschriebene Vorrichtung nennt man die *einfache elektrische* oder *Galvanische Kette*, und zwar *geschlossen*, wenn der feuchte Leiter, wie bisher angenommen ist, beide entgegengesetzt erregte Metalle berührt, *offen*, wenn beide Metalle nicht durch einen solchen Leiter verbunden sind.

Man kann sich von den Wirkungen der einfachen elektrischen Kette durch einen leicht anzustellenden Versuch überzeugen. Man lege zwei verschiedene Metalle, am bequemsten in Blech- oder Plattenform, z. B. einen silbernen Löffel und ein Stück Eisen- oder Zinkblech, das eine auf, das andere unter die Zunge und bringe die über die Zungenspitze hervorstehenden Enden derselben abwechselnd in Berührung und wieder auseinander. Bei jeder Berührung oder Trennung der Metalle empfindet man alsdann einen säuerlichen oder alkalischen Geschmack, welcher von der durch die Zunge strömenden Elektricität herrührt.

Die Volta'sche Batterie oder Säule; Pole derselben.

Volta erkannte sogleich, daß es nur einer Vervielfältigung des beschriebenen Apparates bedürfe, um durch die neu entdeckte Quelle der Elektricität stärkere Elektricitäten und stärkere elektrische Ströme zu erzeugen. In der That, man stelle mehre Plattenpaare von je einer Zink- und einer Kupferplatte, wie es Figur 10 andeutet, in einem Kreise zusammen, so daß alle Zinkplatten nach der einen, und alle

Fig. 10.



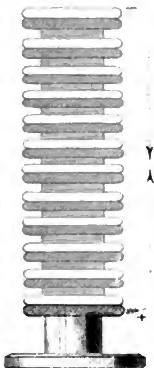
Kupferplatten nach der entgegengesetzten Seite gekehrt sind, und lege zwischen je zwei benachbarte Plattenpaare einen feuchten Leiter. Alsdann darf in Beziehung auf jedes besondere Plattenpaar und die in ihm erregten Elektricitäten die ganze Reihe der übrigen Plattenpaare und der feuchten Leiter wie ein einziger zusammenhängender Leiter angesehen werden. Denn die zwischen die feuchten Leiter gelagerten Metallplatten lassen jede von außen auf sie einströmende Elektricität noch leichter und vollständiger durch sich hindurchgehen, als die feuchten Leiter. In jedem Plattenpaare werden nun an der Berührungsfläche von Kupfer und Zink die entgegengesetzten Elektricitäten erregt; die positive wird von der Berührungsfläche auf das Zink, von da auf den anstoßenden feuchten Leiter und so fort durch die ganze Reihe abwechselnd metallischer und feuchter Leiter bis zum gegenüberliegenden Kupfer, die negative umgekehrt von der Berührungsfläche zunächst auf das Kupfer, von da auf den angrenzenden feuchten Leiter und so fort durch den ganzen Kreis von Leitern bis zurück zum anstoßenden Zink getrieben. Jedes Plattenpaar bildet also einen elektrischen Strom von gleicher Stärke, welcher bei der getroffenen Anordnung von der Berührungsfläche des Zinks und Kupfers aus den ganzen Kreis dazwischenliegender Leiter in demselben Sinne durchläuft. In demselben Kreise bewegen sich ebenso viele elektrische Ströme, als Plattenpaare vorhanden sind, alle gleich stark und alle in derselben Richtung. Der Erfolg muß also derselbe sein, als wenn ein einziger elektrischer Strom, so vielmal stärker als der einzelne, wie Plattenpaare vorhanden sind, den Kreis in der nämlichen Richtung durchliefe. — Das ist im Wesentlichen die Einrichtung der *Volta'schen Batterie*, eine der wichtigsten Erfindungen dieses scharfsinnigen Mannes.

In der äußeren Form und Anordnung der einzelnen Theile dieses Apparates ist manche Willkür gestattet, wenn nur den vorhin erwähnten wesentlichen Bedingungen genügt wird. So legte Volta seine Zink- und Kupferplatten abwechselnd mit den feuchten Leitern (in Salzwasser oder verdünnter Säure getränkten Papp- oder Tuchscheiben) horizontal auf einander, so daß alle diese Schichten, von isolirenden Glasstäben gehalten, die Form einer Säule annahmen, der *Volta'schen Säule*, wie Figur 11 zeigt. Natürlich müssen alle Zinkplatten und ebenso alle Kupferplatten nach derselben Seite liegen, z. B. alle Zinkplatten nach unten, alle Kupferplatten nach oben, oder umgekehrt. Es müssen ferner die beiden Enden dieser Säule erst durch einen guten Leiter, — gewöhnlich nimmt man einen Metalldraht dazu, — in Verbindung gebracht werden, wenn die Elektricitäten der einzelnen Plattenpaare in Be-

wegung kommen, ihren Kreislauf beginnen sollen.

So lange die Säule offen und an beiden Enden isolirt ist, etwa am unteren Ende durch einen Träger von Glas, auf welchem sie ruht, können die entgegengesetzten Elektricitäten der einzelnen Plattenpaare oder Elemente nur bis zu den entgegengesetzten Enden der Säule fortgetrieben werden, die positive nach der Seite, wohin die Zinkplatten, die negative nach der Seite, wohin die Kupferplatten gekehrt sind. Die Elektricität der einen wie der anderen Art wird nach der Seite hin, wohin sie fließt oder gedrängt wird, durch die gleichartige Elektricität jedes folgenden Plattenpaares noch verstärkt, mithin am Ende der Säule sich am stärksten ansammeln. Man nennt daher die Enden der offenen Volta'schen Säule ihre Pole, den einen, wo die positive Elektricität sich am stärksten zeigt, auf der Seite der Zinkplatten, den positiven oder Zinkpol, den anderen, wo die negative Elektricität sich am stärksten anhäuft, auf der Seite der Kupferplatten, den negativen oder Kupferpol. Indem nun die Elektricität jeder Art in der offenen Säule nach der Seite ihres Pols zu mit jedem Plattenpaare sich gleichmäßig steigert, jede Elektricität aber die Wirkung einer gleichen Menge der entgegengesetzten Elektricität aufhebt, muß in der Mitte der Säule, wo positive und negative Elektricität von gleicher Stärke einander begegnen, ein völliges Gleichgewicht derselben, ein scheinbar ganz unelektrischer Zustand eintreten, und von hier aus in der einen Hälfte die positive, in der anderen Hälfte die negative Elektricität gegen den Pol hin zunehmen.

Fig. 11.



Wird aber jetzt die Säule durch einen Verbindungsdraht von Pol zu Pol geschlossen, so beginnen beide Elektricitäten, nach gegenseitiger Vereinigung strebend, ihren Kreislauf in entgegengesetzter Richtung durch die Säule und den schließenden Draht. Immer sich ausgleichend und immer wieder ersetzt durch neue Elektricitätsmengen, welche an den Berührungsflächen der einzelnen Plattenpaare sich erzeugen, bilden sie einen stetigen, in sich zurückkehrenden, auf allen Punkten seiner Bahn gleichmäßig wirkenden Strom. Die Spannung, die Stärke, so zu sagen der Druck dieses Stroms wächst mit der Zahl der Plattenpaare, die Menge der in gleicher Zeit mit gleicher Spannung sich bewegenden Elektricität mit der Größe der erregenden Platten.

Physiologische, Licht-, Wärme- und chemische Wirkungen der Volta'schen Säule.

Die Wirkungen dieses verstärkten elektrischen Stromes beobachtet man am besten an dem schließenden Drahte. Nur einige derselben mögen hier im Vorbeigehn erwähnt werden.

Es ist bequem zu den Versuchen, an jede Polplatte der Säule einen Draht anzulöthen oder in metallischer Berührung zu befestigen, und diese Drähte da, wo man sie anfassen will, ohne die Elektricität in den eigenen Körper überzuleiten, durch umgewickelte Seide, einen Ueberzug von Kautschuck, Gutta Percha oder dergleichen zu isoliren. Die Enden dieser Drähte bilden alsdann die Pole der Säule. — Berührt man mit jeder Hand einen dieser Pole, so erhält man je nach der Stärke der Säule einen mehr oder minder heftigen elektrischen Schlag. Es ist dieselbe Wirkung, nur in verstärktem Maße, welche beim Schließen der einfachen Galvanischen Kette die Froschschenkel in Zuckungen versetzt. Der eigene Körper schließt jetzt die elektrische Batterie, und man empfindet den hindurchgehenden elektrischen Strom bis in die Arme hinauf, ja bei sehr starken Säulen selbst durch die Brust hindurch an einem eigenthümlichen Schwirren oder Zittern. Die Wirkung wird verstärkt, wenn man die Hände, um sie besser leitend zu machen, mit Salzwasser oder verdünnter Säure benetzt, und wenn man Metallstücke von großer Oberfläche, z. B. Löffel, in die Hände nimmt und mit diesen die Pole der Säule berührt.

Bringt man die Enden der Poldrähte einander nahe genug, so springt zwischen beiden ein elektrischer Funke über.

Bei starken, zumal großplattigen Volta'schen Batterien wird dieser Funke sehr hellglänzend und durch die rasche Wiederholung zu einem stetigen Feuerstrom. Besonders lebhaft wird das Licht dieses elektrischen Feuers, wenn man an die Poldrähte zugespitzte Kohlen befestigt und den elektrischen Strom zwischen den Kohlenspitzen von Pol zu Pol überleitet. Das dadurch entstehende Licht ist heller, weißer und strahlender als irgend ein anderes künstlich erzeugtes, und wird deshalb wohl mit dem stolzen Namen Siderallicht beehrt.

Feine Metalldrähte, zum Schließen der Batterie zwischen ihren Polen angewandt, werden von dem durchgehenden elektrischen Strome erhitzt bis zum Glühen, Schmelzen oder Verbrennen, je nach der Stärke des Stroms und nach der Beschaffenheit des Metalls.

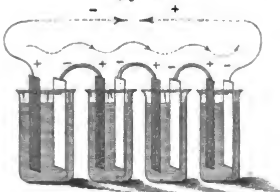
Chemisch zusammengesetzte Stoffe, wie Salze, Säuren, Alkalien und andere, zwischen die Pole einer Volta'schen Batterie gebracht, werden von dem durchgehenden elektrischen Strome in ihre Bestandtheile zerlegt, so daß der eine dem positiven Strome folgend zum negativen Pole, der andere umgekehrt dem negativen Strome folgend zum positiven Pole fortgezogen wird. Das Wasser wird auf diese Weise in seine beiden Elemente, Wasserstoffgas und Sauerstoffgas, zerlegt. — Die Chemie verdankt diesem kräftigsten Zerlegungsmittel, besonders durch die Arbeiten Davy's, eine große Zahl ihrer schönsten Entdeckungen.

Verschiedene Constructionen der Volta'schen Batterie; Becher-Apparate; constante Batterien.

Doch genug davon. Ehe wir zu der für unsern Zweck wichtigsten Wirkung der Volta'schen Batterien übergehen, kehren wir noch einmal zu ihrer Construction zurück.

Die Form der Säule, wie sie Volta zuerst anwandte, wurde bald verlassen. An ihre Stelle traten die sogenannten Becher-Apparate, welche jetzt, zumal für praktische Zwecke, fast ausschließlich im Gebrauch sind. — Die beiden verschiedenartigen Metallplatten, um bei dem gewöhnlichsten Falle stehen zu bleiben, die Zink- und Kupferplatte, werden durch einen angelötheten oder wie sonst an ihnen befestigten Blechstreifen in metallische Verbindung gebracht. Sie bleiben die eigentlichen Erreger der Elektricität, Elektromotoren. Die so hergestellten Plattenpaare werden, wie es Figur 12 andeutet, in neben einander gestellte Glasgefäße, Becher, gehängt, dergestalt, daß immer die Zink- und Kupferplatte desselben

Fig. 12.



Paares in verschiedenen Bechern hängt, und in jedem Becher eine Zink- und eine Kupferplatte von verschiedenen Paaren einander gegenüberstehen, ohne sich zu berühren. In die Becher wird eine gut leitende Flüssigkeit gegossen, eine Salzauflösung oder verdünnte Säure. Diese Flüssigkeit vertritt die Stelle des feuchten Leiters zwischen je zwei benachbarten Plattenpaaren. Die in jedem Plattenpaare erregte positive Elektricität nimmt folglich ihren Weg von dem Zink durch die Flüssigkeit zu der gegenüberstehenden Kupferplatte des nächsten Paares, durch dieses hindurch wieder zu der Flüssigkeit des folgenden Bechers u. s. f. in der Richtung, welche die Pfeile der Figur andeuten. Die negative Elektricität aller einzelnen Plattenpaare geht in der entgegengesetzten Richtung von dem Kupfer durch die Flüssigkeit zu der gegenüberstehenden Zinkplatte u. s. f. Bleiben die Enden dieser Elementenreihe oder Batterie getrennt, ohne unter sich durch einen leitenden Körper, einen Draht oder dergleichen, verbunden zu werden, so muß die eine Elektricität an dem einen, die andere an dem entgegengesetzten Ende Halt machen, und zwar die positive Elektricität an dem Ende, gegen welches alle Zinkplatten, die negative an dem Ende, gegen welches alle Kupferplatten gekehrt sind. Die Batterie ist offen, und ihre Enden sind entgegengesetzt elektrische Pole. — Werden dagegen die äußersten Glieder dieser Reihe in unmittelbare leitende Verbindung gebracht, etwa durch einen Metalldraht, der direct vom einen Ende zum anderen führt; so schließt sich die Reihe der Elemente zu einem Kreise zusammen. Beide Elektricitäten jedes einzelnen Plattenpaares, unaufhörlich an der Berührungsstelle der verschiedenen Metalle von Neuem erzeugt, machen in den vorhin angegebenen entgegengesetzten Richtungen einen Kreislauf durch die ganze Reihe von Gliedern der Batterie. Durch jedes Glied derselben gehen gleichzeitig die positive Elektricität aller Plattenpaare in der einen, die negative Elektricität aller Plattenpaare in der umgekehrten Richtung. Die Batterie ist geschlossen: ein positiver und ein negativer elektrischer Strom, jeder zusammengesetzt aus den gleich gerichteten elektrischen Strömen aller einzelnen Plattenpaare, kreisen in entgegengesetzten Richtungen gleichmäßig durch alle Theile derselben.

Statt des einfachen Drahtes wendet man zweckmäßig zum Schließen der Batterie noch ein besonderes Plattenpaar an, dessen Kupferplatte der Zinkplatte des positiven Pols gegenüber, und dessen Zinkplatte der Kupferplatte des negativen Pols gegenüber in die Flüssigkeit getaucht wird. An jeder dieser sogenannten Polplatten wird ein Draht befestigt, so daß die Enden dieser Drähte nach Belieben getrennt und zusammen gebracht werden können, um die Batterie zu öffnen oder zu schließen.

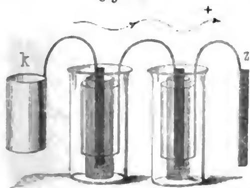
Die Wirksamkeit einer elektrischen Batterie oder Säule von der bisher beschriebenen Einrichtung wird aber durch die chemische Einwirkung der leitenden Flüssigkeit auf die von ihnen benetzten Metalle sehr bald erheblich geschwächt und zuletzt ganz aufgehoben. Indem sich die Oberfläche der Metalle mit einer Schicht von nicht metallischen Stoffen, Oxyden oder Salzen, überzieht, wird die Leitung des elektri-

schen Stromes zuerst unvollkommen und schließlich ganz unterbrochen. Für den Dienst des Telegraphen ist es aber sehr wesentlich, daß der elektrische Strom eine lange Zeit hindurch, wo möglich in immer gleicher Stärke zur Hand sei. Es ist auch in der That gelungen, elektrische Batterien von lange dauernder, nahezu gleichbleibender Wirksamkeit, sogenannte constante Batterien, zu construiren.

Man erhält eine solche, und zwar eine sehr kräftig wirkende, wenn man statt der Kupferplatten Platinaplatten in Verbindung mit Zink anwendet, das Zink an der Oberfläche mit Quecksilber amalgamirt und als leitende Flüssigkeit stark verdünnte Schwefelsäure nimmt. Platina wird von dieser Säure gar nicht, amalgamirtes Zink nur schwach angegriffen, und Platina und Zink werden in Berührung mit einander stärker elektrisch erregt als Kupfer und Zink, und zwar Platina wie Kupfer negativ. — Allein Platina ist bekanntlich ein sehr theures Metall, und man hat auch mit den viel wohlfeileren Platten von Kupfer und Zink den Zweck zu erreichen gewußt.

Man stellt in jeden Glasbecher noch einen engeren Becher von gebranntem aber nicht glasirtem Thon, füllt diesen mit verdünnter Schwefelsäure und den Zwischenraum zwischen ihm und dem Glase mit gesättigter Lösung von Kupfervitriol (schwefelsaurem Kupferoxyd), oder umgekehrt, und stellt die Plattenpaare so auf, daß das Zink in die Schwefelsäure des einen, das Kupfer in die Vitriollösung des nächsten Bechers eintaucht. Um den Platten möglichst große Oberfläche geben zu können, formt man sie cylindrisch und paßlich für den Raum, der sie aufnehmen soll, etwa so, wie es die nebenstehende Figur 13 veranschaulicht. Der Thonbecher ist porös und saugt begierig die ihn benetzenden Flüssigkeiten auf, bringt dadurch

Fig. 13.



die innere und äußere Flüssigkeit in Berührung, so daß der elektrische Strom leicht von der einen zur anderen durch die Thonwand hindurch übergehen kann, trennt sie jedoch auch hinreichend, um die Mischung derselben Tage-, ja Wochenlang aufzuhalten. Durch diese Anordnung wird bewirkt, daß der durch die Flüssigkeiten hindurchgehende elektrische Strom aus der Vitriollösung, welche er zersetzt, metallisches Kupfer zu der Kupferplatte, und die Schwefelsäure, den anderen Bestandtheil des Vitriols, zum Zink hinüberführt. Das ausgeschiedene Kupfer setzt sich auf der Kupferplatte an, so daß deren Oberfläche beständig metallisch bleibt. Das Zink wird, wie bei allen Anwendungen desselben zur Zusammensetzung elektrischer Batterien, an der Oberfläche stark mit Quecksilber amalgamirt, um es gegen den Angriff der Säure zu schützen. — Der beschriebene Vorgang ist, beiläufig bemerkt, derselbe, durch welchen man die galvanoplastischen Nachbildungen von Körpern in Kupfer erhielt. — Eine elektrische Batterie von der angegebenen Zusammensetzung ist, wenn auch nicht gerade eine der kräftigsten, doch eine der am meisten constanten, und wird deshalb vorzugsweise für die elektro-magnetischen Telegraphen angewandt. Um ihre Wirkungen längere Zeit in gleicher Stärkung zu erhalten, legt man in die gesättigte Vitriollösung jedes Bechers noch einige Stücken überschüssigen Kupfervitriols, welcher alsdann die durch den elektrischen Strom zersetzte und ausgeschiedene Menge Kupfervitriols der Lösung sofort wieder ersetzt.

Kräftigere constante Batterien für andere Zwecke, wie namentlich für das elektrische Licht, erhält man, wenn man statt des Kupfers Gußeisen, Platina oder Kohle anwendet, und diese in Becher mit concentrirter Salpetersäure eintaucht, während das amalgamirte Zink, wie bei der vorigen Batterie, in verdünnte Schwefelsäure gesetzt wird. Die Platina-Zink-Batterie wird nach ihrem Erfinder die Grove'sche, die Kohlen-Zink-Batterie die Bunsen'sche genannt. Eine Erklärung des Grundes, weshalb sie constant wirken, kann hier übergangen werden.

Oersted's Entdeckung der magnetischen Wirkungen des elektrischen Stromes.

Wir kommen nun zu denjenigen Wirkungen des elektrischen Stromes, welchen wir die Erfindung des elektrischen Telegraphen verdanken, seinen magnetischen Wirkungen.

Schon länger war es bekannt, daß ein starker elektrischer Schlag, ein Blitzschlag oder auch schon der elektrische Funke einer starken Leidner Batterie, in Eisen oder Stahl, durch welche oder neben welchen er vorbeigefahren war, Magnetismus erzeugt oder vernichtet, die Pole von Magnetnadeln umgekehrt, überhaupt magnetische Wirkungen gehabt hatte. Aber solche Thatsachen standen vereinzelt da und blieben für die Wissenschaft nur Andeutungen, daß zwischen der Elektricität und dem Magnetismus ein Zusammenhang bestehe, den man nach manchen Aehnlichkeiten ihrer Wirkungsweise wohl ahnte und auch suchte, aber weit entfernt war als ein bestimmtes Naturgesetz nachweisen zu kön-

nen. — Erst im Jahre 1820 gab eine zufällige Beobachtung des Professors Oersted in Kopenhagen die Veranlassung, diesem Zusammenhange auf die Spur zu kommen. Als derselbe während einer Vorlesung einen Platinadraht zwischen den Polen einer starken Volta'schen Säule in's Glühen brachte, bemerkte er, daß eine zufällig in der Nähe stehende Magnetnadel in auffallende Unruhe gerieth. Ungeschlossen oder offen zeigte die Säule keine Einwirkung auf die Magnetnadel. Sobald diese Erscheinungen bekannt wurden, wandte sich ihnen die Aufmerksamkeit und der Eifer der Physiker in ungewöhnlichem Grade zu. Man hatte nichts Eiligeres zu thun, als diese Versuche zu wiederholen und mannigfaltig abzuändern. Jedermann sah, daß auf dem neu entdeckten Gebiete eine ungemein reiche Ausbeute zu gewinnen war. Die verschiedensten wissenschaftlichen Ansichten suchten in den neuen Entdeckungen Bestätigung, Aufklärung, Förderung. Eine Zeitlang hatten die Arbeiten aller Physiker fast nur den einen Gegenstand, elektro-magnetische Erscheinungen, — und in unglaublich kurzer Zeit wurden durch den Wetteifer der tüchtigsten Forscher die Gesetze dieser Erscheinungen und damit die Grundlagen einer Reihe der wichtigsten Nutzanwendungen festgestellt.

Die wichtigsten Gesetze des Magnetismus.

Um diese Gesetze leichter zu verstehen, muß man sich an einige der wichtigsten Erscheinungen des Magnetismus erinnern. — Magnete und Magnetnadeln sind allgemein bekannte Dinge. Die gewöhnlichen Magnete sind Stahlstäbe, gerade oder in Hufeisenform gebogen, denen die Eigenschaft mitgetheilt ist, Eisen und Stahl, (in geringerem Grade auch noch ein paar andere Metalle, Nickel und Kobalt), anzuziehen. Von Natur besitzt diese Eigenschaft ein gewisses Eisenerz, der Magneteisenstein, schon den Alten wegen dieser Eigenschaft bekannt und von ihnen nach der Stadt Magnesia in Kleinasien, in deren Nähe er gefunden wurde, μαγνήτης genannt. Solche Steine heißen natürliche Magnete, im Gegensatz der künstlichen oder Stahl-Magnete, in welchen die bezeichnete Eigenschaft erst künstlich, z. B. durch Bestreichen mit einem natürlichen oder einem anderen künstlichen Magnete, hervorgerufen ist. Die Gesetze der eigenthümlichen Wirkungen, welche man unter dem Namen Magnetismus zusammenfaßt, lassen sich am leichtesten an einem künstlichen oder Stahl-Magnete beobachten. Seine Kraft, Eisen oder Stahl anzuziehen, äußert sich am stärksten an seinen beiden Enden, schwächer und schwächer bis zum gänzlichen Verschwinden, je näher der Mitte zu. Die beiden Enden, an welchen die Kraft sich am stärksten äußert, heißen die Pole des Magneten.

Ein Magnet, an einem Faden oder auf einer Spitze so aufgehängt, daß er sich frei um seine Mitte drehen kann, ist eine Magnetnadel oder ein Compaß. Eine solche frei schwebende Magnetnadel richtet sich in unsern Gegenden allemal so, daß das eine, und zwar immer dasselbe Ende nach Norden (genauer bei uns nach Nordwesten), das andere Ende nach Süden gekehrt ist. Man nennt deshalb jenes Ende den Nordpol, dieses den Südpol des Magneten.

Beide Enden eines solchen Magneten ziehen Eisen oder Stahl an und werden von demselben angezogen. Nähert man ihnen aber die Enden oder Pole eines zweiten Magneten, so zeigt sich zwischen den einander genäherten Polen beider Magnete entweder eine noch lebhaftere gegenseitige Anziehung oder gerade das Gegentheil, eine lebhafte gegenseitige Abstoßung. Die Nordpole beider Magneten und ebenso die Südpole beider Magneten stoßen nämlich einander ab; der Nordpol des einen und der Südpol des anderen Magneten dagegen ziehen einander an. Man unterscheidet hiernach zwei Arten des Magnetismus, einen nördlichen und einen südlichen, wie man zwei Arten der Elektricität, eine positive und eine negative, unterschied, und drückt ihr Verhalten gegen einander durch das Gesetz aus: gleichartige Magnetismen stoßen einander ab, ungleichartige ziehen einander an, — ganz entsprechend dem Gesetze über das Verhalten gleichartiger und entgegengesetzter Elektricitäten zu einander.

Die gleichartigen Pole zweier Magneten werden wegen dieses Verhaltens auch feindliche, die ungleichartigen oder einander entgegengesetzten auch befreundete Pole genannt, und die einander entgegengesetzten Magnetismen werden auch kurz durch $+M$ und $-M$ bezeichnet, wie die einander entgegengesetzten Elektricitäten durch $+E$ und $-E$. Durch $+M$ wird gewöhnlich der nördliche, durch $-M$ der südliche Magnetismus bezeichnet; also $+M$ und $+M$ stoßen einander ab, ebenso $-M$ und $-M$; $+M$ und $-M$ dagegen ziehen einander an.

Wird ein Stück weiches Eisen (wie man es durch Ausglühen und langsames Abkühlen erhält), in Berührung mit dem Pole eines Magneten oder auch nur in dessen Nähe gebracht, so wird es unter dem Einflusse desselben selbst magnetisch: es zieht nun seinerseits andere Stücke Eisen oder Stahl an. Es wird aber unter diesem Einflusse zugleich ein Magnet mit entgegengesetzten Polen, und zwar so, daß sein, dem ursprünglichen Magnete zugekehrtes Ende den entgegengesetzten also befreundeten, das von ihm abgewandte Ende den gleichartigen

oder feindlichen Magnetismus zeigt. Wird z. B. ein Stück weiches Eisen dem Nordpole eines Magneten genähert, oder in Berührung mit demselben gebracht, so entwickelt sich in dem jenem Pole zugekehrten Ende südlicher, in dem von ihm abgewandten Ende nördlicher Magnetismus. — Wird das Eisen wieder vom Magnete getrennt und aus dessen Wirkungskreise entfernt, so verliert es alsbald wieder alle seine magnetischen Eigenschaften. —

Diese Erscheinungen entsprechen ganz dem vorhin aufgestellten Gesetze und der Vorstellung, daß das Eisen im natürlichen Zustande beide entgegengesetzte Magnetismen, nördlichen und südlichen, + M und — M, in gleicher Stärke oder Menge enthalte, so daß beide, ähnlich wie entgegengesetzte Elektricitäten, einander gegenseitig aufheben oder neutralisiren, und daß diese Magnetismen unter dem Einflusse eines Magneten nur zeitweilig getrennt oder zersetzt werden, indem jenem Gesetze gemäß der entgegengesetzte oder befreundete Magnetismus zu dem genäherten Pole hingezogen, der gleichartige oder feindliche aber von ihm zurückgestoßen werde. Aus dem Wirkungskreise des Magneten gebracht müssen dieser Vorstellung gemäß die getrennten oder zersetzten Magnetismen wieder zu neutralem, wirkungsunfähigem Magnetismus, ∓ M, zusammentreten.

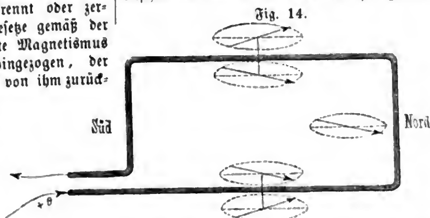
Unmagnetischer Stahl, an der Stelle des weichen Eisens in den Wirkungskreis eines Magneten gebracht, verhält sich ganz so wie das Eisen, nur mit dem Unterschiede, daß in ihm, zumal im gehärteten Stahle, die Erregung oder Zersetzung der beiden Magnetismen ungleich langsamer vor sich geht, und daß auch nach der Entfernung des Stahls aus dem Wirkungskreise des Magneten seine magnetischen Eigenschaften nicht wieder vollständig verschwinden. Vielmehr bleibt der Stahl, besonders wenn er gehärtet und sein Magnetismus durch Berührung oder noch mehr durch Bestreichen mit dem Pole eines Magneten kräftig erregt war, dauernd selbst ein Magnet. In dem Stahle findet also die Wiedervereinigung oder Ausgleichung der getrennten Magnetismen einen uns noch nicht weiter erklärlichen Widerstand.

Der Erdkörper wirkt auf Magnete, Magnetnadeln und, wie genauere Versuche darthun, auch auf Eisen wie ein großer Magnet, dessen Pole in der Nähe der Erdpole, des Nord- und Südpols, liegen, und dessen an sich sehr kräftige Wirkungen nur durch die große Entfernung, auf welche sie sich erstrecken, beträchtlich geschwächt werden.

Gesetz der magnetischen Wirkungen des elektrischen Stromes (Ampère'sches). Der Multiplicator.

Kehren wir nun zu unserm elektrischen Strome zurück, so lassen sich die zuerst von Oersted wahrgenommenen magnetischen Wirkungen desselben auf folgende Weise übersichtlich darstellen. Man biege einen starken Metalldraht, durch welchen der elektrische Strom geführt werden soll, zu einem rechtwinkligen Viereck, wie es Figur 14 andeutet, und stelle denselben so auf, daß die Ebene dieses Vierecks vertical und genau in der Richtung der Magnetnadel von Süden nach Norden steht. Magnetnadeln, welche oberhalb oder unterhalb oder zur Seite des Drahtes aufgehängt werden, richten sich also, wenn sie in Ruhe kommen, dieser Ebene parallel. Wird aber jetzt ein elektrischer Strom durch den Draht geleitet,

Fig. 14.

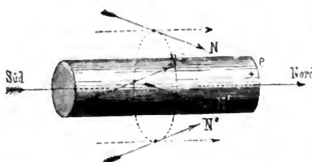


der Strom einer Volta'schen Säule oder auch nur eines einzigen Plattenpaares, so werden die Magnetnadeln mehr oder weniger, je nach der Stärke des Stromes, aus ihrer Gleichgewichtslage getrieben. Die über oder unter dem Draht schwebenden Nadeln werden nach Osten oder Westen abgelenkt; die zur Seite hängenden werden am einen Ende gehoben, am andern herabgedrückt. Läßt man den Strom in umgekehrter Richtung durch den Draht gehen, so kehren sich sofort auch alle jene Ablenkungen in die entgegengesetzten um. Das Nadelende, welches vorhin östlich auswich, wird nun nach Westen abgelenkt, und das Nadelende, welches vorhin gehoben wurde, wird nun herabgedrückt. Ein elektrischer Strom von derselben Richtung hat immer auch dieselbe Einwirkung auf die ihn umgebenden Magnetnadeln.

Um alle diese mannigfaltigen Wirkungen leicht übersehen und in jedem besonderem Falle voraus bestimmen zu können, mache man sich folgendes Bild: in dem elektrischen Strome (also dem positiven) schwimme ein Schwimmer, den Kopf voran; dieser führe in der rechten Hand den Nordpol eines Magneten in der Richtung, welche die freie Armbewegung gestattet, also von rechts nach links, um sich herum; wie dieser Nordpol in der Hand des

Schwimmers auf die seitlich vom Strome schwebende Magnetnadel einwirken würde, (abstoßend auf ihren Nordpol), wenn der Schwimmer der Nadel das Gesicht zukehrte, ebenso wirkt der elektrische Strom auf die neben ihm schwebende Nadel. Ohne Bild läßt sich das Gesetz, welchem die magnetischen Wirkungen des elektrischen Stromes gehorchen, kürzer so ausdrücken: der positiv elektrische Strom wirkt wie ein rechtwinklig auf seine eigene Richtung von rechts nach links ihn umkreisender nördlicher Magnetismus. Danach muß z. B. wenn der positiv elektrische Strom, wie es Figur 15 andeutet, das cylindrische Drahtstück in der

Fig. 15.



Richtung von Süden nach Norden durchläuft, das Nordende der Magnetnadel oberhalb des Drahtes N gegen Osten (nach vorn), unterhalb des Drahtes N'' gegen Westen (nach hinten), östlich vom Drahte N' abwärts, und westlich vom Drahte N''' aufwärts abgelenkt werden.

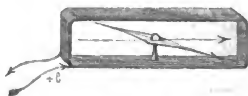
Jeder Draht, welcher den elektrischen Strom durch sich hindurch leitet, gleichviel ob er von Kupfer, Zinn, Blei, Silber, Platin ꝛc. oder von Eisen ist, ja, jede beliebige andere nicht metallische Substanz, welche den Strom leitet, wie z. B. jede leitende Flüssigkeit, wird auf solche Weise zum Magnet, d. h. nur für die Dauer, so lange der elektrische Strom durch den Körper hindurchgeht, und in senkrechter Richtung auf die Richtung des Stroms, nämlich so als ob der nördliche und südliche Magnetismus in entgegengesetzter Richtung den Strom in der Ebene eines rechtwinkligen Querschnittes umkreisten, Figur 16. — Die Entdeckung ist in mehr als einer Hinsicht sehr merkwürdig. Einmal lehrt sie uns, daß die magnetischen Eigenschaften nicht, wie man bis dahin anzunehmen genöthigt war, bloß das ausschließliche Eigenthum einer geringen Zahl von Körpern, vornehmlich des Stahls und Eisens, seien, sondern daß sie auch in noch vielen anderen, vermuthlich in allen Körpern, wenn gleich nur vorübergehend und in bestimmten Richtungen, erregt werden können. Sodann stellt sie ein Beispiel von einer einzig in ihrer Art dastehenden Kraftäußerung auf, nämlich einer Wirkung, welche dem Umfange einer auf der ursprünglichen Kraftrichtung senkrecht stehenden Kreisebene folgt. Das widerstreitet den Gesetzen der Wirkungsweise aller anderen mechanischen Kräfte. Keine mechanische Kraft kann Bewegungen hervorbringen in tangentialer Richtung zu einem Kreise, dessen Ebene rechtwinklig zu ihrer eigenen Richtung steht. Liegt hier eine wirkliche Ausnahme von diesen anerkannten Gesetzen der Mechanik vor? Oder erscheint uns die Thatsache nur wie eine Ausnahme von diesen Gesetzen, weil unsere Vorstellung von dem Zusammenhange der Erscheinungen das wahre Sachverhältniß noch nicht getroffen hat? — Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Letztere der Fall. Vor der Hand jedoch, bis fortgesetzte Forschungen befriedigendere Erklärungen finden, müssen wir der Vorstellungsweise folgen, welche die beobachteten Thatsachen am treuesten wiedergibt.

Fig. 16.



Aus der vorigen, zuerst von Ampère aufgestellten und nach ihm benannten Regel über die magnetischen Wirkungen des elektrischen Stromes folgt, daß eine Magnetnadel durch einen elektrischen Strom, welcher in verticaler Ebene um sie herum geführt wird, von oben wie von unten und überhaupt von allen Stellen her nach derselben Seite hin abgelenkt wird. Führt man daher einen Draht in mehreren parallelen Windungen um die Magnetnadel und läßt einen elektrischen Strom durch ihn hindurchgehen, so muß dieser so viel mal dieselbe Wirkung auf die Nadel ausüben, als er Umläufe um sie macht. Bei 10, 20, 30 und jeder größeren Zahl von Umwindungen erhält man die magnetische Wirkung, welche der hindurchgeleitete elektrische Strom in einer Umwindung ausübt, 10-, 20-, 30fach u. s. f. Die Wirkung eines einfachen Umlaufes multiplicirt sich mit der Zahl der Umläufe. Ein Instrument von der in Figur 17 angedeuteten, hiernach von selbst verständlichen Einrichtung heißt deshalb der elektro-magnetische Multiplicator. Es wurde gleichzeitig von Schweigger und Poggendorff erfunden und dient dazu, auch noch die schwächsten elektrischen Ströme durch ihren Einfluß auf die Magnetnadel bemerkbar zu machen. Der Draht wird mit Seide übersponnen, um die

Fig. 17.

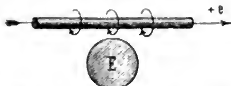


neben einander liegenden Windungen gegenseitig zu isoliren und den durch ihn hindurchzuleitenden elektrischen Strom zu verhindern, von einer Windung sofort auf die benachbarte überzuspringen.

Elektro-Magnete.

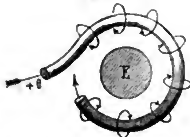
Es lag nahe, von dem Ampère'schen Gesetze nun auch die folgende Anwendung zu machen. Man leite den elektrischen Strom durch einen Draht quer über einen Eisenstab z. B., wie es Figur 18 andeutet, in welcher E den Querschnitt des Eisenstabes darstellt, in der Richtung von links nach rechts. Alsdann umkreist der nördliche Magnetismus den Draht

Fig. 18.



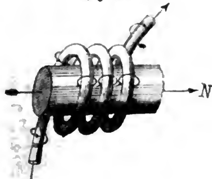
in der Richtung von oben nach vorn unter dem Drahte durch nach rückwärts, wie es die kleinen um ihn gezeichneten Pfeile anzeigen. Dieser Magnetismus muß also den gleichartigen nördlichen Magnetismus des Eisens von vorn nach hinten zurückstoßen. In derselben Richtung muß der Magnetismus jedes Querschnitts des Drahtes den Magnetismus des Eisens zurückstoßen, wenn man den Draht und mit ihm den elektrischen Strom in dem angegebenen Sinne rund um das Eisen herumführt. Dies wird aus der nebenstehenden Zeichnung in Figur 19 ohne Weiteres deutlich.

Fig. 19.



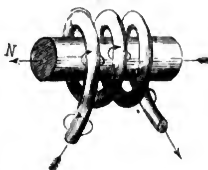
Windet man also den Draht und zugleich den durch ihn geleiteten elektrischen Strom wiederholt in demselben Sinne von links nach rechts um den Eisenstab, wie es Figur 20 angibt, so muß unter jeder Windung der natürliche Magnetismus des Eisenstabes in gleicher Weise zertheilt und der nördliche Magnetismus nach dem abgewendeten Ende getrieben werden. Dieses, vom Beschauer weggewandte Ende wird folglich den magnetischen Nordpol, das ihm zugekehrte Ende den magnetischen Südpol erhalten.

Fig. 20.



Wird umgekehrt der (positive) elektrische Strom in der Richtung von rechts nach links über den Eisenstab weg oder um ihn herum geführt, so folgt mit gleicher Nothwendigkeit aus der Ampère'schen Regel, daß das dem Beschauer zugewandte Ende den magnetischen Nordpol, das von ihm abgewandte Ende den Südpol erhalten muß. Bei wiederholten Umwindungen des Drahtes und des Stromes in demselben Sinne von rechts nach links, Figur 21, kann die Wirkung sich nur vervielfältigen und verstärken.

Fig. 21.

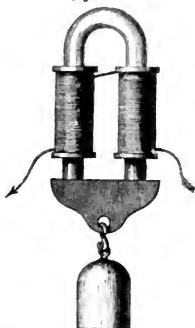


Die zuerst beschriebenen Windungen heißen rechts gewundene, die zuletzt beschriebenen, von entgegengesetzter Richtung, links gewundene. Korkzieher z. B. und gewöhnliche Schrauben sind rechts gewunden; ihre Umläufe folgen der Bewegung des Zeigers einer Uhr. Jenachdem also der elektrische Strom den Eisenstab in rechts oder links gewundenen Schraubenlinien umkreist, bekommt dieser den magnetischen Nordpol am abgewandten oder am zugekehrten Ende.

Je stärker der elektrische Strom ist, und in je mehr Umwindungen er um das Eisen herumgeführt wird, desto kräftiger wird der dadurch im Eisen erregte Magnetismus. Um Elektro-Magnete von großer Tragkraft zu erhalten, biegt man das Eisen in die Hufeisenform gewöhnlicher Magnete, wie Figur 22, steckt über die Arme dieses Hufeisens Draht-Spiralen von vielen hundert neben und über einander, natürlich in demselben Sinne gewickelten und gut isolirten Windungen, — der Draht wird zu dem Ende mit Seide oder Baumwolle übersponnen oder mit Gutta Percha überzogen, — und leitet durch diese Draht-Spiralen einen kräftigen elektrischen Strom. Das zu tragende Gewicht wird an einem quer über die Polenden des Hufeisens gelegten Anker aufgehängt. Man kann auf diese Weise Elektromagnete erzeugen, welche bei verhältnißmäßig geringen Dimensionen, von einem oder einigen Zollen Durchmesser und entsprechender Länge,

mehre hundert Pfunde, ja viele Centner zu tragen vermögen.

Fig. 22.



Ist das Eisen vollkommen weich, ohne harte oder Stahl-Adern, so erzeugt sich in ihm der Magnetismus in voller Stärke augenblicklich, sobald der elektrische Strom die Draht-Spirale durchfährt, und er verschwindet ebenso augenblicklich wieder, sobald der elektrische Strom unterbrochen wird. Mit gleicher Schnelligkeit kehren sich die Pole eines solchen Eisens um, d. h. der vorige Nordpol wird zum Südpol und umgekehrt, wenn man den elektrischen Strom in umgekehrter Richtung die Drahtspirale durchlaufen läßt.

Bringt man an die Stelle des weichen Eisens gehärteten Stahl, so nimmt dieser unter dem Einfluß des ihn umkreisenden elektrischen Stromes nicht so leicht, nur zögernd den vollen Magnetismus an; seine Pole kehren sich auch nur langsam um, wenn der elektrische Strom in umgekehrter Richtung um ihn herumgeführt wird; er behält aber auch den einmal in ihm erregten Magnetismus dauernd, wenngleich in minderer Stärke bei, wenn der elektrische Strom ihn zu umkreisen aufhört.

Grundidee der elektromagnetischen Telegraphen.

Weiches Eisen also, nicht Stahl kann durch den elektrischen Strom und dessen Unterbrechungen rasch wechselnd magnetisch und wieder völlig unmagnetisch gemacht werden. Der Wechsel des magnetischen und des unmagnetischen Zustandes im weichen Eisen aber, welchen die abwechselnde Zuleitung und Unterbrechung des elektrischen Stromes in den umgewickelten Drahtwindungen hervorbringt, — dieser Wechsel eben ist es, auf welchem die neueren, bei uns vorzugsweise gebräuchlichsten Einrichtungen der elektro-magnetischen Telegraphen beruhen. Das Wesentliche dieser Einrichtungen wird aus den folgenden Andeutungen leicht zu begreifen sein.

An einem Orte A, Figur 23, sei eine Volta'sche Batterie aufgestellt. Von dem einen Pole derselben führe ein isolirter Draht nach einem beliebig entfernten zweiten Orte B und von diesem wieder zurück zu dem entgegengesetzten Pole der elektrischen Batterie in A. Dieser Draht stellt also, nur auf einem weiten Umwege, die Verbindung zwischen den beiden Polplatten der Batterie her. An dem Orte B sei derselbe in vielen Windungen um ein hufeisenförmiges weiches Eisen gewickelt. Das Eisen wird also, so lange der elektrische Strom durch den Draht geht, magnetisch und zieht einen Anker, der nahe über seinen Polen liegt, mehr oder minder kräftig an. Wird aber in A der Draht vom Pole der Batterie getrennt, so wird der elektrische Strom unterbrochen, und das Eisen in B verliert sofort seinen Magnetismus, so daß der Anker ohne Widerstand von ihm abgehoben werden kann. Man zerschneidet also in A den Draht und trifft eine Einrichtung, daß das eine Ende desselben leicht mit dem andern Ende in Berührung gebracht und wieder von ihm getrennt werden kann. Dadurch wird abwechselnd der elektrische Strom geschlossen und unterbrochen, und gleichzeitig das Eisen in B magnetisch und wieder unmagnetisch gemacht, mithin der vor ihm liegende Anker abwechselnd angezogen und wieder losgelassen. Ist also eine Vorkehrung getroffen, daß der Anker durch eine andere Kraft von den Polplatten des Eisens jedesmal bis auf eine gewisse Entfernung zurückgezogen wird, so oft das Eisen, seinen Magnetismus einbüßend, ihn wieder losläßt, so bringt das abwechselnde Oeffnen und Schließen der Kette in A eine auf- und nieder- oder hin- und hergehende Bewegung des Ankers in B hervor, welche auf die eine oder andere Art durch mechanische Vorrichtungen zur Darstellung von Zeichen benutzt werden kann.

Fig. 23.



Der Morse'sche Druck-Telegraph.

Bei dem Morse'schen Druck-Telegraphen z. B., der jetzt bei uns am häufigsten angewandt wird, ist der angegebene Zweck auf folgende Weise erreicht. Der Anker a Figur 24 ist an dem einen Arme eines zweiarmigen Hebels befestigt und wird durch eine Spiralfeder f in einem gewissen durch die Hemmung h regulirten Abstande von den Polflächen des

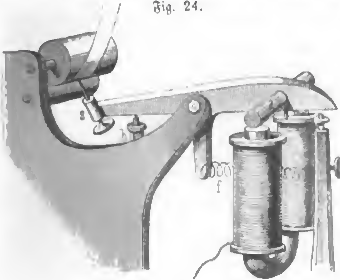


Fig. 24.

umwickelten Hufeisens erhalten, bis dieses, so oft es durch Schließung des Stromes magnetisch wird, ihn zu sich herabzieht. So oft dieses Ende des Hebels herabgezogen, mithin das andere Ende desselben gehoben wird, macht ein auf dem letzteren befindlicher Stift s einen Eindruck auf einen Papierstreifen, welcher durch einen hier nicht näher zu beschreibenden Mechanismus zwischen Rollen fortwährend vor dem Stifte vorübergeführt wird. Dauert die Schließung des Stromes und in Folge davon die Hebung des Stiftes nur einen Augenblick, so drückt dieser nur einen Punkt in das Papier; dauert die Schließung länger, so zeichnet der Stift einen Strich, und durch die Zusammensetzung von Punkten und Strichen in mannigfaltigen Combinationen werden die einzelnen Buchstaben und Ziffern bezeichnet, welche zu Wörtern und Sätzen zusammenzulesen sind.

Zum bequemen Schließen und Oeffnen der Kette dient der sogenannte Schlüssel, ein Hebel, der durch Niederdrücken die getrennten Enden des Leitungsdrahtes in Berührung bringt, also die Kette schließt, während er in der Ruhelage diese Enden von einander getrennt hält, mithin die Kette offen läßt.

Der Zeiger-Telegraph.

Durch den Morse'schen Druck-Telegraphen sind die früher angewandten Zeiger-Telegraphen von Kramer, Siemens und Halske u. A. so ziemlich wieder verdrängt, da sie, wenn gleich äußerst sinnreich construirt, doch in Absicht auf Einfachheit des Mechanismus und auf Sicherheit und Schnelligkeit der Zeichengebung von jenem unläugbar übertroffen werden. Bei den Zeiger-Telegraphen Figur 25 wird ein Zeiger, welcher auf der Achse eines gezahnten Rades steckt, über einen Kreis von Buchstaben und Ziffern, ähnlich wie der Zeiger einer Uhr über das Zifferblatt, fortgeführt und jedesmal bei dem Buchstaben oder der Ziffer, welche signalisirt werden sollen, angehalten. Das gezahnte Rad wird durch einen Haken h

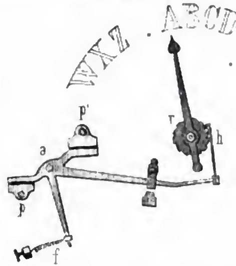


Fig 25.

umgedreht, welcher hin und her gehend in der einen Richtung in eine Zahnlücke eingreift und das Rad mit sich fortzieht, in der anderen Richtung aber über den Zahn fortgleitet und in die nächste Zahnlücke eingreift, so daß bei jedem Hin- und Hergange das Rad um einen Zahn, und der auf seiner Achse sitzende Zeiger um den entsprechenden Buchstaben weiter gerückt wird. Die hin- und hergehende Bewegung des Hakens aber wird dadurch bewirkt, daß derselbe an dem einen Ende eines hebelartig zwischen den Polplatten p und p' eines Elektromagneten drehbaren Ankers a befestigt ist, und dieser Anker abwechselnd durch die Polplatten des Magneten, wenn der elektrische Strom durch seine Drahtspiralen hindurchgeht, angezogen, und durch eine Feder f, wenn die Polplatten bei Unterbrechung des Stromes ihn wieder loslassen, zurückgezogen wird. Eine Vorrichtung, deren Beschreibung hier zu weit führen würde, bewirkt nun, daß der elektrische Strom der Drahtspiralen in dem Augenblicke, wo der Anker zu den Polplatten des Magneten hingezogen ist, unterbrochen, und in dem Augenblicke, wo er durch die Feder in seine Ruhelage zurückgezogen ist, wieder hergestellt wird. Die Bewegung des Ankers selbst übernimmt also rechtzeitig die abwechselnde Unterbrechung und Schließung der Kette, so daß die Bewegung des Hakens und des Zeigers sich von selbst fortsetzt, und der Telegraphist nur nöthig hat, dem Fortrücken des Zeigers bei einer bestimmten Stellung desselben über dem zu signalisirenden Buchstaben Einhalt zu

thun. Dies geschieht durch ein Tastenwerk. An den beiden miteinander correspondirenden Stationen sind ganz übereinstimmende Apparate aufgestellt, und der Zeiger an dem Apparate der zweiten Station, immer von demselben Anfangspunkte ausgehend, muß genau bei demselben Buchstaben Halt machen, bei welchem er an dem Apparate der ersten Station angehalten wird.

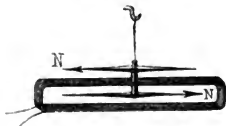
Die Nadel-Telegraphen.

Die dritte wesentlich verschiedene Art elektromagnetischer Telegraphen sind die sogenannten Nadel-Telegraphen, in der Reihe, wie sie erfunden sind, die ältesten, und noch jetzt hauptsächlich in England im Gebrauch. Das Verdienst der Erfindung, mindestens des ersten praktischen Nachweises, daß die magnetischen Wirkungen des elektrischen Stroms zum Telegraphiren benutzt werden können, gebührt unsrem im vorigen Jahre verstorbenen großen Landsmanne Gauß, der schon im Jahre 1833 in Verbindung mit dem ihm eng befreundeten geistvollen Physiker W. Weber in Göttingen bei Gelegenheit von Versuchen über die elektromagnetische Kraft einen von der Sternwarte über die Stadt zu dem physikalischen Cabinet fortgeleiteten Draht zu allerhand telegraphischen Signalen benutzte. Das dabei angewandte Princip war das des Schweigger'schen oder Poggendorff'schen Multiplicators. (S. oben.)

Der elektrische Leitungsdraht war auf der zweiten Station in mehren Windungen um eine Magnetnadel herumgeführt, welche folglich, je nachdem der elektrische Strom in der einen oder in der entgegengesetzten Richtung durch den Draht geleitet wurde, nach der einen oder nach der entgegengesetzten Seite ausschlagen mußte. Mittelst eines Stromwenders (Gyrotrops), einer Vorrichtung, welche dazu dient, den elektrischen Strom einer Drahtleitung in der einen oder in der umgekehrten Richtung zuzuführen oder auch ihn zu unterbrechen, — es sind solcher Stromwender eine ganze Menge erdacht von mehr oder minder geschickter Einrichtung — mittelst eines Stromwenders also auf der ersten Station konnte man die Magnetnadel auf der zweiten Station nach Belieben, östlich oder westlich, rechts oder links hin auszuschlagen nöthigen, und man brauchte nur noch zu verabreden, was ein einmaliges oder wiederholtes Ausschlagen der Nadel nach der einen oder andern Seite oder abwechselnd nach dieser und jener Seite zu bedeuten haben sollte, um sich mit Blitzesschnelligkeit von der einen Station aus dem Beobachter auf der andern Station verständlich zu machen.

Wheatstone und Cook in England behielten im Wesentlichen das Princip des Gauß'schen Telegraphen bei. Sie nahmen nur statt einer Magnetnadel eine Verbindung von zweien, welche einander parallel, aber in umgekehrter Lage, auf eine gemeinschaftliche Achse gesteckt werden, so daß das Nordende der einen und das Südende der anderen auf derselben Seite nebeneinander liegen. Eine solche Verbindung von zwei gleich starken Magnetnadeln ist unempfindlich gegen die Einwirkungen des Erdmagnetismus, weil die eine durch denselben nach der nämlichen Seite ebenso stark angezogen, wie die andere abgestoßen wird, und heißt deshalb eine astatische (richtungslose) Nadel. Wird aber der Leitungsdraht und mit ihm der elektrische Strom zwischen beiden Nadeln durch um die eine herumgeführt, Fig. 26, so wirkt der Strom

Fig. 26.



auf beide Nadeln, wie sich leicht aus dem Früheren ergibt, in demselben Sinne, also fast doppelt so stark, wie auf die einfache Nadel. In Wheatstone's Telegraphen ist nun das astatische Nadelpaar so aufgehängt, daß die Achse horizontal liegt, und die Nadeln für sich ohne Einwirkung des elektrischen Stromes vertical herabhängen. Die eine Nadel hängt als Zeiger draußen vor dem Zeigerblatte, die mit ihr zusammengekoppelte im Innern eines Gehäuses. Um die letzte ist der Leitungsdraht des elektrischen Stromes in einer Verticalebene mehrmals umgewunden. Wird also durch diesen der elektrische Strom in der einen oder der entgegengesetzten Richtung herumgeführt, so muß die Nadel nach der einen oder nach der entgegengesetzten Seite hin ausschlagen. Um den Strom zuzuführen, umzukehren oder zu unterbrechen, dient eine Vorrichtung, die nichts anderes ist als ein Stromwender, der sogenannte Schlüssel. Man ordnet die Stromrichtung so an, daß wenn der Schlüssel rechts oder links gedreht wird, auch die Nadel des Telegraphen in demselben Sinne nach rechts oder links ausschlägt. Diese Ablenkungen der Nadel nach rechts oder links und deren Combinationen sind die Signale des Nadeltelegraphen.

Um solche Signale ohne übermäßige Wiederholungen der einzelnen Ausschläge der Nadel vervielfältigen zu können, hat man zwei Nadeln mit zwei Drähten von ganz gleicher Einrichtung in einem Apparate vereinigt, dem sogenannten Doppelnadel-Telegraphen. Durch Combination der Bewegungen beider Nadeln läßt sich begreiflicher Weise eine größere Menge von Zeichen viel leichter herstellen.

Die Erd-Leitung.

Bei allen bisherigen Beschreibungen und Erklärungen haben wir angenommen, daß der Leitungsdraht der elektrischen Batterie von dem einen Pole derselben zu der entfernten Station, wo das Signal gegeben werden soll, und von da, nachdem er die Magnetnadel oder den hufeisenförmigen Eisenkern des Signal-Apparates in mehrfachen Windungen umkreist hat, zu dem anderen Pole der Batterie wieder zurückgeführt sei. — Natürlich muß der Draht auf seinem ganzen Wege isolirt sein. Er wird zu dem Ende auf Stangen mit Trägern von Glas oder Porzellan durch die Luft geführt und an den Stellen, wo er mit Gebäuden oder Apparaten, die den Strom zur Erde ableiten könnten, in Berührung kommt, mit Seide oder Baumwolle übersponnen, oder mit Gutta Percha überzogen. Man hat auch wohl z. B. bei den früheren preußischen Staats-Telegraphen den Draht seiner ganzen Länge nach mit Gutta Percha überzogen und in die Erde gelegt, ist aber überall von diesen unterirdischen Drahtleitungen wieder zurückgekommen, weil sich der Ueberzug von Gutta Percha als zu wenig haltbar in feuchter Erde erwiesen hat. Nur bei Leitungen des Drahtes durch das Meer, überall unter Wasser durch, ist ein isolirender Ueberzug der ganzen Länge nach nicht zu umgehen. — Eine jede Stromleitung würde hiernach zwei isolirte Drahtzüge, einen hin- und einen hergehenden, erfordern. In Wirklichkeit sehen wir aber für jede Telegraphen-Verbindung von einer Station zur andern nur einen einfachen Draht gezogen. Wie kann in diesem einen Drahte der elektrische Strom, wie es doch sein soll, seinen Kreislauf machen? — Allerdings wandten Gauß und Weber zu ihrem ersten nur gelegentlich nebenher erfundenen elektromagnetischen Telegraphen noch zwei neben einander gezogene Drähte, einen hin- und einen rückleitenden an. Bald nachher aber fand Steinheil in München, daß der eine Draht sich durch den Erdboden ersetzen lasse. Eine sehr verdienstliche Entdeckung; denn dadurch wurden die Schwierigkeiten und Kosten der Drahtleitung für den elektrischen Telegraphen auf die Hälfte herabgebracht. —

Wenn man nämlich den Draht von dem einen Pole der Batterie und ebenso das Ende des Leitungsdrahtes von dem anderen Pole der Batterie in die Erde leitet, so übernimmt das zwischen beiden Drahtenden liegende Stück Erde, zumal feuchter Erde, die Fortleitung des elektrischen Stromes an der Stelle eines beide Enden verbindenden Stückes Draht. Um die Zwischenleitung des Stromes durch die Erde vollkommen zu machen, müssen beide Drahtenden an verhältnißmäßig große Metallplatten angelöthet und diese tief genug in die Erde eingegraben werden, um immer mit feuchter Erde in Berührung zu sein. Man nimmt Zink- oder Eisenplatten von mehren Quadratfußen Oberfläche. Je größer diese Platten, desto leichter verbreitet sich von ihnen aus die Elektricität an die anliegende Erde. Man mag sich nun vorstellen, das zwischen beiden Endplatten liegende Stück Erdboden leite den Strom von Platte zu Platte in einem Bette von beliebig großem Querschnitt, das eben durch den großen Querschnitt die viel größere Leitungsfähigkeit des Metalldrahtes von unendlich viel kleinerem Querschnitt ersetzt, — oder: die Erde sei ein so unermeßlich großer Behälter für Elektricität im Verhältniß zu der Elektricitätmenge, welche die Batterie entwickelt, daß die von beiden Polen der Batterie in sie einströmende Elektricität durch die weite Vertheilung in ihr ebenso spurlos verschwindet, wie ein Tropfen Wasser im Weltmeer verschwindet, ohne dessen Niveau auch nur im Mindesten merklich zu erhöhen: genug die Thatsache steht fest, daß durch die Ableitung des elektrischen Stroms zur Erde an beiden Enden die Schließung des Stromes durch einen in sich zurückkehrenden Leitungsdraht vollständig ersetzt wird. Und diese von Steinheil entdeckte Thatsache hat nicht wenig dazu beigetragen, das Telegraphennetz so rasch und so weit auszudehnen, wie wir es erlebt haben.

Damit nun zwei Stationen mit einander in jeder Richtung hin und her correspondiren können, wird an jeder Station eine elektrische Batterie aufgestellt und nur ein Leitungsdraht von dem positiven Pole der einen zu dem negativen Pole der anderen, natürlich auf isolirenden Trägern, herübergezogen; von den freien Polen beider Batterien aber werden Ableitungen zu der Erde, also zu den großen in sie vergrabenen Metallplatten geführt. Der Leitungsdraht ist ferner auf jeder Station durch den Apparat geführt, welcher zum Signalgeben dient. Das Oeffnen und Schließen des Stromes auf der einen Station bringt also in dem Signal-Apparate der anderen Station die entsprechenden Zeichen hervor, deren Bedeutung mit dem Telegraphisten verabredet ist.

Die Einrichtung des sogenannten „Weckers" oder „Alarms", durch welchen der Telegraphist der einen Station den Telegraphisten der anderen Station aufmerksam macht und auffordert, Acht zu geben, die Einrichtung der Blitzableiter an den Drahtleitungen und manche andere praktisch sehr wichtige und nützliche Einrichtungen der Telegraphen übergehen wir hier, weil sie eben zum Verständniß des Wesens dieser erstaunlichen Erfindung nicht nothwendig sind und von dem, der das Wesen und den Zweck der Einrichtung kennt, leichter durch Anschauung der Vorrichtungen selbst auf der ersten besten Telegraphenstation als durch um-

ständliche Beschreibungen verstanden werden. — Auch von der neueren Erfindung, zwischen zwei Stationen mittelst desselben Drahtes gleichzeitig hin- und zurück zu telegraphiren, schweigen wir hier, da der hierbei stattfindende Vorgang schon in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift (Heft I. S. 72 ff.) von sachkundiger Feder beschrieben und erläutert worden ist.

Geschwindigkeit des elektrischen Stromes.

Nur auf eine Frage wollen wir noch zu antworten versuchen, welche wohl öfter von Personen, denen die Vorstellungen von der Wirkungsweise der Elektricität, insbesondere des elektrischen Stromes nicht geläufig sind, gegen die Glaublichkeit, ja Zulässigkeit der üblichen Erklärungen aufgeworfen wird, — wie es nämlich denkbar und möglich sei, daß der elektrische Strom seinen Meilen, ja hundert und mehr Meilen langen Weg in dem festen Drahte und nun gar erst durch den Erdboden binnen der unmeßbar kurzen Zeit zwischen dem Geben und Ankommen des Signals zurücklegen könne? — wie es z. B. denkbar sei, daß beim directen Telegraphiren von Berlin nach Mailand der elektrische Strom mit jedem Schließen der Kette den Weg von Berlin bis Mailand durch den Draht und zurück durch den Erdboden in einer unmeßbar kurzen, in weniger als einer Secunde Zeit durchlaufe? — Freilich, wenn wir solche Geschwindigkeiten mit den unsrer Anschauung schon näher liegenden Geschwindigkeiten von Körpern, z. B. einer abgeschossenen Büchsenkugel (etwa 1200 Fuß in der Secunde) vergleichen, so erscheinen jene Geschwindigkeiten unglaublich groß. Und stellen wir uns überdies die Elektricität als einen Stoff, wie etwas Körperliches vor, das von Berlin nach Mailand durch den Draht fortgeschnellt und von da durch den Erdboden zurückgeschnellt werde, so verlangen wir nach Analogie mit ähnlichen Erscheinungen, daß eine Bewegung von so immenser Geschwindigkeit auch von einer unermeßlich großen Kraft getrieben werden, unerhört gewaltige Wirkungen haben oder einen entsprechend mächtigen Widerstand finden solle. — Erinnern wir uns aber zuvörderst, daß alle unsre Begriffe von Groß und Klein in den Dimensionen des Raumes und der Zeit von dem mitgebrachten Maßstabe abhängen, und daß dieser Maßstab von den uns zunächst liegenden Anschauungen bekannter Körperlängen, mit Bewußtsein durchlebter Zeiträume und dergleichen hergenommen ist. Erwägen wir sodann, daß nicht jede an Körpern wahrgenommene Bewegung eine Versetzung des Körpers von dem einen Ende der Bahn zum anderen ist. So schreitet die Wellenbewegung des Wassers durch große Strecken fort, während die einzelnen Wassertheile sich nur zwischen sehr engen Grenzen hin und her bewegen. Der Schall pflanzt sich in der Luft über tausend Fuß in der Secunde fort, während die Lufttheile, deren Bewegungen wir als Schall wahrnehmen, nur in geringen Weiten hin und her schwingen. Und in dem viel dichteren Wasser pflanzt sich der Schall etwa vier mal so schnell, in dem festen Eisen etwa sechzehn mal so schnell fort, als in der Luft. Die größere Dichtigkeit oder Massenhaftigkeit verhindert also nicht, sondern befördert noch die Geschwindigkeit, womit sich die Schallschwingungen in dem Körper fortpflanzen. Das Licht ferner bewegt sich nach unzweifelhaften Beobachtungen mit einer Geschwindigkeit von 42,000 Meilen in der Secunde, — eine Geschwindigkeit, welche die Grenze dessen, was uns anschaulich und faßbar ist, weit übersteigt und muthmaßlich auch die Geschwindigkeit des elektrischen Stromes weit hinter sich zurückläßt. Denn diese Geschwindigkeit wird nach Versuchen, die von Walker in Amerika an Telegraphendrähten angestellt sind und freilich noch nicht für unbedingt entscheidend gelten können, nur zu etwa 3400 bis 3500 deutschen Meilen für die Secunde angegeben. Der Lichtstrom entsteht nun aber, wie wir jetzt wissen, nicht etwa dadurch, daß die Lichtmaterie vom leuchtenden Körper mit jener ungeheuren Geschwindigkeit nach allen Richtungen fortgeschleudert würde, sondern dadurch, daß eine zitternde, schwingende, vibrirende Bewegung, welche das Auge als Licht empfindet, in dem Träger der Lichterscheinungen, man mag ihn Lichtaether oder wie sonst nennen, mit jener außerordentlichen Geschwindigkeit in der Richtung der Lichtstrahlen sich fortpflanzt. Dabei kommen die einzelnen Theile des Lichtaethers oder wie man sonst den Träger der Lichterscheinungen nennen will, nicht merklich aus der Stelle.

Nun denn, sollte nicht auch der elektrische Strom trotzdem, daß es den Anschein hat, als flöge die elektrische Materie im Nu durch den leitenden Draht vom einen Ende zum andern, sollte nicht auch der elektrische Strom bloß eine Bewegung sein, die sich der elektrischen Flüssigkeit vom einen Ende der ganzen Länge nach von Theil zu Theil fortschreitend mittheilt, ohne daß der einzelne Theil eben erheblich aus seiner Stelle fortzurücken brauchte? Mit dieser Annahme fielen alle die Schwierigkeiten weg, welche die Vorstellung des ungestümen Fortreißens jedes Theils der ganzen bewegten Materie durch die ganze Länge der Bahn mit einer so unerhörten Geschwindigkeit unläugbar für unser Fassungsvermögen hat, und das einzig Erstaunliche bliebe die Schnelligkeit, womit der erste Anstoß, die erste Einwirkung von Theil zu Theil fortgehend die ganze Reihe durchliefe. Vorstellungen der Art werden uns aber durch Wahrnehmungen ähnlicher Vorgänge in der mehr greifbaren Körperwelt schon näher gelegt.

so z. B. durch die schon angeführten Wahrnehmungen der Schallbewegungen. — Vielleicht dient noch folgendes Bild dazu, unsere Vorstellung von der Fortbewegung des elektrischen Stromes anschaulicher zu machen. Eine lange horizontale Röhre sei an beiden Enden knieförmig aufgebogen, am einen Ende etwas höher als am anderen, und bis zu der Mündung des kürzeren Ansatzes mit Wasser gefüllt. Nun werde an dem einen Ende in dem längeren Ansatz noch etwas Wasser zugegossen. So schnell sich der Druck dieses aufgegossenen Wassers durch die ganze Röhre hin fortpflanzen kann, wird am anderen Ende eine Quantität Wasser ausfließen, bis durch Herabsinken des Wasserspiegels im längeren Ansatze auf die Höhe der Mündung des kürzeren Ansatzes das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Die ganze Wassermasse ist in der Röhre nach derselben Seite hin in Bewegung gerathen; jeder einzelne Theil freilich ist nur um eine geringe Strecke fortgerückt; die Wirkung des Stromes ist aber am anderen Ende so schnell, als sich der Druck vom einen Ende zum anderen fortpflanzen konnte, wahrgenommen. — Die Anwendung des Gleichnisses auf den elektrischen Strom im Drahte liegt nahe.

Dr. Kane und seine zweite Nordpolreise.

Von F. Steger.

Die Veröffentlichung des Kane'schen Reisewerkes: Arctic Explorations in the years 1853, 54, 55, (Philadelphia, zwei Bände) trifft mit der Nachricht von dem Tode des Verfassers zusammen. Elisha Kent Kane ist in der Havanna, von deren gepriesenem Klima er Heilung erwartete, den Nachwirkungen seiner Reisen erlegen. In ihm war der Drang nach Thaten und selbsterrungenen Resultaten, der die Bevölkerung der Union nimmer rasten läßt, auf wissenschaftliche Dinge gerichtet. Am 3. Februar 1822 zu Philadelphia geboren und nach siebenjährigem Besuch der Pensylvania-Medical-University zu einem tüchtigen Arzte ausgebildet, trat er als Wundarzt in den Staatsdienst und ging 1843 mit dem Gesandten Caleb Cushing nach China. Seine Hoffnung, tief in das Innere dieses merkwürdigen Landes einzudringen, erfüllte sich nicht, da der Botschafter nach dem Rath der Europäer in Makao und Canton von dem Vorhaben, seine Zulassung in Peking zu fordern, abstand. Den Rückweg wählte er, von der Gesandtschaft sich trennend, über die Philippinen, deren unbekannte Mittellandschaften er genauer erforschte, als je ein Spanier vor ihm. Die klimatischen Gefahren, denen sein einziger Begleiter erlag und von denen er selbst schwer zu leiden hatte, waren nicht die einzigen, welche er bestehen mußte. Indem er sich in den Krater des Vulcans Taal hinabließ, beging er in den Augen der Eingebornen und ihrer Priester eine Entheiligung, die ihm mit Nachstellungen nach dem Leben vergolten wurde. Auf dem weitern Rückwege, den er über Ostindien, Ceylon und Aegypten nahm, hatte er das Unglück, alle seine Papiere und Sammlungen bis auf die Karten zu verlieren. Im Vaterlande rastete er nicht lange. Auf einer nach der westafrikanischen Küste bestimmten Fregatte sich einschiffend, bereiste er jene mörderische Küste von Cap Mount bis zum Bonnystrom und würde bis Abomey vorgedrungen sein, wenn nicht ein klimatisches Fieber seine kräftige Gesundheit auf eine solche Weise erschüttert hätte, daß er sich nie ganz erholt hat. Trotz seiner Schwäche zog er mit in den Krieg gegen Mexiko und wurde im Treffen von Nopaluca verwundet. Nach dem Frieden war er am mexikanischen Golf mit Küstenaufnahmen beschäftigt, als er hörte, daß der New Yorker Kaufmann Grinnell eine Expedition zur Aufsuchung Franklin's abgehen zu lassen im Begriff sei. Obgleich wenig Hoffnung vorhanden war, daß er vor dem Absegeln der Schiffe New York erreichen könne, brach er doch unverzüglich auf und reiste so schnell — er soll in sieben und einem halben Tage einen Weg von 1300 englischen Meilen zurückgelegt haben — daß er sich noch anschließen konnte.

Diese Expedition war eine durchaus erfolglose und für die Mannschaften mühevolle und gefährliche. Während der englische Capitain Austin, mit dem man zusammentraf, Winterquartiere einrichtete, wollten die Amerikaner den Rückweg versuchen und geriethen zwischen Eisberge, mit denen sie 200 deutsche Meilen weit, durch den Lancaster-Sund und die Baffinsbai bis zum Vorgebirge Walsingham forttrieben, ohne sich losmachen zu können. In beständiger Gefahr, zwischen diesen riesigen Massen erdrückt zu werden, verlebte die vom Scorbut heimgesuchte Mannschaft die neun Monate vom September 1850 bis zum Juni 1851 und machte darnach, kaum befreit, einen neuen Versuch, gegen Norden zu steuern, der aber durch Eismassen vereitelt wurde.

In der Heimath veröffentlichte Dr. Kane

seinen Bericht über diese Reise (First Grinnell Expedition ist der Titel der zweiten Auflage, Philadelphia 1856) und entwarf gleichzeitig den Plan einer zweiten. Ihm wollte scheinen, daß der Smiths-Sund, die nördlichste der Straßen, die von der Baffinsbai ausgehen, eine besondere Berücksichtigung verdiene. War Sir John Franklin in diesen Sund eingedrungen, wie man in Amerika wegen der Erfolglosigkeit der in andern Richtungen vorgenommenen Nachsuchungen allgemein annahm, so konnte er das am Nordpol vermuthete offene Meer erreicht haben und noch am Leben sein. In diesem offenen Meere eben so leicht wie vom Wellington-Canal gegen Westen und viel leichter gegen Osten gelangen zu können, hoffte Dr. Kane zuversichtlich, wie er sich auch der Erwartung hingab, daß Grönland, wenn es wirklich in Gemäßheit seiner Schlußfolgerungen das am weitesten gegen Norden reichende Land sei, die sichersten Spuren der Verschollenen aufweisen müsse. Wie alle Führer von Franklin-Expeditionen hatte Kane neben der Aufsuchung der unglücklichen Seefahrer geographische Entdeckungen im Auge: jenes offene Polarmeer und jene Ausdehnung Grönlands gegen Norden.

Die Regierung genehmigte seinen Plan, indem sie ihm zugleich die Leitung des Unternehmens übertrug, und Herr Grinell stellte abermals die Advance, eine fest gebaute und gut segelnde Hermaphrodit-Brigg von 144 Tonnen, zur Verfügung. Siebenzehn Freiwillige, von denen zwei die erste Reise mitgemacht hatten, schlossen sich an Kane an. Henry Brooks fungirte als nautischer Befehlshaber des Schiffs, Isaak Hayes als Wundarzt, August Sonntag aus Altona als Astronom. Die geographische Gesellschaft von New York, das Smithsonianische Institut, die amerikanische naturwissenschaftliche Gesellschaft, andere Vereine und Private lieferten die Mittel zur Ausrüstung. Die auf Alles Bedacht nehmende Versorgung englischer Nordpolfahrer konnte auf diese Weise nicht erreicht werden. Man hatte rohe Bretter zur Verschalung des Schiffs im Winter, einige Zelte der einfachsten Art, fünf Boote, darunter ein Rettungsboot von Metall, verschiedene Schlitten, zum Theil nach einem von der englischen Admiralität geschenkten Modell erbaut, zwei tausend Pfund des bekannten Pemmican, jene Mischung von gepulvertem Fleisch, Fett und Mehl, welche den Hauptvorrath des Jägers im fernen Westen bildet, Fleischzwieback, einige eingemachte Sachen, trockne Früchte und Gemüse, aber sehr wenig lebende Thiere und gar keine gepreßten Gemüse. Statt der Masse geistiger Getränke, die man sonst auf solchen Schiffen findet, wurde eine Quantität Malz nebst einem kleinen Apparat zum Brauen mitgenommen.

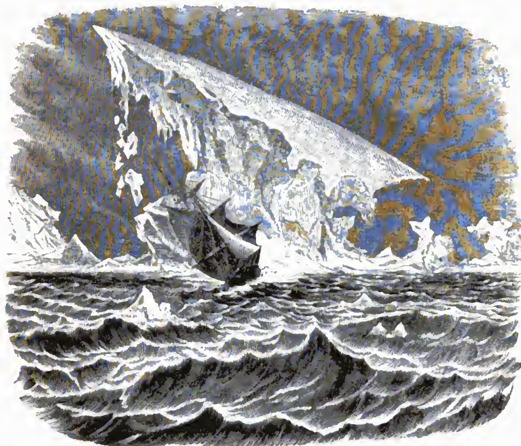
Am 30. Mai 1853 verließ die Advance New York, erreichte ohne Unfall die Baffinsbai und warf am 1. Juli im Hafen von Fiskernäs auf der Südwestküste Grönlands Anker. Es wurde dort ein fetter gutmüthiger Eskimojäger von neunzehn Jahren, Hans Christian, zur Mitfahrt bestimmt und eine Quantität gesalzener oder getrockneter Fische gekauft. Bei den letzten dänischen Posten, Upernavik, Kingatob und Yotlib versorgte sich Kane mit Eskimo-Hunden. Er konnte diese Thiere zum Schlittenziehen nicht entbehren, hatte aber viel von ihnen zu leiden. „Es war, als ob sich eine Straße von Constantinopel auf unser Verdeck geleert hätte,“ bemerkt er in seinem Tagebuche. „Man konnte keine Bärentatze, keinen Eskimoschädel, kein Bündel Moos oder irgend etwas sonst einen Augenblick aus der Hand lassen, ohne daß der ganze Rudel mit Geheul darauf losstürzte und es zu verschlingen suchte. Sie machten einen Angriff auf ein ganzes Federbett und heute morgen verschlang eine der Bestien zwei Vogelnester, die ich eben auf den Felsen gesammelt hatte, mit Federn, Moos, Schmutz und Steinen.“

Acht Tage kostete das Umfahren der Melville-Bai. Die Eisberge, die man benutzte, um sich hinter ihnen gegen das massenweise gegen Süden dringende Treibeis zu schützen, drohten ihrerseits mit Gefahren. Am 29. Juli lag das Schiff unter der Spitze eines solchen Berges, als ein lauter krachender Ton hörbar wurde und Eisstücke, nicht größer als eine Wallnuß, wie die ersten Tropfen eines Sommerregens in das Meer fielen. Zum Glück wurde die Warnung nicht überhört, so daß die einbrechende Spitze das Schiff nicht mehr traf.

Am 6. August war man in der Höhe der Vorgebirge Alexander und Isabella, die bis auf Kane die Herkulessäulen der arktischen Seefahrer genannt werden konnten. Cap Alexander, die Landmarke des Smithsundes auf der grönländischen Seite, ist der Vorsprung einer Felsenreihe, die durchschnittlich 800 bis 1000 Fuß hoch ist und an vielen Stellen in einem einzigen Absatze senkrecht aufsteigt. Selbst die Matrosen waren ergriffen, als das Schiff im dunkeln Schatten dieser Felsmassen in den Smithsund einlief. In der Nähe der Littleton-Insel traf Kane die erste der Maßregeln, von denen die Rettung der Mannschaft abhängen konnte, falls man die Advance verlassen mußte. Er vergrub an einer geeigneten Stelle des festen Landes sein Rettungsboot mit einem Vorrath von Lebensmitteln. Große und kleine Steine wurden oben auf geschichtet, jede Lücke mit Moos verstopft und zuletzt noch Sand und Wasser zugeschüttet, damit das Ganze zu einer festen Masse zusammenfriere, die den Tatzen der Eisbären Widerstand leisten könne.

Nun begann der Kampf mit dem Eise. Die Fortschritte des Schiffes waren außerordentlich

langsam, und nicht selten geschah es, daß man gegen Süden zurückgetrieben wurde. Um den schmalen Wasserstreifen benutzen zu können, der zwischen dem festen Landeise und dem Treibeise eine fahrbare Straße zu bilden pflegt, mußte man den Windungen der Küste folgen, und auch dadurch ging Zeit verloren. In diesem seichten Fahrwasser stieß das Schiff zuweilen auf den Grund, in drei Tagen fünf mal. Das Eis war das dickste, das Kane je gesehen hatte. Zusammengeschoben bildete es angewachsen. Die Officiere stimmten unter so entmuthigenden Aussichten für Rückkehr nach dem Süden, Kane war entschlossen, weiter vorzudringen und an dem erreichbar nördlichsten Punkte Winterquartier zu nehmen. In der Bucht, die Rensselaer-Hafen getauft worden ist, mußte auch er jeden Gedanken an eine Weiterfahrt aufgeben. Eine Excursion zu Lande, auf der er den muthmaßlich größten Strom von Nordgrönland — Breite an der Mündung $^3/_4$ englische Meilen — entdeckte, vernichtete



Einbruch eines Eisberges.

auf der Küste hügelähnliche Barricaden, deren eine zu sechzig Fuß senkrechter Erhebung gemessen wurde. Vom 20. bis 22. August wehte aus Süden ein Sturm, dessen Getöse Kane mit dem Brüllen eines Löwen vergleicht. Drei der stärksten Taue, mit denen das Schiff an eine Felsspitze befestigt worden war, rissen nach einander, und die Advance wurde in das Treiben und Stoßen der Eismassen hineingerissen. In diesen bangen Stunden kam ein Augenblick, wo das Schiff von einem alten zwanzig Fuß dicken Eisfelde die geneigte Fläche eines Eisberges hinaufgeschoben wurde. Alles schien verloren zu sein, aber eine jener geheimnißvollen Gegenwirkungen, die Kane die Pulsschläge des Eises nennt, ließ die Bedrohten beinahe sanft mit dem zurückweichenden Felde in das offene Wasser zurückgleiten.

Die Anzeichen eines frühen Winters mehrten sich. Am 13. August zeigte sich an geschützten Stellen junges Eis von $^1/_3$ Zoll Dicke, am 23. August war diese Decke schon zu zwei Zoll die Hoffnungen, die er bisher noch gehegt hatte. „Nie vergesse ich die Aussicht," sind seine Worte, „die sich mir darbot, als ich nach einem harten Tagemarsche von einem elfhundert Fuß hohen Berge einen Raum überblickte, der sich bis jenseits des 80° der Breite ausdehnte. In weiter Ferne zur Linken lag die Westküste des Sundes, gegen Norden am Horizont verschwindend. Zur Rechten hatte ich ein wellenförmiges Land und an dessen Ende zeigte sich eine niedrige mauerähnliche Erhebung, in der ich später den großen Humboldt-Gletscher kennen lernte. Noch weiter nördlich erstreckte sich gegen Nordosten das Gebiet, das jetzt den Namen des Washington-Landes trägt. Zwischen dem am weitesten vortretenden Vorgebirge, Cap Andrew Jackson, auf unsrer Seite und dem fernsten Berge, Cap John Barrow, der entgegengesetzten Küste lag eine einzige zusammenhängende Eismasse. Dicht an der Küste, fast senkrecht zu meinen Füßen, sah ich die langen Linien zertrümmerten Eises, welche vor

den Eisfeldern wie Laufgräben vor einer belagerten Stadt sich hinziehen. Weiter vom Lande ab bildete eine Reihe von Eisbergen eine fast unübersteigliche Schranke, denn ich konnte nicht zweifeln, daß das Eis der Zwischenräume zu zertrümmert sei, um mit Schlitten befahren werden zu können. Noch weiter hin schien das Eis glatter zu sein, doch täuscht die Entfernung auf dem Eise so sehr, daß sogar hohe Berge wie Ebenen erscheinen. Langsam und fast mit einem Seufzer ließ ich meinen Frauenhöfer sinken; es blieb nichts übrig, als zu überwintern."

Die Rensselaer-Bucht, in der die Advance bereits lag, bot verschiedene Vortheile dar. Man war hier sowohl gegen die Stürme als gegen das Treibeis geschützt, das Sonnenlicht hatte von Süden her freien Zugang, und die Meerströmung, die man am südwestlichen Ende der Bucht wahrnahm, versprach im nächsten Sommer durch Hinwegführen des Eises zeitige Befreiung.

Die Rensselaer-Bucht bildet die Grenze eines der geographischen Abschnitte, in welche die nordgrönländische Küste zerfällt. Der erste Abschnitt reicht vom Cap Alexander, dem westlichsten Punkte dieses ganzen Gebiets, bis zu Refuge Harbour. Die Küste streicht hier rein von Süd gegen Nord und hat zwei tiefe Buchten, in denen die Gletscher, die von den Felsenreihen des Innern ausgehen, bis zur Wasserlinie reichen. Bei Refuge Harbour wendet sich das Ufer in einem rechten Winkel von Westen gegen Osten und bleibt dieser Richtung bis zum 65° westlicher Länge treu. Tiefe Buchten mit Gletschern fehlen hier. Bei der Rensselaer-Bucht beginnt abermals die Richtung von Süden gegen Norden, und mit ihr treten die tiefen, von Gletschern geschlossenen Fiorden wieder auf. Auch der geologische Bau wird ein anderer, und es zeigen sich Formen, die das Auge mit einer sehr geringen Nachhülfe der Phantasie für die Trümmer von Riesenbauten halten kann. Die Felsengipfel steigen bis zu tausend Fuß auf und treten so nahe an die Küste heran, daß das Geröll an ihrem Fuße unmittelbar an das Ufereis grenzt.

Es galt nun, dem Schiff eine Holzbekleidung zu geben, Observatorien für magnetische, astronomische und meteorologische Beobachtungen zu errichten und die erträglichere Jahreszeit zur Errichtung von Verstecken oder Vorrathsmagazinen zu benutzen. Ohne solche Verstecke, die vorzüglich mit Pemmikan und Fleischzwieback versorgt wurden, hätten keine weiten Entdeckungsreisen unternommen werden können, da die Hunde nicht im Stande gewesen wären, den ganzen Mundvorrath der Gesellschaft zu ziehen. Es gelang, bis etwa 79° 50′ n. Br. drei Verstecke anzulegen, ohne daß die damit beauftragte Mannschaft unerwartete Leiden zu ertragen gehabt hätte. Sie war auf ihrem Marsche gegen Norden dem Streifen jungen Eises gefolgt, der sich längs der Küste gebildet hatte und glatt wie ein Spiegel war. Leider veränderte dieser Eisgürtel, wie Kane ihn nennt, später seinen Charakter, indem er durch den Wechsel von Ueberfluthetwerden und Gefrieren um zwanzig Fuß sich hob und Unebenheiten genug bekam. Besser blieb dieser Weg immer noch als die Eisfelder draußen, die von den gegen Süden schwimmenden Eisbergen, die ihrerseits dem unwiderstehlichen Impulse einer tiefen Meeresströmung folgten, fortwährend „durchpflügt" und an tausend Stellen zu chaotischen Barricaden aufgethürmt wurden.

Die Scenen einer Ueberwinterung in diesen hohen Breiten bleiben sich stets gleich. Schutz gegen die Kälte, ein gewisses Maß von Bewegung und Erhaltung der geistigen Frische sind die drei Dinge, von denen Gesundheit und Leben abhängen. Unsre Amerikaner hatten gegen größere Nachtheile anzukämpfen, als ihre englischen Vorgänger. Zu den Dingen, an denen sie Mangel litten, gehörten die drei unentbehrlichsten — frische Lebensmittel, Feuerungsstoff und Oel. Gesalzenes Schweinefleisch konnte das letztere nicht ersetzen, und wegen des geringen Kohlenvorraths durfte bloß die Kajüte, und selbst diese nicht ausreichend, geheizt werden. Daß trotzdem außer scorbutischen Leiden der Gesundheitszustand leidlich blieb, läßt auf eine große sittliche Kraft dieser wackern Männer schließen.

Nach der astronomischen Berechnung mußte die ewige Nacht für diese Breite am 24. October beginnen, aber schon am 10. verschwand die Sonne hinter einer Bergkette. Das Zwielicht, das sich für einige Mittagsstunden noch erhielt, war am 7. November so schwach geworden, daß am Mittag Sterne sechster Größe sichtbar wurden. Die neunzig folgenden Tage hatten alle kein Zwielicht, und 140 Tage lang blieb die Sonne unsichtbar. Die Hunde litten durch die Dunkelheit weit mehr, als die Menschen. Sie erkrankten und starben in der Regel nach anderthalb Tagen unter den Symptomen des Starrkrampfes. Kane steht nicht an zu erklären: „Ihr Leiden trat so unverkennbar als ein seelisches auf, wie es nur bei einem Menschen der Fall sein kann. Die mehr thierischen Verrichtungen der armen Geschöpfe gingen ununterbrochen fort: sie aßen gefräßig, behielten ihre Kraft und schliefen gut. Aber alle anderen Anzeichen bewiesen, daß die Fallsucht, das erste Anzeichen einer geistigen Störung, zu einem echten Wahnsinn geworden war." Von vierundvierzig Hunden blieben sechs am Leben und nur fünf arbeitsfähig.

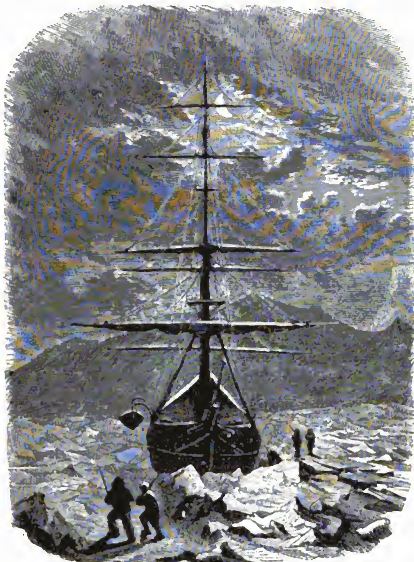
Die thermometrischen Beobachtungen ergaben als Monatsdurchschnitt nach der Fahrenheit'schen Scala:

	Mittel.	Maximum.	Minimum.
Im September	+ 17·16	+ 32·0	— 2·2
„ October	+ 0·53	+ 17·8	— 23·7
„ November	— 23·01	+ 0·2	— 43·2
„ December	— 25·99	+ 15·8	— 45·7
„ Januar	— 30·24	+ 11·0	— 59·9
„ Februar	— 33·60	— 11·3	— 68·0
„ März	— 38·09	+ 0·9	— 55·6
„ April	— 8·60	+ 14·3	— 43·0

Bei 65° bekam sorgfältig bereitetes Chloroform auf der Oberfläche eine körnige Haut, bei 54° gefror Naphta.

ihnen Hülfe vom Schiff holen lassen. Kane eilte selbst herbei, und auch er und seine Begleiter entgingen kaum dem Erfrieren. Zurückgelassen wurde Keiner, aber alle waren mehrere Tage krank, einige mußten sich erfrorene Körpertheile ablösen lassen, zwei starben.

An demselben Tage, an dem man den ersten Todten begrub, zeigten sich Eskimos, von denen man bisher bloß verlassene Hütten gesehen hatte. Der Verkehr mit ihnen bot keine neue Seite dar und war nur insofern nützlich, als er einige Hunde verschaffte. Das animalische



Der Winterhafen.

Am Mittag des 21. Januar 1854 beobachtete man ein paar Augenblicke lang am südlichen Horizont einen orangenfarbigen Schein. Es war die erste Ankündigung des wiederkehrenden Lichts. Am letzten Februartage fielen die Sonnenstrahlen zum ersten Male auf's Verdeck. Ehe Kane eine neue Schlittenpartie zur Niederlegung von Vorräthen abschicken konnte, mußte die Kälte noch mehr abnehmen. Am 20. März konnte er es mit ruhigem Gewissen wagen, seine Leute abzuschicken, und doch endete das Unternehmen sehr traurig. Von Ermattung und Kälte überwältigt, mußten die Wanderer mitten in Schnee und Eis halt machen und durch den kräftigsten unter

Leben, dessen Entwicklung nach und nach begann, brachte größere Vortheile. Man erlegte Rennthiere, Hasen, fast noch einmal so klein als die an der arktischen Küste des brittischen Amerika's, einen Fuchs, Geflügel und Seehunde, deren Fleisch, insbesondere das der weiblichen Thiere, Kane mehr zusagte, als jenes der Rennthiere. Obgleich der Scorbut durch die frische Nahrung nicht ganz verschwand, kehrten doch die Kräfte zu größeren Ausflügen zurück. Den ersten unternahm Kane persönlich nach dem großen Humboldts-Gletscher. Es ging wenig besser, als bei der ersten Wanderung dieses Jahres. In Schneewehen erschöpfte sich die Kraft der Menschen bis zur

Ohnmacht, bei einigen trat die bekannte Erscheinung der Schneeblindheit ein, bei andern äußerte sich der Scorbut mit denselben Symptomen von Kinnladenkrampf, die man im Winter beobachtet hatte. Ueberdies machte man die unangenehme Entdeckung, daß die Eisbären die drei Lebensmittel-Verstecke aufgespürt und erbrochen hatten.

Das Gebiet zwischen der Rensselaer-Bucht und dem großen Gletscher ist ein Tafelland, das neunhundert Fuß hoch steil vom Meere aufsteigt. Der Gletscher beginnt unter 79° 14′ 5″ Breite und reicht bis 80° 7′. Seine Endpunkte im Norden und Süden hat Kane nach zwei großen Gletscherforschern Cap Agassiz und Cap Forbes genannt. Er sah den Gletscher an einem schönen klaren Tage, wie er in einer glitzernden „Glasmauer" dreihundert Fuß hoch zum Meere niederhing. „Sie war in voller Sicht, die mächtige Krystallbrücke, welche die beiden Continente Grönlands und Amerikas mit einander verbindet. Ich sage Continente, denn Grönland ist im strengen Sinne eine Continentalmasse, wenn es sich auch schließlich als Insel erweisen wird. Seine möglichst geringe Achse ergibt, von Cap Farewell bis zur Gletscherlinie in der Nähe des 80. Breitengrades gemessen, eine Länge von mehr als zwölfhundert (englischen) Meilen, also nicht viel weniger als Australien von seinem südlichen bis zu seinem nördlichen Cap.*)

„Man denke sich nun die Mitte eines solchen Continents fast in ihrer ganzen Ausdehnung von einem tiefen, ununterbrochenen Eismeer erfüllt, das durch die Ausströmungen der ungeheuren Schneegebirge und durch die atmosphärischen Niederschläge auf seiner eigenen Oberfläche fortwährenden Zuwachs empfängt. Man denke sich diese Masse, wie sie gleich einem großen Eisstrom vorrückt, in jedem Thale und Fiord Ausgänge sucht, eisige Katarakten in das atlantische und grönländische Meer rollt und endlich, nachdem sie die Nordgrenze ihres Erzeugungslandes erreicht hat, einen mächtigen gefrorenen Strom in den unbekannten arktischen Raum ergießt.

„Nur dann allein, wenn wir die Erscheinung auf diese Weise auffassen, machen wir uns von diesem großen Gletscher eine richtige Vorstellung. Ich hatte, wenn ich je so glücklich sein sollte, die grönländische Nordküste zu erreichen, eine solche Bildung erwartet. Nun ich sie vor mir hatte, konnte ich sie kaum fassen. In meinem ruhigen Studirzimmer daheim hatte ich die Analogien, die zwischen dem Gletscher und dem Fluß bestehen, in der schönen Entwicklung von Forbes und Studer anerkannt. Hier konnte ich im ersten Augenblicke diese vollständige Ersetzung des Wassers durch Eis nicht begreifen.

„Erst nach und nach dämmerte die Ueberzeugung in mir auf, daß ich das Gegenstück der großen Flußsysteme des arktischen Asiens und Amerikas vor mir habe. Hier gab es freilich keine Wasserzuflüsse aus dem Süden. Jedes Atom von Feuchtigkeit war innerhalb des Polarkreises entsprungen und in Eis verwandelt worden. Hier gab es keine ungeheuren Alluvionen, keine Spuren von Thier- und Pflanzenleben, die von flüssigen Strömen niederwärts geführt wurden. Hier gab es eine plastische, bewegliche, halbfeste Masse, die alles Leben zerstörte, Felsen, ganze Inseln verschlang und mit unwiderstehlicher Gewalt durch die Eiskruste des angrenzenden Meeres sich einen Weg bahnte."

Bei der nächsten Expedition, die sich Gewißheit verschaffen sollte, ob nicht eine der Einbuchtungen an der nördlichen (westlichen Küste) mit irgend einem der bekannten Canäle des Westens in Verbindung stehe, löste Morton die überaus schwierige Aufgabe, den Humboldt-Gletscher auf der vorliegenden Peabody-Bucht zu umgehen. Jenseits des Caps Forbes, das wir schon als den nördlichen Endpunkt des Gletschers bezeichneten, wurde die Luft dick und trübe und das Eis des Küstengürtels morsch. Je weiter Morton und sein Begleiter Hans Christian gegen Norden vordrangen, um so schmaler und mürber wurde dieser Eisgürtel. Hoch in der Luft zogen Vögel, Rothgänse und Eidergänse, und die meisten, fast alle, flogen gegen Nordosten. Dort mußte also ein offenes Meer sein, und in der That wurde Morton und dem Eskimo, als sie Cap Andrew Jackson erreichten, ein Anblick, dessen sie lange entbehrt hatten. Vor ihnen lag nichts als offenes Wasser, bloß am Ufer von einem Eisstreifen hufeisenförmig eingesäumt. Es schwamm in diesem Wasser zerbrochenes Eis, aber Stellen von funfzehn englischen Meilen im Umfang waren vollständig frei. Nie hatten die Beiden eine solche Menge Wasservögel gesehen; der Canal war von ihnen buchstäblich schwarz, und sie bedeckten alle Felsen. Drei Tage lang wehte der Wind, zu einem Sturm anwachsend, von Norden, und dennoch zeigte sich von dieser Richtung her kein Treibeis. In den Thälern war es von Pflanzen grüner, als viel weiter südlich. Eine Bärin mit einem Jungen wurde erlegt.

Es war, als ob Morton in südlichere Breiten eindringe. Es zeigten sich neue Vögel, von Möven nicht weniger als vier Arten. Die Felsen der Südküste waren von Seeschwalben (Sterna Arctica) bedeckt, und diese Vögel, deren Gewohnheiten offenes Wasser fordern, brüteten bereits. Hier erschien wieder der arktische Sturmvogel (Procellaria glacialis), den man

*) Die Länge Australiens beträgt von der Baß- bis zur Torresstraße etwa 1600 englische Meilen.

seit dem zweihundert englische Meilen südlich liegenden Nordwasser nicht gesehen hatte. Dieser Vogel, der von Seethieren lebt, flog schaarenweise umher. Die Rothgans, die hier seit dem Einlaufen der Advance in den Smithsund zum ersten Male auftrat, lebt von Pflanzenstoffen und den daran hängenden Mollusken. Im Innern zeigt sie sich selten oder nie, und wenn der Seefahrer sie erblickt, so rechnet er auf offenes Wasser. So weit Morton kam, immer sah er die Rothgänse, die an ihrem keilförmigen Fluge leicht kenntlich sind, gegen Norden und Osten ziehen.

er die Unionsflagge auf. Es war dies dieselbe Flagge, welche Kane bei seiner ersten arktischen Reise begleitet hatte, dieselbe Flagge, welche einst von Commodore Wilke's Hand auf den südlichsten Punkt des antarktischen Continents getragen worden war. Jetzt flatterte sie eine Stunde lang über dem fernsten nördlichen Lande, das amerikanischer Muth sich zugänglich gemacht hat.

Die Ostküste des Smithsundes schien am Constitutions-Vorgebirge ganz nach Osten umzubiegen, wenigstens sah Morton, dessen Gesichtskreis allerdings durch hohe Felsen sehr



Ein Theil des Humboldt-Gletschers.

Die auffallendste dieser klimatischen Erscheinungen, das Aufhören des Eises, dauerte gegen Norden fort. Auf große Stellen, in denen nicht so viel Eis war, um einem Schiff den Durchgang zu erschweren, folgten noch größere, in denen „vier oder fünf Schollen" schwammen. Diese fahrbaren Stellen schätzt Kane zu einem Umfange von viertausend englischen Geviertmeilen. Der Küstenstreif von Eis fuhr ebenfalls fort, schmäler zu werden, und endlich hörte er ganz auf. Der nördlichste Theil des Marsches ging über Felsen, deren Fuß frei von Wasser bespült wurde.

Unter 81° 22′ der Breite erreichte Morton ein Vorgebirge, das Kane C. Constitution genannt hat. Die Küste wurde hier mauerartig und schnitt mit dunkeln Porphyrmassen in das Meer ein. Von Fels zu Fels kletternd, suchte Morton das ganze eisfreie Vorgebirge zu umgehen. Es war unmöglich; mit äußerster Mühe klimmte er einige hundert Fuß empor, aber die Felsen waren über 2000 Fuß hoch und hatten überhängende Gipfel. Auf dem höchsten Punkte, den er erreichen konnte, pflanzte

beschränkt wurde, keine Fortsetzung gegen Norden. Vor der Ostküste lagen zwei Inseln, Franklin und Crozier, die erste nordöstlich, die zweite rein östlich. Die Westküste des Smithsundes zog noch weit gegen Norden und ließ sich etwa einen Breitengrad weit mit den Blicken verfolgen. Sie bestand aus einer Bergkette, die Kane Victoria- und Albert-Berge genannt hat, während er dem dahinter liegenden Innern die Bezeichnung: Grinnell-Land gegeben hat. Die Berge waren oben rund und glichen nach Morton's Ausdruck einer Reihe aufgeschichteter Kanonenkugeln. Der fernste von ihnen war an der Spitze abgestumpft und zwischen 2500 und 3000 Fuß hoch. Dieser Parryberg liegt unter dem 82° 30′ der Breite und ist der nördlichste bekannte Landpunkt unserer Erde. Zwischen beiden Küsten war offenes Meer. Morton stand 480 Fuß hoch und erblickte „nicht ein Stückchen Eis." Das Plätschern der Wogen, das Donnern der Brandung an die Porphyrmauern der Küste waren seinem Ohre ungewohnte Töne geworden.

Diese offene See war der Advance verschlos-

sen. Von ihrem Hafen bis zum Cap Andrew Jackson nordwärts reichte das Eis, um an jenem Vorgebirge mit einer schräg über den Sund laufenden Linie die Grenze des offenen Wassers zu bilden. Ein günstiger Sommer hätte diese Schranke beseitigen können, aber war auf eine solche Gunst des Schicksals zu rechnen? Als der Juni herankam, erhielt man von den Felsen fließendes Wasser, und die Eisberge schickten kleine Bäche in's Meer. Die Eisfelder wurden naß, ihr Schnee schmolz unter dem menschlichen Fuße, und die Höhlungen des ältesten Eises füllten sich mit Wasser. Auf dieses Thauen rechnete Kane nicht zu viel, er wußte, daß das Aufgehen des Eises viel wesentlicher von anderen Natureinflüssen abhängt. „Die Veränderungen, denen das Eis bei Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkte ausgesetzt war, bestärkten mich in den Ansichten, die ich mir bei meiner letzten Fahrt über den beschränkten Einfluß des unmittelbaren Thauens gebildet hatte. Ich bin überzeugt, daß die Ausdehnung des Eises nach seiner Zusammenziehung durch große Kälte und die infiltrativen oder endosmometrischen Veränderungen, die in Folge dessen eintreten, daß die verschiedenen Temperaturen wie die chemischen Beziehungen des Seewassers und des Eises, ferner die mechanische Einwirkung des Drucks, des Einstürzens, des Brechens und Zerreißens, die Einflüsse der von der Sonne erwärmten Schneeoberfläche, warme Schneegestöber, Meerströmungen, Winde und Wellenschlag — daß alle diese Dinge die große Masse der Oberfläche des Polareises, wenn die äußerste Kälte nachläßt, so brechen, zersetzen und verringern und so im Bau und im Molecular-Charakter umgestalten, daß die wenigen Wochen, während deren es im Sommer thaut, bei der Vollendung der Zerstörung des Eises nur ein Nebengeschäft zu verrichten haben."

In der ersten Zeit gab Kane sich der Hoffnung hin, daß diese Einflüsse während der verflossenen Monate günstig genug gewesen sein würden, um den Thauwochen ihre Nebenarbeit zu erleichtern. Um sein Schiff war bereits ein Wasserstreifen entstanden, und die Sonne schien zuweilen so warm, wie an einem heimathlichen Sommertage. Die Hoffnung des braven Mannes schwand von Tag zu Tag dahin. Das Eis lag unbeweglich, und eine nähere Untersuchung zeigte, daß die Straße fünfunddreißig Meilen weit nach Süden eine dichte Eismasse bildete. Am 8. Juli schrieb Kane in sein Tagebuch: „Uns fehlen Gesundheit, Brennstoff und Lebensmittel. Nie war eine Mannschaft schlechter gerüstet, einen zweiten arktischen Winter zu bestehen. Dr. Hayes und Alle, die ich mittelbar zu Rathe gezogen habe, verzweifeln bei dem Gedanken an ein zweites Ueberwintern, und wenn ich auf unsre Kranken und arbeitsunfähigen Leute blicke, so bin ich in Versuchung, diese Stimmung zu theilen."

In der That konnte ihm bloß die Verzweiflung den Plan eingeben, mit einem Boot, das zugleich als Schlitten zu brauchen war, den Versuch zu machen, ob er Sir Edward Belcher's Schiffsgeschwader bei der Beechey-Insel im fernen Wellington-Canal erreichen könne. Vielleicht hatte er „das große Glück", unterwegs einem der Schiffe des Geschwaders zu begegnen. Wer sollte es glauben, daß diese wie vom Fieber eingegebenen Pläne und Berechnungen — der Strohhalm des Ertrinkenden! — von den versammelten Officieren freudig angenommen wurden! „Es war die heiterste Zusammenkunft, die ich je mit meinen Gefährten hatte," sagt Kane's Tagebuch.

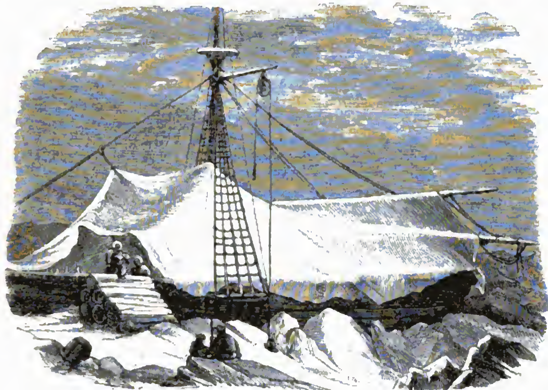
Der Versuch wurde also gemacht, natürlich ohne Erfolg. Wohl erreichte Kane im Süden offenes Meer und kam über den engsten Punkt des Smithsundes hinaus, aber noch weiter südlich stieß er auf eine Eisschranke, die sich von Land zu Land zog und so weit wie der Horizont reichte. Er mußte zurück, und der einzige Vortheil dieser Fahrt bestand darin, daß er und seine Genossen „von Scorbutgras, Eidergänsen und anderen Wasservögeln fett und stark geworden waren." Das Wiedersehn auf dem Schiff rief im ersten Augenblicke Freude hervor, im nächsten fragte sich Alles: worin besteht noch unsre Hoffnung auf Befreiung?

Zwei Stellen aus Kane's Tagebuch machen uns mit seinen Gefühlen bekannt. „18. August. Ich untersuchte heute das Eis noch einmal. Schlimm! Schlimm! Ich muß einem zweiten Winter in's Angesicht blicken. Es ist gräßlich — ja, das ist das Wort — ohne frische Lebensmittel und ohne Brennstoff einem zweiten Jahr voll Dunkelheit und Krankheit entgegenzugehen. Meine Traurigkeit würde nicht so tief sein, hätte ich nicht für Schicksalsgenossen zu denken und zu sorgen. 20. August, Sonntags. Alles feiert. Unser tägliches Gebet lautet nicht mehr: „Herr, laß Dir unsern Dank gefallen und segne unser Unternehmen!" sondern: „Herr, laß Dir unsern Dank gefallen und gib uns unsrer Heimath wieder." Das Eis zeigt keine Veränderung; nach einem Tagemarsche rund um die ganze südöstliche Krümmung der Bai kein Zeichen."

Die Mannschaft wurde getheilter Meinung. Einige hielten es nach Kane's letzter Erfahrung für gerathen, auf dem Schiff zu bleiben, andere wollten um jeden Preis einen Versuch des Vordringens gegen Süden machen. Die letztere Partei verließ am 28. August die Advance, bei Kane blieben acht Mann nebst dem Eskimo Hans zurück.

Um die Feuerung zu ersetzen, war es vor allen Dingen nöthig, daß man Einrichtungen zur Abwehr der Kälte traf. In der Brigg

wurde auf die Art eine Eskimohütte hergestellt, daß das Quarterdeck mit Moos und Torf bedeckt und ein darunter befindlicher Raum, der zur alleinigen Wohnung dienen sollte, rings an den Wänden mit denselben schlechten Wärmeleitern bekleidet, der Fußboden aber sorgfältig kalfatert, zwei Zoll hoch mit Manilla-Werg belegt und mit Segelleinen ausgefüttert wurde. Den Eingang bildete ein mit Moos ausgefütterter „Tunnel" von zwölf Fuß Länge und drei Fuß Höhe, der so viele Thüren und Vorhänge bekam, als sich anbringen ließen. Das Außendeck mußte so viel Holz zur Feuerung abgeben, als sich fortnehmen ließ, ohne das Schiff seeuntüchtig zu machen. Eine behagliche Temperatur des Wohnzimmers wurde allerdings nicht erreicht, doch brachte man es wenigstens dahin, daß das Thermometer im Zimmer auf + 45° Fahrenheit zeigte, wenn es draußen auf — 30° fiel.



Die Advance im zweiten Winter.

Ein Diebstahl von Eskimo-Besuchern führte schließlich zu einer sehr nützlichen Verständigung mit diesen Wilden. Es kam zu einem förmlichen Vertrage, der die Weißen verpflichtete, Nadeln, Messer und ähnliche Geschenke zu machen, während die Wilden versprachen, frisches Fleisch zu liefern, Hunde zu verkaufen oder zu vermiethen und Jagdplätze zu zeigen. Kane gibt ihnen das Zeugniß, daß sie ihr Wort nicht gebrochen haben. „So lange wir Gefangene des Eises blieben, hatten wir ihnen manchen unschätzbaren Rath hinsichtlich unsrer Jagdzüge zu verdanken. Unsre gemeinschaftliche Beute wurde nach ihren Gesetzen gleich getheilt. Unsre Hunde waren in gewissem Sinne gemeinschaftliches Eigenthum, und oft beraubten die Eskimos sich selbst, um unsern verhungernden Thieren Nahrung zu verschaffen. In kritischen Zeitpunkten traten sie uns Lebensmittel ab, und wir thaten für sie dasselbe. Sie lernten in uns ihre Wohlthäter achten und bedauerten, wie ich gewiß weiß, unser Scheiden schmerzlich."

Am 7. December erscholl der Ruf: „Eskimo-Schlitten!" Die Wilden führten zwei der am 28. August fortgegangenen Matrosen zurück. Am 12. December kam Dr. Hayes mit den Uebrigen nach. Es war Alles eingetroffen, was Dr. Kane ihnen vorausgesagt hatte: nach einem Marsche von 350 englischen Meilen war ihnen keine Wahl geblieben, als umzukehren. An dem Tage ihrer Rückkehr zeigte der Wärmemesser auf — 50°; sie starrten von Eis und Reif und der Hunger machte sie fast ohnmächtig. In den letzten zwei Monaten und länger noch hatten sie ausschließlich von dem gefrorenen Fleische von Seehunden und Wallrossen gelebt.

Die Tagebücher Kane's erzählen von der langen Polarnacht immer dieselbe düstere Geschichte: Kälte, die dennoch gesunder ist, als die wärmere Luft, die mit dem merkwürdigen Phänomen der Südostwinde eintritt.*) Krankheiten und Hunger. Die Hunde sterben, und mehr als ein Mal hängt das Leben der Kranken daran, ob die Jäger ihnen frisches Fleisch liefern können. Man hat jetzt alle Gewohnheiten der Wilden angenommen — und befindet sich wohl dabei. Die Lampen — der Ofen kann

*) Am 29. Januar 1855 stieg das Thermometer Nachts von — 44° auf + 36° F. Der Südostwind hatte mithin einen Wechsel von 70° hervorgerufen. Er stellte sich im Januar ein, nach Mitte Februar wehte er nicht mehr.

nicht mehr geheizt werden! — verbreiten eine unerwartete Wärme, und das rohe Fleisch bewährt sich als vortreffliches Nahrungsmittel. Es ist ein antiscorbutisches Mittel und „heizt den Körper." Das Wallroßfleisch ist das beste von allen. Mit einem genügenden Vorrath solchen Fleisches, einer Eskimo-Lampe, einem Schneeschmelzer, Pelzen zum Einhüllen in der Nacht und der üblichen Kleidung kann der Jäger, namentlich wenn er Kaffee hat, bei — 60° Fahrenheit eine Nacht im Freien zubringen, nur daß er gegen den Wind geschützt sein muß. Auch schmeckt das rohe Fleisch nicht übel, und Wallroßleber mit etwas Fett von demselben Thiere genossen, ist sogar ein Leckerbissen.

Dem patriotischen Kane galt es für ein glückliches Vorzeichen, daß der Tag, an dem die Sonne sich wieder zeigte, der Geburtstag Washington's war (22. Februar). An demselben Tage schoß Hans das größte Rennthier, das man noch gesehen hatte. Dennoch war das Schlimmste noch nicht überstanden. Der Scorbut ergriff Alle, bis auf Einen, und dieser Eine lag mit einer erfrorenen Ferse im Bett. Zu Zeiten blieben nicht mehr als vier arbeitsfähig, von denen zwei jagten und zwei alle „häuslichen" Arbeiten zu verrichten hatten.

Mit der zunehmenden Wärme stellten sich Wallrosse und Seehunde ein, das Wild wurde etwas zahlreicher, und die Kranken besserten sich bis auf vier. Diese erholten sich erst in einer Krankenstation, die Kane weiter südlich auf dem Wege, den er mit seiner Mannschaft zur Heimkehr wählen wollte, errichtet hatte. Denn daß das Schiff verlassen werden mußte, war außer aller Frage. Ein dritter Winter in diesen Breiten wäre für Alle bis auf den letzten tödtlich gewesen, und daß der Sund frei werde, dazu war nach dem ganzen Zustande des Eises so gut wie keine Aussicht. Außer der Möglichkeit, daß auf Schlitten und Böten die erste dänische Niederlassung erreicht werden könne, gab es keinen Weg der Rettung mehr.

Die Vorbereitungen zu der gewagten Reise von dreizehnhundert englischen Meilen begannen früh. Sie hatten die gute Wirkung, die Kranken von ihrer traurigen Lage abzulenken. Was geschehen konnte, den Erfolg zu sichern, geschah Alles. Es war allerdings nicht viel, denn wirklich seetüchtig konnten die Böte nicht gemacht werden, und ausreichende Lebensmittel waren ebenfalls nicht zu beschaffen. Nachdem die Boote auf Schlittenkufen gestellt worden waren, schaffte man sie einzeln auf das fahrbare Eis. Diese unter allen Umständen anstrengende Arbeit drohte die Kräfte der Leute ganz aufzureiben und wurde daher auf mehrere Tage verweilt. Kane kehrte noch mehr als einmal auf die Advance zurück, um Vorräthe nachzuholen, die Mannschaft sagte dem Schiffe am 20. Mai 1855 Lebewohl. Die Flaggen wurden noch einmal aufgezogen, um dann für immer niedergelassen zu werden, und man hielt einen zweimaligen Umzug um das Fahrzeug; darin bestand die ganze Feier. Ein kleiner, für den seemännischen Charakter bezeichnender Zug darf nicht übergangen werden. Das Schiffsbild der Advance war eine weibliche Figur. Die „schöne Auguste" hatte diesen Namen dereinst wirklich verdient, aber jetzt war sie invalider als einer ihrer Verehrer. An einer Felsspitze hatte sie ihre Nase gelassen, und ein roher Eisberg hatte nichts weniger als ihren ganzen Busen, ein Prachtstück vom schönsten Blau, mitgenommen. Ueberdies war die Dame schwer, und dennoch baten die Matrosen, welche diese Last ziehen mußten, sie mitnehmen zu dürfen. Kane erfüllte die Bitte. Als er seinerseits von der Brigg Abschied nahm, hatte bereits ein alter Rabe, der mit seiner Gefährtin während der ganzen Zeit der Ueberwinterung in der Nähe geblieben war, von dem verlassenen Wrack Besitz genommen.

Man hatte nicht mehr als sechs Hunde, so daß die Hauptlast des Schlittenziehens auf die Matrosen fiel. Die vier Kranken waren zu schwach, um auch nur gehen zu können. Daß Hans Christian sich weggeschlichen hatte, war ein bedenklicher Verlust. Der glückliche Jäger hatte sich durch eine dunkle Schöne des fernen Nordens seiner Braut abspenstig machen lassen.

Ein einziges Mal konnte man mehrere Tage hinter einander mit Benutzung der Segel über glatte Eisflächen hinfahren. Sonst fast immer mußten die Leute die Bootschlitten ziehen. War es schon eine harte Arbeit, mit dem Beil in der Hand einen Weg durch das gebrochene Eis am Rande der Eisfelder zu bahnen, so wurde die Mühe fast überwältigend, wenn der höhere Rand des Eisgürtels erstiegen werden mußte. Dann hatte man eine geneigte Fläche von vielleicht dreißig Fuß Länge herzustellen und die Boote mit Stangen und Hebeln hinaufzuschaffen. Einer der Matrosen, der wackerste von allen, starb an den Folgen dieser Anstrengung.

Als man endlich offenes Wasser erreichte, mußte man wegen eines Sturms noch drei Tage warten, ehe man sich einschiffen konnte. Der Tag war der 19. Juni, der Punkt Cap Alexander, die Ostgrenze des Smithsundes. Das Wasser, in dem Kane sich befand, wird von den ältesten Wallfischfängern gefürchtet, und er hatte offene Boote und eine halb aufgeriebene Mannschaft. Nicht lange, und es zeigte sich wieder festes Eis, doch hie und da mit offenen Stellen. Mit einem Eisfelde, bei dem die Boote Schutz gesucht hatten, ließ man sich vom Sturme forttreiben, als eine

plötzliche Wendung das Feld mit einem Felsen in Berührung brachte. „Unter dem Druck brach und zerbröckelte, warf und thürmte sich die gesammte Fläche, auf der wir standen. Ich glaube nicht, daß in unsrer kleinen Gesellschaft, die doch die Gefahr zu beurtheilen verstand und solche Lagen kannte, ein Einziger war, der sagen könnte, wann, wie und wo wir wieder flott wurden. Wir wissen weiter nichts, als daß wir unter einem völlig unbeschreiblichen Getöse, in dem man das Schmettern von tausend Trompeten ebenso wenig gehört haben würde, wie die Stimme eines einzelnen Menschen, geschüttelt, emporgehoben, herumgewirbelt und endlich unter einer Masse von zertrümmerten Schollen abgesetzt wurden." Eine pittoreske Höhle, des Müden Ruheplatz getauft, gewährte den Booten Schutz gegen den Sturm, der fast drei Tage lang fortwüthete.

Dieser Schutz war nicht der einzige Dienst, den die Höhle leistete. Mangel an Nahrung hatte die Kräfte der Leute, ohne daß sie eigentlich Hunger empfanden, auf eine gefährliche Weise herabgebracht. Die Höhle gewährte vortreffliche Nahrung, Eier von Wasservögeln, deren man täglich wohl zwölfhundert sammelte. Diese kräftige Speise befähigte die Matrosen zu den neuen Anstrengungen, die ihrer harrten.

An den Providence-Klippen, den Sammelplätzen zahlloser Vögel, lernte man sogar das Gefühl des Ueberflusses wieder kennen. Die Eier und die Cochlearien, die auf dem Guano-Boden üppig wuchsen, lieferten im Verein den unschätzbarsten antiscorbutischen Salat. Kane und zwei seiner Officiere waren die einzigen, welche den Jubel der Mannschaft über so ungewohnte Genüsse nicht theilten. Von einem Eisberge aus hatten sie gesehen, daß weithin gegen Süden eine ununterbrochene Eisfläche sich dehnte.

Nicht früher als am 18. Juli gestattete das Eis die Wasserfahrt. Man hatte die Wahl zwischen zwei Wegen. Man konnte entweder am Rande des festen Landeises hinfahren, wo man gewissermaßen unter Schutz war, aber langsam vorwärts kam, oder durch zusammenhängende offene Stellen weiter in das Meer hinaussteuern, wo man auf schnellere Fortschritte rechnen durfte, aber mit den gebrechlichen Booten mitten in die Linie des Treibeises gerieth. Kane hatte einen guten Grund, für das offene Meer zu entscheiden: den kleinen Vorrath getrockneter Vögel nicht gerechnet, den er besaß, hatte er noch sechsunddreißig Pfund Lebensmittel für den Mann und, nachdem das kleinste Boot zerschlagen worden war, Feuerung für drei Wochen.

In den beiden letzten Wochen des Juli wurde die Lage, obgleich man endlich vorwärts kam, schlimmer und schlimmer. Die Rationen hatten verringert werden müssen, und der Hunger übte seine Wirkungen. Den Leuten wurde das Athmen schwer, und die Füße schwollen ihnen so, daß sie ihre Stiefel aufschnitten. Das beunruhigendste Symptom war die Schlaflosigkeit, die sich einstellte. In dieser Krisis zeigte sich ein großer Seehund, der auf einem kleinen Eisfelde Ruhe hielt und es gelang glücklich, ihn zu erlegen. „Ich wollte noch einen zweiten Schuß thun lassen, doch meine Leute ließen sich nicht halten. Mit einem wilden Aufschrei, der aus jeder Brust gleichzeitig kam, ruderten sie die Boote nach dem Eisfelde hin. Eine Menge Hände griffen nach dem Seehunde und zogen ihn auf festeres Eis. Die Matrosen schienen halb wahnsinnig zu sein, ich hatte nicht geahnt, wie weit es durch den Hunger mit ihnen gekommen sei. Sie liefen rufend, lachend und die Messer schwingend über das Eisfeld hin. Nicht fünf Minuten vergingen und Jeder sog an seinen blutigen Fingern oder kauete an langen Streifen rohen Fettes. Nicht eine Unze Fleisch ging verloren."

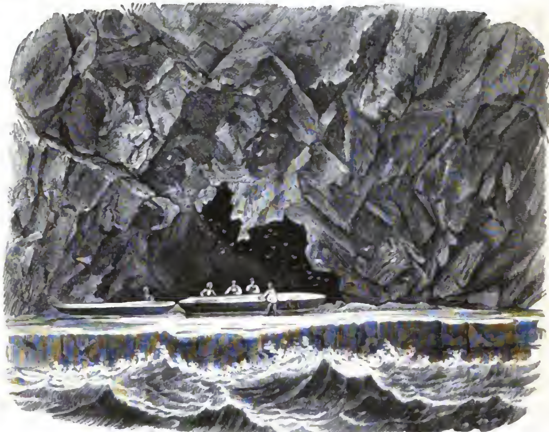
Der Zauber war gebrochen. Am 1. August kam der Teufelsdaumen, eine der Landmarken der Grönlandsfahrer, in Sicht, und von nun an folgte man dem ruhigeren Wasser längs der Küste. Zwei Tage später ließen sich in der Ferne Ruder, dann Stimmen vernehmen, und der vertraute Ton: „Halloh!" erreichte die Schwergeprüften. Es waren Dänen in einem Boot aus Upernavik. — Der Prediger des Orts hielt eine deutsche Zeitung, aus der er den Fischern zuweilen Mittheilungen machte, und so erfuhr Kane, daß tausend englische Meilen von dem Orte, wo er Franklin gesucht hatte, Spuren seines Untergangs gefunden worden seien. Auch von Sebastopol erzählten die Dänen. „Was ist Sebastopol und wo liegt es?" lautete die Antwort.

Bald war man in Upernavik. Alle waren so an die Luft gewöhnt, daß sie in den Häusern ein Gefühl hatten, als müßten sie ersticken. Sie übernachteten auf der Straße und die theilnehmenden Bewohner brachten ihnen Kaffee. Am 6. September führte ein dänisches Schiff sie nach Godhavn, und sie hörten nun, daß Capitain Hartstene mit amerikanischen Fahrzeugen sie aufsuche. Noch einige Tage, und Hartstene hatte sie aufgenommen.

Die Nordamerikaner dürfen auf diese Expedition mit Stolz blicken. Die Matrosen waren Freiwillige, der eisernen Disciplin englischer Kriegsschiffe nicht unterworfen, und alle bis auf zwei versagten in den traurigsten Lagen nie den Gehorsam. Irren wir, wenn wir die Ausdauer und Aufopferung dieser Männer höher anschlagen, als den übrigens gleichen und, was Kane betrifft, sogar höhern Muth ihrer Führer, denen ihr wissenschaftliches Interesse noch andere Impulse verlieh?

Die Resultate der Expedition für die Wissen-

schaft beurtheilt Kane selbst in seinem Werke mit großer Bescheidenheit. Er hat ermittelt, daß der Smithssund sich zu einer geräumigen Bai erweitert, die noch nördlicher wieder zu einem engeren Canal wird. Er glaubt ermittelt zu haben, daß Grönland im Norden an einen ungeheuren Gletscher grenzt, der die Verbindung mit dem amerikanischen Festlande Sir Edward Parry's im Meer von Spitzbergen und Penny's im Wellington-Canal überein. Alle drei haben doch im Norden, wo undurchdringliche Eismassen vermuthet werden, offenes Wasser mit zahlreichen Wasserthieren gesehen. Dennoch ist nichts weniger als ausgemacht, daß dieses Meer eine zusammenhängende immer offene Masse bilde, so daß die alten Schiffer-



Des Müden Ruheplatz.

bilde. Auch er endlich hat weit im Norden hinter undurchdringlichen Eisschranken ein offenes Meer gefunden. Interessant, wenngleich nicht neu, sind seine Mittheilungen über die Eskimos, über das Thier- und Pflanzenleben, über Eisbildungen und meteorologische Erscheinungen. Die beiden wichtigsten der Entdeckungen Kane's sind auf Zweifel gestoßen. Er hat den Humboldt-Gletscher nicht weit gegen Osten verfolgt. Reicht er dort wirklich bis zum Meere und ist es nicht möglich, daß er überhaupt auf Land steht? Was weiter sein offenes Meer betrifft, so stimmt das, was Morton gesehen hat, mit den Wahrnehmungen sagen von einem Nordpolparadiese Recht bekämen. Kane deutet an, daß der Golfstrom, den man bereits bis Nowaja Semlja verfolgt habe, durch jene Insel in den Raum rings um den Nordpol abgeleitet werden und diesen erwärmen könne. Es wäre sehr beklagenswerth, wenn das offene Polarmeer zu einem neuen geographischen Räthsel würde, das die nordwestliche Durchfahrt ersetzte. Dem Streben, den höchsten Norden aufzuschließen, sind Opfer genug gefallen, und nach den gemachten Entdeckungen ist der Nutzen, der sich von fortgesetzten Forschungsreisen erwarten läßt, ein sehr geringer.

Die Kometenfurcht alten und neuen Styls.

Von J. H. Mädler.

Von Jahrhundert zu Jahrhundert haben die Naturforscher die Hoffnung gehegt, es werde endlich die Zeit anbrechen, wo es ihnen vergönnt sei, ruhig und unbeirrt ihren Forschungen obzuliegen, ohne sich genöthigt zu sehen, gegen alte, längst widerlegte, aber stets von Neuem wieder auftauchende Irrthümer anzukämpfen. Das neunzehnte Säculum, selbst in seiner zweiten Hälfte, hat diese Epoche noch nicht gebracht, und grade die neueste Zeit mahnt

uns gebieterisch, die Waffen des Geistes auf's Neue zu ergreifen gegen Wahn und Aberglauben.

Die Kometenfurcht alten Styls sah in den Kometen Wahrzeichen kommenden Unglücks, Schwerter, die auf Krieg und Empörung, Ruthen, die auf göttliche Strafen, wie Heuschrecken, Pest und Hungersnoth deuteten. Ja selbst die Schicksale einzelner Menschen erschienen jener Zeit wichtig genug, um sie durch Kometen voraus verkündigen zu lassen. Der Nachfolger Karls des Großen, Ludwig I. von Frankreich, ließ bei Erscheinung eines großen Kometen 837 in größter Eile Kirchen und Klöster errichten, um den Zorn der Gottheit zu besänftigen. Was die Eroberung Constantinopels durch die Türken nicht vermochte, das brachte drei Jahre später ein Komet zu Stande: Papst Calixt III. verordnete tägliche Gebete in allen Kirchen und Läuten mit allen Glocken bei Tag und bei Nacht, um den Himmel zu versöhnen, und die strengsten Strafen drohten denen, welche diese Pflicht vernachlässigten. Der Komet von 1556 soll Karl V. veranlaßt haben, zu abdiciren und in ein Kloster zu gehen; und der Komet von 1618 veranlaßte in Dänemark die Prägung einer Medaille, auf der eine zu Boden geworfene Menschenmenge die flehenden Arme gegen den furchtbaren Kometen emporhebt, mit der Inschrift:

Gott gib das dieser Komet-Stern
Besserung unseres Lebens lern. 1618.

Einigen Trost mag es gewähren, wenn man sieht, wie hier dem allgemeinen Wahne noch ein moralischer Nutzen abgewonnen werden soll, wiewohl es viel vernünftiger gewesen wäre, die Besserung des Lebens nicht bis zur Erscheinung großer Kometen aufzuschieben.

Nachdem indeß die alte Astrologie, mit der selbst noch ein Kepler, um des lieben Brotes willen, sich zu beschäftigen genöthigt sah, allmälig zum Nimmerwiedererstehen in's Grab gesunken war, konnte auch ihr letzter Ueberrest, die Kometomantie, sich nicht auf die Dauer erhalten, und wenn man noch zu Anfang dieses Jahrhunderts häufig der Frage begegnen konnte, was dieser oder jener Komet für uns bedeute, so ist sie jetzt fast gänzlich verstummt.

Doch sollen wir uns über das Verschwinden eines Irrthums erfreuen, so vermögen wir dies nur, wenn er der Wahrheit das Feld räumt; nicht jedoch, wenn ein neuer und wo möglich noch schlimmerer Irrthum ihm auf dem Fuße folgt; und leider läßt sich nicht verkennen, daß dieser Fall hier eingetreten ist.

Die Kometenfurcht neuen Styls unterscheidet sich von der früheren zunächst darin, daß sie eine wissenschaftliche Miene annimmt und sich scheinbar sogar auf wissenschaftliche Autoritäten stützt. Nachdem bereits vor mehr als hundert Jahren Whiston und Buffon in allen Ereignissen der Vorzeit, vor Allem in der Schöpfung (!) und Sündfluth, die Wirkungen eines anstoßenden Kometen vermuthet hatten, äußerte zu Anfang unsers Säculums Laplace, wiewohl vorsichtig und unter beschränkenden Bedingungen, daß die Veränderungen, welche unsre Erde in den frühern geologischen Perioden erfahren habe, möglicherweise im Anstoß eines Kometen ihre Erklärung fänden, und Hunderte von literarischen „Kärrnern, die vollauf zu thun haben, wenn die Könige bauen," ergriffen begierig statt der Fingerspitze den ganzen Arm, um die in Furcht und Schrecken gesetzte Lesewelt möglichst auszubeuten. Und so geschieht es denn jetzt zum vierten Male (die früheren Data dieser Schrecken sind 1777, 1809, 1832), daß von einem Welt- oder doch mindestens Erduntergange durch den Anstoß eines Kometen im Publicum alles Ernstes die Rede ist. Diese Erwägungen mögen das Folgende rechtfertigen.

Kann ein Komet mit einem Planeten, und in specie mit unsrer Erde zusammentreffen?

Nach der Gestalt und Lage der Bahnen dieser Körper muß die Frage bejaht werden. Es kann geschehen, daß die Erde und ein Komet irgend einmal gleichzeitig an demselben Orte des Weltraums anlangen und also sich berühren. Freilich hat keine der bekannten Kometenbahnen eine solche Lage, daß ein Zusammentreffen mit dem Kopfe des Kometen zu erwarten ist. Dagegen liegen die Schweife, die sich oft viele Millionen Meilen weit erstrecken, bei einigen Kometen so, daß ein Hindurchgehen der Erde durch sie möglich ist, und es mag sich dies schon mehrmals ereignet haben. Am 26. Juni 1819 hat sich die Erde, ohne daß selbst die Astronomen etwas davon wußten, einige Stunden lang im Schweife eines Kometen befunden, der am 1. Juli entdeckt wurde, und dessen Bahnberechnung erst diese Thatsache an's Licht brachte. Dieser Tag war, wie der Sommer von 1819 überhaupt, schön und warm, und kein besonderes Ereigniß bezeichnete ihn oder die nächstfolgenden; es zeigten sich weder Stürme noch schwere Gewitter, und die Ernte dieses Jahres war eine zufriedenstellende.

Kann ein solches Zusammentreffen vorher berechnet werden?

Da die Bahn unsrer Erde als genau bekannt zu betrachten ist, so wird es nur darauf ankommen, daß auch die des betreffenden Kometen hinreichend scharf bekannt sei. Dies ist indeß nur bei wenigen bis jetzt der Fall, und unter diesen findet sich keiner, der mit der Erde zusammentreffen kann. Die, welche der Erdbahn am nächsten kommen, sind der Komet

von 1684	bis auf	216	Erdradien	(185,000 Meil.)
„ 1805	„	„ 261	„	
„ 1742	„	„ 331	„	
„ 1779	„	„ 347	„	

und wenn einmal bei Wiederkehr dieser Kometen die Erde gleichzeitig in dem betreffenden Punkte steht, so wird man auf kurze Zeit einen sehr großen Kometen erblicken. — Der wirklich am nächsten gekommene Komet war der von 1770, der in der Nacht zum 1. Juli bis auf 363 Erdhalbmesser (310,000) Meilen), also nur etwa sechs Mal weiter als der Mond, unsrer Erde nahe kam.

Wenn uns erst mehrere Kometenbahnen nach ihren Elementen und insbesondere nach ihrer Umlaufszeit genauer bekannt sind, so wird man diese Rechnungen zuverlässiger ausführen und mit größerer Sicherheit als gegenwärtig die Zeiten der geringsten Entfernung oder auch die des wirklichen Zusammentreffens vorhersagen können.

Kann ein solches Zusammentreffen für unsre Erde irgendwelche nachtheilige Folgen haben?

Jedenfalls die Hauptfrage, und wir werden uns erst mit der Naturbeschaffenheit der Kometen bekannt machen müssen, um sie zu beantworten, und in dieser Beziehung lehren die Beobachtungen Folgendes:

1) Die Kometen sind durchsichtig. Nicht bloß durch ihre Schweife, sondern auch durch den Kopf, selbst durch seinen mittlern und hellsten Theil, erblickt man alle Sterne, die in dieser Richtung hinter ihm stehen, und zwar ungeschwächt, ja (nach einer Beobachtung Piazzi's) sogar noch etwas verstärkt. Er ist also viel vollkommner durchsichtig als unsre Luft.

2) Die Kometen lenken den hindurchgehenden Strahl nicht von seinem Wege ab. Die genauen Untersuchungen Bessel's und Struve's setzen dies außer Zweifel. Da nun jede Luftart, ebenso wie jede durchsichtige Flüssigkeit, den Lichtstrahl ablenkt (bricht), so ist der Komet weder ein luftförmiger, noch ein flüssiger Körper.

3) Der Komet ist aber auch kein fester Körper in dem Sinne, wie die Planeten es sind. Schon die schnellen Veränderungen seiner Gestalt, die bei allen nicht gar zu weit entfernt bleibenden deutlich wahrgenommen sind, widersprechen dieser Annahme, mehr aber noch die Wirkungslosigkeit seiner Masse beim Nahekommen irgend eines Planeten. Wir haben die Sonne, wir haben Erde, Mond und die Planeten gewogen, wir beginnen selbst Firsterne zu wägen. Wer diesen Ausdruck zu stark findet, bedenke, daß alles Wägen auf Bestimmung der Quantität einer Wirkung hinausläuft; bei dem, was uns zur Hand liegt, ist es die Druckwirkung auf die Wagschale, bei Weltkörpern die Attractionswirkung auf die Bewegung andrer Weltkörper. Je feiner die Wage, desto kleinere und leichtere Körper können gewogen werden, wenn aber auch unsre feinste Wage die Wirkung des Sandkörnchens oder Thautröpfchens nicht mehr wahrnehmen läßt, so können wir auch kein Gewicht angeben. Andrerseits, je schärfer die Beobachtungen und je günstiger die Umstände, desto schwächere Wirkungen können wahrgenommen, desto kleinere Massen bestimmt werden; wenn aber dessenungeachtet keine Wirkung wahrgenommen wird, so muß die Masse nothwendig kleiner sein, als die kleinste noch bestimmbare.

In diesem letzten Falle nun sind wir bei den Kometen. Ganz masselos, d. h. körperlos, können sie freilich nicht sein, denn sonst würden sie auch keine Wirkungen von den Planeten ihrerseits erfahren, und doch ist dies entschieden der Fall. Aber wenn man herausgebracht hat, daß der Komet von 1770 noch nicht den fünftausendsten Theil der Erdmasse haben kann, und alle ähnlichen Rechnungen auf ein solches Nichtwahrnehmen der Wirkungen, wie oben beim Sandkorn und Thautropfen, hinauslaufen, so bleibt auch nichts übrig, als dieselbe Schlußfolgerung zu machen. Daraus folgt aber

4) daß die Kometen überaus dünne Körper, ja mehrere tausendmal dünner sind, als unsre verdünnteste Luft.

Denn ihr Volumen ist so groß, daß sie gewöhnlich alle Planeten, ja wohl selbst die Sonne übertreffen, und so muß ihre Dünnheit eine ganz außerordentliche, mit keiner irdischen Substanz mehr vergleichbare sein.

Wenn nun der Komet kein fester, kein tropfbarer und kein gasförmiger Körper sein kann, was bleibt übrig? Natürlich können wir dies nicht näher wissen: am wahrscheinlichsten besteht er aus unzusammenhängenden, staubartig verbreiteten Theilen, die wir in unmittelbarer Nähe gar nicht einmal wahrnehmen würden, und die uns auch in der Ferne als ein Ganzes nur dadurch sichtbar werden, daß

5) der Komet das Sonnenlicht zurückwirft. Schon längst ist wahrgenommen worden, daß seine größere oder geringere Helligkeit fast allein durch den Abstand von der Sonne bestimmt wird; völlig entschieden ist der Gegenstand durch Arago's Polariskop. Man kann nämlich durch dieses Instrument eignes von erborgtem Lichte ganz bestimmt unterscheiden, bei irdischen wie bei Himmelskörpern; ersteres gibt Bilder von gleicher Farbe und Lichtstärke, letzteres von ungleicher. Alexander von Humboldt war bei diesen (1835 angestellten) Versuchen gegenwärtig und gibt im dritten Theile seines Kosmos nähere Auskunft darüber.

Aus allem diesem aber geht hervor, daß wir von dem Zusammentreffen mit einem solchen Körper nichts zu befürchten haben, auch selbst dann nicht, wenn einige dieser Staubtheilchen, ungesehen und unbemerkt, auf unsrer Erde sich niederschlagen sollten. Wäre der Komet gas-

förmig, so könnte er bei aller Dünnheit sich doch mit unsrer atmosphärischen Luft vermischen, und darin ein möglicher Nachtheil gesucht werden, allein auch dies ist nicht der Fall. Ein nur handgroßer Meteorstein ist ohne allen Vergleich mehr zu fürchten, als ein Komet; jener vermochte in S. Edmond's ein Haus anzuzünden, und in einem andern Falle einen Mönch in Mailand zu erschlagen; andere Fälle der Art sind nie bekannt geworden. Der Komet, und steckten wir selbst in seinem Mittelpunkte, wird Niemandem ein Haar krümmen, oder man müßte denn alle Thatsachen leugnen wollen, worauf obige Sätze sich gründen.

Allerdings ist es noch nicht gar lange her, daß man mit diesen Umständen genauer bekannt geworden ist; auch selbst zu Laplace's Zeit lagen noch keine so bestimmten Beweise für die obigen Sätze vor. Damals konnte selbst ein Mann der Wissenschaft noch die Kometengefahr für etwas Mögliches, wenn gleich wenig Wahrscheinliches, halten. Wenn gegenwärtig ein Gelehrter, der mit den neueren Forschungen bekannt sein muß, noch solche vor funfzig oder hundert Jahren entschuldbare Besorgnisse äußern und mit ihnen die Welt ängstigen wollte, so müßte man es geradezu als ein frevelhaftes Beginnen bezeichnen.

Endlich, um auf die speciellste Gegenwart zu kommen:

Ist von irgend einem Astronomen der 13. Juni als Moment des Zusammentreffens mit einem Kometen bezeichnet worden?

Hierauf das entschiedenste Nein. Von Frankreich, wo sich das grundlose Gerücht zuerst verbreitete, ist ebenso wenig als von irgend einem andern Orte aus die geringste wissenschaftliche Veranlassung dazu gegeben worden, und es liegt auch in der That nicht die leiseste Vermuthung vor. Von einem erwarteten Kometen ist allerdings, und schon seit Jahren, die Rede gewesen, und es soll hier in aller Kürze dargelegt werden, wie es sich mit dieser Erwartung verhalte.

Schon vor hundert und funfzig Jahren zeigte sich aus Halley's Rechnungen, daß zwei Kometen, der von 1264 und 1556, in ihren Bahnelementen zwar keine völlige Gleichheit, aber doch große Aehnlichkeit zeigten, und es ward die Vermuthung rege, daß beide Erscheinungen demselben Kometen angehören könnten. Die Bahn von 1556 ließ sich noch erträglich gut bestimmen, und folglich auch die Störungen, die der Komet vor und nachher erfahren hatte, annähernd berechnen. Dies thaten am gründlichsten Hind in London und Bomme in Middleburg, und beide gelangten zu dem Resultat, daß die Wiederkehr zwischen 1856 und 1860 (eine genauere Angabe war nicht möglich) zu erwarten sei, immer unter der Voraussetzung, daß beide erwähnten Kometen ein und derselbe gewesen.

Nun sind in neuester Zeit einerseits (durch Littrow) alte bisher unbekannte Beobachtungen des Kometen von 1556 aufgefunden worden, wodurch diese Bahn eine größere Zuverlässigkeit erlangt hat. Andrerseits hat Hoek die alten (meistens chinesischen) Beobachtungen des 1264r Kometen auf's Neue untersucht, und hier ergeben sich die beiden Bahnen viel mehr verschieden, als man früher angenommen. Die Wahrscheinlichkeit, daß beide Kometen einer und derselbe gewesen, ist dadurch zwar nicht aufgehoben, aber doch sehr vermindert. Ist es aber mit dieser Identität nichts, so ist es auch mit jener auf 1856—60 gerichteten Erwartung Nichts, und wenn dennoch ein größerer Komet in dieser Zeit erschiene (kleinere, bloß teleskopische, erscheinen in jedem Jahre und man sah ihrer z. B. 1846 nicht weniger als acht), so wäre es ein unerwarteter, wie bis jetzt mit wenigen Ausnahmen alle Kometen. Ein erwarteter, aber nur teleskopischer, steht übrigens jetzt am Himmel, es ist der 1846 entdeckte Brossen'sche; er stand am 29. März in seiner Sonnennähe und entfernt sich jetzt schon wieder von Erde und Sonne.

Doch auch wenn es mit der erwähnten Identität der beiden 1264 und 1556 erschienenen seine Richtigkeit hat, so werden wir zwar in der erwähnten Zeit einen größern Kometen sehen, aber einen solchen, der weder bei seiner diesmaligen noch einer spätern Erscheinung mit unsrer Erde zusammentreffen kann. Wissenschaftlich interessant ist der Gegenstand in hohem Grade; wichtige Aufschlüsse sind wahrscheinlich zu erwarten, auch selbst wenn der Erhoffte nicht gesehen wird, aber an eine Gefahr für unsre Erde ist dabei nicht zu denken.

Ich empfehle schließlich denen, welche über die hier berührten Gegenstände nähere, auf wissenschaftliche Untersuchungen gegründete Belehrung suchen, meine im Jahr 1853 in Leipzig bei Baumgärtner erschienene deutsche Bearbeitung von Russel Hind's Schrift über die Kometen, in der namentlich ein eignes Capitel dem erwarteten Kometen von 1556 gewidmet ist.

Der unterseeische Telegraph

zwischen Europa und Amerika.

Das telegraphische Tau, welches die alte und die neue Welt zu verbinden bestimmt und bald der Vollendung nahe ist, unterscheidet sich von den meisten der bisher gelegten unterseeischen Telegraphen in seiner Construction sehr bedeutend, indem man durch die bei andern Linien gemachten Erfahrungen wesentliche

Verbesserungen hat anwenden können. Das von Dover nach Calais gelegte Tau, sowie das England und Irland verbindende, sowie mehrere andere von geringerer Bedeutung haben, weil der größte Theil ihrer Leitung in verhältnißmäßig seichtem Wasser liegt, wo die Gefahr von Ankern erfaßt zu werden zu berücksichtigen war, ein Gewicht von sieben bis acht Tonnen (à 2000 Pfd.) die Meile. Sie sind dadurch mächtig genug, um fast einer jeden Gewalt, der sie ausgesetzt sein können, zu widerstehen, es müßte denn diese Gewalt so ausnahmsweise groß sein, wie vor einiger Zeit bei der von England nach Ostende liegenden Leitung, die während eines heftigen Sturmes ein großes Schiff mit den Ankern ergriffen hatte, und, nachdem es lange Zeit daran festgelegen, zerriß. Daraus, daß solche Unfälle indeß nur selten vorkommen — der erwähnte ist der einzige, der ein so starkes Tau betroffen hat, während leichtere Leitungen an ähnlichen Stellen sehr oft gelitten haben — ergibt sich die Richtigkeit des Princips, für viel befahrne und seichte Meerestheile so schwere Leitungen zu wählen.

In der Nähe der Küsten von Neufundland und Irland bis zu einer Tiefe, wo die Gefahr vorhanden ist, von Ankern ergriffen oder von sinkenden Eisbergen getroffen zu werden, wird das atlantische Tau stärker als irgend eine der bisherigen Leitungen sein. In dem Haupttheile der Leitung, wo die große Meerestiefe dem Drahte eine völlige Ruhe und Sicherheit gibt, wird dessen Gewicht nicht mehr als eine Tonne auf die Meile betragen.

Das Innere des Taues, die eigentliche telegraphische Leitung besteht aus sieben zu einem Strange zusammengedrehten Kupferdrähten. Dieser wird mit drei nach einander aufgelegten Ueberzügen von Gutta Percha belegt. Die ganze Dicke desselben wird $^3/_8$ Zoll betragen. Die Fabrication dieses Theiles des Taues hat die Gutta-Percha-Compagnie in London übernommen. Von dort wird die fertige Leitung nach Greenwich transportirt, um hier in zwei verschiedenen Fabriken, deren jede eine Hälfte des Taues (die ganze Länge desselben beträgt 2500 Meilen) übernommen hat, mit der äußern schützenden Hülle versehen zu werden. Sie erhält zunächst eine Decke von Hanf, der mit Theer und Pech getränkt ist, sodann wird es mit achtzehn Strängen Eisendrahtes, deren jeder aus sieben Eisendrähten zusammengedreht ist, umsponnen, und schließlich nochmals durch eine Auflösung von Pech und Theer gezogen. Um während dieser Arbeiten die Ueberzeugung von der völligen Leitungsfähigkeit des Taues zu erlangen, ist dasselbe fortwährend einem galvanischen Strome ausgesetzt, dessen Unterbrechung sich sofort bemerkbar machen würde.

Berichtigende Erklärung.

Im Januarheft dieser Zeitschrift Seite 413 spricht sich Herr Staatsrath Mädler über die Vertheilung der Planetenperihelien in einer Weise aus, wonach man glauben könnte, daß ich mit seiner Ansicht von den Plejaden oder der Alcyone als „wahrscheinlicher Centralsonne" einverstanden sei. Im Gegentheil wird jeder Kundige aus der numerischen Berechnung des mathematischen Ausdrucks für die Störung der Perihellänge leicht ersehen, daß gerade die entgegengesetzte Himmelsrichtung der Sitz einer außerhalb des Sonnensystems befindlichen in constanter Richtung wirkenden störenden Kraft sein muß, wie die gedachte ungleiche Vertheilung der Perihellängen der Planeten- und Kometenbahnen von geringer Excentricität schließen läßt. Bei den Kometenbahnen von starker Excentricität kommen verhältnißmäßig mehr die Ausdrücke für die Störung der Lage der Bahn durch die darauf senkrechte Componente in Betracht als derjenige für die Störung der Perihellänge; das Resultat beider aber ist, daß die Richtungen der großen Axen ihrer Bahnen sich vorherrschend in der Gegend einer Ebene anhäufen, die auf jener in constanter Richtung wirkenden Kraft senkrecht ist, während die Bahnflächen sich wieder der Richtung der störenden Kraft zuwenden. Diese Folgerung findet sich in der Wirklichkeit dadurch bestätigt, daß an den Polen der Milchstraße sich eine zehnmal geringere Anzahl von Kometenperihelien projiciren läßt als in der Nähe und Umgegend der Milchstraße selbst, ferner daß die Oerter der Sonnennähen der Kometen überwiegend in die Nähe des Sommersolstitiums bei rechtläufiger, des Wintersolstitiums bei rückläufiger Bewegung fallen. Die hier angegebene Richtung der anziehenden Kraft nähert sich den bekannten großen Nebelanhäufungen in den Sternbildern der Jungfrau, der beiden Löwen, des Haars der Berenice, des großen Bären, wo sich also der Wahrscheinlichkeit gemäß wirklich eine überwiegende Massenanhäufung befindet, die nach den hergebrachten Ansichten über Nebelflecke und Sternhaufen unser ganzes Milchstraßensystem sehr bedeutend an Masse übertreffen dürfte, während die anziehende Kraft des letzteren zum größten Theil in ihrer Wirkung wahrscheinlicherweise paralysirt wird. Im Anschluß an obige Bemerkungen ist noch gegen die Ansicht des Herrn Staatsraths Mädler über „Kometen von unbestimmter Bahnform" einzuwenden, daß nicht wieder zurückkehrende Kometen schon wegen der Widerstandskraft des Aethers bei der fast unbegreiflich geringen Dichtigkeit ihres Stoffes zu den größten Unwahrscheinlichkeiten gehören.

Theodor Brorsen.



Dritte Abtheilung.

Rafael und Michelangelo.

Von Herman Grimm.

III. (Schluß.)

Glücklicher Weise begegnen wir für die nun beginnende Zeit einer Quelle, in der sich das Leben des großen Meisters weniger trübe spiegelt. In die Jahre um 1540 fällt der römische Aufenthalt eines Miniaturmalers in Diensten des Königs von Portugal, der von seinem Herrn nach Italien geschickt wurde um die dortigen Zustände zum Vortheile seines Vaterlandes kennen zu lernen.*)

Während ich so in Rom meine Zeit hinbrachte, schreibt Francisco d'Hollanda, suchte ich eines Tages Messer Lattantio Tolomei auf, welcher mich durch die freundliche Verwendung Bosio's, Secretär beim Pabste, mit Michelangelo bekannt gemacht hatte. Lattantio stand nicht nur durch den Adel seiner Gesinnung, sondern auch als Neffe des Pabstes durch seine Geburt in hohem Ansehn. Ich fand ihn nicht zu Hause, doch hatte er hinterlassen, daß er mich auf Monte Cavallo in der Kirche von San Silvester erwarten würde, wo er mit der Marquise von Pescara die Vorlesung der paulinischen Briefe hörte. Diese Dame, Vittoria Colonna, Marquise von Pescara, Schwester des Ascanio Colonna ist eine der ersten und berühmtesten von ganz Italien und Europa, d. h. der ganzen Welt. Die Reinheit ihrer Sitten, ihre Schönheit, ihre Kenntnisse in den alten Sprachen, ihr Geist, mit einem Worte, alle die Tugenden, welche eine Frau zieren und zu ihrem Lobe genannt werden können, lassen sie einen so hohen Rang einnehmen. Seit dem Tode ihres Mannes lebt sie in bescheidener Zurückgezogenheit. Zufrieden mit dem Glanze der äußerlichen Größe ehemaliger Tage, gibt sie sich nun ganz der Liebe zum Göttlichen und der Ausübung guter Werke hin, kommt armen Frauen zu Hülfe und lebt als ein Exempel wahrhaft christlicher Frömmigkeit. Ich verdanke die Bekanntschaft mit ihr gleichfalls der Güte Lattantio's, der zu ihren genauesten Freunden zählt. Sie bat mich einen Sitz einzunehmen, und als die Vorlesung sammt der Auslegung beendet war, lenkte sie ihre Augen auf mich und Lattantio.

Ich kann mich irren, begann sie, aber es will mir scheinen als hörte Meister Francisco lieber zu wenn Michelangelo über die Malerei redet, als wenn Fra Antonio eine Vorlesung hält.

Mich pikirte das. Madonna, erwiederte ich, Eure Excellenz muß also wohl annehmen, ich verstände weiter nichts als die Dinge, welche die Malerei betreffen. Gewiß wird es mir sehr lieb sein dem Michelangelo zuzuhören, allein

*) Der Bericht über diese Reise ist in portugiesischer Sprache geschrieben. Der Graf Raczynsky entdeckte ihn in Lissabon und hat Bruchstücke daraus in's Französische übersetzen lassen, die sich in seinem Buche Les arts en Portugal, vorfinden. Ich habe einiges davon in's Deutsche übertragen. Was den Messer Lattantio Tolomei anlangt, so scheint sich Francisco d'Hollanda im Vornamen geirrt zu haben. Ich fand nirgends einen Lattantio Tolomei. Dagegen geht aus Claudio Tolomei's Correspondenz hervor (Delle lettere di M. Claudio Tolomei libri sette. Vinetia 1550. Aber schon früher als in diesem Jahre und auch später gedruckt), daß er selbst mit Vittoria eng befreundet war. Er richtete einigemale Briefe an sie, doch enthalten sie nichts besonderes. Er dichtete und bemühte sich, die alten classischen Formen der italienischen Sprache aufzudrängen.

wenn es sich um die Sprüche des Paulus handelt, ziehe ich Fra Antonio vor. —

Ich unterbreche hier auf einen Augenblick den Bericht des guten Mannes. Stellt sich sein Memoriale auch als eine natürliche und gewiß wahrheitsgetreue Mittheilung seiner Erlebnisse dar, so ist die Form des Gespräches, das er ein wenig weitschweifig aber nicht unbelebt fortzuführen weiß, nicht sein Eigenthum, sondern eine in damaliger Zeit beliebte und überall verbreitete Form. Wir haben eine Menge von Raggionamenti aus Italien, eine Menge von Gesprächen aus dem damaligen Deutschland. Während man sich heute direkt an's Publikum wandte, personificirte man dasselbe damals und stellte sich ihm so gegenüber. Die Disputationen auf den gelehrten Schulen, die in allen Schichten des Lebens stattfindenden mündlichen Verhandlungen, das Muster der platonischen Gespräche, Alles zusammengenommen ließ in der schönen Litteratur diese Form zu einer der gebräuchlichsten werden. Wenn daher unser Portugiese mit einer gewissen Umständlichkeit die Nebendinge erwähnt und verschiedene kleine Accente zu setzen liebt, so ist dies vielleicht nicht allein eine Folge seiner scharfen Beobachtungsgabe und seines guten Gedächtnisses, als eines gewandten Gebrauches der litterarischen Form, in der diese Manier hergebracht war. Was er also mittheilt ist nicht als ein stenographischer Bericht anzusehen, doch darum sind die Sachen gewiß nirgends verfälscht oder unwahr.

Sein eigener Charakter spricht sich ziemlich offen aus. Unwillkührlich wendet er die Dinge so, daß sie schmeichelhaft für ihn selbst werden. Was ihn empfindlich macht, worüber er scharfe Antworten gibt, bezeichnet ihn. Geflissentlich wiederholt er oft, wie er sich vornehmen Leuten habe aufdringen können, wenn es sein Wille gewesen. Trotzdem registrirt er sehr gewissenhaft, wo er mit vornehmen Personen zusammenkam. Er charakterisirt sich so als eine jener gutmüthig beschränkten, aber empfindlichen Naturen, die von allen vielleicht das Leben am meisten genießen und ihre Eitelkeit unschuldig und unbefangen zu befriedigen verstehn.

Er ist also bereits empfindlich geworden über Vittoria's Anrede. Lassen Sie sich das nicht anfechten, warf jetzt Lattantio ein, die Marquise wollte gewiß nicht sagen, daß wer sich auf die Malerei versteht, sich darum nicht auch auf Alles andere wohl verstände. Wir stellen in Italien die Kunst zu hoch, um anders zu denken. Vielleicht aber lag in dem, was die Frau Marquise sagte die Absicht, uns außer dem schon genossenen Vergnügen, auch das noch obendrein zu verschaffen, daß wir den Meister Michelangelo reden hören.

Wenn dies der Fall war, antwortete ich, so gewährt mir Ew. Excellenz keine überraschende Gunst, denn ich weiß zu wohl, daß sie stets viel mehr zu geben pflegt, als man zu bitten wagte.

Die Marquise lächelte. Sie rief einen von ihren Leuten herbei und sagte zu mir gewendet, man muß dem zu geben wissen, der dankbar zu sein weiß, heute aber macht mir das Geben nicht weniger Freude, als dem Meister Francisco das Empfangen bereiten wird.

Geh, redete sie den Diener an, in das Haus des Michelangelo und sage ihm, daß ich und Messer Lattantio hier sind, daß es hier in der Kirche schön kühl sei und daß wir ganz allein bei geschlossenen Thüren sitzen. Frage ihn, ob er nicht vielleicht einen Theil seiner kostbaren Zeit hier mit uns verlieren möchte, damit wir ebensoviel Gewinn davon hätten. Aber sage kein Wort davon, daß Meister Fr. d'Hollanda aus Spanien hier sei.

Ich bewunderte die Marquise, wie sie das Geringste mit so anmuthiger Vorsicht zu behandeln wüßte und sagte diese Bemerkung dem Lattantio leise in's Ohr. Sie wollte wissen, was wir beide zusammen hätten.

Oh, nahm Lattantio das Wort, er bemerkte nur, mit welcher Klugheit Ew. Excellenz überall und so auch bei der Ertheilung dieses Auftrages verfährt. Denn da Meister Francisco nur zu gut weiß, daß Michelangelo mehr ihm als mir angehört, noch ehe sie sich getroffen haben, so thut er sein Möglichstes, ihm auszuweichen. Sie können sich nicht mehr trennen, wenn sie sich einmal begegnet sind.

Ich kenne Meister Michelangelo zu gut, sagte die Marquise, um es nicht längst bemerkt zu haben. Indessen, wie fangen wir es an, ihn zum Sprechen über die Malerei zu bewegen, wenn wir ihn erst hier haben?

Fra Ambrosio aus Siena, einer der berühmtesten Prediger des Pabstes, hatte bis dahin kein Wort gesprochen. Ich finde es sehr bedenklich, hub er jetzt an. Meister Michelangelo weiß, daß der Herr aus Spanien ein Maler ist und wird sich schwerlich dazu verstehen, über seine Kunst zu reden. Ich glaube, am Besten ist es, wenn der Herr sich irgendwo verbirgt, um ihm zuzuhören.

Es wäre vielleicht schwieriger als Sie denken, den Herrn aus Spanien hier vor den Blicken Michelangelo's zu verbergen, antwortete ich dem ehrwürdigen Manne mit einiger Bitterkeit. Wäre ich selbst versteckt, er würde meine Anwesenheit doch vielleicht noch besser bemerken als Sie mich hier auf meinem Platze durch ihre Brille erkennen können. Lassen Sie ihn nur erst hier sein, ob ich nicht die Wahrheit gesagt habe.

Die Marquise und Lattantio lachten, ich für mein Theil aber stimmte nicht ein und ebensowenig Ambrosio, der sich daraus die

gute Lehre hätte ziehen können, hinter mir etwas mehr als einen bloßen Maler zu suchen.

Nach einigen Momenten der Stille klopfte es an die Kirchenthüre. Jeder fürchtete schon, es könnte jemand anders als der Meister sein, der ganz unten am Monte Cavallo wohnte. Glücklicherweise aber traf ihn der Diener der Marquise dicht bei San Silvestro. Er wollte zu den Thermen gehen und kam im Gespräche mit seinem Farbenreiber Urbino die Esquilinische Straße herunter. So muste er also gerade in die Falle laufen und war es, der an die Thüre klopfte.

Die Marquise erhob sich, um ihn zu empfangen. Sie blieb eine Zeitlang stehen bis sie ihn bat, sich zwischen ihr und Messer Lattantio niederzusetzen. Hierauf begann sie zu sprechen. Unwillkührlich adelte sie diejenigen, zu denen sie sich wandte und den Ort, wo sie sich befand. Mit einer Kunst, die sich nicht beschreiben und nicht ahnen läßt, redete sie über dies und jenes. Sie that es mit eben so viel Geist als Grazie. Die Malerei berührte sie mit keiner Sylbe, nur um den großen Künstler später um so sicherer zu fassen. Sie verfuhr dabei ganz wie ein Feldherr, der eine mit Gewalt nicht zu erstürmende Festung zu überrumpeln sucht. Michelangelo aber merkte den Kunstgriff und bewachte die Mauern durch gut ausgestellte Schildwachen. Durch allerlei Conterminen wuste er ihre Angriffe zu vereiteln, endlich aber blieb ihr dennoch der Sieg und wahrlich ich weiß nicht, wer ihr hier noch länger hätte Widerstand leisten sollen.

Es ist eine bekannte Sache, sagte sie, daß man jedesmal vollständig geschlagen wird, wenn man sich vermißt, Michelangelo in seinem eigenen Königreiche anzugreifen, in dem des Geistes und der Feinheit. Sie sehen, Messer Lattantio, es gibt nur ein Mittel ihn im Gespräche zu überwinden und zum Schweigen zu bringen; man muß ihm kurzab von Processen oder von der Malerei reden.

Jetzt wandte er sich plötzlich zu mir mit erstaunter Miene. Verzeihen Sie, Meister Francisco, daß ich Sie nicht vorher gesehen habe; ich sah Niemand als die Marquise. Aber, da es Gott fügt, daß Sie hier sind, so kommen Sie mir als mein College zu Hülfe.

Sie bringen eine zu vortreffliche Entschuldigung vor, erwiederte ich, als daß ich Ihnen nicht verzeihen müßte. Aber es scheint, als hätte die Frau Marquise mit ein und demselben Lichte zwei sehr verschiedene Effekte hervorgebracht, wie die Sonne, deren Strahlen zu gleicher Zeit das eine härten und das andere schmelzen. Ihr Anblick hat Sie blind für mich gemacht, ich aber sehe und höre Sie nur deshalb, weil ich die Marquise sehe. Uebrigens weiß ich sehr wohl, daß ein Mann von Geist sich neben Ihrer Excellenz beschäftigt genug fühlen muß, um noch für seinen Nachbar Gedanken übrig zu haben. Und da dem so ist, brauche ich nun um so ungenirter die Rathschläge eines gewissen Priesters nicht zu befolgen.

Diese Replik erregte auf's neue das Lachen der Gesellschaft. Fra Ambrosio stand auf, empfahl sich der Marquise, grüßte uns und ging. Er blieb für die Zukunft einer meiner besten Freunde. Hiermit schließt das erste Capitel des Berichtes.

Ich mache auf Eins aufmerksam, ehe ich mit dem zweiten beginne. Die Marquise hatte gesagt, man müsse mit Michelangelo von der Malerei oder von Processen sprechen. Das Wort „Proceß" wirft ein schlagendes Licht auf den Brief des Künstlers an Pabst Paul III., worin er so weitläuftig all sein von Anfang an erlittenes Unrecht auseinandersetzt. Er gehörte also auch zu jenen genialen Naturen, welche durch ihren geistigen Reichthum fortwährend dem Praktischen entfremdet, von ihrer Gutmüthigkeit zu tausend Versprechungen verleitet und von den Menschen misbraucht werden. Plötzlich bemerken sie, wohin sie gekommen sind, werden zornig und bestehen auf ihrem Rechte. Die Versäumnis des Praktischen tritt ihnen nun hinderlich entgegen. Alles soll jetzt sein, wie sie es ansehn, aber das strikte Recht will sich dem nicht fügen. Michelangelo gesteht in einem seiner Briefe offen ein, er habe leider in seinen Angelegenheiten keine rechte Ordnung walten lassen. Gerade solche Geister, die ihrer eigentlichen Art nach vor jedem Rechtshandel Abscheu haben sollten, wollen nun die Gerichte am leidenschaftlichsten benutzen, um auch in den Augen der Geschäftsleute so rein zu erscheinen als sie ihrer innersten Ueberzeugung nach vor sich selber thun. Jener Brief, den man als das Machwerk eines unbekannten Vertheidigers ansehen möchte, ist nichts als ein Ausbruch so erregter Gefühle.

Reizend ist die Schilderung der Marquise, die sich der Herrschaft so wohl bewust ist, welche sie über Michelangelo ausübt und sich ihrer Macht so graciös bedient. Die Freundschaft dieser Beiden ist berühmt in der Geschichte. Vittoria stand in den Jahren, wo sich Freundschaft und Liebe nicht mehr gegenseitig ausschließen im Herzen einer Frau, sie vereinten sich in dem ihrigen zu einem schönen Gefühle, das gleich weit von Kälte und von der Leidenschaft entfernt ist. Ehrfurcht aber und leidenschaftliche Hingebung zugleich sprechen aus Michelangelo's Gedichten, die er an sie richtete. Ihre Briefe an ihn sind noch vorhanden, ungedruckt, zu Florenz im Besitze der Familie Buonarotti. Er beklagte sich, von ihr getrennt zu sein, er schrieb allzuoft, wie sie meinte, und deshalb bittet sie ihn einmal, seltener zu schreiben, denn seine Briefe ließen sie selbst am Abend den Got-

tesdienst in der Capelle der heiligen Catarina versäumen, ihn aber müßten sie abhalten, Morgens zu rechter Zeit im Sanct Peter an die Arbeit zu gehen.

Daraus spricht ein solches Zutrauen auf ihren Freund, eine so hohe Würdigung seiner Liebe, daß ihm dieses Abwehren seines Herzens keine Entmuthigung, kein Abschied scheinen durfte. Niemals kam sie nach Rom oder in die Umgegend der Stadt, ohne ihn aufzusuchen, oft kam sie nur in die Stadt, um ihn zu sehen. Er aber bekannte offen, was er ihr verdankte, sie habe ihn umgeschaffen und neu gebildet.

Vittoria Colonna war im Jahre 1490 geboren; 1509 vermählte sie sich mit dem Marquese von Pascara, welcher sie oft allein ließ, wenn er in den Krieg zog. Einsam, sehnte sie sich nach ihm, und so entstanden ihre ersten Sonnette. Sie hatten keine Kinder. 1525 starb er. Sie kam nach Rom und erlebte dort den Sturm der bald folgenden Jahre, von dem sie um so härter getroffen wurde, als ihre eigene Familie, die Colonna's, die größte Schuld an diesem Unglück trugen. Sie war in das Kloster von San Silvestro eingetreten, wo sie viele ihrer Gedichte schrieb, das sie aber bald wieder verließ. 1536 lernte sie Michelangelo kennen.

Sie war damals sechsundvierzig Jahre alt, Michelangelo zweiundsechszig. Doch wie er als ein Mann dastand, dessen Jugend nichts mit der Zahl seiner Jahre zu thun hatte, so scheint Vittoria's Schönheit unvergänglich gewesen zu sein. Eine zu dieser Zeit etwa gearbeitete Medaille stellt sie in ihrer Klostertracht dar, in einem Schleier, welcher das Haar verhüllt und nur vorn das Gesicht frei läßt, vor dem er zu beiden Seiten zurückgeschlagen ist. Ihr Profil ist eine edelgezogene Linie, die Stirn hoch, die Nase fast lang, oben an der Stirn mit einem leisen Schwunge nach außen, der allmählig der Spitze zu sich ebenso unmerklich nach innen wendet. Die Oberlippe ist fein, der ganze Mund von fast üppiger Lieblichkeit, das Kinn dagegen so schwer und energisch, daß es mich an das Napoleon's erinnerte, in dem sich am Deutlichsten die Willensstärke des Mannes ausspricht. Ihr im Palazzo Colonna zu Rom befindliches Portrait aus jüngeren Jahren entspricht dieser Medaille soweit man dem Kupferstiche trauen darf, welcher im Buche Visconti's mitgetheilt ist.*) Ihr weiches Haar soll einen röthlich-goldenen Schimmer gehabt haben. Gedichte, die zu ihrem Lobe geschrieben wurden, preisen seine Schönheit. Denkt man sich hierzu die vornehme Gestalt, das fürstliche Benehmen, den Ruhm, mit dem sie ihre Gedichte und ihre Familie umgaben, und Alles dies verschleiert gleichsam von der Resignation auf ein weltliches Leben, ohne deshalb eine Ahnung jenes falschen Glaubens, daß die Hingabe an das Göttliche die Verachtung des Schönen und Großen verlange, so steht eine Frau vor unsern Augen, deren Tod wohl einen Mann wie Michelangelo sinnnlos vor Schmerz machen konnte. Condivi erzählt, wie er verzweifelnd an ihrem Todtenbette stand. Sie starb 1547. Es reue ihn nichts weiter, sagte er noch in hohem Alter, als daß er sie damals nicht auf die Stirn geküßt habe, statt nur ihre Hand zu küssen. Vittoria's Verlust war für sein Alter, was der Fall von Florenz für seine männlichen Jahre war, ein ungeheurer Abschnitt.

Von seinen Gedichten tragen nur einige die Bezeichnung, daß sie an Vittoria gerichtet sind. Bei sehr vielen aber ist der Inhalt ein Zeugnis, daß er sie in Gedanken an sie niederschrieb. Aus ihren Briefen*) geht hervor, daß er zum Beispiel das Sonnett, welches beginnt carico d'anni e di peccati pieno, ihr nach Viterbo sandte. Es scheint mir sehr natürlich, daß bei den tiefsten, leidenschaftlichsten ihr Name verschwiegen ist. Er liebte sie mit ganzer Seele. Man hat geglaubt, sein Verhältnis zu ihr stände idealer da, wenn man den Beweis lieferte, es habe nur eine sogenannte geistige Liebe von ihm zu ihr gewaltet, entspringend aus einer gleichsam religiösen Vereinigung ihrer Herzen. Dem widerspricht die Natur des Mannes, scheint mir. Wurde doch Goethe in hohem Alter noch von der Schönheit eines Mädchens in eine Leidenschaft gestürzt, die ihn zu den glühendsten Versen hinriß. Michelangelo's Gedichte, in denen er die Liebe anklagt, daß sie ihn in so späten Jahren noch so gewaltig ergreife, bedürfen keiner künstlichen Erklärung, lassen sich nicht von der Erde in die Wolken versetzen. Er liebte sie, sie gestattete ihm, es ihr zu sagen, aber sie verhehlte ihm zu gleicher Zeit nicht, daß sie niemals den Schleier wieder ablegen würde, den sie nach dem Tode ihres Gemahls für immer genommen hatte. Wollten wir das Verhältnis anders auffassen, so wären eine Menge seiner Gedichte unverständlich, die, wenn wir sie natürlich nehmen, so klar seine Gefühle aussprechen.

Ich will hier eins erwähnen, das mich immer gerührt hat. Nicht weil es eine ungestüme Sehnsucht erfüllt, sondern weil dasselbe in ruhigem und resignirtem Tone die zarteste, geistigste Schmeichelei enthält, welche

*) Er gab ihre Gedichte prachtvoll gedruckt heraus. Das bei Harford abgedruckte Bild ist falsch. Visconti spricht in der Vorrede ausführlich über ihre Portraits. Unter den Medaillen jedoch, deren Umrisse er gibt, ist die von mir beschriebene nicht angeführt. Sie ist im Besitz einer Privatsammlung zu Hannover.

*) Harford.

in diesem Falle nur gesagt werden konnte. Er muß mit Vittoria über das Alter gesprochen haben und wie mit den Jahren die Schönheit verginge. Zum Trost sandte er ihr darauf ein Sonnett, das ich in Prosa wiedergebe.

Damit auch künftig Deine Schönheit auf Erden sei,
Aber im Besitze einer Frau, die sich gnädiger erweist
als Du, und weniger strenge,
Glaube ich, daß die Natur all Deine Reize zurückfordert
Und ihnen besiehlt, Dich allmählig zu verlassen.
Sie aber nimmt sie, und mit Deinem himmlischen Antlitze
Beschenkt sie im Himmel eine liebliche Gestalt,
Und Amor bemüht sich mit großen Sorgen
Ein mitleidvolles Herz in sie zu senken.
Und er nimmt meine Seufzer alle zusammen,
Und meine Thränen sammelt er auf und gibt sie dem,
Der jene lieben wird, wie ich Dich liebe.
Und glücklicher als ich wird er ihr vielleicht
Mit den Schmerzen, die ich duldete, das Herz rühren,
Und sie ihm die Huld gewähren, die mir versagt blieb.

Ein anderes Sonnett deute ich gleichfalls auf Vittoria.

Ich sehe sanftes Licht in Deinen Blicken,
Mit meinen eignen Augen bin ich blind,
Mit Dir in gleichem Schritte wandelnd sind
Leicht mir die Lasten, die mich sonst erdrücken.

Auf Deinen Schwingen mit empor getragen,
Flieg' ich mit Dir hinauf zum Himmel ewig,
Wie Du besiehlst, kühn oder zitternd leb' ich
Kalt in der Sonne, warm in Wintertagen.

In Deinem Willen ruht allein der meine,
Dein Herz, wo die Gedanken mir entstehn,
Dein Geist, in dem der Worte Quell sich findet:

So kommt's, daß ich dem Monde gleich erscheine,
Den wir soweit am Himmel nur ersehn,
Als ihn der Sonne Feuerstrahl entzündet.

Michelangelo's Gedichte wurden nicht gedruckt so lange er lebte, einzelne ausgenommen, deren sich seine Freunde bemächtigten. Nur noch einen Vers will ich anführen. Er arbeitete für Vittoria ein Crucifix, das er ihr schenkte, und schrieb die Worte darunter:

non ci si pensa quanto sangue costa.

Unter ihren Gedichten habe ich keins gefunden, das an Michelangelo gerichtet sein könnte.

Wir lassen nun Meister Francisco weiter berichten.

Seine Heiligkeit, begann die Marquise, hat die Gnade gehabt, mir den Bau eines Frauenklosters zu gestatten. Ich will es hier ganz in der Nähe am Abhange des Monte Carello errichten lassen, da, wo die Ruinen des alten Porticus stehn, von dem herab Nero die Feuersbrunst der Stadt mit ansah, wie erzählt wird. Die Schritte frommer Frauen sollen die letzte Spur des bösen Menschen auslöschen. Ich weiß nicht, Michelangelo, in welchen Verhältnissen ich den Bau soll aufführen lassen, auch nicht, auf welche Seite man am besten den Eingang legt. Wäre es eine Unmöglichkeit, die neuen Construktionen mit den vorhandenen alten Werken so zu verbinden, daß diese noch ihre guten Dienste leisteten?

Gewiß, erwiederte er, der verfallene Porticus könnte als Glockenthurm benutzt werden. Er antwortete so ernsthaft und mit so großer Sicherheit, daß Messer Lattantio kein Wort darüber sagte. Der große Künstler fügte nun hinzu: Ew. Excellenz kann das Kloster an jener Stelle auf das passendste erbauen lassen, und wenn wir fortgehn, wollen wir einen kleinen Umweg dahin machen, vielleicht kommen uns an Ort und Stelle noch einige brauchbare Gedanken.

Ich hatte nicht den Muth, es Ihnen vorzuschlagen, bemerkte sie, doch ich sehe wohl, das Wort des Herrn: deponit potentes et exaltavit humiles, soll überall eine Wahrheit bleiben. Ueberdies haben Sie die so verdienstliche Art und Weise, sich freigiebig zu zeigen mit Ihrer Weisheit, wo andere mit ihrer Unwissenheit verschwenderisch sind. Deshalb stellen Ihre Freunde auch Ihren Charakter höher als Ihre Werke, und die, welche Sie nicht persönlich kennen gelernt haben, schätzen nur das weniger verdienstliche an Ihnen, Ihre Werke nämlich. Was mich betrifft, so scheint mir auch das großen Lobes würdig, daß Sie so vortrefflich etwas zum Abschluß bringen, unnützen Gesprächen aus dem Wege gehen und alle den Fürsten, welche Arbeiten von Ihrer Hand zu besitzen begehren, die Bitte abschlagen, damit Ihr ganzes Thun und Arbeiten einst wie ein einziges vollendetes Werk dastehe.

Madonna, antwortete Michelangelo, Sie theilen mir mehr zu als ich vielleicht verdiene. Aber da Sie mich einmal darauf bringen, erlauben Sie, daß ich in meinem Namen und in dem anderer Künstler, deren Charakter dem meinigen ähnelt, wie Meister Francisco, einen Theil des Publikums bei Ihnen verklage. Von unzähligen falschen Gerüchten, welche über das Leben ausgezeichneter Meister verbreitet werden, findet keines so williges Gehör, als daß diese Männer bizarr in ihrem Benehmen und, wenn man ihre Bekanntschaft machen wolle, abstoßend und ungesellig seien. Und sie sind doch weiter nichts, als sehr natürlich in ihrem Auftreten. Alberne Menschen jedoch, ich rede hier nicht von den wenigen, die vernünftiger urtheilen, halten sie für launenhaft und fantastisch. Nichts liegt dem

Charakter großer Künstler entfernter, als solch ein Vorwurf. Ich gebe zu, daß sich gewisse Eigenthümlichkeiten der Maler nur da entwickeln können, wo eine Malerei existirt, d. h. in wenigen Ländern, wie in Italien, wo die Vollkommenheit hierin zu Hause ist, müssige Leute aber haben wahrlich Unrecht, wenn sie von einem Künstler, der in seine Arbeiten vertieft ist, verlangen, er solle ihrethalben seine kostbare Zeit mit leeren Complimenten vergeuden. Wenige genug treiben ihre Malerei gewissenhaft, die aber, welche einen Mann, dessen höchstes Ziel ist, seine Arbeit auf das sorgsamste zu vollenden, deshalb anklagen wollen, versäumen in höherem Grade ihre Pflicht, als die Künstler, welche sich nicht darum bekümmern. Sind große Künstler zu Zeiten wirklich so in ihrem Betragen, daß sich nichts mit ihnen anfangen läßt, so ist das nicht, weil sie stolz sind, sondern weil sie nur sehr selten bei andern wahres Verständnis antreffen, oder weil sie ihren überlegenen Geist nicht durch unnütze Gespräche mit solchen Leuten erniedrigen wollen, welche nichts zu thun haben und sie nur aus ihrem beständigen tiefen Nachdenken herausreißen. Ich kann Ew. Excellenz versichern, daß selbst Seine Heiligkeit mir manchmal langweilig und zur Last wird, wenn er mir mit der Frage kommt, warum ich mich nicht öfter im Vatikan sehen ließe. Wo es sich um Nebendinge handelt, glaube ich ihm mehr zu nützen wenn ich zu Hause bleibe, als wenn ich bei ihm erscheine. Da sage ich ihm dann ohne Umschweife, ich zöge es vor, nach meiner Weise für ihn thätig zu sein, als den langen Tag über bei ihm zu stehn, wie es viele andere machen.

Glücklicher Michelangelo, rief ich hier aus, von allen Fürsten verstehn es die Päbste allein, diese Sünde mit nachsichtigem Auge anzusehn.

Gerade solche Sünden sollten die Fürsten am ersten vergeben, nahm er von neuem das Wort; dann nach einer Weile fügte er hinzu, ich darf sogar behaupten, daß die gewichtigen Dinge mit denen ich beschäftigt bin, mir eine so große Freiheit gegeben haben, daß ich im Gespräche mit dem Pabste, ohne daran zu denken, diesen Filzhut aufsetze und mich ganz ungenirt mit Seiner Heiligkeit unterhalte. Das ist für ihn indessen durchaus kein Grund, mich hinrichten zu lassen, sondern er läßt mich im Gegentheil leben, wie es mir beliebt, und gerade in solchen Momenten ist mein Geist am eifrigsten, ihm zu dienen. Sollte freilich Jemand so verrückt sein, sich in eine künstliche Einsamkeit zu versetzen und, weil er darin einen Genuß findet, allein zu sein, seine Freunde verlieren und alle Welt gegen sich aufbringen, so hätten sie ein Recht, deshalb zu schelten, handle ich aber so aus natürlichem Gefühle und weil ich von meinem Handwerke dazu gezwungen bin oder weil mein Charakter alle gemachte Höflichkeit nicht vertragen kann, so wäre es die größte Ungerechtigkeit, mich nicht gewähren zu lassen, zumal da ich nichts von den andern verlange. Was fordert die Welt, soll man sich an ihrem leeren Zeitvertreibe betheiligen? Weiß sie nicht, daß es Wissenschaften gibt, welche einen Menschen ganz und gar in Anspruch nehmen, ohne auch nur dem kleinsten Theile seines Geistes die Freiheit zu lassen, sich in diese Zeittodtschlägereien hineinzubegeben? Hätte er, wie ihr, nichts zu thun, meinetwegen dann möge er des Todes sterben, wenn er nicht Eure Etiquette und Ceremonien beobachtet; aber ihr sucht ihn nur deshalb auf, lobt ihn nur deshalb, um euch selber eine Ehre anzuthun und es macht euch das innigste Vergnügen, daß er ein Mann ist, an den Päbste und Kaiser das Wort richten. Ich sage, der Künstler, dem daran liegt, den Anforderungen des unwissenden Volkes mehr als denen seiner Kunst ein Genüge zu thun, dessen persönliches Wesen keine Eigenthümlichkeit, keine Seltsamkeit an sich hat, oder der wenigstens im Geruche von dergleichen steht, ein solcher Künstler wird niemals eine superieure Natur sein. Schwerfällige, gewöhnliche Menschen findet man auch ohne Laterne an jeder Straßenecke durch die ganze Welt im Ueberfluß.

Hier schwieg Michelangelo und die Marquise nahm das Wort. Wenn die Freunde, von denen Sie reden, noch wenigstens etwas von jenen Freunden des Alterthums an sich hätten, so wäre das Uebel eher zu ertragen. Als Apelles einmal in bedrängter Lage und krank war, besuchte ihn Agesilas und legte ihm heimlich eine Summe Geld unter das Kopfkissen. Seine alte Magd stand wie starr da als sie hernach das Geld fand, er aber sagte lächelnd, das hat kein anderer als Agesilas gethan, darüber brauchst Du Dich gar nicht zu verwundern.

Ich schalte hier ein, daß Michelangelo nicht reich war, aber auch nicht das Gegentheil. Er hatte stets eine Fülle von Aufträgen und empfing große Summen dafür. Für sein jüngstes Gericht allein eine jährliche Rente von 2000 Scudi.

Lattantio gab nun gleichfalls seine Gedanken zum besten. Die großen Maler, sagte er, würden mit keinem andern Sterblichen tauschen wollen. In ihrer Größe genügt ihnen ein geringer Gewinn, den sie aus ihrer Kunst ziehn. Das Genie eines großen Malers weiß, wie leer das Dasein und die Vergnügungen der reichen Leute sind, die sich für allein mächtig halten und deren Namen mit ihnen selbst aus der Welt geht, ohne daß ihnen auch nur eine Ahnung der Dinge aufgegangen wäre, die für den Menschen der Erkenntnis und der Beherzigung am würdigsten sind. Solche Menschen haben gar nicht gelebt. So viel Schätze sie

auch gesammelt haben, das Genie erwirbt sich einen unsterblichen Namen durch seine Werke. Das Glück der Welt ist weder im Ganzen noch im Einzelnen wünschenswerth, deshalb eben hat das Genie vor sich selber die gröste Achtung, daß es Wege einschlägt, die sich den Wünschen mittelmäßiger Geister nicht eröffnen, weil diese sie gar nicht zu sehn vermöchten. Ein Herrscher kann auf den Besitz seines Reiches weniger stolz sein, als der Maler auf die Macht, ein einziges auch nur von den geschaffenen Werken Gottes nachzubilden. Es ist jenem nicht leichter einen furchtbaren Feind zu überwinden, als diesem, eine Arbeit hinzustellen, welche völlig seiner Idee entspricht. Kaiser Maximilian, als er einen zum Tode verurtheilten Maler begnadigte, sprach die denkwürdigen Worte, Grafen und Herzöge kann ich machen, Gott allein kann einen ausgezeichneten Künstler machen.

Geben Sie mir einen Rath, Messer Lattantio, sagte die Marquise als er geendet. Soll ich Michelangelo bitten, meine Gedanken über die Malerei ein wenig aufzuklären? Denn um uns zu beweisen, daß große Männer vernünftig und nicht in seltsamen Launen befangen sind, wird er uns hoffentlich jetzt keinen bösen Streich spielen, was er sonst wohl im Stande gewesen wäre.

Madonna, antwortete Lattantio, Meister Michelangelo muß hier durchaus eine Ausnahme zu Gunsten Eurer Excellenz machen und uns seine Gedanken preisgeben, die er übrigens mit soviel Recht vor der Welt verborgen hält.

Eure Excellenz, antwortete Michelangelo, hat nur zu befehlen, was Ihr würdig erscheint, Ihr zu Füßen gelegt zu werden: Sie wird mich gehorsam finden.

Lächelnd fuhr sie nun fort: Da wir gerade bei diesen Dingen sind möchte ich wohl wissen, was Sie über die flandrische Malerei denken, denn sie scheint mir frömmere Wege zu gehn als die unsrige.

Michelangelo beginnt sich nun auszusprechen. Was er sagt, ist in Allem schön und richtig, da jedoch das Buch des Grafen Raczynsky überall zu haben ist, hebe ich nur noch einige Sätze hervor.

Die gute Malerei, sagt er, ist edel und fromm an sich, denn eine keusche Seele erhebt nichts mehr, regt nichts mehr zur Frömmigkeit an, als das mühsame Streben nach Vollendung. Sie streift an das Göttliche und vereinigt sich mit ihm. Die gute Malerei ist nur eine Nachformung seiner Vollkommenheiten, ein Schatten seiner Malerei, eine Musik, eine Melodie; und nur ein sehr lebendiges Verständnis kann überhaupt fühlen, wie groß hier die Arbeit sei. Deshalb wird sie so selten erreicht und so selten hervorgebracht.

Er geht nun die Malerei in den verschiedenen Ländern und die Kunstwerke Italiens durch, jedes Wort ist schlagend, und die Lectüre des ganzen Berichtes, von dem ich hier nur einen kleinen Abschnitt mittheile, gewiß jedem Kunstfreunde von Wichtigkeit.

Den letzten Satz finde ich besonders schön. Die Marquise, dies wird aus dem Folgenden noch klarer, hält sich trotz der Höhe ihrer Anschauungen ächt dilettantisch mehr an den dargestellten Gegenstand, Michelangelo hat das Schaffen selbst im Sinne. Ihr ist ein frommes Gemälde eins, das einen heiligen Gegenstand behandelt, ihm eins, das der Maler in frommer Hingebung an die Schönheit der Natur geschaffen hat. Nur ein Künstler kann fühlen, worin beim Arbeiten die Frömmigkeit liegt. Er kann eine Blume in der Hand der Maria mit derselben Verehrung Gottes malen als ihr Antlitz, und wer einen leidenden Christus mit gramzerdrückten Augen und verschwollenen Stirnmuskeln malt, ist unendlich weiter von dem Göttlichen entfernt als ein anderer, der in Bescheidenheit dem Portrait eines Kindes den Hauch der Unschuld zu geben weiß, die er erkannt hat und tief empfindet.

Ein Zug der Kindlichkeit liegt in Allem, was Michelangelo that. Auch darin gleicht er wieder Beethoven, der hartnäckig wie ein Löwe keinen Widerstand duldete und sich dennoch so sanftmüthig seinem Schicksal fügte, das ihn mishandelte.

Die Trauer um ein vergeudetes Leben spricht sich erschütternd in seinen Gedichten aus. Stets erneut sich die Klage um die unnütz verlorenen Jahre, und jenen von Anfang an und von den grösten Geistern wiederholten Ausspruch: der ist am glücklichsten, der bei der Geburt dem Tode am nächsten ist, macht er zum Schlusse eines der vielen Sonnette, in die er seine Verzweiflung ausgießt.

Weh mir, weh mir, wenn ich gedenke
Meiner hingeschwundenen Jahre, und finde keinen,
Unter so vielen Tagen nicht einen der mein war.
Hoffnungen, die mich betrogen, vergebliche Sehnsucht,
Thränen, Liebe, feurige Gluth und Seufzer,
(Neu ist mir nichts von dem, was die Menschen
verblendet)
Hielten mich fest; und nun erkenn' ich's und lern' es;
Und vom Guten und Wahren ewig geschieden,
Geh ich fort von Tage zu Tage weiter;
Immer höher wachsen die Schatten, immer tiefer
Sinkt mir die Sonne
Und bald sink' ich zu Boden matt und kraftlos. —

Das mag er nach Vittoria's Tode gedichtet haben. Man fühlt, daß er nun völlig einsam war. Doch während das tief in seiner Seele lag, blieb er unter den Künstlern der alte Herrscher und führte seine Arbeiten kraftvoll weiter. Diese nahmen einen immer größeren Umfang an. 1540 starb Pietro di San Gallo und

Michelangelo erhielt an seiner Statt die oberste Leitung des Baues von Sanct Peter. Zuerst macht er Ausflüchte, er sei kein Architekt, endlich aber als der Pabst nicht mehr bat sondern befahl, trat er das Amt an. Dr. Guhl theilt die darauf bezüglichen Briefe mit. In ihnen läßt Michelangelo seinem alten Feinde Bramante volle Gerechtigkeit zu Theil werden. Außer dieser Thätigkeit, außer seiner Malerei, seiner Bildhauerei, ist er überall beschäftigt, wo es zu bauen gibt. Thore, Kirchen, Brücken, Befestigungen, Paläste werden nach seinen Angaben errichtet. Cosmo von Medici, Großherzog von Toskana, der sich vergebens bemühte, den großen Mann in sein Vaterland zurückzuziehen, unternahm keinen bedeutenden Bau, ohne ihm die Pläne vorgelegt zu haben. Einmal im Jahre 1555, als Julius III. (Paul des Dritten Nachfolger seit 1549) gestorben war, und Marcellus gewählt wurde, schien Michelangelo geneigt, Rom mit Florenz zu vertauschen, allein der bald eintretende Tod des Pabstes und die Wahl Paul des Vierten änderte seine Entschlüsse. Er blieb an der Spitze der begonnenen Arbeiten, und muß im folgenden Jahre schon für den Pabst Rom befestigen, weil man einen Ueberfall der Franzosen fürchtete. Als das französische Heer dann wirklich heranrückte, floh Michelangelo in's Gebirge von Spoleto, wo er seinem Briefe an Vasari zufolge viel Vergnügen aber auch großes Ungemach und große Ausgaben hatte.

Von seinen Werken zu reden, würde für mich einen Sinn haben, wenn ich in Rom oder Florenz schriebe, oder für ein Publikum, welches dort zu Hause ist. Ich bin es selbst nur in sehr geringem Maße, ich war niemals dort, was ich weiß, erfuhr ich aus Büchern, Photographien und Kupferstichen. Aus den Mittheilungen Vasari's allein aber könnte sich auch derjenige, der keine Idee von der Bedeutung dieser Städte an sich und von ihrer Blüthe zu Michelangelo's Zeit hat, dennoch einen Begriff wenigstens davon machen, daß seine Thätigkeit die Grenzen weit überschritt, in denen sich heute ein großer Maler oder Baumeister bewegt. Wir fänden etwa einen Vergleich, wenn wir den heutigen Wirkungskreis der großen englischen Ingenieure dem seinen gegenüberstellten. Heute aber ist das höchste Ziel der Menschheit, welche baut und arbeitet, aus dem Geiste des Materials heraus zu bauen und in großartiger Einfachheit das Ungeheure zu construiren, damals fügte sich das Material dem Geiste des Menschen. Für uns haben jene Bauten einen Anflug von colossaler Spielerei. Aber es werden wieder Zeiten kommen, wo man so denken und arbeiten wird. Damals verlangte man Schönheit, Pracht, geschmackvolle Größe. Man schmückte die Paläste mit grandiosen Facaden, man dekorirte in ungeheurem Maßstabe. Cosmo ließ seinen ganzen Palast, bis in die geringsten Details, Vasari hatte ihn ausgemalt, nachbilden, nur damit Michelangelo ein Auge darauf würfe und Alles gut heißen möchte. Als der Großherzog dann selbst nach Rom kam besuchte er ihn und ließ ihn neben sich niedersitzen. Denn in der letzten Zeit hinderten den großen Mann seine hohen Jahre, nach Florenz zu reisen.

Cosmo liebte und ehrte ihn, mag auch die Eitelkeit ihr Theil daran gehabt haben. Wenn ein Fürst an Goethe Orden schickte, wenn er heute Humboldt decorirt, so ist die Ehre gleich auf beiden Seiten. Wir haben genug Andeutungen, aus denen die Höhe hervorgeht, auf die man Michelangelo stellte. Aber Neid und Feindschaft hefteten sich bis zuletzt an seine Fersen. Unter Paul IV. trat P. Ligorio unter die Zahl derer, die am Sankt Peter beschäftigt waren. Dieser sagte ganz laut, Michelangelo sei kindisch geworden, so daß dieser Alles aufgeben und nach Florenz gehn wollte. Noch aus dem Jahre 1560 haben wir einen Brief an den Cardinal di Carpi, worin sich der sechsundachtzigjährige Greis über die Aeußerung beklagt, als thäte er seine Schuldigkeit nicht und in der bittersten Weise um seine Entlassung bittet. Er besaß nicht den Gleichmuth Goethe's, den ebenfalls fortwährend der Spott und Neid unfähiger Menschen begleitete, aber Goethe stand nicht auf dem Flecke, auf dem jener stand. Goethe repräsentirte gleichsam privatim die deutsche Litteratur und Bildung seiner Zeit, geflissentlich als ein Mann, welcher außerhalb der Dinge steht, Michelangelo repräsentirte der Welt und dem Pabste gegenüber die ächte Kunst, unablässig praktisch beschäftigt und stets von einem Kreise von neuen Schülern umgeben, die sich mit jugendlicher Liebe an ihn anschlossen wie er sich ihnen. Noch 1564 sprach er öffentlich am Grabe des Giovanni Angelo di Montorsoli. Er wußte genau von sich selber, wie hoch er stand. Er hatte es erfahren. Die Päbste, der Kaiser, der König von Frankreich, der Sultan, Venedig, Florenz, alle wollten sie ihn für sich besitzen. Alles gelang ihm, aber er kannte den Preis, um den es so weit gekommen war. Die gesammte Kunst umgab ihn und fühlte in ihm ihren Lebensnerv, mit der uneigennützigsten Liebe gab er sich den Menschen hin, er hatte Muth und Lust und die Kraft, zu gewähren, was man von ihm verlangte, wenn dann einzelne, die er übertraf und überblickte, ihm, der sich Felsen aus dem Wege geschoben hatte, Steine unter die Füße warfen, nicht, um ihn aufzuhalten, nur um sich selbst für einen Augenblick bemerklich zu machen, wenn ihn das zu Zeiten außer sich brachte, so finden wir seinen Unmuth sehr natürlich, zumal bei seinem zornigen aufbrausenden Naturel.

Nur noch zwei Briefe will ich hier erwähnen, einen an Vasari, der seit 1549 bei ihm war und 1550 seine Lebensbeschreibung veröffentlicht hatte, für die er ihm mit einem Sonette dankte; den andern an seines Dieners Wittwe Cornelie.

An Vasari schreibt er 1556 über den Tod Urbino's, welcher in den florentinischen harten Zeiten als ganz junger Mensch in seine Dienste trat und bei ihm blieb. Auch Cellini spricht von ihm und seiner ungestümen Anhänglichkeit an den Meister. Er thut es da, wo er von seiner vergeblichen Sendung an Michelangelo erzählt, den er im Auftrage Cosmo's nach Florenz locken sollte. Michelangelo war außer sich über den Tod dieses Menschen. Obgleich er alt und kränklich war, pflegte er ihn selbst und blieb die Nächte über in seinen Kleidern an dem Bette sitzen, in dem er krank lag.

Sechs und zwanzig Jahre hatte ich ihn bei mir, schreibt er, und fand einen unschätzbar treuen Menschen an ihm. Und nun, da ich ihn reich gemacht habe und in ihm die Stütze und die Zuflucht meines Alters zu finden hoffte, ist mir keine andere Hoffnung geblieben, als ihn im Paradiese wiederzusehn. Daß dies aber geschehn werde, hat uns Gott durch den seligen Tod gezeigt, den er ihn hat sterben lassen, denn was ihn am meisten betrübte, war nicht, daß er sterben sollte, sondern daß er mich in dieser verrätherischen Welt mit so viel Kummer allein zurücklassen muste. Aber der gröste Theil meines Selbst ist mit ihm fortgegangen, und es bleibt mir nichts als unendliches Elend übrig.

Der andere Brief ist aus dem folgenden Jahre und an Urbino's Wittwe gerichtet, die er zu Frieden redet, da sie sich durch einige seiner Anordnungen die Beleidigte zu spielen berechtigt glaubte. Auf das unschuldigste geht er in die Details ihrer Häuslichkeit ein und versetzt sich ganz auf ihren Standpunkt, um ihr verständlich zu sein. Er war der Pathe ihrer beiden Söhne. Er schreibt folgendermaßen an sie.

„Ich merkte es wohl, daß du böse auf mich warest, aber ich fand die Ursache nicht. Aus deinem letzten Briefe glaube ich nun das Warum herausgelesen zu haben. Als du mir die Käse schicktest, schriebst du dabei, du hättest mir noch andere Gegenstände schicken wollen, aber die Taschentücher seien noch nicht fertig gewesen, und ich, damit du nicht durch mich in Unkosten kämest, antwortete dir, du möchtest mir nun nichts weiter schicken, sondern dir lieber von mir etwas ausbitten, damit würdest du mir die gröste Freude machen, denn du konntest ja wissen oder vielmehr du hattest die Beweise davon in Händen, wie sehr ich den seligen Urbino, auch wenn er todt ist, noch immer liebe, und wie Alles, was mit ihm zusammenhängt, mir am Herzen liegt.

Du willst hierherkommen oder mir den kleinen Michelangelo schicken, was dies beides anbelangt, so muß ich dir schreiben, wie es bei mir im Hause aussieht. Michelangelo hierher zu bringen, kann ich dir nicht wohl rathen, da ich weder Frauen im Hause noch überhaupt einen Haushalt habe, und das Kind ist noch in zu zartem Alter, und es könnte daraus Aerger und Unglück entstehen, dann aber kommt das noch hinzu, daß der Herzog von Florenz seit einem Monat etwa, Seine Gnaden mich mit aller Gewalt wieder nach Florenz haben will, wo er mir die allergrößten Anerbietungen macht. Ich habe ihn nun um eine kleine Frist gebeten, damit ich hier Alles in Ordnung bringen kann und den Bau von Sanct Peter in gutem Zustande zurücklasse, so daß ich wohl noch den Sommer über hierbleiben werde, um alle meine Angelegenheiten zu beendigen, wie denn auch die eurigen circa il monte della fede;*) im Herbst ziehe ich dann für immer nach Florenz, da ich alt bin und keine Zeit habe, nach Rom zurückzukehren. Ich komme dann bei euch durch und wenn ihr mir den Michelangelo mitgebt, so will ich ihn in Florenz mit größerer Liebe halten als den Sohn meines Neffen Lionardo, und ihn lernen lassen, was ihn, wie ich weiß, sein Vater lernen lassen wollte. Gestern den 27. März empfing ich euren letzten Brief.

Michelangelo. In Rom."

Seine Briefe sind, wie man zu sagen pflegt, nur so hingeschrieben, dieser jedoch hat am meisten von allen einen ungezwungenen Ausdruck. Er schrieb ganz wie er dachte, eins nach dem andern, ohne vorher bedachte Disposition. Ueberall, wo es darauf ankam, eine Meinung abzugeben, sagte er sie einfach und wahrhaftig heraus, oft jedoch so wahr, daß sie den Menschen unerträglich ward. Er sah scharf und urtheilte wie er sah. Er scheint darin kein Mitleid gekannt zu haben. „Es ist wahrlich eine Pietà, deine Pietà anzusehn," sagte er zu einem Bildhauer. „Sage deinem Vater die lebendigen Gestalten, die er mache, seien besser als seine gemalten," ließ er dem Francesko Francia durch dessen Sohn, einen schönen Knaben, vermelden. „Tizian hat eine gute Farbe, kann aber nicht zeichnen," bemerkte er ohne Rückhalt, als der Venetianer in Rom war und er ihn besucht hatte. Dagegen rief er vor den großen Bronzethüren des Ghiberti aus: „diese Thüren verdienten die Thüren des Paradieses zu sein!" Mittelmäßige Menschen, die gar mit ihm zu wetteifern versuchten,

*) Betrifft Geld, das in Obligationen auf das Leihhaus angelegt war.

besiegte er unbarmherzig; die Vornehmsten wie die Geringsten behandelte er darin ebenso streng als sich selber, denn seine eigenen Werke kritisirte er am schonungslosesten. All diese Schärfe seines Urtheils hätte durch seinen edlen Charakter, durch seine Uneigennützigkeit ausgeglichen werden können, durch sein gewissenhaftes Verschmähen äußerlicher Ehre, allein es kam etwas hinzu: er sprach sich nicht nur mit rücksichtsloser Wahrheit aus, sondern er gab seinen Sätzen oft eine ironische Wendung, er ließ die Menschen fühlen, daß er ihnen nicht allein durch seine Kunst, sondern auch im Geiste überlegen war. Das vergiebt Niemand. Hierdurch hat er sich sein Leben lang so vielen Haß zugezogen. Denn der Beleidigte hält sich mit verwundetem Stolze stets nur an das eine Wort und denkt nicht an den Sinn des ganzen Ausspruches, oder darain, daß nur die Sache und nicht seine Person gemeint war. Und was das Aergste war, seine Bemerkungen blieben keine beißenden Spielereien, die man vergißt, sondern Wahrheiten, die einen Menschen zu Boden schlagen. Wenn er sagte, du verstehst nichts von der Malerei, so vernichtete er den, welchen es betraf. Er verstand keinen Spaß in seinem Handwerk. Als er am jüngsten Gericht malte und sich dabei von seinen Schülern helfen ließ, traf er ohne Umstände eine Auswahl zwischen denen, die er brauchen konnte, und denen, die nicht fähig genug waren. Diese wieß er zurück. Endlich schickte er sie alle fort und malte allein. Er hatte nur eine Rücksicht, die auf seine Arbeit.

So sehr sein Charakter jedoch zum Ernst neigte, so sehr er nur das Ideale anerkannte, dies ging so weit, daß er selten oder nie ein Portrait machen wollte, weil ihm die Nachahmung einer Individualität zu geringe Arbeit schien, so hatte er im Umgange doch nicht das Wesen eines finstern Philosophen. Es scheint sich da eine sehr natürliche Kehrseite gezeigt zu haben, er hatte an Gesang, Saitenspiel und lustiger Gesellschaft seine Freude, lachte von Herzen über das Lächerliche und war nicht bloß ironisch, sondern oft von gutmüthigem Witz in seinen Gesprächen. Sein Charakter hat etwas derb deutsches an sich, er hatte Humor, dies Wort, das von den Romanen kaum verstanden wird, paßt entschieden auf ihn in mancher Hinsicht. In einem seiner Sonette beschreibt er ausgelassen humoristisch, wie er auf dem Rücken liegend an der Decke der sixtinischen Kapelle malt, welche komische Figur er dabei abgebe; wir haben eine Reihe Ottaven von ihm, eine ironische Liebeserklärung enthaltend, worin er durch alle möglichen Vergleiche darstellt, wie die Geliebte ihm im Herzen sitze und nicht wieder heraus könne; ganz naiv, als hätte sie ein unschuldiger alter Maler aus Deutschland gemacht, ist die Composition, welche den Raub des Ganymed darstellt. Ein Adler, etwa in der Stellung des preußischen Wappenadlers, trägt den Jüngling empor und ist schon hoch mit ihm in den Lüften, unten auf der Erde aber ist sein treuer Hund zurückgeblieben, sitzt da, blickt ihm nach und heult mit dem Ausdrucke der Verwunderung und Angst jämmerlich zum Himmel auf. Vasari erzählt eine Menge kleiner Geschichten, deren Pointe allein in ihrer harmlosen Laune liegt, und aus denen man deutlich sieht, daß Michelangelo ein Leben führte, das einfach und natürlich, etwa dem gleich war, was man in München und Düsseldorf unter einem ächten Künstlerleben versteht, wenn davon die Rede ist. Dabei war er aber ein Mann, der keinen über sich erkannte, als den Pabst, und dieser behandelte ihn fast wie seinesgleichen. Er hätte wie Diogenes sagen können, geh mir ein wenig aus der Sonne, und der, dem er es gesagt hätte, wäre zur Seite getreten als sei die Bitte ganz in der Ordnung. Er fand immer Naturen, die die seinige begreifen konnten.

Sein Jahrhundert war groß und jugendlich. Betrachten wir sein langes Leben, die Anzahl und die Dimensionen seiner Werke, seine äußeren und seine inneren Schicksale, den Anfang und das Ende seiner Laufbahn, so müssen wir sagen, daß in ihm ein Mann auftrat, der für eine gewaltige Laufbahn ausgerüstet ein Feld fand, das seiner Schritte würdig war, Menschen, die ihn liebten und verstanden, Fürsten die ihn ehrten und benutzten, Ereignisse, durch welche jede Faser seiner Seele ausgebildet wurde. Dies Zusammentreffen einer großen Zeit mit einem großen Genius ist ein seltenes Glück; würde heute ein Mann geboren mit den gleichen Anlagen, mit so ungestümer Macht, er fände nichts von dem, was jener gefunden hat. Niemand weiß freilich, was geschehn wird und geschehn könnte. Man denkt an Parallelen, wenn man so urtheilt. Sagen wir also: hätte Beethoven andere Zeiten, andere Menschen getroffen, er würde sich vielleicht freier entfaltet haben; die Tiefe seines Geistes wäre nicht größer geworden, aber seine Seele wäre weniger oft von der Armuth des Lebens gestört und gepeinigt worden. Unter Armuth verstehe ich hier nicht den Mangel an Geld. Man ist zwar jetzt der Meinung, die Seltenheit großer Genies sei durch einen nationalökonomischen Fehler herbeigeführt worden, und man müsse die Leute unterstützen um ihnen fortzuhelfen. Als wenn durch gutes Futter aus einem Dompfaffen eine Nachtigall würde. Armuth nenne ich bei Beethoven, daß er keinem Lorenzo, keinem Julius, keiner Vittoria Colonna begegnete, daß ihn Fürsten, an die er sich wandte, nicht einmal einer Antwort würdigten, daß seine Concerte theilnahmlos verlassen blieben, während Rossini das Publi-

kum zur Begeisterung entzückte. Dergleichen erlebte der große Michelangelo, oder wie er allgemein genannt wurde, der göttliche Michelangelo nicht, sein Fahrzeug wandte sich nirgends durch enges Gewässer, wo es mühsam fortgestoßen wurde oder auf lange Zeiten stecken blieb, er hatte von Anfang an das weite Meer vor sich, er fuhr mit vollen Segeln, er bestand Stürme, aber er blieb doch stets im freien Ocean und flog alle den andern weit voran, die der Furche folgten, welche sein Kiel tiefeinschneidend gezogen hatte.

Eins aber blieb dennoch seinem Herzen versagt, das Gefühl des Glückes, das den geringsten Menschen oft in so hohem Grade zu Theil wird. Er fühlte trotz allem, was ihm gelang, die Leere und die Trübsal des menschlichen Lebens, er sehnte sich, wie alle großen Geister, nach einer Freiheit, die dem Menschen nur einmal gewährt wird, in der Jugend, wo er die Knechtschaft des Daseins nicht empfindet. Nichts weiß Rafael von dieser Sehnsucht. Ihm theilte sich das Leben noch nicht. Himmel und Erde schwammen noch vereinigt vor seinen Augen, und über den Boden wandelte er wie über Wolken. Nirgends bedeckt ein Schatten die Seele seiner Schöpfungen. Auch da nicht, wo er das Schauderhafte darstellt. Es tritt grell und erschreckend auf, aber stets wie ein Spiel im höchsten Sinne, wie die Tragödien Shakspeare immer nur Spiele bleiben. Auf einem Blatte, das Marcanton nach seiner Zeichnung in Kupfer stach, sehen wir die Pest, il morbetto. Todt ausgestreckt, mit geschwollenen Zügen liegt da ein Weib am Boden, ein nacktes Kind kriecht heran und greift nach ihren Brüsten, ein Mann beugt sich zu ihr herab, mit der einen Hand hält er sich die Nase zu, mit der andern reißt er das Kind fort. Hinter ihnen sitzt eine Gestalt, den Kopf stützt sie in die rechte Hand, mit der linken faßt sie sich über das Haupt, man sieht nur so wenig, und doch scheint der Tod ungeduldig neben ihr zu warten. Eine Hermensäule theilt das Blatt in das Innere eines Hauses und die Straße. Im Hause ist es finster, ein Mann hält eine Fackel tief herab, um zu leuchten. Auf dem Boden liegen drei gestorbene Kälber weich übereinander. Ein lebendes tritt mit gesenkt vorgestrecktem Kopfe schnobernd näher, er wehrt es ab. Im Hintergrunde liegt ein sterbender Greis ausgestreckt, ein paar Nonnen stehen neben ihm.

Ich sehe das Blatt nie ohne eine Art von Schauder an, aber die Idealität der Auffassung hält jedes Gefühl von Ekel zurück, obgleich das Ekelhafte geflissentlich dargestellt ist. Man fühlt, der Künstler stand über dem Allen. Er sah oder hörte von der Pest, in Gedanken standen ihm die Scenen lebhaft vor dem Blicke, er zeichnete sie nieder, und es war die Wahrheit, die er darstellte. Wohin er sieht, sieht er Gestalten, er winkt: sie stehen ihm, und er malt sie ab. Glück und Schönheit, Glanz und Ueppigkeit umgaben ihn, das ist die Luft, die seine Werke umschwebt, und stellte er auch das Fürchterlichste, Traurigste dar. Er arbeitet nicht wie Michelangelo an ernsten Gestalten, in deren Lächeln sogar der tiefe Gram sich einschleicht, der in des Künstlers Herzen von der verlorenen Freiheit seines Vaterlandes sprach.

Beide zusammen repräsentiren sie ihr Jahrhundert; Rafael den jugendlichen Uebermuth, die Fülle, die sonnige Frühlingsluft seines Lebens, Michelangelo die düstern Gedanken, die unter alle dem schlummerten, die dunkeln Kräfte, die fortglühend in der Tiefe den Boden einstweilen nur erwärmten, auf dem üppige Gärten blühten, ihn allmählig aber zu einer todten Wüste verbrannten. Rafael lebte hoch zu Pferde und starb ehe die Rosen verblühten, deren Duft ihn berauschte, Michelangelo ging zu Fuße mit republikanischer Härte durch seine neunzig Jahre hin. Beide waren sie große Männer, wer ihre Werke sieht und von ihrem Leben hört, fühlt sich heute noch erwärmt durch das Feuer ihrer Seele und getröstet durch ihr Glück und ihr Unglück.

Es geht die Sage, daß Michelangelo in den letzten Jahren beinahe erblindete, daß er sich zu seinen Arbeiten hinführen ließ, nur um sie noch mit den Händen zu betasten. Längst aber hatte er das Sonnett gedichtet, in dem er ausspricht, daß ihm die Malerei und das Arbeiten in Marmor keine Befriedigung mehr gewährten, daß er sich ganz in die Betrachtung der göttlichen Dinge versenken müsse, um glücklich zu sein. Es sind Verse von ihm da, in denen seine Gedanken so zum Gebete werden.

Laß mich Dich schauen, Herr, an jedem Orte,
Daß ich von Deinem Licht entflammt mich fühle,
Jed' andre Gluth däucht meinem Herzen Kühle,
Und mich entzünden einzig Deine Worte.

Dich ruf' ich an, Dich einzig ruf' ich an,
Du kannst in den vergeblich harten Kämpfen
Durch meine Reue diese Qualen dämpfen,
Die meine Kraft nicht überwinden kann.

Du weckst die Seele, die Du göttlich zwar,
Doch so gebrechlich legst in ihr Gefängnis,
Weckst sie zu dem, was ihr beschlossen war.

Nährst sie, hältst sie empor, o Herr, wenn Du
Sie nicht belebtest neu in der Bedrängnis,
Was gäb' ihr Kraft, was trüg' ihr Tröstung zu?

Er starb zu Rom im Jahre 1564. Sein Testament lautet sehr lakonisch. „Ich vermache Gott meine Seele, der Erde meinen Leib, mein Eigenthum meinen nächsten Verwandten.“ In seinem Hause zu Florenz wird ein Brief

aufbewahrt, worin Daniel de Volterra an Michelangelo's Neffen schreibt, er möge, sobald er könne, nach Rom kommen. In einer Nachschrift aber bittet er ihn, keine Zeit zu verlieren und auf der Stelle abzureisen. Michelangelo hat noch selbst seinen Namen darunter gesetzt, das Wort Buonarotti jedoch konnte er mit zitternder Hand nicht zu Ende schreiben.

Er starb am 17. Februar. Sein Leichnam wurde nach Florenz gebracht und dort feierlich begraben, Vasari erhielt den Auftrag sein Denkmal zu arbeiten. Er liegt in Santa Croce, wo neben dem seinigen die Grabmonumente Dante's, Macchiavelli's, Galilei's und Alfieri's stehn. Das Jahr, in dem er starb, ist Shakspeare's Geburtsjahr.

Ueber

Idealismus und Realismus in der deutschen Kunst.

Von Fr. Pecht.

I.

Bekanntlich heißen die Sprichwörter auch die Weisheit auf der Gasse und das mit Recht, weil sie Jedem geläufig sind und doch oft den tiefsten Sinn und Gehalt haben. Nun gibt es aber eine gute Anzahl von sprichwörtlich gewordenen Redensarten, die zwar auch Jedermann im Munde führt, die sich aber darum weder durch Wahrheit noch Weisheit sehr auszeichnen. Nichts ist aber bequemer, als sich mit solchen allgemeinen Sätzen zu begnügen und sich um so mehr mit dem ruhigen Bewußtsein ihrer Unfehlbarkeit schlafen zu legen, als man sie so sehr oft gehört hat, und sich meistens die Mühe nicht nehmen mag, sie näher zu untersuchen. —

Zu den beliebtesten Thesen dieser Art gehört die, daß die Deutschen einen specifisch-idealistischen Hang hätten, und daher auch, dem Charakter der Nation entsprechend, die bildende Kunst die Verpflichtung habe, diese Eigenschaft vorzugsweise herauszukehren, wenn sie den Anspruch, eine nationale zu sein, erheben wolle. Ursprünglich ist der Mythus vom Idealismus der Deutschen zwar eine gallische Erfindung, die Franzosen bekleideten uns damit in einer Zeit, in der sie uns vorher so ziemlich nackt ausgezogen hatten, nichts desto weniger haben viele Germanen nur um so eifriger und fester an dieses Dogma geglaubt, und es hat sie gar nicht gestört, daß z. B. unsre großen Männer, die wahren Repräsentanten des deutschen Geistes, wie Arminius, Karl und Otto der Große, Barbarossa, Rudolph von Habsburg, Friedrich der Große, sehr wenig Spuren dieser himmlischen Eigenschaft, dagegen eine sehr entschieden auf's Positive gerichtete Art zu denken zeigen, ja, entschiedene Realisten zu sein scheinen. Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob der Idealismus der Deutschen, wenn nicht in ihren Staatsmännern, doch vielleicht in ihrer schönen Literatur stecke, ich habe es hier bloß mit der bildenden Kunst, speciell der Malerei zu thun.

Zunächst will ich, ehe wir zur Betrachtung unsrer so harmonisch ausgebildeten alten Kunst gehen, einen Versuch machen, den Begriff des Idealismus und Realismus, wie er sich in der Malerei ausprägt, in der Kürze festzustellen, um Mißverständnissen zu entgehen.

An sich scheint die Malerei ganz realistisch von Haus aus zu sein, sie erfindet nichts, sie hat mit gar keinen Abstractionen zu thun, sie hält sich lediglich an die Nachbildung sinnlicher Dinge, die sie höchstens in neue Combinationen bringen kann. Wenn sie z. B. Engel darstellt, so ist dies allerdings ein Act des Idealismus, da bis jetzt wenigstens trotz vieler entgegenstehender Behauptungen noch nicht erwiesen ist, daß irgend ein Maler einen Engel gesehen habe, in Wahrheit ist es aber trotzdem noch nicht nothwendig eine Erfindung, denn der Künstler stellt zunächst einen Menschen dar, und wenn er ihm Flügel anheftet, so hat er dieselben eben so wenig erfunden, sondern nur von Adlern oder Fledermäusen an den Rücken dieses Menschen transferirt, weil man übereingekommen ist, daß dies unnatürliche Geschöpf ein übernatürliches darzustellen habe, eine Convention, deren Verdienst überdies gar nicht auf Rechnung der Maler, sondern der Priester kömmt. — Dieser geflügelte Mensch aber nun wird durch dieses unorganische Anhängsel in seinem sonstigen Ausdruck durchaus nicht geändert, er kann hoch und erhaben, er kann auch stockgemein wie ein Bauerlümmel aussehen, trotz der Flügel. Wir mögen unsere Phantasie anstrengen wie wir wollen, so werden wir immer wieder darauf zurückkommen, daß die äußern menschlichen Formen wenigstens für die Malerei stets der Spiegel der Seele sind, und daß nur das genaue Studium dieser Formen uns befähigen kann, die Beschaffenheit jener auszudrücken. Züge der Hoheit und Erhabenheit können wir auch nur am Menschen studiren, und selbst an Götterbildern keine andern als menschliche und organisch mögliche anbrin-

gen, wenn wir verständlich sein wollen. Das Hauptstudium des Künstlers wird daher immer sein müssen, den physiognomischen Ausdruck der Naturformen auf's Genaueste kennen und wiedergeben zu lernen. — Bis hierher haben Idealisten und Realisten denselben Weg zu durchlaufen, und erst bei der Anwendung dieser erlangten Kenntniß trennt sich derselbe. Der Idealist benutzt sie, um sich in der Phantasie Menschen zu construiren, die genau das ausdrücken, was er sagen will, der Realist sucht sich diese Wesen in der Natur, und läßt nur weg, was ihm nicht zur Totalität der Erscheinungen zu passen scheint, — er geht also von einer individuellen Anschauung aus, wie der Andere von einer idealen. — Eine Abart des Realisten ist der Naturalist, der sich der Naturformen ohne Auswahl bedient und sich nicht darum kümmert, welchen geistigen Gehalt sie ausdrücken, sondern sich mit der Darstellung des Lebens an sich begnügt. — In dem dargelegten Sinne z. B. wäre Michel Angelo, der fast nie von individuellen Anschauungen ausgeht, ein Idealist, während bei Raphael, der es fast immer thut, der Realismus vorherrscht, wie bei Rubens der Naturalismus. — Natürlich kann hier nur von einem mehr oder weniger die Rede sein, kein Künstler ist ganz rein Idealist oder Realist, so wenig als Jemand sich ganz der Subjectivität oder Objectivität entschlagen kann. Nicht weniger häufig kömmt es auch vor, daß ein Künstler einen idealen Inhalt darzustellen sucht und sein Gedächtniß ihm dabei bloß ganz naturalistische Formen und Gestalten liefert, oder umgekehrt, daß er sich die subjective Gestaltung schon so angewöhnt hat, daß er sich ihrer selbst bei ganzen realen Dingen, z. B. Portraits, nicht mehr entschlagen kann, wo sie dann also in vollständige Manierirtheit ausartet. Ueberhaupt ist die Manierirtheit allemal ein Idealismus, nur aber ein schlechter, der die organischen Gesetze der Natur nicht hinlänglich studirt hat, sondern sich mit gewissen geläufig gewordenen Formen und Schablonen begnügt. Indeß wird es einem gebildeten Auge immer sehr leicht werden, bei einem Kunstwerke herauszufinden, welcher Theil der vorwiegende am Künstler ist, ob der realistische oder idealistische.

Vergleichen wir nun zunächst unsre alte Kunst mit der anderer Völker, so wird zuerst in die Augen fallen, daß während die altgriechische specifisch idealen Zwecken dient und sie mit idealen Mitteln zu erreichen strebt, die deutsche in directem Gegensatz zu derselben sofort bloß von individuellen Anschauungen ausgeht, und es ihr nirgend gelingt, sich von den ihr zunächst liegenden zu entfernen, sondern daß sie bei allen solchen Versuchen gewöhnlich unglücklich ist und leicht in's Abgeschmackte geräth.

Wie die griechische auf dem Götterbild, so beruht sie auf dem Portrait. Derselbe Fall ist es, wenn wir sie mit der altitalienischen in Parallele setzen. Neben einem Giotto und dessen trotz seiner realistischen Gesinnung verhältnißmäßig idealen Formengebung sehen deutsche Sculpturen des vierzehnten Jahrhunderts merkwürdig individualisirt aus. Wo sie ideale Begriffe ausdrücken soll, wird die deutsche Kunst neben der italienischen allemal streben dieselben Vorstellungen in den Bereich ihres nächstliegenden Lebens zu ziehen, sie ganz rein menschlich, ja, kleinbürgerlich auffassen oder dürr und geschmacklos werden, sich auf's Capriciöse, Bizarre und Phantastische werfen. — Gott behüte mich, daß ich alle Werke der italienischen Maler vortrefflich finde, allein durchschnittlich ließ ihre gesunde sinnliche Natur, ihr Behagen an der eigenen, schönen, freien und gebildeten Existenz wie an der Welt, die sie umgab, ihre Kenntniß der Antike, sie fast immer auch in den idealsten Richtungen den Boden der Wirklichkeit, das Streben nach der Schönheit der Form und Farbe, das Naturstudium nicht hintenansetzen oder verlieren, wie selbst der Spiritualismus des Fiesole zeigt. — Der Idealismus der Altdeutschen besteht aber meistentheils, anstatt im Suchen der Schönheit, ausschließlich in einer eigenthümlichen Lust am Verzwickten, am Schrullenhaften und Absurden, wie sie in Dürer neben jenen Vorzügen culminirt. — Dieser wunderbare Künstler zeigt uns eine Vereinigung von Genie und Geschmacklosigkeit, wie sie in der Welt schwerlich zum zweiten Male vorkommen wird. — Letztere war die Folge seiner Schule, ersteres machte ihn zum vollständigen Reformator der deutschen Kunst, die in Absurdität und Kleinlichkeit vor ihm schier verkommen wäre. Sieht man, mit welcher ungeheueren Feinheit er die Natur belauschte, mit welcher Innigkeit und Wahrheit seine Figuren aus dem Leben gegriffen und bewegt sind, so kann man dann kaum begreifen, wie er mit dieser so eminent realistischen, ganz souveränen Naturauffassung, die ihn zu einem der größten Künstler aller Zeiten macht, eine oft wieder so manierirte Formengebung vereinigen konnte. Dieser querköpfige, capriciöse und spitzfindige Zug sieht meist aus, als sei ihm das Schöne nur verstohlen und gegen seinen Willen so nebenher gerathen, das Abstracte, Häßliche und Peinliche aber seine eigentliche Lust gewesen. Abscheulichere Personen als die meisten allegorischen Figuren und sonstigen idealen Typen Dürer's kann man sich nicht denken, und dadurch, daß man beständig sieht, welch' reiche Phantasie, welch ungeheueres Machtalent an solch grillenhafte Behandlung verschwendet wurde, werden sie einem nur noch mehr zuwider.

Man sehe bei Andern, speciell der fränkischen Schule z. B. die Gewänder der Apostel und

Heiligen, so weit sie ideal sein sollen, und man wird allemal erstaunen, welcher Aufwand von Eigensinn und Studium gemacht wurde, um sie so häßlich, zerknittert und papieren darzustellen. So oft man das Genie dieser Männer bewundert, den Eindruck hat man doch nie bei ihren Idealität verlangenden Werken, als ob hier ein freier und geistreicher Mensch gesehen und geschaffen hätte, es ist überall gerade in dem, was Schwung fordert, eine merkwürdig philisterhafte Enge und Gebundenheit sichtbar in der Production, sie öffnen das Herz nicht, sie schnüren es zu. Man glaubt überall nur den zünftigen Bürger einer freien Reichsstadt herauszufühlen, der niemals über die Stadtmauer hinausschaute, dem ein Bild ungefähr in der Weise bestellt wurde, mit demselben Aufwand von guten Manieren und Achtung, mit dem man sich ein paar Schmierstiefeln bestellt. — Alles das stört uns aber, wie gesagt, nur beim idealen Theil der Darstellungen; da wo sie sich auf den Boden der nächsten Wirklichkeit stellen, wo sie bewußt realistisch sind, werden sie fast immer vortrefflich und zeigen uns eine solche eminente Charakteristik, eine wenn auch hausbackene, doch so überaus innige Empfindung, so solides Studium der Natur, daß sie ordentlich den goldenen Schein der Poesie um das Philisterthum weben, in der Madonna des Holbein in Dresden, im Cölner Dombild, den Kirchenvätern des Dürer bald entzückend, bald hinreißend liebenswürdig oder imponirend wirken können. Das erstgenannte dieser Bilder ist für das eben Gesagte vielleicht am bezeichnendsten. Es ist das Wunderwerk einer durchaus auf's nächstliegende gerichteten Gesinnung, die Madonna ist dem Maler ohne sein Wissen und Wollen zur schönen Bürgersfrau geworden, die aus der Kirche kömmt und recht gut des vor ihr knieenden Bürgermeisters Schwester sein könnte, zwei der andern portraitirten Frauen sind von einer wahrhaft eminenten Häßlichkeit und linkischem Wesen, die allerliebst philisterhafte Gesinnung spricht sich selbst noch im Teppich aus und der peinlichen Weise, in der er gemacht; hat man das aber erst zu- und die idealen Forderungen aufgegeben, so stellt sich das Ganze als von einer unübertrefflichen Kraft der Charakteristik und des malerischen Vermögens hervorgebracht dar, es wird uns gefangen nehmen, ergreifen und im Innersten rühren.

Man kann nicht wahrer und lebensfähiger darstellen, als diese Menschen dargestellt sind, die Feinheit und Energie der Zeichung, die Gluth der Farbe, die Technik jeder Art lassen sich schwerlich mehr übertreffen. Dieser realistische Zug geht durch die ganze ältere deutsche Kunst, und gibt ihr ihren großen Werth, der es in allem Portraitartigen innerhalb der bezeichneten Grenzen einer nicht völlig befreiten Existenz mit dem Besten aufnimmt, was in dieser Sphäre überhaupt geleistet worden.

Man hat in neuerer Zeit versucht, die Sculptur des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts von jenem Mangel an idealem Schönheitssinn, der die altdeutsche Kunst bei aller innerer Tüchtigkeit doch oft ein wenig reizlos macht, freisprechen, ihr idealere Bestrebungen und ein glücklicheres Resultat vindiciren zu wollen, nachdem man allmälig genöthigt war, bei den Künstlern der spätern Zeit diese Behauptung aufzugeben. Was ich davon gesehen habe, und das ist so ziemlich das Meiste, rechtfertigt diese Aufstellung eben so wenig; jene Werke sind dem Rhythmus der Architektur sehr glücklich angepaßt, wie denn die Deutschen von früh auf eine starke Empfindung für die rhythmische Harmonie der Linie zeigen, sie sind voller Energie und Kraft, auch oft großartig in Auffassung und Charakteristik, aber das Schöne und Anmuthige und Graciöse liegt ihnen nicht viel näher als unserm Dürer, dessen Auffassung in manchen seiner Werke überdies doch die grandioseste war.

Haben also die Meister der mittelalterlichen Blüthezeit unsrer Kunst sich mit vollem Bewußtsein einer realistischen Richtung hingegeben, wie Holbein, oder sind sie in ihren idealistischen Versuchen meist nicht glücklich gewesen, wie selbst Dürer, geschweige denn die Andern, so ist dagegen der Idealismus während zweier Jahrhunderte allerdings zu fast vollständiger Herrschaft bei uns gekommen, nur daß dieselben leider gerade die schlechtesten in unsrer ganzen Kunstgeschichte sind, das siebenzehnte und achtzehnte Säculum, wo der Zopf des sogenannten classischen und die Willkür des Barockstyls sich um das Principat stritten, bis es schließlich dem Letzteren als dem geistreichern und neuern blieb. Was in dieser Periode, die reich genug an Talenten war, noch irgend gesund blieb, verdankte dies allemal wieder dem Realismus, der sich in die Landschaft-, Thier- und Genre-Malerei, so wie in das Portrait flüchtete, die denn immer erfreuliche, ja, bisweilen sogar noch sehr bedeutende Resultate gaben, wenn sie sich der leidigen Sucht zu idealisiren enthielten, die zuletzt aber doch dermaßen überwog, daß z. B. die Landschaftmalerei endlich ganz den Boden verlor.

II.

Nach dem Vorhergesagten sollte man nun glauben, daß, als die Regeneration der Kunst zu Anfang dieses Jahrhunderts vor sich ging, man sich der künstlerischen Eigenschaften, die die Thätigkeit unsrer Väter auszeichneten, sofort vorzugsweise bewußt geworden wäre und ihnen in den Stücken, in denen sie wirklich glänzten, nachgeeifert habe. Bei der Malerei war dies anfangs auch so, Cornelius, Over-

beck und Andere knüpften in ihren Arbeiten unmittelbar an Dürer an und jener Zeit verdankt man ihre besten Leistungen, bald aber steckten die damaligen literarischen Wortführer, die Romantiker, die diese Schule wenigstens theilweise von Anfang an schon inspirirten, dieselbe mit ihrer Vorliebe für abstracte Ideen, für aufgewärmten mystischen Kohl wenigstens theilweise an.

Den nachtheiligen Einfluß, den die literarische Restaurationsperiode auf unsre frisch emporblühende Kunst hatte, kann man nicht hoch genug anschlagen, das gemachte Christen- und das süßliche Ritterthum hat sie heute noch nicht ganz verloren. — Wenn man die Werke der deutschen Künstler am Schluß des vorigen und in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, also eines Carstens, Wächter, Schick, Wagner, Thorwaldsen, Cornelius, Overbeck, Veit, Schnorr, Heinr. Heß ꝛc., sodann der Genre- und Landschaftmaler Reinhard, Koch, Peter Heß, Dahl, Friedrich, Wagenbauer und Anderer sieht, so wird man an ihnen bei aller sonstigen Verschiedenheit wenigstens einen gemeinsamen Zug antreffen, den Haß gegen den Idealismus der zu Grabe getragenen Periode, den Willen, zunächst mit dieser unmittelbaren Vergangenheit total zu brechen, Alles anders zu machen als sie, sogar das, was sie gut gemacht hatte, wie z. B. Portraits. Aus dieser Feindschaft müssen viele Widersprüche erklärt werden, die sonst unbegreiflich wären. — Der Barock- und Zopfstyl hatten sich vorzugsweise einer Mischung von Griechenthum und Corregio beflissen, sie hatten um jeden Preis schön sein wollen und interessant, sie hatten also die Natur corrigiren wollen und waren geziert, schwülstig und unwahr geworden, nach und nach in eine ganz conventionelle Art des Empfindens hineingerathen. — Jetzt suchte man um jeden Preis wahr zu sein, selbst auf die Gefahr hin, dürr und eckig zu werden; — der Zopf hatte bei verhältnißmäßiger Styllosigkeit der Zeichnung doch noch eine große Leichtigkeit der Technik, und nicht geringe Kenntniß des Colorits sowohl in der Oel- als Frescomalerei besessen, jetzt fing man an, vor Allem Strenge des Styls zu verlangen, die rhythmische Ausbildung der Linie über Alles zu setzen, die Farbe zu schmähen, ja, principiell schlecht zu malen, Alles, was Technik hieß, tief zu verachten, dagegen aber sorgfältig zu zeichnen, besonders den Contour sehr gründlich zu studiren, — während man die Modellirung und Rundung der Gestalten vernachlässigte. — Hatte der Barockismus seine Götter gehabt, Michel Angelo, Corregio und Tintorett, auch Rubens verehrt, so wünschte man diese in den untersten Abgrund der Hölle, während bald Raphael in seinen frühern Werken, bald Giotto oder Fiesole, bei Andern wieder die Antike oder auch die Altdeutschen die unbedingteste Verehrung fanden. — Für die Letztern ging die romantische Grille so weit, daß einige unsrer berühmtesten Historienmaler längere Zeit die Modelle ihrer Gewänder aus steifem Papier formten, um eben solche Brüche und zerknitterte Falten zu bekommen, wie sie die Heiligen der fränkischen Schule zieren. — Damit hatte aber die Gemeinsamkeit der Richtung ein Ende, sie bestand lediglich nur im Verneinen der Vorgänger, leider verleugnete man auch Mengs, der durch seine Einsicht und sein Geschick so viel zur Regeneration selber beigetragen hatte, und wenn auch ohne große originelle schöpferische Kraft doch das Handwerk der Kunst in einem Grad verstand, wie es bis heute Keiner besser gelernt. Seine Einsicht und sein Geschmack sind höchst achtungswerth, seine Portraits oft Meisterwerke und einige seiner Frescen zeigen einen Glanz der Farbe, der Einem fast unbegreiflich erscheint. — Er hat aber noch keineswegs mit der Vergangenheit gebrochen, dies that vollständig erst Carstens, ein eben so gebildeter als begabter Künstler, der mit richtigem Tact die Einfachheit und Größe der Empfindung und Naturanschauung, wie sie uns die Antike zeigt, sich anzueignen suchte, leider aber fast gar nicht über Skizzen und Entwürfe hinauskam, da er wohl denken, aber nicht malen gelernt hatte. Schick und Wächter verfolgten eine ähnliche Richtung, obwohl nicht ohne starke Einflüsse des gespreizten und gesucht theatralischen Strebens nach Größe der David'schen Schule zu zeigen, die damals einen sehr großen Einfluß in Deutschland gewann, und an M. Wagner, Langer, Füger, Kraft, Mathäi, Wach und unzähligen Andern eifrigere Nachbeter hatte, als die heutige neufranzösische jedenfalls viel bessere Kunst unter uns findet. Diese David'sche Richtung war zu Anfang dieses Jahrhunderts und noch bis in die zwanziger Jahre hinein zu vollständiger Herrschaft auf allen Akademien gekommen, für die freilich ihr steifes Pathos wie geschaffen war. In jener Schule lernte Schick übrigens sehr gute Portraits malen, ein Verdienst, welches man ihm gewöhnlich nicht anrechnet, während seine nichts weniger als bedeutenden historischen Compositionen, sein fade antikisirender Apoll und Anderes weit über Gebühr gepriesen wurde. — Auch Wächter's Begabung, obwohl stärker und eigenthümlicher als die des Vorgenannten, ist doch von keiner eminenten Bedeutung trotz seines achtungswerthen Strebens nach antiker Einfachheit, das aber bei gänzlichem Verlassen des genauern Naturstudiums sehr bald in eine äußerst glatte und widerwärtige Manier ausartete, die sich im Grunde nur durch die totale Unkenntniß des Handwerks wesentlich vom David'schen antikisirenden Zopf unterscheidet.

Auch Moritz Retzsch, einst der Liebling aller semmelblonden Damen diesseits und jenseits des deutschen Meeres, gehört hierher, und hält

noch entschiedener als die vorgenannten die Mitte zwischen Sophokles und Clauren. — All diese doch immer in der Hauptsache idealistischen Versuche haben es im Grunde auch zu nichts Anderm als fast ebenso schemenhaften Gestalten wie die des alten Freundes Goethe's, des Leipziger Oeser gebracht, da alle diese Künstler bei ihren Compositionen selten von individuellen Anschauungen ausgehen; eigentlichen bleibenden Werth und Bedeutung erhält die Bewegung daher erst durch das Auftreten von Cornelius und Overbeck, denen sich Veit, Schnorr, Führich und H. Heß später anschlossen. Ist das Urtheil über den Werth noch lebender Künstler immer schwierig, so wird dies um so mehr der Fall sein, wenn sie der Betrachtung so überwältigend großartige Züge zeigen, als dies bei Cornelius der Fall ist. Ein durchaus männlicher, kräftiger Geist tritt uns mit Herbe entgegen, von einer mächtigen Willenskraft, von jener Kühnheit des Genies, die vor den mächstigsten Aufgaben nicht zurückschrickt, die Himmel und Erde in die magischen Linien ihres Griffels bannen möchte. — Das Auftreten dieser männlichen Richtung des vollkommensten künstlerischen Ausdrucks der Wiederbelebung des nationalen Geistes unter dem Druck der Fremdherrschaft war in jenen Zeiten ein großes Glück, wo die eben beginnende Restaurationsperiode alle sittliche Fäulniß und Weichlichkeit der Romantiker, alle widerlichst weibische Sentimentalität groß zog. Das Energische dieses Charakters brachte es mit sich, daß mehr dramatisches Leben auch in seinen Werken ist, als bei irgend einem andern modernen Künstler. So Vieles man auch im Detail an den Arbeiten des Meisters aussetzen mag, so ist doch so etwas Zwingendes, Ueberwältigendes, Neues in dieser Persönlichkeit, deren leider unvollkommener Abdruck sie sind, daß man immer wieder nur mit Scheu an die Analyse geht.

In seinen ersten größern Schöpfungen, den Zeichnungen zu den Nibelungen und dem Faust, schließt sich Cornelius noch ganz an die markige Auffassungsweise des Dürer an, er ist unschön, eckig wie er, aber auch fast eben so groß in nerviger Charakteristik als der Nürnberger Bürgersohn. Die Grundlage von Cornelius' Wesen ist auch so ganz und gar deutsch, daß es vielleicht besser für ihn gewesen wäre, wenn er keine andern als nationale Stoffe zu behandeln gehabt hätte, da es ihm nie gelang, oder da er vielmehr nie suchte, seine Anschauungen in anderen als deutschen Naturen wiederzugeben, andere als deutsche Charaktere zu schaffen.

In den Bildern der Casa Bartholdi in Rom, den Geschichten des Joseph, finden wir den gleichen sichern Griff in die Mitte des Gegenstands mit schon viel höherer rhythmischer Durchbildung der Composition, größerer Schönheit der Einzelformen, und wenn auch nicht glänzend doch vollkommen befriedigend gemalt, selbst für Rom, wo das schon etwas heißen will. Von da an beginnen nun die weltberühmten Arbeiten für den Götter- und Heldensaal der Glyptothek. Will man diesen Werken gerecht werden, so muß man von der oft geradezu unbegreiflichen Schülerhaftigkeit der Modellirung und Färbung absehen. Meistens von Schülern des Meisters gemalt, die theils aller und jeder technischen Bildung entbehrten, theils an eine so süßliche Behandlung der Farbe gewöhnt waren, daß sie mit der herben Strenge der Zeichnung im schreiendsten Widerspruch steht, ist besonders im Heldensaal die Disharmonie sehr schreiend.

In dem noch sorgfältiger gemalten Göttersaal stört wenigstens die Farbe nicht so arg, immer aber ist sie derart, daß sie, anstatt den Eindruck der Composition zu verstärken, denselben regelmäßig abschwächt, ja oft geradezu aufhebt. Die Theile, die Cornelius selber gemalt hat, sind wenigstens immer originell und geistreich und bei weitem das Beste an den Bildern, so daß man die Inconsequenz nicht recht begreift, die ihn veranlaßte, so arge Sünden zu toleriren. Da leider die Cartons noch nicht sichtbar sind, so thut man besser, wenn man die Kupferstiche, so weit sie vorhanden, des reinen Eindrucks halber studirt. — Die Reminiscenzen an Dürer fallen hier ganz weg, dagegen findet man deren häufiger an Michel Angelo, die Antike und besonders Raphael. Dies thut indeß der Originalität der Composition keinen Eintrag, man ist darum keinen Augenblick im Zweifel, daß dieser Olymp vollkommen deutschen Ursprungs ist, mit ein wenig Costümveränderung könnte man die meisten Götter und Helden noch viel zweckmäßiger in Walhalla unterbringen. — Ein durchaus deutscher derber Realismus hat hier vollständig den Griffel des Meisters beherrscht, seine trojanischen Helden sind Nibelungen, trotz der phrygischen Mütze. Dies nimmt aber den Schöpfungen keineswegs ihren Werth, im Gegentheil, es erhöht ihre Lebenskraft, die erste Bedingung jedes Kunstwerks. Wenn ich hier von Realismus spreche, so gilt dies indeß lediglich von der Art wie er die Figuren belebt und bewegt, von dem Naturell das er ihnen gibt, von der Charakteristik im Großen. Dagegen thut sich hier durch die Unvollkommenheit der Ausführung eine Kluft zwischen ihm und den altdeutschen Meistern auf, die von dieser ganzen historischen Schule heute noch nicht auszufüllen verstanden worden ist. Es ist der Mangel alles Details, und jenes Lebens, das sich darin kundgibt; so vortrefflich eine Figur im Großen und Ganzen gedacht und angelegt ist, so roh, daher auch meist durchaus leblos ist das Detail derselben, während bei Dürer

und Holbein auch nicht ein Zoll groß zu finden, der nicht individuell durchgebildet und durchgefühlt und vergeistigt wäre.

Nach der Glyptothek behandelte Cornelius die Hauptmomente des christlichen Mythus, Weltschöpfung, Geburt und Tod Christi und das jüngste Gericht in der Ludwigskirche. Mit Ausnahme des letztern sind sie bei aller Großartigkeit doch kaum von gleichem Werthe, von gleicher Frische und Originalität als der Göttersaal der Glyptothek. Bei dem jüngsten Gericht hingegen concentrirt der Meister seine Kräfte und steigert sie dermaßen, daß, was man auch daran aussetzen mag, doch Jedermann unterlassen soll, von der überlegenen des Michel Angelo abgesehen, eine Behandlung des Gegenstandes zu nennen, die dieser an die Seite treten könnte. Ohne Zweifel haben die Arbeiten des Luca Signorelli in Orvieto, des Orcagna in Florenz, des Rubens, jede ihre Vorzüge, daß irgend eine aber den Gegenstand so vollständig erschöpfend, so angemessen und gewaltig ergreifend zugleich behandle, das wird man schwerlich behaupten können. Ja, ich nehme keinen Anstand, der Composition einzelne große Vorzüge selbst vor Michel Angelo einzuräumen, so tief sie in der Ausführung hinter jener ungeheuern dämonischen Kraft des Buonarotti zurücksteht, die in jedem Muskel seiner Geschöpfe zuckt. —

Zwischen diesen beiden großen monumentalen Arbeiten fallen die Zeichnungen zum Leben der berühmtesten Maler, die in dem Corridor der neuen Pinakothek ausgeführt wurden. Neben vielem Schönerfundenen, Schlagenden und Lebendigen macht sich hier eine Liebe zum Allegorisiren geltend, eine Sucht abstracte Gedanken und undarstellbare Reflexionen mit Zuhülfenahme von allerhand symbolischer Zuthat der Malerei zu octroyiren, die im glücklichsten Falle eine geistreiche Spielerei und mehr nicht, meistens aber schlechtweg langweilig und frostig, weil über die Grenzen der Kunst hinausfallend, genannt werden muß. Daß diese Untugend schon zu Raphaels Zeiten existirte, ändert gar nichts an der Sache, ein Rebus bleibt Rebus, ob er zu Perikles' oder König Ludwig's Zeiten erfunden wurde. —

Nach seiner Entfernung von München bestand die Hauptarbeit des Meisters in seinen Entwürfen zur projectirten Friedhofshalle in Berlin. Sie würden in mancher Beziehung das Großartigste werden was er geschaffen, und speciell die Composition der acht Seligkeiten ist in dieser Hinsicht vielleicht unübertrefflich, den Reiz jener Jugendschöpfungen aber, jene bestimmte persönliche und nationale Färbung haben sie nicht mehr, jenes zündende Leben, jenen Ueberschuß an Kraft, der in den frühern Arbeiten so bezaubernd wirkt. Diese finden wir nur noch in den vier apokalyptischen Reitern, einer jener Allegorien, die so componirt sind, daß die materiell vorgestellte Handlung genau auch die höhere Bedeutung derselben sofort ausspricht, gegen die daher Niemand etwas einwenden wird, da sie eine Unmittelbarkeit des Erkennens und Empfindens möglich machen. —

Ueberblickt man das ganze reiche Leben dieses Künstlers, sehen wir, wie er alle Eigenschaften eines Reformators besaß, die energische Rücksichtslosigkeit, den unbedingten Glauben an den eigenen Beruf, die großartige einfache Anschauung, die herausfordernde Kühnheit und unerschöpfliche Gestaltungskraft, sehen wir, wie es ihm, wie Wenigen gegönnt war, die höchsten Stoffe unter den großartigsten und glücklichsten Verhältnissen behandeln zu können, wie es ihm geglückt ist, überall in seinen Werken die ganze volle eigene Persönlichkeit im Kunstwerk auszuprägen, so darf man immerhin diese Künstlerlaufbahn die glücklichste und folgenreichste nennen, die wir seit Holbein besessen haben. (Fortsetzung folgt.)

Gelegentliches.

Ende April ward in der Kirche San Onofrio auf dem Janiculus in Rom das Grab Torquato Tasso's geöffnet. Man fand nur noch wenige zerstückelte Ueberreste des Skeletts, welche hierauf mit Ehrenbezeugungen in das neue Mausoleum, welches im päpstlichen Auftrage von dem Bildhauer Fabris in Marmor ausgeführt ist, übergebracht und feierlich dort beigesetzt wurden. In den Nachmittagsstunden sang die Academi de' Quiriti in dem schönen Garten des Klosters, wo einst die vom Blitz zerschmetterte Tasso-Eiche stand, in mehreren Liedern das Lob des großen Dichters in Gegenwart einer großen Volksmenge.

Horace Vernet hat von Washington eine officielle Einladung erhalten und angenommen, um das Portrait des Präsidenten Buchanan zu malen.

Notiz.

Die Fortsetzung der Veröffentlichung des Ebert'schen Briefwechsels müssen wir des beschränkten Raumes wegen für das nächste Heft verschieben. Die Redaction.



Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Erlebnisse eines Schleswig'schen Predigers in den Friedens- und Kriegsjahren 1838 bis 1850, von Fr. Petersen. Zweite Auflage. Frankfurt a. M. bei Ludwig Brönner.

Das Ultradänenthum mag die Einstimmigkeit befremdet und unangenehm berührt haben, mit der nicht bloß die preußische, sondern die gesammte deutsche Presse über die Politik den Stab bricht, welche nun schon seit Jahren den unglücklichen Herzogthümern Schleswig und Holstein das vae victis des Geltenhäuptlings Brennus zuruft. Wie gerechtfertigt aber diese Einstimmigkeit, dieses einstimmige Verdammungsurtheil, dafür liefert das angezeigte Buch des Pastors Petersen reiche Belege und in Menge. Vom ästhetischen Standpunkte kommt diesen Memoiren ein nur geringer und untergeordneter Werth zu, der Verfasser schreibt mit einer Geschwätzigkeit und Breite, die entsetzlich ermüdend, seine Beobachtungen und Wahrnehmungen, seine Auseinandersetzungen und Erörterungen erheben sich nirgend über das Niveau der vulgären Alltäglichkeit, mitunter sogar gefällt er sich in Plattitüden und in einem Tone, wie ihn nicht göttliche Grobheit, sondern eine Persönlichkeit anschlägt, die in ihren Privatinteressen verletzt ist: wie Dem jedoch auch sei, man hält der patriotischen Entrüstung Manches zu Gute, und daß in Entrüstung auszubrechen die brutalen Gewaltthätigkeiten des dänischen Willkürregiments in den deutschen Herzogthümern nur zu oft und zu vielfache Gelegenheit geboten und zu bieten fortfahren, das documentirt fast jede Seite dieses Buches mit Thatsachen und Belegen. Vor Allem ist es der Unsegen, der durch das Sprachrescript vom Jahre 1851 angerichtet worden, gegen welchen der Verfasser die Geschosse seines Angriffs richtet. Die Thatsache, daß in einem deutschen Lande, in Districten, wo erweislich seit der Reformation die Kirchensprache nur deutsch gewesen ist, wo in den Schulen während eines Jahrhunderts nur deutsch unterrichtet ist, wo in den Familien die Kunde der dänischen Sprache ganz und gar erloschen, daß in solchen Distrieten jetzt durch das Sprachrescript vom Jahre 1851 die dänische Sprache als gleichberechtigt mit der deutschen eingeführt worden, die deutsche Sprache aber nur nominelle Rechte hat, weil dänische Lehrer und Schulinspectoren, dänische Beamte und Visitatoren sie gänzlich aus der Schule und dem Geschäftsleben entfernen: diese Thatsache könne in Deutschland nicht genug beklagt werden. Wie weit der Haß verblende, erhelle aus einer Aeußerung, welche Grundtvigg, der Führer der kirchlich-nationalen Richtung in Dänemark gethan: „die Bekenntnißschriften sind von Deutschen verfaßt, die lutherische Theologie ist auf deutschem Boden gewachsen und groß geworden — darum hinweg mit Beiden!"

Die besten Partien in Petersen's Arbeit sind diejenigen, wo er sich als einfacher Berichterstatter verhält. Wo er reflectirt, thut er der Wirkung Eintrag. Tief schmerzliche Thatsachen reden lauter, dringen mehr zu Herzen als Invectiven.

Die Entstehungsgeschichte der Magna Charta. Dargestellt von Dr. Thaddaeus Lau. Hamburg. Hoffmann und Campe.

Diese interessante Abhandlung schildert den Kampf Innocenz III. mit Johann ohne Land bis zur Unterzeichnung der Magna Charta, auf welche der Tod des Königs bald folgte. Der Verfasser verwahrt sich in der Einleitung dagegen, daß er in seiner Darstellung die vulgäre Ansicht, nach welcher die Magna Charta das Palladium und der Grundstein für Englands Größe und Wohlfahrt sei, einer principiellen Erörterung unterziehen werde; seine Monographie beschränke sich lediglich auf die thatsächliche Darstellung des genetischen Entwickelungsprocesses der Magna Charta. Gründliche Quellenkenntniß und kräftige Zeichnung verbinden sich in dem kleinen Buche zu einer lebensvollen Schilderung des weltbedeutenden Kampfes.

Denkmäler der Kunst, zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten künstlerischen Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Vierter Band. Herausgegeben von Dr. W. Lübke und J. Caspar in Berlin. Stuttgart. Verlag von Ebner und Seubert.

So weit auch die Urtheile über die Bedeutung und den Werth des modernen Kunstschaffens auseinander gehen mögen, die Anerkennung wird man unsrer Zeit schwerlich vorenthalten können, daß dieselbe an individueller Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit allen frühern Perioden voran stehe. Während es in den voraufgegangenen Epochen immer eine bestimmte Weltanschauung war, welche den Quellpunkt aller Production bildete, und aus der Alles, was geschaffen wurde, seine eigentlichste Bedeutung und Tiefe zog, strömt das moderne Kunstschaffen aus so vielen Quellen der subjectiven Auffassung und Empfindung, daß von einer gemeinsamen Richtung nur ausnahmsweise die Rede sein kann. Gehören doch diese Quellen ganz verschiedenen Stromgebieten an, entspringen sie doch auf den Höhenzügen oft schroff entgegengesetzter Gedankenrichtungen. Und darin theilt die bildende Kunst das Loos mit allen übrigen Erscheinungen des geistigen Lebens; wohin wir blicken, umgibt uns eine fast unübersehbare Fülle individueller Richtungen, und was im Gegensatz mit frühern Zeiten dem heutigen Schaffen an Tiefe abgeht, das sucht es in der Breite zu gewinnen.

Die Aufgabe, welche sich der Geschichtsschreiber einer solchen Periode zu stellen hat, ist keine leichte, denn es gilt, allen jenen entgegengesetzten und doch subjectiv völlig berechtigten Bestrebungen gleichmäßig Genüge zu thun; und um so schwieriger wird diese Aufgabe, je näher dem heutigen Geschichtsschreiber alle diese Bestrebungen liegen, und je mehr er darauf zu achten hat, die persönlichen Sympathien und Antipathien zum Schweigen zu bringen, welche den Mitlebenden im Fluß des Werdens unwillkürlich bald hier-, bald dorthin zu treiben drohen. Dazu kommt der fühlbare Mangel an ausreichenden Vorarbeiten. Des Grafen Raczinsky bekanntes, schon vor längerer Zeit erschienenes Werk über die moderne Kunst konnte manche erst seitdem hervorgetretene Richtungen noch nicht in's Auge fassen, und hat es überhaupt nicht auf eine allseitig erschöpfende Darstellung abgesehen. Anderer Seits fehlt der in jüngster Zeit in der Brockhaus'schen „Gegenwart" erschienenen überaus verdienstlichen, eben so umfassenden als mit feiner Kritik geschriebenen Darstellung der bildenden Künste in der Gegenwart von A. Springer der für ein lebendiges Verständniß nicht gut zu entbehrende bildliche Apparat. Sollen wir aber um dieser Schwierigkeiten halber von dem Versuch einer systematischen Schilderung der gegenwärtigen Kunstepoche ganz abstehen? Gewiß eben so wenig, wie wir uns von der Darstellung unsrer großen Literaturepoche abschrecken lassen, weil wir ihr noch zu nahe stehen, um uns bereits eines abgeschlossenen und endgültigen Urtheils von geschichtlicher Objectivität über einzelne ihrer hervorragendsten Träger rühmen zu können. Im Gegentheil wird grade eine solche Darstellung von besonderm Werthe für Alle sein, welche am Leben der Kunst einen ernstern Antheil nehmen. Während unser Urtheil über die Bedeutung der Meister der vergangenen Epochen sich längst abgeklärt hat, macht die bunte Mannigfaltigkeit der gegenwärtigen Richtung und das ununterbrochene Strömen der Entwicklung einen Leitfaden für das Studium besonders wünschenswerth. Dabei ist es freilich selbstverständlich, daß eine systematische Behandlung der modernen Kunstgeschichte nicht die Allgemeingültigkeit beanspruchen kann, wie ein derartiger Versuch auf dem Gebiet älterer Epochen; je weniger abgeschlossen dasjenige ist, woran sich das Urtheil zu bethätigen hat, um so subjectiver wird seine Färbung sein.

Das vorliegende Werk, dessen Erscheinen uns zu den obigen Bemerkungen veranlaßte, macht zum ersten Male den Versuch, uns die Kunstentwicklung der letzten fünfundzwanzig Jahre in möglichst umfassender, durch einen reichen Bilderapparat illustrirter Darstellung im Zusammenhang vorzuführen. Indem es somit in sich selber ein abgeschlossenes Ganzes bildet, gibt es zugleich im Anschluß an die drei frühern Bände des umfangreichen Kunstatlas den Abschluß der geschichtlichen Darstellung des gesammten Kunstschaffens aller Zeiten. Begonnen wurde die mit seltener Sorgfalt und Ausdauer vollendete Arbeit im Jahre 1845 unter der Redaction des Professor August Voit in München, an dessen Stelle jedoch bald der Professor Ernst Guhl in Berlin trat, welcher das Werk bis zur Beendigung des dritten Bandes fortführte und sich um die ganze Gestalt desselben das größte Verdienst erworben hat. Die Leitung des künstlerischen Theils besorgte Herr J. Caspar in Berlin. Durch das gemeinsame Wirken dieser Männer wurde ein Werk geschaffen, welches im Anschluß an Kugler's bekanntes Handbuch der Kunstgeschichte die Entwicklung der bildenden Künste von den ersten Anfängen bis zum Beginn unseres Jahrhunderts durch reichhaltige bildliche Darstellung nebst erläuterndem Text veranschaulicht. Auf 114 Tafeln mit circa 1200 Abbildungen ist ein Material zusammengebracht worden, welches mit eben so sorgfältigem kritischen Blick gesichtet und ausgewählt, wie mit charakteristischer Schärfe und Treue dargestellt ist. In der That haben wir ein Werk vor uns, welches sowohl in seinem Umfang als auch in der Art und Weise seiner Darstellung bis jetzt einzig dasteht, und mit dem namentlich auch der bekannte Kunstatlas von Agincourt, dem das Verdienst gebührt, zuerst den Gedanken einer graphischen Geschichte aller bildenden Künste für eine wichtige Periode in Ausführung gebracht zu haben, in keiner Weise den Vergleich bestehen kann.

Nachdem in den drei ersten Bänden die Kunstentwickelung von den frühsten Kunstepochen an bis zu den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts abgehandelt worden, schildert der jetzt unter der Redaction des Dr. Lübke in Berlin vollendete vierte Band die heutige Kunst von ihrem jugendfrischen Aufleben nach den Befreiungskriegen im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts bis zur Mitte desselben in ihren Leistungen auf dem Gebiete der Architektur, Sculptur und Malerei. Mit treffendem Blick ist aus dem überreichen Material Alles ausgeschieden, was noch in der Erstlingsblüthe steht, und sich erst im Laufe der Jahre zu bewähren hat, und dagegen nur das aufgenommen, was in ab-

gerundeter Gestalt und wenigstens im Wesentlichen fertig und bestimmt ausgeprägt, mehr als eine bloß ephemere Bedeutung beansprucht, so daß uns ein ebenso lehrreiches als anschauliches Bild von den verschiedenen Phasen unsrer modernen Kunstrichtung geboten wird. Wir sehen die Epoche eines überwiegenden Idealismus durch die Reaction eines nicht selten bis zum Naturalismus gesteigerten Realismus verdrängt werden, und folgen mit Interesse den vielfachen Mischungen und Verschmelzungen dieser Hauptelemente je nach der Mannigfaltigkeit der individuellen Begabung bis hinab in die jüngste Zeit. Die Anzahl der für die graphische Darstellung bestimmten Tafeln beträgt 33, (nach der fortlaufenden Nummer Tafel 107—136), von denen 6 Tafeln der Architektur, und zwar 4 der deutschen, 1 der österreichischen und 1 der vereinigten französisch-englischen Architektur gewidmet sind. Die Sculptur ist auf 7 Tafeln dargestellt, wovon der französisch-belgischen Sculptur 1, der italienischen, englischen und verwandten 1, der östreichischen 1 und der deutschen 4 Tafeln zukommen. Von den 20 Tafeln der Malerei wurden Deutschland 12 eingeräumt, darunter 2 mit Landschaften und Thierstücken, Oesterreich 2, Belgien 1, Frankreich 3, darunter 1 mit Landschaften und Thierstücken, und 2 den englischen Genre-, Landschafts- und Thiermalern. Außerdem kommen noch 6 Ergänzungstafeln hinzu, welche bestimmt sind, einzelne Lücken der frühern Bände auszufüllen, die bei der durch den Zweck des Atlas gebotenen Oekonomie und bei der Neuheit des Unternehmens unvermeidlich waren.

Wenngleich es schon an und für sich bei einem deutschen Unternehmen natürlich ist, daß, wie aus dieser kurzen Uebersicht erhellt, den deutschen Leistungen der breiteste Raum gewährt ist, so rechtfertigt sich dies noch besonders durch die vorzugsweise Ausbildung der deutschen Kunst auf dem Gebiet des Idealen und Monumentalen. Nichtsdestoweniger ist auch, wie in den frühern Bänden, das Werthvolle und Eigenthümliche fremdländischer Kunst gewissenhaft dargelegt worden, und abgesehen davon, daß man hie und da vielleicht eine andere Auswahl hätte treffen können, doch eine im Ganzen bezeichnende Charakteristik der Hauptrichtungen gegeben. Die Abbildungen, unter denen sich eine nicht unbedeutende Zahl bisher unedirter Werke der hervorragendsten Meister befindet, und die zum Theil nach Originalzeichnungen der Künstler und unter deren persönlicher Aufsicht angefertigt sind, genügen in ihrer charakteristischen Schärfe und Treue allen billiger Weise zu stellenden Anforderungen, und wenn auch im Allgemeinen die bloße Zeichnung nur als ein ziemlich unvollkommenes Darstellungsmittel erscheint, so dient doch auch gerade andererseits diese Unvollkommenheit dazu, die mehr äußerlichen Elemente der Kunst abzustreifen und ihren reinen Gedankeninhalt unverhüllter hervortreten zu lassen. Als Zeichner bewähren sich Riefstahl und Vogler für die Werke der Architektur, Pietsch für die Sculpturen, Alex. Becker für die Gemälde; durch die Herstellung der Stiche erwarben sich Fr. Wagner, Merz, P. Ritter u. A., durch die werthvollen Radirungen der landschaftlichen Tafeln Würthle in München Anspruch auf Anerkennung.

Der die graphischen Darstellungen begleitende Text schildert mit ansprechender Lebendigkeit und prägnanter Kürze Wesen und Bedeutung der verschiedenen Schulen und der einzelnen Meister innerhalb derselben, gibt einen lichtvollen Abriß der Lebensverhältnisse, des Entwicklungsganges und der Hauptwerke der letztern, und weiß das Zersplitternde mosaikartiger Zusammenfügung durch kräftiges Betonen der Grundgedanken, durch ein sicheres Festhalten am Faden geschichtlichen Zusammenhanges zu vermeiden.

Unsre Zeit wird oft von oberflächlichen Beurtheilern materiell gescholten. Wie einseitig diese Behauptung ist, wie wenig stichhaltig für den, welcher tiefer in ihr Wesen zu dringen versteht, brauchen wir kaum zu bemerken. Ist doch kürzlich erst von einem der hervorragendsten Koryphäen deutscher Wissenschaft, dem tiefsinnigen Kenner und Erforscher des Alterthums, August Boeckh, in bezeichnender Weise anerkannt worden, daß das Streben, die Dinge in ihrem vollen Umfange und ihrer ganzen Tiefe zu erfassen, ein Charakterzug der Gegenwart sei. So auch auf dem Gebiet der Kunstbetrachtung. Die Freude an den Werken der Kunst, in immer weitere Kreise dringend und ihre segensreichen Wirkungen verbreitend, begnügt sich nicht mit dem bloßen leichten Genießen. Sie will den Zusammenhang der Erscheinungen erkennen, das Wesen der künstlerischen Production tiefer ergründen. Durch die außerordentlich gesteigerte Erleichterung des Weltverkehrs strömt dem Einzelnen fortwährend eine Menge neuer Anschauungen zu. Um so mehr ist ein Werk mit Dank zu begrüßen, welches den Zweck hat, nicht allein propädeutisch zum geistigen Verständniß der Kunstwerke vorzubereiten, sondern auch die Erinnerung des vielfach Angeschauten aufzufrischen und wissenschaftlich zusammenzufassen. Daher dürfen wir mit Recht dies gediegene Werk, welches besonders auch dem deutschen Verlage zur Ehre gereicht, der allgemeinsten Theilnahme empfehlen.

Album (Bibliothek) deutscher Originalromane, herausgegeben von J. L. Kober. Prag und Leipzig. Verlag von Kober.

Dieses bereits durch frühere Jahrgänge vortheilhaft bekannte Unternehmen, hat im laufenden Jahre bereits sechs größere und kleinere Romane gebracht. Der erste derselben „Günther von Schwarzburg" von Levin Schücking, zeichnet sich durch markige Charakterzeichnung und frische lebendige Schilderung der Begebenheiten aus. — Etwas peinliche Spannung bewirkt „Caritas" von Ernst Fritze. Der Verfasser hat sowohl in diesem größeren Roman wie in der auf denselben folgenden kleineren Erzählung „Hans Willow von Willenow" mit zuviel Willkür in der Entwicklung der Charaktere sowohl, wie in der Aufeinanderfolge der Begebenheiten verfahren; doch bekundet er ein vortreffliches Talent für den gefälligen Erzählerton. — „Heimath und Ferne" von Bernd von Guseck ist von einem stark romantischen Hauch durchweht, während die gemüthvoll deutsche Erzählung „Handwerksburschen" von Josef Meßner ein sehr gelungenes frisches Bild moderner Gegensätze

im Volksleben aufstellt. — Der historische Roman „Der Jesuit“ von Isidor Proschko ist besonders werthvoll durch die geschichtlichen Nachrichten, zu denen Ort und Zeit Gelegenheit boten. Eigenthümlich bleibt allerdings schon an sich der Versuch, einen Heiligen der katholischen Kirche zum Helden eines Romans zu wählen.

Reise um die Welt mit der schwedischen Kriegsfregatte Eugenie. In den Jahren 1850 — 53 ausgeführt unter dem Befehl des Admiral C. A. Virgin. Herausgegeben von C. Skogmann. Aus dem Schwedischen. 2 Theile. Berlin 1857. O. Janke.

Die Literatur der Reisebeschreibungen, mögen diese zu noch so bedeutenter Masse anwachsen und selbst nicht immer die Wissenschaft bereichern, bietet dem Leser stets die frischen Reize des Erlebten; gelangt aber ein Buch, wie das bezeichnete, in die deutsche Literatur, so darf sie sich eines Gewinnes erfreuen, welchen auszubeuten wir denen anrathen, die sich gern einmal, aus engen Sphären herausdenkend, in die unendliche Welt verirren wollen. Ist es wahr, daß wir erst jetzt mit lohnendem Erfolg um das Erdenrund segeln? in Anbetracht der wissenschaftlichen Hülfsmittel, über die wir in allerneuster Zeit mehr als je zu verfügen angefangen, bejahen wir die Frage; denn zu welchen Resultaten wäre etwa schon ein Chamisso gelangt, der auf dem Rurik unter Kotzebue im zweiten Decennium unsers Jahrhunderts absegelte, hätten ihm die erquisiten Vortheile C. Skogmann's zu Gebote gestanden? Nun, Chamisso's classische Reise mit dem gemüthvollen Humor werden wir noch nach funfzig Jahren unter gleichem Behagen lesen, mit dem wir uns in die Lecture Skogmann's einlassen: denn Beide bringen Leben in unsere Anschauung und durch Beide geht Begeisterung, die von einer Strenge des Urtheils gezügelt, nie ertravagirt. Halten wir Heine's Reise um die Welt gegen Skogmann's Aufzeichnungen, so vermissen wir nicht ungern in den letzteren die subjectiven Auslassungen des gewandten Landsmanns und erfreuen uns dagegen der Objectivität des schwedischen Officiers. Doch, Jeder in seiner Weise, so sehen wir bei aller Verschiedenheit Beider in Sprache und Temperament ein harmonisches Ganzes sich vor unsern Augen darstellen, aus Beider Beobachtungen gewonnen.

Der Verfasser, Premier-Lieutenant, hat nach dem Auftrag der Königlichen Akademie der Wissenschaften die physikalischen Beobachtungen zu unterstützen und die nautisch-astronomischen zu leiten. So ist es selbstverständlich, daß wir eine Menge letzterer Art zu lesen bekommen; so lange wir mit ihm auf hoher See zubringen, erfahren wir fast nichts als seemännische Obliegenheiten. Darum werfen wir mit besonderer Freude Anker, um das Festland zu gewinnen und Menschen zu beobachten. Erfahren wir auch nicht immer absolut Neues — wie sollte das heut noch möglich sein, wo wir über californische, tahitische, chinesische Lebensweise besser unterrichtet sind, als über Hinterpommern etwa? — so ist doch das Gegebene mit einer Gewissenhaftigkeit zusammengetragen und mit einer Bescheidenheit gezeichnet, die uns ganz für den Autor einnehmen. Oft sogar will es uns bedünken, als schlage er seine Kräfte zu gering an. Mit großem Geschick vertheilt Skogmann Licht und Schatten über seine Bilder; er wird für die richtige Anschauung und Beurtheilung fremder Länder mit seinen Bewohnern ein sicherer Gewährsmann bleiben. Belege hierfür anzugeben unterlassen wir, um dem spätern Leser nicht vorzugreifen; bloß über einen ganz ausgeprägten Eindruck müssen wir berichten: so lange wir am Bord der Eugenie uns befinden, große und gefährliche Oceane durchkreuzend, überkommt uns ein Gefühl der Sicherheit, als ob die tobenden Elemente gar nicht mehr zu fürchten wären. Die Eugenie nämlich, eine vortrefflich construirte Fregatte, hat, ganz geringe Verlegenheiten abgerechnet, keinerlei Gefahren zu bestehen gehabt, deshalb wird unser Gemüth nie beängstet, unsere Nerven nie in Spannung gehalten. Darum dürften wir nebenher sensiblen Damen die Skogmann'sche Excursion empfehlen; sie werden nie genöthigt, von ihren heimischen Bequemlichkeiten zu abstrahiren, sie bleiben unter dem Schutz eines liebenswürdigen gewinnenden Admirals, der, ein Gegenstück zu dem Kotzebue des Chamisso, in reizendster Weise für Amüsement wie Erquickung seiner Schutzbefohlenen sorgt.

Nachträgliches.

Der um das Studium der angelsächsischen Sprache und Literatur hochverdiente Gelehrte John Mitchel Kemble ist am 26. März in Dublin an einer Brustentzündung nach kurzem Krankenlager gestorben. Er war ein Sohn des berühmten Schauspielers Kemble und studirte in Cambridge und Göttingen, wo er ein Schüler der Brüder Grimm war, und durch sie seine Richtung auf das Studienfach erhielt, in welchem er sich so große Auszeichnung erworben. Er stand sein Leben lang mit Deutschland in reger literarischer Verbindung, und hatte auch eine Deutsche zur Frau. In der letzten Zeit war er beauftragt, eine Anzahl brittischer, römischer und celtischer Alterthümer für die bevorstehende Kunstausstellung in Manchester vorzubereiten. Kemble machte einmal zur Zeit Ferdinand's VII. mit einer Anzahl spanischer Patrioten einen Landungsversuch in Süd-Spanien, wurde von königlich spanischen Truppen gefangen und entging dem Schicksal seiner Gefährten, die sämmtlich erschossen wurden, nur durch dringende Vermittelung des englischen Gesandten.

Von Professor Düntzer in Köln ist neuerdings bei Mauke in Jena eine interessante Sammlung von Briefen unter dem Titel „Aus dem Briefwechsel zwischen K. L. von Knebel und seiner Schwester Henriette 1774 — 1813“ erschienen.



Fünfte Abtheilung.

Die Entwickelung des Handels und der Schifffahrt auf dem Rhein.

Von G. Schirges.

II. (Schluß.)

Die Friedensunterhandlungen zu Rastatt drohten zwar das System der Privilegien und Willkür auf dem Rheine zu stürzen. Frankreich und Deutschland überboten sich Anfangs gegenseitig in liberalen Anträgen und Vorschlägen zur Befreiung des Rheins von seinen Fesseln, von den Ueberresten barbarischer Zeiten, wie die französischen Gesandten sagten. Deutscher Seits wurde besonders die Aufhebung des Stapels zu Cöln und Mainz und die Auflösung der Schifferzünfte verlangt. Bei näherer Prüfung der Sache tauchten aber allerhand Bedenken auf. Man gönnte Holland den Genuß der Freiheit nicht, welche durch die Aufhebung des Stapels auf dem linken Rheinufer eintreten sollte; meinte auch, daß Zollfreiheit, Abschaffung des Stapels und der Schiffergilde zu Unordnungen führen und endlich dem nach Entfesselung schmachtenden Handel schlimm bekommen möchten. Man beschränkte sich daher auf den Beschluß, den Marktzwang aufzuheben, gab dagegen Anlaß zu einer noch ausgedehnteren Gliederung der Schifferzünfte, und ließ es sonst beim Alten.

Dazwischen hatte eine finstere Mordthat ihren blutigen Schatten auf den rauschenden Rheinstrom geworfen.

Nach dem Reichs-Deputations-Receß vom Jahre 1803 und der Octroi-Convention vom 15. August 1804, welche an die Stelle der früheren Zölle trat, wurden die Gebühren gemeinschaftlich von Frankreich und dem Churerzkanzler erhoben und getheilt. Ein gemeinschaftlicher General-Director des Octroi gab den Zolleinnehmern auf dem linken und rechten Ufer auf, wohin sie ihre monatlichen Einnahmen zahlen sollten. Alle Vierteljahr wurde die Abrechnung und Vertheilung vorgenommen. Stellte sich die Einnahme auf der einen Seite höher als auf der andern, so wurde die Differenz in den folgenden Monaten ausgeglichen. Die von Straßburg bis zur holländischen Grenze früher bestandenen einunddreißig Zollstätten waren auf zwölf Octroibüreaux zusammengeschmolzen. Der Zoll betrug auf der ganzen Strecke zwischen den bezeichneten Punkten ohne Unterschied der Waarengattung 2 Francs für den Centner in der Bergfahrt, und 1 Francs 33 Centimes in der Thalfahrt. Landwirthschaftliche Producte und einzelne Artikel des breiten Consums waren noch niedriger tarifirt. Bei Vertheilung dieser Gebühren auf die einzelnen Rheinstrecken nahm man auf die Intensivität des Handels Rücksicht. Der auf den frequenteren Niederrhein fallende Bruchtheil des Octroi war verhältnißmäßig höher, als der auf dem Mittel-, und noch höher als der auf dem Oberrhein ausgeschlagene Theil. Auf den Oberrhein, wo die Schiffahrt ohnehin mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, kamen ungefähr drei Theile, auf den Mittelrhein vier, und auf den Niederrhein acht Theile des Ta-

rifs. Dies Verhältniß war ein Beweis der gesunden ökonomischen Auffassung des Rheinverkehrs, durch welche sich überhaupt viele Bestimmungen jener Convention auszeichneten.

Die Convention vom Jahre 1804 war indeß wie ein Hammer ohne Stiel, denn sie erstreckte sich nur bis zur holländischen Grenze. Nach Auflösung des deutschen Reichs schwächte die Continentalsperre das Ansehen und die Bedeutung des Rheins so sehr, daß der Kur-Erzkanzler sich im Jahr 1810, vielleicht nicht ungern, zwingen ließ, Frankreich die Hälfte seines Antheils am Rhein-Octroi abzutreten. Die oberste Aufsicht und Leitung der Rheinschifffahrts-Angelegenheiten blieb nun den Alles centralisirenden Franzosen allein überlassen, deren großer Kaiser mit der Gründung neuer Reiche, neuer Throne beschäftigt war. Die im Jahr 1810 erfolgte Ausdehnung der Convention auf den holländischen Rhein hätte für den Handel und die Schifffahrt wenig zu wünschen übrig gelassen, wenn sie das Resultat des Friedens gewesen wäre, den das kriegsmüde Europa schmerzlich herbeisehnte, aber erst mehrere Jahre später genießen sollte.

Wie bedeutend der Verkehr auf dem Rhein durch das Verbot der Einfuhr und des Verbrauchs englischer Waaren gelitten, mögen folgende Zahlen beweisen.

Straßburg erhielt von Mainz

1807	noch	86,111	Centner Waaren
1808	nur noch	42,052	„ „
1809	blos	17,527	„ „

Von Mainz gingen nach Straßburg

1807	Kaffee	10,805 Ctr.,	Baumwolle	1,784 Ctr.
1808	„	563 „	„	— „
1809	„	— „	„	— „
1807	Taback	12,783 „	Thran	2,430 „
1808	„	5,018 „	„	— „
1809	„	660 „	„	— „
1807	Rohzucker	15,330 „	raffin. Zucker	19,831 „
1808	„	5,632 „	„ „	4,950 „
1809	„	— „	„ „	362 „

Die Gesammt-Zufuhr des Mainzer Hafens betrug

	Vom Nieder- u. Mittelrhein.	Vom Oberrhein u. Main
1807	743,042 Ctr.	485,725 Ctr.
1808	453,572 „	532,902 „
1809	289,904 „	421,274 „

Die Ausfuhr aus demselben Hafen betrug

	Nach d. Mittel- u. Niederrhein.	Nach d. Oberrhein u. Main.
1807	633,991 Ctr.	856,163 Ctr.
1808	515,181 „	508,929 „
1809	537,619 „	295,843 „

Die Zufuhr im Hafen zu Cöln betrug

	Aus Holland u. vom Niederrhein.	Vom Oberrhein.
1807	992,635 Ctr.	1,705,615 Ctr.
1808	830,409 „	1,359,670 „
1809	581,467 „	1,156,142 „

Die Abfuhr

	Nach Holland u. d. Niederrhein.	Nach dem Oberrhein.
1807	1,715,321 Ctr.	766,201 Ctr.
1808	879,217 „	322,845 „
1809	769,796 „	121,843 „

Die Schweizer machten zwar Versuche, für die Sperrung der Mündungen des Rheins einigen Ersatz zu schaffen, indem sie den Waarenzug aus Italien vermittelten, Reis und andere ausländische Artikel in ihren Lauerdanen von Basel abwärts brachten. Dergleichen Transporte waren indeß nichts wie Tropfen im Meer.

Die bei den zwölf Erhebungs-Aemtern Neuburg (Germersheim), Mannheim, Mainz, Caub, Coblenz, Andernach, Linz, Cöln, Düsseldorf, Homberg (Ruhrort), Wesel und Emmerich, zu Berg und zu Thal erhobenen Rheinschifffahrts-Gebühren betrugen:

1807	2,563,298	Francs
1808	2,009,822	„
1809	1,820,838	„

und sanken später noch mehr, so daß 1813 fast nur noch die Hälfte von dem einging, was 1807 erhoben worden.

Den größten Ausfall erlitt natürlich die Einnahme in der Bergfahrt, sie betrug:

1807	1,386,591	Francs
1808	715,504	„
1809	380,870	„
und sank 1813 auf	294,833	„

Vom Jahr 1814 an stellte sich nach und nach das natürliche Uebergewicht der Einnahme zu Berg, gegen die Einnahmen zu Thal, wie überhaupt ein wachsend günstigeres Verhältniß in den Zoll-Gefällen wieder her.

Die Handelskammern von Cöln und Mainz wurden nicht müde, die französische Regierung mit Vorstellungen über die traurige Lage des Handels und der Schifffahrt während dieser Periode zu bestürmen, und auf Abschaffung der Mißbräuche zu bringen, welche sich in der Verwaltung der Rheinschifffahrt, besonders zu ihrem Nachtheil, eingeschlichen hatten. Die Anhänglichkeit an Frankreich, wurde dadurch eben nicht gepflegt. Endlich wurde den Organen zur Vertretung der Gewerbe, des Handels und der Schifffahrt Schweigen geboten. Es vertrug sich nicht mit dem System der Centralisation, den unteren Gliedern der Verwaltung ein selbständiges Urtheil und einen Einfluß auf die öffentliche Meinung einzuräumen. Durch ein Ministerialrescript vom Jahr 1806 wurden die Handelskammern des linken Rheinufers bedeutet, sich allen Einflusses auf die öffentliche Meinung

zu enthalten, und nichts drucken zu lassen, ohne Genehmigung der Regierung.

Die Siege der Alliirten und der Sturz des französischen Kaisers gaben das Signal zu einer neuen Wendung der Dinge auf dem Rhein.

Holland hatte, nach seiner wiedergewonnenen Freiheit, die alten Belästigungen wieder eintreten lassen. Aber der Rhein sollte frei werden, und mit ihm alle deutschen Ströme. Die Wasserstraßen sollten aufhören zu trennen und anfangen zu einigen, den Völkerverkehr zu erleichtern, das Band der materiellen Interessen um die friedlichen Bewohner unserer schönen Ströme zu schlingen. Das war der Sinn des fünften Artikels des Pariser Friedensschlusses, durch welchen die auf dem Rhein zur Erreichung dieses großen Zieles getroffenen Einrichtungen nun auch auf die übrigen Flüsse ausgedehnt werden sollen, welche das Gebiet verschiedener Staaten durchströmen.

Wie zweckmäßig und empfehlenswerth diese Anstalten und Einrichtungen in vieler Beziehung auch waren, es fehlte ihnen manches, um als vollkommene Muster eines in allen Theilen gut geregelten Systems dienen zu können; es klebte ihnen noch manches an, das dem Geiste fremd war, in welchem die Freiheit der Schifffahrt verkündet worden. Sie sollten nicht ohne heftige Kämpfe davon geläutert werden.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde zwischen Mainz und Cöln eine regelmäßige Eilfahrt, eine Postschifffahrtslinie eingerichtet, welche Reisende und deren Gepäck, aber keine eigentlichen Frachtgüter fuhr. Diese sogenannten Jachten durften nur so groß sein, daß sie mit Hülfe Eines Pferdes stromaufwärts fahren konnten. Die Fahrt von Mainz bis Cöln war im ersten Viertel dieses Jahrhunderts während der sechs Sommermonate auf zwei ganze Tage, die Fahrt von Cöln nach Mainz auf drei Tage festgesetzt. In den sechs Wintermonaten wurden zur Thalfahrt drei, zur Bergfahrt vier Tage bewilligt.

In einer vom 4. Messidor des Jahres XII der Republik datirten Verordnung über die Polizei der Postschiffe zwischen Mainz und Cöln, welche der damalige Maire der Stadt Mainz erließ, ist der Tarif für diesen Postdienst vorgeschrieben. Nach demselben zahlte man von Mainz bis Coblenz 6 und bis Cöln 12 Francs für die Person, und 1 Francs 50 Centimes bis Coblenz, und 3 Francs bis Cöln für den Centner Effecten. Ein Wagen kostete von Mainz bis Coblenz 47 Francs 41 Cent. und 71 Francs 12 Centimes bis Cöln, wenn er in der Jacht selbst unterzubringen, aber 71 Francs 12 Centimes bis Coblenz und 94 Francs 82 Centimes bis Cöln, wenn er in einem besonderen Fahrzeug angehängt war.

Für eine außergewöhnliche Fahrt mußte entrichtet werden:

f. eine Jacht mit einem Pferde	bis n. Coblenz	144 Fr.
	bis n. Cöln	216 „
f. eine Jacht mit zwei Pferden	bis n. Coblenz	192 „
	bis n. Cöln	288 „

Das Institut dieser „Wasserdiligencen“ bildete einen besonderen Zweig der Schiffergilde. Es blieb auch nach der französischen Zeit im Gange und erhielt sich bis zur Einführung der Dampfschiffe.

Noch jetzt kann man die alten Wasserdiligencen an den Markttagen zu Mainz unterhalb der Brücke landen sehen.

An Gütern wurden durch die Wasserdiligencen im Jahr 1821 befördert zu Berg 11,814 Ctr., zu Thal 14,274 Ctr.

Ueber die Zahl der von den Jachten transportirten Personen fehlen die Angaben, dagegen ist die Einnahme bekannt, welche dieses Unternehmen aufbrachte, das unter der Controle der provisorischen Verwaltung der Rheinschifffahrt stand, und gewisse Procente in die Unterstützungscasse für Schiffer zahlen mußte. Aus dem Tarif und der Gesammteinnahme kann man sehen, daß die Zahl der Reisenden, welche damals die besuchteste Strecke des Rheins befuhren, sehr gering war, und sich auf wenig Tausende belief, während sie bald nach Einführung des Dampfes auf so viel Hunderttausende steigt.

Die Einnahme der Fahrten der Wasserdiligencen zwischen Mainz und Cöln betrugen 1814 44,106 Gulden, erreichten 1818 106,878 Gulden und fielen seitdem bis 1825 auf 68,733 Gulden.

Die Abnahme der Einnahmesummen während der letzten Jahre erklärt sich hauptsächlich aus der Errichtung von Eilwägen längs dem linken Rheinufer; die Schneckenpost zu Wasser konnte mit dem Landfuhrwerke nicht concurriren, geschweige denn später mit dem Dampf.

Im Jahre 1815 begannen auf Grund des fünften Artikels des Pariser Friedens die wichtigen Berathungen, welche erst sechzehn Jahre später zum Schuß kommen sollten.

Jusqu' à Mayence, — jusqu' à Cologne und jusqu' à la mer — das war die Frage, um deren Lösung in Wien und in Mainz gekämpft wurde, bis die Convention vom Jahre 1831 diesem Kampf ein Ende machte. Er ist, wenn auch von historischem Interesse für uns, doch von wenig erquicklichen Erscheinungen begleitet. Desto wichtiger sind die Thatsachen, welche sich inzwischen auf dem Rhein zutrugen.

Im Jahre 1824 wurden auf dem Niederrhein die ersten nachhaltigen Versuche gemacht, sich zum Transport der Reisenden und Güter des Dampfs zu bedienen. Das Dampfboot „Seeländer“ fuhr am 26. October 1824 von Rot-

terdam zu Berg und kam nach mancherlei Aufenthalt am 29. October in Cöln an. Von hier ward ein mit 200 Ctr. zur Abfahrt nach Mainz bereit liegendes hölzernes Fahrzeug in's Schlepptau genommen und eine kurze Strecke weit hinauf geschleppt. Das Dampfschiff selbst, dessen Maschine nicht mehr als 45 Pferdekraft besaß, setzte seine Fahrt in den darauf folgenden Tagen bis Caub fort und kehrte dann nach Holland zurück. Der Beweis, daß die Dampfkraft auf dem Rhein anwendbar sei, war geliefert. In richtiger Erkenntniß der Zukunft boten sich die beiden bedeutendsten Städte des Rheins die Hand, um für den nahe bevorstehenden Verlust des Umschlagrechts bei Zeiten Ersatz in Eröffnung neuer Erwerbsquellen zu schaffen. Die Regierungen der Rheinuferstaaten erleichterten und beförderten diese Bestrebungen.

Im Jahr 1824 betrug die Menge der aus Antwerpen zu Wasser in Cöln angekommenen Güter 38,600 Ctr. Im folgenden Jahre fand in Folge des Einflusses der Dampfkraft auf jener Rheinstrecke schon eine Zunahme dieses Verkehrs 19,138 Ctr. statt. Die aus dem genannten holländischen Hafen nach Cöln gebrachten Güter, an deren Transport zunächst zwei Dampfschiffe Theil genommen hatten, waren auf um 57,738 Ctr. gestiegen. Das Gewicht aller aus sämmtlichen holländischen Häfen in Cöln im Jahr 1825 angelangten Waaren betrug 560,534 Ctr. Die Dampfschifffahrt verhielt sich also gegen die Segelschifffahrt ungefähr wie 1 : 32. Heute ist dies Verhältniß beinahe umgekehrt.

Daß es so kommen würde auf dem ganzen Rhein hofften die Einen, fürchteten die Andern, ahnten Alle.

Die Einführung der Dampfkraft auf dem Rhein stieß auf den heftigsten Widerstand, Theorie und Praxis suchten die Unzweckmäßigkeit, die Gefahr, die Ungerechtigkeit darzuthun, welche mit dieser Neuerung verbunden wäre.

Während die Schiffer des Mittel- und Ober-Rheins den sichern Untergang prophezeihten, thaten ihre niederländischen Genossen, was schon längst vorgeschlagen worden, aber nicht geschehen war. Sie errichteten von der holländischen Grenze bis Cöln Pferde-Relais, an denen stets frische Pferde zur Verfügung standen. Die Transporte, welche fast vierzehn Tage dauerten, wurden jetzt, Dank der Concurrenz des Dampfs, in 5 bis 5 Tagen bewerkstelligt. Solches Beispiel verfehlte nicht, dem Dampf stromaufwärts Bahn zu brechen. Wie zu Lande so zu Wasser. Der Kampf spann sich noch eine Zeitlang fort, das hergebrachte Alte klammerte sich mit aller Kraft an's Dasein, bis es dem hereinbrechenden Neuen sein Recht nicht länger streitig machen konnte.

Ein regelmäßiger Dienst der Schleppschiffe mit eisernen Kähnen ward erst im Jahr 1842 auf dem ganzen Rhein von den holländischen Häfen bis Straßburg hinauf organisirt.

So kämpfte der Stapel für seine Existenz gegen die freie Schifffahrt, die Gilde gegen die Freiheit des Erwerbs, das Segel gegen den Dampf. Und in diesem Ringen und Kämpfen rückte der Zeiger des Fortschritts auf dem flüssigen Zifferblatt der Zeit leise voran.

Nach amtlichen vor und nach der Convention gemachten Erhebungen betrug die Zahl der Schiffer und Schiffe auf dem Rhein und seinen Nebenflüssen von Basel bis zur holländischen Grenze:

	Auf dem Rhein.				Auf den Nebenflüssen.		
		Schiffer.		Schiffe.	Schiffer.		Schiffe.
1819.	—	815	—	1043	802	—	1438
1820.	—	875	—	1108	875	—	1733
1848.	—	691	—	748	936	—	1343

Zusammen:

Schiffer.		Schiffe.
1617	—	2481
1750	—	2841
1627	—	2190.

Dies Zahlenverhältniß ist auf den ersten Blick höchst überraschend.

Bei näherer Betrachtung wird sich jedoch zeigen, daß es dem Aufschwunge der Rheinschifffahrt nicht widerspricht. Die Zahl der Schiffer und Schiffe ist für den Stand der Schifffahrt ebenso wenig maßgebend, als die Zahl der Spinner und Weber für den Stand der Baumwollmanufactur. Es kommt auf die Leistung an, auf die Ladungsfähigkeit der Schiffsgefäße, auf die Zahl ihrer Fahrten, auf Raum und Zeit.

Den in dieser Beziehung eingetretenen Unterschied zeigt die folgende Zusammenstellung über die Zahl der zu Cöln und Mainz angekommenen und abgegangenen Schiffe im Verhältniß zu ihrer Ladungsfähigkeit.

Aus dieser Vergleichung ergibt sich, daß die Zahl der Fahrzeuge von der geringen Ladungsfähigkeit von 50 — 300 Ctr. bei Mainz und besonders bei Cöln bedeutend abgenommen hat. Die Zahl der Schiffe mit einer Ladungsfähigkeit von 300 bis 2500 Ctr. hat sich auf dem Oberrhein verdreifacht, auf dem Unterrhein verdoppelt. Die Zahl der größeren Schiffsgefäße mit einer Ladungsfähigkeit von 2500 — 5000 Centner und darüber, hat sich bei Mainz sowohl wie bei Cöln fast vervierfacht. Schiffe mit einer Ladungsfähigkeit von 10,000 Centner und darüber sind jetzt keine Seltenheit mehr. Nebenbei gesagt, möge man an diesem Beispiel sehen, wie leicht Zahlen zu Trugschlüssen führen, wenn man nicht in der Lage ist, sie gehörig zergliedern zu können.

Im Jahre	Es kamen nach und gingen von Mainz. Zahl d. Schiffe	Darunter Schiffe mit einer Ladungsfähigkeit von 50—300	300—2500	2500—3000 u. mehr Centnern.
1822	5236	1556	3129	551
1823	5385	1601	3199	585
1824	4715	1515	2749	451
1825	5531	1924	3024	583
1826	5713	1911	3168	634
1850	11334	1103	8150	2081
1851	11522	1307	8392	1823
1852	13500	1385	9884	2231
1853	16118	Die Ladungsfähigkeit der unbeladenen Schiffe wird erst in neuester Zeit wieder angemerkt.		
1854	18233			
1855	17533			

Im Jahre	Es kamen nach und gingen von Cöln. Zahl d. Schiffe	Darunter Schiffe mit einer Ladungsfähigkeit von 50—300	300—2500	2500—3000 u. mehr. Centnern.
1822	7247	3596	2575	1067
1823	8079	3959	2827	1293
1824	7568	3669	2778	1121
1825	8864	4469	3206	1189
1826	8951	4276	3317	1358
1850	8521	95	4931	3495
1851	8180	86	4324	3770
1852	9537	227	5218	4092
1853	9668	250	5326	4092
1854	12865	848	7082	4935
1855	12065	788	6431	4747

Die in der Ladungsfähigkeit der Fahrzeuge eingetretene Aenderung ist es nicht allein, welche bei der obenstehenden Vergleichung in Betracht kommt. In demselben Verhältniß, in welchem sich die Schiffsgefäße vergrößert haben, sind auch ihre Fahrten beschleunigt worden.

Vor der Einführung des Dampfes zum Schleppdienst rechnete man für einen Mainzer auf den Schiffsbetrieb zwischen Cöln und Mainz angewiesenen Schiffer zwei Thal- und drei Bergreisen im Jahr, im Ganzen also fünf Reisen. Die Schiffer der Mainz-Mannheimer Fahrt machten jährlich vier Bergreisen und kamen ohne Rückfracht wieder.

Jetzt machen die Rangschiffer zwischen Cöln und Mainz mit Hülfe des Schlepptaues vier Berg- und fünf Thalreisen im Jahr, im Ganzen also neun Reisen jährlich.

In den Jahren 1820, 1821 und 1822 betrug die Zahl der in Mainz angekommenen Fahrzeuge 8531, und der von da abgegangenen 8280, im Ganzen 16,811, von denen in diesem dreijährigen Zeitraum 4,019,494 Centner zu Berg und zu Thal angebracht, und 3,938,683 Centner in beiden Richtungen verführt wurden. Ihr Gesammtverkehr betrug also in drei Jahren 7,958,177 Centner.

Dieser Bewegung gegenüber gestaltete sich in den Jahren 1850, 1851 und 1852 bei Mainz der Verkehr folgendermaßen:

Die Zahl der in dem gedachten dreijährigen Zeitraum zu Mainz abgefertigten Schiffe betrug 36,366, hatte sich also in dreißig Jahren mehr als verdoppelt. Die Gewichts-Summe der von ihnen an dem bezeichneten Punkte des Rheins zu Berg und zu Thal transportirten Güter belief sich auf 26,237,404 Centner, also fast auf das vierfache dessen, was dort vor dreißig Jahren befördert wurde.

Es lassen sich noch schlagendere Beweise über die Concentration der Bewegung des Rheinverkehrs aufstellen. Das gewählte Beispiel gehört nicht einmal zu den glänzendsten Belegen des großen Gewinnes, welcher aus einer sorgfältigeren Benutzung von Raum und Zeit erwachsen ist.

Der schnellere Transport hat die wichtigsten ökonomischen Folgen nach sich gezogen. In dem Verhältniß, in welchem die Dauer der Gefahr sich verminderte, in welcher die Güter den Wechselfällen der Wasserfahrt ausgesetzt waren, verminderte sich auch die Versicherungsprämie, verminderten sich die Spesen und Kosten während der Reise.

Mit der Reform, welche der Frachtentarif seit Einführung der Dampfkraft erlitt, ward der Schiffer gezwungen zu rechnen. Das war früher nicht eben seine starke Seite. Es ging ihm nicht viel anders als dem Frachtfuhrmann und Bruder Schwager auf der alten Landstraße mit den vielen Wirthshausschildern, an denen man nicht ohne Aufenthalt vorüberfahren konnte. Auch der Schiffer war ein Freund vom Anhalten. Auf den Schiffen selbst ging es flott her. Der Schiffsjunge durfte Fleisch und Butter nicht sparen. Die Knechte waren an einen guten Tisch und guten Trunk gewöhnt, ließen den Inhalt saurer Fässer in den Rhein laufen und fütterten die Fische fleißig mit Resten vom Frühstück, Mittag und Vesperbrod. Die Beköstigung der Mannschaft nahm einen guten Theil der Fracht in Anspruch. Es blieb aber immer noch genug übrig, um den Schiffer und Herrn mit was Apartem zu bedienen. Der Schiffslohn für die Knechte macht heute nicht die Hälfte von dem aus, was sie früher erhielten. Und doch war das Leben des Schif-

fers in den meisten Fällen nur ein glänzend Elend, glänzend, so lange er sich auf der rauschenden Fahrt befand und drauf gehen lassen konnte, elend die ganze lange übrige Zeit. Tief verschuldet, in ihrem Familien- und häuslichen Leben zerrüttet, flohen die Meisten Haus und Familie, und fanden in der Unruhe der Reise einen traurigen Ersatz für den Verlust ihres Ansehns und ihre Entbehrungen. Vor Einführung der Dampfkraft wurden die Arbeiten auf den Rheinschiffen von sachkundigen gelernten Schiffern besorgt, ihr Lohn stand im Verhältniß zur Leistung; der Schiffsherr selbst war kein großer Freund vom Arbeiten. Er beschränkte sich auf die Ueberwachung seiner Leute und Transporte. Seit der Convention und der Concurrenz des Dampfes mit der Handarbeit ist ein neuer Geist in die Schiffer gefahren. Der Herr arbeitet selbst und nimmt nur Hülfsarbeiter, von denen weit weniger Kenntnisse und Erfahrungen als früher gefordert, und die demgemäß auch weit weniger besoldet zu werden brauchen, als die Schiffsknechte der alten guten Zeiten. Nun lernte der Schiffer rechnen, alle Vortheile benutzen. Von dem Augenblick an, in welchem er die Segel einstreichen konnte, mit allen Winden segeln. Nicht bloß auf das Schiffsgefäß, auf Zeit- und Raum-Ersparniß richtete er sein verbesserndes Auge, auch den inneren Haushalt seines Fahrzeuges suchte er zu vereinfachen und zu verbessern. Und dabei kam ihm ein Wesen zu Hülfe, dessen zwar in keinem zollamtlichen Register, in keiner Schiffsliste gedacht wird, und das dennoch auf den heutigen Rheinverkehr eine so einflußreiche Rolle zu übernehmen anfängt, daß wir unrecht hätten, seiner nicht mit einigen Worten rühmend zu gedenken. Dies Wesen ist das Weib, ein neuer Genius nautarum.

Auf den holländischen Schiffen gehörte zwar die Frau schon seit langen Jahren zur Bemannung. Auf den deutschen Rheinschiffen hat sie erst seit Kurzem angefangen Theil zu nehmen an der Herrschaft und Arbeit. Die alten Rheinschiffer pflegten zu sagen: ein Weib an Bord bedeute Wind und bringe Unglück. Sie machten mit solchen Redensarten ihren Weibern wohl selbst gern Wind vor. Mit der Erscheinung der Frau des Schiffers am Bord kehrt ein besserer Geist der Ordnung, der Sparsamkeit und der Reinlichkeit ein in den schwimmenden Haushalt, der nun geregelt, den Händen des Schiffsjungen und der Knechte entzogen werden konnte. Von da an geht es minder geräuschvoll, minder lustig zu an Bord; aber ordentlicher, nüchterner, anständiger. Der Einfluß, den die Gefährtin des Mannes auf ihn und sein schweres Geschäft ausübt, ist beiden unverkennbar zu Statten gekommen. — Die alten Schifferrohheiten, die leichtsinnige Behandlung von Geld und Gut, haben einem bessern Ton, einer sorgfältigeren, gewissenhafteren Wirthschaft Platz gemacht. Es ist ein neues Streben vom Schiffsjungen aufwärts, vom Schiffsknecht und Setzschiffer eingetreten, es auch dahin zu bringen: zum schwimmenden Eigenthum, zur kleinen niedlichen Kajüte mit den weißen Vorhängen am kleinen Fenster. Wie früher schon in Holland, so erscheint jetzt auch auf dem Mittelrhein die Familie, deren Glieder jahraus, jahrein die gemeinschaftliche Schiffswohnung nicht verlassen. Vom saubern Hinterdeck schauen helle Kinderaugen neugierig in den großen, grünen Strom, von Wundern der Natur, von Gefahren umgeben, wächst das kleine Völkchen mitten in der lebendigen Schule des Geschäfts heran. Der Schiffer, der Weib und Kind mit sich führt, wird sicher sein Fahrzeug nicht überladen wie Andere, bei denen die Spatzen vom Bord aus den Schnabel bequem in's Wasser tauchen können. Mit diesem Zuwachs an Mannschaft und der dadurch vermehrten Sicherheit hat auch der Handel alle Ursache zufrieden zu sein.

Früher kündigte der Schiffer seine Abreise wochenlang vorher an. So heißt es unter Anderm in einem „Avertissement“ des „Wöchentlichen Mannheimer Intelligenz-, Frage- und Anzeige-Blattes“ vom November 1784: „zu Ende dieses Monats fährt Schiffer Martin Spatz von hier nach Cöln, wer mitfahren oder was mitgeben will, kann sich bei ihm melden.“ Heute liegen zwischen Mannheim und Rotterdam kaum so viel Stunden, wie damals Tage. Dank der wunderbaren Einrichtung der elektrischen Telegraphen können wir heute von Station zu Station über Gut und Leben, die dem Strome anvertraut sind, Nachricht haben. Welch ein großartiger Proceß der Entwickelung offenbart sich in dem Unterschied zwischen Martin Spatz und dem heutigen Nestor unserer Rheinschifffahrt, Franz Haniel, und den Nachkommen seines ebenbürtigen Mathias Stinnes, deren Flotten sich auf dem Rheinstrom schaukeln von Ludwigshafen bis zu den holländischen Seehäfen, deren Capitaine die Telegraphendrähte spielen lassen von Mühlheim an der Ruhr bis Ludwigshafen. Man kann nicht sagen, daran sei bloß die Macht des Capitals Schuld; die Freiheit, die Intelligenz, die persönlichen Tugenden des Mannes, Sparsamkeit, Ordnungsliebe und industrieller Sinn, die Concentration der mechanischen Kräfte, des Raumes und der Zeit, haben solche Erscheinungen zu Wege gebracht.

Es ist oft versucht worden, den Geldwerth der jährlich auf dem Rhein verführten Güter annähernd zu ermitteln. In seinem Adreß-Handbuch vom Jahr 1830 gibt H. Herrmann eine Uebersicht des Verkehrs, in welcher er den Werth der Thalgüter auf zwölf Millionen Gulden, nämlich sechs Millionen für Holz und Steinkohlen,

und 6 Millionen für alle übrigen Artikel, den Werth der aus Holland eingehenden Waaren auf vierzig Millionen Gulden angibt, und den ganzen internationalen Verkehr, bei ungehemmter Schifffahrt, durchschnittlich zu fünfzig Millionen Gulden schätzt, ohne den innern durch die Rheinschifffahrt vermittelten Consum mit zu rechnen.

In einer statistischen Beschreibung Mannheims, welche das badische Centralblatt von 1855 enthält, wird der Werth der im Hafen von Mannheim zu Schiff angekommenen Waaren auf . . . . 24,170,774 Thlr.
der Werth der von Mannheim zu Wasser abgegangenen Waaren auf . . . . 34,112,382 Thlr.
der Gesammtwaaren-Verkehr des Mannheimer Hafens auf 58,283,156 Thlr.
oder auf nahezu 100 Millionen Gulden angegeben.

Dergleichen Abschätzungen sind allerdings höchst mißlich. Genaue Angaben über den Werth der eingeführten, transitirenden und ausgeführten Waaren lassen sich gar nicht geben. Niemand hat alle zu einer solchen Rechnung nöthigen Factoren in Händen. Der Werth der einzelnen Artikel steigt oder fällt oft in ganz kurzer Zeit sehr bedeutend, und zwischen dem Bezugs- und dem Verkaufswerth liegt ein großer Unterschied, den nur der Verkäufer kennt, und auch dieser nicht, wenn er aus zweiter Hand kauft. Dennoch gibt es zur annähernd richtigen Bestimmung des mittleren Werthes der Haupthandelsartikel, Anhaltspunkte, die ihre praktische Anwendung z. B. bei Versicherungen finden.

In dem vom Departement der niederländischen Finanzen veranstalteten Handels- und Schifffahrtsstatistik des Königreichs der Niederlande für 1855 wird der officielle Werth der zollvereinsländischen Einfuhr in Niederland auf 66,194,697 Gulden, der officielle Werth der Ausfuhr aus Niederland nach dem Zollverein auf 118,793,349 Gulden, und der Werth der Durchfuhr auf 62,698,201 Gulden, der Gesammtverkehr zwischen dem Zollverein und Holland demnach auf 237,540,475 Gulden angegeben. Der wirkliche Werth war aber viel bedeutender und stand um 40 bis 50 Procent höher.

Will man nach Maßgabe von Massenversicherungen, wie dieselben im Eisenbahn- und Schiffstransport, sowie bei Niederlagen abgeschlossen werden, den Centner der zur vollen und zur Viertel-Gebührenclasse zählenden Güter durchschnittlich auch nur zu 15 Gulden annehmen, so würde sich der Werth der zu Berg und zu Thal gehenden Güter dieser beiden Classen bei Lobith auf etwa 100 Millionen Gulden und bei Mainz auf mehr als 80 Millionen Gulden stellen. Veranschlagt man die zollfreien Güter und die zur $1/20$ Gebühr ganz gering, so wird man wahrscheinlich noch bedeutend unter dem wirklichen Werth bleiben, wenn man den Gesammtwaaren-Verkehr des Rheins bei dem Rheinzollamt Mainz durchschnittlich auf 150 Millionen und bei Lobith auf 200 Millionen Gulden jährlich annimmt. Ueber einen großen Theil des innern Verkehrs findet gar keine Controle statt, man muß sich daher bei einer solchen oberflächlichen Werthschätzung auf die controlpflichtigen Transporte beschränken.

Die vereinigten Assecuranz-Gesellschaften zu Cöln und Mainz versicherten
1839 für 31,936,936 fl.
1850 für 32,872,246 fl.

Die Zahl der Versicherungsgesellschaften hat seitdem sehr bedeutend zugenommen. Ihre Abschlüsse sind leider nicht bekannt.

Auch für den Werth des Transportmaterials gibt es einige Anhaltspunkte. Im Schiffbau ist es üblich, den Durchschnittswerth hölzerner Schiffe auf 1 fl. für den Centner Ladungsfähigkeit zu veranschlagen und für Fahrgeschirr, Anker, Segel, Tauwerk 2c. eben so viel. Der Werth von 2200 rheinischen Segelschiffen mit ungefähr 2,250,000 Ctr. Ladungsfähigkeit würde sich also etwa auf vier und eine halbe bis fünf Millionen Gulden stellen. Der Werth der hundert rheinischen Dampfschiffe und Dampfschleppschiffe nebst ihren Anhängen ist schwer zu ermitteln. Doch wird er mindestens auf 7 bis 8 Millionen Gulden angeschlagen werden können. In dem gesammten Arbeitsmaterial der Rheinschifffahrt steckt demnach ein Anlage-Capital von 13 bis 14 Millionen Gulden.

Das erwähnte erste Personen-Dampfschiff der niederländischen Stoomboot Maatschappy, der Seeländer kostete 80,000 holländische Gulden. Der Bau und die Ausrüstung der ersten Schlepper beliefen sich auf 55 bis 60,000 Gulden. Die großen inzwischen gemachten Verbesserungen in der Mechanik sind zwar besonders auch dem Bau eiserner Schiffe und dem Maschinenbau zu Statten gekommen, dagegen sind die Arbeitslöhne und namentlich die Eisen- und Kohlenpreise in den letzten Jahren bedeutend gestiegen.

Die Betriebskosten haben sich bedeutend verringert. Auf den ersten Dampfbooten waren zwei Maschinisten angestellt, welche, auf dem Seeländer, einen Gehalt von 30 Gulden wöchentlich oder 1500 Gulden jährlich jeder bezogen. Später besorgte ein Maschinist den Dienst für die Hälfte des Gehalts.

Wollte man die Summe dieser Transportanstalten, ihren Werth und ihre Leistung mit der Summe von Locomotiven, Tenders, Personen- und Güterwägen und deren Leistung auf einer Reihe von Eisenbahnen von der Länge und Ausdehnung des Rheins vergleichen, wollte man diesen Vergleich auf Anlage-, Unterhaltungs- und Betriebskosten zwischen der Wasser-

und Eisenstraße ausdehnen, so würden die großen natürlichen Vortheile des Wasserwegs und seiner Transportmittel vor den Eisenwegen und deren Beförderungsapparat deutlich werden. Ein solcher Vergleich läßt sich nur höchst oberflächlich anstellen, weil es im freien Wasserverkehr an der Controle fehlt, welche im Eisenbahnverkehr die nöthigen Factoren zu einer scharfen Zergliederung und Vergleichung liefert.

Die Güterbewegung auf dem Rhein ist von einem mehr oder minder belebten Seehandel, von einem günstigen oder ungünstigen Wasserstande, von dem Eintritt eines frühen oder späten, kalten oder gelinden Winters, von politischen, commerciellen und finanziellen Krisen, von neuen Erfindungen und Verbesserungen im Transportwesen, von der Zollgesetzgebung, von guten und schlechten Ernten, von mehr oder minder bedeutenden Capitalanlagen zu Transport- und Industriezwecken, kurz von so vielen Umständen in einem so hohen Grade abhängig, daß bei allen mitunter auffallenden Schwankungen in der Zunahme der Transporte fast immer einer dieser Gründe zur Erklärung vorkommender Ausnahmen von der Regel steigernden Verkehrs vorhanden ist.

So war die belgische Revolution von großem Einfluß auf den Absatz der Ruhrkohlen nach Holland. Die später erfolgende Wiederaufhebung der Beschränkung bei der Einfuhr von Maaskohlen in Holland erschwerte der Ruhr einige Zeit hindurch sichtbar die Concurrenz, bis die Association der Kräfte, die Theilung und kluge Leitung der Arbeit, die Verzweigung der großen Eisen- und Kohlenwerke, Maschinen- und Schiffbauanstalten, Canal- und Eisenbahnanlagen, dem Ruhrkohlendistrict die Herrschaft auf dem Rhein zu Berg wie zu Thal verschafften.

Die Gesammtsumme aller in jüngster Zeit bei dem mittelrheinischen Zollamte Mainz jährlich abgefertigten Güter beläuft sich auf 13 bis 14 Millionen Centner gegen 1 — $1\frac{1}{2}$ Million Centner am Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts.

Neuestes aus der Ferne.

Die arktischen Entdeckungsreisen. — Maury und die Wind- und Meeresströmungen. — Nordamerikanische Ansiedler am Saskatschewan. — Culturfortschritte in Indien. — Der Kastengeist und die Eisenbahnen. — Geologische Forschungen und neue Handelsverbindungen in Indien.

Kaum daß ein geographisches Problem durch seine glückliche Lösung von der wissenschaftlichen Tagesordnung verschwindet, taucht ein anderes auf und tritt in die Stelle. Die arktischen Entdeckungsreisen scheinen ihr Ende noch nicht erreichen zu sollen; nach der Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt durch M'Clure möchte man sich überzeugen, ob das offene Polarmeer, das man im höchsten Norden vermuthet, wirklich vorhanden sei. Für die bejahende Ansicht ist in neuester Zeit eine Autorität aufgetreten, Maury, der bekannte amerikanische Marinelieutenant, der die schöne Arbeit über die Strömungen des Meeres veröffentlicht und gemeinschaftliche Beobachtungen aller Seestaaten über dieses Thema angeregt hat. In einer Vorlesung, die er vor Kurzem in New Orleans hielt, knüpfte Maury seine Erörterungen und Folgerungen an die Thatsache an, daß der atlantische Ocean, ein langer und verhältnißmäßig schmaler Spalt zwischen den beiden Polen, ungleich mehr Flüsse in sich aufnehme, als das stille Meer, das ziemlich eben so lang wie breit ist. Dieser beträchtliche Unterschied hindert nicht, daß das stille Meer eben so viel Wasser hat, wie das atlantische, und es ist daraus zu schließen, daß das reichere Meer an das ärmere abgibt und so eine Ausgleichung herbeigeführt wird. Eine der Meeresströmungen, welche dazu beitragen, kennen die Schiffer unter dem Namen des südlichen Verbindungsstroms. Sie gilt für eine Abzweigung der brasilischen Strömung, die ihrerseits ein Arm des Aequatorialstromes ist, fließt in einer Entfernung von vierzig bis funfzig deutschen Meilen vor dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbei und tritt in den indischen Ocean, in dem man sie noch in einer Entfernung von fünfhundert deutschen Meilen gespürt haben will. Daß dieser Strömung im Süden eine zweite im Norden entspreche, hat Maury mehr als wahrscheinlich gemacht. Man sieht in der Davisstraße zuweilen Eisberge gegen Norden treiben, wenn die oberen Wasserschichten des Meeres gegen Süden fluthen. Dort ist also in der Tiefe ein nördlicher Strom vorhanden, der die eingesenkte Basis der Eisberge erfaßt und diese Riesen zwingt, seiner Bewegung zu folgen. Dieser wärmere Unterstrom muß irgendwo im

Polarmeer an die Oberfläche treten und eine mildere Temperatur erzeugen, als man sie weiter südlich in den Irrgängen der Inseln, Canäle und Buchten westlich vom Lancastersunde gefunden hat. Das Hinaustreten dieser warmen Strömung durch die Behringsstraße in das stille Meer hat Commodore Rogers constatirt. Bei allen seinen Untersuchungen des Meerwassers in jener Straße stieß er unabänderlich auf drei über einander liegende Strömungen. Die obere war warm, die mittlere kalt, die unterste wieder warm (+ 41° Fahrenheit) und zugleich schwerer, also salzhaltiger, als die beiden andern. Wie es scheint, ist der Golfstrom nicht der einzige Wärmezuführer des Polarmeers. Dr. Kane und andere Nordpolfahrer sprechen von einem Winde, der die Kälte plötzlich und auf eine fast unangenehme Art mildere. In den dänischen Handelsbezirken von Nordgrönland, wo man diesen Wind genau kennt, tritt er als Ost und Südost auf. Ein plötzliches Abnehmen der Kälte um 15°, ja um 20° Reaumur ist bei seinem Eintreten nichts Seltenes. Professor Petersen, der meteorologische Stationen auf Nordgrönland eingerichtet hat, also ein Sachkenner ist, vermuthet in diesem Winde den rückkehrenden Passat, und auch Rink, ein mehrjähriger Bewohner jener unwirthlichen Küste, neigt zu derselben Ansicht, indem er namentlich hervorhebt, daß der warme Ost und Südost stets hoch oben in der Luft beginne und nach und nach auf die Berge, zuletzt auf die Ebenen, niedersinke.

Die Aufsuchung Franklin's, diese Quelle der Entdeckung der Durchfahrt und des muthmaßlich offenen Polarmeers, wird in diesem Jahre durch Capitain M'Clintock, mit einer von Lady Franklin angekauften Dampfyacht fortgesetzt werden. Eine zweite englische Expedition, für die Palliser, Dr. Hektor als Geolog, Blakiston für magnetische Beobachtungen und ein ungenannter Botaniker bestimmt sind, ist keine Fortsetzung der Landreisen behufs der Rettung etwaiger Franklin'scher Trümmer, sondern hat die wissenschaftliche Erforschung der unbekannteren Theile von Brittisch-Amerika, namentlich der zur Besiedlung brauchbaren, zum Zweck. Die Reisenden sollen ihr Augenmerk auf die südlichen Gebiete der Felsengebirge, insbesondere auf die Gegenden, die von den Zuflüssen des Saskatschewan bewässert werden, richten und untersuchen, welcher Strich die leichteste Verbindung mit der Insel Vancouver gewähre. In diesen Gegenden am Saskatschewan werden die englischen Forscher auf Reisende anderer Art stoßen, auf nordamerikanische Ansiedler, die dort in aller Stille Besitz genommen haben. Dieser Eingriff, auf den unfehlbar ein Annexations-Geschrei folgen wird, ist durch die Politik der Hudsonsbai-Gesellschaft ermöglicht worden, das ganze ihr zugewiesene unermeßliche Gebiet als eine Wildschonung zu behandeln, die Indianer den härtesten Beschränkungen zu unterwerfen und alle Niederlassungen von Weißen, mit Ausnahme einer einzigen am Red River, zu verhindern. Diese engherzige Handelspolitik der Gesellschaft wird sich ohne Zweifel bestrafen, wenn das Parlament 1859 über den dann ablaufenden Freibrief Karl's II. zu verhandeln hat. Schon jetzt hat das Parlamentsglied Ewart eine Agitation eingeleitet, welche darauf berechnet ist, mit Beseitigung jenes Freibriefes jedem brittischen Unterthan auch im englischen Amerika sein verfassungsmäßiges Recht zu verschaffen, in jedem Theile des brittischen Gebiets unter dem Schutze der brittischen Gesetze zu handeln und sich anzubauen.

Wären die englischen Staatsmänner und Nationalökonomen um Waffen gegen die Hudsonsbai-Gesellschaft verlegen, so brauchten sie nur in das Arsenal der neuesten Geschichte ihres Indiens zu greifen, um deren in Fülle zu finden. Obgleich seit der Aufhebung des Monopols der ostindischen Gesellschaft kaum ein Jahr ein ganz friedliches gewesen ist, kräftigt und entwickelt sich Ostindien auf eine merkwürdige Weise. Namentlich gilt dies von dem neu erworbenen Pendschab, dessen vordem so widerspenstigen Sikh-Serdare auf die christlichen Civilisationsplane sehr bereitwillig eingehen. So hat unter anderm der Radscha von Kapurthala unlängst in seiner Hauptstadt ganz aus eignen Mitteln eine höhere Schule gegründet, in welcher Englisch, Persisch und drei der einheimischen Sprachen gelehrt werden, und deren Oberleitung in den Händen eines amerikanischen Glaubensboten liegt. Die großartige Canalisirung des oberen Zwischenlandes oder Duabs zwischen Ganges und Dschumna jenseits von Allahabad ist fast vollendet. An den Eisenbahnen wird so rüstig gearbeitet, daß man im Laufe dieses Jahres tausend Meilen für den Verkehr eröffnen zu können hofft, und neue Linien, z. B. zwischen Bombay und Surat, werden projectirt. Diese neuen Verkehrsmittel haben eine Revolution durchgeführt, die bis vor Kurzem für die hoffnungsloseste aller socialen Verbesserungen galt. Der indische Kastengeist, der jeden Höheren, sobald er mit einem Niederen in die geringste Berührung gekommen ist, zu reinigenden Waschungen und Pilgerfahrten ohne Ende nöthigt, ist durch die Eisenbahnen gebrochen worden. Mit Ausnahme einiger Reichen, die mit den Europäern die erste Classe benutzen, lassen sich alle Kasten in dieselben Wagen zusammenpacken und bewegen sich unbekümmert um die fortwährende Besudelung täglich zu Hunderten nach allen Richtungen. Denselben Anklang wie die Eisenbahnen finden bei den Eingeborenen die elektri-

schen Telegraphen. Von den 8533 Privatdepeschen, die im Jahre 1855 befördert wurden und eine Einnahme von 169,600 Rupien ergaben, rührte mehr als der dritte Theil von der einheimischen Bevölkerung her. Durch die Eisenbahnen hat ein mehr wissenschaftliches Unternehmen, die geologische Aufnahme Ostindiens, das vor mehreren Jahren begann, Antrieb und, nach dem eben in Calcutta herausgegebenen ersten Theile zu schließen, eine praktische Richtung erhalten. Die bisherigen Nachforschungen und Aufnahmen beziehen sich vorzugsweise auf die ausgedehnten Steinkohlenlager in dem bengalischen Bezirk Bardwa, in der Provinz Agra und im Dekhan nördlich und südlich von Nagpur. Ihre Ausbeutung ist jetzt ein besonderes Bedürfniß, und auch die andern Nachweisungen von Salzlagern im Pendschab, von Goldwäschen in Oberassam und Pegu werden nicht unwillkommen sein.

Die neueste indische Annexation von Nelloghu — wahrscheinlich Nilghur, ein kleines Vasallenfürstenthum in der vorderindischen Provinz Orissa südöstlich von Balasor, dessen Radscha 19,000 Rupien Einkünfte besaß — hat bei Weitem nicht die Bedeutung, wie die geräuschlos vollzogene Besitznahme von Perim, die ein Anzeichen ist, daß England sich in die Canalisirung der Landenge von Suez zu fügen beginnt. Perim ist eine Insel in der Bab-el-Mandeb-Straße von beinahe elliptischer Form mit einer kürzeren Achse von $^3/_4$ und einer längeren von einer Meile. Vom arabischen Ufer ist sie etwa eine Meile entfernt und hat einen vortrefflichen Hafen, in dem eine ganze Kriegsflotte ankern kann, aber kein Trinkwasser. Der Eingang in's rothe Meer läßt sich von hier aus vollständig verschließen. Etwa zu derselben Zeit, in der die Besetzung dieser Insel erfolgte (1. Februar 1857), befand sich eine Abordnung von Somali-Häuptlingen in Aden, um mit dem dortigen englischen Statthalter einen Vertrag abzuschließen, in dem die Somali sich verpflichtet haben, den Sclavenhandel abzuschaffen, alle Güter aus brittischen Häfen zollfrei und ungehindert zuzulassen, während der Messe in ihrem Lande einen brittischen Residenten aufzunehmen und der brittischen Flagge das Schutzrecht für den Handel von Berbera gegen Feinde und Seeräuber einzuräumen. Die Somali schlossen diesen Vertrag aus Furcht, wegen der Beraubung des Lieutenants Burton im Februar 1857 zur Rechenschaft gezogen zu werden. Die räuberischen Gewohnheiten der Somali waren bisher das Haupthinderniß, nach Härrar, dem afrikanischen Timbuktu (9° 20′ nördlicher Breite, 42° 17′ östlich von Greenwich) zu gelangen. Aus Härrar stammt ein großer Theil des Kaffees, den man in Europa als Mocha verkauft, und die dortigen Baumwollenstoffe (Tobas) übertreffen an Schönheit und Dauerhaftigkeit alle Erzeugnisse der mechanischen Stühle. Auch Gummi, Taback und Elfenbein, letzteres als Monopolartikel des Emirs, finden in Härrar ihren Markt. Schwierig wird die Unterdrückung des Handels mit Gallasclaven sein, welche von Härrar nach Maskat gehen und mit Reis und Datteln bezahlt werden. Eine neue Perspective für Entdeckungen in Afrika eröffnet sich durch den Somali-Vertrag jedenfalls, doch hier gelangen wir zu einem Gebiete, das zu betreten wir uns für dieses Mal versagen müssen.

Die deutsche Freihandelsbewegung.

Von

August Lammers.

I.

Ungleich ihren Vorbildern in England und Frankreich, ergießt sich die deutsche Freihandelsbewegung in zwei getrennten Betten. Auf der einen Seite strömt sie dem Ziele zu, welchem es auch jenseits des Rheins und jenseits der deutschen See gilt: die Aufhebung verderblicher Zollschranken von Land zu Land. Auf der andern Seite aber ist sie genöthigt etwas zu erstreben, was die glücklicheren Nachbarn längst besitzen — jene Befreiung des kleinen inneren Handelsverkehrs, die gewöhnlich unter dem Namen der Gewerbefreiheit mitbegriffen wird, weil ihre Angriffe sich auf die altherkömmlichen Vorrechte der Zünfte und auf die bestehende Gewerbegesetzgebung überhaupt zu richten haben. Die Bewegung ist daher zwiefach, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt ihrer Richtung und ihres endlichen Erfolgs betrachtet. Sie ist hingegen eins und untheilbar, wenn man auf den großen Trieb nach Verkehrsfreiheit blickt, dem sie ewig neu und bald unwiderstehlich entquillt.

Wir fassen also beide Richtungen als die Strömungen eines und desselben geistigen Flusses hier zusammen, ohne sie indessen verwirrend unter einander zu mischen. Denn die Freihandelsbewegung im engern Sinn ist seit der Gründung des preußisch-deutschen Zollvereins und zumal seit dieser auch den nordwestdeut-

schen Steuerverein verschlungen hat, eine ausschließlich deutsche und nationale Angelegenheit. Das Streben nach der sogenannten Gewerbefreiheit ist durch die unausgeglichene Verschiedenheit der Gesetzgebungen an die Einzelstaaten gebunden, so daß nicht eine unmittelbare Vereinigung der Kräfte durch ganz Deutschland, sondern nur der herzliche Antheil der Befreiten an dem Ringen der Gefesselten, und wieder die Ermuthigung dieser aus dem Anblick der nachbarlichen Freiheit, im Allgemeinen aber die Gleichartigkeit der befreienden Ideen eine mehr oder weniger gleichzeitige Befreiung des Vaterlandes vom Spuk der Zünfte und der Concessionen verbürgen kann.

Es wäre im höchsten Grade ungeschichtlich, wollte man in einer Geschichte unsrer Freihandelsbewegung das Streben nach der sogenannten Freiheit der Gewerbe nicht hineinziehen. Nicht nur, daß unter den zu befreienden Gewerben fast überall auch Handelszünfte sich befinden; man entnimmt aus Deutschlands jüngster Wirthschaftsgeschichte auf das unzweideutigste, wie die Fortschritte und die Rückschläge in der Zollgesetzgebung mit denen der Gewerbegesetzgebung innig zusammenhängen. Unter Freihandelsbewegung andrerseits verstehen wir die Entwicklung dieser beiden Stücke Recht von dem Augenblicke an, wo die öffentliche Meinung sichtbaren Einfluß auf sie zu äußern anfängt. Das ist in der Hauptsache nicht früher als seit dem Jahre 1848.

Als die preußischen Staatsmänner nach dem Jahre 1806, um ihr Land von dem tiefsten und schmählichsten Sturze wieder aufzurichten, in allen Gebieten des Lebens die Volkskräfte hochherzig und weise entfesselten — ein Verfahren, dessen Richtigkeit die Befreiungskriege unmittelbar nachher auf das Glänzendste bestätigten — führten sie im Geleit der allgemeinen Gewerbesteuer vom 2. November 1810 auch eine Ordnung des gewerblichen Rechtsbestandes ein, die wir füglich geradezu als Gewerbefreiheit bezeichnen mögen. Jeder, der nur ein Polizeizeugniß über rechtlichen Lebenswandel beibrachte, hatte danach gegen Erlegung der Gewerbesteuer Anspruch auf einen Gewerbeschein, der ihm jedes ihm grade gefällige Gewerbe zu betreiben gestattete, mit Ausnahme weniger, einer besonderen Aufsicht, wie man annahm, und deshalb eines Fähigkeitsnachweises von der Obrigkeit bedürfenden Fächer. Dieses schöne und einfache Gesetz, dem Preußen von seiner bisherigen Blüthe vielleicht mehr als irgend einem andern verdankt, bestand in ungeschmälerter Wirksamkeit bis 1845. Dann aber erfuhr man, wie im geselligen Zusammenleben der Menschheit Alles eng an einander hängt. Am 17. Januar 1845 erschien unter dem geheimen Einfluß der Strömungen, welche in den bis dahin leidlich freigesinnt auftretenden Zollverein Stillstand und Rückschritte brachten, eine in etwas zurückgreifende Gewerbeordnung. In der kaum erwachten Bevölkerung regte sich dawider nicht der mindeste Widerstand. Die große Maßregel von 1810 war für sie wie vom Himmel herabgefallen, nicht durch eigne Anstrengung der Massen erreicht, noch durch eine entsprechende Reife der Bildung verdient. Wie hätten sie nach der Erschlaffung von dreißig patriarchalisch verträumten Jahren sich für die besessene Gewerbefreiheit erheben oder ihren Verlust auch nur sonderlich bitter empfinden sollen? Indessen schnitt das quacksalbernde Messer des Gesetzgebers von 1845, von keinem ursprünglichen und bewußten Triebe hierher gelenkt, auch noch nicht grade sehr grausam in das Fleisch der Freiheit hinein. Der Nachweis bestimmter fachmäßiger Fähigkeit blieb nach wie vor die Ausnahme, und fester Wohnsitz nebst Dispositionsfähigkeit das einzige Erforderniß alles Gewerbebetriebs. Völlige, entschiedene Verirrung vom Ziel der Freiheit weg ergaben erst die Verordnungen vom 9. Februar 1849. Sie setzten Gewerberäthe zu dem mäßigen Zweck der „Begrenzung der Fächer" ein, Anstalten, die der preußische Handelsminister seitdem selbst durch ihre Wiederaufhebung im Einzelnen als todtgeborne Kinder der gesetzgeberischen Laune anerkannt hat. Sie machten für eine große Menge von Handwerken den Gewerbebetrieb vom Eintritt in eine Innung oder vom Nachweis bestimmter fachmäßiger Fähigkeit vor einem stehenden Prüfungsausschuß abhängig. Sie gewährten der Regierung Spielraum, diese Beschränkung auf immer noch mehr Handwerke zu erstrecken. Sie verkürzten den Fabrikanten das Recht, sich Handwerksgesellen zu halten. Sie verboten für gewisse Verhältnisse dieses oder jenes Orts die Magazine. Sie schränkten die freie Selbstbestimmung von Meistern, Gesellen und Lehrlingen ein. Woher aber Alles das? Etwa weil die Staatsmänner Preußens — Stein's größere Nachfolger — inzwischen durch Erfahrung belehrt worden wären, daß Gewerbefreiheit zum öffentlichen Verderben führe? Etwa gar weil die Wissenschaft sich zur Umkehr entschlossen hätte? Nichts weniger als das. Die Staatsmänner waren im Frühjahr 1849 nur durch andere Dinge zufällig abgezogen; die Wissenschaft stand nur dem Leben noch zu fern, um in die Entscheidung solcher Fragen entscheidend einzugreifen. Die Abwesenheit reinerer und besser berufener Einflüsse machte es dem preußischen Handwerkerstande möglich, einer Verblendung zu gesetzlichem Ausdruck zu verhelfen, die damals der gesammte deutsche Handwerkerstand noch mit ihm theilte.

Das Jahr 1848 hatte gute und böse Kräfte mit einander aufgeregt. Neben den gerechten Wün-

schen kamen natürlich auch die eigensüchtigen, die selbstmörderischen zum Vorschein; und je gründlicher die wirthschaftliche Erziehung des Volks im Argen lag, desto sinnloser mußten seine Forderungen ausfallen, wo sie nicht bloß den Chor einer höheren Einsicht machten. So haben wir das 1848 überall aufbrechende Verlangen der Handwerker aufzufassen, daß man sie nur fest in die alte Zwangsjacke wieder hineinschnüren möge. Sie fürchteten sich schon vor dem halbweiten Uebergangskleid der Gewerbeordnungen, weil der ererbte Zwang sie entwöhnt hatte zu gehen und sich frei zu bewegen. Genau so ging es in Preußen her. Den Verordnungen vom 9. Februar 1849 waren im Januar Conferenzen von Beamten, Kaufleuten und Gewerbtreibenden des ganzen Staats in Berlin voraufgegangen, in denen die letzteren entschieden den Ausschlag gaben, weil in ihnen damals noch allein ein stark empfundenes, wenn auch höchst dunkles und verkehrtes persönliches Anliegen lebendig war. Es war die übereilte Wirkung ihrer lebhaften Klagen und Beschwerden über die Freiheit, keineswegs eine ruhige, unbefangene und gründlich ermittelte Feststellung der gewonnenen reichen Erfahrung, was dem preußischen Gewerberecht im Jahre 1849 einen so unselig nachdröhnenden Anstoß zum Schlimmeren gab.

Das ganze deutsche Gewerberecht wäre in diese Rückwärtsbewegung verwickelt worden, hätte die Nationalversammlung den Willen und die Macht gehabt, den Entwurf jenes traurig berühmten Congresses deutscher Handwerker, der vom 15. Juli 1848 an mehrere Wochen in Frankfurt am Main tagte, zum Reichsgesetz zu erheben. Statt dessen nahm sie bekanntlich, von ihrem volkswirthschaftlichen Ausschuß nicht übel berathen, unter die Grundrechte des deutschen Volks die Gewerbefreiheit auf. Ehe sie aber so zum Abschluß gelangte, war sie das Ziel eines förmlichen Bittschriftensturms aus allen Gegenden des Vaterlandes in Bezug auf die Regelung des deutschen Erwerbsrechts.

Diese Bittschriften zu prüfen, hat auch heute noch einen nicht geringen Reiz. Im Rausch einer plötzlichen Entfesselung plaudern die Völker nicht bloß gewisse Geheimnisse ihrer Stimmung, sondern für ein scharfes Ohr sogar die kostbarsten geschichtlichen Wahrheiten ohne Bewußtsein aus. Die deutschen Handwerker, denen im Jahr 1848 kein fürstliches oder adliges Vorrecht um seiner selbst willen heilig dünkte, forderten doch in ihren eigenen Vorrechten lediglich bestätigt und verstärkt zu werden. Die große Mehrzahl ihrer Bittschriften an die Nationalversammlung athmeten genau den Geist, der dem Handwerkercongreß eine unmögliche Gewerbeordnung zu entwerfen eingegeben hatte. Sie verlangten diesen seltsamen Entwurf binnen kürzester Frist zum Reichsgesetz erhoben zu sehen; ja die Gewerbetreibenden der Hauptstadt Tyrols behaupteten, der ganze Stand müßte sich wie ein einziger Mann gegen jede grundsätzliche Abweichung von den Bestimmungen des Entwurfs verwahren. Die stärksten Beschwerden galten den größten Wohlthätern der Menschheit: den Fabriken und den Maschinen, oder einfacher zu sprechen, dem Capital und der erfinderischen Wissenschaft. Der gewerbliche Ausschuß zu Eßlingen verlangte Beschränkung oder noch lieber Aufhebung aller derjenigen Fabriken, welche dem Handwerk eine ruinirende Concurrenz machen; der Gewerbeverein zu Bamberg wünschte sie mindestens auf die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse nach dem nicht mit Zünften gesegneten Auslande zu beschränken. Weit genug vorbereitet war auch der Unmuth über den Kaufmannsstand, der „durch seine Vermittlung zu Gunsten des consumirenden Publicums den Handwerker zum Tagelöhner herabsetze.“ Die Gewerbtreibenden der Stadt Celle nannten dieses Verhältniß „einen faulen Fleck in der bürgerlichen Existenz“, den sie durch eine neue Abgrenzung der Fächer verwischen möchten, in welcher der Handel im Großen betrieben den Glanz, das Handwerk aber in ausschließlicher Befugniß zum Kleinhandel mit seinen althergebrachten Erzeugnissen das Glück des gemeinen Wesens ausmachen würde. Auch der Bürgerverein zu Cassel war der Meinung, daß das Gesetz für den Umfang, das Betriebsgeld, die Arbeiterzahl aller Geschäfte Grenzen aufstellen müsse, wie gewisse europäische Congresse in ihren Verträgen für die Nationalitäten. Aus Teschen hieß es damit ganz übereinstimmend: daß kein Gewerbe eine gewisse Grenze überschreiten dürfe, und demgemäß die Höhe der baaren Anlagesummen gesetzlich bestimmt werden müsse, die jedem Gewerbe zu seinem Betrieb gebühre und genüge. Nach der Auffassung der Hannover'schen Handwerker sollte keinem Meister der gleichzeitige Betrieb mehr als eines Gewerbes gestattet werden.

Die Krämer der freien Welthandelsstadt Bremen fanden sich durch die häufigen Waarenauctionen an ihrem Ort, sowie durch die Erscheinung zahlreicher Fabrikreisenden gekränkt. Eine große Zahl von Bittstellern griff den Hausirhandel an. Bei den andern zeigte sich eine tödtliche Feindschaft gegen die Krammärkte, deren Abschaffung kurz und gut die Innungsvorstände der guten Stadt Celle beantragten.

Der einen und der andern Zunft schien aber mit dem allgemeinen Congreß und mit den Hunderten von drängenden Eingaben noch des Guten nicht einmal genug geschehen. Vom 20. bis zum 25. Juli 1848 waren Abgeordnete der deutschen Schneider am Sitz des Reichs-

tages versammelt, und schwellten die Fluth der thörichten Forderungen an diesen durch ihre Sonderanträge noch höher an. Wäre es nach ihnen gegangen, so hätte die Reichsgewalt bald die süße Pflicht zu erfüllen gehabt, alle jene schändlichen Magazine von fertigen Kleidern für immer zu schließen und die Reichsgrenzen gegen die fürchterliche Ueberschwemmung Deutschlands mit fertigen Kleidern sorgfältig abzusperren.

Indessen kamen vor dem Parlament doch auch andre Anschauungen und Forderungen einigermaßen zu Worte. War der Handwerker zwar im Gefühl der nächsten Noth der lauteste, so schwiegen die übrigen Stände doch nicht ganz zu der traurig verkehrten Richtung seiner Beschwerden. Gesellen und Arbeiter wagten unter dem Eindruck der allgemeinen Befreiung der Zungen gegen ihre eigennützigen Meister den Mund aufzuthun. Deutsche Kaufleute erhoben ihre Stimme für den Freihandel im Innern. Die Landmeister gingen aus bloßem thatsächlichen Widerstand zu bewußten Klagen gegen den Bann über, in welchem die Stadtmeister sie zum öffentlichen Nachtheil zu halten fortfuhren. Ein ganzes Land, das seit anderthalb Menschenaltern die goldenen Früchte der Freiheit schmeckte, die Pfalz erhob das Recht der freien Arbeit zu ihrer großen Angelegenheit.

Der Frankfurter Handwerkercongreß hatte anfänglich den Gesellen den Zutritt zu seinen Berathungen ganz versagt, später indessen ihrer einige mit berathender Stimme zugelassen. Durch dieses halbe Zugeständniß wenig befriedigt, trennten sich die Gesellen sehr bald von den Meistern ab zu einem eigenen Gesellentage, und überreichten der Nationalversammlung außer einem positiven Entwurf auch seine ausführliche Kritik des Meister-Congresses, der seinerseits die Befähigung der Gesellen zu irgend welchem Mitsprechen geleugnet hatte. Dagegen beklagten sich diese nun über die Anmaßung und Bevormundung der Meister, vorzugsweise da, wo das alte Zunftwesen sich in Hauptsachen noch erhalten habe. Ihre jetzige Rechtlosigkeit den Meistern gegenüber wünschten sie gehoben, den Vermögensnachweis beseitigt, und die Erreichung ihrer vollen wirthschaftlichen Unabhängigkeit überhaupt erleichtert zu sehen. Die Arbeiter von Mannheim sahen in der Bedingung fünfundzwanzigjährigen Alters für den selbständigen Gewerbebetrieb eine Beleidigung der Volksherrlichkeit, eine Verhöhnung des neuen Reichswahlgesetzes, das sich für die Plätze der deutschen Reichstagsabgeordneten mit einundzwanzig Jahren begnüge. Der dortige Gewerbeverein verlangte von einer Gewerbeordnung, daß sie eine herzhafte Freiheit der Arbeit gewähre, wonach Niemand sich gehindert sähe, durch das, was er gelernt, sein Brot zu verdienen. Die Landmeister des Großherzogthums Weimar bestritten in einer Eingabe mit Tausenden von Unterschriften, daß der Frankfurter-Congreß auch nur die zünftigen Meister Deutschlands alle vertrete. Der Beschluß gegen die Landmeister beweise, daß eben nur die Ansichten solcher zünftiger Stadtmeister in Frankfurt zur Geltung kämen, welche die alten Zustände neu gestützt wissen wollten, weder Rücksicht auf das Publicum noch Rücksicht auf ihre dicht neben ihnen arbeitenden ländlichen Berufsgenossen nähmen, und statt der Freiheit und dem gleichen Recht für Alle nur Vorrechte für sich verlangten. Auf denselben Standpunkt stellten sich die Einwohner der Stadt und des Fürstenthums Hildesheim, welche vor den Anträgen des Handwerker-Congresses warnen zu müssen glaubten. Daneben beklagten sie sich bitter über ihre städtischen Gilden, die ihre Ehre und ihr Fortkommen darin suchten, redliche und befähigte Männer bei ihrer Aufnahme in die Innung jahrelang schikanirend hinzuhalten. Genöthigt den kostspieligen Weg des Rechtsstreits und der administrativen Beschwerde zu wandeln, würden sie so vor ihrer Besetzung planmäßig um das Ihrige gebracht, um nur den ältern Meistern demnächst keine wirksame Concurrenz mehr bereiten zu können. Diejenigen aber, die durch Vetterschaft so zu sagen zum zünftigen Adel gehörten, würden gegen alles Recht begünstigt; man erlasse ihnen Lehr- und Wanderjahre nach Herzenslust und würdige die Prüfung zu einer Posse herab, wofür die Hildesheimer Eingabe elf Fälle aufführte. Die Zunftpartei, so schloß dieser beredte Vortrag, biete statt der mit Recht erwarteten Freiheit dem deutschen Volke knechtischen Zwang, statt freier Bewegung die unglaublichste Einengung, statt Bruderliebe Zertretung des Mitmenschen und Verfolgung bis zum Bettelstab. Wie die Hildesheimer, so sprachen im Wesentlichtn auch Bittschriften aus dem braunschweigischen Weserkreis und Kreis Vechelde.

Höchst bemerkenswerther Weise war der einzige größere Landstrich in Deutschland, aus dem keinerlei Unzufriedenheit mit der Gewerbegesetzgebung, weder von Seiten der Producenten noch von Seiten der Consumenten, 1848 zum Ausdruck kam, die ihrer Freiheit frohe baiersche Rheinpfalz. Ihrer Bevölkerung lag vielmehr nur daran, das eigene Glück so schnell und so vollständig wie möglich allen deutschen Brüdern zu Theil werden zu sehen. Einstimmige und zahlreich unterschriebene Eingaben versicherten, daß eine noch so geringe Beeinträchtigung der Gewerbefreiheit dem wankenden Vertrauen zur Nationalversammlung den Todesstoß versetzen würde, denn dies sei eine der großen Errungenschaften von 1789,

der man in der Pfalz die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung im Jahre 1848 verdankt habe. Die Gewerbtreibenden von Edenkoben, St. Martin, Bemingen gaben weiterhin zu bedenken, wie gefährlich es sein würde, ein den Pfälzern so theures Gut in einer Zeit anzutasten, wo von Frankreich leicht ein Kriegsbrand ausgeben könnte. „Unter den Grundrechten des deutschen Volks," führte der Volksverein von Germersheim aus, „sollte die Gewerbefreiheit an erster Stelle stehen. Die Pfalz erfreut sich ihrer nun seit siebennndfunfzig Jahren; ihr verdankt sie Aufklärung, Wohlstand, und einen zum Sprichwort gewordenen heitern Sinn. Alle seit 1816 eingewanderten Deutschen, namentlich auch die Baiern aus den jenseitigen Provinzen befinden sich wohl dabei. Keine Gewaltherrschaft hat der Pfalz diese Einrichtung zu nehmen vermocht; ein vom Ministerium Abel versuchter Angriff ist muthig abgeschlagen worden. Einem von Frankfurt ausgehenden Versuch, die Gewerbefreiheit aufzuheben, würde die ganze Pfalz sich widersetzen wie ein Mann." Die Theilbarkeit des liegenden Eigenthums und die Freiheit der gewerblichen Arbeit, hieß es in andern Eingaben, sei die unerschöpfliche Quelle des Wohlstandes wie überall, so insbesondere in der Pfalz. Nur die freie Arbeit sichere vor der Verarmung der Massen; begünstige die Familiengründung und den Erwerb; befördere die Entwicklung der individuellen Fähigkeiten; schaffe das unschätzbare Selbstvertrauen des Mannes, aus dem bürgerliche Selbständigkeit und politische Reife hervorgehe. Es sei auch nicht an dem, daß jugendlicher Leichtsinn durch sie zu unklugen Heirathen und verfrühten Niederlassungen verleitet werde. Der Wohlstand und der gesetzliche Ordnungssinn der Pfälzer beweise das Gegentheil.

Von der baierschen Rheinpfalz hat demnach die deutsche Freihandelsbewegung in ihrer dem inländischen Verkehr zugewandten Seite vor acht oder neun Jahren ihren Ausgang genommen. Am 14. Januar 1849 traten in Neustadt an der Hardt achtundsiebenzig Vertreter pfälzischer Städte zusammen, um gegen die noch übrigen Hindernisse der Gewerbefreiheit im großen Vaterland die neuen geistigen Mächte Vereinigung und Oeffentlichkeit aufzubieten. Dieses schöne Vorhaben konnte unter der Ungunst der zunächst folgenden Begebenheiten zu keinen Erfolgen führen; aber es hat einer Agitation ihre Bahn vorgezeichnet, die jetzt endlich auf verschiedenen Punkten Deutschlands zugleich ausbrechen zu sollen scheint.

Wie es der seitdem wiedergewonnenen Machtfülle der Staatsgewalten entspricht, rufen diese ihrerseits mehr oder weniger bewußt die hoffnungsvolle Bewegung der Geister in die Wirklichkeit. Oesterreich hat das glückliche Zeichen gegeben. Es brauchte nur mit einiger Feierlichkeit anzukündigen, daß es seine armen Gewerbtreibenden von der Zunft erlösen wolle wie früher die Bauern in Gallizien von der Robot und in Ungarn von der Aviticität, als auch schon aus dem übrigen Deutschland der Widerhall erscholl. Wie wenn sie nur auf so einen Vorgang gewartet hätten, versprach Würtemberg dem Schwabenvolk die bevorstehende Erweiterung der Gewerbefreiheit, ließ Sachsen einen allzu mühselig ausgearbeiteten, nach der Beamtenstube duftenden Entwurf einer neuen Gewerbeordnung in alle Welt wandern. Etwas später, nämlich im Frühling dieses gesegneten Jahres folgte Hannover der gleichen Anregung. Hier war noch kein Entwurf gefertigt; aber ganz wie in Sachsen wandte die Regierung sich an die Mitwirkung von allerhand freien Vereinen und ihr nicht gradezu untergebenen Würdenträgern, um besser vorbereitet an das Werk der gesetzlichen Neuerung zu gehen.

So sind denn die Kräfte aufgerufen, in deren Thätigkeit allein zu aller Zeit ein heilsamer, gerechter, dem durchschnittlichen Bildungsstand gemäßer Erfolg verbürgt liegt. In Hannover wie in Sachsen hat die innere Freihandelsbewegung ein offenes Bette für ihren Strom gefunden. In Hannover besitzt sie an den vierzehn oder funfzehn örtlichen Gewerbevereinen außerdem bereits ebensoviele Stätten, auf denen der Rest der alten ererbten Vorurtheile mit dem Licht einer gereinigten Erfahrung und einer untrüglichen Wissenschaft im friedlichen Kampfe sich begegnen mag, nicht um irgendwo zu siegen, sondern um sicherer unterzugehen, als wenn ein von obenher erlassenes Gesetz mit ihnen nur kurzweg abbräche. Wenn dann die Gewerbefreiheit zur gesetzlichen Ordnung des Erwerbs geworden ist, weder von den Zünften der kurzsichtigen Selbstsucht noch von dem Concessionsgetriebe des allmächtigen Staats länger beschränkt, so wird sie in den Gemüthern Aller noch fester wurzeln als auf dem Papier der Gesetzsammlung und folglich in alle Ewigkeit unangreifbar bleiben.

Es ist nicht nur zu wünschen, es ist auch zuverlässig genug vorauszusehen, daß Preußen und die andern Einzelstaaten den Vorgang Sachsens und Hannovers nicht gar lange mehr unbefolgt lassen werden. Kein Staat kann heute der Gewerbefreiheit entbehren, zumal wenn seine Nachbaren rascher als er sich ihrer schon bemächtigt haben. Die eroberte Freiheit des Verkehrs im Inlande wird dann die beste Grundlage und Vorschule zur Eroberung des freien Handels mit dem Auslande abgeben.

Wie es mit diesem größeren Feldzug bisher in unserm Vaterlande steht, davon mehr in einem zweiten und letzten Artikel.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Von gewissen Seiten hört man nicht auf, unser Zeitalter im schlimmen Sinne „materiell“ zu nennen und die Abwesenheit fast allen ideellen Strebens zu beklagen. Auch wir halten diesen Vorwurf für gerechtfertigt, wenn derselbe sich lediglich gegen eine Denkungsart richtet, welche die materielle Seite des Lebens als den Kernpunkt und letzten Zweck des ganzen Daseins hinstellt. Was immer einer historischen Entwickelung fähig ist, das Leben der Völker sowohl, wie das der Einzelnen, muß nothwendig höheren Zwecken dienen, als die sind, welche ihren letzten Grund in den Beziehungen zur Erde finden. Wer dies zu bestreiten unternimmt, dem fehlt es am historischen Sinn, der hat aus dem Buche der Weltgeschichte nur Geschichten herausgelesen, ohne Zusammenhang und ohne tiefere Bedeutung, dessen Blick in das moralische Leben ist noch ebenso beschränkt und befangen, wie der eines Kindes, das zum Sternenhimmel aufschaut, dem die Erde aber noch als Mittelpunkt der Welt erscheint, um welchen die Gestirne Nacht für Nacht ihre geheimnißvollen Kreise ziehen, und dem der Gedanke eines Weltsystems noch nicht das Auge erweitert, noch nicht die Brust geschwellt hat!

Dagegen würde jener Vorwurf mit Unrecht unsrer Zeit gemacht werden, wenn man damit die vorherrschende Richtung derselben treffen wollte, die Richtung auf das realistische Element, die gegenwärtig wie ein breiter mächtiger Strom alle anderen Interessen und Erscheinungen im Leben der Menschen zu überfluthen und mit sich fortzureißen droht. Eine jede Zeit hat ihren eigenen Charakter. Unsre Aufgabe kann es nicht sein, diesen zu beklagen und den einer vergangenen Epoche zurückzuwünschen: vielmehr gilt es für uns, jede neue Phase der Fortentwickelung als eine solche zu erkennen und uns in ihr zurechtzufinden, ohne die Beziehungen des Endlichen zum Unendlichen aus dem Auge zu verlieren.

Freilich, wer mitten inne steht unter den schaffenden Kräften der Gegenwart, durch Beruf und äußere Verhältnisse gefesselt an dem Getriebe des Handels und der Gewerbe und des riesenhaft anwachsenden Verkehrs, der wird nicht so leicht den freien Standpunkt gewinnen können, von dem aus sich allein jene Beziehungen des Einzelnen auf das Allgemeine absehen lassen. Der Künstler pflegt, wenn er hier eine einzelne Gruppe, dort eine einzelne Figur auf die Leinwand hingeworfen, von Zeit zu Zeit von der Staffelei zurückzutreten, und das Bild in seiner Gesammtheit mit Einem Blick zu überschauen und zu prüfen, wie das Einzelne zum Ganzen sich füge und harmonisch sich verbinde. Auf dem Gebiete des volkswirthschaftlichen Lebens läßt sich nicht so leicht in ähnlicher Weise verfahren, und selbst dem unbetheiligten Beobachter würde es schwer fallen, immer den geeigneten Standpunkt zu finden. Diese Thätigkeit ist zu sehr verzweigt, ihre Verbindungsfäden laufen zu weit auseinander, die Thatsachen dringen gewöhnlich in zu großer Zahl und zu rascher Folge auf uns ein und Alles erscheint uns zu wenig in übersichtliche Gruppen gegliedert, als daß es sich in unsrer Seele zu einem klaren Bilde gestalten könnte.

Hier — wie im politischen Leben — ist es die Pflicht des Analisten, die Vermittlung zu übernehmen, indem er das Charakteristische in's rechte Licht stellt, das Zusammengehörige entsprechend gruppirt und so ein übersichtliches Bild seiner Zeit entwirft, das zwar seiner Tendenz nach richtig zu würdigen gewöhnlich erst späteren Generationen möglich wird, aus dem aber nicht selten auch schon die Zeitgenossen manchen unerwarteten Zusammenhang herausfinden, manchen überraschenden Schluß zu ziehen im Stande sind.

Eine solche Arbeit ist es, die wir unter vorstehender Rubrik unsern Lesern darbieten werden. Wir sind weit entfernt, die Schwierigkeit der Aufgabe einer zweckentsprechenden Sichtung und überschaulichen Anordnung des massenhaft zuströmenden Materials zu verkennen. Da wir indeß diese Ueberſichten in verschiedenen Zeiträumen zu liefern gedenken, so hoffen wir, daß ein Abschnitt den andern genügend ergänzen, und sich so unsern Lesern, wenn auch freilich erst im Laufe der Zeit, aus den einzelnen Berichten eine mehr und mehr sich vervollständigende Perspective in das gesammte volkswirthschaftliche Leben der Gegenwart eröffnen werde. Gelangen wir damit auch zu keinem andern Resultat, als zu der ohne Zweifel daraus hervorgehenden Erkenntniß, daß unsre Zeit — trotz ihrer vorherrschend realistischen Richtung und trotz so mancher unverkennbarer Rückschritte — doch im Großen und Ganzen auf einer bei weitem höheren Entwickelungsstufe steht, als gewisse Perioden früherer Jahrhunderte und selbst erst unlängst verflossener Jahrzehende, denen man einen vorzugsweise ideellen Charakter vindiciren möchte, so wollen wir uns unsrer Mühe von Herzen freuen, denn wir hätten damit eine weitere kräftige Stütze gefunden für den erhebenden Glauben an den Fortschritt des Menschengeschlechts.



Sechste Abtheilung.

Original-Correspondenzen.

New York, im Mai.

Nördliches und südliches Christenthum. — Dr. Cheever predigt gegen die Sklaverei, der Bischof von Virginien dafür. — Mrs. Hatch, eine Prophetin der neuen Religion. — Verbreitung des Spiritualismus. — Boston der Hauptsitz desselben. — Das Drama. — New York unter Vormundschaft. — Zustände auf der amerikanischen Handelsmarine. — Der Dampfer Niagara und Professor Morse.

Die Union ist wohl das Land, in welchem der Staat das Christenthum auf die härteste Probe stellt. Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen, als Kinder Eines Gottes, im Namen der Religion und Sclaverei kraft des Gesetzes! — Das kürzlich erlassene Urtheil des Obergerichtshofes, welches die Farbigen für unfähig erklärt, Staatsbürger zu sein und demnach die Sclaverei auf dem ganzen Gebiete dieser christlichen Republik als Staatsgrundgesetz aufstellt, konnte von den Predigern des Evangeliums nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Boston aber, die Vorkämpferin der religiösen Principien, gab diesmal nicht das Signal, sondern New York, den strengen Puritanern ein anderes Sodom oder Gomorrha. Das Anathema gegen den Gerichtshof und die Regierung wurde von der Kanzel einer der hiesigen fashionablen Kirchen geschleudert. Zahlreich war das Publicum, das an mehreren Sonntagen den beredten Vorträgen des Dr. Cheever lauschte. Dieser beschränkte sich nicht darauf, als Religionslehrer im Namen des Christenthums das Verdammungsurtheil über die Sclaverei auszusprechen, er forderte mit energischer Offenheit zur That auf und machte es jedem Christen zur Pflicht, sich gegen ein Regierungssystem zu erheben, das eine Verletzung des Wortes Gottes sei. Man hätte glauben können, einer jener mächtigen Covenanter sei plötzlich unter die Nachkommen der Märtyrer des Puritanismus getreten, um sie aufzufordern, zurückzukehren zur alleinigen Herrschaft der Bibel. Der Kampf des Evangeliums gegen die Staatsinstitution der Sclaverei bleibt aber nicht beschränkt auf die beredte Kriegserklärung des Dr. Cheever. Nach und nach wird die ganze nördliche Kirche in denselben mit erneuerter Kraft eintreten. Bereits hat sich die Methodisten-Gemeinde in ihrer Jahresversammlung in diesem Sinne ausgesprochen. Im Staate Massachusett haben bei dem jüngst abgehaltenen Buß- und Bettage alle Prediger um so entschiedener sich gegen die Unchristlichkeit des Staatsgesetzes ausgesprochen, da der Gouverneur die Unklugheit begangen hatte, sie aufzufordern, keine politischen Gegenstände bei dieser Gelegenheit zu behandeln. Im Laufe des nächsten Monats werden die Jahresfeiern der verschiedenen religiösen Gemeinden Veranlassung geben zu einer allgemeinen Protestation gegen das Regierungssystem.

So spricht das Christenthum des Nordens; im Süden aber lehren dessen Priester die göttliche Einsetzung der Sclaverei.

„Euere Körper gehören nicht Euch, Ihr wißt das recht gut; über sie haben Euere Herren zu verfügen. Aber Euere Seelen sind Euer Eigenthum, nur durch Euere Sünden könnt Ihr desselben verlustig werden.“ — Und diese Sünden sind besonders Faulheit und Böswilligkeit im Dienste der Herren. — So spricht zu den Sclaven der Bischof der Englischen Kirche in Virginien. — In diesem Kampfe des südlichen gegen das nördliche Christenthum wird Christus selbst nicht zu Hülfe gerufen. Das alte Testament, besonders aber Paulus, müssen die Argumente liefern, und ihnen müssen aus gleicher Quelle die Prediger des Nordens antworten. „Paulus gegen Paulus“ könnte der Titel dieses theologischen Zweikampfes sein. Die Sclaverei des Südens geht ungeschwächt aus demselben hervor, das Christenthum aber läßt einen Theil seiner innern Kraft auf dem Kampfplatze. Gedrängt von den Predigern des Nordens gehen die Vertheidiger der Sclaverei bis zu Sätzen, welche die klarsten Aussprüche des Evangeliums umstoßen und es wäre keine Uebertreibung, wenn man hier das Christenthum nach Breitegraden eintheilte.

Doch nicht der Materialismus des Lebens allein, nicht weniger untergräbt der sogenannte „Spiritualismus“ die christliche Lehre.

Gleichzeitig mit Dr. Cheever trat hier wieder einmal eine berühmte Prophetin, oder wie es in der Kunstsprache heißt, ein spiritual medium, auf und zog einen bedeutenden Theil des Publicums zu ihren Vorträgen. Mrs. Hatch, die junge, blond-

gelockte Gottbegeisterte, predigt mit wohlklingender Stimme und wortreicher Beredtsamkeit die neue Religion. Sie hat Gedächtniß, Gewandtheit und Kühnheit, behandelt Christus wie einen ältern Bruder in der stets wiederkehrenden Offenbarungsmission, geht dabei recht derb mit den Predigern und Anhängern aller christlichen Confessionen um und scheut sich nicht, Heiden und Abgötterer Alle die zu nennen, welche in ihrem Glauben an Christus eine Religion zu besitzen wähnen. Amerikaner aller Secten besuchen diesen Sonntagsgottesdienst. Manche verrathen durch ein Lächeln ihre Ungläubigkeit, Andere äußern ihren Aerger über solche Lästerungen, — aber an Neophyten fehlt es nicht. Während der Woche hält die Prophetin zahlreich besuchte Disputationen de omnibus rebus et quibusdam aliis und „macht Geld". Der „Spiritualismus" ist eine endemische Krankheit der amerikanischen Nation des Nordens. Auf der untersten Stufe dieser modernen Himmelsleiter stehen die zahlreichen „weltberühmten Wahrsagerinnen", deren Anzeigen alle Blätter füllen und die selbst die Ehre des Textes darin haben, — oben strahlen die Pythonisse der neuen Religion; dazwischen wimmelt die bunte Masse der Tischrücker, Geisterseher rc. — ohne daß jedoch die Einen ganz die Kunststücke der Andern verschmähen. New York enthält noch immer viele Gläubige der neuen Kirche. Privatversammlungen, öffentliche Meetings, Zeitschriften, Broschüren und Bücher nähren die Flamme des Unsinns und mehr als ein Beispiel von Geistesverrücktheit spricht für die Wirksamkeit des neuen Glaubens. Doch ist Boston ganz besonders der Sitz der Spiritualisten; dort sollen nach sicherer Berechnung deren im Ganzen 25,000 sein. Offene Anhänger dieser neuen Kirche, „Professoren" genannt, sind von 8000 bis 10,000 bekannt. Der Buchhandel der Secte ist äußerst blühend und beweist für den Erfolg ihrer Propaganda. Constatirte Betrügereien der „Mediums" hindern die Verbreitung der neuen Lehre nicht. — Man glaube ja nicht, es sei das Alles hier, wie in Europa, ein vorübergehendes Delirium. Der amerikanische Spiritualismus ist das nothwendige Product der allgemeinen religiösen und geistigen Entwicklung des Nordens. „Man täusche sich nicht," sagt ein Correspondent von Boston, „der Spiritualismus hat den Samen eines neuen Glaubens oder Fanatismus schon weithin ausgestreut und mit Erstaunen wird man ihn plötzlich reichlich aufgehen sehen." Und nicht, wie ehemals, sind es die Unwissenden und Leidenden, welche vor Allem die neue Botschaft freudig begrüßen, die Gebildeten, Glücklichen, die Gelehrten lauschen der Stimme der Gottheit, welche aus dem Munde junger Frauen zu ihnen spricht. Daß gerade Boston, das Rom des amerikanischen Puritanismus, der Hauptsitz der neuen Secte ist, deutet unverkennbar auf die Quelle hin, aus welcher der Spiritualismus hervorbricht.

Der Uebergang von dem Spiritualismus zum Theater würde an und für sich schon ganz natürlich sein, doch veranlaßt ihn zu gleicher Zeit der Umstand, daß bei der gestern hier gehaltenen Jahressitzung der dramatischen Gesellschaft ein Prediger des puritanischen Christenthums durch seine Gegenwart und einen beredten Vortrag den Beweis gab, daß nicht alle Mitglieder dieser Kirche die ursprüngliche Strenge und Schroffheit ihrer Doctrin aufrecht halten wollen. Die Anerkennung und das Lob, welche er dem dramatischen Bestreben im Allgemeinen ertheilte, konnte er aber nicht auf die Bühnen von New York ausdehnen. In der That hat uns im Laufe dieses Winters die dramatische Kunst nur zu oft in die Gesellschaft von „Dames aux Camelias" gebracht. Uebersetzungen des Werkes von dem jüngern Dumas, so wie Nachahmungen mit amerikanischer Uebertreibung waren der Hauptstoff, welchen man dem theatergebenden Publicum anbot. Inhalt und Darstellung, besonders von Seiten einer Schauspielerin, Miß Heron, mußten jedes nur etwas feine Gefühl empören; — trotzdem waren Tausende nicht der Ansicht des Reverend Dr. Bellows, der in seiner Rede sagte, „er habe nicht geglaubt, daß das hiesige Theater der rechte Platz sei und sei daher in die Oper gegangen."

Mancher gute Demokrat von New York trauert jetzt in Sack und Asche, und ruft Weh über das Geschick der stolzen Empire City, welche von der gesetzgebenden Versammlung ihrer Freiheit beraubt sei. Es ist etwas Wahres daran. Das demokratische New York ist von der republikanischen Legislative unter Vormundschaft gesetzt. Die Polizei, nebst der Ernennung ihrer Beamten, sowie die freie Verfügung in andern Zweigen der Verwaltung ist dem Bürgermeister entzogen und in die Hände des Gouverneurs gelegt, der die oberste Polizeibehörde und andere Beamten zu ernennen hat. Der traurige Zustand der Stadt verlangte Abhülfe, — aber die jetzt gewählte ist nicht die rechte. Es ist dies ein Staatsstreich der Republikaner gegen die Demokratie von New York. Der Augiasstall der Metropolis wird aber dadurch nicht gereinigt werden. — Auch hat bereits der Gemeinderath erklärt, er würde das erlassene Gesetz als verfassungswidrig nicht zur Ausführung kommen lassen und der Mayor hat die Sache vor den Richter gebracht. Fällt die Stadt ganz in Anarchie, so bleibt den Bewohnern Nichts übrig, als das Beispiel jener Bürger nachzuahmen, die bereits in einer Straße zum Schutz der Ihrigen und zur Vertreibung des eckenstehenden Gesindels einen Sicherheitsausschuß gebildet haben und durch ihn auch ohne Polizei bestehen können. — Bedeutende Unzufriedenheit erregt das eben erlassene Gesetz über den Verkauf von Spirituosen, das eine Wirthschaftssteuer und das Verbot des Ausschenkens am Sonntag und Wahltagen enthält, ferner Bestimmungen aufstellt, welche dem Laster der Trunkenheit entgegen wirken sollen. Nicht bloß die bedrohten Wein- und Branntweinverkäufer und ihre Gäste murren; Viele klagen über die Tyrannei des Landes, der sich die Metropolis zu unterwerfen habe. Die Bauern und frömmelnden Temperanzleute wollen uns beherrschen. So hört man Manchen und nicht eben die Ungebildeten sprechen. So wohlgemeint auch Gesetze zur Beförderung der Moral sein mögen, in New York, dieser Weltkarawanserei werden sie nie durchgeführt werden können. — Die Verurtheilung eines amerikanischen Schiffofficiers durch den Gerichtshof von Liverpool hat hier zu einer Enthüllung der scheußlichen Zustände geführt, welche den Ruhm der amerikanischen Marine vernichten und, kommt nicht rasche, durchgreifende Abhülfe, deren Zukunft bedrohen. Vor Jahren war der Dienst auf den amerikanischen Kauffahrteischiffen geliebt und gesucht von den besten Matrosen aller Länder; jetzt ist er, besonders zwischen hier

und Europa von den Einheimischen fast ganz verlassen und meistens nur von dem Auswurfe der Fremden gethan. Unter hundert Matrosen der Handelsflotte sind kaum zwei Amerikaner. Viele der Fremden werden im Zustande der Trunkenheit „gepreßt“, indem sie von Wirthen der scheußlichen Matrosenherbergen und sonstigen dieses Geschäft treibenden Individuen förmlich an die Schiffe verkauft werden. Im Laufe des vorigen Jahres sind hier tausend solcher Fälle constatirt worden. Viele davon suchen durch Flucht ihrem Schicksale zu entgehen und diesem Umstande schreibt man zu, daß an zweihundert bis dreihundert Leichen von Matrosen jährlich in diesem Hafen aufgefunden werden. Kein Wunder aber, daß der gute Matrose den Dienst auf dem Kauffahrer flieht und ihn „die schwimmende Hölle“ nennt. Ueber die Behandlung und Beköstigung, sowie über das Plünderungssystem, das den armen Matrosen als Bettler ans Land setzt, liegen gräuliche Thatsachen vor. Schiffseigenthümer und Capitaine tragen die Schuld daran. Die Hauptursache dieses schrecklichen Zustandes liegt in der Art, auf welche jetzt die Officierstellen der Kauffahrer besetzt werden. Nicht Kenntniß und Erfahrung durch lange Dienstzeit von unten herauf führen zum Commando. Ein Antheil am Schiff, den sich irgend ein unwissender, roher Geselle erkauft, macht ihn zum Capitain. Ohne erworbene Autorität auf die Mannschaft bedarf er Officiere, die mit ihm durch die barbarischste Tyrannei den Dienst erzwingen. — Mit einem Worte, es ist bewiesen, daß mit dem numerischen Anwachsen und der technischen Vervollkommnung der amerikanischen Marine, das wirkliche Element einer Seemacht zerfällt; — Officiere und Matrosen der Handelsflotte verderben. New York, in dessen Hafen vergangenen Jahres 59,000 Matrosen sich einschifften, kann, wenn auch nicht aus denkendem Patriotismus, im Interesse seines Welthandels nicht gleichgültig bleiben. Auch spricht man davon, daß für Ernennung der Capitaine und Officiere ein System eingeführt werden soll, das Kenntnisse und Charakter zu Bedingungen macht. — Der stolze Kriegsdampfer Niagara hat unsern Hafen zur Fahrt nach England verlassen. Aus dem Mittelmeer wird die Susquehanna zu ihm stoßen. Beide werden dann von der Mitte des atlantischen Meeres eine Hälfte des Telegraphendrahtes nach der amerikanischen Küste führen, während die englischen Schiffe ihren Theil nach der alten Welt bringen werden. Glorreicher konnten die frei und mächtig gewordenen Colonien nicht mit der frühern Herrscherin auf dem Ocean zusammentreffen. New York aber, das mit Stolz das schöne Kriegsschiff für seine erste Fahrt beglückwünschte, rühmt sich auch, daß in seinem Hafen der erste Versuch des unterseeischen Telegraphen gemacht wurde. In der Nacht vom 17. auf den 18. October 1843 legte der Erfinder, Professor Morse, ein geborner Amerikaner, von Castle Garden nach Garanor's Island den ersten Draht auf den Boden eines Gewässers. Am andern Morgen bewies eine Probe die Richtigkeit seiner Entdeckung. Jetzt fährt er mit der Niagara ab, um selbst den mächtigen Gedankenleiter nach der Küste der neuen Welt zu bringen.

Paris, Mitte Mai.

Besuche des Großfürsten Constantin und des Königs von Baiern. — Die Finanzen. — Die Société des gens de lettres. — Alfred de Musset's Tod.

Die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber, könnte auch der Großfürst Constantin ausgerufen haben, als er heute von Paris Abschied nahm, denn wie blasirt die Großen der Erde im Allgemeinen und ein russischer Großer insbesondere auch immer sein möge, es gibt doch nur Ein Paris, nur Einen Hof der Tuilerien, und daß dem hohen Gaste Alles geboten wurde, was die Hauptstadt der Civilisation, die kaiserliche Courtoisie und der raffinirteste Luxus zu bieten im Stande sind, das hat die Welt durch die tausendzüngige Tagespresse, an ihrer Spitze den Brüsseler Nord, schon längst erfahren. Ich brauche daher hier nicht alle die Feste und Herrlichkeiten anzuführen und zu schildern, deren Schauplatz unsere Stadt und Umgegend in den letzten vierzehn Tagen gewesen ist, aber ich bemerke, daß die Bevölkerung von Paris den Großfürsten Constantin mit der Würde empfangen hat, welche Neuversöhnten so gut ansteht. Sie hat sich wohl gehütet, bei seiner Ankunft eine rauschende Begeisterung kund zu geben, die er selber höchst wahrscheinlich für sehr tactlos gehalten haben würde, die Bevölkerung zeigte sich wohlwollend aber ruhig, aufrichtig aber zurückhaltend, neugierig und höflich wie immer, aber ohne schmeichlerische Zudringlichkeit — mit einem Worte, so wie man es von einem intelligenten Publicum erwarten durfte, von einem Publicum, das zwar alles Neue anschaut, aber sich über Nichts mehr verwundert. Der Großfürst hat seine Zeit nicht verloren, alle Merkwürdigkeiten hat er in Augenschein genommen, und er kennt Paris jetzt ohne Zweifel besser als die Pariser selber, die Alles gesehen haben, ausgenommen ihre Stadt. Man versichert, daß der Großfürst, gewöhnt an die Wunder unsrer Civilisation und unsrer Künste, in ihrer Gegenwart nicht die Ueberraschung seines Vorfahren, des großen Peters, offenbart, daß er sich selbst die glänzende militärische Revue auf dem Marsfelde zwar mit der gebührenden Theilnahme, aber ohne die obligate Extase angesehen habe. Ist dem so, dann hat er gezeigt, daß es ihm eben so wenig als den Parisern am richtigen Tact fehlt, denn er würde offenbar des Guten zu viel gethan haben, wenn er eine allzugroße Bewunderung der Soldaten mit der Krimmmedaille auf der Brust kund gegeben hätte. Von großem Vortheile war ihm der Ruf, der ihm vorangegangen war und die Idee, die sich die Franzosen von ihm gemacht hatten. Trotz seiner unleugbaren Intelligenz ist das Pariser Publicum dasjenige, welches vorgefaßten Meinungen am meisten huldigt; hat man ihm einmal eine Idee eingeimpft, dann hält es fest an ihr mit einer seltenen Hartnäckigkeit, und so ging es ihm auch mit dem Bilde, das es sich, Dank den Schwatzereien der Zeitungen, von dem russischen Prinzen entworfen hatte. Es hatte sich denselben vorgestellt wie eine Art von Barbaren, wie eine wenig moderirte Wiederholung seines Onkels Constantin, eines wahren Ungethüms in der Meinung der Franzosen, unbehülflich anstoßend, der grelle Gegensatz des Czaren Alexander des Zweiten, auf dessen Sanftmuth, Milde und Schönheit der Pariser schwört, — und siehe da, dieser Großfürst ist ein

junger, schlanker, liebenswürdiger Mensch, der lebt und leben läßt, und sogar am zweiten Abend seines Hierseins incognito in's Theater des Palais-Royal eilt und herzlich über die Schnurren lacht, die dort zum Besten gegeben werden. Von des Heroen großen Thaten allen, hat das Stückchen den Parisern am meisten gefallen.

Morgen oder übermorgen wird der König von Baiern am kaiserlichen Hofe eintreffen. Napoleon III. kann sich auf diese Besuche etwas zu Gute thun, die eben so viele Certificate seines hohen Einflusses in den Augen der Franzosen sind. Denn dieses Volk von Sündern hat sich die hohe Tugend des Nationalstolzes dem Auslande gegenüber zu bewahren gewußt und es verzeiht seinen Regierungen Vieles, wenn sie diesen Stolz zu befriedigen verstehen. Das aber versteht Napoleon III. meisterhaft, indem er es so einrichtet, daß ein gekröntes Haupt, ein auf den Stufen irgend eines Thrones stehender Prinz nach dem Andern hierher eilt, um — wie der Minister des Innern sich vor Kurzem bei einer feierlichen Gelegenheit ausdrückte — ihm seine Huldigungen darzubringen, und den Franzosen den letzten Zweifel daran zu nehmen, daß ihr Herr und Meister von allen Monarchen wie ein Ebenbürtiger und wohl für noch etwas mehr betrachtet werde. An diese Thatsache, daß der Mann des zweiten Decembers die Monarchen und die Prinzen Europas den Franzosen wie in einem Panorama vorführen kann, ließen sich mancherlei Bemerkungen knüpfen, aber das würden politische Bemerkungen im engern Sinne des Ausdrucks sein — und dazu ist hier nicht der Ort.

Die Medaille hat überdem ihre Rückseite, und diese Rückseite sind die Finanzen, deren Lage mit jedem Tage bedenklicher und beunruhigender wird. Ich will heute nicht von unserm Geldmarkte sprechen, der von Werthpapieren überschwemmt ist, aber man lese den Bericht des Herrn Leroux, Rapporteurs des mit der Prüfung des Budgetsgesetzes betrauten Ausschusses, und man wird sich auf der Stelle davon überzeugen, daß die Finanzen des Staates selbst den Mitgliedern des legislativen Corps, deren Pflicht es doch ist, Alles im rosenfarbenen Lichte zu erblicken, sehr ernste Besorgnisse einflößen. Die Bedingungen, unter denen die Regierung der französischen Banque ihr Privilegium bewilligt hat, sind auch nicht geeignet dazu, diese Besorgnisse zu vernichten, denn indem sie die Banque veranlaßt, ihr im Jahre 1859 hundert Millionen Renten abzukaufen, beweist sie, daß ihr nach ihrer Berechnung im Jahre 1859 eben so viele Millionen fehlen würden. Es ist eine verhüllte Anleihe, und dennoch hatte man sehr laut und sehr stolz erklärt, man bedürfe hinfüro keiner Anleihe mehr. Und wenn noch aus der Budgetvorlage hervorginge, daß die Regierung wirkliche Ersparnisse machen wolle; aber das ist keineswegs der Fall, wie uns Herr Leroux zu zeigen keinen Anstand nimmt. Ein anderes Mal ausführlicher über diesen Gegenstand, welcher die eigentliche question brulante der Epoche ist.

Seit meiner vorigen Chronik ist Frankreich um einen berühmten Dichter ärmer geworden. Alfred de Musset ist in einem Alter von kaum fünfundvierzig Jahren gestorben; es war ein eminentes Dichtertalent, das verzogene Kind der Kunst und der Imagination, von denen er zu viel verlangte und die er zu früh vergessen hatte. Der Dichter war längst in einem wüsten Leben untergegangen, es vegetirte nur noch ein Akademiker und verkommener Mensch. Dennoch war es eben so bezeichnend für unsere Zeit als traurig zu sehen, wie wenig zahlreich die Personen waren, die dem Poeten die letzte Ehre erwiesen. Einige Mitglieder der Akademie, einige Journalisten und einige persönliche Freunde — das war Alles. Man sieht, daß in unserer positiven und industriellen Zeit der Tod eines Dichters ersten Ranges kein Ereigniß mehr ist. Nicht einmal die Société des gens de lettres war in officieller Weise bei der Bestattung Musset's vertreten. Vielleicht weil er Mitglied der Akademie war? Denn die Akademie erfreut sich keineswegs der Huld des jungen literarischen Anwuchses. Und weil ich gerade die Société des gens de lettres nannte, so sei es mir erlaubt, hier noch einen Blick auf eine Einrichtung zu werfen, die in mancher Beziehung ganz praktisch und nachahmenswerth ist. Der Verein zählt in diesem Augenblicke ungefähr sechshundert Mitglieder und sein Zweck ist, durch eine gemeinschaftliche Wirksamkeit sowohl die materiellen als die moralischen Interessen der Literaten als solcher zu wahren und zu fördern. An der Spitze des Vereins befindet sich ein Ausschuß von vierundzwanzig Mitgliedern, welcher jährlich durch die Wahl erneuert wird; mit der Geschäftsführung ist der sogenannte Centralagent betraut. Der Gesellschaftsfond besteht aus dem Eintrittsgelde der Mitglieder — zwanzig Franken — aus den Beiträgen, welche je nach den Bedürfnissen votirt werden, aus den Einkünften des Vereins für die Reproduction der Schriften der Mitglieder und endlich aus einer Revenue von fünftausend Franken, welche der Kaiser der Gesellschaft so eben huldreich bewilligt hat. Diese Gunstbezeugung des Kaisers — er hatte der Gesellschaft schon bei Gelegenheit der Geburt des Kronprinzen eine runde Summe von zehntausend Franken geschenkt — ist in verschiedenartiger Weise gedeutet worden; man hat sie wie ein Mittel dargestellt, einige hundert Federn für das Kaiserreich zu gewinnen, und so die Société des gens de lettres der französischen Akademie gleichsam gegenüber zu stellen, die sich mit dem Kaiserreich noch immer nicht versöhnen kann. Schiebt man dem Kaiser diese Absicht mit Unrecht in die Schuhe, so haben es die inspirirten Blätter allein zu verantworten, die der Gesellschaft allerlei vorerzählten von ihren Pflichten der Dankbarkeit gegen die Regierung.

Die Bekämpfung des Nachdrucks und die Regelung der Reproducirung ist einer der Hauptzwecke des Vereins. Der allgemeine Grundsatz ist, daß der Verein die Reproducirung der Schriften ihrer Mitglieder gegen eine Entschädigung gestattet, doch dürfen die betreffenden Mitglieder keine Art von Privatabkommen mit den Verlegern von Journalen, Zeitschriften u. s. w. treffen, und müssen sie den Preis der Gesellschaft überlassen, um ihn von ihr in einer vorgeschriebenen Weise und nach Abzug von fünf Procent zu erhalten. Gleichzeitig hat es sich der Verein zur Aufgabe gemacht, alle literarischen Geschäfte seiner Mitglieder zu besorgen, indem er in der Person seines Centralagenten für dieselben — in Processen mit Verlegern z. B. — auftritt. Daß die Mitglieder, welche arbeitsunfähig geworden und mittellos sind, unterstützt werden, versteht sich von selbst. Die Aufnahme geschieht durch Wahl bei

geheimem Scrutinium. Der Candidat muß von zwei Mitgliedern, welche seine Antecedentien und seine Schriften kennen, vorgeschlagen werden. Die Mitglieder des Instituts werden durch Acclamation aufgenommen, und vor zwei Jahren wurde dem Ausschuß das Recht votirt, jeden Candidaten zuzulassen, „dessen hohe Stellung das Corps der Literaten ehren würde." Bis jetzt ist diese Auszeichnung noch Niemandem zu Theil geworden, aber es ist vielleicht mehr als ein bloßer Scherz, wenn man sich erzählt, der Kaiser wolle sich in die **Société des gens de lettres** aufnehmen lassen.

Berlin, im Mai.

Der nachgemachte Mai. — Der 13. Juni und Graf Pfeil als kleiner Prophet. — Der Heraklide. — Alte und junge Garde. — Sennora de Fortuni. — Cymbeline. — Ein neuer jüdischer Poet.

Auf die verlockenden Tage des April mit ihren aufbrechenden Blüthen, umherschwärmenden Insecten, grünen Wiesen und duftigen Fernsichten, ist ein entarteter Frühling gefolgt, den als solchen nur die wenig verwöhnten Bewohner der arktischen Zonen anerkennen würden. Vier Wochen lang verfolgt uns bei hellem Sonnenschein und herrlich blauem Himmel ein Nordostwind aus der Heimath des Zipperleins, der Rheumatismen, der Lungenentzündungen und Zahnschmerzen, vor dem wir uns nur durch die abermals aus dem Magazin zum Schutz gegen Mottenschaden hervorgeholten Pelze und Winterpaletots schützen können. Die Bäume halten ihre Blüthen zurück, die Blätter fürchten sich weiter zu entwickeln, und der Maikäfer, um diese Zeit bei der Jugend ein gesuchter Handelsartikel, ist kaum zu erschwingen, so daß die vorübergehenden Geldmänner mit giftigem Neide auf der Straßenbörse hören, wie fünf bis sechs Nadeln vergeblich für einen seines Gleichen angeboten werden. Unter so mißlichen Verhältnissen begnügt sich der Berliner mit dem künstlichen Frühlinge, an den er seit Jahren gewöhnt ist, und der ihm bei der offenbaren Verschlechterung des norddeutschen Klima's — denn was hilft es den Zeitgenossen einer Generation, wenn der gelehrte Dove uns durch Zahlen beweist, daß im Ganzen unter einem bestimmten Breitengrade und in einem längeren Zeitraum stets die gleiche Anzahl Kälte- und Wärmegrade vorkommen — schon geraume Zeit hindurch den abhanden gekommenen Lenz ersetzen muß. Frischer Maitrank in hellgrünen Gläsern, große Oderkrebse, dicker Spargel und Bayonner Schinken am warmen Ofen, können allein den Stoff hergeben für die Gedichte der Lyriker, und da diese nur in den seltensten Fällen einen derartigen Frühling aus ihrer Tasche bezahlen können, müssen wir uns mit einer schlichten Prosa begnügen, wie sie sich für unsern Sandboden und unsre angeborne geistige Schärfe ziemt.

Graf Pfeil hat zum Glück noch in der zwölften Stunde seiner Thätigkeit, durch Veranstaltung einer wissenschaftlichen Soirée, sein Andenken bei allen Freunden einer vergnüglichen Weltanschauung bis zur nächsten Sitzungsperiode mehr als genügend befestigt. Wir müssen „schüchtern, mit verschämten Wangen" vorausschicken, daß in der sogenannten Stadt der Intelligenz die Frage vom Weltuntergang am 13. Juni dieses Jahres lebhafter discutirt wird, als sich eigentlich für ihren Ruf als classisches Spree-athen schicken will. Unstreitig hat die Partei, welche sowohl die Construction des Erdkörpers, als die Constitution seiner Bewohner für genügend abgenutzt und verwerflich hält, eine ungeheuere Majorität für sich, und wenn nicht die gebildeten Kreise und die fleißige Schuljugend die Ehre einer Stadt aufrecht erhielten, in der mehrere der letzten Philosophen begraben liegen, und Alexander von Humboldt noch immer lebt, und sogar beinahe wöchentlich einmal seine Stimme in den Zeitungen erschallen läßt; Domnau und Krähwinkel vermöchten keine bornirteren Philister aufzustellen, als unsre zahllosen Bierstuben. Hin und her geworfen zwischen den verschiedenen Meinungen entschloß sich also Graf Pfeil, der Obrist Sibthorp unsers Parlaments, die Sache zur Entscheidung zu bringen, versammelte auf der Königlichen Bibliothek mehrere naturwissenschaftliche und besonders astronomische Werke um sich, und hielt am Abende eines in großer Aufregung zugebrachten Tages im Ballsaale des Hotel de Russie einen Vortrag über den Einfluß der Kometen im Allgemeinen und des diesmaligen erwarteten Zeitgenossen Kaiser Karl's des Fünften ins Besondere. Vermuthlich wird es zur Aufklärung der Leser über die wissenschaftliche Befähigung des Grafen hinreichen, wenn wir nur die charakteristisch üble Meinung anführen, welche derselbe über die sonst so unschuldigen Kometen mit dreister Stirn verbreitete. Nach dem Grafen Pfeil sind alle Haar- und Schweifsterne geborne Feinde der Planeten und ganz vorzüglich der Mutter Erde. Besagte kosmische Antipathie geht so weit, daß diese frechen Demokraten des Sonnensystems bei jeder vorkommenden Gelegenheit das Gebiet der Erde verletzen und mit ihren Schwänzen eine Art Wilddieberei treiben. Sie reißen nämlich bald hier, bald dort, beträchtliche Stücke aus unserm guten Planeten, und stürzen dieselben in den großen Ocean, woraus dann jene Inseln und Welttheilslücken entstehen, welche der Herr Graf mit etwas veränderten Umrissen abgezeichnet hatte und mit vieler Freigebigkeit seinen überwiegend den aristokratischen Kreisen angehörenden Zuschauern vorzeigte. Trotzdem sämmtliche Anwesende die Pfeil'sche Theorie eines theilweisen Erdbanquerotts, wie er ihn für den 13. Juni androhte, mit wohlwollendem Lächeln aufnahmen, fühlte ein anwesender Berichterstatter der in mehr als 8000 Exemplaren gelesenen Volkszeitung sich doch veranlaßt, den Speech von einer ernsthaften Seite zu nehmen, und den armen Naturpfuscher auf eine unverdient harte Weise abzustrafen.

Prinz Napoleon wird sich während seiner Anwesenheit hier durch den Gegensatz überrascht gefühlt haben, den ihm die zu seinen Ehren veranstaltete große Parade offenbart hat. In seiner Begleitung befanden sich mehrere jener Tapfern, welche den Sturm auf den Malakoff mitgemacht haben, schöne junge Männer, mit denen unsre alten Generäle einen auffallenden Contrast bilden. Die französischen Garden bestehen aus Männern reifen Alters, ihre Führer hingegen sind größtentheils junge Leute; die preußischen Garden sind nur Jünglinge in den ersten zwanziger Jahren, aber ihre Generale haben fast sämmtlich in langem Friedenscultus die äußerste Grenze der menschlichen Jahre erreicht. Die Vergnügungen des Prinzen beschränkten sich auf Schauspiele unter Mit-

wirkung der Myrmidonen und Amazonen; Paraden am Vormittag, Ballets am Abende; Satanella, Ballanda und Thea. Berlin, als eine urbs nova, und wir dürfen auch wohl hinzusetzen, als eine ehrliche Stadt, denn man hat in Kriegszeiten nur das Seinige wiedergeholt, aber sich nichts dazu angeeignet, besitzt wenig, um die Neugierde eines blasirten Parisers zu fesseln. Unser Museum kann sich neben dem Louvre nicht blicken lassen, die Spree ist keine Seine mit ihren stattlichen Quai's, der Dom wird erst, falls er gebaut werden sollte, in einem halben Jahrtausend in die Reihe der antiquarisch sehenswerthen Denkmäler, wie Notre Dame treten; wir sind daher nur im Stande, mit einigen historischen Reminiscenzen, an denen die Siegeskränze der Könige und die schmerzlichen Erinnerungen des Volkes hängen, die Schaulust eines mächtigen Fremden zu befriedigen. Das Grab Friedrich's des Großen in Potsdam und das im Mausoleum vereinigte todte Königspaar mögen dem kaiserlichen Gaste viel zu denken geben, wenn die Speculationen auf Tagesmacht ihn nicht für die schwermüthigen Träumereien über entschwundene Bilder der Vergangenheit unempfänglich gemacht haben. Die Bevölkerung drängte sich um den Prinzen mit jener lebhaften Neugierde, welche nebst der leidenschaftlichen Lust zu schreien, ein untrügliches Kennzeichen der Berliner ist.

Machen wir einen Seitenabstecher von höfischen Dingen auf das unverfängliche Gebiet der Kunst, lassen wir das Gerede über die Heirathsprojecte unsers Gastes ganz auf sich beruhen, da in dem Augenblicke, wo diese Zeilen die Presse verlassen, längst „Für oder Wider" entschieden sein muß, so können wir nur unsre Armuth beklagen. Fern sei es von uns, von den qualvollen Versuchen der Theater zu sprechen, ihr im Winter abgenutztes, zum Ueberdruß gesehenes Personal, durch frische Engagements zu erneuern; wir werden die weitverbreiteten Leser der Monatshefte weder nach der Blumenstraße, noch an die Gestade der Panke schleppen, sondern nur als eine echt berlinische Curiosität berichten, daß Director Wallner bereits mit seiner Gesellschaft seit dem 1. Mai im Sommertheater spielt, ohne einen Erfrorenen zu haben. Auch in der königlichen Oper ist das gewohnte Repertoir so ziemlich aufgesponnen, und ohne die Dazwischenkunft einer reizenden kleinen Spanierin, Sennora de Fortuni, Kammersängerin der Königin von Spanien, würde Berlin durch den Urlaub und die Krankheit seiner meisten Sängerinnen nur auf Singspiele angewiesen sein. Das jedem Deutschen bekannte Charaktergesicht und der nationale Typus der Pepita, die nebenbei bemerkt, uns wieder einen gelegentlichen Besuch gemacht und ihre stereotypen achtzig Louisdor mitgenommen hat, rufen das Vorurtheil hervor, daß alle Spanierinnen ihr mehr oder weniger gleichen. Die kleine Tochter Barcellona's und große Gesangsvirtuosin hat aber nichts mit Pepita gemein, als den südlichen Klang des Namens. Fein, leicht, zierlich ähnelt sie einer Französin, ihr vornehmes sauberes Spiel aber streift in Tragik und Komik beinahe an die Manier der ruhigen Damen Altenglands; es ist mit einem Worte für uns, durch das massive oft haarsträubend groteske Spiel unsrer Künstlerinnen verwilderte Opernläufer, etwas durchaus Neues in dieser mehr angedeuteten, als breit ausgeführten Action, in diesem mechanisch scharf zugespitzten, aber im gemüthlichen Theile stets weich und sanft gerundeten Gesange. Der neue Tenorist aus Wien, Herr Wolf, ein merkwürdig gut ausgebildeter Sänger, unterstützte die Dame als Nemorino im Liebestrank, gefiel aber bei Weitem weniger, denn als Cantarelli in dem Herold'schen Zweikampf, einer Partie, die ihm Gelegenheit gab, sein höchst drastisch-komisches Spiel zu entwickeln. Im recitirenden Schauspiele wäre noch der Aufführung des Cymbeline von Shakspeare zu gedenken, nicht als ob damit eine Bereicherung des Repertoirs erzielt worden wäre, sondern nur, um einen rühmlichen Beweis der Geduld des Publicums zu geben, das an den Cyclus von Birchiaden gewöhnt, der mit Dorf und Stadt begonnen und mit der Lowoodischen Waise und Grille einen so heftigen neuen Aufschwung genommen hat, standhaft stille hielt, und sich ein veraltetes Stück vorspielen ließ, das ohne den mächtigen Schutz der Firma Shakspeare's, zweifelsohne schon nach dem dritten Acte mit den militairischen Ehrenbezeugungen von Trommeln und Pfeifen zu Grabe getragen worden wäre.

Unter den wenigen Dichtern, welche die Mark erzeugt, ist ein neues Naturgewächs aufgeschossen, das unter der tüchtigen Cultur der Wissenschaft und Kunst noch einmal etwas Würdigeres leisten kann, als „der verlorene Sohn". Der Musensohn nennt sich pseudonym Karl Eck und ist seines Zeichens ein solider Handelsmann aus jenem alten Stamme, dessen Tummelplatz seit der Julirevolution die Spandauerstraße geworden ist.

Das genannte, in dem erwähnten Versmaße geschriebene Werk ist formell betrachtet eine rohe ungeleckte Masse, allein zugleich spricht sich darin ein geborenes Talent aus, das nicht ohne Glück den „Don Juan" von Lord Byron nachahmt. Wenn es wahr ist, was die Neider und Spötter des begabten Mannes erzählen, daß er beabsichtige, sein Geschäft niederzulegen und sich der Poesie zu widmen, so geschieht auf einem entlegenen Acker einmal ein gutes Werk. Der Handel mit Baumwollenwaaren kann immer einen tüchtigen Geschäftsmann entbehren, aber für die Poesie ist es ein gedeihlicher Zuwachs, wenn sie gelegentlich auch einen Jünger anwirbt, der von seinen Renten lebt, den Schiller- und Tiedgestiftungen nie zur Last fallen wird, und den Ertrag seiner Thätigkeit, wie es Herr Eck bei Gelegenheit eines früheren Werkes gethan, bedürftigen literarischen Collegen zuwendet.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

(Illustrationen aus dem xylographischen Atelier von Allgaier und Siegle in Stuttgart.)

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 10. Juli 1857.



Erste Abtheilung.

Pocahontas.

Ein historisches Gemälde.

Von Adolph Mützelburg.

Ihr steigt hinab in den Schacht der Erde, Ihr forscht emsig in dem glitzernden Gestein, Ihr findet endlich irgend eine neue Spur längst untergegangener Schöpfungen — und hoch erfreut zeigt Ihr die Stein gewordene Pflanze, das verhärtete Thier den Blicken der Kundigen und der Laien, und Beide freuen sich über die wunderbare Formenschönheit, die auch damals schon die Schöpfung entfaltete.

Oder Ihr durchforscht die Tiefe des Meeres, schweift mit dem Geiste durch die Wälder „voll Nacht und Grauen", und überrascht findet Ihr auch hier eine neue seltsame Schönheit, abenteuerliche Gestaltungen der schaffenden Natur, die Ihr freudig hinauf an das rosige Licht des Tages fördert, um sie den Augen der staunenden Menge zu offenbaren.

So laßt auch mich denn hinabsteigen in die Fluth der Vergangenheit, wenn auch nicht als der Erste, als der Kühnste. Laßt mich auf einsamen, gemiedenen Fluren der Geschichte nach seltenen Blüthen, laßt mich in dem Strom der Zeiten nach vereinzelten und vergessenen Perlen suchen! Und wenn ich sie glücklich gefunden, so wendet Euch nicht ab. Noch gibt es Wunderbares genug, von dem die ernsten Forscher sich nichts träumen lassen! Folgt mir, Ihr einfachen, leicht bewegten Seelen, die Ihr gern dem Seltsamen lauscht, — folgt mir, Ihr prüfenden Gelehrten, die Ihr alle Reiche des Geistes erforscht zu haben glaubt! Ich will Euch ein altes Mährchen erzählen, das volle Wahrheit ist, — ich will Euch eine Blüthe zeigen, die um so köstlicher duftet, weil sie, wie die schönste ihres Gleichen, bisher im Dunkel geblüht — ich will Euch eine neue Geschichte von einem Edelstein und einer Perle berichten, die ich wieder aufgefunden: von dem Edelstein, John Smith, und von Pocahontas, der Perle Virginiens, wie sie damals schon genannt wurde.

Also folgt mir! —

Wir schweben über den atlantischen Ocean mit den Flügeln des Geistes, und unsre Phantasie führt uns zurück in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Wir verlassen das hohe Meer und eine grüne, lachende Küste, sanft anschwellende Hügel empfangen uns. Ein breiter Meeresarm durchbricht diese Hügel und zieht sich als eine tiefe Bai hinein in das Land. Der Anblick ist bezaubernd in seiner einfachen Anmuth. Er bietet nicht die üppige, verführerische und gefährliche Pracht der Tropen, nicht die glühende, stolze Hoheit der Küsten Italiens, nicht die trotzige Schroffheit der wild zerklüfteten Fjorden Norwegens. Klar und rein, in den schönsten

Linien, erheben diese Hügel sich zu beiden Seiten der meergrünen Fluth, sanft anschwellend, liebliche Thäler bildend, saftiggrüne Wiesen begrenzend, und bedeckt mit den schönsten Laubwäldern, die nur je die gütige Natur dem Boden der gemäßigten Zone abgewann. In tiefster Ruhe liegen sie da, in der Ferne von bläulichem Duft umhüllt. Nirgends zeigt sich ein Boot, ein menschliches Wesen. In seiner Ruhe, seiner anmuthigen Schönheit gleicht dieser Anblick dem Bilde einer keuschen, sittigen Jungfrau germanischen Stammes. Und jungfräulich ist diese Erde, wie das Bild, dem sie gleicht. Es sind die Küsten Virginiens, die sich uns offenbaren. Es ist die herrliche Bai von Chesapeake, über die wir dahinschweben.

Noch scheint die Bai sich weiter auszudehnen, bis in's Unendliche. Aber die veränderte Farbe, die uns entgegeneilende Strömung, die schmalen Ufer künden, daß wir uns auf einem Flusse befinden. Es ist der James-River, einer der kleinsten aber der schönsten Flüsse Nord-Amerikas, dessen Ufer mit denen der Elbe, des Rheines und der Donau wetteifern.

Wiesen und Wald, Grün überall, umgeben uns. In saftigster Frische neigen die Gräser, die Blätter der Bäume selbst, sich tief niederbeugend hinab zu der blauen Fluth. Im verschiedensten Grün leuchten die Kronen der Laubhölzer, unter ihnen die ernsten Wipfel der mannigfaltigsten Eichen. Zuweilen treten die Wälder zurück, um den Blick auf glänzende Wiesen freizulassen. Zuweilen erheben sich die Hügel zu der Höhe stattlicher Berge, den Strom einzwängend. Hin und wieder tritt malerisch ein Felsen hervor und spiegelt sich ernst in der Fluth. Und darüber wölbt sich der Himmel in milder, deutscher Bläue, weht dieselbe frische Luft, in der die Kinder der germanischen Stämme stark geworden.

Da zeigt sich eine freie Fläche am Ufer und auf dieser erheben sich die ersten Hütten. Keine Indianerhütten, keine Wigwams, aber vielleicht noch ärmlicher, noch einfacher. Europäer mit Lederkollern und breitkrempigen Hüten schweifen um dieselben herum, theils müßig, theils mit den ersten Einrichtungen einer Colonie beschäftigt. Es sind Engländer, die unter der Führung Edward Maria Wingfield's, Robert Hunt's und John Smith's hierher gekommen, die ersten Abenteurer, die es gewagt, nach Raleigh's unglücklicher Expedition von Roanoke eine Colonie in dem neugefundenen Nord-Amerika zu gründen. Sie sind es, die dem Flusse den Namen James-River und ihrer ärmlichen Ansiedelung den Namen James-Town gegeben haben.

Aber wir fliegen an ihnen vorüber, um später zu ihnen zurückzukehren. Den breiten Strom zu unsrer Linken lassend, wenden wir uns nach Nordwesten, einem schmäleren Flusse zu.

Es ist der Chickahominy. Dieselben Wälder umgeben ihn, nur noch dichter an das Ufer herantretend, noch tiefer, noch dunkler, noch ursprünglicher.

Plötzlich unterbrechen menschliche Laute die tiefe Stille. Ruderschläge ertönen, Boote tauchen vor uns auf. Wieder sind es Europäer. Sie rudern den Fluß hinauf, der hier bereits seicht und durch Baumstämme versperrt ist. Auf den ersten Blick erkennen wir Genossen jener Engländer in James-Town.

Ein einzelner Mann erhebt sich in einem der Boote. Ein Commandowort ertönt. Die Boote lenken dem Ufer zu.

Jener Führer ist der Erste, der an das Ufer springt. Im Augenblick fesselt seine Gestalt, sein Wesen unsere Aufmerksamkeit. Es ist ein Mann in der ersten Blüthe des Lebens, noch nicht dreißig Jahr alt, hoch, kräftig, mit fliegendem goldblonden Haar, blauen und doch feurigen Augen, Muth, Energie, Zuversicht und Heiterkeit in jeder Miene, ein Mann, untadelhaft in seinem Wuchs und unwiderstehlich in seinem Wesen, ein ächter Normanne vom Scheitel bis zur Zehe — es ist John Smith, unser Liebling, unser Held.

Ein würdiger Genosse Götz von Berlichingen's, Schärtlin von Burtenbach's, Gonzalvo de Cordova's und Bayard's — wie ihn einer seiner Bewunderer nennt — hat er dennoch nicht das Loos jener Helden erreicht. Sein Name lebt nicht, wie der jener kühnen Männer, im Munde der Nachwelt. Verborgen und vereinzelt erwähnt irgendwo ein Geschichtsschreiber des kühnen Mannes, und der Forscher, den die flüchtige Erwähnung seiner Herkulesthaten mit Staunen und Bewunderung erfüllt, muß zu jenen verblichenen Quart- und Foliobänden zurückkehren, in denen John, jenen Helden gleich, die Geschichte seines Lebens selbst beschrieben. Dann aber entrollt sich ihm das Bild eines Muthes, einer Heldenstärke, einer Mannigfaltigkeit der verworrensten und seltsamsten Abenteuer, die beinahe zum Zweifel zwingt und endlich zu um so größerer Bewunderung hinreißt, wenn ander Zeugnisse die Wahrheit jener Thaten bestätigen. Unwillkürlich muß man in das begeisterte Lob ausbrechen, das ihm Bancroft, der besonnene und ernste Geschichtschreiber Amerikas spendet, der ihn den „Abenteurer von seltenem Genie und unsterblichem Ruhm“, den „Vater Virginiens“ nennt, und die Erzählung seiner Bemühungen um die erste Colonisation jenes Landes mit den Worten schließt: „ . . . Schmerzhafte Wunden und die Undankbarkeit seiner Oberen waren der Lohn für seine Dienste. Für alle Opfer, die er gebracht, für alle Gefahren, die er bestanden, erhielt er keinen Fuß Landes,

nicht das Haus, das er selbst gebaut, nicht das Feld, das er mit eigenen Händen bepflanzt, keine andere Belohnung, als den Beifall seines eigenen Gewissens und der Welt. Er war der Vater Virginiens, der wahre Anführer, der zuerst das Geschlecht der Sachsen nach den Vereinigten Staaten verpflanzte. Sein Urtheil war immer hell und ungetrübt gewesen, selbst mitten in der allgemeinen Verzweiflung. Er vereinigte den hochfliegendsten Unternehmungsgeist mit der unermüdlichsten Thatkraft, und was Anderen ein verzweifeltes Wagestück zu sein schien, das vollbrachte er glücklich durch Muth und Geistesgegenwart. Erfinderisch in Auskunftsmitteln, zögerte er keinen Augenblick, sie anzuwenden. Nie frischte er das Andenken an die Fehler seiner Feinde auf, obgleich ihn böswilliger Neid auf das Hartnäckigste verfolgte. Er war gewohnt, seine Leute in die Gefahr zu führen, nicht zu schicken, litt lieber Mangel, als daß er borgte und darbte sich die Erstattung am Munde ab. Er hatte nichts Falsches und Verstelltes in seinem Wesen, sondern er war offen, ehrlich und aufrichtig." Und dann wieder rühmt er die Genauigkeit seiner Untersuchungen, die Nützlichkeit seiner Entdeckungen, deren Werth im auffälligsten Gegensatz zu der Dürftigkeit seiner Mittel steht, und die ihm einen der ersten Plätze unter den Männern anweist, welche die Grenzen der geographischen Kenntniß erweitert und durch ihre Forschungen die Wege für Colonien und Handel geöffnet haben. Welch' eine wunderbare Vereinigung also von Heldenmuth, abenteuerlicher Romantik und wissenschaftlicher Gründlichkeit — ein Gelehrter mit dem Schwerte, ein Held mit der Bussole, ein Philosoph mit glühendem Jünglingsmuth, ein Cavalier, der mit gleicher Seelenruhe und Sicherheit durch die Prunkzimmer König Jacob's und die Urwälder Amerikas schreitet, mit gleicher Unwiderstehlichkeit die Herzen der Frauen und die Gemüther der rohen Söhne Amerikas unterjocht!

Eine flüchtige Skizze mag uns einen Theil seines Lebens entrollen.

Geboren 1579 zu Willougby in Lincolnshire, entwickelt er früh Anlagen des Geistes, eine Körperkraft und eine Willensfestigkeit, die seine Eltern, seine Lehrer in Erstaunen setzen. Schon in dem Knaben regt sich der unwiderstehliche Drang, die Welt zu sehen. Erst dreizehn Jahre alt, verkauft er seine Bücher, sein Spielzeug und beschließt, auf ein Schiff zu gehen. Der Tod des Vaters hindert diesen Plan. Ruhige Männer, Kaufleute, werden die Vormünder des Knaben. Auch er soll Kaufmann werden und als Lehrling in dem Comptoir eines Handlungshauses zu Lynn träumt seine Phantasie von fernen Ländern und Meeren, von heroischen Thaten, während seine Hand tagtäglich dieselben Zahlen, dieselben Buchstaben niederschreibt.

Er hofft, sein Handelsherr werde ihn auf einem seiner Schiffe über See schicken. Aber der Kaufmann fürchtet, der Knabe werde nicht zurückkehren und hält ihn unter strenger Obhut. Dennoch findet John Gelegenheit zu fliehen. Mit zehn Schillingen in der Tasche verläßt er Lynn, er wandert in die Welt hinaus, die ihm tausend Gefahren und tausendfältigen Ruhm bringen soll. Er wandert denselben Weg, den Hunderte vor und Hunderte nach ihm gewandelt sind, den Weg, der fast Alle zum Verderben und Wenige zum Ruhm führte. Aber er ist einer der Auserwählten; ihm ist sein Plan, seine Zukunft vorgezeichnet. Durch unsägliche Leiden und Mühen geläutert, soll er der Mann werden, einem großen Zwecke zu dienen.

Er findet einen jungen Lord, der das Festland bereisen will und tritt in dessen Dienste. Aber bald überdrüssig, sich den Launen eines Fremden zu fügen, tritt er in die Armee der batavischen Republik. Der Knabe Smith führt das Schwert für die Freiheit der Niederlande. Ueber drei Jahre lang lernt er in dieser schweren Schule und wird ein Mann, ehe noch der Bart sein Kinn umsproßt.

Ein schottischer Edelmann beredet den schönen, blühenden Jüngling, ihm nach Schottland, an den Hof Jacob's zu folgen. Vielleicht kennt er die Vorliebe dieses Monarchen für schöne Männergestalten und will ihn die Rolle spielen lassen, in der später Robert Carr, Viscount von Rochester und Graf von Sommerset, und nach ihm George Villers, Herzog von Buckingham, auftraten. Bald aber ahnt der stolze, unbezähmbare Jüngling, daß es Ketten sein würden, die er tragen müsse, wenn auch goldene. Die Sehnsucht nach der Heimath ergreift ihn, und er kehrt nach seiner Vaterstadt zurück. Aber auch hier findet er nichts, als Nüchternheit, praktische Leute, die seine Heldenphantasieen verlachen. Zerfallen mit der Welt, durchglüht von überströmenden Gefühlen, die fast vernichtend in seinem Herzen gähren, beschließt er, die Menschen zu verlassen, nimmt eine Lanze, besteigt ein Roß, schnürt sich ein Bündel taktischer und kriegsgeschichtlicher Bücher und sucht die Einsamkeit der Wälder. Er hat nicht Schiller's „Räuber" gelesen. Aber es lebt der frische Geist Alt-Englands in ihm, der Geist jener Zeit der „Queen Bess", der Geist Shakspeare's, seines Zeitgenossen.

Aus diesen Träumereien reißt ihn die Nachricht, daß er einen Theil seines väterlichen Erbes antreten könne. Nun sind seine Wünsche erfüllt. Er kann reisen, die Welt durchfliegen. Nach wenigen Wochen ist er auf dem Wege, in Flandern.

Aber das Schicksal hat es ihm nicht vorbe-

halten, ohne Mühe und Anstrengung den liebsten seiner Wünsche erfüllt zu sehen. Die Götter senden ihrem Lieblinge Leiden und Entbehrungen. Von Räubern überfallen, seiner Baarschaft beraubt, tödtet er zwar den einen, dem er nachgeeilt, muß aber die Unterstützung eines früheren Freundes in Anspruch nehmen, und durchwandert nun die Küste Frankreichs von Dünkirchen bis Marseille, sein Hauptaugenmerk auf die festen Plätze, Arsenale und Häfen richtend.

In Marseille schiffte er sich ein nach Italien. Abermals jedoch sendet ihm das Schicksal außergewöhnliche Gefahren. Auf einem Schiffe voller Gläubigen und Katholiken, die nach Rom und Loretto wallfahrten, ist er der einzige Protestant und Ketzer. Als sich ein Sturm erhebt, wird er über Bord geworfen und erreicht schwimmend die Insel St. Maria bei Nizza.

Aber keinen Augenblick gibt er seine Reisepläne auf. Er besteigt das erste Schiff, das absegelt. Es ist nach Alexandrien bestimmt. Kaum aber auf der hohen See trifft es mit einem venetianischen Kauffahrteischiff zusammen. Es entspinnt sich ein Kampf, bei dem John nicht müßig bleibt. Der Venetianer wird genommen. Smith läßt sich bei Antibes an das Land setzen und wandert, durch seinen Beuteantheil vor Entbehrung geschützt, nach Venedig. Von dort läßt er sich nach Steiermark übersetzen, und nun endlich befindet er sich wieder auf dem Boden romantischer Kriege, auf jener Grenzmarke Deutschlands und der Türkei, die den Waffenlärm fast Jahrhunderte lang nicht verhallen hörte.

Hier findet der Jüngling eine Thätigkeit, der sein Herz entgegenjauchzt. Hier gilt es, in kühnen Einzelgefechten, auf verwegenen Streifzügen Muth und Körperkraft zu zeigen, erfahrene Feinde durch List zu täuschen. Bald ist der englische Cavalier einer der angesehensten Streiter im Lager. Er zwingt die Türken, die Belagerung einer Stadt in Siebenbürgen aufzugeben, und Stephan Bathory und der Graf Medritsch, in dessen Regiment er als Hauptmann eintritt, wenden ihm ihre ganze Gunst zu. Damit nicht zufrieden, dürstet er nach neuen Auszeichnungen, und bald wird ihm die herrlichste Gelegenheit.

Die Christen belagern eine Stadt in Siebenbürgen. Die Belagerung zieht sich in die Länge und wie vor Troja messen sich die Helden der gegenüberstehenden Parteien in Einzelnkämpfen, deren Zuschauer ganze Heere sind. Ein Herold der Türken fordert die Christen auf, sie möchten den Tapfersten ihrer Helden wählen, damit er sich mit Turbascha messe. Das Loos fällt auf Smith. Im Angesicht der beiden Heere, im Angesicht der türkischen Frauen, die sich auf den Mauern der Festung versammelt haben, unter dem Klange kriegerischer Musik reitet John dem Türken entgegen und tödtet ihn. Ein anderer Muselmann will seinen Gefährten rächen, aber er theilt das Schicksal Turbascha's. Da erscheint ein dritter türkischer Ritter, Bonny Mulgro, gefürchtet wegen seiner Heldenthaten, seiner Körperkraft und riesigen Gestalt. Unerschrocken sprengt ihm Smith entgegen und die Streitaxt Bonny Mulgro's saust auf ihn nieder. Man glaubt ihn verloren, denn er schwankt. Aber einen Augenblick darauf fährt das Schwert des englischen Ritters durch das Herz des Türken, und Bonny Mulgro sinkt in den Sand. Bald darauf wird die Stadt genommen.

Aber das Glück des Krieges, das ihm bisher so beständig gelächelt, scheint ihn jetzt zu verlassen. Bellona entzieht ihm ihre Gunst. Im November 1602, in den Schluchten der Wallachei, bleibt John für todt auf der Wahlstatt, welche die Christen den Türken räumen müssen. Die Türken finden ihn, erwecken ihn zum Leben und seiner reichen Rüstung wegen halten sie ihn für einen Mann von hohem Stande, der ein großes Lösegeld zahlen würde. Der dreiundzwanzigjährige Jüngling wird auf den Sclavenmarkt nach Axiopolis (an der Donau, in der Nähe von Silistria) geführt, wo ihn ein türkischer Pascha kauft, und seiner Geliebten nach Constantinopel als Geschenk übersendet, indem er vorgibt, ihn in einem Gefechte gefangen genommen zu haben. Mühselig und kaum genesen von seinen Wunden wandert John Smith nach Stambul.

Unser Held jedoch, gewöhnt Männer zu besiegen, bebt vor der Eroberung eines Frauenherzens nicht zurück. Der prahlerische Pascha sendet seiner Geliebten keinen Besiegten und Sclaven, sondern einen Sieger und Herrn. Charatza Tragabizanda spricht italienisch, sie verständigt sich mit dem Gefangenen, sie hört die Geschichte seiner Abenteuer und Desdemonen gleich entbrennt sie für den fremden Helden. Aber sie fürchtet die Wachsamkeit ihrer Mutter und die Spione des Paschas. Um sich später desto sicherer mit John vereinigen zu können, sendet sie ihn für's Erste, um jeden Verdacht zu beseitigen, nach der Krim, wo Timur Pascha, ihr Bruder, eine Paschalik besitzt.

Dringende Empfehlungen legen dem Bruder das Schicksal des Geliebten an's Herz. Kaum aber erfährt Timur Pascha, daß ein Giaur, ein Christenhund, die Frechheit gehabt, das Herz seiner Schwester zu gewinnen, so läßt er ihm die Ketten anlegen, wie den andern Christensclaven und unterwirft den Helden der schimpflichsten Arbeit. John sieht ein entsetzliches Leben vor sich und sein Entschluß steht fest. Als ihn der Pascha eines Tages tadelt, weil er den Dreschflegel nicht gehörig zu hand-

haben verstehe, ergreift er das rohe Instrument, streckt den Pascha mit einem Schlage nieder, schwingt sich auf das Pferd desselben und sprengt fort nach Norden, in die Wüste.

Sechzehn Tage irrt er unter freiem Himmel umher. Endlich erreicht er Herapolis am Don und rührt durch seine Erzählung das Herz der russischen Fürstin Palamata. Unter ihrem Schutze findet er Zeit, sich zu erholen, und reich von ihr mit Geld versehen, kehrt der Todtgeglaubte nach Siebenbürgen zurück, wo ihn seine Freunde jubelnd empfangen.

Aber der Krieg ruht augenblicklich, und es ist nicht John's Art, müßig zu sein oder länger als nöthig an einem Orte zu bleiben. Durch Deutschland, Frankreich und Spanien geht er nach Marocco, wo ein Bürgerkrieg ausgebrochen, nimmt Theil an demselben, und kehrt dann nach England zurück, um wie Antäus neue Kräfte auf der heimathlichen Erde zu sammeln.

Er findet England in ungewöhnlicher Gährung. Alle Geister sind rege. Der Puritanismus beginnt sein Haupt zu erheben und die Entdeckungen in Amerika haben den Ehrgeiz und die Thatenlust kühner Männer entflammt. Spaniens Eroberungen in dem neuen Erdtheile erregen die Eifersucht der Engländer. Schon haben Sir Walther Raleigh, Francis Drake und Gosnold die Bahn gebrochen. Man beschließt, den Spaniern Süd- und Mittelamerika zu überlassen. Aber im Norden will man den Franzosen die durch Cabot gefundenen Länder streitig machen. Man vermuthet auch dort unermeßliche Reichthümer, Gold und Silber, oder wenigstens kostbare Specereien. Zugleich hofft man eine nordwestliche Durchfahrt nach dem stillen Ocean zu finden. Expeditionen werden vorbereitet. Richard Hakluyt, der unermüdliche Forscher und Sammler aller Reisebeschreibungen, ermuntert dazu. Sir Ferdinand Georges, der Freund Raleigh's, und Sir John Popham, Lord-Oberrichter von England, nehmen sich der Sache eifrig an. Berathungen werden gepflogen, Pläne entworfen, und die Fügung des Schicksals führt auch unsern Helden in den Kreis dieser Männer. Kaum hört er von ihren Plänen, so ist sein Loos für die Zukunft entschieden.

Ein neues Leben gestaltet sich vor seinen Blicken. Er ist erst siebenundzwanzig Jahr alt, aber er hat die Erfahrung eines vielgeprüften vierzigjährigen Mannes. Er hat den Kampf und die Gefahr in allen Gestalten gesehen, Ruhm genug erlangt, aber er hat auch eingesehen, daß dieser Ruhm ein nutzloser ist, daß er seine Jugend an unbedeutende Zwecke gewandt. Noch ist es Zeit, diesen Irrthum gut zu machen. Es gilt, ein fernes Land zu erobern, Englands Ruhm in einen andern Welttheil zu verpflanzen, es gilt, der Welt ein bisher unbekanntes Reich zu gewinnen und dabei tausend Gefahren zu bestehen, größer als die alte Welt sie kennt — das ist eine Aufgabe, wie sie der kühnste, verwegenste Held nur wünschen kann, und von dem Augenblicke an, in dem er die ganze Bedeutung des Unternehmens begriffen, widmet John Smith sich demselben mit Leib und Seele, mit dem ganzen Feuereifer, der seinem glühenden Herzen eigen ist.

Er wirbt Anhänger, er sucht einflußreiche Leute zu gewinnen, er studirt die Wissenschaften, die ihm nöthig sind, und lernt von den wenigen nordamerikanischen Indianern, die sich in England befinden, ihre Sprache. Bald ist er die Seele des Unternehmens, und Niemand ist auch so geeignet zum Führer desselben, Niemand besitzt diese Seelenruhe, diese Kenntniß der menschlichen Natur, diese Heiterkeit und Unerschrockenheit in allen Lagen und Gefahren.

Endlich, im Christmonat 1606, geht die Expedition, aus drei Schiffen bestehend, unter Segel. Die Mannschaft ist nicht ganz so, wie Smith sie wünscht. Es sind wenig Arbeiter unter ihnen. Die Mehrzahl besteht aus gewöhnlichen Abenteurern, entlassenen Soldaten, Menschen, die mit Zuversicht erwarten, in Amerika unermeßliche Schätze mit leichter Mühe zu erbeuten und bald zurückzukehren. Es sind widerspenstige, aufsätzige Gesellen, Menschen ohne Zucht und Gehorsam, die eine eiserne Faust gebrauchen, um sie niederzuhalten.

Bald zeigt sich das, als John eine Art von Disciplin einführen will. Man bezeichnet ihn als Meuterer, man nimmt ihn gefangen. Selbst als die kleine Schaar am James-River angelangt ist und die Colonie James-Town gegründet hat, setzte man ihn nicht in die Rechte ein, die ihm gebührten. Die Unordnung nimmt überhand. Smith sieht mit Bedauern und Schrecken den Untergang der Colonie voraus; denn nur Wenige wollen arbeiten, die Andern, überdrüssig der Mühseligkeiten, denken bereits an die Rückkehr und sinnen auf offene Meuterei. Die Felder sind noch unbebaut, der Hunger beginnt drohend zu mahnen, Krankheiten haben den vierten Theil der Colonisten hingerafft. Der Rest denkt an Flucht. Da rafft Smith seine ganze Kraft zusammen. Von wenigen Getreuen unterstützt, nimmt er die Zügel der Regierung aus den Händen des schwachen Ratcliffe und es gelingt ihm, die Ordnung wieder herzustellen. Der Winter bringt Lebensmittel und Wild. Die Colonie ist für dieses Mal gerettet.

John aber ist nicht zufrieden damit, in James-Town zu bleiben, sobald seine Gegenwart dort nicht mehr nothwendig ist. Es drängt ihn, das Innere des Landes kennen zu lernen. Bereits früher hat er mit Powhattan, dem Kaiser des Landes, Verbindungen angeknüpft. Jetzt sucht er dieselben auszudehnen. Außerdem ist

es den Colonisten in England zur Pflicht gemacht worden, eine Durchfahrt nach dem stillen Meere zu suchen. Smith ist davon überzeugt, daß er sie nicht finden wird. Aber immer bereit, neue Gefahren zu bestehen, wählt er einige Gefährten und rudert mit ihnen den Chickahominy hinauf. — —

Dies ist der Augenblick, in dem wir ihn gefunden.

Der Fluß ist zu seicht geworden, als daß die größeren Boote ihre Fahrt fortsetzen könnten. Smith entschließt sich, sie zurückzulassen, und mit zwei Weißen und zwei Indianern, die früher einmal gefangen worden, in einem leichten Canoe den Fluß noch eine Strecke weit hinaufzufahren und die Wälder auszukundschaften. Er gibt den zurückbleibenden Gefährten weise Rathschläge, ermahnt sie zur Vorsicht, bittet sie, die Boote nicht zu verlassen, bis er — in wenigen Tagen — zurückgekehrt sein werde und verläßt sie dann.

Kaum aber ist er den Blicken der Europäer entschwunden, als die Neugierde sie reizt, an das Ufer zu steigen, und kaum haben sie den grünen Boden betreten, als ein Haufen Indianer, der ihnen verborgen längs des Flusses gefolgt, über sie herstürzt. Den Meisten gelingt es, wenn auch verwundet, die Boote wieder zu erreichen. Einer aber wird gefangen, und er muß die Richtung angeben, die Smith eingeschlagen hat.

Dieser ist unterdessen bei den Sümpfen angelangt, aus denen sich der Chickahominy entspinnt. Er sieht sich zurückversetzt in die früheren Tage, in denen er allein oder mit wenigen Gefährten die abenteuerlichsten Fährlichkeiten bestand. Sein Herz ist geschwellt von Muth und Wissensdrang. Er athmet die balsamische Luft der jungfräulichen Wälder, nie hat er sich glücklicher und freier gefühlt. Er beschließt, noch weiter vorzudringen.

Da, in der Nacht, während der kurzen Rast, die er sich gönnt, stürzt ein Haufe von Indianern über die Schläfer. Smith fährt auf. Schon sind die beiden Engländer erschlagen. Aber mit seinen Feuerwaffen und seinem Schwert vertheidigt sich unser Held wie ein gereizter Tiger. Er bindet einen der Indianer an seinen Arm fest und bedient sich desselben als Schild. Im Schenkel durch einen Pfeil verwundet, dringt er dennoch auf die Indianer ein. Er vertheidigt sich nicht, er greift an. Er will versuchen, sein Canoe zu erreichen. Und wirklich weichen die Indianer, entsetzt über so viel Muth, Kraft und Geschicklichkeit, vor ihm zurück. Smith eilt dem Canoe zu. Da stürzt er in eine schlammige Vertiefung, bis weit über die Brust. Es ist ihm unmöglich, sich aus dieser Grube herauszuarbeiten.

Dennoch wagen die Indianer selbst jetzt noch nicht, ihm zu nahen. Sie umstehen ihn in gemessener Entfernung. Nicht von ihren Pfeilen mehr hat John den Tod zu fürchten, wohl aber von der Erstarrung, die sich allmälig seiner Glieder bemächtigt. Er fühlt seine Kräfte schwinden und wirft seine Waffen von sich.

Nun erst bemächtigen sich die Indianer des gefürchteten Europäers. Aber ihre Hände zittern, als sie den seltsamen Weißen berühren. Sie behandeln ihn mit Vorsicht, mit scheuer Achtung. Sie fürchten jeden Augenblick, daß er eine neue, wunderbare Fähigkeit entwickeln werde, ihnen zu schaden. Smith wird entkleidet, gebadet, am Feuer gewärmt und gerieben. Man gibt ihm Speise und Trank, reicht ihm auch seine Kleider wieder und führt ihn dann zu Opechancanof, dem Bruder Powhattan's.

Wie immer, so hat auch jetzt John Smith seine Ruhe und Geistesgegenwart nicht verloren. Kühn und zuversichtlich tritt er dem finsteren Häuptling gegenüber. Er hat gelernt, in den Blicken und Mienen der Menschen zu lesen und sieht, daß unter den drohenden Zügen des Indianers sich eine geheime Scheu verbirgt. Er redet ihn an und zeigt ihm den Taschenkompaß, den er bei sich trägt.

Opechancanof betrachtet mit starrer Verwunderung die unaufhörlich sich bewegende Nadel und sein Erstaunen wächst, als er sie berühren will, und das Glas ihn daran verhindert. Diese Bewunderung benutzend, beginnt John, ihm den Lauf der Himmelskörper zu erklären. Er steht unter den Indianern, nicht wie ein gefangener Feind, sondern mit heitern Mienen, wie ein Lehrer, ein höheres Wesen. Erstaunen malt sich auf den sonst so ernsten Zügen der Indianer. Sie kämpfen mit ihrem Hasse gegen den fremden Eindringling und mit der Furcht vor seiner übernatürlichen Gewalt. Sie wissen nicht, ob ein Mensch gleich ihnen, oder ein höheres Wesen vor ihnen steht, bis endlich Opechancanof das Zeichen gibt, Smith an einen Baum zu binden und mit Pfeilen zu tödten.

Ruhig läßt der Held es geschehen. Er weiß, daß er diesen Indianern nur durch Todesverachtung Ehrfurcht abgewinnen kann, und sein Scharfsinn sagt ihm, daß Opechancanof wahrscheinlich nicht zum Aeußersten schreiten werde. In der That begnügen sich die Indianer, ihm durch die Pfeile, die sie um sein Haupt schwirren lassen, Angst abzugewinnen. Dann gibt der Häuptling das Zeichen, Smith loszubinden. Powhattan, der Sachem aller kleineren Sachems in Virginien, soll über das Schicksal des außerordentlichen Fremden entscheiden.

Im Triumph wird er aus Pamonkey, der Residenz Opechancanof's fortgeführt. Alle Indianer vom Rappahanok und Potomak schaaren sich um ihn und wollen den gefürchteten Fremdling sehen. Powhattan selbst empfängt ihn in voller kaiserlicher Würde und Pracht. Der höchste Glanz der Waldresidenz

ist aufgeboten, denn es gilt, wo möglich den Fremden zu fesseln, ihn zu blenden. Königinnen sind es, die ihn bedienen, die ihm das Waschwasser und den Federbüschel zum Trocknen reichen, die ihn mit ihrer Liebe bestürmen, denn auch hier unterjocht John alle Herzen. Man führt ihn in die schönste Hütte, man bereitet ihm die angenehmsten Leckerbissen, und wo er sich zeigt, wird er wie ein höheres Wesen empfangen.

John ahnt wohl, was man damit beabsichtigt. Die Indianer, seinen Scharfsinn, seine Kraft, seine Talente bewundernd, wollen dieselben für sich gewinnen, wollen Smith zu einem der Ihrigen machen.

In der That theilen sie ihm bald offen ihren Plan mit. John soll ein Kind der Wälder, eine Rothhaut werden, soll den Indianern beistehen, James-Town zu belagern und die Engländer zu vertreiben. Powhattan will ihn nach indianischer Sitte als seinen Sohn annehmen, in seinem Wigwam sollen so viel Frauen wohnen, als er nur zu besitzen wünscht, Land so weit er blicken kann, soll ihm gehören, um Mais zu bauen. Neben Nautakan, dem Sohne Powhattan's, und Opechancanof, dem Bruder desselben, soll er König der Algokins sein.

John lehnt es ab. In freier und kühner Rede verkündet er den Indianern, daß es ihm die Sitte seines Volkes nicht gestatte, gegen seine Brüder zu kämpfen und einer anderen Nation anzugehören. Er bietet den Algonkin's Frieden und Freundschaft. Aber er kann nicht in ihre Dienste treten.

Noch zögern die Indianer, noch wird abermals eine große Versammlung aller Sachems und Könige gehalten. Noch schwanken sie in ihrem Entschlusse über das Schicksal eines Mannes, dessen Freundschaft so nützlich, dessen Feindschaft so gefährlich werden kann.

Der letzte Beschluß lautet auf Tod. Smith hat es abgelehnt, ein Sohn der Wälder zu werden. So mag er sterben!

Als dem jungen Helden dieser letzte Beschluß verkündet wird, ahnt er, daß es um seine irdische Laufbahn geschehen sei, und seine Seele ist tief bekümmert. Den Tod zwar hat er verachten gelernt; aber er hängt mehr an seinem Leben, als je, weil er weiß, daß mit ihm die Colonie fallen wird, daß mit seinem Tode viele Hoffnungen vereitelt sind. Aber weder durch Blick noch Miene verkündet er, was in ihm vorgeht. Er trägt das Haupt stolz und unerschrocken. Er will, daß die Indianer im Tode noch den weißen Fremdling und also auch seine Nation bewundern sollen.

Der Tag des Opfers, das die Indianer dem großen Geiste bringen wollen — denn als ein solches betrachten sie den Tod des Fremden — ist gekommen. Ein großer Opferstein wird vor Powhattan aufgestellt. Der Kaiser selbst will den Weißen tödten. Das Volk drängt sich näher, Krieger, Weiber und Kinder. Smith legt sein Haupt auf den Stein. Powhattan schwingt den Tomahawk.

Da, mit einem Schrei, durchbricht ein Weib die Menge, ein Mädchen, beinahe ein Kind noch, Pocahontas, die Tochter Powhattan's.

Sie wirft sich über den Körper des Europäers, sie bietet ihren schlanken Nacken dem Tomahawk des Vaters dar. Weinend fleht sie, den Gefangenen zu schonen und sie statt seiner zu tödten. Sie, das grüne Epheublatt, will die junge Eiche retten, die vor der Zeit von dem tödtlichen Streiche getroffen werden soll.

In jenen tiefen, unbeschreiblichen Tönen der Indianerinnen fleht sie, und ihre Bitten klingen wie das Murmeln des Lebensquells, der aus der Tiefe der Erde emporsteigt. Todtenstille herrscht, während ihre Lippen flüstern und ihr glänzendes Auge in Thränen schwimmend, den Vater um Gnade bittet. Powhattan's Arm sinkt nieder, sein Haupt senkt sich, die Indianer beginnen sich zu bewegen, zu flüstern, in allen Mienen ist Ueberraschung, Mitleid, Ehrfurcht vor dieser wunderbaren Fügung des Schicksals. „Er lebe!" ruft Powhattan, und sich erhebend, das Unmögliche kaum begreifend, wirft John den ersten Blick auf seine Retterin.

Er hat sie selten gesehen, oder doch nie betrachtet. Vielleicht ist ihm der Anblick der schönsten und geliebtesten Tochter Powhattan's absichtlich entzogen worden. Er sieht sie, und er kann seine Bewunderung über die Schönheit des Kindes — denn Pocahontas ist noch ein Kind — nicht zurückhalten. Nie hat er eine schönere Gleichmäßigkeit der Züge gesehen, nie hat er geglaubt, daß eine Indianerin so vollkommen nach dem Ideal einer Hebe geformt sein könne. Aber sie ist es; selbst ihre Haut ist weißer, ihr Haar voller und glänzender, als das aller Indianerinnen. Sie senkt die schönen Augen, als er den Blick nicht von ihr wenden kann, und als er endlich ihre Hand ergreift und ihr danken will, erhebt sie sich hastig, und erröthend flieht sie unter die Menge, und von dort in den Wigwam des Vaters.

Mit jener Schnelle, die nur dem Gedanken und auch diesem nur in solchen Augenblicken eigen ist, erräth John Smith, was in dem Herzen der jungen Indianerin vor sich gegangen, erräth er, daß sie ihn vielleicht schon öfter gesehen, daß sie ihn liebt. Und auch in seinem Herzen fühlt er etwas Fremdes und Eigenes. Es ist nicht Liebe; es ist Anbetung, Verehrung, scheue Ehrfurcht vor einer übernatürlichen Erscheinung. Wenn er je geglaubt, daß Engel über die Schicksale der Menschen wachen, so glaubt er jetzt, daß Pocahontas ein solcher Engel ist, ein duftiges, zartes, himm-

lisches Wesen, verkörpert in der schönsten Gestalt, und zu den Indianern gesendet, um ihn zu retten.

Bald jedoch reißt ihn die Wirklichkeit und der Gedanke an seine augenblickliche Lage aus seinem bewundernden Staunen. Er fühlt, daß dieser außerordentliche Zufall über das Verhältniß der Europäer zu den Indianern entscheiden muß, und er ist entschlossen, diesen Augenblick zu benutzen. Die Indianer, so eben noch bereit, ihn zu tödten, sehen in ihm jetzt mehr als je ein höheres Wesen, das der große Geist, der niedergestiegen ist in die Brust Pocahontas', gerettet hat. Powhattan reicht ihm die Hand zu dauernder Versöhnung, selbst der finstere Opechancanof ist geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit, die ihm John Smith erweist, und Nautakan, der Bruder Pocahontas', beseelt von denselben Gefühlen für den Gefangenen, schließt einen Bund inniger Freundschaft mit dem weißen Krieger.

John aber ist Willens, die Residenz Powhattan's so bald als möglich zu verlassen. Es treibt ihn etwas, das er sich selbst kaum zu erklären weiß. Pocahontas steht in einer Reinheit und Unschuld vor seinen Augen, die jeden andern Gedanken verbannt. Er fühlt, daß er dieses Wesen lieben müsse, wenn er länger bliebe. Und doch wieder sagt ihm ein unbestimmtes, unklares Gefühl, daß sie es nicht sei, die dazu auserwählt, ihn auf dem Wege des Lebens zu begleiten. Seine mühevolle, unruhige Laufbahn gestattet ihm überhaupt nicht, das Glück eines Weibes dauernd an sein gefährliches und wechselndes Schicksal zu ketten. Pocahontas ist ihm ein Rettungsengel, den er fast abergläubisch verehrt; aber sie kann nicht seine Gattin werden. Und er darf die aufglimmende Flamme ihrer Liebe nicht noch höher anfachen dadurch, daß er bleibt. Für Beide ist es gut, wenn sie sich fliehen. John beeilt sich deshalb, die junge Freundschaft mit den Indianern durch feste Verträge zu sichern. Powhattan verlangt von ihm als Zeichen des Friedens und der Treue zwei Flinten und — einen Mühlstein. Er verspricht dafür, die Europäer mit Lebensmitteln zu unterstützen und der Begründung ihrer Colonie kein Hinderniß in den Weg zu legen. Dann eilt John zurück nach James-Town.

Die Colonisten begrüßen jubelnd den Todtgeglaubten und lauschen freudig der wunderbaren Mähr seiner Rettung. Smith wird zum Präsidenten der Colonie ernannt. Die Verantwortlichkeit für das Wohl des jungen Staates lastet nun von Rechtswegen auf seinen Schultern.

Und es ist eine schwere Verantwortlichkeit! Die Anzahl der Colonisten ist gering und selbst von diesen Wenigen wollen die Meisten nicht arbeiten. Es sind eitle Abenteurer, bankerotte Kaufleute, entlassene Soldaten, zum Theil Menschen von zweideutigem Ruf, die hierhergekommen, um leicht und schnell ihr Glück zu machen, und denen nichts weniger zusagt, als angestrengte, unermüdliche Arbeit, mit der allein in Virginien eine Colonie zu gründen ist. Noch immer hoffen sie, eine Goldquelle, ein Gebirge mit unermeßlichen Schätzen zu finden, und die Entdeckung eines Lagers von Ocker, in dem sich glitzerndes Gestein vorfindet, versetzt die ganze Colonie in Aufregung; denn man glaubt, nun endlich das lang ersehnte Eldorado gefunden zu haben. Wehmüthig und mit verhaltenem Zorn sieht Smith die kostbare Zeit langer Tage in vergeblichen Bemühungen vergeudet. Es bedarf seiner ganzen Willenskraft, seiner ganzen Unerschrockenheit, diese Leute zur Arbeit zu zwingen, die hierher gekommen sind, um die Herren zu spielen. Zuweilen muß er selbst zum Schwerte greifen, um den Geist der Meuterei zu unterdrücken. Die Mehrzahl der Colonisten sehnt sich zurück nach Europa. Geheime Anschläge zu einer heimlichen Flucht werden entworfen. Der Bürgerkrieg wüthet bereits in der kaum begründeten Colonie.

Unterdessen fährt Smith fort, wenn es ihm ein günstiger Augenblick der Ruhe gestattet, das Land zu untersuchen. Er befährt die ganze Bai von Chesapeake bis zum Suesquehannah, untersucht den Potomak und dringt überall in das Innere des Landes ein. Er entwirft auch eine Karte jener Gegenden, die noch heute aufbewahrt wird, und deren Genauigkeit in Erstaunen setzt, wenn man bedenkt, wie wenige Hülfsmittel dem jungen Helden zu Gebote standen.

Dabei besteht er neue Abenteuer. Denn Powhattan's Macht ist nicht mächtig genug, um alle Indianerstämme freundlich gegen die Europäer zu stimmen, und Opechancanof sinnt heimlich auf Verderben. John muß den Indianern auf's Neue durch wunderbare Thaten Ehrfurcht und Schrecken einflößen. Deshalb knebelt er, mitten in dem Getümmel eines heftigen Kampfes, den König der Paschipsays, er trägt den riesengroßen Indianer auf seinen Schultern nach James-Town, wo er um Gnade bitten und sich loskaufen muß. Deshalb stürzt er sich ein ander Mal, als Opechancanof ihn angreifen will, auf den Häuptling, der sich mitten unter der Schaar seiner Krieger befindet, ergreift ihn bei den Haaren und schleppt ihn fort, so daß der Sachem zitternd seinen Indianern Befehl gibt, sich zurückzuziehen und auf's Neue Freundschaft gelobt.

Aber wenn auch die Colonisten die Heldenthaten ihres Führers bewundern, so reicht sein Ruhm doch nicht hin, Brod aus dem Boden zu zaubern, den die feinen Hände der englischen

Cavaliere nicht bearbeiten wollen, und Häuser zum Schutz gegen die Witterung aus der Erde wachsen zu lassen. Auf's Neue naht sich der Hunger der jungen Pflanzung. Smith selbst verzweifelt an der Rettung der Colonie. Er weiß kein Mittel mehr, er kann dem Andrängen der meuterischen Ansiedler kaum mehr widerstehen. Mit tiefster Bekümmerniß sieht er den Augenblick kommen, in dem er auf gebrechlichen Fahrzeugen James-Town verlassen und nach so vielen vergeblichen Anstrengungen die Gründung der Colonie aufgeben muß.

Da plötzlich, eines Abends, fast im entscheidenden Moment, taucht ein junges Mädchen, gefolgt von einigen Begleiterinnen, aus der Dämmerung auf. Sie trägt eine schwere Last auf ihrem Rücken, ebenso ihre Gefährtinnen. Trotz des Dunkels erkennt sie den Anführer und setzt ihre Last vor ihm nieder. Ihre Gefährtinnen folgen ihrem Beispiele. Die Körbe sind mit Lebensmitteln, Mais, Wild, Früchten gefüllt.

Staunend und freudig bewegt erkennt John seine Retterin, Pocahontas. Aber ehe er ihr noch danken kann, ist sie wieder verschwunden. Die Colonisten stürzen sich begierig auf die unerwartete Gabe. Smith benutzt den glücklichen Augenblick, um Alle zu neuer Thätigkeit anzuspornen und sie auf die sichtbare Huld des Himmels aufmerksam zu machen. Die Colonie ist abermals gerettet.

Und so geschieht es oft. Wenn der Hunger wieder sein Medusenhaupt gegen die junge Pflanzung kehrt, wenn die Verzweiflung sich der Colonisten bemächtigt und selbst John sich banger Befürchtungen nicht erwehren kann; wenn die Indianer in der Einsamkeit ihrer Wälder auf Verderben gegen die kühnen Eindringlinge sinnen, und hinterlistige Pläne entwerfen, um die gefürchteten Weißen für immer zu vernichten: dann erscheint Pocahontas, als ein Bote des Himmels und der Rettung, entweder begleitet von ihren Gefährtinnen, die Lebensmittel tragen, oder allein, um John von den Plänen der Indianer zu benachrichtigen; dann steht sie erröthend vor ihm, mit flüchtigen Worten schildert sie ihm die Gefahr, und immer ist sie verschwunden, ehe ihr John noch ein Wort des Dankes sagen kann. John ist der Gründer, der Vater der Colonie. Aber Pocahontas ist die Egeria, deren Rath und Hülfe es ihm möglich macht, den gefährlichsten Augenblicken die Spitze zu bieten.

Seltsames Wesen — geboren von indianischen Eltern, fühlt sie sich dennoch zu den Weißen hingezogen, die einst ihrem Stamme den Untergang bringen sollen. Sie trotzt allen Gefahren, um diejenigen zu retten, die auf Verderben gegen die Algonkin's sinnen. In den Wäldern Virginiens ist sie die Einzige, die für die Fremden zittert, für sie wacht, für sie sorgt. Es ist, als ob eine geheime Verwandtschaft der Seele sie zu den weißen Männern hinzöge, als ob das Blut Europas durch ihre Adern strömte, als ob ihr Geist aufgezogen sei in europäischer Sitte und Gewohnheit, als ob sie ein Atom europäischen Wesens sei, das ein Hauch Gottes hinübergeweht nach den Wäldern Virginiens, um dort zu seiner Zeit Verwandtes wiederzufinden und Verwandtes zu retten. Sie ist die Iphigenia der Wälder Virginiens, getrieben vom dunklen Drange, die weißen Brüder zu retten, ohne sich Rechenschaft geben zu können über ihr geheimes Gefühl.

Smith ist tief bewegt von dieser Hingebung und Aufopferung. Aber er findet nicht einmal Gelegenheit, ihr zu danken, und er sucht kaum diese Gelegenheit. Noch immer beherrscht ihn dasselbe Gefühl scheuer Ehrerbietung und Zurückhaltung. Oder will und kann er sie nicht lieben? Ist sein Herz in England gefesselt? Er hat es nie gestanden.

Unterdessen hat er seine Aufgabe vollendet. Die Gründung der Colonie ist gesichert. Aus England sind neue Arbeiter angekommen und unter ihnen tüchtige Männer. Virginien bedarf jetzt nur des zähen, ausdauernden Fleißes, nicht mehr der Verwegenheit, der Seelenstärke unsers Helden. Das Schicksal selbst setzt ihm ein Ziel. Eine Pulverexplosion verwundet ihn so gefährlich, daß die schwache ärztliche Hülfe der neuen Pflanzstadt ihn nicht retten kann. Er kehrt nach England zurück, um sich von seinen Wunden heilen zu lassen, und um erst nach Jahren und unter anderen Verhältnissen nach Neu-England zurückzukehren.

Aber noch ist das Schicksal seiner Retterin nicht erfüllt. Pocahontas ist von der Vorsehung dazu ausersehen, der Bote des Friedens zwischen den weißen und rothen Männern zu sein und das schwache Band zu befestigen, das zwischen den Kindern der alten und der neuen Welt angeknüpft worden.

Sie hat Smith nicht wieder gesehen. Man hat ihr gesagt, daß er todt sei, und sie ist nicht nach James-Town zurückgekehrt.

Da wird sie eines Tages, als sie sich von dem Wigwam ihres Vaters entfernt hat, von einem Streifcorps der Engländer entdeckt. Man erkennt in ihr Pocahontas, die geliebte Tochter des mächtigen Powhattan, und da neue Zwistigkeiten ausgebrochen sind, so erscheint sie als ein willkommenes Unterpfand des Friedens. Sie wird nach James-Town geführt, um dort als Geißel zu bleiben.

Powhattan jedoch, entrüstet über den Raub, fordert seine Tochter zurück oder droht den Engländern mit ewigem Kriege. Da erledigt eine seltsame Fügung die hereinbrechende Gefahr.

Unter den Colonisten befindet sich ein junger Mann, John Rolfe, ein liebenswürdiger und tapferer, aber ehrlicher und besonnener Englän-

der. Puritanische Glaubensscrupel haben ihn bewogen, sein Vaterland mit der neuen Welt zu vertauschen. Er sieht Pocahontas, und in seinem unerfahrenen Herzen erwacht zum ersten Male die Flamme der Liebe. In einem seltsamen und wunderlichen Gemisch kämpfen nun Frömmigkeit und Leidenschaft in seiner Seele. Schlaflos verbringt er die Nächte auf seinem Lager, und während ihn die Liebe zu der holden Indianerin hinüberzieht, quälen ihn die Zweifel seines frommen Gewissens, martert ihn der Gedanke, daß seine Wahl auf die Tochter eines „barbarischen Geschlechtes und eines verfluchten Stammes“ gefallen und daß Gott die Kinder Levi's und Israel's rächend heimgesucht, weil sie sich mit fremden Weibern eingelassen.

Endlich aber dämmert ein Hoffnungsstrahl in seiner Seele auf. Pocahontas muß Christin werden. Kaum hat er diesen Gedanken gefaßt, als seine erhitzte, religiös entflammte Phantasie ihm denselben als eine göttliche Eingebung vorspiegelt. Im Wachen und im Traume glaubt er dieselbe Stimme zu hören, die ihm zuruft, Pocahontas zu bekehren. Wie leicht ist es für ein liebendes Herz, sich selbst zu täuschen! Schon ist Rolfe davon überzeugt, daß nicht seine Leidenschaft, daß nur die Stimme Gottes ihn treibt, und mit dem vollen Eifer religiöser Schwärmerei beschließt er, Pocahontas zu bekehren.

Er spricht mit ihr. Er ist ein schöner Mann und ähnelt Smith. Er ist wie jener hoch und schlank, blondlockig, und zwei blaue Augen blicken wie bei John sanft und ernst auf die junge Indianerin nieder. Sie erinnert sich augenblicklich des todtgeglaubten Geliebten, und mit der Erinnerung mischt sich ein zärtliches Gefühl für denjenigen, der dem Ideal ihrer vergangenen Jahre ähnlich sieht. Aufmerksam lauscht sie den beredten Worten John Rolfe's. Ihr Herz wird angesprochen, und bald ahnt auch ihr Geist die Mysterien der christlichen Religion. Es ist die Religion der Liebe, und sie wird ihr von liebenden Lippen gepredigt. Nach kurzer Frist steht sie in der kleinen Kirche von James-Town, die aus Fichtenstämmen gezimmert ist, „entsagt öffentlich dem Götzendienst ihres Landes, bekennt sich zum Glauben an Jesum Christum und wird getauft.“ Bald darauf gelobt sie ihrem Gatten Rolfe in englischer Sprache und nach dem Ritus der anglikanischen Kirche ewige Treue. Der Bund zwischen England und Amerika ist geschlossen. Virginien hat seine schönste Perle als Unterpfand der Treue gegeben.

Pocahontas ist eine liebevolle, treue Gattin, eine zärtliche Mutter. So lange sie unter Europäern weilt, schweigt alle Zwietracht zwischen den weißen und rothen Männern. Die braune Tochter Virginiens wird von den Weißen als ein Wesen höherer Art bewundert. Ihr Ruf dringt bis nach England. Man will sie dort bei Hofe sehen, und John Rolfe entschließt sich, mit seiner Gattin nach England zu reisen. Ihr Oheim Vitomotomakkin begleitet sie.

In England angekommen, erregt sie sogleich das Staunen und die Bewunderung Aller, die sich zu ihr drängen. Sie entzückt alle Herzen durch ihre einfache Liebenswürdigkeit, durch die natürliche Anmuth, mit der sie sich ruhig und selbstbewußt inmitten einer ihr ganz fremden Welt bewegt. Sie schwebt über die Straßen, durch die Zimmer mit demselben leichten Schritt, mit demselben Lächeln, mit dem sie durch die Wälder Virginiens eilte. Selbst ihre Ueberraschung, ihre Neugierde sind anmuthig naiv. Sie ist die Grazie selbst; sie ist in der That ein Wesen aus einer andern Welt.

John Smith verwendet sich in einer Bittschrift für sie bei der Königin, und Mylady Delaware erhält den Auftrag, der jungen indianischen Prinzessin als Gesellschafterin und Führerin zu dienen. Auch bei Hofe wird sie bewundert und oft eingeladen. Die Würde, mit der sie sich überall zeigt, das Maßvolle ihres Wesens machen einen so großen Eindruck auf Alle, die sie sehen, daß man eine Zeit lang den Gedanken faßt, sie von Rolfe zu trennen und mit einem hochgeborenen Engländer zu vermählen. Reich beschenkt, geehrt wie eine Prinzessin von Geblüt, will sie endlich England verlassen, um nach der Heimath zurückzukehren, die sie doch nicht vergessen kann.

Aber vorher ist ihr noch eine schwere Prüfung aufbewahrt, eine Prüfung, die ihr Herz bricht. Man sagt ihr, daß Smith lebe, daß sie ihn sehen könne. Sie erschrickt, sie ist im tiefsten Innern des Herzens verwundet. Sie hat ihn todt geglaubt. Tiefer, als eine gesittete und wohlerzogene Tochter Europas, fühlt sie jetzt, daß ihre Verbindung mit Rolfe ein Verrath, ein unlösbarer Widerspruch ist, da derjenige noch lebt, dem ihre ganze und wahre Liebe gehört.

Zuerst weist sie es zurück, ihn zu sehen. Aber ihre Liebe ist stärker als die Kraft ihres Willens. Sie betritt ein Zimmer, in dem, wie sie meint, John sich befindet. Als sie ihn erblickt, dieselbe herrliche Gestalt, dasselbe ernste, freundliche, ausdrucksvolle Antlitz, steht sie versunken in Entzücken, Schmerz und qualvoll süßer Erinnerung. Ihre Lippen bewegen sich, aber sie vermag nicht zu sprechen. Eine Minute lang hält sie die Augen unverwandt auf John gerichtet, der verwirrt und tief bewegt nur wenige Worte findet. Dann versucht sie, zu sprechen. Aber ihre Kraft verläßt sie. Sie wird ohnmächtig fortgetragen.

Von dieser Stunde an ist ihr Dasein vernichtet. Sie erreicht noch Gravesend, wo sie sich mit ihrem Gatten einschiffen will. Dort

stirbt sie, zweiundzwanzig Jahr alt, in der vollsten Schönheit der Jugend. Sie stirbt, um, wie Bancroft sagt, „mit makellosem Namen und in ewiger Jugend in der Erinnerung fortzuleben.“

Ihr Sohn, Thomas Rolfe, ist der Ahnherr eines der ersten Geschlechter Virginiens. Viele und berühmte Männer rühmen sich der Abstammung von ihm.

Vitomotomakkin aber, ihr Oheim, kehrt nach Virginien zurück und bringt dem Greise Powhattan die Trauerkunde. Zugleich aber bringt er ihm noch eine andere Nachricht. Powhattan hat ihm aufgetragen, das Volk der Engländer zu zählen. Der Indianer hat deshalb schon in Plymouth angefangen, seinen Auftrag zu erfüllen, und da ihm andere Schriftzeichen fehlen, so hat er in einen langen Stab so viel Einschnitte gemacht als er Männer gesehen. Aber in London wirft er, der unsäglich schweren Arbeit müde, den Stab fort, und als Powhattan ihn fragt, wieviel Krieger er gezählt, antwortet er nichts, sondern deutet auf die Blätter des Waldes, die Sterne am Himmel und den Sand unter seinen Füßen. —

Die Bittschrift, die John Smith an die Königin gerichtet, befindet sich noch in den englischen Archiven. Sie mag hier folgen, als ein historischer Beleg für diejenigen, die der Actenstücke nicht gern entbehren mögen.

„Bittschrift des Hauptmanns Smith an Ihre Majestät, die allerdurchlauchtigste und allertugendhafteste Königin von Großbrittannien, für Pocahontas, Tochter des indianischen Kaisers Powhattan.

„Madame!

Die Liebe, die ich für meinen Gott, meinen König und für mein Vaterland empfinde, hat mir so oft inmitten der größten Gefahren Muth eingeflößt, daß der Erfolg meiner eigenen vergangenen Thaten mich heut meine Schranken überschreiten läßt, um Eurer Majestät diese demüthige Bittschrift zu überreichen. Ist die Undankbarkeit das tödtlichste Gift aller Tugenden, so würde ich den Ruhm meines Lebens beflecken, wenn ich das vernachlässigte, was ich der gerechtesten Dankbarkeit schuldig bin.

Es sind zehn Jahre her, seit Powhattan, einer der bedeutendsten Fürsten Amerikas, mich in Virginien zu seinem Gefangenen machte und mich mit außerordentlichen Gunstbezeugungen überhäufte. Nautakan, sein Sohn, der schönste, stärkste und kühnste Indianer, den ich je gesehen, und Pocahontas, die theure und geliebte Tochter desselben Monarchen, erwiesen mir in jenem traurigen Zustande meiner Gefangenschaft ihr Mitleid auf die wohlwollendste Art, und das Andenken an diese Wohlthaten wird nie aus meinem Gedächtnisse entschwinden.

Obgleich ich der erste Christ war, den dieser barbarische Hof jemals gesehen oder wenigstens in seiner Gewalt gehabt, so bin ich jenen Beiden doch die Gerechtigkeit schuldig, daß sie mich, ungeachtet des Hasses und der Drohungen des Volkes, mit Allem reichlich versahen, dessen ich bedurfte. Ich wurde sechs Wochen lang gemästet; das Volk erwartete schon den Augenblick, mich zu verschlingen. Als man aber im Begriff war, mir einen Schlag auf den Kopf zu geben, daß das Hirn herausspränge, da wagte Pocahontas ihren eigenen Kopf, indem sie ihn neben dem meinigen auf den Block legte, was den, der mich tödten sollte, plötzlich zurückhielt. Darauf wirkte sie es bei ihrem Vater aus, daß ich in Sicherheit James-Town erreichen konnte, woselbst ich nur dreißig elende und kranke Engländer antraf, damals der einzige Schutz der ausgedehnten Ländereien Virginiens. So schwach befand sich damals diese erst entstehende Colonie, und meine Zurückkunft würde den Untergang derselben nicht verhindert haben, hätte nicht Pocahontas zu ihrer früheren Großmuth noch die hinzugefügt, daß sie uns Lebensmittel sendete.

Ihr, großmächtigste Königin, dieser edelgesinnten und großmüthigen Prinzessin, sind wir alle Verbindlichkeiten für unsre Erhaltung und unser Wohlergehen schuldig. In ihrem zartesten Alter und trotz des Krieges, den wir mit den Indianern führten, wagte sie es, uns zu besuchen. Sie schlichtete oft unsre Zwistigkeiten und unterließ nie, uns mit dem zu versorgen, was wir nöthig hatten. Ich kann nicht sagen, ob ihr Vater sie so aus politischen Absichten handeln ließ, die diesen Wilden durchaus nicht unbekannt sind, oder ob sich die Vorsehung ihrer als eines Werkzeuges zu unsrer Erhaltung bediente, oder ob das, was sie that, nur in einem Gefühle der Zuneigung ihren Grund hatte. Gewiß aber ist, daß sie, als ihr Vater uns überfallen wollte, weder die dichten Wälder, noch der beschwerliche Weg, noch die finstere Nacht abhielten, zu mir zu kommen, um mir mit thränenden Augen Nachricht davon zu geben und uns so vor der Wuth unsrer Feinde zu retten; wobei sie selbst Gefahr lief, getödtet zu werden, wenn man den geringsten Verdacht gegen sie gehegt hätte. Später besuchte diese gute Prinzessin, während eines zwei- oder dreijährigen Friedens, mit ihrem Gefolge James-Town mit derselben Unbefangenheit wie ihres Vaters Haus. Sie unterhielt die Ruhe durch ihre guten Dienste. Sie war es, die, nächst Gott, die Pflanzstadt vor Hunger und vor der Vernichtung bewahrte. Nach meiner Abreise erlitten die Engländer neue

Widerwärtigkeiten, und sie hörten und sahen während des langen und beschwerlichen Krieges mit Powhattan nichts weiter von der Prinzessin, seiner Tochter. Endlich fanden sie Gelegenheit, dieselbe zu entführen. Sie wurde zwei Jahre lang in James-Town gefangen gehalten, und dieses Mittel diente nicht nur dazu, Lebensmittel für die Pflanzstadt zu erhalten, sondern auch den Frieden wiederherzustellen. Die Prinzessin Pocahontas, den Rechten ihrer Geburt entsagend, vermählte sich darauf mit einem englischen Cavalier, mit dem sie, wie ich höre, nach England gekommen ist. Sie ist die erste Indianerin, welche das Christenthum angenommen, die erste, welche unsre Sprache geredet, und die erste, welche ein Kind aus einer ehelichen Verbindung mit einem Engländer geboren hat. Verdienen Begebenheiten dieser Art nicht die Aufmerksamkeit unsrer durchlauchtigsten und tugendhaftesten Königin?

Ich zweifle nicht daran, Madame, daß unsre treuesten Geschichtschreiber dasjenige ausführlicher berichten werden, was ich in wenigen Worten erzählt habe, und daß Eure Majestät einige Stunden von Dero kostbarer Muße auf die Durchlesung derselben verwenden werden. Wenn aber England auch bessere Schriftsteller hat, so hat es doch keinen aufrichtigern als mich. Ich habe niemals bei dem Staate um eine Gnade nachgesucht. Die Unmöglichkeit, in der ich mich befinde, dieser Prinzessin beizustehen, hat mich daran denken lassen, ihr andere Hülfe zu verschaffen als die meine. Und an wen sollte ich mich mit größerem Vertrauen wenden, als an Eure Majestät, deren Güte ebenso bekannt ist, als Dero Macht, und wofür bittet man wohl jemals mit größerer Kühnheit, als für außerordentliche Verdienste, für die hohe Herkunft, für die Tugend, die von der vollkommensten Einfalt begleitet und der Sorge wegen ihrer Bedürfnisse ausgesetzt ist? Der Mann dieser erlauchten Indianerin ist sogar nicht einmal im Stande, ihr die geziemende Kleidung zu geben, um sie vor Eurer Majestät erscheinen zu lassen. Verwenden Eure Majestät doch einen Augenblick auf sie, ob sie gleich Derselben nur von Einem Dero geringster Diener empfohlen wird! Ich kann nichts weiter für diese Prinzessin thun, die eine so große Seele in einem Körper von sehr kleiner Gestalt verbirgt. Wenn der Schutz Eurer Majestät ihr mangelte und ihr nicht die gute Aufnahme in diesem Königreich bereitete, die ihren Verdiensten gebührt — sollte da nicht zu fürchten sein, daß sie ihre alte Zuneigung zu uns verlieren, daß das Christenthum unter den Indianern verächtlich werden, und daß alles Gute, welches wir davon hoffen können, sich in das größte Unglück verkehren möchte? Wenn dagegen Eure Majestät geruhen, ihr für die Großmuth und die guten Dienste, die sie Dero Unterthanen bewiesen, mehr Ehre zu erzeigen, als sie erwartet: so wird sie davon so gerührt werden, daß sie nichts unterlassen wird, ihren Vater zu bewegen, uns alle nur erdenklichen Gewogenheiten zu erzeigen. John Smith."

Friedrich der Große und Napoleon
als Gesetzgeber.
Von Franz Löher.

Das Wagniß, Friedrich den Großen und Napoleon als Gesetzgeber im Ueberblick zu veranschaulichen, könnte leicht an zwei Klippen scheitern. Der Stoff ist so groß und machtvoll, daß ihn kaum ein paar Bücher bewältigen würden, und dieser höchst fruchtbare Stoff hat zugleich sein Sprödes. Denn in unsre eigene Gegenwart, in eines Jeden geistiges, politisches, nationales Leben greift das Wirken jener beiden Herrscher noch empfindlich hinein: deshalb ist das Urtheil über sie bei jedem Gebildeten schon fest und bestimmt und dies Urtheil nimmt unvermerkt eine scharf persönliche Färbung an. Ich bescheide mich daher gern, für die gesetzgeberische Thätigkeit Friedrich's des Großen und Napoleon's nur Grundlinien anzudeuten, über ihren Charakter und eigenste Ideen auch eben nur Ansichten zu geben.

Als Friedrich der Große den Thron bestieg, war der Sieg über das mittelalterliche Staatsrecht entschieden und vollzogen. Ueber all die großen und kleinen Souverainetäten, welche sich früher in bunter Mannigfaltigkeit zu einem Reiche gruppirten, gebot jetzt gleichmäßig und absolut die eine höchste Staatsgewalt. Der König oder Fürst hatte nach und nach die politischen Herrschaftsrechte der Herzöge, Grafen und Ritterschaften seines Landes, der Städte, Domcapitel und andern Corporationen gebrochen, aufgelöst und in seiner Person angesammelt zu persönlichem Besitz und Eigenthum. Nicht aus despotischem Gelüst, sondern in Kraft des wirklichen französischen Staatsrechtes sprach daher Ludwig XIV., der Tonangeber im siebzehnten Jahrhundert, das bekannte Wort: l'état c'est moi.

Der Führer des achtzehnten Jahrhunderts, Friedrich der Große, sagte dagegen: l'état c'est la raison. Das bezeichnet den Umschwung der Geschichte, es war der Gedanke, der Friedrich's Zeit bewegte. Jeder große Mann wird es ja nur dadurch, daß er machtvoll und siegreich Wort, Leben und That dem gibt, was dunkel und unklar seine Zeitgenossen durchdringt. Das Königthum hatte damals die historischen Stände der Stände zertrümmert, es hatte Raum gemacht für neue Schöpfungen: jetzt erhob sich die Vernunft, nach ihren Zwecken den Staat zu beherrschen und neu aufzubauen. Unter dem rücksichtslosesten Selbstherrscher in England, Heinrich VIII., schrieb Thomas Morus sein Buch vom utopischen Musterstaate, er stand noch wie ein einsamer Weiser in einer Zeit, wo Fürsten und Staatsmänner nur auf die Lehren des feingebildeten Florentiners lauschten, wie man durch Schlauheit oder Gewalt sich Herrschermacht verschaffen könne, um — was freilich Machiavelli immer betonte — ungehindert nützliche Dinge zu vollbringen.

Im siebzehnten Jahrhundert aber, als das neue europäische Staats- und Völkerrecht im großen deutschen Kriege seine Bluttaufe erhielt, eröffnen Hugo Grotius und Hobbes eine lange Reihe von Denkern, welche alle, gleichviel, ob als Rechtsgelehrte, Geschichtsforscher, Philosophen und Nationalökonomen, auf die ersten staatsbildenden Kräfte, auf die Uranfänge von Recht, Pflicht und Zwang zurückgehen und offen und freimüthig untersuchen und bekennen: warum die Menschen sich einer Staatsgewalt unterwerfen, wie sie eingerichtet sein solle und was man von ihr fordern müsse. Die Deutschen Pufendorff, Thomasius, beide Cocceji, Leibnitz, Wolff, enthüllen mit religiösem Sinne die ewigen Grundwurzeln von Staat und Recht, ihre Naturrechtslehren gewinnen europäischen Einfluß; die Sensualisten und Moralpolitiker bei den Engländern, Locke, Shaftesbury, Mandeville, Hutcheson, untersuchen die menschliche Natur, um darzuthun, was ihren Trieben und Kräften entspricht; die Franzosen endlich, Montesquieu, Voltaire, Diderot, Rousseau, wenden jene Lehren an, um mit glänzendem Geist und ätzendem Witz das bestehende Staatswesen anzugreifen und zu zersetzen. Das Wissen, im Mittelalter größtentheils in der Kirche enthalten und beschlossen, war jetzt eine freie Macht geworden, es trieb seine Strahlen, erhellend, zündend, lodernd, über alle Gebiete, über alle Schöpfungen und Fragen der Geschichte und der Gegenwart. Friedrich des Großen Zeit war erfüllt von großen reformatorischen Ideen, die Gedanken spannen sich hin und wieder, von Land zu Land, — sie waren noch nicht in die Massen gedrungen, dafür wurden sie von den hervorragenden Geistern mit um so mehr Ruhe, Klarheit und Schärfe erörtert.

Neue Gesetze! das war der Feldruf der Zeit, Gesetze voll gewaltiger erhabener Ideen, welche das Menschengeschlecht zu seiner Würde und Glückseligkeiten erziehen sollten. Man dachte an die großen Gesetzgeber des Alterthums, an Moses und Salomon, an Solon und Lykurg, an Numa und Servius Tullius, und bildete sich ein, durch Gesetzgebung könne auf einmal das gesammte Staatswesen erneuert werden. Ueber das mannigfaltige individuelle Leben des Mittelalters war man hinaus; nach allgemeinen, nach abstracten Principien sollte nun Alles gleichmäßig normirt, gleichmäßig wiedergeboren werden. Und wo suchte man diese Principien? Etwa in den Erfahrungen der Jahrhunderte, in den Hauptsätzen, worin von jeher die Weisen und Staatsmänner zusammentrafen? Nein, in die Vergangenheit blickte man nur widerwillig hinein, jeder trug ja, so meinte man stolz genug, in sich selbst den Born der Erkenntniß, das Naturrecht. Man brauche nur, hieß es, ernstlich nachzudenken über die Natur der Menschen und des Staates, und sofort ergebe sich aus der Vernunft ein System von Rechten und Pflichten, das unfehlbar sein müsse, ob man es nun aus angebornen ewigen Ideen oder aus dem richtig verstandenen Egoismus aller Menschen ableite. Den mächtigen lebensvollen Inhalt, der das Mittelalter erfüllte, hatte man verloren, man war arm geworden an Glauben und Religion, an Freude und Wirksamkeit in dem engen politischen Kreise der Gemeinde oder Corporation. Statt dessen warf man sich in die wiederbelebte classische Literatur und Kunst des Alterthums, in die Geheimnisse der Magie und in Geheimbünde, welche die frühere rüstige Thätigkeit am Gemeinwesen ersetzen sollten. Was noch stand von mittelalterlichen Einrichtungen und Ordnungen, hatte keinen rechten Sinn mehr und drückte und genirte nach allen Seiten. Wie der Kranke sich sehnt nach reiner frischer Luft, nach dem belebenden Hauche der Natur: so sehnte man sich nach der Heilkraft ursprünglicher einfacher Zustände. Was galten den Enthusiasten des Naturrechts die vielerlei geschriebenen Rechte, das Wirrsal von Privilegien, Freiheiten und Statuten, — das waren für sie nur Auswüchse, Mißverständnisse, Schutt der Jahrhunderte. Fort damit, rief man, dann wird das Naturrecht als reines, strahlendes Erz wieder hervorblicken und die Menschheit sich daran stählen und verjüngen.

Friedrich der Große gehörte nicht zu den krankhaften, sehnsüchtigen Leuten seiner Zeit, er war ein geistig kräftiger und gesunder, ein lebensheiterer Mensch. Als eine leicht erregte dichterische Natur aber war er offen allen Eindrücken seiner Zeit, ihre Ideen zitterten in sei-

nem Herzen, sie sammelten sich in seiner Seele wie in einem hellen Spiegel, aus dem sie mit köstlicherem Glanze zurückstrahlten. In jener schönen Rheinsberger Zeit, als er umgeben von seinen theuersten Lehrern und Freunden sich in vierjähriger Zurückgezogenheit auf seine königliche Laufbahn vorbereitete, schrieb er: „Meine ganze Seele ist auf die Philosophie gerichtet, sie gibt der Seele Festigkeit und dem Geiste die feine Klarheit. Ich studire aus allen Kräften und thue, was nur in meiner Macht steht, um die nöthigen Kenntnisse für die Erfüllung all der Pflichten zu erwerben, welche mein Amt mir auflegen mag.“ Aus diesen philosophischen Studien schöpfte er auch den sittlichen Ernst, seine ursprünglich weiche Natur zu härten, er nahm sich innerlich zusammen und warf jenes Wesen eines lockern Marquis von sich, das seinen soldatischen Vater so geärgert hatte. Er wurde, wie Voltaire sagte, dur et poli comme le marbre. Später fand man in Friedrich's Strenge gegen sich selbst oft eine eiserne Härte gegen Andere. Mirabeau, der über Friedrich wahrlich nicht milde urtheilte, sagte sehr richtig: „Nein, der bezaubernde Ton seiner Stimme, diese lebhafte, Alles ergreifende Einbildungskraft konnten keiner fühllosen Seele angehören, und die Härte, welche unsre Schwäche diesem großen Manne anzudichten wagt, ist vielleicht einer der schönsten Triumphe, den das Genie jemals über die Natur errungen hat.“

Wolff's Naturrecht, welches der Philosoph dem Kronprinzen gewidmet hatte, war hauptsächlich das Buch, welches diesen auf seine einsamen Gänge wie in den Reisewagen und das Kriegszelt begleiteten. Jene beiden Staatsmänner von großem Geist und Wissen, welche des Kronprinzen staatsrechtliche und philosophische Studien leiteten, Tuhm und Manteuffel, waren beide begeisterte Anhänger der Wolff'schen Philosophie. Diese athmet zwar nicht den männlichen, entschlossenen Geist der Kantischen, der zum Handeln anspornt, wohl aber entfaltet auch das Wolff'sche Moralprincip einen mächtigen Antrieb, die Gesellschaft und des eigne Leben nach den höchsten Zwecken umzugestalten. In Friedrich zuckte bereits die schöpferische Lust, er fühlte seine geniale Kraft, jene Ideen praktisch in die Welt einzuführen. Als Kronprinz stand ihm nur erst die Feder zu Gebote, er schrieb seine „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Politik“, er schrieb seinen „Antimachiavell“, jenes Buch voll jugendlichen Zornes über eine schändliche Politik, ein Buch, in welchem auf allen Seiten der Ruf durchbricht: der Fürst ist da, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, das ist sein Ursprung, das seine erste und höchste Pflicht! Friedrich hat bis zu seinem Tode worttreu an den Grundsätzen festgehalten, welche er schon damals aussprach. Als er die Regierung antrat, war er mit sich fertig und entschlossen. Zur selben Zeit, als Montesquieu unter dem Antriebe der gleichen geistigen Strömung noch an seinem großen Werke über den Geist der Gesetze arbeitete, unternahm der junge König bereits eine den ganzen Staat umfassende Gesetzgebung, welche das wohlthätige Licht der Philosophie neubelebend sollte einströmen lassen auf Staats- und Völkerleben. Große Pläne bewegten ihn; wollte er aber ausführen, wozu ihn seine innere Energie drängte, dann mußte er die Macht seines kleinen Staates erst intensiv verzehnfachen.

Am 31. Mai 1740 wurde er König, am 2. Juni gründete er eine literarisch-politische Zeitung und erklärte den Ministern: fortan sei kein Unterschied zwischen seinem und des Landes Vortheil, der letzte gehe vor; am 3. Juni schaffte er die Folter ab; am 5. ging er des Morgens in die reformirte, des Nachmittags in die lutherische Kirche; am 6. rief er den unter der vorigen Regierung vertriebenen Philosophen Wolff zurück, „denn,“ schrieb er, „ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden;“ am 8. erneuerte er die veraltete landesherrliche Verheißung, daß die Gerichte und das Recht unabänderlich ihren Lauf haben sollten. Zu gleicher Zeit traf er schon Anstalten, die Justizreform durch eine Commission in Angriff zu nehmen, Künstler und geschickte Handwerker in's Land zu ziehen, neue Regimenter und eine neue Akademie der Wissenschaften zu errichten. Der junge König stürzte sich in eine unermeßliche Thätigkeit, jedoch gleich in seiner ersten Regierungswoche trat das Programm seiner innern und äußern Politik in so festen, scharfen Zügen hervor, daß die bestürzten Gesandten eiligst an ihre Höfe berichteten: „Er weiß Alles selbst und thut Alles selbst, man kann ihm auf Umwegen gar nicht beikommen, und es sieht ganz so aus, als wenn das so fortdauern würde.“

Seine ersten und meisten Gesetze gab Friedrich in Cabinetsordres. Sie enthielten keine Reihe von Paragraphen, aber jede Cabinetsordre war ein kleiner Gesetzartikel, der sich empfindlich geltend machte. Friedrich's Cabinetsordres waren berühmt, ihre Orthographie war schlecht, ihr Styl drastisch, wetterscharf, mit drei Worten bekam der Betroffene darin die ärgsten Sachen, — der Grundgedanke aber war stets ein humaner. Friedrich hat durch diese Cabinetsordres seine Beamten reformirt. Sie hatten es nöthig. Bei seinem Vater galten bekanntlich ein paar Zoll über Grenadierlänge mehr als die ganze Gelehrsamkeit. Um seine Potsdamer Riesensammlung complett zu erhalten, hatte Friedrich Wilhelm eine Recrutencasse eingerichtet, in diese mußte Jeder, der ein

weltliches oder geistliches Amt wollte, ein Stück Geld zahlen, viel oder wenig, je nachdem die langen Gardisten im Preise standen; die Wissenschaft mußte sich durch Stellung eines Recruten erst staatsfähig machen, das Examen war dagegen kinderleicht. In andern Staaten wurde der Stellen- und Titelverkauf noch viel maßloser betrieben, er war förmlich zu einem raffinirten System des Geldmachens ausgebildet, welchem keine Art von öffentlicher Eitelkeit oder amtlicher Erpressung entging. Am geringsten taxirte Friedrich Wilhelm die Juristen. Als ein Präsident für seinen Sohn um Anstellung bat, befahl Friedrich Wilhelm: man soll ihn examiniren, hat er Verstand und guten Kopf, soll er in die Kriegs- und Domainenkammer; ist er ein dummer Teufel, soll ihn das Gericht zum Rath machen, dazu ist er gut genug." Bei so ingeniösen Einrichtungen und Ansichten kamen die Hofrathssöhne, wenn sie drei Jahre auf Universitäten mit dem Raufdegen, weniger mit einer gefüllten Collegienmappe geglänzt hatten, schon im zwanzigsten Jahre bequem in den Amtssessel hinein. Juristen solcher Art sind nicht so zu Reformen geneigt, wie jene, welche in harter Mühe sich durch die ganze Last des historischen Rechts hindurch arbeiteten und das wirklich Wissenswerthe und Praktische unterscheiden lernten. Friedrich hatte erst den zähen Widerstand der alten Beamten zu brechen, ehe er an seine Reformen gehen konnte. Mit der Pietät für das Alte und Bestehende, mit der wohlberechtigten Scheu vor dem noch nicht erprobten Neuen vereinigten sich das Interesse, das Vorurtheil und die Gewohnheitsliebe. Friedrich dachte sofort daran, wenigstens erst die obersten Stellen mit tüchtigen Männern zu besetzen. Jedoch mißmuthig schrieb ihm sein Großcanzler Cocceji: „es sei gar zu schwer, Präsidenten zu finden, wie sie der König jetzt verlange; der Adel habe sich seit dreißig Jahren bloß dem Kriegsdienste gewidmet und der Bürgerliche habe sich durch die Recrutencasse in die Stellen eingekauft, folglich nicht mehr auf solide Studien gelegt." Die Recrutencasse wurde natürlich bald nach Friedrich's Thronbesteigung aufgehoben. Tags darauf gab die kostbare Riesengarde der Leiche ihres Königs das Geleit und verschwand dann für immer. Der neue König verlangte von den Beamten vorzügliche wissenschaftliche und geschäftliche Bildung, er verschärfte die Staatsprüfungen und steigerte die Arbeiten der Beamten, er gab ihnen aber auch durch Vermehrung des Gehaltes und Ansehens eine unabhängige und ehrenvolle Stellung. Die Hauptsache bewirkte sein eigenes rastloses Thun. Friedrich besaß im höchsten Grade die Gabe großer Männer, den eigenen strengen und feurigen Sinn auch ihren Dienern einzuhauchen. Sein Blick drang in die letzten Winkel der Canzleien und fegte den Schlendrian sammt dem langzopfigen Curialstyl hinaus, vor seinem großen funkelnden Auge bebte jede Schwäche, jede Unredlichkeit zurück. Am Schlusse jeden Etats-Jahres hielt er seine Ministerrevue, worin der König und seine Minister über den gesammten Haushalt des Staates sich gegenseitig Jahresrechnung ablegten. Auf seinen häufigen Reisen durch die Provinzen ritten Schulzen, Landräthe und Präsidenten neben seinem Wagen und wurden auf's Genaueste ausgefragt. Oeffentlich und wiederholt wurde verkündigt, Jedermann habe mit seinem Anliegen freien Zutritt zum Könige, die Wachen in der Umgegend von Sanssouci hatten Befehl, auch den ärmsten Bauer, der als Bittsteller sich zeigte, gleich in's Cabinet zu bringen. Fand der König, daß Jemand Unrecht geschehen, so betrachtete er das als seine eigene Sache; wie der Blitz fuhren den schuldigen Beamten die stachlichten Cabinetsordres in die Amtsstuben hinein. Halfen die Cabinetsordres nicht, so griff der König tiefer durch. Als er seine erste Justizreform vornahm, erging ein Generalgericht über die schlechten Richter und Anwälte, in einem Jahre waren sie durch Urtel und Recht abgesetzt und bessere Männer an ihrer Stelle. Friedrich hat manchem Beamten bitteres Unrecht gethan, er sah sich in seinem redlichen Herzen mehrmals zu öffentlichen Ehrenerklärungen genöthigt,— das Resultat seines Wirkens aber war ein gutes und großes. Er rief jenen Beamtengeist hervor, den man noch lange nach ihm den Altenfritzischen genannt hat, und dessen Charakteristisches man fand in strengem Diensteifer, in unbestechlicher Rechtlichkeit, in großer Arbeitskraft bei schmalem Gehalt und etwas Dünkel, Alles verstehen und meistern zu wollen.

Was aber war das Resultat dieser Beamtenreform in Bezug auf das Staatsganze? was das gesetzgeberische umgestaltende Moment darin? — Der Staat verwandelte sich in einen einzigen großen Haushalt, streng geordnet und lebendig, der vom Fürsten mit seinen Civil- und Militärbeamten geführt wurde; Friedrich prägte in diesen Beamten den Staatsgeist aus. Sie sollten nicht mehr, wie nach altem Staatsrecht als Hof- und Hausbeamte dem Fürsten dienen, sondern dem Staatsoberhaupt unter dem öffentlichen Charakter von Staatsbeamten. Friedrich vollendete darin, wozu im preußischen Staate bereits der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I., und die Distelmeyer, Ilgen und Thülemeyer den Grund gelegt. Der König selbst war seinen Beamten ein großartiges Muster. Nichts entschlüpfte ihm, wie Haller sagte, sondern es wurde von ihm wiederholt betont und erfüllt jenes Wort: „Ich der König bin der erste Diener des Staates." — „Wenden Sie sich nur an mich, ich bin Ihr erster

Minister", sagte Friedrich zu den Abgeordneten des schlesischen Handelsstandes.

Jedoch nicht allein in den Beamten, im ganzen Volke entzündete Friedrich jenen Gemeingeist, jene eifrige Mitarbeit und Theilnahme am großen Ganzen. Durch Begünstigung der Presse, durch die Verbesserung der Schulen, durch die lebendige Anregung überallhin, wo er auf seinen öfteren Reisen durch die Provinzen flog, rief er jenes rasche und regelmäßige Pulsiren des öffentlichen Geistes in einem ganzen Lande hervor, wie man es bis dahin nur in dem engen Kreise einer Stadtgemeinde kannte. Friedrich richtete den Staat bereits für eine Zeit ein, wo man durch Telegraphen, Eisenbahnen und Presse rascher von der Hauptstadt des Landes bis an seine Grenzen correspondirt, als ehemals vom Rathhaus bis zu den Stadtthoren.

Das also ist der Kern und Ausgangspunkt der gesetzgeberischen Thätigkeit Friedrich des Großen, daß er in den öffentlichen Einrichtungen den Privatgeist zerstörte und an dessen Stelle hegte den Staatssinn, die große und begeisterte Rücksicht auf das Ganze. „Es gibt nur ein Wohl, nämlich des Staates im Allgemeinen!" Dieser oft von ihm wiederholte Satz war sein Leitstern in allen Dingen. Ohne Noth rührte er nicht an dem, was einmal geschichtlich bestand. Er ging nichts weniger als revolutionär zu Werke, er schirmte und achtete vielmehr, was er im Staate vorfand, selbst wenn es mit seinen persönlichen Ansichten nicht übereinstimmte. So machte er einen ernsten Versuch, die Leibeigenschaft des Landvolkes aufzuheben; er gab es auf, als man ihn fragte, ob er denn ohne Weiteres so viel historische Rechte zertrümmern dürfe? Wo aber das Staatswohl nach seiner Ueberzeugung unabweislich etwas forderte, da entschied für ihn nicht mehr der Bestand, sondern der Verstand.

Demgemäß wurde allmälig die gesammte Staatsverwaltung neu organisirt. Es geschah das vorzugsweise in dreifacher Richtung: 1) Scheidung bei Regent und Unterthan zwischen dem, was Staatsgut und was Privatgut, was Bürgerpflicht und was Gewissenssache ist. 2) Ausdehnung der Staatsgewalt auf Alles, was den Charakter des öffentlichen Dienstes annimmt, und demgemäß bedeutende Vermehrung der Staatsmittel. 3) Lebendige Gliederung der gesammten Staatsverwaltung unter einer kraftvollen Centralregierung.

Diese Umgestaltung des Staatswesens geschah nicht durch eine einzige machtvolle That, sondern während einer fast fünfzigjährigen Regierung in einer Kette von Instituten und und Gesetzen, welche vervollkommnet oder neu geschaffen wurden, sei es in Militärsachen oder in der Steuer- und Domänenverwaltung, in der Justiz, in Sachen des Handels, der Banken und landschaftlichen Creditsysteme, der Post und Münze, der Industrie und des Landbaues, oder endlich in Kirchen- und Schulsachen u. s. w. u. s. w. Für alle diese Institute prägte Friedrich Grundgesetze aus oder erweckte in den vorhandenen den rechten Geist und die rechte Wirksamkeit. In den meisten Fällen begnügte er sich damit, die überlieferten Einrichtungen mäßig und vorsichtig zu verbessern, auch das Unvollkommene wußte er zu beseelen und zu seinen großen Zwecken zu benutzen. Bewundern aber müssen wir in Allem, was er that, die lichtvolle Ordnung und Federkraft, mit der unfehlbar ein bestimmtes Resultat erzielt wurde. Am größten aber zeigte sich sein organisatorisches Genie darin, wie er alle öffentlichen Institute zusammenschloß zu einem lebens- und einheitsvollen Ganzen. Friedrich's Merkantilsystem ist von der neuern Wissenschaft als ein falsches erkannt; daß aber der Staat auch in Handels- und Industriesachen wie ein einziger großer Haushalt und nach einem bestimmten System operiren müsse, diese Lehre war weder von Cromwell noch von Colbert mit soviel Klarheit und Energie durchgeführt, als von Friedrich dem Großen. „Wie alle Getriebe einer Uhr," sagte er, „zu demselben Zwecke zusammenwirken, ebenso müssen auch die Getriebe der Regierung eingerichtet werden, damit alle verschiedenen Verwaltungszweige gleichmäßig dazu beitragen, das Wohl des Staates auf's Höchste zu steigern."

Wir sehen hier von den Uebeln ab, welche der Staatsmechanismus hervorbringt, der so leicht ein todter Mechanismus wird, und halten uns an die geschichtliche Thatsache. Und diese ist: Friedrich der Große wurde der Gesetzgeber des modernen Staates. Er vor allen andern Regenten festigte dessen sittlichen und materiellen Charakter,— den sittlichen: daß die freudige Unterwerfung unter den Staat in der innern freien Handlung und Erkenntniß besteht, dem Staate müsse Alles dienen, damit Alles von ihm erhöhtes Leben gewinne, — den materiellen Charakter des modernen Staates, nach welchem der oberste Wille rasch durch eine festgegliederte Kette von Instituten fliegt und im ganzen Volke eine Schnellkraft entzündet, mit der alle nach einem Ziele arbeiten.

Friedrich der Große legte die ernste Probe seiner Staatseinrichtung ab. Bei seiner Thronbesteigung hatte er noch nicht drittehalb Millionen Unterthanen und in zerstreuten Ländern, und mit dieser kleinen Macht bestand er einen siebenjährigen furchtbar blutigen Kampf, er allein gegen die drei Großmächte Europas und ein Dutzend Kleinstaaten. Wie oft war der größte Theil seines Landes in Feindeshänden und doch wußte er sich aus demselben immer neue Kriegsmittel zu verschaffen. Friedrich's

Thun wurde nachgeahmt überall, wo es strebende Fürsten und Staatsmänner gab. Sein reinster Ausdruck war Kaiser Joseph II., seine Carricatur Kaiser Peter III. von Rußland. Friedrich's tiefgreifende Wirkung auf sein Zeitalter bestand eben in jenem einzigen Zusammentreffen: was er als Poet und Philosoph schrieb, das machte er als Feldherr und Staatsmann wahr. Selbst in seinen Gedichten schimmern seine Gedanken über Staatskunst und Volkswirthschaft durch, ein Beweis, wie seine ganze Seele sich damit beschäftigte. Seine vielen Schriften, in denen er die edelsten Wahrheiten mit einer, ich möchte sagen, liebenswürdig feinen Einfachheit vorträgt, wurden an allen Höfen und Akademien verschlungen. Ebenso wie das preußische Exercier-Reglement den Amerikanern wider die Engländer, den Russen wider die Türken half, so drang durch alle Länder Friedrich's Wort: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden." Wer nach Friedrich's Vorgang die Folter abschaffte, konnte sich auch seiner andern humanen Aenderungen in der Strafrechtspflege nicht wohl verschließen, und den Wilddieb nicht härter bestrafen, als den Cassendieb. Wenn man ihm das Geheimniß abzulauschen suchte, den Steuerertrag zu verdoppeln, ohne die Unterthanen zu drücken, konnte man auch sein Wort nicht überhören: „Vor dem Gesetze gilt der Bauer gleichviel als der Edelmann." So wurde Friedrich durch das Wort und die That der Gesetzgeber seines Jahrhunderts, und wir begreifen, wenn sein größter Zeitgenosse, Goethe, von jener Zeit sagte: „Blickten wir nach Norden, so leuchtete uns von dort Friedrich der Polarstern her, um den Deutschland, Europa, ja die Welt sich zu drehen schien!"

Unter Friedrich's gesetzgeberischen Thaten interessiren uns hier insbesondere seine beiden größeren Gesetzbücher, das Landrecht und die Gerichtsordnung. Die Justizpflege gründlich zu reformiren, war sein Lieblingsgedanke, er nannte sich den Chef der Civilreligion des Staates. Hier aber stieß er auf hartnäckigen Widerstand, theils in den Personen, noch mehr in der Sache selbst. Der Rechtsstoff, mit welchem er fertig werden wollte, war herangewachsen zu einem Berge, unter welchem die Wurzeln des Rechts vergraben lagen. Seit dreihundert Jahren hatte römisches Recht in Deutschland Eingang gefunden, es hatte unser nationales Recht durchwachsen oder unterdrückt. Seltsames Verhängniß! Ein Volk, so viele Jahrhunderte lang das weltherrschende, ausgezeichnet vor andern durch seinen angebornen Rechtssinn, — dieses Volk nahm auf einmal ein fremdes Recht an, das Erzeugniß eines lange abgestorbenen Volkes. Mancherlei Täuschungen auf der einen, mancherlei Egoismus auf der andern Seite wirkten dafür zusammen, der Hauptgrund lag in dem idealen Hang der Deutschen, in ihrer Sehnsucht nach dem echten Wissen, nach der reinen Wahrheit. Als Justinian's Gesetzbuch wieder aufgeschlagen war, glaubte man nicht anders, als in das Sanctuarium des ewigen klaren Rechts zu treten, wie ärmlich, wie unbeholfen nahmen sich dagegen die alten deutschen Rechtsbücher aus. Gleichwie man sich zur antiken Literatur und Kunst wandte, mit derselben durstigen Lust und Freude am Wissen vertieften sich jetzt die jungen Ritters- und Patriciersöhne auf den Universitäten in das classische Recht. Und kamen sie wieder in ihre Heimath, in die fürstlichen Rathsstellen, in die Landgerichte und Magistrate, dann sprachen sie, allezeit gewaffnet mit scharfer Rechtslogik, die alten ehrlichen Schöffen nieder, diese konnten gegen sie gar nicht mehr aufkommen, nach langem heftigem Ankämpfen zogen sie sich zurück, mit ihnen das deutsche Recht, mit ihm das öffentlich mündliche Gerichtsverfahren. Jetzt wollte Jeder, der noch in Rechtssachen mitsprechen wollte, das classische Recht lernen, zahllose Formularbücher und Laienspiegel suchten es dem Volke mundgerecht zu machen. Unvermeidlich brach aber nunmehr ein Rechtswirrsal herein. Die römischen Grundbegriffe, so einfach sie sich von selbst zu verstehen schienen, widersprachen gleichwohl der nationalen Rechtsanschauung. Zahllose Rechtsfragen und streitige Fälle verlangten nach Lösung. Jetzt mußte Gesetzgebung von oben herab eintreten, unerhört im Mittelalter, wo es ebenso thöricht gewesen wäre, Volksrecht zu machen, als Volkssitte. Jetzt mußte die Wissenschaft den fremden Rechtsstoff verarbeiten und den einheimischen Zuständen accommodiren. Es entstand eine Mischung und Neubildung aus römischem und deutschem Recht, welche man das gemeine Recht nannte. Daneben galten unzählige Verordnungen, Statuten und Rechtsgewohnheiten.

Die meisten Gebildeten erfaßte ein gründlicher Widerwille vor diesem in immer dickeren Folianten sich ausweitenden Rechtswirrsal. Man dachte an eine Radicalheilung durch das Naturrecht. Die Philosophie hatte auch in dieser Beziehung ihre befreiende und zwingende Macht ausgeübt, sie hatte befreit von der Scheu vor dem Hergebrachten, sie zwang durch die innere Kraft ihrer Ideen zur praktischen Bethätigung derselben. Keiner theilte die Abneigung gegen den hergebrachten Rechtsgang lebhafter als Friedrich der Große. Vielleicht mischte sich bei ihm auch etwas Persönliches hinein. Auf allen Wissensfeldern erfaßte er mit seinem natürlichen Genie die Hauptprincipien mit Leichtigkeit: das bürgerliche Recht allein zeigte ihm stets verschlossene Thüren, wenn er sich nicht zu jahrelangen Fachstudien entschließen wollte. Und doch

meinte er, vom bürgerlichen Rechte, dem Regulator des täglichen Verkehrs für Jedermann, verlange schon der gesunde Menschenverstand Bestimmtheit und klare Kürze.

Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung richtete Friedrich seine Anstrengungen auf drei Dinge, auf Reform der Justizbeamten, auf Vereinfachung des Processes, auf ein deutsches Gesetzbuch. Die beiden ersten setzte er durch. Mit seinem Adlerblick griff er sich dafür den rechten Mann heraus, den berühmten Staatsrechtslehrer Cocceji, der mit vorzüglichem organisatorischem Geschick begabt war und lange sich mit reformatorischen Plänen trug. Mündlich und schriftlich erörterte der König mit Cocceji, was geschehen müsse. Vor allen Dingen mußte ein edlerer Geist unter dem Richterstande erzielt werden, Achtung vor ihrem heiligen Berufe, Achtung im Publicum vor den Richtern. Eine strenge Reinigung des richterlichen Personenstandes, verbesserte Organisation der Gerichte und des Instanzenzuges, beständige und scharfe Oberaufsicht waren dazu die nächsten Mittel. Für die neue Gerichtsordnung machte der König selbst den Plan, in einem Jahre sollte jeder Proceß danach zu Ende sein. Im Eingang dieser Proceßordnung erklärte Friedrich öffentlich und zum Voraus jeden seiner Befehle für erschlichen und nichtig, durch welchen der gesetzliche Gang der Rechtspflege verändert werde. Das große deutsche Gesetzbuch, das bloß auf Vernunft und Landesverfassung sich gründen sollte, kam nicht zu Stande, obwohl der König selbst mit Schrift und Wort dafür wirkte. Cocceji's Entwurf genügte Wenigen, dann kam der siebenjährige Krieg und der Großkanzler Jariges, Cocceji's Nachfolger, brachte den König von seinen Plänen ab. Rührend aber ist es, wie Friedrich der Große diese beiden von ihm hochgeachteten Justizminister, mit denen er soviel Rechtsprincipien durchgesprochen, noch nach ihrem Tode ehrte durch Lobschriften, Statuen und durch die zarteste Sorge für ihre Familie.

Nach dem siebenjährigen Kriege war Friedrich's Jugendmuth gebrochen, er stand auf seiner Höhe vereinsamt, verzichtete auf seine Lieblingspläne und richtete all sein Denken und Sorgen nur darauf, seinem Lande wieder aufzuhelfen. Selbst der Philosophie gab er den Abschied. „Sie kann," schrieb er, „unsrer schwachen Vernunft nicht die Wahrheiten entdecken, die sich immer wieder verbergen und nach denen wir doch so verlangen. Sobald man sich Kenntnisse erworben hat, kommt auch der Zweifel. Ich verlasse also dies Meer von Klippen und Widersprüchen." Angesehene Juristen versicherten ihm, mit dem Naturrecht lasse sich nichts anfangen, er stand auch hierin von seinen Plänen ab. Demnach wurde er immer mißmüthiger über den schleppenden und unsichern Gang der Justiz. In Baiern war die gesammte Rechtspflege meisterhaft reformirt, in Oesterreich arbeitete man daran, in Preußen blieb von den drei Eckpfeilern, auf welchen nach Friedrich's österem Ausspruch ein Staat ruht, — nämlich 1) auf einem tüchtigen Heere, 2) auf soliden Finanzen, 3) auf guter Justiz, — in Preußen blieb dieser dritte Eckpfeiler noch immer schadhaft. Da erhielt derselbe plötzlich einen harten Stoß durch die Müller-Arnold'sche Sache. Man verwechselt diese häufig mit der Mühle von Sanssouci. Beide Mühlengeschichten sind für Friedrich den Großen bezeichnend, es sei daher gestattet, sie hier anzuführen. Als Friedrich den Park von Sanssouci anlegte, war ihm eine Windmühle immer im Wege, der Eigenthümer wollte sie durchaus nicht abtreten. Friedrich begegnete eines Tages dem Müller und stellte ihn zur Rede, der Mann erklärte: sein väterliches Erbe gebe er nicht her. „Weiß Er denn nicht," rief der König, „daß ich Ihm seine Mühle wegnehmen kann?" — „Ja wohl, Majestät, wenn's Kammergericht in Berlin nicht wär." Friedrich ging still lächelnd seines Weges, und die Mühle steht noch. Ganz anders verhielt es sich mit der Küstriner Mühlengeschichte, sie ist das stärkste Stück des despotischen Verfahrens, welches in der spätern Zeit Friedrich's nicht so selten war. Dem Müller Arnold hatte der Graf Schmettau die Mühle verkaufen lassen, weil er den Erbzins nicht bezahlte; vergebens hatte Arnold behauptet, sein Nachbar, der Baron Gerstort, der jetzt die Mühle an sich gebracht hätte, habe ihm vorher absichtlich das Wasser entzogen, angeblich um einen Karpfenteich zu bewässern. Er drang endlich zum Könige durch, und dieser schickte einen Obersten nach Küstrin, die Sache gemeinschaftlich mit einem Rath vom dortigen Gerichte zu untersuchen. Mit diesem konnte sich der Oberst nicht einigen, und nur sein Bericht kam an den König. Dieser befahl den Richtern zu Küstrin: „Sie sollten den Müller klaglos stellen, er gebe ihnen sein äußerstes Mißfallen und zugleich zu erkennen, daß sie nicht einen Schuß Pulver da nütze seien." Das Gericht ließ die Sache nochmals untersuchen, erkannte und wies den Müller mit allen seinen Klagen ab. Erst auf dessen Beschwerde erfuhr es der König und übergab nun die Sache dem Kammergericht in Berlin. Auch dieses verurtheilte den Müller, sandte aber ebenfalls nicht sein Erkenntniß, sondern nur eine Anzeige davon ein. Als der König auf neuen Befehl die Urtel erhielt, las er als Entscheidungs-Gründe Folgendes: den Erbzinsherrn gehe es nichts an, ob ein Anderer dem zinspflichtigen Müller das Wasser entziehe; gegen den Letztern habe aber der Müller ebenfalls keinen Anspruch auf Schadenersatz, weil Jeder mit dem Wasser, das durch seinen Grund und Boden fließe, thun könne, was er wolle.

Außerdem sei dem Gerstorf von Schmettau's Vorfahren schon vor zweihundert Jahren die Anlage des Fischteiches zugestanden, und sei es auch noch nicht hinlänglich nachgewiesen, daß jener Teich dem Müller soviel Wasser entziehe, daß er gar nicht mehr mahlen könne. Dies Erkenntniß schien dem König höchst ungerecht. Auf der Stelle mußte der Großkanzler mit drei Kammergerichtsräthen vor ihm erscheinen, der König selbst hielt mit ihnen ein Protocoll voll harter und drohender Worte, es hieß darin: „vor der Justiz ist der Prinz dem Bauer gleich, und wo die Justizcollegien mit der Justiz nicht grade durchgehen, da sollen sie es mit Sr. Majestät zu thun kriegen; denn vor Dieben kann man sich selbst schützen, nicht aber vor ungerechten Richtern!" Dieses Protocoll wurde sofort in die Zeitungen, die Kammergerichts- und Küstriner Gerichtsräthe aber in das Gefängniß geschickt, der Großkanzler v. Fürst, der Friedrich's Reformen stets offen und fest widerstanden hatte, wurde entlassen und an seiner Stelle der schlesische Justizminister v. Carmer berufen, bekannt durch seinen Reformeifer. Vergebens suchte man dem Könige vorzustellen, er sei durch den Oberst nicht recht berichtet, er erwiderte: „Wenn Soldaten was untersuchen und dazu Ordre kriegen, so gehen sie den geraden Weg und auf den Grund der Sache." Er verlangte ein strenges Urtheil über die verhafteten Richter vom Kammergerichte, dieses aber erkannte furchtlos: daß sie von aller Schuld und Strafe freizusprechen und aus dem Gefängnisse zu entlassen seien. Da machte Friedrich am 1. Januar 1780 selbst das Urtel: auf seinen Spruch wurden die sechs Richter cassirt, kamen auf ein Jahr nach Spandau und mußten dem Müller allen Schaden ersetzen.

Die Sache erregte ungeheures Aufsehen. So sehr Friedrich's Schritt in Frankreich und von der Kaiserin Katharina verherrlicht wurde, wir können nichts Anderes darin erkennen, als einen schreienden Act von Cabinetsjustiz. Eines der heiligsten Kleinode des Staates, die Richterunabhängigkeit, war schwer verletzt. Dies Kleinod besaß jeder deutsche Staat, auch ehe Verfassungsurkunden geschrieben wurden, und es waren grade die Richter aus Friedrich's Schule, welche und zwar Alle ohne Ausnahme in dieser Sache fest und ehrenhaft standen und auch vor ihm keinen Zoll zurückwichen. Sie hätten nur, weniger besorgt vor Eingriffen in ihr Amt, dem Könige früher und deutlicher über die Rechtslage der Sache Aufklärung geben sollen.

Das Obertribunal hat bei der Revision dieser Sache Friedrich dem Großen, drei Jahre nach seinem Tode, was den obigen Rechtsgrundsatz betrifft, Recht gegeben. Nach Landesherkommen konnte Niemand bloß deshalb, weil der Mühlbach durch sein Grundstück floß, das Wasser einer unterhalb liegenden Mühle entziehen. Das ist wider alles Gemeinde- und Nachbarrecht! würde jeder alte Schöffe gesagt haben. Der Egoismus des römischen Grundsatzes aber: auf seinem Grund und Boden kann Jeder machen, was er will, — schnitt in jene deutschen Gemeinschaftsrechte ein, die preußischen Richter hatten ihm gehuldigt, das römische Recht aber kam darüber in Preußen zu Falle.

Friedrich der Große nahm jetzt mit Leidenschaft seine frühern Pläne wieder auf, im hohen Alter arbeitete er noch sechs Jahre lang mit jugendlichem Eifer an seinem letzten und schwersten Werke, an den neuen Gesetzbüchern. Carmer erzählte: eines Abends habe ihn der König stundenlang über das Pfand- und Hypothekenrecht ausgefragt, ohne selbst eine Meinung zu äußern: in der nächsten Audienz aber sei er selbst vom Könige darüber gründlich in's Examen genommen. Die Anlage des Ganzen, die Principien und die Hauptlehren sprach er mit Carmer durch, vertiefte sich mit Lust in juristische Gegenstände, und ließ sich über den Fortgang der Arbeit regelmäßig Bericht erstatten. Friedrich vor Allen ist die philosophische Haltung und der freie durch keine Satzungen beirrte und durchaus humane Geist dieser Gesetzbücher zuzuschreiben, die Artikel über die Pflichten und Rechte des Staatsoberhauptes und der Staatsangehörigen sind wie aus seiner Feder geflossen.

Das erste Gesetzbuch war die Gerichtsordnung. Sie ist ein ebenso kühner als großartiger Versuch, das ganze Proceßverfahren auf neue Principien zu stellen. Der Richter soll von Amtswegen die Wahrheit im Proceß erforschen, das Recht soll absolut und trotz des Willens der Parteien gelten. Dies Untersuchungsprincip scheitert aber an der Natur der Menschen und Dinge, es ist gefährlich und unjuristisch zugleich, weil es die Polizei in den Gerichtshof führt und nicht die Parteien, sondern die Richter zu Herren über den Proceß macht. Nach funfzigjähriger Uebung hat man es in Preußen wieder fallen lassen. Unzweifelhaft aber hat Friedrich's des Großen Gerichtsordnung in- und außerhalb Preußens wesentlich dazu beigetragen, den weitgewundenen Schleppgang des gemeinen Civilprocesses auf kurze Fristen und feste Schritte zurückzuführen.

Die Vollendung seines bürgerlichen Gesetzbuches hat Friedrich der Große nicht mehr erlebt. Es wurde fast dreizehn Jahre mit größter Sorgfalt daran gearbeitet. Nach seinem Willen sollte es ein Nationalwerk werden. Sobald eine Abtheilung die Presse verließ, wurde sie an die berühmten Gelehrten und Staatsmänner des In- und Auslandes gesendet. Männer wie Schlözer, Garve, Mendelssohn, Putter, Busch hätten ihre Gutachten auch dann eingesendet, wenn auch nicht durch große Preisausschreibungen zu gründlicher und freimüthiger Prüfung

ermuntert wäre. Die ganze gebildete Welt nahm damals an dem Gesetzgebungswesen ihres Hochmeisters Antheil.

Friedrich's des Großen Gesetzbücher erlitten und verdienen Angriff von mancher Seite. Der schlimmste Fehler des preußischen Landrechts ist, daß seine ungenießbare, häufig unjuristische Form, sein durchaus philosophischer und das ganze Staatsleben umfassender Aufbau und seine scholastische Casuistik die Vorliebe der Juristen weder in der Praxis, noch auf der Universität anzieht; es bleiben deshalb die darin liegenden Principien des nationalen fremden und modernen Rechtsstoffes unentwickelt. Etwas aber muß man Friedrich's Gesetzbüchern lassen, sie waren eine große befreiende europäische und nationale That.

Friedrich durchbrach die Last von römischen, kanonischen, mosaischen, germanischen, von mittelalterlichen und neueren Rechten, zu welchen jedes der fortziehenden Jahrhunderte ein Bruchstück zurückgelassen hatte. Von seinen Naturrechtsideen war er zurückgekommen, er behielt das positive Recht bei, jedoch nur insofern es noch kernhaft und lebensfähig war. Zum erstenmale in Europa erhob sich über das bloße Recht der alten Folianten das Recht der Vernunft; zum ersten Male kamen auch im Rechtswesen die modernen Zustände, das Recht, die Sitte und das Bedürfniß der Gegenwart zur entschiedenen Geltung. Ein das gesammte Recht umfassendes Gesetzbuch nach neuen und durchgreifenden Principien hatte man selbst im lange centralisirten Frankreich nicht gewagt; Ludwig XIV. wiegte sich schon auf Solonischem Ruhme, als unter seiner Regierung einige große Gerichts- und Handelsordnungen zu Stande gekommen waren. Oft wiederholt sind jene Goethe'schen Worte im Faust, die eben aus der damaligen Naturrechtsschwärmerei ihr Verständniß empfangen, die anklagenden Worte:

Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,
Sie schleppen von Geschlecht sich zu Geschlechte,
Und rücken sacht von Ort zu Ort.
Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage,
Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!
Vom Rechte, das mit uns geboren ist,
Von dem ist leider nie die Frage.

Friedrich der Große wollte auch in Sachen des Rechtes nicht bloß ein Enkel, ein Fideicommißerbe bleiben, sondern auch ein Mitbauherr sein. Seine Gedanken zündeten überall, auf allen Punkten Europa's gerieth die Rechtsmasse in Fluß und es trat das Zeitalter der Codification, der Abfassung von Gesetzbüchern ein, in welchem wir jetzt noch mitten inne stehen, und welches beherrscht wird durch den Grundsatz: es soll ein klares und bestimmtes Recht sein, und dies Recht gilt, nicht weil es alt und überliefert ist, sondern weil es praktisch und vernünftig ist.

Für Deutschland aber war Friedrich's Bruch mit dem römischen Rechte zugleich ein Sieg und Wiedererwachen des nationalen Geistes. Es gab damals in Süddeutschland einen Staatsmann von umfassendem und schöpferischem Talente, er war ein philosophischer Denker und zugleich ein Stück von juristischem Genie, es war der baierische Canzler Kreittmayr. Manches neue treffliche Princip hatte er in seinen Gesetzbüchern durchgeführt, im Civilrecht wagte er es nicht, der Codex Maximilianeus wurde nichts weiter als das erste Meisterwerk in jener Kunst der Gemeinrechtslehrer, welche das römische Recht durch den gesunden Menschenverstand in Deutschland handlich machte. Friedrich nahm ebenfalls das römische Recht zur Grundlage für sein Gesetzbuch, gebot aber dabei: „aus dem römischen Recht nur das Wesentliche, mit dem Naturgesetz und der heutigen Verfassung (den Zuständen und Sitten des Landes) Uebereinstimmende zu abstrahiren und das Unnütze wegzulassen, die eigenen Landesgesetze aber am gehörigen Orte einzuschalten.“ Das war genug, um die Redactoren des Landrechts vom Zwange des römischen Rechts zu befreien. Friedrich hatte die Gesetzgebungsarbeit nur praktischen Juristen anvertraut, „nur keine Professores,“ befahl er, „dieweil dieselben immer zu weitläufig.“ Indem diese Redactoren das natürliche und für unsre Zustände passende Recht auszuprägen suchten, gingen ihre Gedanken unvermerkt zu den eingewurzelten deutschen Rechtsanschauungen zurück, deren verborgenes Fortleben im Volke und in ihnen selbst, den praktischen Geschäftsmännern, das römische Recht nur überhüllt hatte. So kam es, daß im preußischen Landrecht das ältere deutsche Recht auf allen Blättern wieder zu Tage trat, freilich, wie das nicht anders sein konnte, häufig unklar und mit römischem Recht nicht überall wissenschaftlich verschmolzen, sondern wohl auch vermengt. Eine spätere Zeit wird dies Verdienst höher anschlagen, als die meisten heutigen Juristen zugestehen. Friedrich's des Großen heldenhaftes Thun gab der deutschen Literatur einen eigenen nationalen Inhalt zurück, er gab den Deutschen die seit dem dreißigjährigen Kriege verlorene politische Selbstachtung wieder, er trieb ihnen das unbehülflichsteife altfränkische Wesen aus; Friedrich der Große traf auch mit den ersten scharfen Schlägen jenes fremde Recht, das wie ein Eroberer über den nationalen Geist gekommen war.

Wie engherzig erscheinen dagegen die Vorwürfe von bekannter Seite: Friedrich's des Großen Gesetzbücher seien eine bloße Ausgeburt der nüchternen modernen Aufklärung; man könne sein Landrecht bis zum Ende lesen,

und wisse nicht, ob es für eine Monarchie oder eine Republik geschrieben sei, ob sein Urheber katholisch oder protestantisch gewesen. Das war allerdings Friedrich's Wille und Absicht. Wir meinen aber, das letztere könne jeder deutsche Staat ihm danken, und was das erstere betrifft, so hat wohl die Geschichte bewiesen, daß auch dieses Landrecht daran Theil hat, jenen strengen Rechtssinn, jene sittliche Energie im Volke und jenen großartigen Gemeingeist zu stählen, von denen uns die Befreiungskriege leuchtende Beispiele zeigten. Sicher wäre Napoleon's Herrschaft über Deutschland auch ohne Friedrich's des Großen Gesetzbücher gebrochen worden, gewiß aber hätten die damaligen Reformen im Staatswesen, welche schließlich ganz Deutschland angehörten, weder so fruchtbaren Boden, noch so baldige Saat gefunden.

Wir verlassen die heitern sonnenlichten Räume von Sanssouci, von wo jene großen organisatorischen Ideen ausgingen, welche zwanzig Jahre später der Heros des neuen Jahrhunderts rund und klar und vollständig bis auf's letzte Glied ausführte. Wie ähnlich sind sich beide Männer und doch wie grundverschieden. Dort ein geborner König, dem die Grazien auf den Lippen schweben, der alle Bildung seines Zeitalters in sich sammelt, der aber, gestählt durch Selbsterkenntniß und Wissenschaft, diese Bildung in Schrift und That ausprägt zu Staatsreformen und dann sich in einer Tafelrunde erheitert, an welcher der europäische Witz seine Brillantfeuer ausschüttet. Hier nichts von allem dem, die Musen haben niemals zum Napoleoniden Wahlverwandtschaft empfunden, — aber ein Mann, der wie ein dunkler eherner Koloß plötzlich aus einem stürmenden Volksmeere aufsteigt, die Wogen unter seine Füße tritt und Europa Gesetze vorschreibt. Bei Friedrich dem Großen ist Alles klar und lichtvoll; wie in einer ächten Dichternatur kann man in seinen Schriften jede Regung seines Herzens, jede Wandlung seiner Gedanken verfolgen und auf dem Grunde seiner Seele ruht immer der sittliche Entschluß, die ernste Arbeit des ganzen Mannes für die humanen Ideen, die ihn beseelen. Napoleon hat selbst für seine letzten Bekenntnisse nicht überall Gläubige gefunden. Wenn man seine Geschichte gelesen, fragt man sich noch immer unwillig: ist es denn möglich, daß hinter einem Leben voll so ungeheurer Thaten, hinter so viel weltgeschichtlicher Größe dennoch nichts steht, als immer nur das große starre napoleonische Ich? Nicht als wenn Napoleon nur aus unersättlicher Ehr- oder Habsucht gehandelt hätte, o nein, aber ebenso wenig um hoher weltbeglückender Ideen willen. Er ist die personificirte Lust an der That, die vollste Blüthe der Mannesenergie. So wie sich ihm ein Ziel aus dem andern ergab, so wandte er sich mit seiner ganzen Wucht und Freude und Leidenschaft darauf und im Vollgefühl seiner innern gewaltigen Mittel faßte er zum Voraus den Sieg als etwas, das sich von selbst verstand. Friedrich der Große that nichts aus Lust und Uebermuth an der That selbst, nichts, hinter dem nicht eine höhere Idee, ein allgemeines Ziel lag. Auch Napoleon erfaßte den Gedanken Friedrich's: in der Staatsgewalt ist die allgemeine Vernunft, sie muß herrschen, zu ihr strebt Alles auf, sie schuldet Allen; aber diese Staatsgewalt war bei ihm doch vor Allem sein persönlicher Wille, der sich freilich des Rechten bewußt war.

Friedrich gründete seinen Staat zuletzt auf die Intelligenz, auf die selbstbewußte Zustimmung der Staatsbürger, Napoleon auf Macht — Mechanismus — Gehorsam. Wenn der Eine gedacht: l'état c'est la raison, setzte der Andere hinzu: et la force.

Wir versetzen uns in die letzten Zeiten der französischen Revolution. In Friedrich's Schriften lag der Contrat social bereits entwickelt, er hatte ihn aber nicht wie später Rousseau rein aus der Luft construirt; er erblickte die Anwendung dieser Lehre auch in dem historisch Gewordenen. Von den Natur- und Menschenrechtsideen hatte er nur das praktisch Brauchbare ergriffen und im Uebrigen sich begnügt, die sittliche Kraft dieser Ideen in sein Staatsgebäude hineinzulegen. In der ganzen gebildeten Welt hatten die Staatsmänner sich beeilt, Friedrich's Beispiele zu folgen: in Frankreich hatte man durch jedes schlechte Regierungsmittel die philosophischen Ideen, welche die französische Literatur so vollständig und so glänzend beherrschten, vom wirklichen Staatswesen zurückgedrängt. Da machten sie sich gewaltsam Luft und mit jenem wilden und glühenden Fanatismus, in welchen an sich berechtigte aber gewaltsam verfolgte und verhöhnte Ideen so leicht umschlagen, zerschmetterten und zermalmten sie das Leben, das sie, rechtzeitig zugelassen, zu schönen Blüthen befruchtet hätten. Was früher der König-Philosoph in einsamer Gedankenschmiede gehämmert hatte, um ihm vorsichtig Leben und Form zu geben, das suchte jetzt auf ungeheurer Kampfbühne ein ganzes Volk zu erringen und zu gestalten. Wo den Deutschen noch immer ein Rest von Pietät und inneres Schwergewicht zurückhält, das Bestehende rasch einzureißen, wo er sich begnügt, den reinsten Theil seines Ideals eben nur im Geiste zu genießen: da will der egoistischere Franzose sein Ideal gleich wirklich sehen und auch in Leib und Leben sich daran erfreuen. Kommt er einmal in Handlung und Leidenschaft dafür, so ergreift es ihn ungestüm und maßlos, und er zaudert vor keinem, auch dem grausamsten Mittel nicht, wenn es nur rasch und sicher zu wirken verspricht.

Das Wüthen der Revolution griff zuletzt mörderisch der ganzen Nation an's Leben. Mitten unter den entsetzlich aufgewühlten Leidenschaften konnte nur die Gewalt des Schreckens der Nation noch einigermaßen Ordnung und Spannkraft geben: der Schrecken hörte auf, und sofort lagen Schwäche und Zerrüttung aufgedeckt an allen Enden, die Nation zuckte nur noch, sie agirte nicht mehr, sie lag da wie ein zerbrochenes Instrument. Auf den Grenzen sind die Heere geschlagen, im Innern wüthen Hunger, Elend und Bürgerkrieg, weite Strecken liegen verwüstet und entvölkert, die schönsten Wälder sinken unter den Axtschlägen der Waldverwüster, überall sind Handel und Fabriken vernichtet, in den öffentlichen Aemtern wie auf der Börse tummeln sich schamlos Schaaren von Betrügern, schlimmer als die Haufen von räuberischem Gesindel, welches die unfahrbar gewordenen Landstraßen belagert. Noch aber branden die politischen Leidenschaften, hier kocht der Haß der lange gefolterten Royalisten, dort singen noch die Schüler Baboeuf's ihre wilden Rache- und Klagehymnen um Robespierre's Tod. Und das Directorium in Paris? Jedermann weiß die sittliche Zerrüttung und Ohnmacht dieser Regierung, sie ist längst an dem Elend aller revolutionären Regierungen gescheitert, an der Schwindsucht der Finanzen, der unausbleiblichen Ursache der Schwäche revolutionärer Armeen und Beamten.

Da tritt mitten in diese Gräuel und Trostlosigkeit plötzlich ein junger ruhmstrahlender General mit einem Herrscherwort. Er kommt aus den fabelhaften Wüstenschlachten, gedörrt und gebräunt von der Sonne des Orients, mit dem Gluthblick in den Augen, mit der stürmenden korsischen Phantasie im Gehirne, — aber mit der kalten Energie in der Brust. Die Alexanderpläne im Orient hat er aufgegeben, er fliegt nach Paris mit der klaren ruhigen Erkenntniß: „Jetzt ist die Zeit der Dictatur da und ich bin der Dictator!“ Er wagt in der Zeit der Staatsstreiche und politischen Verbrechen einen Streich, der ihm die Macht gibt, und im Moment fliegt es durch das ganze Land wie ein heller Lichtschein, der ihm den Retter zeigt. Aufathmend sagt man sich: „Ah, der ist noch rein von Blut und Raub und Intriguen, der ist ein Genie, noch mehr, es ist ein Mann von festem Willen!“ Alle Parteien hoffen von ihm, entschieden stellen sich auf seine Seite das Heer, das Landvolk und der Mittelstand. Man verlangt vor allen Dingen nach Sicherheit und Ordnung des Eigenthums und Verkehrs, nach Sicherheit vor neuen Attentaten der rohen Masse. Das Proletariat hatte lange genug die gebildeten Classen umschnürt und gepreßt und an ihrem Marke und Vermögen gezehrt. Nach kurzer aber schrecklicher Herrschaft, in welcher die Grundfesten der Gesellschaft wankten, war die rohe Masse zurückgesunken in die Noth und Dumpfheit des täglichen kleinen Nahrungserwerbes, sie hatte zurücksinken müssen, weil die wilde Aufregung der Instinkte niemals die Staatskunst ersetzt, und weil die rohe Masse nur unter Führern aus den gebildeten Classen etwas vermag und dennoch ihrer Natur nach von diesen Führern einen nach dem andern zerreiben muß. Vor der Wiederkehr solcher fürchterlichen Herrschaft verlangten alle Uebrigen Sicherheit, das war das Dringendste.

Napoleon gab diese Sicherheit! Sofort mit ihm wurde das Bewußtsein, die große Wahrheit wieder allgemein: daß die Politik nicht Alles verschlingen dürfe, daß außer der politischen Organisation die bürgerliche unantastbar bleiben müsse. Napoleon nahm eine klare Stellung außer den Parteien, Männer von so entgegengesetzten Naturen und Principien wie Talleyrand, Fouché und Carnot wurden seine Minister; er sagte später einmal, in seinem Staatsrath habe er den Robespiere zugleich mit Ludwig XIV. brauchen können. Napoleon garantirte den Besitzstand, wie er einmal geworden war, fegte die Fälscher und Diebe aus dem öffentlichen Dienste und von den Wechselbanken, und die Räuberbanden von den Landstraßen, brachte durch einige rasche Maßregeln im großen Styl vorläufig Ordnung in die Finanzen. Er ließ schleunig die verfallenen Straßenbrücken, Canäle und Häfen wieder bauen, gab dem Handel und den Fabriken zu thun, eröffnete Industrieausstellungen und wendete den Sinn des Volkes wieder auf die bürgerlichen Geschäfte zurück. Wie Friedrich der Große griff er dabei überall persönlich ein, seine Arbeitskraft war unermüdlich und sprühte von Plänen und Entwürfen. Seine Räthe flogen durch alle Departements und nach seinen Instructionen forschten und berichteten sie über das Kleinste und Größte und so rasch als Napoleon beim Ueberblicken ihrer Berichte mit dem Blitze des Genies immer das erkannte, was grade nothwendig und ausführbar war, so rasch folgte bei ihm die That der Erkenntniß. Im letzten Winkel der Großstädte, auf dem letzten Dorf an der Küste fühlten die Frevler gegen die öffentliche Ordnung, daß ein Herrscherauge auf ihnen ruhe, vor dem kein Entkommen. Nach wenigen Monaten konnte der Dictator sagen: „Ich habe mein Siegel Frankreich aufgedrückt, ich fand einen Abgrund von Anarchie — ich schloß ihn, ein Chaos — ich habe es entwirrt.“

Zu gleicher Zeit hatte er bereits Hand angelegt an seine großen fundamentalen Staatseinrichtungen. Er hatte gesagt: „Der Geist Friedrich's des Großen hat sich nach Frankreich gewendet!“ Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick die Lage beider Regenten.

Friedrich der Große hatte keine Vorgänger, als die humanen und philosophischen Ideen seines Zeitalters. Es war die Hoheit und Energie seines Geistes, daß er diese Ideen in die Wirklichkeit überführte. Niemand drängte ihn dazu. Napoleon trat nur eine Erbschaft an, in welcher Activa und Passiva deutlich waren: die maßgebenden Ideen lagen ihm von der Revolution praktisch vorgezeichnet, er brauchte sie nur zu nehmen und zu einem System zu krystallisiren. Er hätte sich keinen Augenblick halten können, wenn er anders handelte. Bei Friedrich dem Großen war es eine sittliche Kraft der Selbstentäußerung vom historischen Recht, wenn er sagte: ich bin nur der erste Beamte des Staates. In Frankreich konnte nach der Herrschaft des Convents auch die Herrschaft des Kaisers nur die des ersten Staatsbeamten sein, in anderer Weise fand sich kein Verständniß mehr dafür.

Deshalb waren auch Licht und Schatten für beide Kämpfer ungleich vertheilt.

Napoleon hatten schon die französischen Könige ein gutes Stück vorgearbeitet, namentlich der neunte, elfte und vierzehnte Ludwig. Sie hatten alle Kräfte des großen schönen Landes gleichsam in ihrer Hand zusammengeballt, die Constituante hatte vollends terre rasée gemacht und die letzten Individualitäten der Stände und Landestheile weggeräumt, der Convent endlich hatte die Concentration der gesammten Staatsmacht bereits in furchtbarer Weise gehandhabt. Napoleon konnte daher sein Staatsgebäude frei und breit und von Grund aus aufführen. Friedrich der Große hatte auch keine Romanen vor sich, die sich dem politischen Dogma, wenn es einmal Mode ist, so leicht unterwerfen, wie dem Imperator; der deutsche König hatte den hartnäckigen germanischen Individualitätssinn zu überwinden. Friedrich fand vor ein halb mittelalterliches, halb modernes Staatswesen; er ließ es im Ganzen bestehen, denn er hatte die Achtung des wahrhaft Gebildeten vor dem historischen Bestande. Darin aber zeigte sich die Größe seines Genies, daß er in diesem Staatswesen durch einen geschickten Ruck hier und da, durch ein paar Räder mehr, die er an passender Stelle einsetzte und vor Allem durch die drängende und begeisternde Macht seiner Persönlichkeit, durch den intelligenten Geist, den er hineinlegte, — die ergiebige und einheitsvolle Action des modernen Staates hervorbrachte.

Freilich war Friedrich ein König und die Ehrfurcht und Pietät vor dem angestammten Regenten gab seinen Reformen die höhere Gunst und Weihe. Er führte sie aus in ruhigen Zeiten, unter besonnenen Deutschen, während einer langen Regierung: Napoleon that das in wenigen Jahren, im Feuer der Revolution. Er trat als Baumeister in ein großes altes Gebäude am Morgen nach einem schrecklichen Brande, die Hauptmauern stehen noch, aber weite Hallen und Gewölbe und Thürme und Zierrathen sind eingestürzt und voll Schutt und Verwüstung, in den Winkeln treibt sich räuberisches Gesindel umher, und draußen stehen die alten Bewohner und fordern stürmisch vom Baumeister, die einen: er solle das alte Gebäude ganz wie es war wieder herstellen, die andern: er solle auch die Ruinen wegräumen und von Grund aus neubauen. Der kluge Baumeister that keines von Beiden, er baute auch keine Nothdächer, kein Flickwerk, sondern er errichtete auf den alten Grundmauern große helle Säle, welche überall wohl ineinandergreifen und in welchen die früher getrennten Hofwirthschaften der Bewohner jetzt zu einem mächtigen Gesammthaushalt vereinigt leben. Daß Napoleon mitten im heißen Parteigewühl, in der drängenden Noth der Zeit, umlagert von feindlichen Heeren, von Verschwörungen im Innern, dennoch einen granitenen, noch jetzt dauernden Bau zu Stande brachte, das zeugt ebenso für die unsterbliche Größe des Baumeisters, als für die Richtigkeit seines Bauplans. Man hat wohl gefragt: Würde Friedrich der Große an Napoleon's Stelle dies durchgesetzt haben? Wenn man bedenkt, wie oft Friedrich im siebenjährigen Kriege bis auf's letzte Bataillon erdrückt schien, was er noch zuletzt mit schwächlichen aus aller Welt Gesindel zusammengeworbenen Heeren leistete, von denen das eine das andere bewachen mußte: so darf man wohl mit einiger Sicherheit voraussetzen, Friedrich hätte sich mit den Mitteln des Kriegs und der Unterhandlung, welche Napoleon noch bis zum letzten Augenblick zu Gebote standen, weder nach Elba noch nach St. Helena bringen lassen. Das ist freilich die Frage, ob er Härte genug besessen hätte, die Parteien so gründlich niederzuschmettern und solche Deportationen und Verurtheilungen in Masse vorzunehmen, wodurch Napoleon sich rettete. Jedoch im Feuer der Revolution, wenn so viele Eisen auf ihn hämmern, härtet sich auch der Charakter.

Werfen wir jetzt nach einander einen kurzen Blick auf die politische, die kirchliche, die Verwaltungs- und die Justizorganisation, welche Napoleon Frankreich gab.

Fast überall gehörte hierin Napoleon der erste Gedanke wie die Ausführung im Einzelnen, und es war bewunderungswürdig, wie er immer und gleich dasjenige ergriff, was zeitgemäß war, in der Durchführung einfach, im Erfolge unmittelbar. Gott hat das Genie so hoch erhoben, daß es eine ganze Welt mit ihren Triebfedern und Windungen überblickt, wo der andern Menschen Auge von Berg und Thal befangen ist, — und Gott hat dem Genie zugleich die durchdringende Tiefe des Blickes gegeben, daß es in den Dingen sofort Kern und

Wesen und tausend Mittel erkennt, wo Andere noch an der Oberfläche umhertasten. Die Menschen ahnen diese göttliche Kraft des Genies und unterwerfen sich. Kein römischer Kaiser hat jemals so rasch so viele gehorsame Unterthanen gefunden, als Napoleon.

In seiner politischen Organisation des Staates ist auf's Schärfste der Unterschied durchgeführt zwischen bürgerlicher und politischer Freiheit. Die gesammte Macht und Regierung des Staates ruht im Kaiser, dessen Diener und Helfer seine Minister, Cabinets- und Staatsräthe sind. Der Senat, in seiner Zusammensetzung von ihm völlig abhängig, legalisirt die politischen Gesetze, der etwas freiere gesetzgebende Körper mit dem Tribunat legalisirt die bürgerlichen Gesetze. Das Volk beweist seine Zustimmung dadurch, daß es gehorcht und prosperirt. Auch diese Verfassung konnte in Wahrheit nicht bestehen, sie hatte den Fehler, daß der Druck der obersten Gewalt nothwendig alle übrigen Gewalten zerreiben und der Despotismus in classischen Formen auch das letzte Zittern der Freiheit niedertreten mußte. Es war merkwürdig, wie richtig Napoleon alle Instinkte der menschlichen Natur zu behandeln wußte, für das edle Bedürfniß der Freiheit fehlte seiner soldatischen Natur jeder Nerv und Fühlfaden. Undurchdringlich war für ihn das politische Ehr- und Selbstgefühl in anderer Männer Brust; was waren sie für ihn als bloße Zahlgrößen und Fähigkeiten? Napoleon mochte wohl das grade ehrliche Wesen der Deutschen, ihre soldatische Tüchtigkeit schätzte er sehr hoch, er hatte sie ja auch sehr nöthig; dennoch blieb ihm die deutsche Natur unfaßbar, ja widerwärtig wegen der idealen Richtung und des persönlich Selbständigen darin. Auch Friedrich's des Großen Cabinetsregierung war zuletzt den meisten Gebildeten unleidlich geworden, namentlich in seinem Alter, als der Staatsmechanismus hie und da rostig wurde: immer aber bestand berechtigt und geachtet das offene Aussprechen der eigenen Ansichten sowohl in Friedrich's nächster Umgebung, als in den Justiz- und Regierungscollegien, in den ritterschaftlichen, städtischen und Handelscorporationen. Napoleon rottete die freie Presse aus, er zwang sie sogar, ein Werkzeug der öffentlichen Lüge zu werden, — Friedrich der Große rief die Zeitungspresse erst hervor. Die französische Polizei war schon zu Friedrich's Zeiten ein Meisterstück des Scharfsinns und der Inquisition, er sandte einen Präsidenten nach Paris, sie zu studiren, als er aber die geheimen Mittel dieser Polizei erfuhr, wollte er nichts mehr davon hören: Napoleon hat durch seine Polizei selbst die Listen und die Schrecken der venetianischen übertroffen. Friedrich dem Großen wäre die fürchterliche Gewalt, welche Napoleon durch die Fortdauer seiner Specialgerichtshöfe übte, in der Seele ein Gräuel gewesen, ebenso wie bei seiner schlichten Wahrhaftigkeit der hohle Prunk unmöglich war, mit welchem Napoleon sich umgab. Dieser konnte aber weder des einen noch der andern entbehren, sein System hatte einmal auf Genie und Furcht, auf Gewalt und Lüge gegründet werden müssen. Im Grunde war es auch mit der Unantastbarkeit der bürgerlichen Freiheit so weit nicht her; denn um Napoleon's Plänen zu dienen, mußten der Handel und die Arbeit, das Vermögen und das Blut der Familien sich ausbeuten lassen.

Eines der ersten und schwierigsten Werke Napoleon's war das Concordat, welches Kirche und Cultus wieder herstellte; — die große Mehrheit des Volkes segnete ihn dafür. Er verkündigte dabei Friedrich's Princip: keine Kirche soll eine politische Institution sein, — in der Anwendung gingen Beide auseinander. Der eine sagte: sie ist überhaupt keine politische Institution, der andere: nur nicht für sich selbst, wohl aber für den Staat. Friedrich verhielt sich indifferent gegen alle Religionsgenossenschaften, aber er respectirte ihre innere Freiheit: Napoleon sagte: „Eine Gesellschaft ohne Religion ist wie ein Schiff ohne Compaß," aber er gebrauchte die Kirche bloß zu seinen politischen Zwecken. Will man Napoleon's eigenste Ansichten über die Natur der Menschen und die Kunst sie zu regieren, erfahren, so muß man seine Unterhandlungen und Aussprüche gelegentlich des Concordats lesen. In seiner Sprache ausgedrückt, würden sie kurz lauten: der Soldat und der Priester regieren, der Soldat ist der Herr, der Priester sein dienender Gehülfe und Schützling.

Am leichtesten wurde dem großen Organisator die uniforme und centrale Einrichtung der Verwaltung. Napoleon hat darin Friedrich's Gedanken bis zu einer Allmacht des Regierens von oben bis in die untersten Kreise und dem entsprechend bis zu einer Unmündigkeit des Volkes ausgeführt, vor welcher Friedrich zurückgeschreckt wäre. Die Einschachtelung alles und jedes öffentlichen Dienstes in gleichmäßige Departements, Kreise und Gemeinden, die militärische Subordination derselben, die Bewirthschaftung der Forsten, Domainen, Schulen, Posten und alles Andern durch Centralbehörden, die Ernennung aller Beamten bis herunter zum kleinsten Gemeinderath, — dieses Allregieren von oben herab war ganz im Geschmacke der Franzosen. Denn ihre schwächste Seite war von jeher die Selbstbethätigung der Einzelnen im Gemeindeleben, sie sind immer ebenso schlechte Colonisten geblieben, als gute Soldaten, weil bei jenen der Einzelne, bei diesen das Commando die Hauptsache thut. Die Geschichte der französischen Macht ist deshalb auch die Geschichte der Concentrirung und Einförmigkeit aller öffentlichen Gewalt. Dieses System macht

eine außerordentliche Entfaltung der gesammten nationalen Macht nöthig, es steigert sie nicht, sondern macht sie nur flüssig; ebenso gewiß entnervt es aber das Kernhafte im Staatsbürger. Niemals ersetzt es den Reichthum und den innern Gehalt des selbstthätigen individuellen Lebens, und es setzt die Nation der schlimmsten Ermattung und Entsittlichung aus, sobald kein tüchtiger Mann mehr das oberste Rad dreht. Die Amerikaner machen sich über das französische Allgouverniren mit einer Geschichte lustig, in welcher ein französischer Capitän im Sturme auf der See den Matrosen aus seiner Cajüte Reglement auf Reglement zuwirft, bis das Schiff zuletzt mit allen Reglementblättern scheitert. Napoleon vollbrachte auch das Meisterstück seiner innern Politik, nämlich den bürgerlichen Credit auf's engste zu verschmelzen mit dem politischen Credit der Regierung, ein System, aus welchem seitdem jede neue Regierung in Frankreich augenblickliche Stärke und am Ende regelmäßig die ärgsten Verlegenheiten zieht. Die jetzige Regierung in Frankreich emancipirt sich von dieser gefährlichen Stütze, deren Schwankungen Friedrich der Große sich niemals anvertraut hätte.

Es bleibt uns noch übrig Napoleon's Justizreform. Hier war der Punkt, wo die bürgerliche Freiheit fest zu gründen war und den Ersatz leisten mußte für den Verlust der politischen. Um hier das Verdienst von Napoleon's gesetzgeberischen Thaten zu ermessen, muß man einen Rückblick werfen auf die Geschichte und den damaligen Bestand des Rechtes und der Gerichtsverfassung in Frankreich. Die Römer hatten mit jener Klugheit und Energie, mit welcher sie überall Sprache und Sitte der unterworfenen Völker ausrotteten, auch in Gallien ihr Recht zum alleinherrschenden gemacht. Die Germanen in der Völkerwanderung brachten als einen Theil ihres Wesens ebenfalls ihr Recht mit, jedoch viel zu stolz, es den Romanischen aufzudringen, ließen sie diese bei ihrem römischen Rechte. So bestand römisches und germanisches Civil- und Criminalrecht mit dem entsprechenden Gerichtsverfahren in Frankreich ungemischt neben einander: jedes hatte sein bestimmtes Gebiet, seine bestimmten Angehörigen. Indem die kleineren Gebiete allmälig von den größeren aufgerieben wurden, schieden sich zwei große Gruppen ab, das Land des geschriebenen oder römischen Rechts und das Land des ungeschriebenen germanischen oder Gewohnheitsrechts, pays du droit écrit und pays du droit coutûmier. Die eine Gruppe umfaßte das nördliche Frankreich, die andere das südliche jenseits der Loire, denn in dem letztern saßen die Romanen am dichtesten oder zogen sich nach der Völkerwanderung dorthin zurück. Eine Vermittlung zwischen beiderlei Recht hatte einerseits die Rechtswissenschaft angebahnt, indem sie aus der Uebereinstimmung gemeinsamer Rechtssätze eine Art Gemeinrecht, ein droit commun zu fixiren suchte, andererseits die Ordonnanzen, die Verordnungen der Könige. Letztere waren so häufig, daß man sagte: l'histoire des ordonnançes est l'histoire de France. Die Ordonnanzen der Revolution überboten alles Bisherige. Im Fanatismus ihres Grundprincips, die lebendigen Gliederungen in Staat und Gesellschaft zu atomisiren, um aus den völlig gleichen Individuen nach mathematischen Formeln den Staat wieder aufzubauen, — legte man die Axt an die Wurzeln des Privatrechts. Das Naturrecht sollte aber hier die glänzendste Probe seiner Unfähigkeit machen, man verstieg sich zu einem rein rationellen Gesetzbuche von nur 297 Artikeln; doch selbst damals in der Leidenschaft der Revolution sah man ein, daß ein solches Gesetzbuch unbrauchbar sei. Bis zur Schöpfung eines besseren zerrissen einstweilen die revolutionären Ordonnanzen den alten Gegensatz zwischen den Gebieten des römischen und germanischen Rechts, rotteten alle Feudalrechte aus, machten die Ehe zu einem Vertrag auf Kündigung, erweiterten consequent die Adoption, hoben inconsequent die Testamente auf und dergleichen. Durch Confiscationen, Maximum, gezwungene Steuern und Anlehen bewährte der Convent den Staat als Herrn des Privateigenthums. Nach solchen Rechtsbrüchen wäre die Aufhebung desselben nur ein Schritt weiter gewesen und es war eine Inconsequenz vom Convente, als er vom plötzlichen Schrecken erfaßt Todesstrafe setzte auf Erneuerung des Agrargesetzes. Während der Begriff des Eigenthums unter den revolutionären Angriffen und Folgerungen schwankte, drohte das Ueberhandnehmen der zuchtlosen wilden Ehen das letzte Heiligthum des Hauses zu zerstören. Dazu machte man ein Experiment über das andere mit der Gerichtsverfassung. Napoleon mußte eilen mit seinen Gesetzbüchern, um durch diese große Haupt- und Schlußordonnanz wieder festen Boden zu gewinnen.

Zuerst richtete er einen geordneten Instanzenzug wieder ein und stellte die Unabsetzbarkeit der Richter wieder her. Die Constituante hatte gesagt: Bei Unabsetzbarkeit der Richter läuft die Unparteilichkeit und Gesetzkenntniß Gefahr. — Napoleon sah tiefer, er sagte: ohne Unabhängigkeit des Richteramts läuft jeder Rechtsbestand Gefahr. Dafür schaffte er die Volkswahl für die Richter ab, und stellte die Ernennung derselben wieder her. Durch seine Specialgerichtshöfe hatte er sich ohnehin seines Einflusses auf die Criminaljustiz versichert. Sodann drängte und trieb er mit all seinem Ungestüm, daß eine Commission von vier Juristen in nicht mehr als vier Monaten den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches

anfertigte. Jetzt aber stieß er auf gefährlichen Widerstand. Das Tribunat, der jüngere Theil der gesetzgebenden Versammlung, hatte schon lange auf einen Anlaß zur Opposition geharrt. Man hatte in Napoleon einen Washington erwartet und sah einen dreifachen Cromwell. „Wir haben, rühmten sich diese Volksvertreter, den Götzen von vierzehn Jahrhunderten gestürzt, wir werden auch mit dem Götzen von einem Tage fertig.“ Napoleon's Gesetzentwurf wurde heftig angegriffen aus guten juristischen und schlechten politischen Gründen, die ersten Titel wurden verworfen, der gesetzgebende Körper, selbst der Senat ermannten sich zu parlamentarischer Opposition. Napoleon ergrimmte: „Ich will sie zerschmettern, diese entthronten Könige“, hörte man ihn sagen. Er beschloß den Code zurückzuziehen, unter dem Tadel, „die Versammlung zeige nicht Ruhe und Willenseinheit genug für so wichtige Erörterungen.“ Nun ließ er wohlberechnet die gesetzgebende Versammlung eine Zeitlang ohne alle Beschäftigung, bis der öffentliche Spott ihr Ansehen untergraben hatte, dann machte er rasch seinen Staatsstreich. Er stieß die mißliebigen Volksvertreter aus dem Tribunat, berief gefälligere, ordnete für sie vertrauliche Vorbesprechungen mit dem Staatsrath an, und traf noch andere so geschickte Maßregeln, daß sein Code in fünfundvierzig Tagen unter glänzenden Reden von dem gesetzgebenden Körper erledigt wurde. So hatte er in einer merkwürdig kurzen Zeit der Nation die größte Wohlthat errungen und sich für immer von einer Opposition befreit, welche das ganze Land hätte fortreißen können, wenn er sie nicht schon im Keime zerstört hätte. Von da an war sein Weg zum Kaiserthrone geebnet. Das Volk nahm die Mißhandlung seiner Vertreter ruhig, ja, lächelnd hin, Napoleon hatte ja die Macht und romanische Völker beunruhigt selten auf die Länge jenes Feingefühl für die Unterscheidung von Recht und Macht, welches den germanischen Völkern soviel zu schaffen macht, ihren Bestrebungen aber soviel Edelsinn und soviel Langsamkeit, ihren staatlichen Einrichtungen soviel Freiheit, Ruhe und Dauer gibt.

Die Franzosen erheben ihren Code bis in den Himmel, als ein unübertreffliches Meisterwerk. Wir müssen das politische Verdienst des Code weit über sein juristisches setzen. Das Geheimniß der windschnellen Arbeit seiner Redactoren ist uns jetzt klar, sie nahmen die nicht gerade gründlichen, aber ansprechenden Tractate des Pothier und arbeiteten sie zu Artikeln um; mit einer Naivetät ohne Gleichen haben sie ihrem Pothier nicht einmal so viel Ehre gegeben, in ihren langen Reden nur seinen Namen zu nennen. Was im Pothier nicht stand oder unbrauchbar war, wurde aus dem Verordnungsrecht und aus den Entscheidungen der Gerichtshöfe und angesehenen Juristen genommen, immer aber mit dem Tacte des gesunden Menschenverstandes. Auf die Originalität der Redactoren des preußischen Landrechts können also die französischen nur geringen Anspruch machen. Auch im Uebrigen fand nicht, wie bei jenem, eine organische Verschmelzung von römischem, germanischem und Verordnungs-Recht Statt, sondern der Code ging aus einem System von Concessionen hervor. Was die nördliche Hälfte Frankreichs sich von germanischen Rechtsinstituten nicht nehmen ließ, wurde der südlichen aufgedrungen und umgekehrt. Gründliche juristische Bildung ließ sich damals in Frankreich nicht voraussetzen, denn die Rechtswissenschaft ist eine conservative Wissenschaft, sie blüht nicht in Revolutionszeiten. Ein Vorzug des Code ist dagegen, was dem preußischen Gesetzbuche fehlt, die juristische Präcision in den meisten Artikeln und die Klarheit der leitenden Grundsätze in mehreren Hauptlehren. Napoleon's außerordentliches Verdienst aber, ein Verdienst, das ihm allein angehört, besteht darin, daß er mit seiner Energie durchsetzte das rasche Zustandekommen des Gesetzbuches und dafür mit genialem Blick die damals einzig möglichen Entscheidungen ergriff. Mit wahrer Rapidität hatte er sich in die Gesetzentwürfe hinein gearbeitet, beständig nahm er den lebhaftesten Antheil an den Discussionen darüber im Staatsrath, häufig sieben bis neun Stunden hintereinander, und wenn auch manche seiner Aeußerungen, weil gar zu laienhaft, vor der Veröffentlichung unterdrückt werden mußten, so traf er doch in andern so scharf in's Wesen der Sache, daß man überrascht bekennen muß, Napoleon war auch ein geborner Jurist. Friedrich der Große arbeitete an seinem Civilgesetzbuch als ein Philosoph, der erhabene Ideen von Recht und Freiheit in Wirksamkeit setzen will, Napoleon als ein Jurist, der bloß auf die handhaften Dinge sieht, welche zu schlichten und zu ordnen vor ihm liegen. Napoleon gab durch seinen Code dem großen Centralisationswerke der französischen Könige und der Revolution den mächtigen Schlußstein. Neue Rechtsinstitute verdankt man Napoleon nicht, auch in seinen anderen vier Gesetzbüchern nicht; er griff aber überall aus dem, was die Constituante und der Convent und die Könige versucht hatten, das Zeitgemäße und Haltbare heraus. Sein Wille war es auch, daß das Handelsgesetzbuch nicht bloß für den französischen, sondern für den europäischen Verkehr eingerichtet wurde. Sein Wille war aber auch im Strafrecht, das gegen Ende seiner Regierung zu Stande kam, die furchtbare Härte der Strafen und die Beengung des freien Geschwornenurtheils, — ein beachtenswerthes Zeichen für jene, welche sich jetzt über

eine Aera der Cäsaren beglückwünschen, ohne zu bedenken, daß der Despotismus seiner Natur nach mit jedem Jahre seine Mittel steigern, daran aber zuletzt auch jedesmal scheitern muß.

Zum Schlusse seien noch zwei kurze Betrachtungen gestattet, eine rechtsgeschichtliche und eine historisch-politische.

Friedrich's des Großen Absicht, das römische Recht zurückzudrängen, ist nicht erreicht, nach ihm ist vielmehr die umfassendste Reception des römischen Rechts für die Wissenschaft eingetreten. Jetzt ist aber auch diese auf dem Wendepunkt angelangt, das römische Recht ist bis auf den Grund studirt, damit auch überwunden, wir scheiden mit Bewußtsein aus, was sich für uns nicht mehr paßt. Zu gleicher Zeit hat sich in Deutschland die Rechtswissenschaft dogmatisch, historisch, philosophisch, zu einer Höhe und Universalität erhoben, wie niemals bei irgend einem Volke. Die gebildeten Völker aber nähern sich einander auch in ihren Rechtsinstitutionen und Gesetzbüchern, — das künftige allgemeine deutsche Gesetzbuch wird etwas von einem Weltrecht in sich enthalten. Und dazu werden ihren Theil beitragen die Principien des Landrechts Friedrich's des Großen und das theilweise Redactionsmuster des Code Napoleon.

Höher noch hebt unsern Blick die historisch-politische Betrachtung.

Wir sahen, wie der mittelalterliche Staat durch den Absolutismus und dieser durch den modernen Staat überwunden wurde. Wenn für den letztern Friedrich der Große und Napoleon die Staatsallmacht organisirten, so hat die neuere Zeit in Deutschland neben die Intelligenz und Thätigkeit der Regierung, deren machtvoller und fester Stellung der moderne Staat nicht entbehren kann, gesetzt die politische Mitbetheiligung des Volkes durch Kammern, Presse und Selbstthätigkeit der Gemeinden und Corporationen. In Frankreich herrschte noch immer auf's vollständigste die Staatsallmacht von oben herab. Doch fragte es sich nur, ob die Alles beherrschende Macht in der Regierung oder in der Kammer liegen soll. Der Kampf zwischen Beiden verbraucht viel Leben, schafft unter der Hülle von Macht und Glanz viel inneres Siechthum; das Volk, gewohnt in allen Dingen sich gouverniren zu lassen, verlangt auch für jedes Leiden nur von der Regierung Abhülfe. Den Grund dieser Erscheinung haben wir zum Theil im vollendeten Staatsmechanismus Napoleon's. Daß dem in Deutschland nicht so ist, daß der Despotismus sich bei uns nicht so tief in den Staat und in den Volksgeist eingebohrt hat, — daß Deutschland in ruhiger, stätiger Entwicklung heranwächst wie ein Wald, dessen Wachsen man nicht sieht, der aber eines Tags in seiner Herrlichkeit dasteht, — das verdanken wir unter Andern auch der sittlichen Größe Friedrich's des Großen und derer, denen er als Regent vorleuchtete.

Neugriechische Skizzen.

Von Dr. Fraas.

---

2. Die Räuber.

Erstes Kapitel: Daulis.

„Aber Schedios herrscht und Epistrophos
vor den Phokäern
.... die umher Kyparissos gebaut und
die felsige Python,
Auch die herrliche Krissa und Panopeus
Aeket und Daulis;
Il. 2. 520.



enn man von Osten aus der Ebene von Chäronea kommt, so stellt sich das nahezu achttausend Fuß hohe Parnaßgebirge (der Liakura heutzutage) als eine jäh aufsteigende kolossale Felsmasse dar, welche einem sehr breiten Bollwerke, das sich unten immer mehr ausbreitet, oben eine schöne aber schmale, nackte Fläche mit zwei höheren, kahlen Spitzen zeigt, sehr ähnelt. Von Süden oder Norden gesehen, insbesondere von der ersten Seite, nach Arachowa und Delphi zu — stellt es einen langen, ziemlich ebenen Rücken, mit sehr steilen, meist kahlen Wänden dar, so daß die ganze Gebirgsmasse ein von grauem Alpenkalkstein ausgefülltes Parallelogramm bildet, dessen eine schmale und höchste Seite nach Osten gegen Böotien zu abfällt, die andere nach Westen gegen Salona zu, gegen die krissäischen Gefilde.

Von der Ostseite, und zwar von der Straße von Chäronea herkommend zog in der Zeit, in welche unsre Geschichte fällt, eine Gesellschaft Reisender, welche den weltberühmten Berg besuchen wollten, und sehr verschiedenen Nationen angehörten. Nach Art der Reisenden in diesem Lande saßen Alle auf Saumthieren, — Pferden und Maulthieren, — hintereinander langsam reitend und von den sie begleitenden Last-

thiertreibern und Pferdebesitzern, den Fiakern des Orients, den „Agoiaden“ untermischt. Letztere unterhielten mit großer Geschwätzigkeit und aus ziemlicher Entfernung lebhafte Gespräche, und richteten zunächst ihre Bemerkungen auf ein zu Fuß gehendes Mitglied in fränkischer Kleidung, dessen Pferd leer geführt wurde. Dieser Reisende trug eine große Botanisirbüchse, und hielt den allen Zwiebeln, Knollen und Wurzeln unheilverkündenden Stecher in der Hand, scharfe Blicke über die Gestrüpphaide sendend, und nach neuen Pflanzenarten spähend. Ein gewaltiger Pack Fließpapier auf einem Saumthiere zeigte das Mausoleum seines getrockneten hellenischen Lenzes, deutlicher Beweis, daß die Gewalt der schützenden Göttinnen der Vorzeit, die Herrschaft der Chloris und des Pan, der Dryaden und des Apoll hier erloschen sei, denn sie würden den Frevel an den Fluren nimmer ungerächt gelassen haben.

Allen voraus ritt, die Uniform mit dem schweren griechischen Capottmantel gedeckt und einen Fès auf dem Kopfe, der uns schon bekannte Capitän Karachlaras, der ehrliche Kracl vom Ossa, der unter den ihm aus den Feldzügen des Aufstandes zumeist wohlbekannten Agoiaden unbestrittenes höchstes Ansehen genoß und daher sehr selbstzufrieden den Zug führte. Hinter ihm folgte ein trotz des prachtvollen schon zu warmen Maiwetters in Tücher und Kleider stark eingehüllter magerer Mann in den mittleren Jahren, deutscher Abkunft, ein Alterthumsforscher, den die ganze, volle Reminiscenz des alten Hellenenthums so sehr bewältigt hatte, daß er stumm zwar, doch rastlos mit fieberhaftglühenden Augen die Umgend maß, bald Bücher, bald Karten aufschlug, bald Notizen aufschrieb, und nur zeitweise kläglich seufzte, daß kein Halt gemacht werde. Blaß und mager, wie er war, sah er in den schwarzen Locken, die ihm reichlich vom Haupte fielen, wie ein Vampyr der Geschichtschreibung aus, der den letzten historischen Blutstropfen aus dem berühmten Gebirgsstocke — Delphi und Amphissa, Orchomenos und Lokris, dem Helikon und zahllosen Anderen zu saugen entschlossen war.

Ihm folgte das pure Gegentheil im Aeußern, bei dennoch gleicher Absicht im Innern. Lord Fitz Hesiodus Rakelridge saß den Umständen sich fügend auf einem mageren Repräsentanten des thessalischen Vollblutes, dessen Feuer sich nur noch in regelmäßig bei jedem Schritt wiederkehrenden Seitenhieben mit dem linken Hinterbein — Hahnentritt der Roßverständigen, — kund gab; er hatte die Füße wegen allzugroßer Länge des Bügels am türkischen Sattel zwischen die Riemen eingeklemmt, während die schuhförmigen Eisen darunter leer klimperten, ein Palletot verhüllte die Glieder, den Hals umwölkte ein immenser Shawl gleich der lernäischen Hyder, und nur Nase wie kaltblickende Augen waren unter dem weißen Strohhütchen dem Freien ausgesetzt.

Auf eigenem Pferde, mit zahllosen Troddeln behangen, türkisch aufgeschirrt, saß dann noch ein kleines Männchen mit zierlichen Füßchen, die in Damenschuhen staken, mit vom Ritt weit hinaufgezogenen Beinkleidern, schwarzem Frack, Glaceehandschuhen und allen Attributen der Pariser Mode, — die sonderbar contrastirten mit dem Fès, das er sehr lang bequastet trug, und einem blassen, schmalen, kleinen, offenbar ungewaschenen, gelbschmutzigen Gesichte, aus dem zwei große Augen neben einer Habichtsnase starr und leblos hervorquollen. Alexandros Skarlatos Tsoutzos, wie sich die Figur nannte, war eine Composition vom türkischen Barbarenthum, byzantinischen „Triks“ und europäischen Civilisationsschliff, — gleichsam eine frühaufgeschossene Salonsrunkel, ein pelziger Monatsrettig Pariser Cultur und zugleich ein Rest der alten hellenischen Fermente, welche die osmanische Barbarei raffinirten. In frühester Jugend schon hatte er alle Niederträchtigkeiten, welche die türkischen Großen den Phanarioten in Constantinopel anzusinnen gewohnt waren, genossen, hatte die hohe Schule hündischer Schmeichelei und Unterwürfigkeit erfolgreich durchgemacht und war dann auf Reisen durch ganz Europa, insbesondere durch längeren Aufenthalt in Wien und Paris mit jener Art Bildung versehen worden, welche die Hofmeisterpinsel aus dem gewaltigen encyklopädischen Farbentopfe unsrer Zeit holen und damit übertünchen, deren Grundbuch das Conversationslexicon ist. Aber das gewaltige Erbtheil hellenischen Scharfsinnes ließ ihn doch die Tünche selbst erkennen und zugleich verachten, — um so mehr verachten, als in ihm, wohl durch frühere Blutsmischungen, zeitweise ein eigenthümlicher orientalischer Hang, allem europäischen Wesen sich überlegen dünkend, ein schon die alten Hellenen zeitweise trotz aller Kämpfe oft übermannender Zug — hervorbrach. Da Skarlatos nun weder moralisches Fundament zur Selbstachtung in sich hatte und außer sich nichts Achtungswerthes bei Griechen und Türken sah und erkennen gelernt hatte, so wurde er nicht bloß die neue Auflage der schon vor vierhundert Jahren blasirten Byzantiner, sondern zugleich ein über sich selbst hinweggesetzter Kritikus moderner Zustände, ein Nachhall vergangener hellenischer Herrlichkeit, ein wahrhaft moralisches abstractum. Das ist wohl auch das Höchste, was von den Resten abgestorbener Völker überhaupt erwartet werden kann, — die philosophische Contemplation.

Wie Kracl sein Sepp als Diener, so folgte Martl dem Philologen und der Pakali Panagioti dem Lord, Alle bewaffnet. Nur wenig unterschied eine edlere, die Nähe eines großen Gebirgsstockes verkündende Vegetation die Ge-

strüpphaide, durch die unsre Wanderer zogen, von den anderen so häufigen Haiden von Hellas. Einzelne gewaltige, prachtvoll rothblühende Disteln, auf denen große goldgrün glänzende Curculionen, nebst zahlreicher Begleitung aus der übrigen Insectenwelt hingen, blaue Globularien, dazwischen einzelne große getigerte Lilienblüthen, mit feuerglänzenden, rothen Blumen gaben charakteristische Unterschiede unter den im Uebrigen gleichen Gestrüpppflanzen. Nur die an den Seitenbächen des böotischen Cephissus blühenden Liguster und mehrere kleine Weiden an diesem selbst erinnerten an Deutschland. Unsre Gesellschaft zog gradeaus gegen den östlichen Abhang des Liakura, der majestätisch vor ihnen lag. Etwa 1000 Fuß über der böotischen Ebene lag an diesem Abhang auf den Schuttbalden des Gebirges und schon im Buschwalde etwas versteckt das Dorf Daulis, das sie als Ruhepunkt bestimmt hatten; um weitere 2000 Fuß wenigstens höher schimmerten die grauweißen Mauern des Klosters Jerusalem zwischen Pinien, Lentiscus und Phyllyreen hervor, und hier war Nachtruhe zu halten vom Capitän festgesetzt worden.

Während sie eine von Norden nach Süden ziehende Niederung unmittelbar vor dem Fuße des Gebirges durchzogen, hielt plötzlich der Philolog still, starrte mit gespanntester Sehnsucht in den Zügen in südlicher Richtung, wo eine Schlucht den Eingang zwischen dem Liakura und einem kleineren gegenüber liegenden Gebirgszuge (dem Kirphis) bezeichnete. Er kämpfte offenbar mit sich, ob er die Gesellschaft verlassen oder bei ihr ausharren sollte und stammelte den fragenden Blicken des Botanikers, der zu Fuß ging, nur entgegen das gewaltige Wort: „der τρίοδος! die Schiste! — dort — südlich — keine zwei Stunden entfernt! wo Oedipus seinen Vater Lajus — Sie begreifen mich — kann ich vorbei da — zwei Stunden Weges — ohne mein Lebenlang vor allen Gymnasiasten Spießruthen laufen zu müssen?"

„Gewiß nicht, Freund!" entgegnete der Herbarius — „aber nur jetzt nicht, — denn wir kommen ja auf dem Rückwege wieder durch den famösen Schicksalsweg heraus in die böotische Ebene! Nur zu, 's ist nichts verloren!" Und damit trieb er das Pferd des Seufzenden den Vorantrabenden nach. Indem sie nun allmählig aufwärts zu ziehen begannen, Daulis zu, entwickelte sich unter den zu Fuß gehenden Dienern ein nicht wenig ihre Gemüthsruhe störendes, durch die gebildete lingua bavarofranca und Sprachgewandtheit der Griechen überhaupt ohne Stockung fortfließendes Gespräch.

Der ideenreiche Sepp begann gegen Martl seine Klagen über den geringen Stand neuhellenischer Cultur: „Hier, wo ehedem die besten Aecker und Wiesen waren, Alles voll Städte mit Kunst und Gewerbfleiß, wo die Philosophen bataillonsweise herumzogen, daher man sie auch die — die — Spazieretiker hieß, hier blühen jetzt nur noch Disteln und Dorngebüsch! Kein Vogel, — außer etwa Eulen und Geier, — kein gemüthliches Häschen oder flinkes Reh, — außer Eidechsen, Schlangen und Heuschrecken! Diabole! Panagi, wenn ich zu sagen hätte, müßte mir das Alles Acker werden und Wiesen — gebrannt, gerodet, Ansiedler her — fest trawallt — dort auf den Felsvorsprung stellte ich mir ein Schloß hin, legte einen Zaubergarten mit Lorbeer- und Myrthengebüsch, Oleander und Pinien, Orangen und Mastix an, stellte die Prachtstücke alter Baukunst hinein, schnallte mir einen Zug turkmannischer Hengste an und suchte eine Actiengesellschaft zum Bau einer Eisenbahn zusammenzubringen, — eine Eisenbahn, die von Pyräus der attischen Küste gegenüber, Euböa entlang durch die böotische Niederung und Phokis fort — mitten durch die Thermopylen und Phthiotis über Hellada in's Thal Tempe führte. Ach! Freund Martl, die alten Philosophen und Poeten und sämmtliche Amphiktyonen dazu sollten lauschen, wie die Fledermäuse im Kamin, den der Schlotfeger ausbrennt, wenn der Pfiff der Locomotive durch die Schluchten des Liakura hallte!"

„Sicher, *Κυρ* Sepp, sicherlich!" rief Panagi, der vollkommen deutsch sprach — „das müßte herrlich sein, wenn die Fremden die Actien hier einzahlten und die armen Hellenen, die mit ihrem Gut und Blut nach unendlicher Drangsal Befreiten, auch — Arbeit fänden. Eine Eisenbahngesellschaft bringt gewiß „Milliunia" in's Land."

„Und ich," meinte Martl, an einem merkwürdig hirschfängerartig aussehenden und sehr hoch von ihm geachteten Wehrzeug, das ihm über die Schulter hing und das er nicht um hundert Drachmen zu geben erklärte, nestelnd, — „und ich würde viel bedächtiger und langsamer dran gehen. Ich würde vorerst Dinte und Feder zu kaufen suchen und mit sicherer Gelegenheit einen Brief an meinen Schwager in Schwürbitz befördern und ihn ersuchen, er solle einmal ausforschen — da und dort — im Wirthshaus — im Gespräch — so mir nichts — dir nichts — versteht Ihr? — ob Jemand zur Auswanderung hierher Lust hätte. Denn — wären einmal funfzig tüchtige Schwürbitzer da, — das sag' ich Euch, die Disteln und Dornen sollten bald weg sein, — dann ein Stall voll Kühe, tüchtig Schweine und Gänse gezüchtet, Getreide, Raps und Lein, Hirse und Saubohnen gebaut, und ich muß sagen, hört einmal der — der — Dings da — der Baronnaß einen gehörigen deutschen Dreschertact zu achten, das Schnurren des Spinnrades und das Klappern einer unterschlächtigen Wasser-

mühle mit nur sechs staatsmäßigen Gängen — ah — dann ist mir's um Hellas nicht mehr leid!" „Sie haben Recht, Herr Martl" — meinte Panagi, der den Sprecher mehr errathen, als verstanden hatte — „man muß mehr Mühlen bauen, um das schöne Getreide von Odessa darauf zu mahlen — und dreschen acht Pferde auf funfzig Bauern von — von Schwürbitz — oder wie Ihr's heißt, — das wird sehr kut sein — sehr kut."

Hier mischte sich der Botaniker, der nebenher schlendernd und sein Pferd führen lassend dem Gespräche zugehört hatte, ein und sprach lächelnd zum Philologen gewandt: „Welche Thoren sie sind! Seht Ihr nicht an den vielen Steinen und Felsvorsprüngen im Gestrüpp, daß hier immer und seit je schlechter Boden war? daß jetzt kein Wasser mehr von den entwaldeten Bergen herabrauscht, um zu bewässern, daß ein Land ohne Holz, Wasserkraft, Steinkohlen und Eisen, mit kahlen, felsigen Bergen allüberall bedeckt, und nur wenig ausgedehnte fruchtbare Niederungen, mit allen Vexationen von Witterungsextremen, großer Dürre, Hitze und Frost, — daß ein solches Land froh sein muß, wenn es nur von der europäischen Civilisation in's Schlepptau genommen wird? Aber Schifffahrt — ja — das Meer — der Handel — der große Proteus der Erwerbsarten, ohne Patriotismus und national conservative Tugend, — der ist das einzig Hoffnung gebende Element von Neugriechenland. Der Handel, der sich zuerst bereichert, indem er dem Mehemed Ali Schiffe und Waffen zur Unterdrückung und völligen Verwüstung des Vaterlandes liefert, dann — eine Million Drachmen zur Errichtung irgend einer nützlichen und selbst glänzenden Staatsanstalt in Athen herschenkt, der für gutes Geld den aufständischen Candioten Sand statt Pulver liefert und später, reich geworden, einige tausend Drachmen für ein Waisenhaus für Kretenser gibt. So lange die besten Pächter einer tessalisch-griechischen Eisenbahn die Räuber von Akarnanien sein würden, werden schwerlich viele „Milliunia" von Actionären nach Hellas geschickt werden. Ja, ja, Meister Panagioti, so lange nicht bei Euch ein König mit Stricken am Sattelknopf und dem Generalprofossen nebst Gehülfen als seine Adjutantur im Lande herumzieht und den Gesetzen Respect verschafft, so lange das Volkslied den ärgsten Räuber, Mörder und Schänder jeglichen Alters und Geschlechts als größten Helden besingt und lobpreist, — so lange hege ich keine Hoffnung auf neugriechische Regeneration."

„Schön, — sehr schön!" — rief Panagi darauf, — „Sie haben Recht, Herr Doctor, — ganz Recht, — allüberall Unsicherheit, Raub, Betrug — man muß die nichtswerthen Leute Alle außer Besitz setzen und in die Türkei jagen, nachdem man ihnen das Gestohlene wieder genommen hat. Man muß sich mit dem König verbinden, Dotation nehmen und gegen einen erklecklichen Gehalt den Staat zu stützen suchen und die anderen Keratades in die Berge jagen."

„Ja, ja," meinte kopfschüttelnd der Botaniker, — „Ihr werdet erst nach vielen Jahren erkennen, was für einen guten König Ihr gehabt habt — und daß das neue Europa gar keinen Herrscher zeigen kann, der sich für sein Volk, für seine Unabhängigkeit so oft und mit viel mehr Qualen, als sie ein Schlachtentod bringt, geopfert hat, wie er. Wenn man einmal mit dem Glüheisen der Gewalt Euch zu curiren versuchen wird, dann wird sich zeigen, wer am längsten regieren konnte. Der ehrliche fleißige, treuherzige griechische Bauer, der Slavenrest, der von Euch verhöhnte weißkittelige Wlachos, selbst der arnautische Hirt — der arnautische Matrose — das sind die Einzigen, die eine haltbare Unterlage zum soliden Staatsbau bei Euch versprechen; aus dem Rest der Graeco-Byzantiner macht man nichts mehr. Ah — welch' schöne Ophrys!" Hier sprang der Doctor, welcher der Botaniker war — in einen Busch, eine Pflanze auswühlend, während die Diener ihm kopfschüttelnd und stumm geworden zusahen, bis sie der Zug, immer langsamer ansteigend, weiter führte. Vieles noch sagte ihnen der Doctor, der auch sehr fertig griechisch sprach und Nichts nahmen sie ihm übel, da der Arzt, und noch dazu ein so pflanzenkundiger, also nach Ansicht roher Völker ein sehr gelehrter, als politisch indifferent und als ein überall nur nützlicher Kosmopolit angesehen wird.

Immer höher wand sich der Saumpfad zwischen Gestrüpp und Berggehäng Daulis zu. Da die Mittagszeit herangekommen war, so beschloß man im Dorfe Siesta zu halten und ein Mahl einzunehmen, so weit solches die griechische Küche verstattet. Bis hart an das Dorf reichte wildes Buschwerk, der Mangel an Bodencultur ward durch die Höhe und Abhängigkeit der Lage, den schlechten, felsigen Boden und das zeitweise leicht erfolgende Abschwemmen einer einmal aufgerissenen Bodenfläche erklärt. Die sehr zerstreut und ohne alle Planmäßigkeit oder gar Straßenabtheilung herumliegenden hüttenartigen Wohnungen schienen sich nur durch die Nothwendigkeit gemeinsamen Schutzes zusammengefunden zu haben und sahen doch wieder aus, als wenn sie zeitweise selbst etwas aggressiv vorzugehen geneigt wären. Kleine, nicht über zehn Fuß bis zum Dachwerk ragende, unregelmäßig weißüberworfene, aus Koth mit Steinstücken gebaute Häuschen ohne Kamin, ohne Fenster und ohne Tritt, ohne Scheune oder Backofen, ohne Hausgarten oder Stall — nur mit spärlichen männlichen Inwohnern, fast

fehlenden Frauen — zeigten ihr Bewohntsein zunächst nur durch gackernde Hühner und einige halbnackte Kinder an, welche letztere mit den schrillen Tönen des verfolgten Marders und glühend schwarzen Augen in braunen, nie gewaschenen und doch hübschen Gesichtern die Flucht ergriffen. Auch viele Zigeuner hielten sich hier und in der Umgegend auf (Gyphti von *Αἰγύπτιοι* genannt).

Der Saumpfad führte im Irrgewinde zwischen verschiedene Häuser durch, — da erhob der Capitän die dröhnende Stimme, einem Greise zuwinkend, der in der Nähe herumschlich: „Guten Tag, Barba, halt einmal — he! halt! — wo des Teufels können wir uns hinsetzen und Stroh und Gerste für unsre Pferde finden? Ist keine Schenke hier? Der Alte machte jene unvergleichliche griechische Pantomime mit Aufziehen der Augenbrauen und Hervorschieben des Unterkinns, indem er einen leisen Ton hören ließ, wie „tip"*) lautend — was Alles bekanntlich so viel wie „Nichts" heißt. Aber auf Krakl hatte das natürlich nicht den geringsten Einfluß. Er frug nur noch, ob ein Dimogeront da sei? Ob ein Dimarch? Ob eine Gyphti-Schmiede? Ob ein Chan? Nichts als „tip" — zuletzt durch Krümmen von Zeigefinger und Daumen, die er wieder auseinanderschnellte, verstärkt, — folgten. Da warf der Capitän seine Blicke noch einmal spähend umher, sah eine hohe Kermeseiche und mehrere schwarze, dichtbelaubte Maulbeerbäume auf einer kleinen Platte und wandte, die Anderen einladend, dahin sein Pferd, um Rast zu halten.

Eine Stunde, bevor unsre Reisenden in das Dorf Daulis gekommen waren, hatte sich daselbst in einem Hause, das ihrem nunmehrigen Lagerplatze nahe stand, folgende Unterhaltung abgesponnen.

Die Hütte, deren Thür offen stand und zugleich Luft wie Licht einströmen ließ, war im Innern in zwei Theile getheilt, von denen der eine, offenbar bessere, zur Wohnung für Menschen bestimmt, sich um etwa vier bis sechs Zoll gegen den anderen erhob und in der Mitte gegen das Ende zu ein aus einigen Steinen kaum einen Fuß hoch gemauertes Viereck trug, das als Herd diente. In der zweiten Hälfte zeigten Krippen, Körbe, Stroh und sonstige Attribute, daß hier die Hausthiere, Esel zunächst, übernachteten. Stall und Wohnzimmer waren nur durch eine Art conventioneller Dressur — nicht aber materiell — von einander geschieden. Auf dem Herde brannte ein kleines Feuer, vom rothen Holze des Arbutus und einigem Thymian und Lentiscusgebüsch unterhalten, Wohlgeruch verbreitend, auf ihm stand der unfehlbare Tschukali, in dem Zwiebeln in Oel und zarte Sprossen vieler Kräuter schmorten. Marula, die alte Base, kauerte dabei und versah Kochdienste, im eifrigen Gespräche Rath und gute Meinung in die Richtung gegen eine Ecke der Wohnung hinspendend, wo noch zwei Personen unsre Beachtung in Anspruch nehmen. Dort stand an die Mauer gelehnt eine Jungfrau von seltener Schönheit. Umhüllt von dem langen, weißen wollenen Gewande der Albanesen, mit dem roth eingefaßten bis fast an die Knöchel reichenden Unterhemde, unter dem noch weiße zugeschnürte Beinkleider sich zeigten, die einen sehr niedlichen Fuß kaum bis zu den gelben Pantoffeln errathen ließen—um die hemdartige Tunilla, die vielfaltig bis an den Hals reichte, schlang sich ein rother Gürtel an den Hüften und ließ die breiten Enden schärpenartig fallen, um den Hals selbst wand sich und die untere Hälfte des weißen, fast blassen Antlitzes ein feines Batisttuch, um die glänzend schwarzen, vollen Haarflechten ein buntes Tuch, das nur einen kleinen Theil der Stirne frei ließ. Aber was es frei ließ vom Gesichte, zeigte hohen Adel des Ausdrucks, — eine edelgeformte ächt griechische Nase und zwei schwarzglänzende, große Augen mit ernstem und doch bezauberndem Blick. Helene, so hieß das Hirtenmädchen, hielt in der Hand die altmodische Spindel und drehend und surrend verrichtete sie, einer Penelope gleich, kühlen Muthes ihr Geschäft, während doch vor ihr der Hausfreund und Schützling der Base, der Soldat vom Corps der Freiwilligen des Theodoros Grivas, Georgi Tsoutses von Lithoriki stand, und sie in kühner Weise und ganz gegen die Sitte des Landes um ihre Zuneigung — das Wort „Liebe" wagte er noch nicht auszusprechen! — bat. So mit kalten überlegenden Augen den schlau sich wendenden und krümmenden Brautwerber betrachtend, war sie ein Bild der in den heiligen Jagdgehägen des Parnaß ehedem verehrten Artemis, die Waldschatten, Ulmen- und Lorbeerhaine und flüchtiges Wild vor Allem liebte.

„Du thatest Unrecht, Georgi", sprach Helene, „daß Du Dein Corps verließest, um Arbeit am Liakura jetzt zu suchen, wo, wie Du weißt, alle Hirten oben auf dem Hochlande zusammenkommen und in den engen Kreisen der Weideflächen nicht viel zu thun haben. Mein Vater und der Bruder Andreas sind schon vor drei Wochen auf der Hochebene gegen Arachova zu und weiden oberhalb des Felsens mit der Quelle."

Georgi zog den Halbmantel (Talachani) enger um die Mitte, welche im ledernen Gürtel vielfaches Waffenwerk, Pistolen und Yatagan vor Allem zeigte, und indem ein flüchtiges unheimliches Zucken bei ihren letzten Worten sein gebräuntes Antlitz überflog, entgegnete er fast leise und nur höchstens noch von der Großmutter verstanden: „Aber wovon leben, Helene, mein Kind? wenn Grivas uns zu rauben verbietet und doch den ihm von der Regierung

*) Abgekürzt statt *τίποτες*.

gegebenen Sold selbst behält? Wenn er und die Capitanei überall das Beste für sich behalten? Wovon leben? Es ist Zeit, daß ich mich zur Ruhe setze und ich denke, Manolis, Dein Vater und Andreas geben Dich mir, wenn ich etwas besitze, um ein einträgliches Geschäft, als Agoiad etwa oder Chantzis oder selbst Schäfer treiben zu können, wovon wir dann leben."

„Sicherlich, sicherlich", zischelte hier die gute Base drein und rührte die schmorenden Kräuter im Topfe — „jetzt, wo der König im Lande ist, gibt es überall etwas zu verdienen. Bekommt nicht der alte Kutzojannis, der sein Leben lang nichts that, als die Esel der Bauern zur Mühle treiben, jetzt als Phalangit monatlich 50 Drachmen,— weil er, wie er sagte, den schrecklichen Mustapha Bey und Brionis und viele Hunderte noch mit eigener Hand an den Engpässen des Liakura getödtet habe? Armseliger! den Mustapha Bey! Keine Katze hat er getödtet! Er hat den Mustapha gar nicht gesehen — nicht einmal als er erfroren und verhungert in den Schluchten des Liakura gefunden ward! Aber ich, Deine arme Base, habe ihn gesehen, als er und seine Arnauten unser Dorf verbrannten, uns Flüchtige fingen und Deine Mutter, Georgi, und meine Schwägerin, arme Helene, tödteten und wie tödteten und mich und Alle verdarben, die nicht wie Dein Vater mit euch Kindern entkamen. Meine Augen haben keine Thränen mehr, um zu beweinen, was ich sah! Den Mustapha Bey will der Kutzojannis getödtet haben! Ah! er sah nicht einmal seinen mächtigen Bart, — davon allein wäre er schon gestorben, der Jämmerliche! — Du aber, Georgi, mach' daß Du leben kannst, sonst gibt Dir mein Bruder Manolis die Tochter nicht. Du mußt Geld verdienen! Habt ihr denn gar nichts von dem Zug in die Gebirge zurückgebracht? Christos, mein armer Mann, den die Albanesen im Wardussi fingen und wie ein Schaf schlachteten, Gott sei ihm gnädig, brachte immer von seinen Zügen mit dem alten Mamuris Gold und Gut genug mit."

Achselzuckend entgegnete Georgi, daß er außer einigen Waffen und zwei bis drei Goldstücken leider nichts habe erbeuten können. Er sei jetzt gesonnen, etwas Anderes zu versuchen.

„Und was denn?" frug die Alte hastig.

Vieldeutig achselzuckend — sonst nichts — antwortete der Gefragte. Aber Helenens Wangen hatten sich plötzlich geröthet und erregt sprach sie mit funkelndem Blick: „Schande über Dich, Georgi, und Dein Andenken bei mir, wenn Du die lasterhafte Bahn der Räuber einzuschlagen gedenkst, anstatt ehrlich Dein Brod mit Arbeit und in Ruhe zu verdienen. Andreas, mein Bruder, sagte immer, Du gefielest ihm nicht mit dem Pallikarenwesen und Grivas' Corps sei nicht viel besser als Räuber, — schäme Dich dessen, da es gilt, daß wir ein ehrliches Volk wieder werden und die Christen befreien, die noch von den Türken unterjocht sind. Wie oft bete ich" — und hier wandte sich das Mädchen gegen ein in finsterster Ecke hängendes Bildchen, vor dem ein gelber Wachsstumpfen den Grad der ihm gezollten Verehrung anzeigte — schlug drei tiefe Kreuze mindestens siebenmal und fuhr fort — „wie oft bete ich zur Panagia, daß sie die vielen verlorenen Söhne von Hellas retten möge und Dich — ja Dich, ich schäme mich nicht es zu sagen, denn Du bist ja mit mir aufgewachsen und wir haben zugleich unsre Mutter verloren und Du den Vater dazu — ja Dich vor Allen — Dir gilt mein Gebet wie dem Vater und der seligen Mutter."

Mit einer verächtlichen Geberde gegen das Bildchen hin und mit schamlos frechem Lachen wandte sich der Georgi gegen die Base, die indessen sich gleichfalls bekreuzt hatte und meinte: „die Panagia will nicht essen täglich und braucht keine Schuhe und Kleider — thörichtes Zeug das, mein Kind, — Du kennst das Leben nicht!" und damit setzte er sich mit untergeschlagenen Beinen auf die Strohmatte neben die Alte und beide aßen Brod und die „Kräuter." — Helene aber nahm zornglühenden Angesichts den braunen großgehenkelten Wasserkrug und ging der Thüre zu, um Wasser zu holen. Aber schon nach wenigen Minuten kehrte sie zurück, athemlos, bleich, bestürzt, und sagte zu den am Boden sitzenden, daß fremde Männer eben im großen Haufen angekommen und sich im Dorfe gelagert hätten.

Blitzschnell flog Georgi empor, warf sogleich die Thüre zu und eilte an eine bestimmte Luke des Hauses, um durch eine kleine Oeffnung derselben zu spähen. Sein Gesicht war dabei fahl geworden vor Schrecken, — seine Augen glänzten wie die eines gefangenen Iltis, selbst die Waffen zu prüfen, vergaß er. Immer ist der erste Gedanke des Südländers Flucht, — der zweite List, — der letzte erst Wehr, — dann aber, wenn abgenöthigt, eine verzweifelte.

Der Pallikar hatte bald entdeckt, daß dies nur Reisende und dazu noch meistens „Franken" wären. Schnell glättete sich die Miene, sogar ein freudiges Lächeln zog über seine mageren Lippen, dem eine unbeschreibliche Fratze seines ganzen Bocksgesichtes folgte. Er theilte seine Meinung über die Reisenden der Alten und Helene mit, meinte dann, es sei Zeit, Abschied zu nehmen und erklärte der willenlos ihm die Hand reichenden Geliebten, daß er ihren Vater und Bruder auf dem Liakura besuchen werde. Kopfschüttelnd sah ihm Helene nach, als er jetzt majestätischen Blickes und in stolzer Haltung das kleine Haus verließ und geradezu gegen die gelagerte Gruppe vorschritt. Die Groß-

mutter meinte tröstend: So sind eben die Pallikaren, mein Kind!

Georgi war eben nahe an unsre Reisenden gekommen, als der Capitän von einem mächtigen Zug aus der Tsitsa absetzte und wohlgelaunt nach der Erquickung auch gleich dem Vorübergehenden zurief Halt zu machen — und da dies von Georgi nicht gleich in militärischer Ordnung geschah, so setzte er eine Verwünschung bei und wiederholte den Befehl, indem er zugleich bemerkte, er erkenne an ihm einen königlichen Pallikaren und als solcher habe er ihm, dem Capitän zu gehorchen. Als nun Georgi auf ihn zutrat und dann sich militärisch aufstellte, jedoch nicht ohne die vom Wildfang noch gebliebene Grazie und fern von aller Steifheit — fragte der Capitän bloß, was er hier thue? „Auf Urlaub," lautete die Antwort. Ob er von hier sei? Die kurze Entgegnung hieß: Ja! Ob es sicher in der Gegend und namentlich auf dem Liakura sei? Darauf folgte die bekannte tip sagende Pantomime mit souveräner Verächtlichkeit gegen Jeden, der zweifeln könnte, daß der Parnaß so sicher wie der Gerichtshof von Athen sei. Als hiemit das Examen beendet war und Georgi sich entfernen wollte, riß Panagioti, der sich hinter ihn geschlichen hatte, plötzlich dem nichts ahnenden Pallikaren den Yatagan aus der Scheide, schwang ihn wegspringend in der Luft und rief hohnlachend: „Jetzt, Pallikari, jetzt gilt's — was gibst Du, wenn ich Dir den Yatagan wieder gebe? Offen habe ich Dich beraubt und nun bin ich der Herr!" Einen Augenblick überflog verhaltene Bosheit das Antlitz Georgi's, dann deutete er lächelnd auf seine zwei Pistolen, die ihm noch im Gurt staken, streckte die Hand nach dem Yatagan aus, den ihm Jener auch sogleich hinreichte und entfernte sich, den Capitän nochmals militärisch grüßend.

Dieses Zwischenspiel hatte indessen nicht vermocht, die Gesprächsgruppen unsrer Wallfahrer zum Parnaß aufzulösen und so setzten sie denn bei Wein und kalter Küche auf den Boden gelagert ihre Unterhaltung fort. An Lord Hesiod, der auf einem Steinblock saß und von zahlreichen Flaschen von Sherry, Stücken von geräuchertem Lachs und Chesterkäse umgeben war, schloß sich mit Vorliebe der lustige Karachlaras, alias Krakl, der Philhellene aus dem bairischen Wald, an und auch der Lord fand an ihm großes Vergnügen. Es ward bald klar, daß der Lord ihn gar nicht für einen Deutschen, sondern für das Urbild eines echten Hellenen hielt, für einen directen Abkömmling der Miltiades und Epaminondas der hellenischen Zeit, — seine Aussprüche galten ihm Alles und er verfehlte nicht, trotz aller Schwierigkeit, sich verständlich zu machen, da Keiner des Andern Sprache verstand, den Sinn von Krakl's Urtheilen sorgfältig aufzuschreiben.

„That's Daulis? — Daulis?" fragte der Lord.

„Daulis das! Daulis!" antwortete Krakl und machte zugleich eine Pantomime mit der Faust, welche das Tambourinschlagen, die charakteristische Musik der zahlreich hier wohnenden Zigeuner bedeuten sollte.*)

„Castor und Pollux?" fragte bedeutsam Se. Lordschaft entgegen, an den Faustkampf denkend — und hob die Augenbrauen.

„Yes, Sir!" erwiederte der die Frage nicht verstehende Capitän und griff nach dem Sherry.

„Yes Sir? Aha!" wiederholte Lord Hesiod und notirte:

„Daulis, ein verfallener Ort am Parnaß, Geburtsort von Castor und Pollux."

Sehr zufrieden mit dieser antiquarischen Ausbeute wandte er sich nunmehr der Erfrischung zu, in deren Vertilgung er und der Capitän bald wetteiferten.

Neben ihnen wurde jedoch in derselben Richtung weit ernsthafter vorgegangen, indem sich der Philolog, der Botaniker und Skarlatos Tsoupos antiquarischen Conjecturen hingaben.

„Daulis," sagte der Philolog, „soll schon Tereus, der mythische König, überdies ein Thraker, beherrscht haben, — aber auch im Megarenser Gebiet sei sein Reich gelegen gewesen. Die Geschichte mit der Verwandlung des Tereus und seiner Frau und Schwester in Wiedehopf, Nachtigall und Schwalbe sollte hier eine vielleicht mit der Naturgeschichte zusammenhängende Erklärung finden. Daulis hieß in uralter hellenischer Zeit Wald und wieder sei der Ortschaft der Name von der Nymphe Daulis, der Tochter des Cephiseus gegeben worden.

„Und ich," fiel nun der Botaniker ein, „halte von aller Tiefsinnigkeit in der Symboldeutung und den Metamorphosen nichts. — Der alte Tereus hatte seine Herrschaft, die ihm etwas eintrug, im alten Megarensergebiet und hier in Daulis, das übrigens, wie ich fest glaube, mit Ausnahme der zwei Minervastatuen, niemals schöner wie heutzutage war, hatte er ein Jagdschloß, zog sich zuletzt, von seinen Verwandten aus Attika aus seiner alten Besitzung in ihrer Nähe gejagt, hieher mit Frau und Schwester zurück und ließ nichts mehr in Attika und Böotien, wo sie allein Sagen und Bücher machten, von sich hören. Im Herbste kam dann, wie noch heutzutage, der Wiedehopf auf seiner Wanderung nach Athen und da sagten sie, das sei der Tereus, der seine Frau und ihre Schwester in die Wälder des Parnaß geführt habe,

*) Tambourlo oder Dauli sind die in der Türkei gebräuchlichen Namen dafür.

wo letztere klagend sängen. Sie hießen ihn spottweise so, wie wir z. B. Jemand einen Mistfinken, Zeisig, eine Gans, Lockvogel, Stößer, Schnepfe 2c. nennen."

Da der Philolog sich hier entrüstet abwandte, lenkte der Botaniker wieder ein, ihn begütigend, und fuhr fort: „Jetzt nistet kein Wiedehopf mehr am Parnaß, wahrscheinlich auch in ganz Griechenland nicht mehr, — Nachtigallen schlagen, wenn auch sehr häufig um Lebadia und an wasserreichen Waldschluchten in ganz Griechenland, doch nicht häufiger in Daulis, — die Schwalben aber brüten und hecken Junge, wie wir mit unsern Augen sehen und dem die Alten widersprachen. Ein Jäger würde am ganzen Parnaßgebirge weder Wald zu einer ordentlichen Jagd noch Wild genug finden, um sich einen Monat lang zu ernähren. Der Wald ist gefallen, die Quellen versiegt, der Wiedehopf zog an den Pindus und Welaho, die Nachtigall in schattige wasserreiche Haine der Niederungen und Schluchten, die Schwalben aber, die Sommervögel der heißen, trockenen Jahreszeit vor Allen, befinden sich besser, haben Terrain gewonnen. Beweist das nichts für meine Ansicht, daß man die Naturschätze eines Landes mit großartigen Folgen ruiniren kann? Daß Griechenland ein verbrauchtes Land ist?"

„Nichts da! Nichts da!" rief widersprechend der aus seinen Umhüllungen sich aufrichtende verkümmerte Jugendgreis Skarlatos, der Phanariot, und fuhr fort: „Griechenland war nie anders, wie jetzt, nicht schöner nicht häßlicher, nicht reicher nicht ärmer. Tereus und die althellenische Knabenliebe, worauf der im Mythus auch vorkommende Attys deutet, erklären Alles. Die Schwestern schlachten ihn und Tereus, der es nach dem Verspeisen gewahr wird, jagt sie aus dem Hause, — die eine in die Felsenklüfte = Schwalbe, wo sie nicht brütet, — die andere in die Niederung, an die Ufer des Cephissus = Nachtigall, die klagt. Er selbst, der mürrische Wiedehopf, der nie singt, ging dann wieder nach Athen, um sich einen anderen Attys zu holen. Geht mir mit Euren abgeschmackten abendländischen Begriffen von Liebe, die allzuhäufig nur Schein ist. — Ja," fuhr er fort, „bei Euch ist so viel Schein wie bei uns. Ehrlich sind auch nur die Dummen, die Treuen, bei denen die religiösen Bande, deren sich der Lehrer selbst längst entschlagen hat, noch haften. War mein Volk groß in der Heroenzeit mit jeglicher Barbarei und Flegelei, — oder war es groß, da es philosophische Windbeuteleien trieb und sich von Sclaven ernähren ließ, — oder als es von ehrgeizigen Demokraten oder Tyrannen sich leiten ließ? Oder ist es jetzt groß, wo es über die alten Vorurtheile hinüber sublimirt ist und sich weder von angeblichen völkerbeglückenden Systemen verschiedener Art, noch von den Ködern: Vaterlandsliebe, Aufopferung, Treue, Tapferkeit, Adel der Gesinnung und dergleichen fangen läßt? Ihr rühmt den Fortschritt in Förderung Eurer materiellen Interessen und seht darin insbesondere den Unterschied zwischen Eurer und der althellenischen Cultur. Je nun, wir pflegen jene schon längst mit dem besten Erfolg und gestehen nur ein, was Ihr Euch noch zu schämen scheint. In den Vereinigten Staaten allein fing man gleich mit dem rechten A B C wieder an und hält mit Recht aus aller Kraft an der Sclavenarbeit. Eure Bauern sind trotz aller Freiheit nicht viel besser daran. Selbst Eure Kunst ist schon Heuchelei, — die Manier beherrscht bereits Alles, — das Theater z. B. bis zum Unausstehlichen."

„Nun, das muß ich gestehen," fiel da der Philolog dem Redseligen ein, — „Sie bringen mit ihrem neugriechischen Jargon nicht einmal mehr eine Posse in Athen zusammen und wollen unserm Theater die Grundlage bestreiten? — die wahre Natur unsrer gesammten nationalen Entwicklung, die sich in ihm offen ausspricht, die der hellenischen so nahe steht, daß wir grade erst jetzt mit Erfolg wieder classische Stücke aufführen können?"

„Aber," fiel gähnend der Botaniker ein, während der Philolog den modernen Hellenen mit tiefster Verachtung betrachtete, „was hat denn diese wahrhaft post-hume Philosophie mit Vater Tereus „vom Walde", mit Prokne und Philomele zu thun, mit der Metamorphose, dem schönen Alterthum und dem dürren Gestrüpp? Fort mit euren Grabesreden, — trinkt den hellen retzinato und freut Euch am dünnen Schatten der Pinien, dem klaren Aether und den schönen Felswänden, — immer war's schön in Hellas schon seit Deukalion sich hier aus der Fluth rettete."

„Deukalion Flood?" fragte Lord Hesiodus.—

„Yes, Sir!" sagte Krall und machte die Geberden eines Schwimmenden.

„A—ha—" erfaßte es der Lord — und notirte:

„Ertrunken am Parnaß."

Endlich war die Zeit zum Aufbruch gekommen und in wenigen Stunden waren die Reisenden im Kloster St. Jerusalem, welches schon in der Waldgrenze des Gebirges, in der Schlucht zwischen den zwei höchsten Kegeln nahe an 4000 Fuß hoch lag, angelangt. Am andern Morgen ging es dann zeitig zu Fuß von hier aus auf das Plateau in die Kuppen, in der Absicht, durch die Schifte auf Umwegen wieder nach Daulis zurückzukehren und dahin die Pferde vorauszuschicken.

Fortsetzung folgt.

Thomas Carlyle in Chelsea.

Von Moritz Hartmann.



Die Gegend Londons, die heute von den comfortabeln Gebäuden und den weitläufigen Gärten von Chelsea-Hospital und von einem Labyrinth von Gassen und Gäßchen erfüllt ist, war noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts eine der ödesten Umgebungen der englischen Hauptstadt. Nach der Islington-Ebene und dem traurigen Plateau von Black-Heath war sie der beliebteste Schauplatz der verwilderten Kinder politischer Bewegungen und jener herabgekommenen Squiers und Sirs, die unter Tags um Convent-Garden zechten und in der Dämmerung auf's Pferd stiegen, um ein verspätetes Stegreif-Ritterthum zu treiben. Selbst die Könige verstärkten ihr bewaffnetes Gefolge, wenn sie jene Gegend zu passiren hatten. Das Dorf Chelsea, mehr noch durch die Unsicherheit des Weges als durch die große Entfernung von der Hauptstadt getrennt, hatte trotzdem fast zu allen Zeiten eine interessante Geschichte oder war doch wenigstens fast immer durch geschichtliche Personen interessant. Vor Allem war es der Zufluchtsort berühmter Flüchtlinge und Verbannter, die, nachdem sie sich überzeugt, daß in der Fremde wenig Hülfe und Heil für's Vaterland zu suchen ist, sich in seine Einsamkeiten zurückzogen. In Chelsea wohnte eine Zeit lang Antonio Perez, das berühmte Opfer Philipp's II., der es seinem Staatssecretair nicht vergeben konnte, daß er die einäugige Prinzessin Eboli ebenfalls schön gefunden und daß ihr, wie sie sagte, das unnennbarste Kleidungsstück des Secretärs lieber war, als der ganze König, in dessen Reiche die Sonne nicht unterging. Von Chelsea aus besuchte Antonio Perez den großen Francis Bacon, der damals, noch ziemlich unbekannt, in einem Schloßflügel von Hamptoncourt seine Experimente machte und von hier schrieb er die schmeichlerischen, geistreichen und eleganten Briefe an seinen Beschützer und suchte er die politischen Intriguen einzufädeln, vermittelst welcher er sich an seinem Herrn für jahrelanges Gefängniß, für Folter, Inquisition, Confiscation und Verbannung rächen wollte. In Chelsea wohnte später, unter Königin Anna, der tapfere Prophet und General der Cevenolen oder Camisarden, Jean Cavalier. Hier schrieb er seine Memoiren, um die Sympathien der protestantischen Zeitgenossen zu gewinnen, nachdem auch er, wie Antonio Perez, umsonst versucht hatte, England gegen den Unterdrücker seines Vaterlandes, Ludwig XIV. aufzustacheln. Sein Nachbar war der edlere und weiter blickende Labourlie, der den protestantischen Aufstand der Cevenolen als solchen mißbilligte und, alle Ideen der späteren französischen Revolution anticipirend, aus demselben eine allgemeine französische Bewegung für allgemeine Freiheit, für Unterdrückung der Feudalität und des absoluten Königthums machen wollte. Auch gelang es ihm, die katholischen Bivonaisen, seine Landsleute, zu Bundes- und Kampfgenossen der Camisarden zu machen und einen Aufstand hervorzubringen, der als ein sehr frühes Symptom des Jahres 89 von den Historikern zu wenig berücksichtigt worden. — In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war Chelsea bereits eine angenehme Villegiatur der Wohlhabenden und Adeligen, und unter ihnen, freilich in einem sehr bescheidenen Cottage hauste der Flüchtling Mirabeau, der später von einem andern Bewohner Chelseas gefeiert werden sollte. Dieser andere Bewohner Chelseas ist der Historiker der französischen Revolution, Thomas Carlyle.

Heute ist Chelsea mit London zusammengewachsen und bildet, unter den hundert Theilen, welche die gewaltige Metropolis ausmachen, einen der schönsten. Seine nördlichen Gassen sind von einer breiten Straße durchschnitten, auf welcher sich in zahllos hin und her rollenden Omnibussen und Cabs kleine Völkerwanderungen bewegen. Im Süden ist es von der Themse begrenzt, auf deren Rücken eben so viele Dampfomnibusse und mit Ebbe und Fluth geschäftige Waarenschiffe herauf und herunter strömen. Jenseits der Themse erheben sich in alten Stylen, mit Thürmen und festen Mauern secularisirte Abteien, die hier einst in tiefer Einsamkeit standen und nun von den Feuerwerken und der lärmenden Musik Vauxhalls und der Cremorn-Gardens umwogt sind. Nur im Innern Chelseas ist es noch dörflich still; überall sind die Häuserreihen von Gärten unterbrochen, und in diese Stille, in welche Thackeray seine fallirten Kaufleute und verarmten Waterloo-Officierswittwen verbannt, haben sich verschiedene Berühmtheiten Englands, als in ein Tusculum zurückgezogen. Aus einem der schönen

Häuschen, die auf die Themse sehen und hinter Spalieren, Bäumen und Schlingpflanzen aller Art wie Vogelnester hervorlugen, hat man erst vor wenigen Jahren den Sänger irischer Noth und orientalischer Freuden, Thomas Moore herausgetragen, um ihm im Dichterwinkel zu Westminster den Platz anzuweisen, der ihn durch so viele Jahre erwartet hatte. In dem stillen, kleinen, von Baumgrün eingefaßten Gäßchen Cheyne Row wohnt seit Jahren und noch heute eine der berühmtesten und sonderbarsten Erscheinungen des neuen Englands. Thomas Carlyle lebt in seinem ruhigen und bequem eingerichteten Häuschen, mit seinen durch literarische Thätigkeit erworbenen Renten, wie in einem Hafen, wie in einer von Blumen und Baumschatten hold umfriedeten Bucht, ohne eigentlich jemals die Stürme des Lebens erprobt zu haben. Dennoch erscheint er oft wie ein wettergebräunter Matrose, der von nichts als Klippen und Wirbelwinden und tückischen Stürmen, die die ganze Welt und die ganze Lebensfahrt verderben, zu erzählen weiß. In dem comfortabeln Parlour, mit den Händen über den Knieen zusammengepreßt, oder hinter dem Hause in dem kleinen, friedlichen Gärtchen, die kurze Tonpfeife im Munde und düstere Falten auf der Stirn, sitzt, entweder unendliche Reden heraussprudelnd, oder düster schweigend, der Menschen- und Weltverächter Thomas Carlyle. Wie kam er dazu, so zu werden wie er ist? Oder soll er ganz gegen seinen Willen ein lebender Beweis sein, daß man die Welt um so mehr verachtet, je weniger man sie kennt?

Carlyle ist der Sohn eines schottischen Farmers, der seine kleinen Mittel anstrengte, um seinen Kindern eine gute Erziehung geben zu lassen. Thomas wollte nichts Anderes werden, als Schriftsteller und schrieb frühzeitig freisinnige und volksfreundliche Artikel in die Edinburgh Review. Von der Welt hatte er nichts gesehen, da er, als ein geistreicher und vielversprechender junger Mann in die Kreise der gebildeten und klugen Aristokratie Schottlands gezogen wurde. Das prächtige und sorgenlose Leben gefiel ihm, die olympische Heiterkeit imponirte ihm und ehe er sich dessen versah, war er ein Aristokrat. Es schien ihm, als ob die Welt nur einer kleinen Anzahl von Auserwählten gehörte. Zu Excentricitäten geneigt und vielleicht erkennend, daß die Ausgewählten, die er vor sich hatte, noch nicht die rechten Auserwählten seien, ging er auf seinem Gedankenwege einen Schritt weiter und erkannte nicht mehr auserwählte Kasten an, sondern auserwählte Individuen, „Heros, Helden", denen die Welt und die Weltgeschichte nach göttlichem Rechte ganz allein angehören sollte. Er bildete diesen Cultus der Persönlichkeit in sich zu einem Systeme aus und ging nach London, wo er seine Vorlesungen über „hero worship" oder Heldenverehrung hielt, die er bald als Buch herausgab und die durch die Eigenthümlichkeit ihres Inhalts wie ihres Styles den Grund zu seiner Berühmtheit legten und als Ausgangspunkt der ganzen schriftstellerischen Thätigkeit Carlyle's zu betrachten sind.

Alle seine späteren Werke sind nichts Anderes als weitere und excentrische Ausführungen und, wie er glaubt, schlagende Belege des Gedankens, den er in seinen Vorlesungen On hero worship auseinandersetzte. Sein System aber, wie es aus seinen Worten hervorgeht und wie er es Jedem, den er für würdig hält, in dürren Worten darlegt, ist dieses: Die Menschen sind Bestien und der Teufel regiert die Welt. Um die Bestien zu zähmen, daß sie sich nicht unter einander auffressen, schickt Gott von Zeit zu Zeit große Männer. Große Männer sind ihm aber vorzugsweise Diejenigen, die die Menschheit unterdrücken, sie auf's Blut geißeln und ihr alle die Leiden zukommen lassen, die sie in Folge ihrer Bestialität verdienen, mit Einem Worte die Tyrannen und Despoten. Alle Scheußlichkeiten, die den Menschen entehren, Grausamkeit, Niederträchtigkeit, Verrath, Undankbarkeit nennt er vorzugsweise „menschlich", „human", als den Menschen vorzugsweise bezeichnend.*) Seinen Helden aber, seinen großen Individuen, denen, die gekommen sind, die Menschheit nach Verdienst zu mißhandeln oder auch durch Bildung und Civilisation vorübergehend zu bessern, verzeiht er Alles; sie sind zu Allem berechtigt. Sie haben alle „Formeln verschluckt", „swallowed all formulas", das ist, sie gehen ihren eigenen Weg, sie stehen über allem Hergebrachten in Moral und Aesthetik; sie dürfen im Grunde genommen Alles thun, was ihnen einfällt, und was ihnen einfällt, ist göttliche Eingebung. Er schreibt alle seine Bücher, um solche Formelverschlucker zu feiern. Er schreibt die französische Revolution nur, um die drei Formelverschlucker Mirabeau, Danton und Napoleon, „the Three", in's gehörige poetische Licht zu setzen und bei dieser Gelegenheit die Menschheit zu verhöhnen, daß sie es wagt, nach Freiheit zu streben, während sie doch den Formelverschluckern als Beute anheimfällt. Er macht Cromwell zu seinem Helden, nicht weil dieser den Grund zu Englands Größe gelegt, sondern weil er den Parlamentarismus zum Spott gemacht und gezeigt hat, was die Persönlichkeit vermag und die persönliche Willkür — weil er die Formel des Königthums und der Freiheit zugleich verschluckt hat. Und endlich kommt Friedrich der Große an die Reihe, nur weil er Kraft seines Willens die Welt aufgewühlt und alle Schranken, die ihn beengt,

*) Behold it is human. — Here too is human Nature once more human. Franz. Rev.

niedergerissen hat. Wie die Verehrung des Einzelnen, die Autorität der Persönlichkeit die genannten Bücher hervorgebracht, so ist aus der allgemeinen Menschenverachtung die Reihe seiner Latter-Day Pamphlets, oder Jüngsten-Tags-Pamphlete hervorgegangen, in welchen er nur die lächerliche Seite aller populären Institutionen, aller freiheitlichen Bestrebungen, aller Volksanstrengungen hervorhebt und in denen er zeigt, daß Alles, was man in neuerer Zeit groß nennt, nur aus dem „Biber-Verstand“ der Menschen entsprungen und daß alle die Bestrebungen nach Freiheit und Menschenwürde, alle Völkerkämpfe und Krämpfe nur dem Untergange, dem „Jüngsten Tage“ zuführen. Die Zeit ist des Teufels!

Aber ein solches System ist Wahnsinn? Allerdings! Wenn bedeutende Geister irren, streift der Irrthum an Wahnsinn, besonders bei Engländern. England zeichnet sich vor allen Ländern dadurch aus, daß es sich selbst die meisten Feinde geboren und erzogen hat und zwar bedeutende und geistvolle Feinde; nicht Verräther, aber Hasser, tiefe Verächter entweder des ganzen Staates oder einzelner Zustände und Institutionen, moralischer, religiöser oder politischer. Und da die Engländer Insulaner sind und meist nur England kennen und, trotz aller Verachtung oder alles Hasses gegen ihr Vaterland, dieses doch für das erste Land der Welt halten, wird es ihnen leicht, Haß und Verachtung auf die ganze Menschheit auszudehnen. Diese Ausdehnung gewährt ihrem niemals todten Nationalgefühl noch eine Art von Trost. Hobbes haßte die Freiheit Englands und machte sich ein philosophisches System zurecht, nach welchem nur der absoluteste Despotismus die der Menschheit würdige und ihr passende Regierungsform sei. Hobbes hatte die großen Kämpfe mit angesehen, welche der Eroberung der englischen Freiheit vorausgingen und er erschrak vor den Gräueln des Bürgerkriegs und der Revolution, die nicht mit Bonbons und Zuckerwasser gemacht werden können. Carlyle ist ein unbewußter Nachtreter Hobbes' und, ein schwächerer Geist als dieser Philosoph, haben schwächere Bewegungen, die ewige Unruhe des Parlamentarismus, die donnernden Reden, die Wahlumtriebe auf ihn, den Stubengelehrten schon so bedeutend gewirkt, wie die großen Revolutionen auf Hobbes. Ein englischer Stubengelehrter aber ist ein bei Weitem abstracteres Geschöpf als ein deutscher Stubengelehrter. Als Engländer, das ist, als Insulaner und als Stubengelehrter ist er doppelt isolirt; er sitzt auf einem kleinen Isolirschemel, der auf einem größern steht; er ist außer aller Verbindung mit dem allgemeinen Erdgeist; alle Elektricität bleibt in seinem Kopfe stecken und zeugt da die sonderbarsten, gespensterhaftesten und unheimlichsten Gedanken.

In Chelsea, Cheyne Row Nr. 5. findet der Besucher ganz den Mann, den er schon aus seinen Büchern kennen gelernt. Gleich beim Eintritt in das Empfangs- oder in das Arbeitszimmer merkt man, daß man sich beim Hero worshiper befindet. Ueberall finden sich Erinnerungen an die Persönlichkeiten, die Carlyle's Heros oder Halbgötter sind. Uns interessirt vor Allem Goethe, der mit zu dieser Zahl gehört, und dessen Wilhelm Meister Carlyle in früher Zeit übersetzt hat. Auf Wänden und Kaminschirmen, überall finden sich, aufgehängt oder aufgeklebt auf Goethe bezügliche Bilder: Goethe in den verschiedenen Lebensaltern, Goethe's Geburtshaus, Goethe's Wohnhaus in Weimar, Goethe's Sommerhaus, Goethe in Pompeji, Illustrationen aus Goethe's Werken und in Carlyle's Reden oft Citationen aus Goethe's Prosa und Versen. Seine Verehrung für Goethe streift an religiösen Cultus und in einer Discussion kann man ihn am leichtesten mit einem Goethe'schen Ausspruche widerlegen. Vor einem solchen Ausspruche beugt er sich, wie ein Gläubiger vor einer Stelle aus dem Evangelium oder aus einem Kirchenvater. Man erzählt auch, daß ihn seine kluge und liebenswürdige Frau, so oft er eine excentrische Unternehmung vor hat, mit einem Goethe'schen Citat im Zaume hält, und daß sie das häusliche Leben überhaupt mit Sentenzen seines Heiligen lenke und regiere. Beim Mittagessen, besonders aber beim Thee ist Carlyle außerordentlich beredt; nur nach Tische, wenn er mit einem breiten grauen Hut auf dem Kopfe in seinem Gärtchen sitzt und aus kurzer Tonpfeife, je nach der Beschaffenheit seiner Träume und Gedanken dichte oder dünne Rauchwolken, schnell oder langsam ausstößt, liebt er es zu schweigen. Seine Rede, ein über Stock und Stein mit wilden Sprüngen hineilender, unaufhaltsamer und rauschender Bergbach, der unversiegbar scheint, gleicht ganz seinem Style, den die Engländer deutsch und die belesenen unter ihnen Jean-Paulisch nennen. Ganz mit Unrecht. Jean Paul schachtelt unzählige Sätze und Sätzchen in einander, die zusammen Einen großen, langen Satz ausmachen und in dem Einen Satze spricht er von hundert verschiedenen Dingen und spielt nebenbei noch auf ein Dutzend andere Dinge an. Carlyle hingegen reiht eine Anzahl kleiner, zerhackter Sätze in unendlicher Folge an einander. Zwischen seinen Sätzen und selbst zwischen Theilen seiner Sätze entstehen tiefe oder breite Abgründe, über die man nur mit Hülfe eines Gedankenstriches oder eines lyrischen Sprunges, oder eines Salto mortale gelangen kann. Jean Paul ist immer milde und hat jenen Humor, von dem man sagt, daß er unter Thränen lächelt. Auch Carlyle nennt man einen Humoristen, aber sein Humor lächelt nicht; er lacht höhnisch, er ist ein lauter wilder Lacher, wenn

auch die Thräne nicht zu verkennen ist, die ihm manchmal beim Lachen ganz gegen seinen Willen in's Auge tritt. Wenn Carlyle's Schriften gut und der Wahrheit gemäß interpunktirt sein sollen, dürfen nur Gedankenstriche, Frage- und Ausrufungszeichen darin vorkommen; Punkte, Kolons und Semikolons müßten von Rechtswegen gänzlich verbannt sein. Seine Geschichte der französischen Revolution ist für seine Anschauungsweise wie für seinen Styl besonders bezeichnend. Hat er eine französische Revolution geschrieben? Nein! Er hat in Prosa ein lyrisch-satyrisch-philosophisches Gedicht über die große historische Periode verfaßt. Wie sollte Carlyle der Reihenfolge nach eine Begebenheit erzählen können, da ihm bei jedem Ding, das in dieser Begebenheit die untergeordnetste Rolle spielt, bei jedem kleinen Gamin, der einen Pflasterstein aufhebt, hundert philosophische und satyrische, lustige und traurige Gedanken, ferner unzählige Metaphern, Bilder, Gleichnisse, gute und schlechte Witze einfallen? Er hat genug zu thun, wenn er von all' dem nur ein kleines Bruchtheilchen zum Besten gibt, wenn er sich nur begnügt, auf Alles, was ihm einfällt, eine kurze Anspielung zu machen. Da sieht denn auch jede Seite wie eine Schatzkammer und wie eine Rumpelkammer zugleich aus. Das Factum, die Thatsache kann nur hie und da das Haupt hervorheben; immer muß sie bescheiden auftreten und immer verschwindet sie wieder, denn um sie herum tanzen, springen, singen, lachen, beten, schreien Fetzen von Elegien, Oden, Hymnen, philosophischen Reflexionen, Allegorien und von allem Möglichen, was ein dichterisch aufgeregter Kopf aushecken kann. Manchmal freilich wird es ruhig; ein feierlicher Moment tritt ein, die Wolke unzähliger kleiner Schönheiten und Gespensterhaftigkeiten theilt sich und es entfalten sich große epische Gemälde, die des größten Dichters wie des größten Historikers würdig sind. Dann fühlt man, wie sich der Verfasser an dem großen Anblicke erfreut und der Leser freut sich an der Freude des Mannes, der der Freuden so wenig hat und sich das Leben mit trüber Anschauung verbittert. Schwerlich würde man sich mit ihm freuen, wenn man sich nicht jener oben erwähnten Thräne erinnerte und nach allem Hohn, den Carlyle der Menschheit nachwirft, zur Ueberzeugung gelangte, daß hinter all' der Verachtung sich nur eine tiefe Klage um die Menschenwürde verstecke, welche Carlyle verloren glaubt. Wie nah verwandt sind oft sogenannter Menschenhaß und echte Menschenliebe!

Ich war zu dieser Ueberzeugung gelangt, ehe ich Carlyle persönlich kennen gelernt und so konnte ich seine langen Reden, in denen die Worte: Gott, Teufel, böser Feind, Bestie, bestialisch und dergleichen sehr oft vorkamen, ruhig anhören und mich an den geistreichen Wendungen, den phantasievollen Ausschmückungen, den originellen Wortbildungen, Bildern und Gleichnissen erfreuen. Ohne Stocken Stunden lang fortsprechend, findet er immer das rechte Wort, ereifert er sich abwechselnd oder bricht über seine eignen Aussprüche in homerisches Gelächter aus. Zur Zeit meines ersten Aufenthaltes schwärmte er sehr für Kaiser Nikolaus und für die russische Regierungsform. Ein Attila, meinte er, wäre sehr an der Zeit. Von Cavaignac versprach er sich viel und hoffte in ihm eine Art Cromwell erwachen zu sehen, der den parlamentarischen Velleitäten der Franzosen ein Ende machen werde. In seiner kurzen, kunstlosen, soldatischen Redeweise fand er ein Symptom mehr des in Cavaignac versteckten Cromwellismus. Carlyle hat sich getäuscht, aber ein Anderer hat ihn indessen getröstet. Für Louis Napoleon muß er die größte Verehrung hegen.

Bei all' dem hörte er mit Interesse zu, wenn man ihm von freiheitlichen Bestrebungen des Continents erzählte und unwillkürlich nahm er oft Partei gegen sein eigenes System. Wie ernsthaft sprach er über das Frankfurter Parlament, das er doch ein „Windei“ nannte und wie bedauerte er, daß man nicht so oder so gehandelt habe, um sich einen bessern Erfolg zu sichern. Gleich warm sprach er mit Mazzini, dem Freunde des Hauses, über die italienischen Angelegenheiten und wie freute er sich, als dieser Agitator, dieser größte Feind seines Systems, glücklich und wohlbehalten aus Italien ankam und eines Tages, eben da ich zugegen war, bei ihm eintrat. Melancholisch bemerkte er, daß die Haare des Präsidenten der römischen Republik, seit er ihn nicht gesehn, etwas grauer geworden und da Mazzini zu erzählen anfing, folgte ihm der Vertheidiger des absolutesten Despotismus mit einer Theilnahme durch alle Phasen der italienischen Revolution, als wäre er der Cassius dieses Brutus gewesen. So habe ich ihn im Umgange mit Männern der verschiedensten Parteien gesehen und die Summe der persönlichen Erfahrungen ist dieselbe Ueberzeugung, die ich auch aus seinen Büchern geschöpft habe, daß sein ganzes schriftstellerisches Wesen nur ein Grollen, vielleicht ein verliebtes Grollen mit der Menschheit sei, an das er sich bis zu seinem sechzigsten Jahre gewöhnt hat, ohne daß es darum ein Bestandtheil seines innersten Charakters geworden.

Thomas Carlyle, eine lange, hagere, knochige Gestalt, hat fast immer nur als Schriftsteller gelebt und hat sich mit der Feder eine sichere, sorgenlose, comfortable Existenz gesichert. Diese Sicherheit und diesen Comfort athmet die ganze stille Wohnung. Er hat nie ein Amt bekleidet, obwohl sich jedes Ministerium gefreut hätte, ihm ein solches zu übergeben, denn Carlyle wird in London als eine große Autorität und

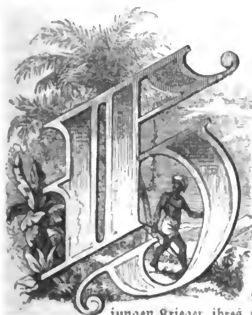
als großer Schriftsteller verehrt. Das konnte ich dem Benehmen aller Besucher absehen und habe es an mir selber erfahren, denn überall, wo ich durch eine Empfehlung Carlyle's eingeführt wurde, hat man mich mit großer Auszeichnung aufgenommen und ich wurde von der Gesellschaft mit großem Interesse betrachtet, wenn man mich auf die Empfehlung hin mit dem unberechtigten Titel „ein Freund Master Carlyle's" vorstellte. — Bei einem meiner ersten Abendbesuche in Carlyle's Hause bemerkte ich einen schönen, geistvoll blickenden jungen Mann, der den ganzen Abend schweigend in einer Ecke saß, andächtig auf jedes Wort des Hausherrn horchte und nur zu sprechen wagte, wenn die Hausfrau eine Frage an ihn richtete. Eine Freundin des Hauses, die ich heim begleitete, erklärte mir, daß dieser junge Mann sich seit Jahren um die Ehre, bei Carlyle's eingeführt zu werden, beworben habe, daß ihm das endlich gelungen sei und daß er es als ein besonderes Glück betrachte, nunmehr von Zeit zu Zeit wiederkommen zu dürfen. Damit seien dem jungen Manne viele andere bedeutende Salons geöffnet und die Thatsache, daß er Carlyle besuche, sei für ihn in jeder Beziehung und in ganz England eine sehr nützliche Empfehlung. Der junge Mann betrachtete den Eintritt in's Haus Carlyle's als den glücklichen und vielversprechenden Anfang einer Carrière.

Der berühmte, so allgemein geehrte Schriftsteller hat das Glück, eine der ausgezeichnetsten Frauen zu besitzen, die wegen ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer Milde und wegen des bei der Schroffheit ihres Mannes oft nothwendigen vermittelnden Wesens, in allen gebildeten Kreisen Englands fast ebenso berühmt ist, als ihr Gatte seiner Schriften wegen. Ihren klaren und durchdringenden Geist hat eine sehr sorgfältige und vielseitige Erziehung noch bedeutend erweitert und man behauptet, daß ihr Urtheil auf Thomas Carlyle's Schriften nicht ohne Einfluß geblieben. Madame Carlyle trifft man auch hie und da in den Gesellschaften des Westends, während Master Carlyle sein Tusculum von Chelsea nur sehr selten verläßt. Lady A., eine der geistreichsten Damen der hohen Gesellschaft, besitzt allein die Kraft, ihn aus seinem Hause in ihre Nähe und unter Menschen zu bringen.

Indianische Erzählungen und Sagen.

I.

Das weiße Stein-Canoe.



Heiter und hoffnungsvoll feierte ein schönes indianisches Mädchen mit einem jungen Krieger ihres Stammes ihre Hochzeit und starb plötzlich noch an demselben Tage. Obgleich der junge Gatte sehr tapfer war, so blieb sein Herz doch nicht gestählt gegen einen solchen Verlust, und von der Todesstunde seiner Geliebten an gab es weder Freude noch Frieden mehr für ihn. Oftmals ging er zu dem Hügel, wo die Frauen sie begraben hatten und saß dort sinnend und trauernd. Vergebens boten die Freunde Alles auf, seine Gedanken durch die Jagd oder den Kriegspfad zu zerstreuen, sein Herz lag todt in seiner Brust, und er legte Kriegskeule, Bogen und Pfeile zur Seite.

Einst hörte er von den alten Leuten, daß es einen Pfad gäbe, der zu dem Lande der Seelen führte, und er beschloß, ihn zu suchen.— Kaum wissend wohin er sich wenden sollte, wurde er nur durch die Sage geführt, die ihn nach Süden gehen hieß. Anfangs bemerkte er keinen Wechsel in der Gestalt der Gegend: Wälder, Hügel, Thäler und Ströme boten denselben Anblick wie in seiner Heimath. Schnee bedeckte den Boden und thürmte sich glänzend auf den alten Bäumen und Gebüschen, doch nach und nach begann er sich zu vermindern und verschwand endlich ganz. Der Wald bekam ein heiteres Ansehn, die Zweige trieben schon Blätterknospen hervor, und ehe er sich der Veränderung vollkommen bewußt wurde, umringte ihn der Frühling; das Land voll Schnee und Eis lag nun hinter ihm. — Als er weiter wanderte, sah er Blumen neben seinem Pfade sprießen und hörte die Gesänge der Vögel. Alle diese Zeichen stimmten mit den Sagen seines Stammes überein und ließen ihn erkennen, daß er den rechten Weg gewählt habe.

Er entdeckte einen Steg, der ihn durch anmuthige Haine zu einer langsam emporsteigenden Erhöhung leitete, auf deren höchster Spitze er

zu einer Hütte kam. An der Thür stand ein alter Mann mit weißem Haar und feurig leuchtenden, obschon tief eingesunknen Augen; ein Gewand von Thierfellen war lose um seine Schultern geworfen, die Hände stützte ein Stab.

Der junge Chippewayan begann seine Geschichte zu erzählen, aber ehe er noch zehn Worte gesprochen hatte, unterbrach ihn der ehrwürdige Häuptling:

„Ich habe Dich erwartet," erwiederte er, „und mich eben erhoben, Dich in meiner Wohnung zu bewillkommnen. Die, welche Du suchst, ist vor wenig Tagen hier vorüber gekommen, und ermüdet von der Reise ruhte sie bei mir aus. Tritt ein in meine Hütte und setze Dich nieder, dann will ich Deine Nachforschungen befriedigen, und Dir die Richtung für Deine fernere Reise angeben. —

Als der Chippewayan des alten Mannes Wunsch erfüllt hatte, und sie beide wieder an der Thür der Hütte standen, sagte dieser:

„Siehst Du jenen Meerbusen und die sich weit ausbreitende blaue Ebene jenseits? Sie ist das Land der Seelen, Du stehst auf seinen Grenzen und meine Hütte ist das Eingangsthor. Aber Du kannst Deinen Körper nicht mitnehmen und mußt ihn hier zurücklassen, sammt Deinem Bogen und Deinen Pfeilen, Deinem Bündel und Deinem Hunde, bei Deiner Rückkehr wirst Du Alles sicher wiederfinden."

So sprechend betrat er seine Hütte wieder, und der befreite Wanderer schwebte vorwärts, als wären seine Füße plötzlich mit der Macht von Flügeln begabt.

Alle Dinge ringsumher behielten ihre natürliche Farbe und Gestalt; die Gehölze und Blätter, Ströme und Seen erschienen ihm nur noch glänzender und schöner, als er sie jemals gesehen. Thiere durchkreuzten seinen Pfad mit einer Zutraulichkeit, die ihm zu erzählen schien, daß hier kein Blutvergossen werde.

Kein Ding brachte eine unnütze Wirkung hervor; sein Weg wurde nicht durch Bäume oder andere Gegenstände gehemmt, es schien, als gehe er durch sie hindurch; es waren in der That auch nur Seelen oder Schatten von wirklichen Bäumen, und er bemerkte, daß er im Lande der Schatten sei. So wanderte er fast den halben Tag durch eine Gegend, die immer anziehender wurde, bis er zu dem Gestade eines weiten Sees kam, in dessen Mittelpunkt ein großes und schönes Eiland lag. Er fand ein Canoe von glänzend weißem Stein am Ufer befestigt und war nun sicher, den rechten Weg eingeschlagen zu haben; denn von jenem Canoe mit den leuchtenden Rudern hatte ihm der Greis erzählt. Er bestieg es sogleich und nahm die Ruder zur Hand. Da erblickte er zu seiner Freude und Ueberraschung, als er das Fahrzeug wandte, den Gegenstand seiner Nachsuchung in einem andern Canoe, das in allen Dingen das Gegenstück des seinigen war. Sie hatte genau seine Bewegungen nachgeahmt, und vom Ufer abstoßend durchkreuzten sie Seite an Seite den See.

Die Wellen schienen sich drohend zu erheben, aber wenn sie zwischen ihren weißlichen Kämmen hindurchglitten, schmolzen diese hinweg, als wären sie nur die Bilder von Wellen.

Doch kaum waren sie glücklich einem Kranz von Schaum entgangen, so erhob sich ein anderer und sie blieben in beständiger Furcht. Aber der Herr des Lebens hatte beschlossen, sie sicher zu geleiten — denn keine ihrer Handlungen war schlecht gewesen — während so viele Andere kämpften und versanken in den Wellen. — Da waren alte und junge Leute, Männer und Frauen von jedem Alter und jedem Range; Einige fuhren glücklich hinüber, Andere gingen unter. — Nur den Canoes der kleinen Kinder schienen keine Wellen zu begegnen.

Endlich waren alle Schwierigkeiten wie in einem Augenblicke überwunden und Beide landeten am glücklichen Eiland. Sie fühlten, daß selbst die Luft da Nahrung enthielt, so kräftigend und stärkend war sie, und wanderten nun durch die gesegneten Gefilde. Niemand litt da Hunger, Niemand trauerte um Todte, sie sahen keine Gräber und hörten von keinem Kriege.

Freudig wäre der junge Krieger dort für immer geblieben, aber er war verpflichtet, zu seinem Körper zurückzukehren. Er sah den Herrn des Lebens nicht, doch er hörte seine Stimme in dem sanften Lufthauch:

„Geh' zurück," sprach diese Stimme, „zu dem Lande, woher Du kamst, Deine Zeit ist noch nicht gekommen. Die Pflichten, zu welchen ich Dich schuf, und die Du erfüllen sollst, sind noch nicht beendigt. Kehre zurück zu Deinem Volk und vollziehe die Pflichten eines guten Menschen; denn Du wirst der Herrscher Deines Stammes für viele Tage sein. Mein Bote, der das Thor hütet, wird Dir die Vorschriften mittheilen, die Du beobachten mußt; er wird Dir sagen, was Du zu thun hast, wenn er Dir Deinen Körper zurück gibt. Höre auf ihn, damit Du einst mit dem Geiste vereinigt wirst, den Du jetzt hier lassen mußt. Sie ist aufgenommen und wird für immer hier weilen, so jung und so glücklich, wie sie damals war, als ich sie zu mir berief aus dem Lande des Schnees." —

Die Stimme schwieg und der Erzähler erwachte. — Alles war nur das phantastische Spiel eines Traumes gewesen, und er war noch immer in dem bittern Lande des Schnees, des Hungers und der Thränen.

II.

Ampata Sapa oder das erste Weib.

Eine Sage von den Dacotahs.



Ampata Sapa war das Weib eines tapfern, jungen Kriegers und Jägers, sowie die Mutter seiner beiden Kinder. Sie lebten sehr glücklich zusammen, und dies Glück wurde noch erhöht durch die Veränderungen, die das Waldleben bietet.

In der Sommerzeit ließen sie sich in den Ebenen nieder, im Winter schlugen sie ihr Lager in dem Schutze der Gehölze auf. Jeder Wechsel wurde eine Quelle des Vergnügens für sie, weil er ihren Augen stets Neues zeigte.

Sie hatten an Allem Ueberfluß, ihnen mangelte Nichts, und so verflossen die ersten Jahre ihrer Ehe heiter und ungetrübt. Mit der Zeit wuchs das Ansehen des tapfern Kriegers bei seinem Stamme und er wurde bald als ein Weetshahstshy-Atapee oder Häuptling betrachtet, wodurch sich seinem Ehrgeiz und Stolz ein neues Feld eröffnete.

Der Ruhm eines Häuptlings wird, wie bekannt, durch die Zahl seiner Weiber vergrößert.— Doch obgleich sich nun Gäste zu seiner Hütte drängten, die einen, um seinen Rath zu hören, die andern, um seine Gunst zu gewinnen, empfand Ampata Sapa keine Unruhe darüber; denn das rothe Volk liebt es, Besuche zu empfangen und Gastlichkeit zu üben.

Das erste, was wie ein Mißton durch ihre Seele schnitt, war das Gerücht, der Häuptling wolle sich ein neues Weib nehmen. Diese Nachricht brannte wie Gift in ihren Adern; denn sie besaß ein stolzes Herz und liebte ihren Gatten zu sehr, um den Gedanken ertragen zu können, seine Liebe mit einer Andern zu theilen.

Ach, leider erfuhr sie nur zu bald, daß dieser Wunsch schon in der Seele ihres Mannes Wurzel geschlagen hatte, und daß alle ihre Bitten und Gegenvorstellungen fruchtlos waren. Er entschuldigte sich damit, daß es ihm größern Einfluß bei seinem Stamme verschaffe, wenn er die Tochter eines berühmten Häuptlings heirathe.

Doch ehe er Zeit hatte, das neue Weib heimzuführen, entfloh Ampata Sapa aus seiner Hütte, ihre beiden Kinder mit sich nehmend, und suchte die in einiger Entfernung gelegene Wohnung ihres Vaters wieder auf. Hier verflossen ihre Tage eine kurze Zeit in Ruhe und Stille, bis der ganze Stamm den Mississippi aufwärts zog zu seinen Jagdgründen. Sie freute sich, mit ihnen gehen zu können und wäre gern noch weiter gewandert, nur um noch entfernter von der Hütte ihres treulosen Gatten zu sein.

So entschwand der Winter, und als der Frühling die Knospen der Blätter öffnete, kehrten sie wieder zu den Ufern des Flusses zurück, besserten und putzten ihre Canoes aus, die sie dort gelassen hatten, befrachteten sie mit den Häuten der erlegten Thiere und stiegen zu den Wasserfällen von St. Anthony herab. Am Morgen der Einschiffung blieb Ampata Sapa hinter den Uebrigen zurück, bis diese sich der Strömung näherten, welche dem großen Wassersturz vorangeht. Dann zog sie ihr Canoe in den Strom und schiffte sich mit ihren Kindern ein. Als sie in die Nähe der Fälle kam und die wachsende Schnelligkeit der Strömung die Ruder unnütz machte, faltete sie die Hände, erhob sich und klagte trauernd: „Ich habe ihn geliebt mit meinem ganzen Herzen, habe ihm mit Freuden das frisch getödtete Wild bereitet und das Feuer seiner Hütte mit Zweigen genährt, für ihn das Fell des edeln Hirsches zur Kleidung zugerichtet und mit meinen Händen die Moccasins gearbeitet, die seine Füße schmückten. Sehnsüchtig wartete ich auf seine Rückkehr von der Jagd, und mein Herz jubelte, wenn ich seinen männlichen Tritt unsrer Hütte nahen hörte. Mein Herz schlug nur für ihn, und doch hat er mich um einer Andern willen verlassen. Das Leben ist mir zu einer Bürde geworden, meine Kinder vermehren nur meinen Schmerz, weil sie ihm so ähnlich sehen. Jeder Athemzug wird mir zu einer unerträglichen Qual, und deshalb habe ich meine Stimme zu dem Herrn des Lebens erhoben und ihn gebeten, dieses Leben zurückzunehmen, das er mir gab, und welches ich mir nicht länger wünschen kann. — Ich bin an der Strömung, und sie eilt, mein Gebet zu erfüllen. Ich sehe den weißen Schaum des Wassers, er ist mein Leichentuch, höre das dumpfe Murmeln der Tiefe, es ist mein Grabgesang. — Lebewohl! —“

Es war zu spät, den Lauf des Canoes zu hemmen; ehe die Freunde ihre Absicht ahnten, hatte sie sich dem Abgrund genähert, sie erblickten sie nur noch zwischen dem Schaum, dann das Canoe noch einen Augenblick am Rande der Untiefe, in die es versank. — So endete Ampata Sapa, und man sagt, im Mondenlicht stiller Nächte tauche ihr Canoe zuweilen aus der Strömung empor.



Zweite Abtheilung.

Die Marabuts oder Heiligen der Berberei.

Von G. L. Kriegk.

Es gibt in allen Gegenden der Berberei und bei allen dort wohnenden mohamedanischen Völkern eine Classe von Menschen, welche nicht nur für das dortige Völkerleben eine große Bedeutung haben, sondern auch eine im Allgemeinen interessante, für die Erkenntniß des menschlichen Wesens überhaupt wichtige Erscheinung sind. Sie führen den Namen Marabuts (Marābuts), d. h. nach der Erklärung maurischer Schriftsteller Gebundene oder der Gottheit gegenüber zu einem eigenthümlichen Lebensberufe Verpflichtete; und diesen Namen übersetzen ihre Landsleute, wenn sie sich der lingua franca bedienen, in das Wort Santos (Heilige). Ihren individuellen Namen pflegt man das Wort Sidi, d. i. Herr (das spanische Cid) vorzusetzen, eine Ehre, welche außer ihnen vorzugsweise den Mohamedanern erwiesen wird, die eine Pilgerfahrt nach Mekka gemacht haben. Diese in der Berberei sehr zahlreiche Menschenclasse stellt sich also schon ihrem Namen nach als eine Art von Heiligen dar, und in der That können sie, wenn wir ihr Wesen, ihr Wirken, ihre Stellung und ihren Einfluß bezeichnen wollen, in unsrer Sprache mit keinem andern Worte benannt werden. In der jetzigen Christenwelt findet sich nichts, was mit der Erscheinung und dem Walten dieser Menschen verglichen werden könnte; in der Berberei aber bilden sie ein sehr wichtiges Element der Bevölkerung, welches sowohl auf das geistige Wesen der dortigen vier Classen von mohamedanischen Einwohnern (der Mauren, der Araber, der Berbern oder Kabylen und der Türken), als auch auf die Gestaltung des politischen Lebens und auf die Geschicke der Individuen einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt. Wir haben es also bei den Marabuts mit einer Erscheinung zu thun, deren Erkenntniß uns zugleich einigen Aufschluß geben kann über die Propheten alter Völker, über die Vergötterung einzelner Menschen bei ihnen, über ihre Meinung von dem Verkehr eines Lykurg oder Numa Pompilius mit der Gottheit, über die Bedeutung delphischer Orakelsprüche, kurz über historische Erscheinungen, für welche unsrer rein intellectuellen, nur dem Genie und der äußeren Größe huldigenden Zeit zugleich der Begriff und der Maßstab abhanden gekommen ist.

Marabuts sind alle diejenigen, welche die Verfolgung der religiösen Zwecke des Lebens zu ihrem alleinigen Berufe gewählt haben, und deshalb von ihren Glaubensgenossen als der Gottheit näherstehende Wesen angesehen werden, deren Rath also auch der zuverlässigste ist. Sie bilden so zu sagen einen mit dem Heiligenschein umgebenen Adel, und man kann sie um so mehr auf diese Weise bezeichnen, da nach der Meinung des Volkes die Heiligkeit in ihrer Familie erblich ist. Doch muß dabei wohl beachtet werden, daß eines Theils der Name Marabut, wenn er bei dem Erben desselben nicht mit einem heiligen Wandel verbunden ist, ein alles Einflusses entbehrender leerer Titel bleibt, und daß anderes Theils jeder Mensch in der Berberei den Namen und Stand eines Marabut erwählen kann und bei wirklicher Heiligkeit des Wandels als solcher allgemein anerkannt wird. Das Einzige in der christlichen Welt, womit man die Marabuts ver-

gleichen kann, sind die Eremiten und Mönche; dieser Vergleich ist aber nur ein ganz allgemeiner, der sich bloß auf die Grundlage und Haupt-Tendenz beider Erscheinungen bezieht. Die Marabuts müssen, obgleich viele von ihnen sich in die Einsamkeit zurückgezogen haben, ihrem Berufe nicht das Opfer bringen, daß sie dem Zusammenleben mit anderen Menschen entsagen. Sie leisten ferner kein Gelübde, bilden keinen Orden und bedürfen, um Marabuts zu sein, der Zustimmung keines Menschen, sondern nur ihres eigenen Entschlusses. Sie können ferner verheirathet sein, und ihre Heiligkeit wird als eine erbliche Eigenschaft anerkannt, welche auf ihre Söhne oder auch in Ermangelung derselben auf ihre Diener übergeht. Sie haben endlich einen so großen und weit greifenden Einfluß auf das Volk, wie er in der Geschichte des Christenthums nur bei einzelnen Eremiten oder Mönchen vorkommt.

Eine sowohl durch die Zahl ihrer Repräsentanten, als auch wegen ihres großen Einflusses und ihrer hohen und allgemeinen Achtung so bedeutend auftretende Erscheinung muß entweder in dem nationalen Wesen der betreffenden Völker, oder in dem Charakter ihrer Religion, oder in der Beschaffenheit des Klima's oder in diesen Verhältnissen zusammen begründet sein. Sie muß außerdem auch eine für jene Völker nützliche und sogar nothwendige Erscheinung sein, weil sie sonst unmöglich eine so große Verbreitung und eine so bedeutende Stellung erhalten haben würde. Ihre Beurtheilung kann daher nicht vom beschränkten Standpunkte einseitiger Betrachtung aus vorgenommen werden; man wird vielmehr in ihr eine der vielfachen Nüancen des sich entwickelnden menschlichen Wesens anerkennen müssen, und sie trotz der auch bei ihr vorkommenden Entartungen am allerwenigsten mit einer stolzen, selbstgefälligen Verhöhnung abthun dürfen. Es ist eine leichtfertige, oberflächliche Beurtheilungsart menschlicher Dinge, wenn Semilasso (Fürst Pückler) sich über die Marabuts folgendermaßen ausspricht: „Alle Menschen, die nach der Ansicht der Araber Gottes besonderer Gnade genießen, heißen Marabuts. Dahin gehören die Heiligen durch ihre Wunder und Frömmigkeit, aber auch die ganz und halb Tollen, die Blödsinnigen, zuweilen auch Zauberer, Helden, Märtyrer u. s. w. Wollte man Marabut durchaus mit Einem Worte übersetzen, so würde „Narr" das sicherste sein, da allen erwähnten Kategorien eine starke Dosis dieses Charakters nothwendig beigefügt sein muß." Mit so apodiktischen Worten schüttet Semilasso Hohn und Spott über die Marabuts aus; wir aber setzen ihm ebenso apodiktisch die doppelte Behauptung entgegen, daß dasjenige, was bei ganzen Völkern dauernd eine in alle Verhältnisse eingreifende bedeutende Rolle spielt, unmöglich eine bloße Narrheit sein kann, und kein wahrhaft Verständiger einem Berichterstatter Glauben schenken wird, welcher mit einem solchen Worte der Verachtung Männer benennt, von denen manche höchst wohlthätig auf ihre Landsleute gewirkt haben und jeder anderen Religion und Nation Ehre machen würden. Suchen wir daher, im Gegensatz gegen eine solche Anschauungsweise, durch ernste Betrachtung und sorgfältige Untersuchung uns jene Erscheinung klar zu machen, und vor Allem den Grund zu ermitteln, aus welchem sie hervorgetreten ist!

Der Mohamedanismus enthält zwei Lehrsätze, welche in Hinsicht auf Veredlung und Fortentwickelung der Menschheit die beiden Hauptseiten dieser Religion bilden. Er sucht erstens, weil er zunächst aus einem Ankämpfen gegen den Götzendienst hervorgegangen ist, vor allem Andern und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln den Glauben an die Einheit und Geistigkeit Gottes unerschütterlich fest einzuprägen; er verbietet deshalb auf's Strengste ebensowohl die metaphysische Philosophie, als auch jede Nachbildung lebender Wesen, oder mit anderen Worten, er kettet auf der einen Seite den freien Geist des Menschen an Lehrsätze, welche nicht wahrhaft erkannt sind, und raubt ihm auf der anderen Seite dadurch, daß er den Gebrauch der Bildhauer- und Malerkunst nur zum Darstellen todter Ornamente gestattet, zwei wichtige sinnliche Mittel der Bildung, Erhebung und Veredlung. Noch verderblicher ist der zweite Haupt-Lehrsatz oder die Lehre von der unabänderlichen Vorherbestimmung alles Geschehenden, weil sie den Hauptvorzug des Mohamedanismus unfruchtbar macht. Während nämlich Mohamed's Lehre das religiöse Gefühl, insofern es ein unauslöschliches Gefühl des Göttlichen ist, fast mehr als jede andere Religion belebt, hat sie durch den von ihr gepredigten Fatalismus das Band des Glaubens an einen zwar unerforschlichen, aber barmherzigen und liebenden Vater zerrissen, und an die Stelle einer waltenden Vorsehung das blinde Verhängniß gesetzt. Statt des mit unendlicher Liebe Alles lenkenden Vaters, zu welchem der Christ vertrauensvoll betet, verehrt der Mohamedaner in sclavischer Unterthänigkeit seinen Gott als einen strengen Despoten, welcher keine freie Regung des Geistes und Willens gestattet und nichts als sclavische Unterwerfung unter sein unabänderliches Gebot fordert. Der Islam hat also eine unübersteigliche Kluft zwischen Gottheit und Menschheit gerissen, und in seinem Gottesreiche stützt sich der unbedingte Gehorsam, welcher von den Gläubigen gefordert wird, nicht auf die Ueberzeugung der Wahrheit, nicht auf kindliches Vertrauen und auf Liebe, sondern, wie in irdischen Despotien, auf kalte Furcht, auf

das drückende Gefühl der Nothwendigkeit, auf das Bewußtsein einer unbarmherzigen Herrschergewalt. Was nützt es daher, daß der Islam in so vielen seiner Bekenner ein tiefes religiöses Gefühl zu erwecken und zu erhalten vermag? Er gründet dieses Gefühl nicht auf ein veredeltes Innere, er verleiht ihm sogar ohne dieses einen hohen Werth und macht seine sittlichen Lehren, statt sie auf's Innigste mit dem religiösen Gefühl zu verweben, zu bloßen despotischen Geboten des Weltenherrschers. Der Islam erhält sogar dadurch, daß er die selbständige Entwickelung des Geistes verhindert, das bloße Gefühl des Höheren vage und unselbständig, und bedient sich noch dazu der Phantasie, um vermittelst der Lebhaftigkeit ihrer Gebilde dem menschlichen Streben die Triebfeder der Furcht und des sclavischen Gehorsams unterzuschieben.

Beachten wir diese Charakterzüge des Islam, so werden wir gewisse Erscheinungen im Wesen mohamedanischer Völker begreiflich finden. Eine solche Religion erzeugt und nährt nicht nur blinden Fanatismus, sondern sie macht auch den Menschen träge, passiv und abergläubisch. Ist sie nun gar, wie es das Christenthum im Mittelalter war, das alleinige Element des geistigen Lebens einer Nation, so müssen bei dieser Nation Eigenthümlichkeiten hervortreten, welche uns Allen, bei denen das Intellectuelle die Grundlage der Bildung und großentheils auch des inneren Lebens überhaupt ist, nur schwer erklärlich scheinen. Man wird es z. B. schon wegen der Lehre des Fatalismus erklärlich finden, daß man in der Berberei an die Heiligkeit einzelner Menschen glaubt und daß man diese Menschen als Wahrsager zu Rathe zieht. Nichtsdestoweniger kann die Existenz und der Einfluß solcher Menschen nicht bloß aus dem religiösen Wesen jener Völker hergeleitet werden. Ich will nicht auf die Wirkung des afrikanischen Klimas hindeuten, welches ja auch auf die Entstehung des christlichen Eremiten- und Klosterwesens Einfluß gehabt hat. Ich will vielmehr den Einfluß politischer Zustände hervorheben, weil diese zeigen, daß das Bestehen und Walten der Marabuts in der Berberei auch eine sehr wohlthätige Seite hat. Jenes Land befindet sich in einem Zustande, welcher abwechselnd Anarchie und Despotie ist und deshalb Alles schwankend und unsicher macht. Dies bewirkt, daß dort der Mensch das Bedürfniß der Hülfe, des Schutzes und des Trostes in weit höherem Grade empfindet, als da, wo geordnete Zustände walten. Wie nützlich, wie willkommen müssen daher den Einwohnern der Berberei Menschen sein, welche, dem Getriebe des Lebens fernstehend und religiösen Uebungen ergeben, die Achtung und das Vertrauen Aller besitzen! Wie nöthig und wohlthätig sind solche Menschen dort auch aus dem Grunde, weil eigentlich die Geistlichen der Mohammedaner in der Regel nicht zugleich Seelsorger sind! In der That vertreten die Marabuts der Berberei bei ihren Landsleuten unsre christlichen Geistlichen in dem schönsten und segensreichsten Theile ihres Berufes!

In allen mohamedanischen Ländern gibt es Leute, die sich das religiöse Leben zu ihrem alleinigen Berufe erwählt haben. Diese Leute sind uns von den Türken her am meisten unter dem Namen Derwische bekannt geworden. Bei den Türken selbst ist jedoch, wohl in Folge ihres kälteren Wesens, diese Classe von Menschen am wenigsten beliebt und nicht gerade häufig. In Afrika dagegen, besonders unter den Völkern der Berberei, kommt dieselbe in großer Zahl vor, und erfreut sich nicht nur einer hohen Achtung, sondern auch eines bedeutenden Einflusses. Grade dort erhalten aber auch diese Menschen durch die bestehenden Verhältnisse selbst eine besondere Wichtigkeit und Bedeutung.

In der Berberei oder an der äußersten westlichen Grenze des Mohamedanismus, wo die Christen nicht als niedergedrückte Unterthanen, sondern als freie, mächtige Völker das Fortbestehen desselben bedrohen, sind die Marabuts die Wächter des Islam und seine reinsten Repräsentanten. Sie haben dort in dieser Beziehung ungefähr dieselbe Bedeutung und Stellung, welche in den freiern europäischen Staaten die öffentlichen Blätter gegenüber dem Auslande und den Regierungen einnehmen. Von tiefem Haß gegen das Christenthum erfüllt und der Aufklärung, wie dem vertrauten Umgange mit den Christen feind, suchen sie vor Allem der Ermattung des Fanatismus entgegenzuarbeiten, mit welcher der Islam selbst ermatten und sinken würde. Durch die Marabuts ist es sogar um jeden Herrscher geschehen, der sich ohne dringende Noth den Forderungen der Christen bequemt. Als einst ein französischer Officier dem bekannten Häuptling Abdelkader, welcher selbst ein Marabut war, zuredete, sich zu einem wenn auch noch so geringen Tribut an Frankreich zu verstehen, gab dieser zur Antwort, er würde morgen von allen seinen Anhängern verlassen sein, wenn er heute Tribut zahle. Die Marabuts predigen stets den Dschad, das ist den Kampf mit den Ungläubigen, und gehen selbst in diesem Kampfe mit dem Beispiel des größten Muthes voran. Unser Landsmann Moritz Wagner berichtet, daß die Franzosen einst bei einem Gefechte einen alten Marabut sahen, welcher auf einem Esel sitzend mitten im furchtbarsten Musketenfeuer vor der Fronte der Feinde unablässig den Kriegern predigte und sich, obgleich er so schwach war, daß zwei Leute ihn stützen mußten, nicht eher entfernte, als bis eine Kartätsche seinem Esel

den Kopf abgerissen hatte. Derselbe Schriftsteller versichert, daß überall, wo die Franzosen auf hartnäckigen und dauernden Widerstand stießen, ein Marabut an der Spitze der Feinde gestanden habe. Zu den angeseheneren Marabuts kommen oft die Häuptlinge und die einflußreichsten Männer eines Stammes, um mit ihnen über Krieg und Frieden zu berathschlagen. Manche dieser Heiligen haben sogar eine größere Autorität, als die Häuptlinge, und stellen so in der Berberei eine Art von Hierarchie dar, unter deren Willen der weltliche Gebieter sich beugen muß; denn sie beherrschen als die anerkannten Repräsentanten des Glaubens und des nationalen Geistes die öffentliche Meinung.

Die Marabuts erinnern dadurch, daß die Heere immer von ihnen begleitet und vor, sowie während der Schlacht zur Tapferkeit aufgefordert werden, an die Priester der alten Germanen. Auch Karawanen pflegen einen dieser Heiligen als Geleitsmann und Schützer bei sich zu haben. Wie mit den germanischen Priestern, so lassen sie sich auch mit den Priestern der berühmten Orakel Griechenlands und mit den Auguren im alten Rom vergleichen, nur daß sie nicht wie diese und im Grunde auch jene ein Werkzeug in der Hand der Staatsbehörde sind. Man schreibt nämlich den meisten von ihnen die Gabe der Wahrsagung zu, und um dieser willen wenden sich nicht nur Einzelne in ihren Privatangelegenheiten an die Marabuts, sondern auch ganze Stämme holen vor einer Schlacht erst ihre Zustimmung ein. Uebrigens behauptet nach der Versicherung des Reisenden Shaw kein Marabut, seine Weissagungen durch göttliche Eingebung zu erhalten, und im Volke selbst glaubt man, ihre Sehergabe beruhe theils auf Zauberkunst oder Astrologie, theils auf dem Umstande, daß Mohamed's Schwiegersohn Ali den Marabuts eine schriftliche Aufzeichnung aller künftigen Ereignisse hinterlassen habe.

Die wohlthätigste Seite des Wirkens dieser Heiligen besteht darin, daß sie die Pfleger der Menschenliebe, die Lehrer der Milde und Barmherzigkeit, die Schutzengel des Friedens in einem Lande sind, in welchem das Unter- und Nebeneinanderwohnen von ganz verschiedenen, gegeneinander mißtrauischen, höchst reizbaren und rachsüchtigen Völkern oft blutigen Zwist zwischen Einzelnen wie zwischen ganzen Stämmen hervorruft. Durch sie wird in jenem Lande viel Menschenblut gespart; denn bei den Bewohnern desselben wirkt die imponirende Erscheinung eines Marabut weit mehr, als das Wort der Klugheit oder die Rücksicht auf Blutverwandtschaft oder das zwar eingelernte, aber in der Wuth der Leidenschaft immer wieder vergessene Gebot der Religion. Den häufigen Ausbruch von Fehden können die Marabuts zwar nicht verhindern; aber ihr zeitiges Einschreiten, welches oft für sie selbst mit Lebensgefahr verbunden ist, erlaubt selten, daß es zu starkem Blutvergießen kommt. In dem Reiseberichte Pananti's finden wir sogar das Factum verzeichnet, daß in einem Kriege zwischen Algier und Tunis die Heere zwei Monate lang, ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, einander gegenüberstanden, weil die Marabuts den Kampf nicht gestatteten. Wie segensreich aber diese Männer zum Theil auf Familien und Individuen wirken, mag folgende Stelle aus Wagner's Reisebeschreibung zeigen. „Zu Sidi-Mahiddin", sagt dieser Reisende, „kommt täglich ein Dutzend Pilger, die um den Marabut sich im Kreise setzen und ein paar Stunden recht sanft und gemüthlich mit ihm verplaudern. Der Eine lebt mit dem Nachbar in Streit und bittet den Marabut, den Friedensstifter zu machen; der Andere hat keine gesegnete Ehe und wünscht ein Fürwort des frommen Mannes, daß Allah ihm Kinder schenke; ein Dritter ist krank oder hat in seiner Familie einen Kranken, oder es quälen ihn Gewissensbisse, für alles dies sucht er Hülfe bei dem Marabut durch Rath und Gebet."

Die Marabuts sind jedoch nicht bloß für ihre Landsleute und Glaubensgenossen die segenspendenden Schützer der Menschlichkeit und Liebe; sie allein schützen auch den ungläubigen Feind, wenn er wehrlos oder gefangen ist, gegen die wilde Wuth des Fanatismus und des Nationalhasses. Ja, sie allein vermögen dies zu thun; denn jede andere Stimme würde überhört werden. Welchem schrecklichen Geschicke ist der gefangene Feind bei so leidenschaftlichen, fanatisch stolzen Völkern, wie die Araber und Berbern sind, preisgegeben! Die gefangenen französischen Soldaten haben die ärgsten Mißhandlungen zu erdulden. Sie werden von den Männern geschlagen, von den Weibern angespieen, von den Kindern mit Koth und Steinen geworfen; und die meisten von ihnen würden diesen Mißhandlungen erliegen, wenn nicht die Marabuts sich ihrer annähmen. Diese sind stets menschenfreundlich gegen den gefangenen Ungläubigen, und viele französische Militärs, welche in Gefangenschaft gerathen waren, verkünden laut ihr Lob. Daß übrigens die Marabuts stets mit großem Eifer den Glaubenskrieg predigen und doch milde und barmherzig gegen den gefangenen Ungläubigen sind, kann bei näherer Prüfung nicht befremden. Die steten religiösen Betrachtungen der Marabuts, die Besonnenheit, welche ihrer Lebensweise und Beschäftigung entsprießen muß, und die Gewohnheit, den Versöhner zu machen, — alles dies erweckt und nährt in ihnen einen Geist der Milde und Menschenliebe. Grade hierin aber liegt die Hauptbedeutung der Marabuts oder dasjenige, was sie zu einem nothwendigen Gliede in dem Völkerleben der Berberei macht; denn zu welcher entsetzlichen Verwilderung würde bei den dortigen Arabern oder gar bei den Berbern das

menschliche Wesen ausgeartet sein, wenn nicht unter diesen kriegerischen und fanatischen Völkern Männer lebten, welche, mit dem Schimmer der Heiligkeit umgeben, vor ihnen die Beispiele der Sanftmuth und der Menschenliebe entfalteten, und dem Walten roher Leidenschaften hemmend entgegenträten! Wagner führt eine Anzahl Marabuts an, welche, wie er sich ausdrückt, wirklich edle Männer waren, die sich nicht nur durch einen gebildeten, aufgeklärten Geist, sondern auch durch ihre Tugenden über ihr Volk erhoben hätten, und durch eine Milde und Liebe, welche ganz an das Christenthum erinnere, die ihnen zu Theil gewordene Verehrung wirklich verdienten.

Die Verehrung, deren die Marabuts sich bei ihren Glaubensgenossen erfreuen, ist so groß, daß man, nach der Versicherung Dessfontaine's, von einem derselben begleitet, bis in die entlegensten Gegenden der Berberei gefahrlos reisen kann. Diese Verehrung gibt sich durch viele äußere Zeichen zu erkennen. Man beschenkt die Marabuts mit Geld, Getreide, Vieh und Anderem, und zwar in solchem Umfange, daß manche von ihnen dadurch sehr wohlhabend geworden sind. Man zieht ihnen, wenn sie in eine Stadt kommen, in feierlicher Procession entgegen, geleitet sie, religiöse Lieder singend, in die Haupt-Moschee, küßt ihr Kleid und läßt sich von ihnen den Segen ertheilen. Ihre Verehrung erstreckt sich auch noch über die Lebenszeit des Heiligen hinaus. Die Marabuts werden nämlich nicht nur mit großen Ceremonien begraben, sondern man errichtet ihnen auch Grabdenkmale, welche entweder in einer bloßen Ringmauer, oder in einer Kapelle oder auch in einer Moschee bestehen. Mitunter erhalten diese Grabstätten durch Vermächtnisse sogar noch eine solche Erweiterung, daß rings um sie her eine große Strecke Landes als heiliger Raum zu ihnen gehört. Ueberall in der Berberei finden sich solche heilige Grabstätten; man versichert sogar, dieselben seien dort für den landschaftlichen Charakter ebenso bereichernd, wie in den Alpenländern die Sennhütten. Auch ihnen erweist man große Ehrerbietung. Niemand zieht an einem Marabut-Grabe vorüber, ohne ein Gebet zu sprechen; und in manchen Gegenden werden diese heiligen Stätten so sehr geehrt, daß man keinem Ungläubigen gestattet, sich ihnen zu nähern. Eine österreichische Gesandtschaft, welche 1830 von Tanger nach Mequinez reiste, wurde sogar auf großen Umwegen geleitet, bloß um zu verhüten, daß sie nicht durch ihre Nähe eines dieser Heiligthümer entweihe. Durch das Thor von Marokko durfte im vorigen Jahrhundert kein Jude anders als baarfuß gehen, weil in der Nähe desselben sich einige Marabut-Gräber befanden; und in die Stadt Fezz wurde damals, wegen einiger in ihr begrabenen Heiligen, ohne besondere Erlaubniß des Kaisers kein Christ oder Jude eingelassen.

Auch diese Gräber sind eine große Wohlthat für die Völker der Berberei. Sie bilden nämlich Asyle für Jedermann, sogar für den größten Verbrecher. Sie sind dort, wo Anarchie, Despotie und Rachgier kein sicheres und ruhiges Dasein gestatten, eine wahre Nothwendigkeit; denn sie gewähren dem Verfolgten denselben Schutz, den er bei uns durch Polizei und Gerichte erhält. Der öffentlichen Meinung, wenn sie auf altherkömmlichen Vorstellungen beruht und in dem Glauben eines Volkes wurzelt, gewaltthätig Trotz zu bieten, ist bei allen Völkern das Gefährlichste, was ein Herrscher oder Beamter thun kann. Daher hat denn auch in der Berberei die brutale Tyrannei türkischer Beis wie die barbarische Grausamkeit marokkanischer Herrscher nur sehr selten gewagt, das Asylrecht heiliger Gräber zu verletzen, und niemals haben sie es ohne große Gefahr für sich selbst gethan. Der vor siebzig Jahren lebende marokkanische Kaiser Jazid mußte, als sein von ihm verfolgter Sohn in einem solchen Asyl Zuflucht suchte, mit seinem ganzen Heere vor demselben zurückweichen, weil das umwohnende Volk entschlossen war, das Recht des todten Heiligen zu vertheidigen. Der furchtbarste aller marokkanischen Tyrannen, Ismael, erlaubte sich ohne Scheu und Bedenken Alles, was ihm in den Sinn kam; aber das Asylrecht der Marabut-Gräber hat er nie mit Gewalt zu verletzen gewagt, sondern nur durch Hinterlist unschädlich gemacht. Freilich hatte er dazu auch einen besonderen persönlichen Grund, der aber selbst wieder die Bedeutung jener Gräber zu erkennen gibt. „Daß ich Dich," rief er einst einem Verfolgten zu, „nicht gewaltsam aus diesem Asyl heraushole, geschieht nicht des Heiligen wegen, sondern ich respectire sein Grab bloß um meiner selbst willen, damit ich bei einer etwaigen Empörung mich ebenfalls dieser Zufluchtsstätte bedienen kann." Uebrigens helfen sich die Gewalthaber gegen jenes Asylrecht mitunter ebenso, wie sich einst die Spartaner in Betreff des in einen Tempel geflohenen Pausanias geholfen haben: sie ummauern das Heiligthum und hungern so den Verfolgten aus.

Der Stand eines Marabut gewährt Jedem, der ihn ergreift, die Aussicht, hohe Ehren und großen Einfluß zu erlangen, sowie vermittelst der Spenden frommer Menschen in behaglicher Unthätigkeit leben zu können. Er wird daher auch von Manchem ergriffen, der für ihn nicht befähigt ist. Wie bei uns Mancher sich einen Philosophen, einen Dichter, einen Maler nennt, ohne es im Geringsten zu sein, so nimmt auch in der Berberei mancher Unheilige die Lebensweise eines Heiligen an und gebraucht von sich den Namen Marabut. Diese Classe von

Heiligen ist sogar weit zahlreicher, als die der echten und wahren Marabuts. Zu ihr gehören Manche, welche zwar weder tiefes religiöses Gefühl, noch innige Menschenliebe besitzen, aber doch den Beruf eines Heiligen nicht aus schnöder Selbstsucht gewählt haben, sondern weil sie in ihrer geistigen Beschränktheit sich für besonders Begabte und für wirkliche Heilige halten. Sehr viele dagegen sind Heuchler und Betrüger. Nicht nur treten, wie Pananti versichert, unruhige Köpfe, welche bei uns in den Clubs oder vermittelst der Zeitungen eine Rolle zu spielen suchen, in der Berberei als Marabuts auf, um das Volk leichter zur Empörung aufreizen zu können, sondern auch gar mancher Habgierige ergreift das einträgliche Gewerbe der Marabuts, um sich auf Kosten der leichtgläubigen Menge zu bereichern. Dies ist um so leichter ausführbar, da es im Islam so viele bloß äußerliche Religions-Pflichten gibt, und das ungebildete Volk diese jedem anderen Gebote gleichstellt oder auch vorzieht. Wird doch nach Schimper's Versicherung schon ein Jeder, welcher die Mekka-Fahrt gemacht oder mit andern Worten die wichtigste jener äußeren Pflichten erfüllt hat, als Marabut anerkannt! Das gedankenlos abergläubische Volk hält sogar oft einen Menschen für einen von Gott vorzugsweise Gesegneten und für einen Marabut, wenn sich mit demselben irgend etwas in den Augen der Menge Wunderbares ereignet hat. So erzählt Renaudot von einem Manne, welchen sein Sohn hatte vergiften wollen, und den dieser, bloß weil alle Vergiftungsversuche scheiterten, plötzlich für einen Heiligen hielt. Ebenso berichtet Windu, daß das Volk einen Diener des furchtbaren Ismael, welchen dieser wegen einer begangenen Niederträchtigkeit hatte tödten wollen, bloß deshalb als einen Heiligen angesehen habe, weil Ismael sich plötzlich eines Anderen besonnen und zu seiner Umgebung gesagt hatte, er könne es nicht über das Herz bringen, ihm das Leben zu nehmen.

Es gibt in der Berberei sogar eine Art von Heiligen, welche nicht nur, ohne es zu verdienen, sondern auch ohne es zu wollen, diesen Ehrentitel und die mit ihm verbundene Verehrung erhalten. Es sind die Blödsinnigen oder Verrückten. Diese werden in der ganzen mohamedanischen Welt für Lieblinge Gottes gehalten, die sich allein von allen Menschen im Stande der Unschuld befänden, weil Gott ihnen so zu sagen den irdischen Verstand genommen habe, damit sie ihre Gedanken bloß auf göttliche Dinge richteten. Drei Arten von Menschen begehen nach der Meinung der Mauren, auch wenn sie die größten Verbrechen vollbringen, keine Sünde, die Kinder, die Schlafenden und die Narren. Man sieht in der Berberei die Letzteren als Marabuts an, gewährt ihnen alle Ehren derselben, und läßt sie ungehindert alle Unthaten, selbst die Verletzung der heiligsten Gebote, begehen, weil man glaubt, sie handelten in allen Stücken nur aus einem unmittelbaren Antriebe der Gottheit. Ja, man hält es mitunter sogar für Pflicht, sie in ihren Unthaten zu unterstützen. Dieser Aberglauben wird dann wieder von Betrügern benutzt, um unter der Maske des Wahnsinnes ungestraft die schauderhaftesten Handlungen begehen zu können. Man kann kaum für möglich halten, was die Reisebeschreiber von diesen wirklich oder vorgeblich Verrückten erzählen. Manches davon ist sogar bis zu dem Grade unanständig und unzüchtig, daß man sich nicht entschließen kann, es wiederzuerzählen. Wir führen nur an, daß solchen Menschen jede Art von Frechheit und Schamlosigkeit gestattet ist, daß sie mitunter sogar den Vorübergehenden Stücken aus den Ohren, Nasen oder Armen beißen oder wohl auch Angriffe auf ihr Leben selbst machen, daß aber dessenungeachtet das Volk sich ehrerbietig vor ihrer, wie man glaubt, heiligen Wuth niederwirft, und sie bloß durch Liebkosungen zu besänftigen sucht.

Auch Gauklerkünste werden ebenso, wie alle denkbaren abergläubischen Gebräuche, mit dem Marabut-Wesen in Verbindung gebracht; denn bei einem abergläubischen Volke ist Alles möglich. Es gibt in der Berberei Heilige, welche Schlangen und Skorpionen beschwören, giftige Thiere essen, den Krieger unverletzlich machen, durch hergesagte Sprüche oder durch Berührung Krankheiten heilen, Feuer aus dem Munde speien und dergleichen mehr. Erweist sich das von ihnen angewandte Mittel der Hülfe oder der ausgesprochene Zauber wirkungslos, so ist natürlich die Sündhaftigkeit des Betheiligten daran schuld; die Wunderthaten aber, welche diese heiligen Betrüger verrichten, bestehen in Taschenspielerkünsten.

Es ist unmöglich, in allen einzelnen Fällen zwischen wirklichen Schwärmern oder Verrückten und eigentlichen Betrügern zu unterscheiden. Daß aber beide Classen von Menschen in der Berberei eine so wichtige Rolle spielen können, beruht auf dem, was oben über den Mohamedanismus gesagt worden ist, und auf dem daraus herzuleitenden großen Aberglauben seiner meisten Bekenner. Der vernünftige Mohamedaner sieht diese Dinge ebenso an wie wir, und Höst in seiner Reisebeschreibung sagt, es gebe unter den Mauren gar Manche, welche nicht nur über die falschen Marabuts lachten, sondern auch die Meinung aussprächen, ein je größerer Heiliger Einer wäre, ein desto größerer Schelm sei er. Uebrigens kamen auch bei unsern Vorfahren gar sonderbare Dinge in Bezug auf Verirrungen des einseitig und abergläubig frommen Sinnes vor, und in

der Sprache des alltäglichen Lebens gebraucht man noch den wohl aus jenen Zeiten herrührenden Ausdruck, es sei Jemand ein curioser Heiliger. Zu bemerken ist noch, daß die dargestellte zweite Art von Marabuts zwar die zahlreichste Classe derselben ist, daß aber ihr Einfluß selten über ihren Wohnort hinausgeht. Höst bringt diese Classe, in welcher sich mitunter auch ein weiblicher Marabut findet, in vier Unterabtheilungen; er sagt nämlich, sie beständen aus wirklich frommen, aber ungebildeten Marabuts, aus solchen, welche bloß den ererbten Titel eines Marabut trügen, aus Blödsinnigen und Verrückten, und aus Betrügern, welche durch erheuchelte Frömmigkeit oder durch trügerische Gauklerkünste und Sonderbarkeiten sich ihren Lebensunterhalt verschaffen oder ungestraft ihren Lüsten fröhnen wollten.

Das Bestehen dieser Classe von Marabuts ist als die im Charakter des Islam, im Klima und in der mangelnden Bildung des Volkes begründete Entartung einer an und für sich wohlthätigen und in der Berberei nothwendigen Sache anzusehen; man darf aber um ihretwillen nicht mit dem Fürsten Pückler das ganze Institut als eine Narrheit bezeichnen. Die wahren, echten Marabuts sind sehr achtungswerthe, um ihr Volk verdiente Männer; und schädlich können sie nur in der einen Hinsicht genannt werden, daß sie als Träger und Beleber des mohamedanischen Fanatismus das Christenthum und die höhere geistige Bildung von ihren Landsleuten abwehren. Diese echten Marabuts sind übrigens nicht häufig. Auch können sie dies nicht sein, weil zu ihrem Berufe äußere und innere Eigenschaften gehören, die sich selten mit einander vereinigt finden. Sie müssen nämlich eines Theils, was sich bei einem so bedeutenden Einfluß von selbst versteht, von Haus aus eine äußere Unabhängigkeit haben, und anderes Theils nicht bloß wahrhaft frommen Sinn, sondern auch einen hohen Grad von moralischer Kraft besitzen. Das Letztere aus dem Grunde, weil nur wirkliche Heiligkeit des Sinnes allgemeine Verehrung und großen Einfluß verschafft, und weil zur Erhaltung von Beidem die sorgfältige Erfüllung aller der Pflichten erforderlich ist, welche der Islam seinen Bekennern auferlegt. Marabuts, die sich einer allgemeinen Verehrung und eines ausgedehnten, mächtigen Einflusses erfreuen, können nur Männer von wirklich edlem und höherem Sinne sein, und müssen in ihrem Leben und Handeln ein Muster der Religiosität und Sittlichkeit darstellen. Sie müssen nicht nur alles das, was man bei ihrem Volke für Frömmigkeit und Tugend hält, wie die Pflicht der Wohlthätigkeit, die regelmäßigen Gebete, die vorgeschriebenen Waschungen, gewissenhaft üben, sondern auch manchem sinnlichen Genusse, welchem alle Anderen fröhnen, entsagen. Sie rauchen z. B. nicht, haben nicht mehr als die gesetzliche Zahl von Weibern, führen ein zurückgezogenes Leben, vermeiden alle profanen und schmutzigen Ausdrücke, und müssen die schwere Kunst verstehen, ihre Leidenschaften zu beherrschen.

Die geographische Verbreitung der Thiere auf der Erdoberfläche.

Von Dr. Moritz Wagner.

II.

Die Thierwelt in Amerika.

Die anziehendste allgemeine Frage, welche sich an die geographische Vertheilung der Thiere auf der Erdoberfläche knüpft: die Frage, ob jede Thierart von einer local beschränkten Urheimath ausgegangen ist, oder ob genau dieselbe Form an verschiedenen weit von einander getrennten Punkten entstehen konnte, erhält durch das Studium der Thierwelt Amerikas einen wichtigen Beitrag zur Lösung.

Süd-Amerika hat mit Ausnahme einiger Vögel und Seethiere, deren Wandertrieb keine äußerlichen Schranken gesetzt sind, und sehr weniger Insectenarten, deren Transport mit den Schiffen und Waaren aus Europa, besonders mit den von den Spaniern eingeführten europäischen Getreidearten, als ziemlich sicher anzunehmen ist, nicht eine einzige wildlebende und an den Boden gebundene Thierart mit der alten Welt gemein*). Unsre dort vorkommenden Hausthiere sind bekannterweise mit den Spaniern eingewandert. Selbst in Nord-Amerika ist die Zahl der mit der östlichen Erdhälfte identischen Thierarten auffallend gering. Es sind darunter fast ausschließlich nur solche Species, welche auch in der Polarzone Asiens und Amerikas vorkommen, wo der Uebergang

*) Eine Landschildkröte (Testudo sulcata) und einige kleine Laufkäfer sollen mit europäischen Arten identisch sein, doch beruht diese Annahme noch auf sehr zweifelhaften Untersuchungen.

der Thiere von einem Welttheile zum andern, auf natürlichem Weg zu erklären ist, selbst wenn man die geologische Hypothese einer Rücksenkung der gehobenen Continentalmassen, die einstmals dort wahrscheinlich zusammenhingen, nach den letzten plutonischen Katastrophen nicht gelten lassen will.

Asien ist nur durch die Beringsstraße, die sich an ihrer schmalsten Stelle bis zehn Meilen verengt, von Amerika getrennt. Eine dicke Eiskruste bildet aber dort den größten Theil des Jahres hindurch eine verbindende Brücke zwischen den beiden Welttheilen. Schwimmende Eisinseln ziehen in tieferen Breitegraden, durch Strömungen oder Stürme getrieben, von einem Continent zum andern und unterhalten seit einer Reihe von Jahrtausenden eine periodische Verbindung zwischen Sibirien und Amerika. Thiere, welche sich in die höchsten zugänglichsten Breiten des Nordens verirren, und deren Organismus bei der dortigen kalten Lufttemperatur sich wohl befindet, besonders Raubthiere, die wie der Eisbär und die Seeotter leicht schwimmen, oder wie der Fuchs und Wolf ihre Beute auch nöthigenfalls aus dem Wasser haschen, konnten auf den Eisrändern der nordischen Meere von einem Continent zum andern wandern oder auf schwimmenden Eisinseln in der Sommerszeit hinübergetragen werden. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß nur solche Landsäugethiere, welche einen bedeutenden Kältegrad nicht nur gut vertragen, sondern die kalte Zone mit Vorliebe zu ihrem Aufenthalte wählen, den beiden Erdhälften gemeinsam sind. Auch unter ihnen kommen nur solche Arten vor, deren Lebensweise eine natürliche Wanderung von einem Continent zum andern vollkommen erklärbar macht. Diese Thatsache liefert einen starken Beweis zu Gunsten der Migrationslehre der Arten, die wir dem Leser in dem früheren Artikel dargelegt haben.

Alle pflanzenfressenden Säugethiere der Polarzone, selbst das amerikanische Elenn- und Rennthier, die man früher als identisch mit den Arten der alten Welt betrachtete, sind seit den genauen Untersuchungen von Agassiz als specifisch verschieden erkannt. Selbst unter den Raubthieren sind nur solche Arten beiden Welttheilen gemeinsam, welche für weite Wanderungen organisirt und zugleich geschickt genug sind, nöthigenfalls Meerthiere für ihren Fraß zu fangen. Wo diese Eigenschaften fehlen, sind auch die Raubthierarten Amerikas und Asiens nicht identisch. So z. B. findet man die kleine Polarspitzmaus Amerikas nicht mehr in Sibirien und selbst das sonst so weit wandernde kleine Hermelin der alten Welt, welches unfähig wäre, die auf dem Eise lagernden Robben zu überwältigen oder Fische zu erhaschen, also schwerlich über das Eismeer wandern könnte, wird durch eine andere ähnliche vicarirende Art, Mustela Richardsonii ersetzt.

Eine vergleichende Uebersicht der Faunen Nordamerikas und Nordasiens in jenen Breitegraden, wo der nordische Naturcharakter allmälig verschwindet und durch organische Formen der gemäßigten Zone ersetzt wird, verstärkt diesen Beweis von der Arten-Wanderung. Je mehr die Entfernung der beiden Continente und die Breite des trennenden Oceans zunimmt, je geringer die Möglichkeit wird, daß Thiere durch Wanderung von einem Welttheil zum andern gelangen konnten, desto mehr nimmt auch die Identität der Species ab, bis zuletzt, weiter nach Süden hin, nicht eine einzige an den Boden gebundene Thierart den beiden Welthälften gemeinsam bleibt. Es treten alsdann statt der gleichen Arten nur Stellvertreter auf. Man erkennt an ihnen das Bestreben der schaffenden Naturkräfte, unter ähnlichen Einflüssen des Klimas und des Bodens Aehnliches zu erzeugen. Die gleiche Art aber konnte, wenigstens bei den höher organisirten Thieren, an weit entlegenen, durch Meere und Gebirge getrennten Punkten in Amerika so wenig, wie in der alten Welt entstehen. Wo höchst vereinzelte Ausnahmen vorkommen, sind immer mächtige Gründe für die Einwanderung der Art vorhanden. Es ist eine der bezeichnendsten Thatsachen bei dem Vorkommen der Thiere in der westlichen Hemisphäre, daß selbst die antarktische Zone Südamerikas und der südlichen Inseln bei aller Gleichheit der klimatischen Verhältnisse doch nicht eine mit dem arktischen Reiche Nordamerikas gemeinsame Species der Landsäugethiere besitzt. Nur unter den Seethieren und Vögeln, deren Verbreitung nicht durch die gleichen physischen Hindernisse beschränkt ist, gehören wenige Arten beiden Zonen an. An der magellanischen Straße und auf den Falklands-Inseln trifft man zwar Fuchsarten, deren Form genau an den Polarfuchs des Nordens erinnert. Als Canis Magellanicus und Canis antarcticus sind sie in Darwin's schönem naturhistorischen Reisewerk beschrieben und abgebildet. Es sind die vicarirenden Stellvertreter des Polarfuchses in jenen kalten östlichen Ebenen Patagoniens und auf den isolirten Inseln der Südspitze. Auch Hasen und kleine erdgrabende Nager kommen in der antarktischen Zone Patagoniens vor, deren Form an den Eishasen (Lepus glacialis) Nordamerikas und Grönlands, an die Lemminge, die Ziesel und die Wühlmäuse des Nordens erinnert. Mit Ausnahme unsrer Hausmaus und der Wanderratte, welche die europäischen Schiffe nach Südamerika brachten, befindet sich aber darunter nicht Eine mit dem Norden übereinstimmende Art. Selbst bei den vorkommenden Robben und Cetaceen, deren Verbreitung und Wanderung in südlicher Rich-

tung zu Anfang unsrer jetzigen geologischen Periode oder gegen das Ende der sogenannten Eiszeit, wo die klimatischen Verschiedenheiten den jetzigen sicher noch nicht vollständig entsprachen, weit leichter denkbar war, ist die Identität der Arten noch sehr zweifelhaft.

Amerika kann hinsichtlich des Vorkommens seiner Thierwelt in sieben zoologische Reiche getheilt werden, von welchen einige, wie das gemäßigte Nordamerika und das in seiner Bodenerhebung mannigfaltig gegliederte und an Thierarten so reiche Brasilien wieder in verschiedene Unterprovinzen getrennt werden müssen. Es befinden sich zwischen einigen dieser Reiche ziemlich breite Uebergangszonen, wohin sich einerseits die charakteristischen Formen beider Reiche gelegentlich verirren können; andrerseits verschwinden sie auch dort. Die Ausdehnung der Verbreitungsbezirke ist in Amerika bei den meisten Thieren in der Richtung der geographischen Breite bedeutender, als in der alten Welt, weil dort mit Ausnahme von Centralamerika höhere Gebirgsketten nirgends in ostwestlicher Richtung auftreten. Dem Wandern der Arten durch die verschiedenen Breiten sind also dort verticale Schranken seltner gestellt. Auch der Uebergang der Klimate ist deshalb von Nord nach Süd in Amerika nicht so rasch und wechselnd, wie in Asien und Europa, wo mit der vorherrschenden ostwestlichen Richtung der Gebirge ein meist schroffer Wechsel der klimatischen Verhältnisse bedingt ist. Trotz der kalten Winter der Ostküste verirren sich tropische Formen unter den mit leichter Ortsbewegung begabten Thieren, besonders unter den Vögeln und Schmetterlingen, nicht nur bis Nordcarolina und Virginien, sondern selbst bis an die canadischen Seen. Die Wanderung in südnördlicher Richtung und umgekehrt war auch vielen beweglichen Vierfüßern, besonders unter den Raubthieren überaus leicht, da sie in ihrer Nahrung nicht an die Vegetation gebunden sind und ihr geschmeidiger Organismus sich an verschiedene Klimate gewöhnte. Wir begegnen daher an den Ufern des St. Lorenzstromes und des Mississippi manchen Thierarten wieder, die auch am Orinoko und am Amazonenstrom auf ihre Beute lauern, so z. B. dem amerikanischen Löwen (Felis concolor) und dem Rothluchs (Felis rufa), während andere, wie die schöne Pardelkatze (Felis pardalis) wenigstens vom Aequator bis an den Arkansasfluß und an die Mündung des Mississippi streifen. Andrerseits wandern der canadische Dachs, der nordische Waschbär, einige Wieselarten und unter den Nagern verschiedene Eichhörnchen, Ziesel, Hasen und die in Erdhölen wohnenden Backenhörnchen der Steppe (Tamias) von ihrer nordischen Heimath strichweise oft tief nach dem Süden hinab.

Bestimmter und schärfer als die Uebergänge der Faunen von Nord nach Süd sind für die Artenverbreitung die in der Meridianrichtung gezogenen Grenzen. Die Cordillerenkette, welche von der äußersten Südspitze bis an die Mündung des Mackenzieflusses unter dem 69° nördlicher Breite reicht und nordwärts von Mexiko den Namen Felsgebirge (Rocky mountains) annimmt, scheidet Amerika nach der Längenrichtung in zwei sehr ungleiche Theile. Der westliche Küstensaum ist oft sehr schmal und die meist schroff sich erhebenden Cordilleren verhindern die Wanderung schwerfälliger Thiere der Tiefregion nach Osten. Zwischen dem östlichen Abfall dieser ausgedehntesten Gebirgskette der Erde und dem atlantischen Ocean breiten sich unermeßliche Ebenen, theils als Grasfluren oder sandige Steppen, wie am Missouri und Arkansas, theils mit dichten Urwäldern bedeckt aus, wie in den Stromgebieten des Orinoko und des Amazonenflusses in Südamerika. Einige dieser Flächen ziehen sich in bedeutender Breite ununterbrochen bis an die östliche Meeresküste, z. B. in jenen Territorien des Südens, welche der gewaltige Rio de la Plata durchströmt, andere verlieren sich in den schmalen thalartigen Einsenkungen der einzelnen Hauptflüsse, welche die gewöhnlichen Wanderstraßen der Thiere in westöstlicher Richtung bilden.

Je nach der ungleichen Höhe und Schroffheit ihrer Ketten und deren Abfälle, bilden die Cordilleren selbst bald eine unübersteigliche Schranke für die Verbreitung vieler Thiere, besonders der pflanzenfressenden und zumeist der kleinen grabenden Säugethiere, bald auch da, wo ihr Kamm zu ausgedehnten Hochebenen sich erweitert, wie in Mexiko, die verbindende Brücke, auf welcher viele nordische Thiere von den höheren Breitengraden nach dem Plateaux der tropischen Zone wandernd gelangen konnten, ohne in den klimatischen Verhältnissen eine auffallende Veränderung zu erfahren.

Die beiden Abfälle der Cordilleren sind in ihren plastischen Formen sehr ungleich. Von der Ostseite bald stufenförmig ansteigend, wie in Mexiko und Mittelamerika, bald in sanft geneigten Hochebenen sich allmälig bis zu den aufgesetzten trachytischen Ketten erhebend, wie im Stromgebiete der westlichen Tributärflüsse des Mississippi. Die gegen das stille Weltmeer geneigten Gehänge der Cordilleren sind fast in der ganzen Ausdehnung des Gebirges schroffer, als die östlichen. Als eine hohe gewaltige Mauer ziehen sich in Südamerika die Cordilleren von der magellanischen Straße an, die Küsten Chilis und Perus von Patagonien, vom flachen Reich der Pampas und von den Waldebenen und Thälern Brasiliens scheidend bis gegen den Golf von

Darien. In Mittelamerika folgen dann jene tiefen merkwürdigen Senkungen der Riesenkette, welche Verkehr vermittelnd für die Völker nach beiden Oceanküsten auch die Wanderung aller leicht beweglichen Thierarten in der Breitenrichtung begünstigten.

Diese verschiedenartigen Reliefverhältnisse des großen Längengebirges haben auf die Verbreitung der Organismen sehr wesentliche Einflüsse geübt. In der nachfolgenden Darstellung der zoologischen Reiche Amerikas komme ich auf einzelne dieser physischen Verhältnisse zurück. Vom äußersten Norden beginnend unterscheiden wir zunächst

1. **Das arktische Reich Nordamerikas.** Der Naturcharakter stimmt mit dem der Polarzone Asiens und Europas im Wesentlichen überein. Was in unserm frühern Artikel über die Eigenthümlichkeit der arktischen Fauna in der alten Welt gesagt ist, paßt auch vollkommen auf den Charakter der Thierwelt im amerikanischen Norden bis zu jenen Biegungen der Isothermen, wo die mittlere Jahrestemperatur auf Null herabsinkt. Schmarda hat in seiner geographischen Eintheilung der zoologischen Reiche das arktische Amerika ganz mit der östlichen Erdhälfte verbunden. Die Faunen, wie die Floren sämmtlicher nordischer Polarländer bilden in der That ein durch gleichmäßige klimatische Verhältnisse und durch Artenwanderung vermitteltes, zusammengehöriges Reich. Das locale Vorkommen so mancher einzelner Arten aber scheint noch heute dafür zu sprechen, daß diese Gleichförmigkeit der Fauna in der Urzeit unsrer Schöpfungsperiode nicht so wie gegenwärtig existirte, sondern ein Werk der Zeit geworden ist. Kleine, als Pflanzenfresser mehr an den Boden gebundene Säugethiere gehen nicht von einem Welttheil zum andern über.

Die zoologische Polarprovinz Amerikas reicht nach Norden für Landthiere soweit, als Vegetation gefunden wird, für Seethiere soweit, als das Meer eisfrei ist. Die südliche Grenze wird durch das Wohngebiet des Polarfuchses (Canis lagopus) und des Rennthieres bezeichnet, die an der Ostseite, wo die Isothermen eine bedeutende Biegung nach Süden machen, bis zum 51° nördlicher Breite herabsteigen. An der Westküste geht der Polarfuchs in südlicher Richtung nur wenig über die Halbinsel Alaschka hinaus. Gegen Norden hat man diesen echten Repräsentanten der arktischen Fauna überall gefunden, wo Polarexpeditionen im russischen Amerika vorgedrungen sind (bis gegen den 78 und 79° nördlicher Breite).

Im Allgemeinen läßt sich vom Charakter der arktischen Fauna in Amerika wie in der alten Welt sagen, daß die Zahl der Gattungen und Arten geringer, die Zahl der Individuen aber verhältnißmäßig größer ist, als in den südlicheren Breiten, wo die Formen-Mannigfaltigkeit zunimmt, je näher man dem Aequator rückt. Bei der langen Ruhe des vegetabilischen Lebens ist in und an der See das Maximum des thierischen Lebens zu suchen. Interessante Darstellungen des nordischen Thierlebens haben die Reisenden Baer und Wrangel geliefert. Mit der Armuth der Vegetation im hohen Norden, sagt Letzterer, steht der Reichthum der Thiererscheinungen in der Nähe der Seeküsten in einem merkwürdigen Contrast. Rennthiere in zahllosen Heerden, Elenn, Bären, Füchse, Zobel und Grauwerk füllen die höher liegenden Wälder. Steinfüchse und Wölfe ziehen in den Niederungen umher. Ungeheure Züge von Schwänen, Gänsen und Enten kommen im Frühling, um hier zu brüten; Adler, Eulen und Möven verfolgen ihren Raub an der Küste, Schneehühner und Schnepfen laufen herum, Krähen hausen in der Nähe der Wohnungen und wenn die Frühlingssonne erscheint, hört man mitunter auch einen Singvogel. — Baer erzählt, daß ein Wallroßfänger an den Klippen Nowaja Semljas in wenig Stunden 30,000 Lummen fing. Phoca Groenlandica erschien noch im vorigen Jahrhunderte im weißen Meere mitunter in solchen Heerden, daß man, so weit das Auge reichte, das schwimmende Eis mit diesen Robben besetzt fand. Lütke berichtet in seiner Reise um die Welt, daß im Jahre 1803 auf Unalaschka, wohin alle Erträgnisse der Jagd auf den Aleuten und dem russischen Nordamerika eingeliefert werden müssen, von Seebären allein an 800,000 Felle aufgehäuft dalagen, von denen 700,000 Stück in's Meer geworfen oder verbrannt wurden, theils weil sie schlecht präparirt waren, theils um die Preise aufrecht zu halten. Trotz der kannibalischen Niedermetzlungen dieser Thiere konnte man doch im Jahre 1811 noch 80,000 Felle einbringen, was freilich seitdem immer mehr abgenommen hat.

Dieses momentan so bewegte Thierleben ist jedoch nur auf wenige Localitäten in der Nähe des Seestrandes und der Flußmündungen und auf eine überaus kurze Sommerzeit beschränkt. Einige Meilen landeinwärts herrscht gewöhnlich die tiefste Stille. Schon an der Küste von Labrador unter dem einundfunfzigsten Breitegrad fiel mir in einiger Entfernung von der Mündung des St. Lorenzstromes die geisterhafte Stille in den Buschwäldern auf. Ich sah dort nur wenige Sylviaden und eine einzige Drosselart, die nur selten einige schwermüthige Töne hören ließ. Auch der nordamerikanische Rabe, der in der Sommerzeit sehr weit nach Norden wandert, krächzt dort nur dumpf und leise. Diese melancholische Stille nimmt gegen die eigentliche Polarzone noch mehr zu.

Unter den Raubthieren hat dieses Reich

außer dem Eisbären und dem Polarfuchs auch den Wolf mit der alten Welt gemein. An Lemmingen ist das arktische Reich Amerikas um drei Arten reicher, als die alte Welt. Nur eine dieser Arten kommt auch in Grönland vor. Die übrigen Species sind sämmtlich dem amerikanischen Festland eigenthümlich. Wie in Sibirien, so dehnt sich auch in Nordamerika das Wohngebiet der Lemminge so weit aus, als der Pflanzenwachsthum reicht. Sie vermehren sich ungeheuer, wandern dann auf eine Zeit lang aus einer Gegend in die andere und ziehen in ihrem Gefolge eine Menge freßlustiger Polarfüchse mit sich. Letztere nähren sich hauptsächlich von Lemmingen. Der sogenannte veränderliche Hase der alten Welt (Lepus variabilis) wird durch den amerikanischen Polarhasen (Lepus glacialis), der nicht auf Sibirien übergeht, ersetzt. Roß sagt, daß er diesen Hasen überall in der nordamerikanischen Polargegend gefunden, selbst in den sterilsten, wüstesten Landschaften und zwar den ganzen Winter hindurch, wo er sich von Flechten ernährt, die er mühsam aus dem Schnee hervorscharrt.

Von Wiederkäuern ist mit dem amerikanischen Rennthier auch der Bimsamochs diesem Continente eigen. Er liebt die hochnordischen Gegenden und wandert selbst im Winter nicht über den sechzigsten Breitegrad in südlicher Richtung. Nordwärts kennt man ihn auf der Meleville-Insel und an der Ostküste von Grönland. Von Meeres-Säugethieren hat dieses Reich achtzehn Arten aufzuweisen, welche sämmtlich mit den Species der alten Welt übereinstimmen.

Einen echten Repräsentanten der arktischen Fauna Nordamerikas, welcher dieses kalte Reich des hohen Nordens nie verläßt, sieht der Leser in der hier folgenden Abbildung des Stein-Ziesels (Spermophilus Parryi Fig. 1.).

Fig. 1.



Der Stein-Ziesel. Spermophilus Parryi.

Er wird nur jenseits der Waldgrenze gefunden, geht niemals südlich vom 62° nördlicher Breite herab und wandert im Sommer nordwärts bis zur Beringsstraße. Er ist der wahre Bewohner der kahlen Barren grounds der Polarzone, wählt mit Vorliebe steinige Districte, und gräbt seine Höhlen gewöhnlich in kleine Sandhügel unter Felsen, wo mehrere Individuen beisammen wohnen. Einer von der Gesellschaft, gewöhnlich ein altes Männchen, sitzt auf der Spitze des Hügels und macht bei Gefahr, wenn etwa ein Polarfuchs sich nähert, oder ein Falke in der Luft schwebt, ein ganz eigenthümlich schnarrendes Geschrei. Im Winter verschwinden die Stein-Ziesel, die in besonders großer Zahl die Umgebungen des Forts Entreprise unter dem 65° nördlicher Breite bewohnen.

Fig. 2.



Der nordische Hüpfer. Jaculus Labradorius.

Nicht ganz so weit nach dem Norden hinauf geht der auf Figur 2 abgebildete nordische Hüpfer (Jaculus Labradorius), welchen Richardson noch zur Gattung Meriones zählte. Er ist ein echter Bewohner der Pelzgegenden, und geht nördlich noch über den großen Sclaven-See hinaus. Südlich aber reicht er bis in das gemäßigte Nordamerika herein. Er macht wie seine übrigen Gattungsverwandte lange Sprünge, gräbt Höhlen in den Boden und hält langen Winterschlaf.

Noch weiter nach Süden hinab wandert der nordamerikanische Dachs (Meles Labradoria Fig. 3), der eigentlich dem Uebergangsgebiet zwischen der arktischen Zone und dem gemäßigten Nordamerika angehört, obwohl er sich während des Winters bis weit hinab im Mississippithal verirrt. Auf dem kalten Rücken der Felsgebirge wandert er sogar periodisch bis an die Nordgrenze von Neu-Mexico. In den Flachge-

Fig. 8.



Der nordamerikanische Dachs. Meles labradoria.

Wenn wir die amerikanische Fauna mit den Thierformen der alten Welt unter denselben Breitegraden vergleichen, so ist die größere Zahl der tropischen Formen nicht nur unter den geflügelten, leichtbeweglichen Thierordnungen, sondern selbst unter den Säugethieren auffallend, eine Erscheinung, welche in der erwähnten vorherrschenden Meridianrichtung der Gebirgszüge ihre Erklärung findet. Eigenden erscheint er aber gegen Süden immer nur als Gast. Er unterscheidet sich sehr wesentlich von dem europäischen Dachs und man hat aus ihm sogar eine andere Gattung zu machen versucht. Seinen Lieblingsaufenthalt bilden die sandigen Flächen, welche die Rocky mountains nördlich vom Friedensflusse unter dem 58° nördlicher Breite umgeben. Die dortige Gegend ist von unzähligen Dachshöhlen unterwühlt. In seiner Lebensweise gleicht dieses Thier der europäischen Art, doch soll es die Fleischnahrung der vegetabilischen entschieden vorziehen.

2. **Das gemäßigte Nordamerika, das Reich der Nagethiere, der Zahnschnäbler und der Kegelschnäbler.** Dieses weit ausgedehnte Reich läßt sich sowohl in physisch-geographischer Beziehung, als hinsichtlich des Charakters seiner Faunen in fünf verschiedene Glieder oder Unterprovinzen trennen. Es sind: 1) der westliche Küstenstrich. 2) die Plateaux und Hochthäler der Rocky mountains als Fortsetzung der mexikanischen Cordilleren. 3) die große Tiefebene mit dem Stromgebiete des Mississippi und des St. Lorenzstromes. 4) das östliche Alleghany-Gebirge mit vorherrschender Richtung von Südsüdwest nach Nordnordost. 5) die östlichen Küstenebenen.

Die Grenzen dieses Reiches gegen Süden und Norden sind nicht genau festzusetzen. In beiden Richtungen finden sich breite Uebergangszonen, wo die eigenthümlichen Thiere der beiden Nachbarreiche sich gelegentlich auch in das gemäßigte Nordamerika verirren. Die nördliche Uebergangszone reicht von der Hudsonsbay bis an den lake Superior, wohin auch zeitweise Rennthiere und Polarfüchse wandernd gelangen. Die stark gekrümmte Linie, in welcher die Nordpolargrenze des Getreidebaues läuft, bezeichnet wohl am richtigsten auch die Nordgrenze dieses zoologischen Reiches. Gegen Süden fällt der Uebergang in die mexikanische und centralamerikanische Fauna fast mit der Nordgrenze der Palme zusammen.

genthümliche Gattungen sind in Nordamerika nur wenige vorhanden, dagegen sind mehr Ordnungen, als in der alten Welt repräsentirt.

An Fledermäusen und Spitzmäusen ist die nordamerikanische Thierwelt sehr reich. Die Kenntniß ihrer Arten wird noch fortwährend durch neue Entdeckungen, besonders im Westen und auf dem Hochlande der Felsengebirge bereichert. Zwei für Amerika charakteristische Gattungen von Insectenfressern, Scalops und Rhinaster, gehen nordwärts nicht über den 53° hinaus, da ihnen dann ihre Hauptnahrung, die Regenwürmer, abgeht.

Von fleischfressenden Raubthieren hat Nordamerika acht Gattungen mit der alten Welt gemein, von denen nur vier (Ursus, Lutra, Canis und Felis) auch in Südamerika wieder erscheinen. Von echten amerikanischen Säugethiergattungen haben die beiden westlichen Continentalhälften fünf Gattungen mit einander gemein. Völlig identisch mit den Arten der alten Welt sind nur die Seeotter (Enhydris marina), der braune Bär, der Wolf und der Fuchs. Letzterer, als Canis fulvus beschrieben, wird von einigen Zoologen als eine vom Canis Vulpes der alten Welt verschiedene Art betrachtet. Von den großen Katzen, die eigentlich dem Süden angehören, erscheinen vier in diesem Gebiete als periodische Gäste oder verirrte Fremdlinge. Vom Stinkthier kommen sieben bis acht Arten vor, die jedoch in Mehrzahl auf die südliche Uebergangszone beschränkt sind.

Ueberaus zahlreich sind die Nager in diesem Reiche an Arten wie an Individuen vertreten. Sowohl die unermeßlichen Wälder als die ausgedehnten Savannen und Sandsteppen sind der Mannigfaltigkeit und der Vermehrung dieser Thierordnung günstig. Die Species sind zwar sämmtlich von denen der alten Welt verschieden, doch ist der vorherrschende Gattungscharakter in Nordamerika wesentlich derselbe wie in Europa. Wie die Lemminge in den Barren grounds der Polarprovinz, welche jenseits der nordamerikanischen Buschwald-

grenze beginnen und dort die sibirischen Tundern oder Moosebenen vertreten, an Individuen ungeheuer zahlreich erscheinen, so in den Buschgegenden und Prairien westlich vom Mississippi die niedlichen gestreiften Backenhörnchen und die Ziesel. Der Steppenjäger sieht letztere oft zu Hunderten vertheilt über den durchfurchten Steppenboden laufen oder die Köpfe neugierig aus den Eingängen ihrer unterirdischen Wohnungen streckend. In der östlichen Waldzone, welche südlich von der Hudsonsbai statt des kahlen Barrenlandes auftritt, ist dagegen die Zahl der Eichhörnchen unglaublich groß. Diese neckisch spielenden, von Zweig zu Zweig springenden zierlichen Nager ergötzen den Jäger ebenso durch die Zierlichkeit ihrer Formen und Farben, wie durch ihre Zutraulichkeit. Aus Nordamerika sind bereits zwanzig, aus dem ganzen Welttheil schon an vierzig Eichhörnchen bekannt, bedeutend mehr, als in der ganzen alten Welt zusammengenommen. Die größte Verbreitung hat unter ihnen die gemeinste Art, der Tschikari genannt (Sciurus Hudsonius), welcher nordwärts bis an die äußerste Grenze der Tannenwaldungen hinaufwandert und ein ungeheures Wohngebiet durch fast 30 Breitegrade einnimmt. Südlich wird der Tschikari durch das Fuchseichhörnchen (Sciurus capistratus) ersetzt, als dessen Nordgrenze Bachmann Virginien bezeichnet. Ich habe dieses schöne Eichhörnchen aber auch an den westlichen Ufern des Michigan-Sees bis zum 44° nördlicher Breite selbst in Gesellschaft mit dem Tschikari angetroffen.

Nicht soweit wie die horizontale Verbreitung der Nager geht die verticale. Die Felsgebirge haben andere Arten als die Wälder und Prairien des großen Mississippithales.

Die sogenannten Flughörnchen, deren Hautfalten diesen Thieren übrigens nicht zum Fliegen, sondern zum Springen wie Fallschirme dienen, sind im gemäßigten Amerika durch vier Arten repräsentirt. Unter ihnen hat besonders Pteromys volucella eine sehr weite Verbreitung, indem er vom nördlichen Canada bis an die Nordgrenze von Mexiko geht. Ich habe dieses niedliche Thierchen in Louisiana nicht selten gefunden. Eine ähnliche Verbreitung haben auch die Backenhörnchen (Tamias), die man in den Waldgegenden wie in den Steppen sieht.

Die Hauptbevölkerung der Prairien aber bilden die Ziesel und die Murmelthiere. Von ersteren sind hier vierzehn Arten, also fast doppelt so viel wie in der alten Welt, bekannt. Die bezeichnendste Art unter diesen Steppennagern, die sich hier ähnlich wie die nordischen Lemminge vermehren, ist der sogenannte kleine Prairienhund (Arctomys ludovicianus), berühmt durch die Schilderung der Steppenreisenden und Auswanderer, welche von den Ufern des Missouri durch die ungeheuern Flächen des Westens nach Californien und Oregon ziehen. Die konischen Hügel, welche dieses Thier gesellschaftlich zu seinem Bau aufwirft, haben mitunter den Umfang vieler Meilen und werden dann von den Jägern „Prairienhunds-Dörfer“ genannt.

Die Familie der Springmäuse ist in Nordamerika durch die eigenthümliche Gattung Jaculus vertreten, welche das Wohngebiet zwischen dem 40 und 60° nördlicher Breite einnimmt. Bezeichnender als diese nur durch wenige Arten vertretene Gattung ist für die Fauna dieses Gebiets die Familie der Wurfmäuse, worunter die Goffer (Ascomys) sich durch sonderbare Bildung der Backentaschen auszeichnen und bis Mexiko unter den 20° nördlicher Breite reichen. Dagegen kommt unsre europäische Gattung Mus in der westlichen Hemisphäre nicht einheimisch vor. Unsre Hausmaus, Hausratte und die Wanderratte sind dorthin erst mit den Europäern gekommen.

Die überlegene Formen-Mannigfaltigkeit dieses Reiches an Nagethieren offenbart sich im Vergleich mit der europäischen Fauna noch auffallender bei der Gattung der Hasen, welche in Europa nur durch vier, in Nordamerika durch achtzehn Arten vertreten ist. Seit der näheren Bekanntschaft mit den Faunen Californiens und Oregons hat dieses Geschlecht dort noch einigen Zuwachs erhalten. Von pflanzenfressenden Säugethiergattungen hat keine andere eine so ungewöhnliche Längenverbreitung. Der weiße amerikanische Polarhase (Lepus glacialis) wandert im Winter von der Hudsonstraße bis zum Staate Maine herab. Gegen die mexikanische Grenze hin nimmt die Gattung Lepus merklich ab und in Südamerika kommt nur eine einzige Art dieser Gattung vor.

Dagegen fehlt die in Südamerika so reich vertretene Familie der Edentaten oder Zahnlücker dem gemäßigten Nordamerika ganz. Auch von den Dickhäutern streift nur eine Art von Nabelschwein (Dicotyles) zuweilen bis an den Red River. Ueberaus zahlreich an Arten wie an Individuen treten dafür die Wiederkäuer auf. An ihr Vorkommen ist eigentlich die Lebensweise wie das unglückliche Schicksal der Indianer gebunden, welche der einstmalige Ueberfluß an Wildpret, den die Natur hier in unerschöpflichem Maße gereicht zu haben schien, zu Jägervölkern statt zu Viehzüchtern oder Ackerbauern gemacht und die jetzt mit den abnehmenden Wiederkäuern gleichfalls abnehmen und zu Grunde gehen.

Von der Gattung der Hirsche sind im gemäßigten Nordamerika acht, von Antilopen nur zwei Arten bekannt. Den Stellvertreter des Auerochsen der alten Welt bildet dort der an Form und Größe ihm überaus ähnliche amerikanische

Büffel oder Wisent (Bos Americanus). Sein Hauptsitz sind die Prairien östlich von den Felsgebirgen, wo er durch die Reisebeschreibungen der Prairienwanderer so berühmt geworden ist. Der Büffel hat trotz seiner Schwerfälligkeit die Wasserscheide der Rocky mountains überschritten und kommt auch am obern Laufe des Columbia-Flusses, doch nicht bis an die westliche Küste vor, indem ein Vorsprung der californischen Alpen seinem weitern westlichen Vordringen ein Ziel setzt. Ostwärts vom Mississippi tritt der Büffel jetzt nicht mehr auf. Früher soll er seine Streifzüge bis Pennsylvanien und Kentuky ausgedehnt haben. Der Hudsonbai nähert er sich jetzt nicht über 600 englische Meilen. Im Süden geht sein Wohnsitz bis Texas und auf die Hochebene von Neumexiko. In der Polarzone wird der Büffel durch den Bisonochsen ersetzt, welcher nach Süden nur bis zum Uebergangsgebiet dieses zoologischen Reiches herabsteigt.

Am reichsten ist unter den verschiedenen Thierclassen Nordamerikas vergleichsweise die der Vögel vertreten, vorzüglich aber die Ordnung der Hocker oder Insessoren, zu welcher Zahnschnäbler, Kegelschnäbler und Klettervögel gehören. Bis jetzt sind ungefähr 600 Species nordamerikanischer Vögel bekannt und beschrieben, von welchen nahebei ein Fünftheil auch in Europa vorkommt. Es sind unter letzterm vorzugsweise nur Wasservögel. Unter den Landvögeln sind nur solche Arten in den beiden Welttheilen identisch, welche nicht allein hoch nach Norden hinaufgehen, sondern auch mit starker Flugkraft und Wanderlust ausgestattet sind. Auch das Vorkommen dieser Arten zeugt also mehr für als gegen die Migrationslehre.

Unter den Vogelgattungen des gemäßigten Nordamerika gebührt an Mannigfaltigkeit und bunter Farbenpracht vielleicht den Piciden oder Spechten der Preis. Von Canada bis an die Grenze Mexikos herab beleben sie die Wälder zwar nicht in Schaaren zusammengedrängt, wie die Papageien des Südens, da sie nicht wie diese gesellig fliegen, wandern und Nahrung suchen, wohl aber in vielen Tausenden von Paaren und Individuen. Pochend, hämmernd, schreiend sieht man diese bunten Stammläufer, worunter so manche Arten unsre schönen europäischen Spechte an Größe und buntem Federschmuck noch übertreffen, an den Riesenstämmen der Hikkorybäume, der Sycamoren und der zahlreichen Eichen nimmermüde auf- und abrutschen. Unter ihnen spielt der prachtvolle schwarze Picus principalis mit hohem scharlachrothem Federbusch eine wahrhaft fürstliche Figur. Bei dem verhältnißmäßig großen Reichthum der nordamerikanischen Insectenfauna an Baumkäfern, die sowohl im Larvenzustande wie als vollkommen entwickelte Insecten unter der Rinde leben, fehlt es diesen zahllosen geflügelten Insectenfressern in der warmen Jahreszeit nie an Futter. Im Winter ziehen viele Spechtarten südwärts, überschreiten aber nur selten die südliche Grenze dieses Gebietes. Die meisten überwintern in den Wäldern Virginiens und Carolinas oder im untern Mississippithal.

Zu den tropischen Formen Nordamerikas, welche unter den europäischen Vögeln nicht vertreten sind, gehören die Trochiliden (Colibris) und Psittaciden (Papageien), freilich nur in sehr wenigen Arten, welche gleichsam die äußerste Avantgarde tropischer Prachtgestalten bilden. Von ersteren findet man den gemeinen grünschillernden Trochilus colubris nicht bloß sehr zahlreich an den Niagarafällen und an den canadischen Seen, wo er mit Vorliebe um die gelben Blüthen der Impatiens-Arten schwirrt, sondern selbst bis nahe der äußersten Grenze der Waldzone an der Küste von Labrador bis gegen den 58° nördlicher Breite. Lange nicht so weit nach Norden wagt sich der kleine carolinische Papagei (Psitacara Carolinensis), welcher den 42° nördlicher Breite nicht überschreitet.

Unter den Raubvögeln Nordamerikas sind die Gattungen der Falken und Eulen ziemlich artenreich. Im Vergleiche mit Europa kommen aber so starke geflügelte Räuberfürsten wie unsre Aquila imperialis und fulva oder wie der Lämmergeier der Alpen dort nicht vor. Der schönste und stärkste der amerikanischen Adlerarten, Aquila Washingtonii, zu Ehren des Freiheitshelden benannt, erreicht keineswegs die Größe unsers Steinadlers. In der Ordnung der Hühnervögel, die in den Wäldern ebenso zahlreich wie in Europa in den Steppen, aber durch noch mannigfaltigere Arten vertreten sind, fehlen die eigentlichen Rebhühner, wie auch Trappen und Fasanen. Statt ihrer erscheint die Gattung der Laufhühner in den Steppen und Buschwäldern in einer Individuenzahl, wie man solche im südlichen Europa selbst nicht mit den Wachtelschwärmen zur Zugzeit vergleichen könnte. Unter ihnen spielt das schöne, kleine virginische Laufhuhn (Ortyx Virginiana), welches durch die ganze Breite und Länge Nordamerikas verbreitet zu sein scheint, als das unvertilgbarste Federwild der Vereinigten Staaten eine Hauptrolle. Nächst ihm das Prairiehuhn, verschiedene Arten der in der neuen und alten Welt gleichmäßig vertretenen Waldhühnergattung (Tetrao) und der prächtige wilde Truthahn (Meleagris gallopavo), welcher in Heerden auftritt und in Bezug auf die Küche als das feinste Wildpret der Erde gilt. Sämmtliche Hühnervögel Nordamerikas sind Strichvögel, nicht eigentliche Wanderer. Die meisten Arten ziehen aber doch gegen den Eintritt des Winters um acht bis zehn Breitengrade

südlicher, ohne jedoch Meere und Gebirge zu überfliegen.

Wie die geographische Vertheilung der Säugethiere und Vögel, so spricht auch das Vorkommen der Landreptilien und Süßwasserfische im gemäßigten Nordamerika für die Migrationstheorie der Arten. Alle Eidechsen, Schlangen und Landschildkröten sind wie sämmtliche Flußfische von den Arten der alten Welt specifisch verschieden. Im Einklang mit der physischen Beschaffenheit des Bodens läßt sich ein zusammenhängender elliptischer Verbreitungsbezirk für jede Thierspecies, die nicht mit Schwimm- oder Flugapparat ausgestattet ist, nachweisen. Zwar findet man auch hier bei den Familien und Gattungen dieselben Hauptformen reproducirt, wie bei den Faunen Asiens und Europas unter gleichen Breiten. Doch erscheinen auch echtamerikanische Formen, wie die durch verschiedene Species vertretene Gattung der Klapperschlangen (Crotalus), welche vorzugsweise die Steppen vom oberen Mississippi bis Texas bewohnen. Südlich vom Rio grande tritt statt der schöngezeichneten Crotalus horridus die minder schön gezeichnete südliche Klapperschlange (Crotalus durissus) auf. Höchst merkwürdige Formen unter den Amphibien dieses Reiches sind die Gattungen Siren und Menopoma, für welche die alte Welt die einzige Analogie in dem Proteus anguineus der unterirdischen Seen von Krain bietet.

Bei einem Vergleiche der Insectenfaunen in den gemäßigten Zonen der alten und der neuen Welt geht die merkwürdige Thatsache hervor, daß alle an den Boden gebundenen schwerfälligeren Familien, besonders solche, welche animalische Nahrung suchen, in Amerika dürftiger, die fliegenden Ordnungen und besonders pflanzenfressende Gattungen meist reicher vertreten sind als dort, und daß besonders unter den Schmetterlingen im Ganzen edlere, dem tropischen Typus verwandtere Formen vorwalten. Am deutlichsten läßt sich letztere Beobachtung an den Gattungen Colias und Pontia erkennen, wo der Schnitt der Flügel in der Regel zierlicher und feiner ist als bei den europäischen Arten. Schmetterlinge, die man auf den ersten Blick als echte Tropenkinder erkennt, fliegen selbst in den Wäldern am Niagara mitten unter den Formen der gemäßigten Zone, die dort ziemlich gleichmäßig wie in Europa vertreten sind. Echt europäische Schmetterlinge kommen unter den nordamerikanischen Arten nur zwei vor: der Distelfalter (Vanessa cardui) und der Admiral (V. Atalanta). Für ihre Einwanderung mit der Schifffahrt spricht aber schon ihr sparsames Vorkommen. Beide sind Fremdlinge in Amerika, während neben V. cardui die vicarirende einheimische Art zahlreich vorkommt und weit verbreitet ist.

In den folgenden Figuren geben wir zwei echte Repräsentanten der Thierwelt in Nordamerika. Das vierstreifige Backenhörnchen (Tamias quadrivittatus Fig. 4.) ist ein Bewohner des Buschwaldes wie der Steppenränder, von ungemein zierlicher Farbe und Zeichnung, in seinen Bewegungen noch flinker und lebhafter als die Eichhörnchen. Es hat eine sehr weite Verbreitung und wird von den Ufern des obern Sees bis an die Quellen des Arkansas und des Rio grande gefunden. Es gräbt Höhlen in die Erde und besteigt Bäume nur, wenn es verfolgt wird.

Fig. 4.



Das vierstreifige Backenhörnchen. Tamias quadrivittatus.

Der sogenannte canadische Hirsch (Cervus Canadensis oder C. strongyloceros Fig. 5.) ist in Nordamerika der Stellvertreter des europäischen Edelhirsches, hat aber eine stolzere Figur und ein größeres Geweih, welches bei alten Individuen über vier Fuß hoch wird und bis dreißig Pfund wiegt. Er ist von röthlich brauner Farbe, der Bauch und die untere Seite des Schwanzes sind weiß. Aeltere wie neuere Beobachter stimmen darin überein, daß dieser nordamerikanische Hirsch stärker, höher und feiner gebaut ist wie der europäische. Man findet ihn zu beiden Seiten des Felsgebirges. Doch geht er nicht über den 54° nördlicher Breite hinaus. Noch bis Anfang dieses Jahrhunderts fand man ihn in den Prairien und Buschwäldern sehr häufig, oft in Heerden von 500—600 Stück beisammen. Jetzt ist die Zahl dieser Edelhirsche bedeutend zusammengeschmolzen, und während früher ein geschickter Jäger nach Loskill's Mittheilung leicht bis 150 Stück in einem Herbst erlegte, darf er jetzt stolz sein, wenn er ein Dutzend Häute und Geweihe auf den Markt bringt.

Fig. 5.



Der canadische Hirsch. Cervus Canadensis.

3. Centralamerika mit Mexiko. Das Reich der Baumkäfer, der Longicornen und der Elateriden. Dieses Reich des Uebergangs und der Formencontraste hat gegen Nordamerika keine leicht bestimmbaren Grenzen. Es verlieren sich die für das gemäßigte Amerika charakteristischen Arten allmälig gegen den Wendekreis des Krebses und werden dann durch eigenthümliche oder durch südamerikanische Formen ersetzt. Nach Süden reicht dieses zoologische Gebiet bis über die Meerenge von Panama hinaus, wo die Cordilleren von Neu-Granada, eine starke nordöstliche Biegung machend, die Faunen von Guiana und Brasilien einerseits, die peruanische andrerseits von Centralamerika scheiden. Drei scharf getrennte Unterprovinzen machen sich in diesem zoologischen Reich geltend: 1) die östliche Waldebene. 2) Das Hochland der Cordilleren. 3) Der westliche Küstensaum.

Auf den stufenförmigen Abhängen des Gebirges, welches von Mexiko bis Costa Rica über zwei Drittheile des Areals einnimmt, begegnen sich gelegentlich die Repräsentanten der verschiedenen Faunen, welche in den verschiedenen Jahreszeiten als verirrte Gäste in der einen oder andern Region verweilen. Die verticalen Verbreitungsgrenzen oder die Höhenregionen mit ihren verschiedenen, ziemlich scharf contrastirenden Klimaten entscheiden dort den Charakter der Thierwelt wie der Vegetation. Diese geographischen Grenzen sind in ihrer Breitenausdehnung bei der zunehmenden Verengerung des Landes gegen Süden oft sehr schmal gezogen, und in diesen physischen Verhältnissen charakterisirt sich sehr bestimmt der Unterschied des organischen Lebens in diesem Gebiet bei dem Vergleich mit Nordamerika, wo die Reliefverhältnisse des Bodens und die sehr allmäligen Uebergänge der Klimate selbst den Thieren von schwerfälliger Ortsbewegung einen ausgedehnten Verbreitungsbezirk gestatten.

Der östliche Küstenstrich von Mexiko und Centralamerika ist breiter, feuchter, pflanzenüppiger als der westliche. Die nordöstliche Fauna ist daher auch viel reicher und mannigfaltiger an Formen als die östliche und diese wieder reicher als die eigenthümliche Thierwelt auf den kühlen Plateaux des Hochlandes. Gegen die Mündung des Rio grande nehmen die Thierformen der Tiefregion bereits einen vorwiegend tropischen Charakter an. Affen mit Greifschwänzen aus den Gattungen Ateles, Mycetes und Cebus, scharf geschieden in ihrem Organismus von den Affenfamilien der alten Welt, treten bereits in kleinen Schaaren auf und nehmen gegen den Aequator hin an Mannigfaltigkeit der Arten wie an Menge der Individuen zu. Doch beginnt die große Zahl der südamerikanischen Affen eigentlich erst vom Stromgebiet des Orinoko. In Centralamerika findet man sie überall, wo tropischer Urwald steht, doch nur in einer gewissen Erhebung über dem Meere. Die feuchtwarme Luft der Tierras calientes oder heißen Region ist ihrem Organismus nothwendig, und die auf den Hochebenen von Guatemala und Mexiko in Gefangenschaft gehaltenen Affen kränkeln und sterben häufig an der Lungensucht. An der Ostseite steigen die Affen kaum bis 3000, an der Südwestseite höchstens 2000 Fuß über die Meeresfläche an den Berggehängen empor. Die höheren Kämme der Cordilleren sind von den Affen sicher nie überschritten worden. Die Artenwanderung war ihnen durch die Bodensenkungen von Tehuantepek, Nicaragua und Panama von einer Küste zur andern möglich. Indessen hat die Ostseite doch auch eigenthümliche Arten, welche im Westen fehlen. Dort kommt z. B. der schwarzbraune Brüllaffe (Mycetes fuscus) überaus häufig vor, während an der Westküste sein Geheul nur selten durch den Urwald gehört wird. Von sämmtlichen Affengattungen geht das Geschlecht der eigentlichen Klammeraffen (Ateles) am weitesten nach Norden. Die Gattung der Seidenaffen (Hapale) tritt nur an der Ostseite in beschränkter Verbreitung auf. Ihre Zahl wächst erst in der tropischen Zone Südamerikas.

Von insectenfressenden Säugethieren ist bis jetzt keine Art aus dem tropischen Amerika bekannt. Dem Hochlande von Mittelamerika fehlen auch die eigentlichen Bären, welche in den Anden von Südamerika zwei Vertreter haben. Unter den großen Katzen sind Jaguare und Puma (die sogenannten amerikanischen Tiger und Löwen) Bewohner beider Küstenstriche. Auch in den höheren Plateaulandschaften erscheinen sie, doch immer nur als Wanderer und streifende Jäger, wenn der Hunger sie zwingt. Wölfe und Füchse mangeln der Tiefregion, kommen aber im höheren Gebirge vor. Statt ihrer streift der Cuiote (Canis jubatus) in kleinen Truppen jagend durch die Llanos. Beutelthiere sind durch all' die verschiedenen Unterprovinzen der Gebirgsregion verbreitet, doch zahlreicher in den Urwäldern der Küste als auf dem Hochlande. Unter den Nagern herrschen die auf Bäumen lebenden Arten vor. Agutis gehören zu den häufigsten Waldbewohnern. Eichhörnchen und Hasen nehmen dagegen innerhalb der Wendekreise bedeutend ab. Dagegen ist auf den höheren Regionen Mexikos die Familie der Wurfmäuse durch die Gattung Ascomys in vielen Individuen repräsentirt. Die merkwürdige Ordnung der Zahnlücker Südamerikas ist in der Tiefregion von Guatemala und Costa Rica besonders durch Faultbiere und Gürtelthiere vertreten, deren Höhengrenze dort, wie in Peru, 3000 Fuß kaum übersteigt.

An Wiederkäuern steht das centralamerikanische Reich dem Norden, an Dickhäuten dem Süden bedeutend nach. Die stolzen Hirsche Nordamerikas mit ihren Riesengeweihen sind verschwunden und durch zwei schlanke Hirscharten von bescheidenem Ansehen (Cervus Mexicanus und Cervus rufus), die selbst den virginischen Hirschen an Größe nachstehen, ersetzt. Andrerseits fehlen hier die für die Cordilleren Südamerikas so charakteristischen Lamas und Vicunnas selbst in den höheren Gebirgsregionen.

Von Stachelschweinen ist die mit Wickelschwänzen versehene Gattung Cercolabes für Mexico charakteristisch. Unter den Castorinen bezeichnet der Myopotamus den Uebergang vom Norden zur mexikanischen Fauna. Unter den Dickhäutern scheint die einzige Riesenform Amerikas, der Tapir, den Tiefregionen Mexikos ganz zu fehlen und erst an den Küsten von Guatemala und Honduras innerhalb der eigentlichen Aequatorialzone (südlich vom 15° nördlicher Breite) aufzutreten. Von Nabelschweinen ist der weit verbreitete Dicotyles torquatus hier bereits das häufigste Jagdthier an beiden Küstenstrichen, fehlt aber in den hohen Gebirgsgegenden.

Unter den Vögeln dieses merkwürdigen Gebietes sind nordische und südliche Gattungen noch weit bunter gemischt, als unter den Säugethieren, da ihr Verbreitungsbezirk immer ausgedehnter ist. Ganz besonders ist dies bei den Raubvögeln, überhaupt bei den meisten Vögeln, welche eine animalische Nahrung suchen, der Fall. Nicht nur im Tafellande von Mexiko, selbst auf den Hochebenen von Guatemala, fand ich einzelne Falken, Eulen und selbst Spechtarten wieder, die ich im Jahr zuvor dreißig Breitegrade weiter nördlich in den Wäldern am Erie- und Michigan-See beobachtet hatte, z. B. eine Art von Flußadler (Haliaetus), die überaus weit verbreitete virginische Eule und sogar eine europäische Art, die bekannte Schleiereule (Strix flammea), eine der verbreitetsten Vogelarten der Welt.

Dagegen gesellen sich hier viele Formen des Südens in ihren stolzesten Vertretern. Der gewaltige Condor fehlt zwar diesem Reich, dafür erscheint aber der schöne Geierkönig (Vultur Papa) und der brasilische Urubitinga (Aquila Urubitinga) Papageien bewohnen die Küstenwälder beider Oceane in größter Mannigfaltigkeit. Sie lieben die feuchte Wärme der Tierras calientes und selbst der reichere Maisbau auf den cultivirteren Hochebenen lockt nur einige der kleinen grünen Arten auf einige Monate dorthin, während die rothen und blauen Arase, überhaupt die großen Psittaciden ohne Ausnahme den üppigen Urwäldern der Tiefregion getreu bleiben. Auch unter den großen Hühnervögeln ziehen die Penelopiden und die stolzen Hokohühner mit den Federhelmen, welche dort gleichsam den Auerhahn Europas vertreten, die niederen Regionen vor und gehen selten über 2000 Fuß an den Abhängen hinauf.

Buntfarbige Tukane und Arakaras, welche vom nördlichen Wendekreis an mit den Papageien und Colibris in größerer Zahl auftreten, kündigen hier, wie diese, die Farben- und Formenwunder der tropischen Thierwelt an. In den höhern Gebirgsthälern (zwischen 5000 — 8000 Fuß) nimmt zwar mit dem Reichthum des animalischen Lebens überhaupt auch die Zahl der Vögel beträchtlich ab, doch gehören der Region des ewigen Frühlings auch manche eigenthümliche Arten an, worunter mehrere Trochiliden an metallschimmerndem Federglanz selbst die Arten der heißen Region noch übertreffen. Der Quesal oder Incavogel (Trogon resplendens) aus dem Hochlande von Guatemala gilt sogar für den prächtigsten Vogel der neuen Welt. Hier singt auch in den Regionen von 6000—7000 Fuß der herrlichste Sänger der Anden, den die Eingebornen Cilgero nennen, eine Troglodytes-Art, mit dem peruanischen Organista verwandt, seinen bezaubernden Gesang, welchen an lieblicher Melodie kein Waldsänger des

Nordens, selbst nicht die melodieenreiche Spottdrossel der Louisiana erreicht.

Die Classe der Reptilien nimmt in diesem Reich an Artenmannigfaltigkeit nicht ab, wohl aber an Menge der Individuen im Vergleich mit gewissen feuchten Gegenden in den südlichen Staaten Nordamerikas. Unter den Baumeidechsen und Baumschlangen ist die Artenzahl größer als in den Mississippiwäldern, doch bei Weitem nicht so beträchtlich, wie in den Urwäldern am Orinoko und am Amazonenstrom. Von großen Sauriern erscheint sowohl der Kaiman (Aligator lucius), als auch eine ächte Crocodilart (Crocodilus rhombifer). Boas treten noch in geringer Zahl und keineswegs in so riesiger Größe wie in Brasilien auf. Auch giftige Schlangenarten sind in Mittelamerika weit seltener, als in Guiana. Als die giftigste wird eine Korallenschlange (Elaps) gefürchtet.

Die Süßwasserfische dieser Gebiete sind vom gemäßigten Nordamerika größtentheils specifisch getrennt. Unter den Crustaceen treten die Krabbenarten an einigen schmalen sandigen Küstenstrichen zwar in sehr beträchtlicher Zahl auf, doch nicht in so weiter Ausdehnung, um die von Dr. Schmarda gewählte Benennung des „Reiches der Krabben“ für den zoologischen Charakter Mittelamerikas zu rechtfertigen. Wohl aber kann man nach der außerordentlichen Zahl und Mannigfaltigkeit der Baum- und Buschkäfer, besonders der Holzböcke und der Schnapper, welche selbst in der brasilischen Fauna verhältnißmäßig nicht so reich vertreten sind, Centralamerika und Mexiko das Reich der „Longicornen und Elateriden“ als bezeichnend für den ungewöhnlichen Reichthum dieser Insectenfamilie benennen. Unter den Elateriden sind die mit phosphorescirenden Brustschildern versehenen, in der Nacht stark leuchtenden Arten fast nur der Nordküste eigenthümlich. Der Hochregion dieses Reiches fehlen diese nächtlichen Glanzkäfer gänzlich.

Als einen charakteristischen Repräsentanten dieser zoologisch-geographischen Abtheilung der neuen Welt geben wir einen kleinen Bewohner des Hochlandes, den mexikanischen Goffer (Ascomys Mexicanus Fig. 6.), zur Familie der Wurfmäuse gehörig. Er bewohnt auch das ganze Uebergangsgebiet zwischen dem gemäßigten Nordamerika und dem mexikanischen Tafellande und scheint erst gegen die Gebirgssenkung von Tehuantepec zu verschwinden. Der Goffer ist von plumper Gestalt, mit auffallend großem Kopfe und kleinen Augen. Die Schneidezähne sind ungemein lang und stark und mit einer tiefen Längenfurche in der Mitte versehen. Er ist von glänzend schwarzbrauner Farbe. In der großen Hochebene von Mexiko, seiner eigentlichen Heimath, richtet er in den Maisfeldern große Verheerungen an.

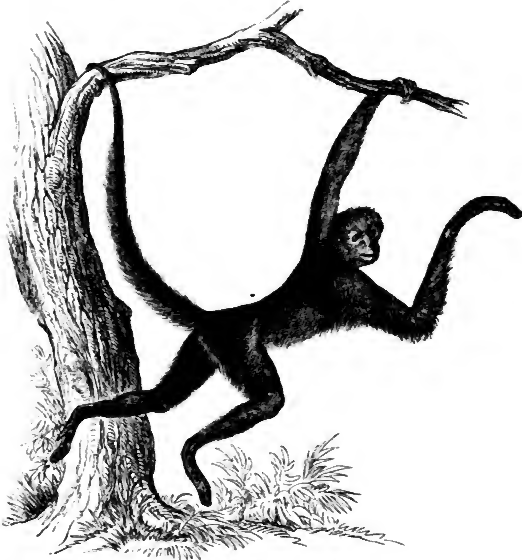
Fig. 6.



Der mexikanische Goffer. Ascomys Mexicanus.

Der schwarzbraune Klammeraffe (Ateles ater Fig. 7.) bewohnt den östlichen Küstenstrich von Honduras bis Guiana. Die Klammeraffen sind von ihren Familienverwandten, den Brüllaffen, in ihrem äußeren Ansehen sehr verschieden durch die schmächtigen Formen. Mit ihren langen Vordergliedern, die bis unter das Knie reichen, erinnern sie an die asiatischen Gibbons, mit welchen sie auch in anderen Beziehungen übereinstimmen und daher als ihre Stellvertreter in der neuen Welt zu betrachten sind. Vor allen anderen amerikanischen Affen ist diese Gattung noch dadurch ausgezeichnet, daß an den Vorderhänden der Daumen entweder ganz fehlt, oder doch nur als ein kurzer, meist nagelloser Stummel vorhanden ist. Es ist ein harmloses Thier, welches von Früchten lebt und Insecten auch nicht verschmäht. Die schwarzbraunen Klammeraffen leben familienweise auf hohen Bäumen, besuchen mit Vorliebe die Bananengärten und springen, wenn sie verfolgt werden, sehr hurtig von Baum zu Baum. In der Gefangenschaft werden sie überaus zutraulich. Ein junger Klammeraffe, der mich auf meinen Reisen durch Costa Rica und Nicaragua begleitete, kam, wenn ich ihn im Wald-Bivouac frei laufen ließ, doch jeden Abend wieder zu mir herabgestiegen, um in meiner Hängematte zu schlafen.

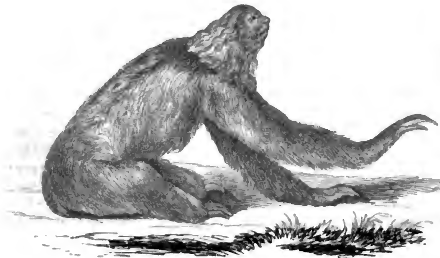
Fig. 7.



Der dunkle Klammeraffe. Ateles ater.

Das Kragen-Faulthier (Bradypus torquatus Fig. 8.) scheint nur den südöstlichen Küstenstrich dieses Reiches zu bewohnen. Es gehört zu jenen Arten von Zahnlückern, welche die Thierwelt Centralamerikas mit der von Guiana und Brasilien verbinden. Das Faulthier ist seiner ganzen Lebensweise nach ein Baumbewohner und durchaus nur zum Klettern organisirt. Es hängt träge an seinen Hinterbeinen an den Aesten, schläft so lange es nicht frißt, fast Tag und Nacht und verläßt den Baum, auf dem es lebt, nur wenn derselbe ganz entlaubt ist. An der Westseite der Cordilleren scheint das Faulthier ganz zu fehlen.

Fig. 8.



Das Kragenfaulthier. Bradypus torquatus.

4. **Brasilien, das Reich der Zahnlücker und der Baumreptilien.** Im Verhältniß zur Gebietsausbreitung kommt kein anderes zoologisches Reich der Erde dem brasilischen an Mannigfaltigkeit der Formen und Arten gleich. Besonders gilt dies von den Reptilien und Insecten, die auch hinsichtlich der Farbenpracht keiner andern tropischen Gegend der alten Welt nachstehen. Auch die Vögel dieses Reiches scheinen an neuen Arten unerschöpflich. Jeder Ornitholog und Entomolog, welcher in die Thäler und Waldebenen der Tributärflüsse des

Amazonenstromes eingedrungen, kehrte von dort mit reichen Sammlungen, welche des Unbekannten und Seltenen überaus viel enthielten, zurück.

Die Grenzen dieses zoologischen Gebietes erstrecken sich weiter als Brasilien in politischer Beziehung. Dasselbe umfaßt nach Schmarda's Darstellung zwei zusammenhängende Tiefländer, die Parime-Cordilleren und die Hochfläche von Mattogrosso. Das große äquatoriale Tiefland, dessen nördlicher Theil sich jährlich nach lange dauernder Trockniß durch die Regengüsse in einen See und dann in ein Grasmeer (Mar de Yerbas) verwandelt, und dessen südliche Hälfte mit unermeßlichem Urwald bedeckt ist, gehört theils dem Stromsystem des Orinoko, theils jenem des Marannon; südlich davon längs dem Marannon ist es mit unermeßlichem Urwald bedeckt; der erste gehört dem Stromsysteme des Orinoko an. Die südlichen Ebenen, die außerhalb des Wendekreises im Gebiet des Rio de la Plata liegen und die sich durch eine große Unfruchtbarkeit, Baumlosigkeit und ihre vielen im Sand versiegenden Salzflüsse und Lagunen unterscheiden, gehören durch ihre Thierbevölkerung einem andern zoologischen Gebiete an. Zwischen den Grasebenen, dem Urwald und dem atlantischen Ocean erhebt sich wie eine große waldige Berginsel die Parime-Cordillere, vom Orinoko in einer großen schneckenförmigen Windung umflossen und im Osten in ein sumpfiges, glühend heißes, von vielen Strömen durchfurchtes Tiefland abfallend, das durch seine tödtliche Fieberluft gefürchtete Guiana. Der höchste Gipfel des Berglandes von Guiana beträgt 7800 Fuß. Im Süden des Marannon steigt der Boden zu einem wenig hohen, aber breiten und langen, von Bergen begrenzten Tafelland, dem von Brasilien, an, dessen Hauptkette die Serra do Espinhaco bei Villarica die Höhe von 5600 Fuß erreicht. Der größte Theil des Tafellandes besteht aus flachen, bewaldeten oder baumlosen Ebenen, deren mittlere Höhe 2000 Fuß nicht zu übersteigen scheint. Die ganze Strecke liegt zwischen den Isothermen von 20—28° C. in der Region des Südost-Passats. Botanisch wird dieses Reich charakterisirt durch das Vorherrschen der Palmen, Hämodoraceen, Gesnerieen, Malastomaceen, Sapindaceen. Die Familie der Vochysien ist dagegen Südamerika eigenthümlich. Den zoologischen Charakter bilden die Edentaten (neunzehn Species), die breitnasigen Affen, welche südlich mit den Palmenwäldern parallel gehen und der ungeheure Insectenreichthum. Die Fauna Brasiliens unterscheidet sich von der nordamerikanischen wesentlich, hat dagegen mit Ostindien und den Sunda-Inseln manche auffallende Familienformen und Artenähnlichkeit gemein. So entsprechen einander in beiden Länderstrichen die Megadermen und Phyllostomen, der ostindische Bär und der Bär der Cordilleren, der Panther und der Jaguar, die Pangoline und Myrmecophagen, die ostindischen und amerikanischen Tapire, so wie eine große Menge anderer Säugethiere; die Calyptomenen und die Felsenhähne, die ostindischen und amerikanischen Cucurucus, der sundaische Casuar und der Nandu, endlich eine Menge Thiere aus andern Classen. Während die Affen, Raubthiere und Pachydermen in Bezug der Größe sich mit denen der alten Welt nicht vergleichen lassen, hat Südamerika die größten Nager; seine Capibaras haben drei bis vier Fuß Länge. Die Verkümmerung der Säugethierwelt glaubte Buffon aus dem jüngeren Alter Amerikas zu erklären, eine Hypothese, deren Paradoxie durch das Auffinden der Reste vorweltlicher riesenhafter Faulthiere und Pachydermen widerlegt ist.

In der Classe der Säugethiere ist der Mangel an kolossalen Formen ein allgemeiner negativer, die große Zahl der Baumthiere mit Kletterschwänzen ein positiver, bezeichnender Charakter. Nicht nur Affen, auch Mäuse, Ratten, Stachelschweine, mehrere Edentaten und selbst Raubthiere sind damit versehen. Auch in der Classe der Reptilien tritt diese Eigenthümlichkeit in Uebereinstimmung mit der vorherrschenden Waldvegetation in den vielen Baumschlangen und Baumeidechsen und den baumbewohnenden Fröschen deutlich hervor. Die Affen, von denen bei achtzig Species hier vorkommen, sind kleiner als die der alten Welt, obwohl sie ihnen an Beweglichkeit und Schlauheit gleich sind oder sie sogar übertreffen; sie gehören alle der Familie der breitnasigen Affen an, leben beständig auf Bäumen, klettern sehr geschickt, wobei ihnen ein Greifschwanz, dessen sie sich wie einer fünften Hand bedienen, behülflich ist. Die zahlreichen kleinen, zierlichen Krallen- oder Seidenäffchen (Hapale) mahnen durch die Krallen ihrer Zehenspitzen an die in Südamerika seltenen Eichhörnchen, denen sie in ihrer Lebensweise und Größe gewissermaßen ähnlich sind. Unter Fledermäusen fehlen die mit stumpfen Zähnen versehenen fruchtfressenden gänzlich. Dagegen treten blutgierige Blattnasen (Phyllostoma, Glossophaga), die wir schon im amerikanischen Mittelmeerreich gefunden haben, in großer Zahl und bis zur südlichen Grenze auf. Schwärme zahlloser Blutsauger verdunkeln bisweilen die Luft, wenn sie aus den Kalkhöhlen von Rio de S. Francisco oder von den Granitwänden des Parimegebirges aufsteigen. Die Heerden der aus Europa eingeführten Hausthiere werden von diesen blutgierigen Tyrannen oft so anhaltend verfolgt, daß die Pflanzer, um sie gänzlicher Vernichtung zu entreißen, ihre Wohnorte zu verlegen gezwungen sind.

Von Bären erscheint Ursus ornatus an der nordwestlichen Grenze erst in den Bergen; Guiana und Brasilien haben dagegen den krabbenfressenden Waschbär (Procyon cancrivorus) und zwei Nasenthiere (Nasua). Ein eigenthümlicher Typus sind die Stinkthiere (Mephitis) und der Galictis. Den Kinkaju (Cercoleptes caudivolvulus) theilt Süd-Amerika mit den Antillen. In der Familie der Hunde fehlen die Wölfe, Hyänen und Schakale gänzlich. Alle hier erscheinenden Formen der Hundefamilie sind kleiner und größeren Thieren ungefährlich. Unter ihnen ist Canis Azarae am weitesten verbreitet; er findet sich vom Aequator bis zur Magellansstraße, vom atlantischen bis zum stillen Ocean und in den Cordilleren bis 16,000 Fuß. Canis cancrivorus ist der Stammvater der Hunde, welche die Europäer bei ihrer Ankunft auf den Antillen vorfanden; er ist im nordöstlichen Theile von Südamerika häufig, besonders in den lichten Vorwäldern und in den Savannen, wo ihn Schomburgk in ganzen Koppeln jagen sah.

Von Beutelthieren erscheinen nur zwei Typen, von denen jedoch die Beutelratte sehr speciesreich ist (25). Unter den Nagern herrschen die auf der Erde und auf Bäumen lebenden vor. Die Wurfmäuse sind nur durch zwei Ctenomys im südlichen Brasilien repräsentirt. Die Feldmäuse (Hypudaeus) fehlen gänzlich. Die echten Mäuse (Mus) sind nur durch zwei eingewanderte Species vertreten, die übrigen werden durch zahlreiche Hesperomys ersetzt. Von biberartigen Thieren erscheint Myopotamus bonariensis erst an den südlichen Grenzen. Die baumbewohnenden Stachelschweine, welche wir schon im vorigen Reiche getroffen haben, sind hier zahlreich. Den Affen gleich, mit ihren langen Greifschwänzen sich festhaltend, klettern sie auf den Bäumen. Die Ordnung der Edentaten hat hier ihren Hauptsitz und bezeichnet den wesentlichsten Charakter; sie bilden durch Zahl und Mannigfaltigkeit der Form den hervorragendsten Theil. Seltsam organisirte und nach ihrer Langsamkeit benannte Faulthiere (Bradypus und Choloepus), die in Mexiko noch nicht vorkommen und in Centralamerika nur sparsam vertreten sind, bilden eine abenteuerliche Gestalt; ihre riesigen Verwandten sind in den Erdrevolutionen untergegangen, und merkwürdiger Weise haben sich nur die schwachen, unbehilflichen Reste in die Gegenwart gerettet; sie sind im tropischen Südamerika soweit verbreitet, als die Waldungen gehen, da sie vom Laub der Bäume sich nähren. Von ganz anderer Körperform sind die grabenden, mit Hornpanzern bedeckten flinken Gürtelthiere (Dasypus), die besonders am Saume der Wälder so zahlreich sind, daß der durch ihre Wohnungen unterwühlte Boden für die Pferde unsicher wird. Nicht minder phantastisch ist die Gestalt der langbehaarten, mit einem langen Kopfe versehenen Ameisenfresser (Myrmecophaga). Mit ihren starken Krallen erbrechen sie die aus Lehm gebauten Wohnungen der Ameisen und Termiten, in welche sie ihre klebrige, fadenförmige, weit ausstreckbare Zunge stecken, um damit die Termiten zu fangen. Sie reichen nach Süden nicht so weit, wie die Gürtelthiere: vom Antillenmeer bis gegen den la Plata.

Von Wiederkäuern hat Südamerika nur einige Hirsche, denn die Auchenien gehören als Alpenthiere dem peruanisch-chilesischen Reiche an, und die Hausthiere sind erst von den Europäern eingeführt worden. Im Orinoko wurden schon von Humboldt Delphine entdeckt; gegenwärtig kennt man sie auch aus dem Madeira (Delphinus amazonicus und Inia boliviensis).

In der Vogelfauna Südamerikas herrscht eine Mannigfaltigkeit an Gestalt, Farbe und Stimme, eine Fülle der Individuen, wie in keinem andern Theile der Erde, selbst die Wälder Indiens und der Sunda-Inseln nicht ausgenommen. Der König der Vögel, der Condor, gehört den Anden an und kommt nur selten in die Ebene; dagegen wird die warme Tiefebene vom großen Haubenadler (Harpyia destructor) und vom Geierkönig (Vultur papa) beherrscht. Die gesellig lebenden buntköpfigen Urubu (Polyborus aura und P. Urubu) nehmen bescheiden mit Aas vorlieb und ersetzen mit andern aasfressenden Raubvögeln unsre Aaskrähen, Elstern und Raben, welche in Südamerika nur spärlich auftreten und stellenweise gänzlich fehlen; die Eulen sind wenig zahlreich und viel kleiner als die nordischen. Aus der Ordnung der Dünnschnäbler (Tenuirostres) haben die kleinen metallisch glänzenden Colibris (Trochilida) hier ihren Hauptsitz. Die Kletterschwänze (Dendrocolaptes), in der Form des Schwanzes, der auch zum Anstemmen dient, den Spechten ähnlich, jedoch mit abweichender Schnabelbildung, ersetzen unsre Certhiadeen. Diesen verwandt ist auch der Töpfervogel (Opetiorhynchus Temm. oder Figulus Spix) von der Größe eines Rohrsängers, der auf Bäumen aus Erde ein Nest in Backofenform baut. Aus der Familie der Spaltschnäbler (Fissirostres) finden sich viele Schwalben und besonders Ziegenmelker (Caprimulgus); an diese schließt sich der in Höhlen lebende Nachtpapagei (Steatornis caripensis), welcher die sundaischen Tagschläfer (Podargus) ersetzt. Aus der Familie der Kegelschnäbler (Conirostres) sind die meisenartigen, aber buntgefiederten Manakins (Piprida) und die beerenfressenden geselligen Tangaren, mit prachtvollen rothen, grünen, blauen und anderen metallisch glänzenden Farben geschmückt, südamerikanische Formen.

Unsre Staare werden von geselligen Trupialen (Cassicus, Icterus) ersetzt und von sammetschwarzen Staardohlen (Psarocolius), welche sackförmige hängende Nester bauen. Eigenthümlich sind manche Formen von Klettervögeln. In der Tiefe der Wälder leben die Pfefferfresser oder Tukane (Rhamphastidae), ausgezeichnet durch ihre kolossalen, mehr als körperlangen, löffelförmig gebildeten, im Innern eine Menge Zellen enthaltenden Schnäbel, die sie vorzugsweise dazu benutzen, um Eier und junge Vögel aus den hohlen Bäumen hervorzuholen; sie erinnern an die indischen Nashornvögel.

Die Reptilien entsprechen in der Fülle ihrer Formen ganz dem feuchten, heißen Lande, dessen üppige Vegetation diesen Thieren zahlreiche Schlupfwinkel und dessen übrige Thierbevölkerung eine reichliche Nahrung bietet. Unter den Süßwasserschildkröten erreichen die Podocnemis riesenhafte Dimensionen, die denen der großen Seeschildkröten wenig nachgeben. Unter den Schlangen sind die Wasserschlangen und Riesenschlangen (Boida) für Amerika, wo sie die Pythonen Asiens und Afrikas ersetzen, charakteristisch, eine Gruppe derselben, die Wickelschlangen (Xiphosoma) sind durch einen Roll- oder Greifschwanz ausgezeichnet; wie sie, leben auch viele andere auf Bäumen. Düster gefärbte Klapperschlangen, Lachesis, Conchris und Bothrops, sowie giftige Ophis in der Maske der giftlosen und die herrliche Korallenschlange (Elaps corallinus), die schönste der Giftschlangen, bevölkern die Wälder.

Die Fische des Süßwassers sind vorwaltend Salmoniden, Siluriden und Labroiden. Charakterformen sind die Gymnotida oder elektrischen Aale, Gymnotus, Carapus, Sternarchus, die gefährlichsten Feinde der die Furthen durchwatenden Menschen und Thiere.

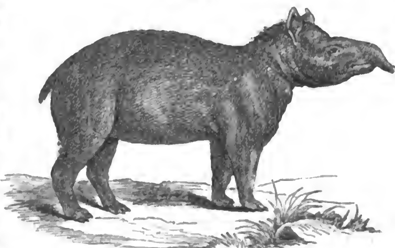
Die Zahl der phytophagen Insecten ist wegen des Reichthums der Vegetation sehr groß; im Verhältniß zu Europa, wie 9 zu 1. Vorzüglich reich ist Brasilien an Lepidopteren, an Scarabeiden, Chrysomelinen und Cerambycinen, an Wespen, Ameisen und an Orthopteren; von letztern besonders an den phantastisch gestalteten Gattungen Phasma und Spectrum. Die fleischfressenden Käfer dagegen sind nach Latreille der Zahl nach geringer, als die europäischen und die Körpergröße der Sarcophagen gleichfalls kleiner, als die der alten Welt.

An Hymenopteren wetteifert Guiana mit Brasilien. Unter den Neuropteren spielen die Termiten die Hauptrolle, aber nicht alle führen Erdbauten auf, sondern ein großer Theil baut Nester in den Bäumen. Die Tagschmetterlinge sind zahlreich und verrathen ihr sonniges Vaterland durch Glanz und Farbenwechsel deutlicher, als jede andere Ordnung. Swainson schätzt ihre Zahl auf 6—700 Species.

Die Menge der Arachniden ist im Vergleiche zu unsern heimischen eine enorme; besonders sind die Sprungspinnen (Saltici) sehr zahlreich; Swainson zählte mehr als 100 Species. Die Gruppe Epeira ist durch manche sonderbare Formen vertreten. Es ist der Acrosoma-Typus; diese Thiere, mit spitzen, lederartigen, oder dornigen Stacheln bedeckt oder mit dornigen großen Beinen, kommen in Menge vor und durchflechten die Pfade der Wälder mit ihren starken gelben Gespinnsten, auf denen andere Spinnen als Schmarotzer leben, während in hohlen Bäumen die schwarzhaarige Vogelspinne (Mygale avicularia) lauert, deren zahlreiche Verwandte durch ganz Südamerika, auf den Antillen, aber auch in Ostindien und Ceylon vorkommen. Von Scorpionen sind Scorpio Americanus, viele Phrynus und Thelyphonus Proscorpio häufige aber auch lästige Thiere. Kleinere aber nicht minder beschwerliche Feinde sind die vielen Zacken, die Hauptplagegeister der Wälder nebst den Musquitos.

Als echten Repräsentanten der Säugethiere-Fauna in den feuchten Flußthälern Brasiliens führen wir dem Leser den amerikanischen Tapir vor (Figur 9.), in welchem merkwürdiger Weise die Natur eine der seltensten Dickhäuterformen der Welt in der westlichen Hemisphäre reproducirt (wie Humboldt bemerkt). Er übersteigt zwar die Cordilleren von Neugranada und geht an der Küste von Honduras bis gegen den 15° nördlicher Breite, hat aber dort auch seine äußerste Wandergrenze erreicht und erscheint keineswegs so häufig, wie an den brasilianischen Flüssen, wo sicherlich seine ursprüngliche Heimath zu suchen ist. In südlicher Richtung geht der Tapir bis über den la Plata hinaus. Schon den ersten Eroberern fiel dieses große plumpe Thier auf und Oviedo lieferte im Jahre 1526 die erste

Fig. 9.



Der amerikanische Tapir. Tapirus americanus.

Beschreibung des Tapirs. Erst im Jahre 1704 kam der erste lebende Tapir nach Europa, wo er unter dem Namen „Meerpferd" in Amsterdam großes Aufsehen machte. Aehnlich wie der Elephant bedient sich auch der Tapir seines kurzen Rüssels, um damit Gegenstände zu ergreifen, obwohl er keinen fingerförmigen Anhang an demselben hat. Der Tapir liebt dichte Waldungen an den Ufern großer Ströme oder Sümpfe. Das Wasser scheint ihm fast so unentbehrlich, wie dem Nilpferd, um sich darin zu baden. Von Hunden aufgejagt, stürzt sich der Tapir eiligst in das Wasser, wo er ziemlich lange auf dem Grunde verweilen kann, ohne Luft schöpfen zu müssen. Er frißt zwar alle Arten von Waldpflanzen, hat aber eine besondere Vorliebe für das Zuckerrohr und richtet in den brasilischen Pflanzungen oft arge Verwüstungen an.

Auch der Yaguarundi (Felis Yaguarundi Figur 10.) ist ein echter Bewohner Brasiliens und seiner Urwälder, obwohl er, wie die meisten Arten des Katzengeschlechts, weite Raubzüge über die höchsten Gebirge macht, als Wanderer und Jäger auch in den Nachbarreichen gefunden wird und vereinzelt sowohl in Paraguay als in Mexiko, ja selbst auf den hohen Anden von Peru gefunden wird. Er ist von sehr schlanker Gestalt, sein Fell grauschwarz. Das Weibchen unterscheidet sich vom Männchen durch eine etwas lichtere Färbung. An Gewandtheit und Blutgier kommt er dem europäischen Luchs sehr nahe, nährt sich aber vorzugsweise nur von kleinen Säugethieren.

Fig. 10.



Der Yaguarundi. Felis Yaguarundi.

5. Das peruanisch-chilenische Reich. Die Heimath der Auchenien und des Condors. Dieses Reich umfaßt das ganze Hochland der Cordilleren von Ecuador, Peru und Chili, die stufenförmigen Gehänge dieses Gebirges und den schmalen westlichen Küstenstrich. Auch hier ist der Charakter der Thierwelt wie in Mittelamerika durch die verschiedenen Höhenverhältnisse so bestimmt, daß man das Reich in drei Unterprovinzen trennen muß: 1) den westlichen Küstenstrich; — 2) das Hochland; — 3) die östlichen tieferen Gebirgsstufen und Thäler. Die hohe Mauer der Anden scheidet nicht bloß die Thierwelt Brasiliens und der la Plata-Staaten auf das Schärfste, sondern auch die Fauna der östlichen Gebirgsgegend von der westlichen, besonders von der pacifischen Küste. Hier reihen sich die vorherrschenden Formen der leichtbeweglichen Thiere an die Fauna Mittelamerikas an, bis sie jenseits des südlichen Wendekreises ihren tropischen Typus allmälig verlieren.

An der Westküste, die an Pflanzenüppigkeit sich mit dem Waldreichthum der Ostseite nicht vergleichen läßt und in Peru höchst steril ist, tritt auch das Thierreich in sehr dürftiger Gestalt auf. Tschudi, dem wir über die peruanische Fauna höchst schätzbare Beiträge verdanken, fand hier im Ganzen nur sechsundzwanzig Säugethierarten, worunter zehn Raubthiere. Auch die Vögel erscheinen auffallend sparsam und nur die Reptilien, besonders die Iguane oder Erdagamen, welche den heißen Sand zum Aufenthalt lieben, sind durch viele Arten vertreten.

In der waldlosen Hochregion der Anden (Punas genannt) ist die Heimath der für dieses Reich so charakteristischen Auchenien oder Lamas, welche in Amerika die Kameele der alten Welt repräsentiren, deren Füße aber nicht, wie diese, zum Gehen im Wüstensande, sondern zum Klettern über steile Berge organisirt sind. Sie bewohnen die Hochregion von 12—15,000 Fuß. Nördlich soll ihre äußerste Verbreitungsgrenze kaum bis an den Aequator reichen. Tschudi unterscheidet vier Arten der Gattung Auchenia, worunter das eigentliche Lama und das Alpaco den Ein-

gebornen bereits als Hausthiere und Lastthiere dienten, bevor noch die Spanier Pferd und Rind aus Europa einführten. Charakteristische Thiere für diese hohe kalte Region sind außerdem die Viscachas und Chinchillas, welche in Gestalt und Lebensweise unsre Kaninchen vertreten und zu Tausenden an den Vorsprüngen der Felsen spielen. Ihr Vorkommen ist recht eigentlich auf dieses Reich beschränkt. Auch der Jaguar erscheint hier von Hunger getrieben aus der Tiefregion, um dem kleinen Hirsch der Hochebene (Cervus andisiensis) und besonders den Vicunnas aufzulauern. Die Anden von Peru und Chili sind auch die eigentliche Heimath des Condors, des berühmten, von Humboldt so oft erwähnten riesigen Geiers, welcher sich unter allen lebenden Geschöpfen am höchsten erhebt und aus luftigen Regionen von mehr als 20,000 Fuß Höhe doch seine Beute erspäht. Unter den wirbellosen Thieren dieser Hochregionen erscheinen viele Formen, die an den nordischen Typus erinnern, besonders unter den fliegenden Insecten.

Weit mannigfaltiger als in diesen beiden Abtheilungen erscheint die peruanische Thierwelt in den wälderreichen östlichen Thalstufen vertreten, wo aber in den tieferen Terrassen und Flußthälern ein Uebergang zu den brasilischen Thierformen bereits sehr bemerkbar wird. Die Affen sind besonders durch die Gattungen Ateles und Lagothrix, die Edentaten durch das Faultbier, das Armadill und den Ameisenbär, die Dickhäuter durch Tapir und Nabelschweine vertreten. Unter den raubgierigen Katzen kommen neben dem Jaguar und Kuguar noch vier bis fünf kleinere Arten vor.

In der Classe der Vögel sind hier besonders die Raubvögel stark vertreten. Auffallend artenreich ist die in Europa sparsam vertretene Gattung der Ziegenmelker (Caprimulgus). Von Waldhühnern sind verschiedene Arten von Hokkos, Pauxi und Pavas dieser Provinz eigen. Die Colibris sind eben so zahlreich, wie die für ganz Süd-Amerika so bezeichnenden Staarengattungen Cassicus und Icterus. Von Reptilien kommen drei Kaimanarten und sehr viele Schlangen vor. Unter den gefährlichen Giftschlangen ist Lachesis rhombeata der tiefern Waldregion eigen. Die peruanisch-chileniſche Insectenfauna steht der brasilischen an Artenreichthum wie an Farbenpracht bedeutend nach.

In dem berühmten Vicunna (Auchenia Vicunna Figur 11.) geben wir einen echten Bewohner der höchsten Andenregion. Diese

Fig. 11.



Vicunna. Auchenia Vicunna.

Thiere weiden durchaus nur in den kahlen Punas zwischen 14—16,000 Fuß Höhe. An Schnelligkeit und Schlauheit sollen sie unsern Gemsen wenig nachstehen. Das Vicunna ist leichter, graziöser und beweglicher als das Lama. Der Kopf, auf einem langen, dünnen Halse ruhend, ist verhältnißmäßig kürzer, als bei diesem. Die Farbe ist röthlich-braun; Brust und Bauch sind weiß. Ehemals gehörten die Vicunnas zu den häufigen Thieren der Hochregion. Jetzt sollen sie sich in den zugänglichen Hochgegenden Perus sehr vermindert haben.

Die chilenische Beutelratte (Didelphys elegans Figur 12.) gehört dem südlichen Theil dieser Zone an und bewohnt die Westseite der Cor-

Fig. 12.



Die chilenische Beutelratte. Didelphys elegans.

dilleren. Darwin brachte sie aus der Umgegend von Valparaiso. Sie ist die zierlichste aller amerikanischen Opossumarten. Kopf und Rücken sind graulich-schwarz; Hals, Brust und Bauch sind schön weiß. Der Kopf ist kurz und zugespitzt, die Ohren ziemlich groß. Es ist die einzige in ganz Chili verbreitete Art dieser Gattung. Wenn sie verfolgt werden, klettern diese Thiere mit Leichtigkeit auf die Bäume. Ihre Jungen, die sehr unvollkommen zur Welt kommen, tragen die Opossum-Arten bekanntlich in einem Zitzensack oder Beutel bei sich, wo diese auch nach ihrer Entwicklung bei drohenden Gefahren Schutz suchen.

6. Die Pampas, das Reich der Lagostomiden. Das Stromgebiet des Rio de la Plata hat besonders gegen Süden, wo die Waldungen immer dünner und seltener werden und in den unabsehbaren Grasfluren der Pampas die Baumgruppen nur noch inselartig auftreten, einen eigenthümlichen Naturcharakter. Es liegt dieses Gebiet zwischen den Isothermen von 10—20° C. Gegen Westen bilden die aufsteigenden Cordilleren die trennende Mauer, welche die Fauna dieses Flachreiches von der chilenischen Thierwelt trennt. Viele Säugethierarten, vor allen die Affen und die meisten Edentaten, (mit Ausnahme der Gürtelthiere), unter den Nagern besonders die Eichhörnchen, verschwinden gegen Süden mit den Wäldern. Dagegen treten die kleineren, erdgrabenden Nagethierarten der Lagostomiden oder sogenannten Feldviscachas, welche den Boden dieser Steppen so unterwühlen, daß oft Roß und Reiter tief einsinken, in ungeheurer Zahl auf. Die Wurfmäuse sind durch das Geschlecht Ctenomys in sehr vielen Arten vertreten. Von Raubthieren kommen mehrere eigenthümliche Katzen- und Hundearten vor. Jaguar und Kuguar erscheinen noch als blutgierige Würger der Pampasheerden. Verschiedene Arten von Beutelthieren sind diesen Ebenen eigenthümlich. Von Wiederkäuern scheint nur der kleine Steppenhirsch (Cervus campestris) den eigentlichen Pampas anzugehören. Charakteristisch für dieses Reich sind die unzählbaren Heerden von verwilderten Pferden und Hornvieh, die von den Raçen abstammen, welche die spanischen Eroberer und Ansiedler dort eingeführt haben.

Das allmälige Verschwinden der tropischen Formen ist auch bei den Vögeln recht augenfällig. Bunte Tukane (Ramphastos), Papageien, Colibris, Schmuckvögel, Hoccohühner berühren nur die nördlichen Grenzen dieses Reiches. Dagegen treten nach Süden hin riesige Laufvögel immer zahlreicher auf. Der Randu oder amerikanische Strauß (Rhea americana) ist ein echter Bewohner der Pampas. Im äußersten Süden tritt auch der patagonische Strauß auf, der aber doch mehr den kälteren Gegenden der Südspitze angehört und wie der Condor der Andes an den Ufern des Rio de la Plata nur als Gast und Fremdling erscheint. Eigenthümlich dem Pampasreich ist dagegen der hochbeinige Hirtenvogel (Palamedea chavaria).

Die Reptilien sind im Vergleich mit Brasilien sparsam vertreten. Die Baumeidechsen und Baumschlangen, so charakteristisch für das unermeßliche Waldgebiet Brasiliens, sind verschwunden. Dagegen erscheinen eigenthümliche Steppenschlangen, worunter auch eine Klapperschlange und eine äußerst giftige Art der Gattung Trigonocephalus. Auch die Formen und Farben der Insecten verändern sich auffallend im Vergleich zur entomologischen Fauna Brasiliens. Tropische Prachtformen verschwinden mit Ausnahme weniger Schmetterlingsarten beinahe gänzlich. Carabiden, die in der Aequatorialzone so dürftig vertreten sind, werden dagegen nach Süden hin immer zahlreicher.

Eine dem Pampasreiche eigenthümliche und für dasselbe charakteristische Beutelratte (Didelphys brachyura Fig. 13.) hat der berühmte Reisende Darwin von dort mitgebracht und beschrieben. Der kurze und dichte Pelz dieses Thieres ist aschgrau gefärbt, es wohnt in Erdhöhlen und scheint durch das ganze Flachgebiet verbreitet zu sein.

Fig. 13.



Die Beutelratte der Pampas. Didelphys brachyura.

Ein eigenthümliches Raubthier aus den Ebenen am Rio de la Plata ist die Pampaskatze (Felis Pajeros Fig. 14.). Sie kommt in Größe der europäischen Wildkatze gleich, ist aber doch von kräftigerem Bau, größerem Kopfe, kleinerem Schwanze und längeren Haaren. Die Farbe ist im Allgemeinen blaßgelblichgrau mit zahlreichen unregelmäßigen gelben oder braunen Binden. Das Wohngebiet dieser Steppenkatze, die sich von den kleinen Nagern nährt, beginnt südlich vom 30° und reicht bis an die Magellansstraße hinab. kommen auf dem Feuerlande außer einigen Cetaceen und Phoken, welche den Nordpolarthieren zwar sehr ähnlich, aber wahrscheinlich specifisch verschieden sind, nur eine Fledermaus, ein erdgrabender Nager der Gattung Reithrodon, ein Fuchs, eine Fischotter und ein Guanaco vor.

Mit den Pampas des Nordens theilt auch Patagonien den Ueberfluß an kleinen erdgrabenden Nagern, welche in vier Gattungen, sehr vielen Arten und in einer unzählbaren Zahl von Individuen auftreten. Die vor-

Fig. 14.



Die Pampaskatze. Felis Pajeros.

kommenden Mus-Arten sind aus Europa eingewandert. Die schnellfüßige Mara (Dolichotis Patagonica) bildet eine für die südamerikanischen Steppen eigenthümliche Gattung, die man als Stellvertreter der nordischen Hasen betrachten darf. Sonst sind von einigen patagonischen Säugethieren ein Meerschweinchen, ein Stinkthier, der Grison und der rothe Steppenwolf zu erwähnen. Der Jaguar kommt in Patagonien nicht mehr vor. Von Wiederkäuern aber erscheint merkwürdiger Weise ein Bergthier der chilenischen Anden, das Guanaco von der Gattung Auchenia, in den patagonischen Ebenen sogar noch zahlreicher als im Hochlande. Guanacos beleben in ganzen Rudeln dieses einförmige Steppengebiet neben dem von Darwin entdeckten patagonischen Strauß, der ebenso in ganzen Heerden durch die öden Wildnisse streift. Die Vögel Patagoniens sind übrigens nicht zahlreich und von ebenso düstern Farben wie der Steppenboden. Der Condor erscheint auch hier als Jäger oder aasfressender Gast, nimmt in diesen kalten Steppen auch wohl seinen periodischen Aufenthalt, kehrt aber von dort immer wieder in den hohen Andeshorst, seine wahre Heimath, zurück. In seinem Gefolge erscheinen auch die kleinen,

7. **Patagonien. Das Reich des Guanaco und des Darwin'schen Straußes.** Dürre, traurige, meist baumlose Ebenen, theilweise mit niedern Sträuchern oder dürftigem Graswuchs bedeckt, bilden den vorwiegenden Landschaftscharakter Patagoniens. Thiere und Pflanzen entsprechen der einförmigen Physiognomie dieser Flächen, sind übrigens noch unvollständig bekannt. Darwin hat sich um die Erweiterung der Kunde des organischen Lebens in dieser antarktischen Zone Amerikas besondere Verdienste erworben. Es nimmt dieses zoologische Reich mit gleichförmigem Typus die ganze Südspitze vom 10° der Isothermen bis zu dem feuchten, mit niederem Buschwerke bedeckten Feuerlande ein, wo die mittlere Jahrestemperatur kaum 4° erreicht. Auf den Falklandsinseln ist der Charakter des Thierreiches im Wesentlichen derselbe. Doch ist die Fauna noch viel ärmer und die wenigen an den Boden gebundenen Thiere sind specifisch von den Arten des Festlandes verschieden. Das Feuerland ist sogar noch ärmer an Arten. Wie schmal auch die unter dem Namen der Magellanischen Straße bekannte Meerenge ist, so hat sie doch der Wanderung der meisten Thiere nach der äußersten Südspitze eine Grenze gesetzt. Es

Fig. 15.



Die ramsköpfige Furchenratte. Reithrodon cuniculoides.

dunkelgefärbten Aasgeier Süd-Amerikas. Falken machen in ziemlicher Zahl auf die kleinen erdgrabenden Nager Jagd. Nächst ihnen und den Schwimmvögeln sind Fliegenschnäpper, Sperlingsvögel und die amerikanischen Hühnervögel verhältnißmäßig am zahlreichsten vertreten. Unter den Wasservögeln Patagoniens kommen zwei eigenthümliche Arten von Schwänen und die antarktische Ente (Anas antarctica) in zahllosen Schwärmen vor.

An Reptilien ist dieses Reich sehr arm. Eine dort vorkommende Schildkröte hält man wohl irrig als identisch mit der Testudo sulcata des Caps. Von Eidechsen sind vier, von Schlangen nur drei Arten aus den patagonischen Ebenen bekannt. Unter den Insecten sind die Käfer am zahlreichsten, doch ohne bunte Farben und ohne Metallglanz. Laufkäfer und schwarze Melasomen herrschen vor. Von Schmetterlingen gibt es nur wenige, meist einfarbige Arten. Es endigt die Thierwelt in dieser antarktischen Zone der äußersten Südspitze Amerikas noch weit einförmiger und eintöniger, als selbst die amerikanische Nordpolar-Fauna unter höheren Breiten.

Als einen charakteristischen Repräsentanten der Thierformen dieses traurigen Reiches geben wir in dem obigen Bilde (Fig. 15.) einen erdgrabenden Nager, die sogenannte ramsköpfige Furchenratte (Reithrodon cuniculoides). Sie ist von graulich brauner Farbe mit einer beträchtlichen Beimischung von Gelb. In der stark gekrümmten Form des Kopfes liegt einige Aehnlichkeit mit einem jungen Kaninchen; die Ohren sind mäßig, die Hinterfüße ziemlich lang, der Pelz lang und sehr weich. Darwin hat dieses Thier in Menge in Santa Cruz an der patagonischen Küste gefunden.

Fig. 16.



Der antarktische Fuchs. Canis antarcticus.

Endlich folgt ein merkwürdiger Bewohner der Falklandsinseln, der antarktische Fuchs (Canis antarcticus Fig. 16.), in welchem die Natur neben dem patagonischen Canis Azarae und C. magellanicus die stellvertretende Art für den Polarfuchs des Nordens hervorzubringen versuchte. Derselbe wurde zuerst von Bougainville, später von Darwin mitgebracht. Er ist beträchtlich größer und robuster als der europäische Fuchs und hält die Mitte zwischen diesem und dem Wolf, schließt sich also an die Schakals an. Er wohnt in Höhlen und fand sich früher auf den Falklandsinseln in großer Menge, soll aber seitdem durch die Seeleute und die jagenden Fischer, die sich dort angesiedelt, beträchtlich abgenommen haben.

Berichtigung.

In dem ersten Aufsatze „über die geographische Verbreitung der Thiere" haben sich wegen der großen Entfernung des Verfassers vom Druckorte einige Druckfehler eingeschlichen, die wir hiermit berichtigen:

Heft 7, Seite 49, Spalte 2, Zeile 14 von oben lies: „Stammpaare wesentlich modificirt haben würden," statt: „Stammpaare nicht wesentlich modificirt haben würden."

Heft 7, Seite 58, Spalte 1, Zeile 9 von oben lies: „Syrien" statt: „Spanien."

Die leichten Hydrophane.

Von Dr. Jacob Nöggerath.

In meinem Artikel: „Der edle Opal" (in Nummer 5 dieser Monatshefte) ist auch der merkwürdigen Opalart Hydrophan, Weltauge, Oculus mundi, Lapis mutablis, gedacht worden, welche die Eigenschaft besitzt, erst alsdann durchsichtig zu werden und in schönen Farben zu spielen, wenn der Stein vorher in Wasser gelegen und dieses eingesogen hat. In dieser Art ist aber neulich ein interessanter neuer Fund gemacht worden, welcher nothwendig nachgetragen werden muß, wenn meine Opal-Abhandlung ihre Rundung nach dem Standpunkt der heutigen Kenntnisse behalten soll.

Es handelt sich hier von so leichten Hydrophanen, daß sie auf dem Wasser so lange schwimmen, als sie sich noch nicht damit vollgesogen haben. Diese kommen aus den Bergwerken des edeln Opals von Czernowitza (Vörösvagas) in Ungarn, welche von Herrn Goldschmidt pachtweise betrieben werden. Der Director der geologischen Reichsanstalt zu Wien, Sectionsrath Haidinger, legte in deren Sitzung vom 20. März 1857 Exemplare dieses leichten Hydrophans vor, welche für jenes Institut von dem Inspector der Opalgruben, Otto Pattloch, eingesandt waren.

Haidinger bemerkte dabei, daß diese eigenthümliche Varietät des Hydrophans in allen Eigenschaften auf das vollkommenste mit dem Tabaschir, welcher sich in Ostindien in den Knoten des Bambusrohres bildet, übereinstimme. Der Tabaschir, den man vegetabilischen Opal nennen könnte, ist in der That ein wahrer Opal, und besteht, wie jeder mineralische, wesentlich aus Kiesel und Wasser, ist mithin ein Kieselhydrat, wie Turner bewiesen hat, nur ist sein Wassergehalt ziemlich geringe, da er in der Rothglühhitze bloß etwas über fünf und ein halb Procent Wasser abgibt. Bedürfte es noch eines weitern Beweises, daß die Opale Gebilde des nassen Weges, daß sie aus Kieselgallerte entstanden sind, so würde dieser in der Bildungsweise des mit dem Opal völlig analogen Tabaschirs ganz unverkennbar zu finden sein. Im Pflanzenkörper ist eine andere Entstehungsart als jene gar nicht denkbar.

Der leichte, schwimmende Hydrophan von jenem neuen Funde besitzt gleich dem Tabaschir in reinen Stückchen eine milchweiße Farbe, die sich aber, in feinen Splittern auf einen schwarzen Grund gelegt, bis zum schönsten Lasurblau steigert, ganz aus derselben Ursache, aus welcher der Himmel blau erscheint. Die Stücke sind an sich selbst durchsichtig und blau, nur mit einem complementären rothen Farbenton. Sind aber die Poren des Tabaschirs, sowie die des neuen Hydrophans mit Wasser erfüllt, so verhält sich das Gewicht der festen Theile zu dem Gewichte der von dem eingesogenen Wasser erfüllten Räume merkwürdigerweise wie 1 zu 2,24, und hierin liegt der Beweis für die große Porosität der anscheinend dichten Körper. Nach dem Einsaugen des Wassers gewinnen die Stücke von beiden Körpern noch bedeutend an Durchsichtigkeit, und nehmen ebenfalls stark in ihrer Lichtbrechung zu. Sie geben das merkwürdige Beispiel von festen Substanzen, deren Lichtbrechkraft zwischen der des Wassers und der Luft liegt; in dieser Hinsicht sind sie nur vergleichbar mit den von Brewster entdeckten, in Krystallhöhlungen befindlichen Flüssigkeiten oder mit Aether, der in geschlossenen Glasröhren durch Hitze auf das Dreifache seines Volumens ausgedehnt ist.

Werden die neuen leichten Hydrophane aus Ungarn auch die schönen edlen, mit allen Farben des Regenbogens prangenden Opale als Schmucksteine nicht verdrängen können — denn in dieser Beziehung mögen sie ganz werthlos sein — so sind es doch Körper, welche in einem hohen Grade das physikalische Interesse ansprechen.

Die

Correction der Juragewässer.

Von Dr. Lunkenbein.

Große nationale Unternehmungen, wenn sie nicht durch eine unabwendbare Nothwendigkeit oder zufällige Ereignisse beschleunigt werden, erfordern zu ihrer Ausführung eine gewisse Reife. Auch hat die eine Generation vor der andern Trieb und Neigung dazu. Es gibt vorzugsweise schaffende und bauende Zeiten, wie ein andermal wieder das zerstörende Element vorzuwiegen scheint. Zu den zufälligen Ereignissen rechnen wir auch die Erscheinung eines Alleinherrschers mit kühnem Unternehmungsgeist in dieser Richtung. Dann kann eine kurze Regierungszeit Schöpfungen entstehen sehen, woran ganze Jahrhunderte kaum gedacht haben. Schwieriger schon gestaltet sich die Sache, wo ein großes, noch so gemeinnütziges Werk die Einigung Vieler zu seiner Ausführung bedarf. Hier werden, drängen nicht schlagende Vortheile, Bedenken aller Art, eine oft mehr scheinbare als wirkliche Verschiedenheit der Interessen, Ursachen der Zögerung werden. Noch ein besonderer Umstand kann hinzukommen, der gewöhnlich ganz übersehen, nicht beachtet wird. Völker sind nicht weniger eitel oder ehrsüchtig, — dies im besten Sinne genommen, — als die Einzelträger der irdischen Macht. Zu einem Bauwerke z. B., das, Allen sichtbar, in die Augen fällt, das seine Größe und Schönheit sofort Allen überraschend zum Anblick bringt, entschließt man sich leichter und rascher als zu dem Werke von minder in die Augen fallendem Werthe, das Manchem sogar ganz entgehen kann, und sei es noch so wichtig, wohlthätig und gemeinnützig. Aehnlich ist es mit der Correction der Gewässer des Jura in der Schweiz gegangen. Die große Frage, vielmals studirt und oft wieder verlassen, hat erst neuerdings wieder einen bedeutenden Schritt zu ihrer Ausführung gemacht. Aber, wie im Laufe der Zeit ihre Nothwendigkeit immer fühlbarer, so ist die Lösung auch schwieriger geworden. Vollendet wird sie indeß ein so rühmliches Werk, als je eines von verständigem Gemeinsinn unternommen und ausgeführt worden. Die Eroberungen der Cultur haben immer einen eigenthümlichen Reiz, weshalb uns der Leser einige nicht zu weitgehende Details über diesen Gegenstand wohl gerne erlauben wird.

Der Zweck der Juragewässercorrection ist: den verheerenden Ueberschwemmungen und verderblichen Versumpfungen abzuhelfen, welche ihre Ursache in zwei verschiedenen Gewässersystemen der westlichen Schweiz, in demjenigen der Aare und dem der eigentlichen Juragewässer haben. Im Gebiete dieser Gewässer, wo sie die höheren Gebirgsgegenden, ihre Geburtsstätten, verlassen haben, liegen die Ebenen des Seelandes. Die reißenden Bergströme, aus einer Anzahl schäumender Wildbäche entstanden, führen in ihrem oberen Laufe Massen von Steintrümmern, Kies und Sand mit sich. Wo sie auf ihrem Wege Seebecken treffen, dienen diese als Läuterungs- und Ausgleichungsbecken für die geschiebreichen Bergwasser. Dadurch setzen sie den Verheerungen derselben eine Grenze und reguliren wohlthätig den Wasserstand. Die Seen nehmen ungeheure Massen Wasser, Geschiebe und Gerölle auf, und das wilde Kind der Berge ist bei seinem Austritte zum zahmeren Flusse mit geregelterer Strömung geworden. In dieser Weise hat die Aare, soweit sie nur die Gewässer des Berner Oberlandes führt, in dem Brienzer- und Thunersee die Stromschnelle ihres Oberlaufes verloren. Eine neue Gefahr entsteht weiter unten, wo die Aare ihren gefährlichsten Zufluß in der vereinigten Saane und Sense erhält. Diese beiden Flüsse stürzen sich als Gebirgsgewässer unmittelbar in die Ebene; kein See dient ihnen zum Ausgleicher. Sie steigen daher in den heißen Sommermonaten, wenn die ungeheuren Schnee- und Eismassen in den Alpen stark schmelzen, oder bei anhaltenden Regengüssen sehr rasch an, führen eine Menge Geschiebe hinunter in die Aare und durch diese in die Ebene des Seelandes, und verschulden so wesentlich die Ueberschwemmungen, welche von Aarberg bis Solothurn oft das ganze breite Thal unter Wasser setzen. Die Geschiebsablagerungen bewirken zugleich ein sehr unregelmäßiges Flußbett, das für die Anwohner immer gefährlicher wird.

Eine zweite Ursache des stets wachsenden Uebels bilden die Juragewässer, nämlich der Bieler-, Neuenburger- und Murtensee nebst den in sie einmündenden Flüssen. Der Murtensee nimmt durch die obere Broye die Gewässer des ganzen westlichen Theils des Cantons Freiburg und eines Theiles der Waadt auf. Die Orbe im nördlichen Theile des Cantons Waadt bildet den obern Zufluß des Neuenburgersees. Auch diese Flüsse schwellen durch rasches Schneeschmelzen und Regengüsse hoch an, und führen den beiden Seen viel bedeutendere Wassermassen zu, als daraus bei den viel zu geringen Betten ihrer Abflußcanäle abzufließen vermögen. Das gestörte Verhältniß zwischen den Zuflüssen und der Quantität und Geschwindigkeit der Ausflüsse wird also die Seen über ihre niedrigen Ufer treten machen. So erscheinen die anliegenden Ebenen schon bei gewöhnlichem Wasserstande der drei genannten Seen als versumpfte Flächen, werden aber stundenweit selbst zu Seen, wenn bei raschem Zuflusse jene drei größeren Seebecken nur um einige Fuß über ihr gewöhnliches Niveau steigen.

Weite Gelände dieser Gegenden sind jetzt schon nur Moose von mehr oder minderer Ausdehnung, hin und wieder von stehendem Wasser bedeckt. Selbst die technische Ausbeutung dieser Moose würde durch die häufigen Ueberschwemmungen leiden. Aber die immer weiter sich ausdehnenden Verheerungen lassen selbst die Moose sich immer mehr ausbreiten. Ein Blick auf die Karte wird den Umfang des Uebels klar machen. Von Entreroches bis unter Solothurn, in einer Länge von ungefähr zwanzig Stunden und bis auf drei Stunden Breite ist eine der schönsten Gegenden der Schweiz einem früher nicht gekannten Uebel bloß gestellt, unter dessen nachtheiligen Einflüssen auch die belebte Natur leidet. In den gefährdeteren Gegenden haben die Einwohner die gewöhnlichen Folgen der Versumpfungen in bemerkbarem Grade zu erfahren; auch das Vieh gedeiht weniger bei schlechterem Futter, und auf höhern Wasserstand folgen in der Regel Viehseuchen. Außer der Abhülfe dieser Mißstände ist namentlich bei früheren Verhandlungen auch die Verbesserung der Schifffahrt zwischen Yverdon und Solothurn mit in's Auge gefaßt worden.

Eine interessante Beobachtung bei dieser Gelegenheit sind die unzweideutigen Beweise, daß die Juragewässer früher tiefer lagen als jetzt. War in einer noch älteren Zeit der Wasserstand der Schweizer Seen ohne Zweifel ein höherer, ihre horizontale Ausdehnung viel bedeutender als heute, wo einstige Seebecken nunmehr trockene Thäler bilden, so hatte dieser uranfänglichere Zustand dem späteren Platz gemacht, nachdem gewaltsame Veränderungen, Durchbrüche im Allgemeinen diejenige Gestaltung der Bodenfläche zurückgelassen hatten, wie wir sie gegenwärtig sehen. Aber an den allmäligen Umwandlungen dieser Gestaltung haben dann im Laufe der historischen Jahrhunderte wieder dieselben Factoren mehr im Kleinen gearbeitet, wie früher im Großen. Die Geschiebe der Ströme dämmten die noch bestehenden Seen nachweisbar auf, die einströmenden Flüsse verflachten bei ihrer Einmündung die Seen. Zur Zeit der Römer war das Seeland eine der blühendsten Gegenden der Schweiz; nirgends sonst im Canton Bern findet man so viele Spuren ihrer Gegenwart. Avenches (Aventicum) war die Hauptstadt der Helvetier. Große Erinnerungen sind in dem Namen Aventicum verbunden. Tacitus nennt es caput gentis; Vespasian verlebte hier in dem Hause seines Vaters seine Kindheit; er und Titus verschönerten die ihnen theure Stadt, deren Trümmer zahlreiche Ueberbleibsel römischer Bauart und Kunst aufweisen. Yverdon, das römische Ebrodunum, war eine durch Schifffahrt, damals viel besser als in unsern Tagen geregelt, wichtige Stadt; sie hatte einen praefectus barcariorum. Die Schifffahrt war also frei zwischen den drei Seen, und ging wahrscheinlich bis Solothurn (Solodurum). Ueberbleibsel römischer Bauten und Straßen an den Seen zeigen, daß ehemals der Wasserstand um mehrere Fuß tiefer war. Bei Grabung von Canälen auf dem großen Moose auf dem rechten Ufer der Broye längs des Murtner- und Neuenburgersees fand man fünf bis sechs Fuß tief unter der jetzigen Oberfläche große, in ihrem Mutterboden eingewurzelte Eichen mit noch sichtbaren Axtschlägen. Da und dort gefundene Alterthümer bestätigen das Gleiche. Das Niveau der Seen, das der Sümpfe zwischen ihnen und das der Ebene längs der Aare bis Solothurn hat sich allmälig, wahrscheinlich seit dem vierten Jahrhundert, um sechs bis neun Fuß erhoben. Die Aare hat die Ebenen erhöht und das Bett der Thiele (Zihl) verschüttet und verengert; diese Verengerung allein würde genügen, um die Erhebung des Seeniveaus zu erklären. Denn außer Zweifel fiel einst die Aare von Aarberg hinüber nach dem Jensberg in das Zihlbett und erhöhte dieses letztere, sowie die ganze Gegend mit Geschieben erheblich. Auch unterhalb Solothurn scheint die Aare mehr rechts und in einem tiefern Bett geflossen, von der einmündenden Emme und ihren Geschieben aber in ihr jetziges, höher liegendes Bett gedrängt worden zu sein. Wir haben so nur einige Ursachen der verschlimmerten Wasserzustände angeführt; eine nicht geringe liegt auch in der unklugen Entholzung der Berge, welche die Wasserzuflüsse rascher, reißender, massiger und gefährlicher macht, Ursachen, durch welche fruchtbare und cultivirte Landstriche den Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, andere aber ihre Fruchtbarkeit verloren haben und zu Sümpfen geworden sind. Die einen der Cultur wieder zu gewinnen, die andern zu schützen, ist der Zweck der neuerdings lebhafter in Aussicht genommenen Correction. Aber das Unternehmen ist schwieriger und verlangt mehr Umsicht als die Anlage von Eisenbahnen. Einmal handelt es sich, wie schon unser allgemeiner Ueberblick zeigt, um ein ganzes, in seinen Wirkungen und Gegenwirkungen enge zusammenhängendes System von Gewässern; sodann sind Ströme eine immer thätige Kraft; ein geringer Fehler in deren Direction wird nicht allein das günstige Resultat vermissen lassen, das man erwartete, sondern auch unberechenbare Unfälle verursachen können.

Klagen über große und häufige Ueberschwemmungen beginnen erst mit der letzten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, und seitdem auch die vereinzelten, ungenügenden Versuche der Abhülfe. Erst 1760 kam ein Herr de Rivaz mit seinem freilich erfolglosen Vorschlage einer Senkung der Seespiegel dem radicalen Heilmittel näher. Seit 1815 ließen dreizehn bedeutende Ueberschwemmungen die Angelegenheit

dringender erscheinen, entstanden viele Projecte, die nicht oder theilweise ohne Nutzen ausgeführt wurden. Darunter ist auch eines von Lelewel, Oberstlieutenant des polnischen Genie-Wesens, das wieder auf eine Gesammtcorrection geht. Zugleich begannen die Conferenzen der betheiligten Cantone Bern, Solothurn, Freiburg, Waadt, Neuenburg über diesen Gegenstand, mit späteren längeren Unterbrechungen. Einen rationellen, das Uebel durch Tieferlegung der Seen radical heilenden Plan entwarf erst Oberstlieutenant La Nicca, Oberingenieur des Cantons Graubünden. Er besteht darin, die Aare von Aarberg an in den Bielersee zu leiten, damit sie daselbst ihre Geschiebe ablagere, und der See zugleich ein Ausgleichungsbecken für die Hochwasser jenes Flusses bilde; ferner in einem neuen und erweiterten Abflußcanal für die vereinigte Aare und Zihl aus dem Bielersee, in der Correction der obern Zihl und untern Broye (beide in den Neuenburgersee fließend), und in Canälen auf dem großen Moose. La Nicca berechnet den Erfolg seiner Vorschläge dahin, daß der zukünftige niedrige Wasserstand elf Fuß unter dem gegenwärtig niedrigsten, und der zukünftig mittlere etwa neun Fuß unter den jetzigen mittlern zu stehen kommt, so daß, wie man sieht, zukünftig darin, ohne Austreten zu verursachen, eine größere Quantität Wasser zurückgehalten würde, als die, welche gegenwärtig Ueberschwemmungen bewirkt. Jede partielle Correction verspricht nur zweifelhafte und vorübergehende Resultate für die eine Gegend, während sie die Gefahren der andern vermehrt. Diese Erkenntniß hat sich endlich Bahn gebrochen, so daß das Unternehmen einer radicalen Correction der Juragewässer als eine Schöpfung im einheitlichen Interesse der Eidgenossenschaft erscheint. Für La Nicca spricht außerdem die Erfahrung, welche bei drei in der Schweiz ausgeführten Flußcorrectionen von der Anwendung seines Princips unter ähnlichen Umständen glückliche Erfolge gesehen hat, so sehr anfänglich die Idee der Ableitung der Aare in den Bielersee überrascht hatte. Die Ausführung selbst war indeß mit der Anerkennung des La Nicca'schen Planes noch keineswegs gesichert. Es ward ihm vorzüglich zu große Kostspieligkeit eingeworfen, was die Geneigtheit zu einstweiligen partiellen Correctionen erhöhte, während einige Cantone an dem Projecte La Nicca's festgehalten wissen wollten. Später verband sich mit der Frage der Juragewässercorrection die interessante Frage der schwimmenden Eisenbahnen, die aber dann, obgleich von La Nicca selbst befürwortet, namentlich wegen der sich sehr durchkreuzenden Eisenbahnbestrebungen der an der Gewässercorrection betheiligten Cantone, fallen gelassen wurde.

Eine neue ernste Mahnung trat im Juni vorigen Jahres ein. Die Juraseen traten in einem Grade über ihre Ufer, wie noch selten, überschwemmten das Land stundenweit und vernichteten die Ernte auf Tausenden von Jucharten. Dieser Umstand befeuerte den Wunsch, daß der Bund selbst die eingreifende und leitende Initiative übernehmen sollte; und seit die Sache auf diesen Weg gelenkt ist und man annehmen darf, daß die endliche Feststellung des Correctionsplanes sich im Wesentlichen die Grundsätze La Nicca's aneignen werde, darf man die Ausführung eines Werkes erwarten, das durch seinen Zweck, seine Großartigkeit, vor Allem auch durch seine Gemeinnützigkeit unter den Arbeiten des gegenwärtigen Geschlechtes auf dem Gebiete eines materiell-wohlthätigen Fortschrittes eine ehrenvolle und allgemeiner Beachtung werthe Stelle einnehmen wird.

Ueber die

Möglichkeit der Luftschifffahrt.

In wie manches Menschen Brust mag nicht beim Anblick eines Vogels, der unter dem blauen Himmel leicht und majestätisch, aber doch in eilendem Fluge hoch über Wäldern und Fluren dahinzieht, der Wunsch rege geworden sein, es ihm gleich thun zu können, um ferne Länder und Städte in kurzer Zeit zu erreichen, und im Sonnenscheine sich über lachenden Thälern und blauen Seen in seligem Genusse der Natur zu wiegen! Wie Mancher glaubte diesen Wunsch schon so nahe der Erfüllung, als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Luftballon erfunden wurde und unter dem stürmischen Enthusiasmus von ganz Europa sich zuerst Menschen diesem neuen Fahrzeuge anvertrauten! Und jetzt, nachdem über siebzig Jahre seitdem verflossen sind und wir in einem Jahrhundert leben, in welchem die Industrie mit Riesenschritten immer schneller vorwärts eilt, jetzt steht die Luftschifffahrt noch fast auf demselben Punkte, wie in den ersten Jahren nach ihrer Entdeckung. Nur zur Befriedigung der Schaulust dient sie, und beinahe verlacht wird derjenige, welcher die Ueberzeugung ausspricht, daß über kurz oder lang sich Luftschiffe überall nicht nach Willkür des Windes, sondern nach dem Willen des Menschen bewegen werden. — Aber über die endlosen Fluthen des Oceans gegen Wind und reißende Strömungen an dringt auf seinen Schiffen der Mensch, auf fester Erde trägt ihn die Locomotive in blitzschnellem Lauf selbst über Berge hinweg; und so wird er auch in der Luft seinen Weg finden, es ist in dem ganzen Gebiete der Naturwissenschaften kein Grund vorhanden, an der Möglichkeit

dieser Bewegung zu zweifeln, und wo die Möglichkeit einer Erfindung zugegeben werden muß, da ist auch die Gewißheit anzunehmen, daß sie einst gemacht sein wird. Der Anfang der Luftschifffahrt wird allerdings der Natur der Sache nach nur sehr unvollkommen sein und haben diejenigen Unrecht, welche schon jetzt von einem Luftschiffer verlangen würden, er solle mit seinem Fahrzeuge große Lasten mit bedeutender Geschwindigkeit und zwar gleich gegen heftigen Sturm an transportiren. Zunächst käme es vielmehr darauf an, ein Luftschiff zu bauen, welches bei ruhiger oder sanft bewegter Luft durch eine in demselben angebrachte Maschine nach Belieben des Luftschiffers sich hier oder dorthin bewegt, und sich hebt oder senkt. Ist dies erreicht, so ist es die nächste Aufgabe, der Erfindung das Praktische zu geben, d. h. die Maschine möglichst einfach, so wie deren Triebkraft möglichst billig zu machen, und die weiteren Vervollkommnungen werden sich dann gewiß bald finden. Für den ersten Anfang könnte wohl der Luftballon als Hülfsmittel nicht entbehrt werden, obgleich er durch sein großes Volumen der Luft und also dem Vorwärtsbewegen viel Widerstand entgegensetzt; dagegen ist das Ziel, welches der Luftschiffer sich setzen muß: eine Maschine, welche sich selbst in die Luft erheben kann, mit einem Worte also, eine Maschine, welche fliegt. Nun liegt der Gedanke zwar sehr nahe, den Flug der Vögel künstlich nachzuahmen; die vielen älteren Versuche in der Luftschifffahrt, welche, nebenbei gesagt, wegen der großen Ungeschicklichkeit und Unkenntniß der einfachsten Naturgesetze, die sie verrathen, eher zu neuen Versuchen aufmuntern, als davon abschrecken sollten, sind bekannt und allezeit unfruchtbar geblieben; denn dieser Weg zur Lösung ist ein verkehrter. Die Bewegungen der Thiere sind wegen des künstlichen Baues ihrer Glieder nicht als Maschine nachzubilden, geschweige denn an Kraft und Schnelligkeit zu übertreffen, und hat man, als es darauf ankam, sich schneller als mit Hülfe der Pferde fortzubewegen, wohl daran gethan, Schienen auf die Erde zu legen und Locomotiven zu bauen, welche auf Rädern leicht dahin rollen, statt etwa auf steifen eisernen Beinen schwerfällig und ungeschlacht rasselnd vorwärts zu schwanken. Also künstliche Flügel sind zu verwerfen und möchte unter allen Mitteln, welche die Mechanik bei ihrem jetzigen Stande zur Bewegung darbietet, wohl die sogenannte Schraube zur Construction einer Flugmaschine die meiste Aufmerksamkeit verdienen. Diese Vorrichtung dient bekanntlich zum Treiben der meisten neueren Dampfschiffe; sie ist am Hintertheile der letzteren und ganz unter dem Wasser angebracht und besteht aus zwei oder mehreren Flügeln, welche auf einer in der Längenrichtung des Schiffes liegenden und sich schnell drehenden Welle sitzen. Jeder Flügel hat eine schräge und etwas gewundene Stellung und wird dem Laien seine Wirkung wohl am besten klar, wenn er ihn mit dem vorderen Theile eines gewöhnlichen Korkziehers vergleicht, welcher bekanntlich nur durch die einfache Drehung vorwärts in den Kork eindringt. In dem vorliegenden Falle wird nun der Kork durch einen viel dünneren Körper ersetzt, nämlich durch das Wasser, und wäre man versucht zu glauben, das Wasser würde durch die sich drehenden Schraubenflügel nur aufgerührt und würde an den schrägen Flächen weggleiten; allein in der That schneidet die Schraube sich durch die Schnelligkeit der Drehung in das bewegliche Wasser so gut ein, daß sie noch im Stande ist, dazu den schweren Schiffskörper schnell mit sich fortzunehmen. Ebenso würde eine solche Schraube auch in der Luft arbeiten, nur müßte sie des dünneren Mediums halber noch viel rascher sich drehen und etwas anders geformt sein. Daß sie übrigens auch in die Luft einschneiden und dadurch das Luftschiff fortbewegen würde, leuchtet schon durch Betrachtung einer Windmühle ein. Hier stehen die Flügel still und trifft der Wind, d. h. die in grader Richtung fortströmende Luft auf die schrägen Flächen der Flügel. Die Luft gleitet aber, so leicht beweglich sie auch ist, nicht seitwärts daran ab, sondern drückt die Flügel seitwärts trotz des Widerstandes, den das mit ihnen verbundene Mühlenwerk entgegensetzt. Es ist also bei der Windmühle eigentlich der entgegengesetzte Fall, er beweist jedoch die Anwendbarkeit der Schraube für Luftschiffe und dürfte dieselbe ebensowohl zum Aufsteigen, wie zum Fortbewegen dienen können. — Der schwierigste Punkt ist nun jedenfalls die Erzeugung der Triebkraft; das Luftschiff erfordert eine Maschine von wenig Gewicht und großer Kraft und ist also die gewöhnliche Dampfmaschine mit ihrem großen Kessel und Wasser-Vorrath nicht anzuwenden. Man muß also auf andere Mittel sinnen und wird hier wahrscheinlich die Chemie zu Hülfe nehmen müssen, indem diese uns lehrt, aus leichten, kleinen Körpern Gase in ungeheuren Massen und von starker Spannung zu erzeugen. Mit diesen könnten kleine, leichte Maschinen (nach Art der Dampfmaschinen gebaut) in sehr rasche Umdrehung gesetzt und dadurch die nöthige Kraft gewonnen werden. Denn da eine Maschine, welche bei jeder Umdrehung dasselbe leistet, wie eine zweite Maschine, aber sich doppelt so rasch umdreht, wie diese, auch doppelt so stark ist, so läßt sich die Kraft einer Maschine durch Vermehrung der Umdrehungs-Geschwindigkeit beliebig steigern, nur müssen dabei auch um so viel mehr Gase erzeugt werden. Natürlich

gehören aber viele Versuche dazu, um eine solche Anordnung sicher und gefahrlos zu machen.

Was nun schließlich den von vielen Seiten gegen die Luftschifffahrt erhobenen Einwand der Gefährlichkeit anbelangt, so kann von vorn herein geleugnet werden, daß die Gefahr größer sei, als bei Eisenbahnen. Von der Möglichkeit des Entgleisens, des Zusammenstoßens, des Brechens einer Brücke u. s. w. ist keine Rede mehr, und braucht das Luftschiff auch nicht in schwindelnder Höhe über den Wolken zu fahren, sondern nur etwas höher als die höchsten Gebäude, Bäume u. s. w. reichen. Wenn das Luftschiff oder die Maschine desselben etwa defect würde, so könnten Fallschirme u. s. w. ein sanftes und allmäliges Herabsinken bewirken. Wäre die Sache auch nicht mehr neu, so würden Tausende das Luftschiff eben so unbesorgt besteigen wie die Eisenbahnwagen; und leugnen läßt es sich doch nicht, daß für Jemanden, der nie von Eisenbahnen gehört hat, es gefährlich genug erscheinen muß, wenn er einen mit Menschen besetzten Zug in voller Geschwindigkeit bei sich vorbeisausen sieht. Genug, nur geringe Gefahr bietet das Luftschiff und dabei welche Vortheile! Der Weg ist nicht vorgeschrieben, wie bei den Eisenbahnen durch die Schienen und kostet auch nicht viele Jahre zu seiner Herstellung; er kann beliebig über die unwirthsamsten Gegenden hinweg gewählt werden; und welche große Geschwindigkeit ließe sich durch geschickte Benutzung der Winde, deren Gesetze immer mehr erforscht werden, erreichen!

Hoffen wir, daß sich bald die zur Erfindung der Luftschifffahrt nöthigen Geldmittel finden, denn nur an diesen scheint es zu fehlen, um die nöthigen Versuche möglich zu machen und tüchtige Männer zur Leitung derselben zu bewegen; und mögen diese Zeilen dazu dienen, das Interesse für eine Sache von solcher Wichtigkeit etwas anzuregen! —

Die Besteigung des Popocatepetl in Mexiko.

Ein New Yorker Journal hat vor Kurzem die Nachricht von einer Ersteigung des Vulcans von Popocatepetl, des höchsten Gipfels von Nordamerika, der 17,000 Fuß übersteigt, gebracht. Der Versuch, unternommen von einer Gesellschaft aus den Herren Kearn, Iturbide, Schiafino, Baron Müller, Dr. Crawford ꝛc., soll weniger glücklich gewesen sein als eine vor zwei Jahren von den Genfern Heinrich von Saussure und Peyrot mit Erfolg ausgeführte Ersteigung. Die Reisenden gingen am 13. Januar von Mexiko ab, aber der Baron brach bald Blut aus und zeigte andere wenig ermuthigende Symptome, was M. Kearn veranlaßte, sie zurückzuführen. Endlich war Dr. Crawford allein geblieben und vollendete seinen Weg mit Hülfe eines einzigen Führers. Wenn, wie anzunehmen ist, die Erzählung von dieser Popocatepetlreise in der eben angegebenen Gestalt die Runde durch die Blätter machen wird, so erscheint es uns geboten, die Berichtigung mitzutheilen, welche der oben genannte H. de Saussure nach Briefen aus Mexico, im „Journal de Genève" gibt. Die Reise zum großen Vulcan Popocatepec (so schreibt ihn Saussure) war von der wissenschaftlichen Commission unternommen worden, welche von dem mexikanischen Gouvernement mit der Erforschung des Thals von Mexiko beauftragt ist. An der Spitze dieser Commission befand sich Anfangs der Baron Müller. Er war im letzten August nach Mexiko gekommen, angeblich im Auftrage der belgischen Regierung, um die Beobachtungen Humboldt's zu verificiren. Er wollte große Reisen im Innern Afrikas gemacht haben, und wurde in allen Journalen gerühmt, gefeiert, besungen bis zu seinem etwas drolligen Sturze. Nach diesem wurde er beseitigt und durch Saussure's früheren Gehülfen und Reisegesellschafter, M. F. Sumichrast, ersetzt.

Die wissenschaftliche Commission unternahm die Expedition zu Anfang des Jahres 1857 unter den günstigsten Umständen. Der Weg, welchen Peyrot und Saussure eingeschlagen hatten und der unstreitig der zweckmäßigste ist, war Herrn Sumichrast ungefähr bekannt. Letzterer wählte auch zum Lagerplatz den von jenen Vorgängern gewählten, und da die Reisenden reichlich mit den wesentlichsten Subsistenzmitteln versehen waren, konnten sie drei Wochen in diesen Gegenden verweilen, deren Höhe die nämliche wie die des Col-du-Géant am Montblanc ist (der Col-du-Géant ist 10,553 Fuß hoch). Sie erforschten sie nach allen Richtungen und erwarteten einen für die Ausführung ihres Planes günstigen Tag. Gleichwohl war die Ersteigung äußerst mühsam; indeß Herr Sumichrast erreichte den Krater mit einigen Indianern. Diese Details genügen, um zu zeigen, daß das New Yorker Blatt es mit der Wahrheit nicht sehr genau genommen hat; und wir benützen diese Gelegenheit, um darauf aufmerksam zu machen, daß sich, keineswegs zum Vortheil richtiger Kenntnisse, der Humbug vielfach auch unsrer Reiseliteratur bemächtigt.

Die Leser werden sich vielleicht darüber wundern, daß eine so schwierige Unternehmung in der anscheinend ungünstigen Jahreszeit vorgenommen wurde; auch darüber gibt uns H. de Saussure Aufklärung. Obgleich Mexiko in der nördlichen Hemisphäre liegt, ist der Winter für seine hohen Gebirge in Wahrheit im Sommer. Während der sechs Wintermonate dagegen ist die Reinheit des Himmels niemals getrübt, und der ewige Schnee vermindert sich dann unter dem Einfluß einer immer glühenden Sonne.



Dritte Abtheilung.

Ueber Idealismus und Realismus in der deutschen Kunst.

Von Fr. Pecht.

III.

Die einflußreichste und begabteste künstlerische Persönlichkeit neben Cornelius war Overbek. Tritt jener aber überall revolutionär auf, sucht und findet neue Wege, so ist dieser dagegen um so mehr der künstlerische Ausdruck der Restaurations- und Reactionsperiode zu nennen. Voll feiner und eleganter Empfindung, voll des raffinirtesten Schönheitssinns, und des delicatesten Geschmacks, knüpft er mit solcher Sorgfalt überall an das Traditionelle der Kunst an in Inhalt und Form, wagt niemals einen Schritt über die Gesetze hinauszugehen, die Andere vor ihm gegeben, bildet dagegen das Einzelne mit größerer Sorgfalt und Liebe aus, reizt weniger, aber befriedigt mehr, beides, um seine ideale Welt der Wahrscheinlichkeit näher zu bringen. Diese ideale Welt ist aber weder neu noch kühn, sie zeichnet sich im Gegentheil durch Zahmheit und Friedfertigkeit, durch ein so frömmelndes Wesen aus, daß Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung gänzlich verloren scheinen in diesem Spiritualismus der Kunst, wie er seit Fiesole, dem eigentlichen Vorgänger Overbek's nicht mehr dagewesen. Jener glückselige Mönch aber war frisch, neu und unmittelbar wie Einer, sein Glaube und sein Empfinden haben nichts Reflectirtes, Gemachtes, Glattes, es pulsirt mehr Leben in ihm als in den nicht minder holdseligen, wenn auch nicht so naiven Gestalten des deutschen Meisters, dessen Glaube uns wohl echt scheint, der uns erbaut, aber selten überredet und fortreißt, man hat im Gegentheil immer die Empfindung, daß man nichts in dieser gottseligen und kopfhängerischen Welt zu thun haben möchte, so harmonisch, innerlich und äußerlich vollendet und abgeschlossen sie uns auch erscheint. Im Grunde malt er uns weder ganz unschuldige Wesen, noch jene Art bekehrter Sünder, große und starke Naturen, die sich nach langem Kampfe zum Guten durchgerungen, sie waren alle von Haus aus zahm, — so schön, edel und wohlgezogen, wie sie uns erscheinen, gleichen sie Kindern aus guter Familie, die auf Wegen und Stegen behütet worden. —

Nerviger und kerniger, auch individueller ist Führich in der gleichen Richtung vorgegangen, es ist mehr Blut und Leidenschaft, mehr Leben in ihm, wenn auch vielleicht weniger Schönheitssinn. — Dieser merkwürdige Künstler fängt erst in den letzten Jahren an, nach Gebühr Beachtung zu erlangen, er mußte ein Sechsziger werden, um den Frühling seiner wohlverdienten Lorbeeren aufblühen zu sehen. Ich glaube nicht, daß die moderne religiöse Malerei ächtere und von gesunderem Geiste durchdrungene Compositionen hervorgebracht hat als die seinigen. Er schließt sich am meisten an Dürer und dessen realistische Betrachtungsweise an, von jener Sentimentalität, die keinen geringen Theil von Overbek's Erfolgen beim Publicum verschuldete, ist keine Spur in ihm, eher eine gewisse Härte, ein

durchaus männlicher Geist, seine Heiligen sind wirklich aus dem Holze geschnitzt, aus dem man Märtyrer macht, nicht etwa bloß Salonhelden wie die Lessing's u. A. — Eigentlich technische Bildung hat Führich noch weniger als Overbek.

Die Wirkung des Letztern, getragen von seiner mächtigen Begabung, war so umfassend, daß er unsre religiöse Kunst lange Zeit förmlich in den Kreis seiner Anschauung gebannt zu haben schien, und außer Cornelius und dem realistischen Führich nur wenige sich dieser Einwirkung zu entziehen vermochten. Im Ganzen hat sie bei den Nachahmern zu einer Art von conventioneller Schablone geführt, zu einer officiell christlichen Malerei. Es ist schier eben so viel Heuchelei in diesen deutschen gemalten Duckmäusern als Fadheit und Leere in den französischen Modeheiligen. —

In die Reihe der vorzugsweise religiösen Maler gehört auch noch Veith. Männlicher und strenger als Overbek, verbindet er hohen Schönheitssinn mit markiger und tüchtig durchgebildeter Darstellung, aber seine Productivität ist nicht so groß, das Talent nicht so eigenthümlich. Heinrich Heß hat sich vom Idealismus Overbek's mehr ab und einer deutscheren, individuellern Auffassung zugeneigt, dabei viel gesunde und tüchtige Kraft gezeigt, deren Eigenthümlichkeit in einer entschieden schlichten, ja hausbacken auftretenden Auffassung besteht. Das Handwerkliche hat er mehr ausgebildet als irgend ein Künstler der Schule, seine Bilder sind harmonischer und befriedigender gemalt und modellirt als die aller übrigen, und die Technik des Fresco hat im Grunde nur er unter allen Künstlern dieser Frühzeit zu bewältigen verstanden. —

Die Profanhistorie wurde zunächst von Schnorr behandelt, der bei großer Leichtigkeit der Production einer glänzenden Phantasie, aber doch zu sehr einer starken Eigenthümlichkeit der historischen Anschauung sowohl, als der Kenntniß der Natur entbehrte, um nicht die Klippen dieser neuen Richtung überhaupt am stärksten zur Evidenz zu bringen. Er ist vielleicht am meisten Idealist von all den Genannten, aber das Schwunghafte seiner Composition, das in biblischen Stoffen oft großartig und anregend wirkt, konnte nicht ausreichen, da wo man vor Allem bestimmt individualisirte Gestalten zu verlangen das Recht hat, — d. h. in den uns näher liegenden Perioden der Geschichte, z. B. im Mittelalter, mitten in Conflicten, die heute noch fortwirken. Da muß die gemalte Phrase doppelt hohl werden, — besonders wenn keine glänzende Technik, kein Reiz der Farbe uns über ihren Werth täuscht, wie so oft bei französischen und belgischen Werken. War doch der erste Mangel der deutschen Schule überhaupt, daß sie eben keine Schule hatte, daß sie das, was man lernen kann, das Handwerk der Kunst, sogar grundsätzlich verachtete. So komisch es klingt, so war es doch ein Stichwort dieser Maler, das Malen zu verachten. Ihre Vorzüge lagen bloß in der mächtig begabten Persönlichkeit einiger Männer und waren nicht zu übertragen, nur um so sicherer aber wurden ihre Schwächen in der Nachahmung der Schüler zu unleidlichen Fehlern. — Das Verlassen des Weges unsrer Väter ging so weit, daß diese ganze neudeutsche Schule niemals im Stande war, ein gutes und befriedigendes Portrait zu malen, es existirt buchstäblich keines von ihr, während die Kunst unsrer Altvordern gerade ganz auf der Bildnißmalerei ruht, und in ihr es zu einer Höhe gebracht hat, die von keiner andern Schule der Welt jemals übertroffen worden ist. —

Noch schlimmer aber war die durch den engen Anschluß an traditionelle und typisch gewordene Darstellungen, durch ausschließliche Beachtung blos stylistischer Anordnungen entstandene so zu sagen officielle, immer aber äußerliche Auffassung der Stoffe. Wenn nicht zu leugnen, daß wenigstens in der religiösen Malerei viele Typen so vortrefflich sind, daß ihre Nachahmung zum Theil schützend wirkt und vor den barocken Auswüchsen der Belgier und Franzosen bewahrt, so dürfte dieses Anschließen an das Hergebrachte um so eher zu entschuldigen sein, als ja der Stoff der christlichen Vorstellungen ebenfalls ein typisch ausgebildeter ist, und eine sehr individualisirende Behandlung nur von naiven Künstlern verträgt, wie die Modernen selten sind. — Um so schlimmer aber wirkte das System des Uebertragens dieser Typen und officiellen Auffassungen in der Profanhistorie, sie wurde dadurch zu einem ganz leeren Spectakel-Stück, — das über die innern Triebfedern einer Handlung Aufschluß zu geben auch nicht einmal versuchte. —

IV.

Unser Mittelalter aber in dem gespreizten Tone behandelt zu sehen, wie officielle Zeitungen die Vorgänge des Tages bei uns erzählen, das muß auch die riesigste Geduld ermüden, und so darf man sich denn gar nicht wundern, wenn selbst schwache Versuche, wie die Lessing's, nicht bloß zusammengeflickte Lumpenkönige, sondern lebendige Menschen von Fleisch und Blut zu malen, die Geschichte darzustellen, wie sie Männer, und nicht, wie sie Kinder und Weiber sehen, mit auffallendem Jubel begrüßt wurden; um so begreiflicher war derselbe, als Bilder wie die ebenso technisch vollendeten als fein aufgefaßten Werke eines Gallait und Delaroche ihre Triumphzüge in Deutschland hielten. Es war

nicht der fremde, es war ein durchaus verwandter Geist, der uns aus der realistischen Auffassung jener Werke, aus ihrer geistreichen Behandlung und Individualisirung der Geschichte, ihrer meisterhaften Beherrschung des Materials, anwehte. Versuchten sie doch, das in der Malerei zu leisten, was Shakespeare, was nach ihm Goethe und Schiller in der Dichtung geleistet hatten, stand doch Delaroche z. B. unserm Holbein viel näher, zeigte ein tieferes und eingehenderes Studium desselben als ein großer Theil unsrer sogenannten nationalen Schule, der nachgerade höchst unnational und unverständlich geworden war. — Man hat eben so wenig ein Recht, sich darüber als über eine Ausländerei zu ärgern, als irgend ein vernünftiger Mensch in dem Beifall, den Macaulay's Geschichtswerk bei uns fand, einen Mangel an Nationalgefühl erblicken wird. Feiert doch in diesem Augenblick Momsen's vortreffliche römische Geschichte einen ganz ähnlichen Triumph. Es ist die auf individuelle Wahrheit ausgehende, die alte germanische Richtung, die man instinktmäßig in allen diesen Werken begrüßte, in der Malerei mit doppeltem Rechte, weil Aehnliches früher nicht mit vollem Bewußtsein angestrebt worden war, oder doch nur ein einziges Mal, in Leonardo's Abendmahl. Der Samen, den der große Florentiner mit jenem unsterblichen Werke gesät, ist spät aufgegangen, er hat verschiedene Früchte getragen, je nach dem Erdreich, in das er fiel, immer aber sind alle diese Versuche, die Geschichte individuell zu beleben, auf ihn als den ersten, der mit Erfolg diese Bahn eingeschlagen, zurückzuführen. —

Unsers Dürer's vier Kirchenväter sind ein Leonardo's Cena ebenbürtiges, ähnlichem Geiste entsprossenes Werk, es liegt dieselbe souveräne Beherrschung des Stoffes darin, wenn auch da Vinci um einen großen Schritt weiter ging und uns ebenso bedeutende Menschen im heftigsten Affecte, in der mächtigsten und mannigfaltigsten Aufregung vorführte, dieselbe in consequenter Charakteristik bis in die Fingerspitzen mit bewundernswerthem Geschick durchzuführen wußte.

V.

Nachdem jene erste Generation der neudeutschen Künstler an uns vorüber gegangen, deren Werke als ein abgeschlossenes Ganze hinter ihnen liegen, komme ich zu ihren noch in der Gegenwart thätigen bedeutendsten Schülern und Nachfolgern. — Aus dem Mitgetheilten erhellt, daß bis dahin die idealistischen Tendenzen vielleicht am wenigsten ersprießlich gewirkt, unsre deutsche Kunst ihre Lebenskraft im Gegentheil vorzugsweise aus der realistischen Anschauung gezogen hatte. — Dieses Uebergewicht schlägt bei den Künstlern der jetzigen Generation in's Gegentheil um, hier wird der Idealismus Regel, die individuelle Auffassungsweise Ausnahme bei den Historienmalern, sie flüchtet sich zum Genre.

Der berühmteste dieser Idealisten ist Cornelius' früherer Schüler, Kaulbach. Es hieße dem glänzenden Talente, der außerordentlichen Wichtigkeit dieses Künstlers Unrecht thun, wenn man ihn mit allgemeinen Phrasen abfertigen wollte, so schwer auch die Portraitirung just seiner künstlerischen Persönlichkeit ist. — Schwer aber wird sie durch die tiefen Widersprüche, die in dieser Natur, zwischen ihrer Weltanschauung und den Formen, in denen sie dieselben ausdrückt, herrschen.

Der innerste Kern der erstern war von Haus aus allerdings ein realistischer oder wenn man will, pessimistischer. — Die Formgebung war dem entsprechend auch in Kaulbach's frühesten Werken noch sehr individuell, oft bis zur Härte, bald aber überwog eine Nachahmung der griechischen Schönheits-Ideale, eine vorzugsweise auf Eleganz ausgehende Tendenz bei ihm. —

Wenn man aber die Erwartung hegte, daß Kaulbach dem männlichen Streben des Meisters nach würdiger Auffassung, nach großen energischen Formen eine entsprechendere Ausbildung des Colorits, eine feinere Durchbildung der Modellirung, kurz eine Fortbildung der Technik zugesellen werde, so täuschte man sich. Er substituirte dagegen der ächt deutschen Richtung des Cornelius auf's Wahre, jene auf's Schöne; durch einen Zug von Coketterie, ein gewisses Liebäugeln mit allem Reizenden, beeinträchtigt er den Eindruck oft auf's schwerste oder schwächt ihn wenigstens ab. — Der größte Unterschied zwischen Cornelius und Kaulbach liegt vielleicht darin, daß, wie jener eine durchaus männliche, dieser eine weibliche Natur ist, daß, wie jener den felsenfesten Glauben an sich und bei dem was er macht, den tiefsten Ernst hat, diesem der unbedingte Glaube an sich sowohl als an die sittliche Bedeutung seines Stoffes oft fehlt und er daher der Einheit der Auffassung fortwährend durch klügelnder Reflexion entsprungene Motive schadet. — Man muß bei ihm immer unterscheiden, was der Inspiration seiner trotz alledem durch und durch genialen Natur und was der Reflexion an seinen Werken angehört. So richtig ihn die erste leitet und so herrliche Werke er ihr verdankt, so oft hat ihn die letztere zu einer conventionellen Art der Composition verleitet, die durchaus als ein Abweg bezeichnet werden muß. — Die Zusammenhäufung der verschiedenartigsten und widersprechendsten Motive auf einem Bilde nämlich hat die Wirkung, daß die einzelnen Personen oft gar nicht mehr in irgend einem ernsten Zusammenhange mit einander stehen.— Hier wird einer gemordet und zwei Schritt

von ihm ziehen ganz anständige und wohlwollende Leute vorbei, ohne auch nur die leiseste Notiz von der That zu nehmen, dort liegen mächtige Helden, Ritter und Volk, anbetend und entzückt auf den Knieen im Anblick der heiligen Stadt, dem nach monatelangem Elend endlich erreichten Ziele ihrer frommen Sehnsucht, und mitten unter ihnen schäkern zierlich geputzte Frauen mit ihren galanten Courmachern, kurz, es wird aller Wahrscheinlichkeit zu nahe getreten. — Solch' willkürliches Umspringen genügt trotz der hohen Schönheit einzelner Gruppen, uns den Glauben zu rauben, daß die vorgestellte Begebenheit jemals so ausgesehen haben könnte. — Der Mangel individueller Anschauungen, einseitiges Idealisiren zeigt sich in der Hunnenschlacht, dem Bilde, das seinen hohen Ruf mit vollem Recht begründete, kaum in leichten Spuren, während es in den später folgenden großen Bildern zur Weltgeschichte immer mehr hervortritt. — Die reiche Phantasie, der Adel der Form, die scharfsinnige Betrachtungsweise des Künstlers nöthigen uns Bewunderung ab, während jene Fehler uns doch selten zum recht reinen Genuß kommen lassen, außer etwa in den Werken, wo sie der Natur der Sache nach weniger schwer in's Gewicht fallen, als bei Bildern, die historische Momente darzustellen haben. Seine Personification einzelner Begriffe, wie der Sage, der Geschichte, seine Kinderfriese zeigen die Größe seiner Begabung ohne seine Fehler und gehören, wie die Hunnenschlacht, einzelne Theile des Babylonischen Thurmbaues u. A. zu dem Schönsten was die deutsche Kunst überhaupt hervorgebracht. —

Nichts desto weniger machen seine Kunstwerke weniger den Anspruch, nationale genannt zu werden. Die Formen sind gräcisirend, der Antike im Sinne der italienischen Renaissance-Sculptur nachgebildet, es fehlt die Naivetät und Gläubigkeit, am wenigsten aber zeigt die Färbung eine Verwandtschaft mit unsrer altdeutschen Art. Sie ist eher den Malern des Barock-Styls verwandt, in ihrer Vorliebe für Reflexe und die prismatisch schimmernde Scala. Eigentlich national ist Kaulbach blos in seinen ersten Jugendarbeiten, wo er sich von der Art des Meisters noch nicht entfernt hatte, und in seinem Reineke Fuchs, wo es ihm gelang, seine Persönlichkeit vollständig und rückhaltslos niederzulegen, wo er künstlerisch ganz ehrlich, d. h. ganz ironischer Schalk ist. —

Am wenigsten gelungen scheinen mir seine neuesten Zeichnungen zum Shakspeare. Daß ein idealisirender Künstler nicht für den realistischsten Dichter, für den größten und mannigfaltigsten Charakteristiker aller Zeiten passen könne, schien auf flacher Hand zu liegen, und was bis jetzt erschienen, hat diese Ansicht bestätigt. Damit möchte ich indeß keineswegs behauptet haben, daß Kaulbach es nicht besser machen könne. Er hat das glänzendste Formengedächtniß, den feinsten Sinn für das Individuelle einer Figur, wie seine Bilder an der neuen Pinakothek beweisen, so nachlässig sie auch sonst großentheils gemacht sind, auch in der Färbung ist ein Theil derselben gut gelungen. —

Muß man also schließlich das Urtheil dahin zusammenfassen, daß durch Kaulbach nicht sowohl eine neue und verheißende Richtung gebahnt als vielmehr die vorhandene zu ihrem Ende geführt worden, daß selten ein so hoch begabter Künstler so viele seiner nicht würdige Werke geschaffen habe, so kann man ihm nichts desto weniger nicht nur nicht streitig machen, daß er unbedingt den bedeutendsten künstlerischen Kräften unsrer Zeit zuzuzählen sei, sondern man wird auch anerkennen müssen, daß er vielleicht mehr als irgend ein Anderer der ächte Repräsentant unsrer Cultur von 1830 bis 1848 in der Kunst genannt werden müsse. —

Ein durchgehender Charakterzug der altdeutschen Kunst ist das Naive, Hausbackene, die Vermeidung alles Pathetischen, selbst bei der grandiosesten Auffassung, wie sie Dürer u. A. oft in höchstem Grade haben. — Die neue deutsche Kunst dagegen hat sich vom Pathetischen, von jenem leidenschaftlichen Gebahren, wie es die Zopfmaler zeigen, durchaus nicht so fern gehalten. Kaulbach und besonders Schnorr zeigen speciell diese ganz undeutsche Manier. Der Deutsche wird aber nur pathetisch, wenn er lügt. Ist es nicht komisch, daß, während die bessern Franzosen nach und nach anfingen, die Theaterattituden, das emphatische Wesen von sich abzuthun, das die David'sche Schule charakterisirt, die Deutschen auf einmal sich spreizen, und just dann entschlossen auf dem Kothurn herumstolpern, während ein Delaroche die schlichte Auffassungsweise unsers Dürer und Holbein studirt, wir aber uns mit ihren papiernen Falten begnügen? Cornelius verhält sich hier zu seiner Schule ganz wie Schiller zu seinen Nachahmern. Es ist dies nicht die einzige Aehnlichkeit, die er mit dem großen Dichter hat. Zeigt er doch, wie dieser das Streben nach scharfer realer Charakteristik trotz des angebornen idealen Schwunges, dieselbe durch und durch männliche, ja harte aber immer edle Gesinnung, das gleiche geringe Glück in der Bildung weiblicher Gestalten. —

Bei Kaulbach mischt sich der Strenge der Schule ein Zug von Coketterie bei. Dieser Wunsch zu gefallen, die allerdings keineswegs vergebliche Jagd nach Esprit, kurz, seine Fehler ebenso wie seine Tugenden erklären am ebesten den großen Erfolg, den er bei der gebildeten

Classe der Nation unbestreitbar gehabt hat und noch hat, während das Urtheil der Künstler nicht in gleichem Maaße günstig war, und er keine Schule gründete, seine Werke, mit Ausnahme des Reineke, aber auf's Volk keinen Eindruck machen, weil sie ihm unverständlich bleiben. Bei letzterem hat die neudeutsche Schule als solche sich überhaupt nur geringen Erfolgs zu rühmen, außer in Illustrationen; ihre Darstellung hat für Anderes nicht Detailwahrheit genug, ist technisch zu unvollkommen, auch ist die Masse in der Regel nur der realistischen Auffassung zugänglich.

Das Geheimniß des Kaulbach'schen Erfolgs besteht, wie gesagt, darin, daß seine Werke der genialste Ausdruck der Denkart, der Neigungen und des Geschmacks unsrer gebildeten Classe während der 1848 abgelaufenen Cultur-Periode sind, ihrer Universalität, ihrem Geistesreichthum, durch Aneinanderreihen fernster Bezüge, ihrer Schadenfreude durch beißenden Witz, ihrer Lüsternheit durch eine große Schönheit schmeicheln, die vorzugsweise elegant ist.

Idealismus und Ironie sind aber hier nicht das erste Mal im Bunde. Sie sind das Kennzeichen der Kunst aller Restaurationsperioden, und waren schon bei Jean Paul, Tieck und Heine ganz ähnlich vereinigt, der Reineke mit seinen Aus- und Einfällen ist im Grunde ebenso modern als die Tieck'sche Dramatisirung unsrer schönen Volksmährchen, die Heine'schen Satyren oder die Werke der Gelehrten des Kladderadatsch. Man ließ sich von jeher gern für den Mangel eigener Gesinnung und Aufopferungsfähigkeit, für die höfische Unterwürfigkeit gegen die jeweilige herrschende Macht durch den Idealismus trösten; noch lieber aber durch allerlei versteckte satyrische Anspielungen, oder ganz ironische Schöpfungen, die im Grunde nur die größte Verachtung vor der menschlichen Natur überhaupt predigen, und in der Welt keinen Platz lassen, außer für Betrogene oder Betrüger. — Ich bin weit entfernt, das hohle charakterlose Wesen jener ganzen Zeit, den Künstlern, deren Werke ihr den Spiegel vorhalten, etwa gar in die Schuhe schieben zu wollen, aber wenn aus deutscher Kunst und Poesie etwas werden soll, so haben sie gerade mit der Anschauung jener Zeit am allerersten zu brechen.

VI.

Von allen deutschen Künstlern stellt Genelli die idealistische Tendenz am reinsten dar. Geschminkter Gefallsucht bringt er keine Opfer, eine antike Einfachheit ist in seinen Compositionen, nie ist er geziert oder emphatisch, und seine hohe Formen-Schönheit ist niemals cokett, am wenigsten elegant, sondern von herber und gesunder Art, er verleugnet keine künstlerische Ueberzeugung, er ist ein Charakter durch und durch, wie im Leben so in der Kunst: wie er im erstern arm, stolz und ungebeugt blieb, so hat er in letzterer der Mode nie etwas geopfert. —

Er hat die verschiedensten Stoffe behandelt, doch immer nur den rein menschlichen Gehalt, der sich weder an eine besondere Zeit noch Nationalität anschließt, herausgeholt. — Bei dieser Art der Auffassung mußten natürlich die antiken Stoffe am besten gelingen, und es ist wohl unter den Neuern Keiner, der sich so in den Geist des Griechenthums hineingelebt hätte. Hier folgt er eigentlich unmittelbar auf Carstens, wie dieser auf Flaxmann. Sein Talent ist aber reicher, seine Formgebung bei Weitem eigenthümlicher, als bei diesen beiden, überdies hat er eine Seite, die ihnen gänzlich fehlt, den Sinn für das Dämonische. Sein Leben eines Wüstlings, einer Hexe, die Zeichnungen zu Dante decken diese Nachtseite der Natur mit einer Gewalt auf, deren origineller fremdartiger berauschender Duft mich immer an den der blühenden Aloe gemahnt hat. — Die Aehnlichkeit mit Michel Angelo, die weniger in den Formen als in der ganzen geistigen Anschauung liegt, ist oft auffallend bei ihm; man kann nur ewig beklagen, daß die starke Subjectivität seiner Werke, ihre Abgeschlossenheit und Wildheit ihnen nie Gönner erworben haben, die ihn in die Lage gebracht hätten, sein Talent in großen monumentalen Arbeiten zu offenbaren, — es ist dies ein wahrer Verlust für die Kunst, obwohl wir nicht verkennen dürfen, daß der Meister an dieser Unpopularität keineswegs ohne Schuld ist, da er ganz dem deutschen Geschmacke zuwider, niemals von portraitartigen Anschauungen ausgeht, und Alles mehr durchbildet an seinen Figuren als das Wichtigste — die Köpfe, die oft weder in Form noch Ausdruck den Charakteren und Situationen, die er darstellen will, entsprechen und ermüdend einförmig sind. —

So ernst, fremd und unnahbar Genelli, so heiter, liebenswürdig und graziös schalkhaft muthen uns die Schöpfungen Schwind's an; während wir jene nirgends recht in den Kreis unserer Vorstellungen einzupassen wissen, erscheinen uns diese durchaus auf dem gesunden Boden unsers eigenen Volksthums gewachsen, überall an längst geliebte Stoffe, Sagen, Mythen und Traditionen anknüpfend; seine Menschen sind so aus dem Leben gegriffen, daß wir sie alle längst gekannt zu haben meinen, und er sie nur mit übersprudelnder Lebensfülle, mit Schönheit und Lust beseelt.

Schwind's Domaine, seine wahre Stärke, ist das Mährchen, hier dient ihm seine Phantasie am willigsten und führt ihm die originellsten und heitersten Scenen zu, wie dies z. B. sein herrlicher Bilder-Cyclus zum Aschenbrödel thut,

wo mehr Humor, Schalkhaftigkeit und naive Schönheit verschwendet sind, als manche Akademie seit ihrem Bestehen aufzubringen gewußt hat. —

Besonders gelang ihm wunderbar, diesen Compositionen alles Absichtliche, Gesuchte, das was man beim Theater das Spielen auf den Zuschauer nennt, zu nehmen, also just sich dem herrschendsten Laster der cornelianischen Schule zu entziehen. — Eins der Bilder, wie der Prinz mit seinem Hofmeister und ein paar Freunden Abends beim Heraustreten aus dem Palaste Aschenbrödel's Pantoffel findet und entzückt seine Kleinheit bemerkt, ist ein wahres Musterbild von reizend unbefangener und natürlicher Composition, und könnte in dieser Beziehung ganz gut neben Dürer, den größten Meister in diesem schwersten Theile der Kunst gestellt werden.

In letzter Zeit hat Schwind bekanntlich die Wartburg mit Fresken aus dem Leben der heiligen Elisabeth geschmückt, von denen ein guter Theil bereits durch den Grabstichel dem größeren Publicum zugänglich gemacht, und ihm dadurch Gelegenheit gegeben ist, sich an der eben so neuen als anmuthigen, wie auch von Coketterie keineswegs freien Behandlung derselben zu erfreuen. — Schwind knüpft vielleicht von allen gleichartigen Künstlern am directesten an unsre altdeutschen Meister an, und wenn er ihnen in Technik, in Gluth der Farbe, in Kraft der Modellirung nirgends gleichkommt, so übertrifft er sie dagegen Alle entschieden an Geschmack, an Anmuth und Schönheit der Form; auch weiß er uns die Leichtigkeit, die Sicherheit des Wesens, wie sie vornehmen und gesellschaftlich ausgebildeten Menschen eigen ist, zu zeigen, was jene nie vermocht haben. — Jene dämonische, halb sinnliche, halb geistige Macht des Genelli, die Größe der Anschauung, dramatischen Ausdruck und straffe Concentration der Handlung, wie bei Cornelius, darf man bei ihm nicht suchen, er rührt und erschüttert nicht, er will erheitern, er illustrirt lieber, als daß er mit einem sichern Griffe den Kern einer Begebenheit hinstellte. — Geht er in seinen Productionen über eine gewisse Größe hinaus, so wird es auch ihm wie allen andern Meistern der Schule schwer, die größeren Formen auszufüllen, und sie werden dann etwas leer. Die neudeutsche Schule hat im Ganzen einen merkwürdigen Mangel an Naivetät gezeigt, neben Schwind ist der einzige, der diese köstliche Eigenschaft besitzt, ihm verwandt in der Richtung, aber weniger edel in den Formen, weniger graziös und schwunghaft, weniger groß, aber vielleicht noch individueller und jedenfalls noch volksthümlicher und wahrer als er ist, Ludwig Richter, dessen Werke ja in aller Hand sind und der jetzt vielleicht das größte Publicum unter allen deutschen Künstlern hat. —

Wenn ich der Ueberschwänglichkeit gegenüber, mit der man neuerdings diesen in seinem Genre so sinnigen und innigen, so durchaus liebenswürdigen Künstler über Alles hinaushebt, ihn etwas nüchterner beurtheile, so geschieht dies sicher nicht aus Mangel an Freude an seinen Productionen. Darüber darf man sich aber doch nicht täuschen, daß so einzig naiv, so unübertrefflich wahr sie in der Schilderung der sächsischen kleinbürgerlichen Existenz sind, so liebenswürdig sie diesen Philisterfreuden und Leiden die goldene Folie ihrer poetischen Anschauung unterzulegen wissen, sie eben doch immer eine Apotheose des Kindes oder des Spießbürgerlebens bleiben, und überall, wo sie darüber hinausgehen wollen, leicht statt kindlich kindisch werden. — Hat uns Cornelius gottlob in seinen wahrsten Gestalten wieder männliche Ideale gegeben, hat er Helden und große Männer geschaffen, an die man glauben kann, so wäre es doch wirklich gar zu arg, wenn wir uns wie erschreckt über diesen Anlauf nun gleich darauf in die Richter'sche Kartoffelglückseligkeit kopfüber vertiefen, seine immerhin läppischen, wenn auch noch so wunderbar wahren Philister gar als Ideale deutscher Biedermänner ansehen wollten. — Dazu fehlt ihnen vor Allem, was keinem Manne fehlen darf, die Schneide; hingegen sind sie allerdings gute Unterthanen, zahlen ihre Steuern ohne zu mucksen und haben gleich den Blick zum Himmel bei der Hand, wenn man ihnen auf Erden das Fell gar zu arg über die Ohren zieht. Die Gänse sind freilich von den Füchsen jederzeit sehr geliebt und gepriesen worden, und so haben denn die Richter'schen frommen Germanen viele sehr hoch gestellte Verehrer — jenem nervigen, schlagfertigen eckigen Geschlechte aber, das uns Dürer und Holbein malen, gleichen sie so viel als ein Schulmeisterfrack einem Stahlpanzer. —

Wir sind jetzt am Ziel mit unsern Koryphäen der spiritualistischen, oder wenn man lieber will, Münchner Historien-Maler-Schule und können das Ergebniß wohl dahin zusammenfassen, daß wenn dieselbe wahrhaft großartige Ansätze zeigt, sie doch nicht den Charakter der Vollendung trägt. So sehr man demnach damit einverstanden sein wird, daß auch, so wie sie sind, in diesen Leistungen der Nation ein Schatz geboten sei, für den sie wahrlich nicht dankbar genug sein kann, so muß man sich doch dagegen verwahren, als ob sie schon eine classische Zeit unsrer Malerei repräsentirten, wie man ihnen dies manchmal vindicirt. Diese Bezeichnung paßt nicht auf die Werke der Münchner Schule. — Sie hat aber nun zwei Generationen bereits gehabt und weder Schüler noch Meister sind über die anfänglichen Mängel hinausgekommen, im Gegentheil, die Fresken, die Cornelius in der Casa Bartholdy 1816 ge-

malt, sind heute nach vierzig Jahren selbst in technischer Beziehung nicht übertroffen worden, dafür aber hat, ein paar vereinzelte glänzende Ausnahmen abgerechnet, ein falscher Idealismus, ein komödienhaftes Pathos, eine willkürliche ganz conventionelle Art der Composition, eine absichtliche Entfernung von alle dem, was unsre Zeit bewegt, in der Schule sich eingeschlichen, daß man das allmälige Verlassen derselben, wie es unstreitig bereits eingetreten ist, in keiner Weise bedauern kann. Was an ihr entwickelungsfähig, was wirklich lebendig und national ist, und es ist dessen nicht wenig, wird auch in den neuen Richtungen fortwirken, und gerade um so eher, je entschiedener man das hohle akademische Wesen davon abstreift. Wie Cornelius ein künstlerischer Ausdruck der Reaction gegen die Fremdherrschaft, so ist seine Schule dagegen mehr oder weniger die Frucht der Restaurationsperiode, die sich auch in den damaligen Coloristen und Naturalisten anscheinend ganz verschieden und doch ebenso sicher abspiegelt. Die Wirkungen des reformirenden und revolutionären Geistes seit 1840 sind nicht minder unverkennbar in dem jetzt rüstig zur Herrschaft strebenden Realismus, der mit fast allen Idealen gebrochen hat und sich vor Allem bemüht, die Sachen zu sehen wie sie sind.

VIII.

Bevor ich auf jene neuen Kräfte hinweise, wird es nöthig sein, noch einen kurzen Blick auf den Zustand unsrer Sculptur zu werfen, da an ihr gezeigt werden kann, daß sie den Entwickelungsproceß, den die Malerei erst noch durchzumachen hat, bereits nahezu vollendete, wie sie denn ja bekanntlich der letztern immer voraus ist, da jede Zeit zunächst damit anfängt, sich durch sie Monumente zu setzen. —

Die Maler Carstens, Wächter und Schick fanden ihren Pendant im Bildhauer Danneker, dessen allbekannte Ariadne das Bemühen zeigt, sich von Canova's damals herrschenden süßlichen Naturalismus zu einer größern und edlern Auffassung der Form durchzuringen. — Der Schritt war nicht bedeutend und in den meisten übrigen Figuren des Meisters treffen wir des Italieners süße Leere ohne sein Talent, auch die viel berühmte Schillerbüste ist ein mittelmäßiges Werk, und der weniger bekannten viel früheren Goethe's von Trippel bei Weitem nicht gleichkommend. Ihre bedeutendste Entwickelung erhielt die Reproduction der Antike bekanntlich erst durch Thorwaldsen, der darin wohl das Aeußerste geleistet haben wird, was den Modernen beschieden ist. So formvollendet aber auch seine Arbeiten sind, so kann man doch nicht verkennen, daß sie oft mit einem Minimum von Geist auskommen müssen; außer in einigen Reliefs hat dieser große Bildner wohl kaum irgendwo seine kühle Höhe verlassen und eine neue und bedeutende, frische und unmittelbare Auffassung gezeigt. Gleichzeitig mit ihm aber bildete sich Rauch als Thorwaldsen's Antagonist heran, führte den Realismus in der modernen Sculptur ein, ihm ein weites Feld erobernd, ja allmälig die Herrschaft erringend. Merkwürdig ist, daß man von diesen beiden Männern keinem das Prädicat des Genius zuerkennen kann, in dem Sinne wie es Cornelius, ja auch Overbeck unzweifelhaft gebührt, wenigstens sind beide ideenarm. — Wie bei Thorwaldsen die einfache Größe, das eminent plastische Gefühl, so sind Rauch's Hauptcharakterzüge der starke Sinn für Individualität und der feinste Geschmack, daher denn auch die hohe Meisterhaftigkeit aller seiner portraitartigen Arbeiten, von denen manche Büsten sogar den guten Antiken nahe kommen. Das liebevolle, eingehende Studium der Natur, die herrliche Technik, die vollkommenste Ueberwindung des spröden Materials sind Eigenschaften an ihm, so kerngesund und sachgemäß, daß sie sich auch mehr oder weniger seiner Schule mittheilten und so eine feste technische Grundlage gewonnen ward, die gerade der Cornelianischen abging. —

Während diese in München blühte, wurde die Sculptur dort fast ausschließlich durch Schwanthaler vertreten, der alle Fehler derselben auf sie übertrug und so um so mehr den nachtheiligsten Einfluß auf diese Kunst ausübte, als ihm große Begabung, eine leichte und glänzende Einbildungskraft, ein großer Sinn für decorative Wirkung nicht abzusprechen sind, so sehr ihm auch alle Tiefe mangelt. — Schwanthaler'sche Bildwerke lassen uns gewöhnlich beim ersten flüchtigen Blick etwas Gutes, ja Großartiges erwarten, sie bestechen durch eine gewisse Entschiedenheit der Auffassung, die Freude dauert aber nur eine Minute, wie man sie näher ansieht, wird man grausam enttäuscht durch die Rohheit und Lieblosigkeit der Arbeit, durch den Mangel aller feinern individuellen Empfindung nicht nur, sondern des feineren Gefühls überhaupt. Nie hat Jemand seit den Barocksculpturen so evident dargethan, zu welcher Leerheit und Flachheit man bei uns Deutschen mit dem Idealismus gelangt, und wie wenig er der künstlerischen Begabung unserer Nation entspricht. — Um so glänzender entwickelte sich indessen die individualisirende Richtung in der Rauch'schen Schule, als deren Hauptvertreter nächst dem Meister jetzt besonders Rietschel in Dresden betrachtet werden kann, und in Hähnel, einem Künstler, der in München und Italien gebildet, ein stark sinnliches Naturell durch das Studium der Antike und der Cinquecentisten so glücklich auszubilden gewußt hat, daß er im Stande war, der höchsten Formvollendung zugleich einen idealeren Adel und Schwung, als ihn Rauch und Rietschel besitzen, vereint mit überströmendem Le-

bensgefühl beizugesellen, so daß man ihn wohl für den begabtesten und zukunftreichsten unter den vielen vortrefflichen Bildhauern, die wir besitzen, halten und ihm noch eine große Zukunft prophezeihen darf. — So hat sich denn die deutsche Sculptur zu einer Ausbildung erhoben, die die dermalige der Malerei weit übertrifft, und eher als sie den Anspruch machen kann, eine classische Periode zu heißen. Rauch's Büsten und sein Friedrichsmonument, Rietschel's Lessing, seine Pieta, Hähnel's Bachantenzug am Dresdner Theater, seine Arbeiten am neuen Museum, und noch vieler Anderer Schöpfungen können wir mit gutem Gewissen als Kunstwerke bezeichnen, bei denen Gedanke und Form auf gleicher Höhe stehen, die einen bleibenden Werth besitzen und von keiner andern Nation erreicht, geschweige denn übertroffen worden sind.

IX.

Bei dem Auftreten der auf stylisirte Form ausgehenden Tendenz des Cornelius, Overbek 2c. neben ihrer Herbeiziehung der idealen Stoffe, der höchsten Aufgaben der Kunst, zeigte sich gleichzeitig, daß die auf das zunächst umgebende Leben gewendete genreartige Richtung ebenso entschieden mit den alten manieristischen Traditionen gebrochen hatte als jene, sich von ihnen aber dadurch unterschied, daß sie auch jetzt lediglich auf Naturstudien basirt, ausschließlich individuelle Anschauungen zur Geltung brachte, einen durchaus realen Inhalt hatte, in der Technik übrigens ebenso wenig als jene eine Schule besaß, sondern gewissermaßen die Malerei auf eigene Rechnung auf's Neue anfing. Letzteres war sicherlich ein großer Fehler, denn alle Technik beruht auf Tradition und sie Jeder für sich auf's Neue erfinden wollen, heißt so viel, als wenn man jetzt in unsrer maschinenreichen Zeit den Pflug verachtete und die Erde mit einem Baumast aufkratzen wollte. —

Der ausgezeichnetste dieser Realisten war der Schlachtenmaler Peter Heß.

Die meisten der Bilder dieses merkwürdigen Künstlers zeigen eine unendliche Fülle von dem, dessen Mangel der spiritualistischen Schule die Lebenskraft nahm, dem Detail, ohne das nicht einmal die monumentale Kunst, geschweige denn die Staffeleimalerei bestehen kann. — Gleichzeitig mit ihm wirkten auch Alb. Adam, Bürkel, Monten und viele Andere mit mehr oder weniger Talent in München in gleichem Sinne und brachten viel Anerkennenswerthes hervor, ohne daß doch die Schule eigentliche Fortschritte gemacht hätte; denn obwohl Peter Heß und auch Andere eine bedeutende Anzahl Werke von bleibendem Werthe geschaffen haben, so verhinderte sie ihr Mangel des Studiums der alten Meister doch ebenso wie die Historienmaler zu einer Technik zu gelangen.

Die Düsseldorfer Schule hatte indessen eine ähnliche Entwickelung gehabt, jedoch vorzugsweise statt des, wenn auch bisweilen etwas trockenen, doch kerngesunden Realismus der Münchner die Modellmalerei gepflegt und sie durch eine widerlich deutschthümelnde Sentimentalität zu würzen gesucht, die aber beim deutschen Publikum ein gewaltiges Glück machte, und zwischen den Lorbeeren eines Fouqué und Clauren hin und her schwebte. Diese Zuckerfabrikation ward endlich aber durch Lessing reformirt, der nach verschiedenen mißlungenen Versuchen, in seinem Huß einen Anlauf auf höhere Ziele nahm, der nur der merkwürdigen Marotte halber mißlang, mit der der Künstler sich piquirt, die Existenz eines Titian und Paul Veronese ebenso gut als eines Holbein oder Van Eyk zu ignoriren, angeblich um seine Originalität nicht zu verlieren. — Ein Zeichen der Zeit war dieses vielgepriesene Bild aber immerhin, so schwächlich und ungenügend es auch ist; so dürftig sich sein beim Thee aufgewachsener Huß neben den Heroen des Cornelius macht, so war hier doch ein folgenreicher Versuch gemacht, eine geschichtliche Handlung in ganzer und voller Realität, als wenn der Maler ihr Augenzeuge gewesen wäre, darzustellen, befreit von all' jener willkürlichen Zuthat, jenen conventionellen Voraussetzungen, der Vermischung verschiedener Zeiten und Localitäten, dem Episodenangehängsel und der widerwärtigen Sauce von allegorischen Engeln und Teufeln, jenen langweiligen himmlischen Strafgerichten, die die deutsche Schule für das Criterium des „historischen Styls" zu halten geneigt ist. —

Allerdings hatte Delaroche zu jener Zeit unendlich bessere und höherstehende, von größerem Talent und reicherer Bildung zeugende Werke geschaffen, aber sie waren in Deutschland noch wenig bekannt, und Lessing versuchte dasselbe, was jener gewollt, vollkommen selbständig, ein sicherer Beweis, daß ein Bedürfniß dafür vorhanden, — wie wir ja auch gleichzeitig mit dem Auftreten des Walter Scott den historischen Roman in Deutschland vorhanden finden. — Dieser Lessing'sche salonfähige Huß mit seinen gezähmten Hussiten war natürlich bald vergessen, je bekannter jene Werke der germanistischen Richtung unter den Franzosen wurden, und als vollends das berühmte Bild des Gallait „die Abdankung Karl's V." einen Triumphzug hielt, als Delaroche's Napoleonsbilder und seine Marie Antoinette erschienen, so war der Sieg der realistischen Richtung auch in Deutschland eigentlich schon vollkommen entschieden, fast alle jungen Talente wandten sich ihr zu. —

Man bekämpfte sie damals und heute noch von Seite der an fast allen Akademien zur Herrschaft gekommenen Schule unter dem Vorwand, es sei eine antinationale Tendenz, eine Aeußerung unsrer Vorliebe für alles Fremde, die hier auftrete. Das ist, mit Erlaubniß zu sagen,

eine der hohlsten Phrasen, die je erfunden worden sind, wie denn die Redensart von der nationalen Kunst einen sehr zweideutigen Werth hat. In der Regel dient sie nur dazu, schlechte Bilder für gute auszugeben, künstlerische Untugenden zu maskiren. Eine specifisch nationale Malerei gibt's grade so wenig als einen specifisch nationalen Baustyl, denn bekanntlich ist die Gothik, die man so gerne dazu machen wollte, gar nicht von uns erfunden worden und bei sämmtlichen abendländischen Nationen herrschend gewesen wie bei uns. Nicht anders verhält es sich mit dem griechischen Styl, dessen größere, Hälfte auch den Aegyptern und Persern gehört, mit dem romanischen Styl, der so heißt, weil ihn die Deutschen erfunden haben. — Der herrschende Kunstgeschmack gehört mehr oder weniger immer der ganzen civilisirten Welt und wird in den verschiedenen Ländern nur local gefärbt. Die Schönheit aber hat vollends gar keinen Heimathschein. Wir sind allemal national, sobald wir überhaupt wahr sind, und schildern, was wir entweder wirklich empfinden, oder wirklich um uns sehen, und allemal unnational, sobald wir manierirt werden, weßhalb der Barockstyl sich auf's Genaueste aller Orten gleicht. Wir Alle begrüßten daher in jenen Bildern nicht die fremde, sondern die wahrhaft verwandte Bestrebung auf's Lebendige, auf's Wirkliche, jene alte, specifisch deutsche realistische Tendenz, jenes Wiedererwachen des soliden individualisirenden Naturstudiums, gegenüber den hohlen Schemen, mit denen die spiritualistischen Epigonen uns abspeisten. Es war nicht die Mode, die just die Talentvollsten erzog, sondern die Naturfrische im Gegensatz zu einer bildungsunfähig gewordenen Manier. —

Daß unsre Meister nicht nur bei Holbein sondern auch bei Titian und Paul Veronese in die Lehre gehen, kann sicherlich kein Grund sein, sie zu verwerfen, so wenig, als wenn sie sich vorzugsweise auf Stoffe beschränken, in denen die Kämpfe und Anliegen unsrer Zeit wirksam sind, statt sich auf das neutralste und entfernteste Liegende, auf Homer und die Nibelungen, oder wo möglich auf's Paradies zu beschränken, wie es denn ein Kennzeichen aller Restaurationsperioden ist, daß ihre Vertreter den Blick von der Gegenwart und ihren Interessen, ihrer Schmach und Erbärmlichkeit weg und in die entlegensten Regionen zu lenken suchen. Wenn's daheim recht schlecht geht, so flüchtet man sich nach Hinterindien, studirt Sanskrit, malt chinesisch und übersetzt die Weisheit der Brahminen, oder betrachtet wie sie den eigenen Nabel. —

Die neuen Realisten verachten mit Recht jene Feigheit, die allen „brennenden Fragen" aus dem Wege geht, und dann natürlich auch Andere so kalt läßt, als sie selber ist — als sie diesen akademischen Zopf abschnitten, kam es ihnen allerdings nicht darauf an, ob er cornelianisch oder davidisch gewickelt sei. —

Die Kunst hat sicherlich nicht die Fragen des Tages, aber sie hat die Ideale ihrer Zeit, die Interessen, die in ihr noch lebendig und nicht bloß wie die griechische und altdeutsche Mythologie reflectirte sind, künstlerisch zu gestalten. Wenn die neuere daher die Kämpfe um bürgerliche Freiheit, und das Recht der freien Forschung in allen möglichen Variationen und Phasen darstellte, so thut sie ganz dasselbe, als wenn die mittelalterliche ihre religiösen Ideale gestaltete. Unserer Zeit Heilige und Märtyrer, wie ihre Dämonen und Zauberer sind eben ein Luther und Huß, ein Friedrich der Große und Joseph der Zweite, ein Napoleon und Goethe, und ohne Zweifel ist es viel interessanter, ihre Martyrien zu schildern, als wie dem heiligen Bartholomäus die Haut über die Ohren gezogen wird oder die drei Männer im feurigen Ofen beten. — Daniel in der Löwengrube ist eine Parabel, und Huß vor dem Concil ist die Sache, warum sollte uns die letztere nicht näher stehen? —

X.

Es bliebe mir nun nur noch übrig, die Träger der realistischen Richtung in Deutschland zu nennen, so weit ihre Thätigkeit sich überhaupt schon beurtheilen läßt. —

In München wäre es zunächst Carl Piloty, an den sich dermal die größten Hoffnungen knüpfen. Obwohl ein blutjunger Mann, der nie auf längere Zeit von München entfernt war, hat er doch in den wenigen Bildern, die er bis jetzt gemalt hat, eine Wahrheit, eine Meisterhaftigkeit im Colorit, in der Modellirung und feinen Charakteristik der Gestalten sich errungen, die in technischer Beziehung wenigstens der eines Delaroche und Gallait ganz nahe kommt. Ob er Alles halten wird, was er verspricht, ob es ihm gelingen wird, das bloß malerische Interesse dem Höhern, der historischen Charakteristik gebührend unterzuordnen, das theatralische Gebahren, das in Scene setzen durchaus zu vermeiden, muß die Zukunft lehren, immerhin sind durch ihn in Bezug auf die äußere Wahrheit der Erscheinung Dinge geleistet worden, die bis jetzt noch Niemand in Deutschland geleistet hat. Sein „Seni vor Wallenstein's Leiche", ein Meisterbild, was die Uebereinstimmung des physiognomischen Ausdrucks der Farbe mit der Handlung betrifft, wirkt daher mächtig auf's Gemüth, um so mehr als äußerste Oekonomie der Geberde in den beiden Figuren stattfindet. —

Bedeutende Begabung zeigt auch der Schlachtenmaler Franz Adam, der sowohl in Gemeinschaft mit seinem Vater Alb. Adam, als allein, militärische Darstellungen aller Art geliefert hat, die in seiner Detailwahrheit, Lebendigkeit

und Leichtigkeit des Pinsels nichts zu wünschen übrig lassen.

Derselben Richtung auf's Wirkliche zugethan sind noch Dietz, der vorzugsweise Stoffe aus der Zeit des 30jährigen Krieges, Knille, der mit gleichem Glück antike und mittelalterliche Gegenstände behandelt hat, — überhaupt könnte man ihr fast alle jüngeren Künstler zuzählen. —

In Düsseldorf ist Lessing durch den Deutsch-Amerikaner Leuze ziemlich in den Schatten gestellt worden, welcher mit ungewöhnlicher Energie die Geschichte seiner neuen Heimath verherrlicht.

Leuze zur Seite steht der Portraitmaler Röting, derselben Tendenz folgend, in seinen männlichen Bildnissen eine Kraft der Auffassung und der Wiedergabe entfaltend, die es uns möglich macht, etwas weniger beschämt neben unsern Altvordern zu stehen.

Einer der bedeutendsten, vielleicht der genialsten der gegenwärtigen Realisten ist der Berliner Adolph Menzel, längst bekannt durch seine Darstellungen aus der preußischen Heldenzeit, der Periode Friedrich's des Großen. Seine Fähigkeit in Entwickelung markiger Charakteristik, unbändigen, vom Scheitel bis zur Zehe die kleinste Form durchdringenden Lebens, entwickelt sich zu immer größern Dimensionen. Seine Bilder erhalten ihr Verdienst durch die genaueste oft schonungsloseste Beobachtung und Wiedergabe der Natur, er gehört nicht zu jenem Geschlecht elender Modellmaler, die in ihrem Atelier das Leben der Menschen studiren, wie die Gelehrten in den Büchern, so wenig als zu jenen Idealisten, die das Kameel, das sie malen sollen, aus der Tiefe ihres Gemüths schöpfen, wie Heine witzig bemerkt, sondern er hat es ehrlich im Sande der märkischen Wüste beobachtet.

Erfreulich ist besonders die glänzende Entfaltung, die die Portraitmalerei durch den Realismus wieder gewonnen. Dieselbe war in Deutschland entsetzlich herabgesunken, in München wurde Stieler, ein rosiger Schüler Gérard's, wenn ich nicht irre, Jahre lang der Maler der Grazien genannt, weil er das Verschönerungs- und Schmückhandwerk mit Geschick trieb; in Berlin gehörten Wach und Begas, in Düsseldorf Sohn und Hildebrand, obwohl durchschnittlich besser, doch derselben Richtung an, die in der Literatur etwa in den Lianen Jean Paul's und unergründlich edlen Frauen der Verfasserin von Godwie Castle ihre Gegenbilder findet. Entschieden meisterhafte Arbeiten verdankte man erst Winterhalter, der in München und Italien gebildet, jetzt der berühmteste Portraitmaler der Welt ist, und dem Berliner Magnus, dessen Frauenköpfe nach Art des Rubens kerngesund gemalt und pikant aufgefaßt sind. — Es ist eine der vielen Abgeschmacktheiten der deutschen Kunstkritik, daß sie einen Künstler wie Winterhalter, der uns die größte Ehre macht, kaum für einen Deutschen gelten lassen will, während er doch mit den Franzosen nichts als die zeitweilige Wohnung in der Weltstadt Paris gemein hat. — Man sollte sich, scheint's mir, eher was darauf zu gute thun, daß der Schwarzwälder Bauersohn an feinem Geschmack hierin ganz dem Bildhauer Rauch ähnlich, alle Franzosen überflügelt hat.

Auch Bendemann in Dresden hat einige schöne Bildnisse gemalt, aus seiner Schule gingen Röting u. A. in diesem Fache sehr verdiente Künstler hervor. Sie alle werden gegenwärtig überboten durch Richter in Berlin, einen jungen Künstler, der so eben auch durch ein in ganz realistischem Sinne gemaltes religiöses Bild die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, nachdem seine Bildnisse bei der Weltausstellung in Paris bereits schon zu den wenigen Leistungen ersten Rangs gezählt worden waren. — An ihm offenbart sich das erfreulichste Verständniß der Venetianer und der Geheimnisse ihres Colorits, ein Studium, das jetzt in Deutschland wieder allgemeiner wird.

Diese Wiederaufnahme des Studiums der alten Coloristen ist indessen vorzugsweise einem Wiener Künstler zu verdanken; Carl Rahl hat in dieser Beziehung unter den Deutschen am meisten geleistet, die Fundamentalsätze des vollständig ausgebildeten Systems jener großen Coloristen am klarsten erkannt. Einseitig wie alle, die sich einer neuen Schule zuwenden, hat er in seinen eigenen Productionen der bloß decorativen Pracht der Farbe zu ausschließlich nachgestrebt, er ist Idealist in der Farbe geworden wie Andere in der Zeichnung und hat übersehen, daß die Farbe bloß zur Ergänzung und Verstärkung der Charakteristik dienen soll. — Nichts desto weniger und trotz einer gewissen Lieblosigkeit und Rohheit in Behandlung der Formen ist Rahl ein sehr bedeutender Portrait- und Historienmaler, als welcher er jetzt die herrlichste Gelegenheit findet, bei der Ausschmückung des Waffensaals im neuen Arsenal sein Talent zu bewähren. —

Es muß einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben, die fruchtbare Entfaltung nachzuweisen, die die realistische Richtung dem Genre und Landschaftfach bei uns verschafft hat. — Talente, wie die Genremaler Ed. Meyerheim in Berlin, Knaus, Tidemand und Jordan in Düsseldorf, Horschelt, Ramberg und R. S. Zimmermann in München, werden in jeder Zeit und Schule ihren Werth behalten, ebenso ist die Zahl der bedeutenden Landschafts- und Thiermaler dieser Tendenz sehr groß, ich erwähne hier nur der vortrefflichsten, eines Schleich, Stange, Voltz, Morgenstern in München, eines A. und O. Achenbach, Lessing in Düsseldorf, Hildebrand in Berlin. — Die Werke dieser Künstler sind

in ihrer Art unstreitig vollendeter und befriedigender als das, was die realistischen Historienmaler bis jetzt geliefert haben, von denen bis jetzt unstreitig noch keiner an das Maß eines Cornelius, Overbek, Kaulbach, Genelli, Schwind ꝛc. hinanreicht. — Hat aber ein dem Instinkt der Nation eigentlich widerstrebender Weg wie der spiritualistische der Cornelianischen Schule, Dank den starken und gesunden Kräften, die unser Volk noch in seinem Schooße hegt, schon zu so bedeutenden und dankenswerthen Resultaten geführt, so ist um so mehr anzunehmen, daß es die neue dem Genius unsers Volks so sehr entsprechende Methode noch eher thun wird, so lange man sich des Ziels klar bewußt bleibt, das in der Malerei anzustreben, was Shakspeare, Goethe und Walter Scott in der Dichtung, was Macaulay und Mommsen in der Geschichtschreibung geleistet haben, — Menschen und menschliches Thun zu schildern, wie sie sind, nicht wie unsere Subjectivität sie haben will, oder conventionelle Schablonen sie construiren.

Man hat den Einwurf gemacht, der Realismus vertrage sich nicht mit den höchsten Aufgaben der Kunst, nicht mit der Versinnlichung der religiösen Ideen und Gestalten, der Wiedergabe der größten Dichter, der Personification von Begriffen, wie sie die antike Kunst so sehr liebte und wie sie für monumentale Malerei allerdings kaum zu entbehren ist.

Der Vorwurf trifft aber eigentlich bloß den Naturalismus und die Modellmalerei, zwei Gattungen, die ich am allerletzten vertheidige, so sehr ich auch einen Rubens und Murillo, einen Paul Veronese und Rembrandt zu schätzen weiß, die Naturalisten in der Form und Auffassung sind, während ihre Farbe realistisch, ja oft wie bei Rubens idealistisch ist, für von individuellen Anschauungen ausgehende und doch einem Ideal nachstrebende Künstler, also gerade für realistische, wie die größere Hälfte der Griechen, Leonardo, Raphael, Dürer und Cornelius möchte er dagegen schwerlich passen.

Die realistische Neuerung kehrt sich nicht gegen den Styl, gegen die rythmischen Vorzüge der cornelianischen oder andern Schulen, sie wehrt sich bloß gegen die Unvollständigkeit der Erscheinung der Kunstwerke, gegen ihren Mangel an Harmonie, an Naturbeobachtung, gegen die eingerissene pathetische Lüge und Hohlheit, gegen diese ruft sie: „Weg mit der Komödie!“

Ungedruckte Briefe
von
Cramer, Gleim, Klopstock, Lavater, Ramler, Uz u. A.
an J. A. Ebert.

Zur Charakteristik ihres literarischen Verkehrs zusammengestellt und erläutert

von Dr. Adolph Glaser.

Klopstock. (Schluß.)

XIII.

Bernsdorff den 11 Jun. 1771.

Schieben Sie es nun nicht länger auf (mich deucht ja daß ich Ihnen schon davon geschrieben habe) dem Geh. R. Bernsdorff den letzten Theil Ihrer neuen Ausgabe von Young zu schicken. Es versteht sich ein Exemplar auf gut Papier. Sie werden Ihm ein wirkliches Vergnügen dadurch machen, besonders wenn Sie es bald thun. — Was soll ich mit Gleim anfangen, der mir in der Vorrede die Schuld der Herausgabe der Spaldingischen Briefe gewissermassen beymißt! Ich kann freilich wohl einmal so etwas gesagt haben. Es ist möglich. Wer kann sich so genau auf das, was man etwa in der Lebhaftigkeit sagt, besinnen. Aber es drucken zu lassen! Und dann hätte Gleim sehr wohl wissen können, daß ich, nach einem solchen Einfalle zu handeln, niemals im Stande wäre. Kurz es hat mich recht verdrießlich gemacht, nicht weniger ist mir es unangenehm gewesen, daß er, ohne eine Anmerkung hinzuzusetzen, eine Stelle der Briefe mitdrucken läßt, in welcher mich Spalding eines Verbrechens unfähig erklärt. Was sollen die Leser dabey denken, da ich selbst kaum eine Vermutung habe, wovon die Rede in dieser Stelle seyn kann? Meine Vermutung ist, daß Spalding mochte gehört haben, wie Sulzer über meine Zwistigkeit mit Bodmer, oder vielmehr Bodmers Zwistigkeit mit mir, urtheilte. Sein Urtheil war sehr partheiisch für Bodmer. —

Schreiben Sie doch dieser Sache wegen an Gleim; ich möchte zu lebhaft werden, wenn ichs selbst thäte. Die Zeit ist vermuthlich ganz nahe, daß man mir in Dänemark meine Pension, (von der ich ohnedem schon seit ziemlich langer Zeit etliche 80 Thlr. Abzug gebe) entweder ganz oder doch zur Hälfte nimmt. Wenn auch

das letzte nur geschieht, wie wenig habe ich alsdann, und erlaubt es die Ehre, dies wenige anzunehmen?

Sie wissen vielleicht, daß der König von Engelland, vornämlich aber die Königinn recht wohl mit mir zufrieden sein sollen. Schon vor ziemlicher Zeit hat mir der König durch Haller, mit dem Er correspondirt, ein Compliment machen, und sagen lassen, daß seine Gemalin meine Schriften liebte, und Sie sich gleich kommen ließe, sobald sie herauskämen; Haller aber hat dieß Compliment nicht ausgerichtet, und ich habe erst bey meinem Aufenthalte in Hamburg erfahren, daß es gemacht worden ist. — Wenn der Erbprinz wirklich mit mir so zufrieden ist, als Sie mir sagen, daß Er es ist, so hat Er es, deucht mich, in seiner Gewalt, mir es zu zeigen. Ein Wort, daß Er für mich mit dem Könige oder der Königinn von E. oder auch mit beyden spräche, könnte mich der Unruh entziehen, die mir meine jezigen Umstände notwendig machen müssen. Ich verlange keine Pension, ich wünsche sie nicht einmal, aber was ich wünsche und auch hoffe, sobald sich der Erbprinz für mich interessirt, ist ein Geschenk, zwar kein großes, aber doch ein solches, das, auf Leibrente gegeben, oder in der Handlung angewandt, mich unabhängig von Dänemark machte und vielleicht ist es nicht überflüssig noch hinzuzusetzen, daß ich nirgends in der Welt Professor seyn mag. Ein schöner Professor, der unter andern das Untalent zum Professorat hat, daß er gar zu gern in Minuten sagt, womit andre Stunden zubringen. —

Ihr Kl.

Meine Adresse a. Hamburg
bey Hr. von Winthem.

XIV.

Hamburg den 29. Jun. 1771.

Sie wiederholen mir auch in Ihrem letzten Briefe, daß Sie mich lieben, Sie haben mirs oft gesagt, und ich hab' es immer mit Vergnügen von Ihnen gehört; hieraus pflegt man wohl ein wenig Partheylichkeit zu folgern, aber unter andern nicht eine solche Ungerechtigkeit wie diejenige ist, die Sie dadurch gegen mich begehen, daß Sie mich, ohne selbst einmal Alberti gegen mich gehört zu haben, gewissermaßen zum voraus verurtheilen, ich sage gewissermaßen, um Ihren Brief so gelinde als nur möglich ist zu erklären. Ich frage Sie: hätten Sie durch dieses Betragen nicht verdient, daß ich diesen Brief hier schlösse, und erst von Ihnen hörte, warum Sie denn so ungerecht gegen mich gewesen wären, ehe ich Ihnen antwortete? Aber ich will verfahren, wie ich es gewohnt bin, und wie ich viel lieber verfahre, ich will Ihnen Ihre Ungerechtigkeit, eh Sie sich noch vertheidigt haben, vergeben.

Ich sage die genauste Wahrheit, die ich auch dann, wenn Sie aus einem Freunde ein Richter werden wollen, durch viele mir sehr traurige Detail erweisen kann, solche Wahrheit sage ich Ihnen, daß Alberti fast seit einem halben Jahre mich beleidigt hat und der allein Beleidigende gewesen ist, und daß ich so früh und so gut ich auch die Sache gewußt habe, nicht allein nicht wieder beleidigt habe; sondern auch, ob ich gleich wußte, daß er unaufhörend fortfuhr, unter andern, um seiner Gesundheit auf keine Weise nachtheilig zu seyn, zu ihm gegangen bin, und ihm begegnet habe, als wenn er mich nicht beleidigt hätte. Ich habe mich sogar bemüht, daß wenn er zu dem Geh. R. Bernsdorff komme, und dort den Brunnen trinken wollte, die Schwierigkeiten zu heben, die dadurch entstanden waren, daß er ohne die Gesellschaft seiner Frau dort nicht seyn konnte. Und diese Schwierigkeiten waren wirklich gehoben, als uns Alberti abschlug dorthin zu kommen. Endlich, da er gar nicht aufhörte, ich auch keine Hoffnung haben konnte, daß er aufhören würde, habe ich, weil alle Sachen in der Welt ihr Maaß und Ziel haben, eine Gelindigkeit und Nachsicht für übertrieben gehalten, und den Umgang mit ihm abgebrochen, doch ohne auf einige Weise so gegen ihn zu sprechen, als er gegen mich thut. Alles, was ich gethan habe, ist, daß ich etwa ein Paarmal, und dieß gegen Freunde mich über ihn beklagt habe. Albertis Betragen gegen mich hat unter andern auch das schlechterdings unverantwortliche, daß er nicht etwa unsre Freunde, sondern auch viele andre zu Zuhörern von dem macht, was er gegen mich zu sagen hat. Er hat mich auch bey meinen Freunden in Koppenhagen verklagt. Ueberhaupt ist Alles, bis auf Einen Brief an mich, den ich als Freundschaft aufnahm, aber nun nach dem Ton, den alles übrige hat, beurtheilen muß, hinter meinem Rücken geschehn. Auch habe ich es ihm allein beyzumessen, wenn nun verschiedene, die mich nicht kennen, nachtheilig von mir urtheilen. Denn, ohne ihn, wäre die ganze Sache, ein Stadtgeschwäz, wie ihrer hier oft sind, geblieben. Seine Meinung, die er mir mit hundert Dingen in der Faust aufdringen will, ist, daß ich mit meiner Nièce, der v. Winthem *) nur sehr wenig umgehen soll. Hätte er sie mir (allen-

*) Oder vielmehr der Nièce von Klopstocks erster Frau: Johanna Elisabeth von Winthem, geb. Dimpfel; geb. 26 Juli 1747, ward nach dem am 4. Juni 1789 erfolgten Tode ihres ersten Mannes, Joh. Mart. von W. am 30. Octob. 1791 Klopstocks zweite Gattin. Sie war, nebst ihrer Tochter, Marg. Johanna genannt Meta (geb. 26. Octbr. 1766, gest. 3. Febr. 1841) die treue Pflegerin seines Alters und starb am 19. Januar 1821.

falls so hart, wie er gemocht hätte,) allein gesagt; so hätte ich es mit warmer Dankbarkeit eines alten Freundes aufgenommen: aber diese Aufnahme würde mich gleichwohl nicht gehindert haben, von anderer Meinung zu seyn, und dieß aus sehr vielen und sehr guten Ursachen, und unter andern auch aus der, daß es meinem Herzen sehr zuwider gewesen seyn würde, wenn ich die v. W. bey ihren nicht wenig veränderten Glücksumständen ohne meinen Rath und ohne meine Aufmunterung hätte lassen sollen. Meine Nièce, Ebert, verdient Ihre ganze Hochachtung, auch deßwegen, weil Sie ihr Schicksal, so jung sie auch noch ist, mit einem Mute und einer Standhaftigkeit erträgt, die wenige Männer haben würden, und die sogar durch Leute von engem Verstande und Herzen an ihr gelobt werden. — — Verlangen Sie mehr Detail von mir, so muß ich ihn geben; aber es ist mir so traurig, daß Alberti so lange und oft zu diesem allen fähig gewesen ist, daß ich lieber davon schweige. — Nun noch eine Frage, Ebert: Ist es möglich, ist es in der Natur des Menschen (ich sage nicht einmal, ist es in meiner Natur), dessen wirklicher Freund wieder zu werden, der so sehr und so anhaltend beleidigt hat? — Von allem andern künftig. Adressiren Sie Ihre Briefe: bei Herr von Winthem im Grimm.*)

P. S. Schicken Sie den von Ihnen genannten Theil von Young nur an mich. Der Geheime Rath soll ihn von mir bekommen. — Den 1. Juli. Sagen Sie mir die Umstände der Gisesen genau, und wo Sie sich jetzt aufhält. Ich hoffe etwas für sie thun zu können.

XV.

Hamburg den 20. Februar 73.

Ich würde gewiß, mein Ebert, öfter und vorzüglich an Sie schreiben, wenn ich an meine Freunde kurze Briefe schreiben möchte. Ein kurzer Brief an einen Freund ist eine rechte Qual. Man will dann gerne so viel und so willig schreiben; und muß dann so kurz wegschreiben. Denn wo die Zeit zu Briefen hernehmen, wie man sie an Freunde schreiben möchte, besonders an einen Ebert, dem man es dann in seiner so angenehmen Geschwäzigkeit doch gar zu gern ein wenig gleich thun wollte? Glauben Sie mir mein Lieber, dieß ist die vornehmste Ursache meines Nichtschreibens. Wie oft ist mein Herz ganz voller Dankbarkeit wegen der vortrefflichen Verse (die Eigenliebe pflegt mich denn doch sonst eben nicht zu verblenden) gewiß und wie oft habe ich Ihnen von dieser meiner Dankbarkeit schreiben wollen. Nun, so thu ich es denn doch endlich jezt! Ahlemann kam mir neulich damit entgegen, und sagte sie mir auswendig her; und als sie neulich in der Lesegesellschaft Leone vorgelesen wurden, bemühte ich mich, da sie mir näher kamen, theils vor Vergnügen, und theils auch sonst nicht roth zu werden. Was Sie von und für Young gesagt haben, ist auch deßwegen eben so vortrefflich, weil Sie es zu dieser unsrer Zeit, da die Begattungsverse selten sind, gesagt haben. — Aeußerst wunderts mich, daß sich Gleim mit Wieland confundirt. Zürnen möchte ich mit Ihnen, daß Sie mir nichts eher davon gesagt haben, daß Sie lieben, und geliebt werden. Gleich wohl viel, viel Glück dazu, und sehr viel Grüße an Ihr Mädchen! — Für die Druckfehler dank ich recht sehr, und auch nicht ohne eine kleine Schadenfreude, daß Sie würden einige haben durchwischen lassen. — — höhren muß hehren heißen, däucht muß deucht heißen. Mich deucht es sind noch etliche da. Ich habe mein Exemplar nur nicht bei der Hand.

Euphrat — freylich muß Euphrätus ausgesprochen werden. Daran sind wir und andere Gelehrte von Kindesbeinen an gewöhnt; aber werden wir deßwegen gegen einen ehrlichen Deutschen etwas haben, der, weil er nicht wußte, wie ein Fluß in Indien ausgesprochen wird, Euphrätus ausspräche?

Ich komme mit dieser andern Feder (wie Sie sehen) zu diesem Briefe zurück, um Ihnen nur noch zu sagen, daß ich eben damit fertig geworden bin meine Wiener Correspondenz in Ordnung zu bringen, mit dem Legen und Nummeriren nämlich, denn das Schwerste steht mir noch bevor. Denn ich muß meine Concepte genau durchsehen, damit sie wenigstens auf einigen Grad leserlich werden. Ich thue dieß für meine Freunde. Sobald ich fertig, und diese Papiere auf meiner Stube werden gebunden seyn; so überschicke ich sie Ihnen, Gärtnern, Zachariä, Schmidten. Soll ich auch Lessing? ist er mein Freund? das heißt unter anderem, wird er gewisse Punkte, die eine völlige Verschwiegenheit erfordern, auch verschweigen? — — Sie werden bey der Ankunft des Bandes, der nicht weniger als fünfzig Nummern hat, haben wird, denn zwei nun bald zu schreibende Briefe fehlen noch (meine Briefe an Matt fehlen) ganz erstaunen, daß der Nichtschreiber auch ein solcher Vielschreiber sein kann.

Der Ihrige

Klopstock.

XVI.

Hamburg den 11. April 1773.

Ich bekam gestern Ihren Brief in einer kleinen Gesellschaft; und kaum hatte ich das vom

*) Eine Straße in Hamburg.

Canonicus gelesen, so sagte ich die Neuigkeit, die . . . die Meisten schon wußten, und erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß es schon Jahre her wären, daß Sie dieß obwohl noch geldlose Canonicat besäßen. — Freylich hatten Sie neulich „riesest“ nicht angezeigt. — Ich habe es endlich dahin gebracht, daß das Manuscript wie es ist, abgedruckt wird; und daher kommt dann nun das überkluge: „wolte glücklich.“ Sie wissen doch daß man nach und nach die nur sichtbaren und nicht hörbaren Consonanten wegwirft. Das wollte man, wie Sie auch wissen werden, ehemals auf einmal thun; und so ging es nicht. Aber nach und nach wird es denn doch zuletzt gehn. Freylich Sie, hellleuchtender und vollkommener Grammatikus, werden mit Händen und Füßen auch gegen dieß nach und nach zappeln. Doch wenn Dominus canonicus dafür halten, daß die Ableitung zu Grunde gehe, wenn man die Verdoppelung der Consonanten nicht schreibe; so laboriren dieselben, was diesen Punkt anbetrift, quasi quadam crassitate ignorantiae.

Die neulich zurückgenommene Beschuldigung (ich ziehe heute nun einmal wider den Herrn Canonicus zu Felde) wegen des *χρονίων* wurde dießmal nach der Sitte und Weise der Ausflüchtlinge entschuldigt.

Wenn ich in Ihrem Stifte wäre, so wär ich unstreitig Scholasticus; und ich hoffe, daß Sie das Lob, das ich Ihnen hiermit als Scholasticus gebe, gehörig küzeln soll: Die Anmerkung: „Triumpfgesänge“ zeigt ein Ohr, das mit dem Adlerauge verglichen werden kann. Was Sie hinzusetzen von der bisweilen erlaubten Abweichung von der Regel, haben Sie zwar, wie klar am Tage liegt, aus Ihren eigenen Fingern gesogen, aber Sie hätten es doch auch aus des Scholastici Fingern saugen können. Siehe Einleitung Seite 7. — Aber nun doch auch ein Paar Worte ernsthaft.. Wie ein verstummendes Lamm. . . Fühlten Sie denn nicht, woran Christus hier mit diesen wenigen Worten erinnerte? Stehen denn nicht nach denselben ein Paar Punkte, welche die Stelle von der folgenden absondern? Und dann sezen Sie sich an die Stelle der Jünger, die sich eben, wie sie 147 finden, besprochen hatten. Schon auch in dieser eingeschränkten Weite schon unermeßlich. — Wenn auch Sie beitreten wollen, mein Liebster, so denke ich soll folgendes noch vor der englischen Uebersetzung des vierten Bandes fertig werden:

Messias poema epicum e Germanico latine versum a Societate Amicorum. Pars IV.

Ich schicken Ihnen hiebey etwas, das ich gemacht habe. Leider kann ich den ersten Bogen der Stelle aus dem sechszehnten Gesange nicht finden. Numerus, denke ich, werden Sie darin finden, und Latein da, wo man lateinisch bleiben kann.

Ich habe den verlornen Anfang der Stelle aus dem sechszehnten Gesange nun schon so oft gesucht, daß ich die Hoffnung, ihn zu finden, aufgebe. Was meinen Sie, wenn Sie ihn übersetzten. Wenn ich Ihre Uebersezung läse, würde ich mich gewiß vieles wieder erinnern.

Finitum finitu ist ein gutes lateinisches Wort und heißt: Endlichkeit.

XVII.

Hamburg den 21. April 73.

Ich kann Ihnen, mein Lieber, was die St. angeht, deßwegen nicht beantworten, weil ich zu viel und zu vielerley schreiben müßte. — Glauben Sie mir, daß ich bey Dingen von dieser Wichtigkeit wie Ihre, gute Gründe zu meinen Handlungen habe. Ich könnte Ihnen durch einen Brief, den ich von der B. die St. betreffend im Hause habe, vieles klar machen. Doch ich mag nun einmal gerne schonen, und nicht gerne sprechen oder zeigen. — Ich habe mich ja über etliche Ihrer Scrupel schon erklärt; und die andern, dachte ich, würden Sie schon von selbst heben. Ich wollte, daß sie auf die Paar Augenblicke mit Kautzsch gekommen wären; so hätte ich Ihnen eine Aenderung in den ersten zehn Gesängen, die größtentheils das Sylbenmaaß angehen zeigen können. (Thun Sie bei erster bester Gelegenheit so einen kleinen Ausflug.) — Da hab ich aber den Recensenten des dritten Bandes in der allgemeinen Bibliothek gelesen. Was diese Leute doch für Sophisten sind, wie sie alles als ausgemacht annehmen, was entweder falsch, oder nur unter vielen Einschränkungen wahr ist. Also ist das, was Christus zu seiner Verherrlichung auf Erden thut, (denn er ist es ja, der diese Todten auferweckt) episodisch? Wenn der Mann den Seelenschlaf nicht annimmt, so muß ihm die allgemeine Auferstehung der Todten auch eine sehr unbedeutende Sache seyn. — Doch ich höre auf. Denn selbst in Briefen an Freunde, mag ich diesen Leuten nicht antworten. (Ich glaube gewiß, daß ich es noch nie in einem Briefe an Sie gethan habe.) Lessing würde wirklich mein Freund, sagen Sie. Ich zweifle gleichwohl noch immer ein wenig daran. Warum ist denn das erste lateinische Epigramm, das ehmals ad Kl. überschrieben war, nicht ganz weggeblieben? und warum denn auch nicht das erste deutsche? Und warum denn so etwas sagen, wie er über mein Urtheil vom goldnen Spiegel (das er noch dazu nur durchs Hörensagen wußte) und gegen Sie gesagt hat? Kurz, Ebert, das Ding ist nicht so ganz in der Ordnung. Und dann (Cramer geht mir so nah

an, als ich mir selbst) jene Erzsophisterey gegen Cramer und das wegen des elendesten unter allen jezigen Kupferstechern. Rechtfertigen Sie nur, wenn Sie können. — Die Grafen Stollberg haben mir viel Freude durch ihre Ankunft und auch dadurch gemacht, daß sie mir eine kleine Sammlung von jungen Dichtern, welche sich, Dichter der Religion und des Vaterlandes zu seyn, ordentlich verbündet haben, mitgebracht haben. Es ist ein Brief dabey, unter dem Alle Namen stehn, und in welchem sie nur mich zum Beurtheiler haben wollen. — Mich hinzusetzen, und Ihnen einen Aufsatz von meinem Leben zu machen, dieses kann ich gewiß nie. Ich will Ihnen aber einen Rath geben, wie Sie es mit mir anfangen müssen. Thun Sie mir Fragen; so will ich sie Ihnen und zwar recht genau beantworten; aber zugleich so, als wenn ich nur an einen alten vertrauten Freund schreibe; woraus denn unter andern das folgt, daß Sie zu Ihrem Gebrauche nur das herausnehmen, was Sie herausnehmen mögen. — Kurz vorher, ehe ich diesen Brief anfing, war ich mit dieser Strophe fertig geworden. Sie gehört in die Ode: der Bach (216) zwischen: Es wendet noch . . und Wohllaut gefällt:

Inhalt, den volle Seel', im Erguß
Der Erfindung, und der innersten Kraft,
Schnell entwarf, lebet, und hat schon Gestalt;
Zeigt sich durchs Wort Hörenden nur.

Ich nehme eben diesen Brief wieder zur Hand, um ihn fortzuschicken. Ich habe Ihnen nur noch ein Paar Worte zu schreiben. Bey diesem Berliner Recensenten ist mir verschiedenes wieder eingefallen. Ich habe seit Johann Christoph Gottsched bis auf diesen letzten Ehrenmann, seit 1748 bis 1773, gegen diese Leute geschwiegen; und hätte es doch so ziemlich immer in meiner Gewalt gehabt, sie nicht allein bis zu ihrem völligen Unrecht, sondern auch zu ihrer völligen Lächerlichkeit, auch nicht allein bis hierher, sondern auch bis zu ihrer gar besonderen Abgeschmacktheit herunter zu bringen. — Aber meine Freunde haben auch geschwiegen, Ebert unter andern, Cramer nicht. Das ist eine Aufforderung an mich! sagen Sie. Es ist eine, und ist auch keine. Ich nehme sie, in so fern es eine ist, nämlich in so fern ich sie jezt so an Sie hinschreibe, vielleicht den nächsten Posttag zurück; aber es sey eine oder keine, was haben Sie denn gefürchtet? Wenn Sie irgend Jemand gefürchtet haben; so muß ich Ihnen sagen, daß Sie vielmehr als alles fast, hätten fürchten sollen, daß ich auch einmal gereizt werden könnte, gegen die Leute hervorzutreten. Kennen Sie etwa meine Empfindlichkeit nicht? Wenn ich Lust hätte, mir ein Compliment zu machen, so würde ich mir es hier machen, daß ich auch der Waffen ungeachtet, die in meiner Hand sind, doch zurückgehalten habe. Aber warum sezen Sie denn voraus, daß ich mir dieses Compliment immer und immer, und immer würde machen können?

XVIII.

Nur noch an sehr wenige, mein lieber Ebert, thue ich die Bitte, die ich hiermit an Sie thue, nämlich: „Mir das, was Sie in der Theorie der schönen Wissenschaften glauben Neues gesehen zu haben, für die deutsche Gelehrtenrepublik zu geben."

An den Abenden des Landtages werden unter andern auch Unterredungen über die schönen Wissenschaften gehalten. Kommt es den Geschichtsschreibern nun vor was sie in diesen Unterredungen gehört haben; so zeichnen sie es auf.

Einen Laut: ob Sie Collecteur oder Beförderer seyn wollen? wenn das letzte; den Namen eines Collecteurs für Braunschweig. — Die Sache hat einen sehr guten Fortgang. Fast überall her bekomme ich gute Briefe. — Wenn Sie wüßten was ich jezt für eine weitläuftige Correspondenz zu führen hätte, und führte!!! Boie, mein Premierminister, hat eine noch größere. Ich habe ihn late tyrannum und der Graf Stollberg hat ihn gar Xerxes Boie genannt.

Ihr
Klopstock.

An Herrn Langer meinen freundschaftlichen Gruß, nebst der Nachricht, daß in Breslau Hermans Collecteure wären; sonst hätt ich noch keinen in Schlesien, auch nicht in der Lausiz.

den 30. Juni 73.

P. S. Herr Dorrien (sagen Sie Herrn Langer) hätte mir noch nicht geschrieben. Wenn er, und hiervon bäte ich mir Nachricht aus, etwa nicht in Leipzig seyn sollte, so muß ich mir dort einen andern Collecteur suchen. — Eben erfahre ich von einem hier angekommenen Hirschberger, daß er in H. einen Collecteur zu finden hoffe.*)

XIX.

Ach Falke! Einmal bist Du über ein ganzes Vogelnest Druckfehler weggeflogen. . . Wo denn da? wo denn? wo denn? . . Denk nur Falke, so ganz unbesehens drüber weggeflogen! Aber wo denn? wo? wo? wo! — Liebes Fälklein, wo hast Du dießmal Deine Aeuglein gehabt? Das Käplein hattst Du denn doch nicht auf, und warst ja hoch oben in der Luft. —

*) Dieselbe Bitte spricht Kl. in einem Briefe an Klamer Schmid vom 25. Septb. 1773 aus. Wahrscheinlich hat obiger Brief lange gelegen und das P. S. wurde später zugefügt.

Nun, Adlerauge, wo? wo? sag ich! . . Freylich unterdrückt: Adlerauge, meine Schadenfreude; aber kaum kann ich mich doch überwinden, Dir das Nest zu zeigen. Geschwebet! den Kopf herunter! da, da, da! nun sieh doch, da: Seite dreizehn, Zeile zwei von oben. Hab ich Dir gut geleuchtet, Fälklein? — — — Es versteht sich, daß auch dieß Blatt umgedruckt wird; aber in solchen Correctorhänden bin ich. Viele vergeßne (nicht von mir) Einrückungen haben der Herr von Falken zum Falkenstein auch nicht angemerkt. Zu geschweige, zu geschweige, daß Sie auch noch da und da nicht recht gesehen haben. Gestern brachte mir Kautzsch Ihren Brief, und ich las ihn, da eben der von Winthem und die Grund nicht sangen. — Doch diesen Abend will ich Ihnen mehr schreiben. Ich bin eben mit Durchsehung des zwanzigsten Gesanges beschäftigt. Ich schicke ihn noch diese Woche fort. Gott sey noch einmal, und noch Einmal, und wieder, und wieder gedanket.

den 17. März.

Dieser Brief ist wenigstens schon vor vierzehn Tagen geschrieben. Ich habe ihn schon etlichemale fortschicken wollen. Jezt finde ich ihn eben sehr zur rechten Zeit. Denn Sie haben nun wieder einen Bogen, und werden gewiß bald mit Ihrer Ausspürung von Druckfehlern ankommen. Aber mein Brief soll Ihrem wenigstens begegnen. Nun hab ich endlich erfahren, wer der Mann ist, der die ewigen Häkchen sezt, wo sie nicht hingehören und gewiß nicht im Manuscript stehen, der sonst noch fast immer: däucht für deucht, immer öffnen für öfnen, und ähnliche Wörter setzt, kurz, der mich gar weißlich johannballhornt. Es ist, rathen Sie, es ist M. Schwabe. Dieser letzte gehörnte Siegfried aus der gottschedischen Schaar mußte also noch den Mess. wenigstens in diesen Kleinigkeiten. . . Aus großer Liebe zu den Häckchen hat er schon Ungeheu'r. und nun in dem Bogen H. wurd' die gesetzt. Aber nun zu meiner früheren Anzeige: S. 103 Ein Vers zu lang, S. 126 Ein Vers zu kurz. S. 136 Ein Vers zu lang. Von den Druckfehlern (es sind in den letzten Bogen gleichwohl denn doch einige weniger) nur ein Paar S. 94 lezte Zeile nur nun, S. 104 Zeile fünf von oben: Höhre hehre S. 173 Zeile vier von oben: Nach Nah.

Wenn Sie wüßten, mit welcher großen Sorgfalt ich das Manuscript für Sezer und Corrector ganz zu recht gestrählt und gepünktlicht habe; so würden Sie mir nicht einen halben Vorwurf über die Druckfehler machen. Beygelegte Ode müssen Sie nothwendig zuerst sehen, denn Sie haben ihre frühere Verfertigung und zugleich das veranlaßt, daß ich mich von neuem entschlossen habe, sie hintenan drucken zu lassen. Schicken Sie sie an Hemmerde in meinem Namen. Er weiß schon, daß er sie bekömmt, und auch, daß er sie nicht mit paginiren soll.

XX.

Hamburg den 3. September 76.

An Eberten, Gärtnern, Zachariä und Schmidten.*)

Ich kenne wenig Sachen, die so schwer sind als sein eigenes Leben zu schreiben. Man soll umständlich sein (denn ein kurzhingeworfenes Leben ist keins) und zugleich selbst den Schein der Eitelkeit vermeiden. Gleichwohl muß ich mich aus verschiedenen guten Ursachen dazu entschließen. Eine derselben ist diese: Man hat mir nicht selten dieses und jenes von mir erzählt, das zwar wohl recht schmeichelhaft für mich, aber doch zur Hälfte, oder gar völlig falsch war. Solcher Erzählungen können mehr von mir herumgehen, als mir bekannt geworden sind. Eine gute Lebensbeschreibung, das heißt eine, die in Hauptsachen umständlich und durchgehends genau wahr ist, trift diese Erzählungen auf ihrem Wege an, und macht, daß sie nicht weiter in Betrachtung kommen. — — Ich wünsche, daß mir meine Freunde bey der meinigen helfen. Ich bedarf dieser Hülfe; denn manches von dem, was mich betrift, habe ich so rein vergessen, daß ich wol eher, wenn mir Augenzeugen davon erzählten, ziemliche Zeit mit der Unwissenheit eines Fremden zuhörte, bis mir es endlich gewönlich kleine Umstände, und die dann sehr lebhaft, zurückbrachten. Sogar Briefe, und nicht etwa gleichgültige, sondern Briefe an Freunde habe ich beym ersten Durchlesen blos an meiner Hand gekannt. Wenn mir meine Freunde von dem, was Sie von mir wissen, dasjenige anzeigen wollen, was ihnen in die Lebensbeschreibung zu gehören scheint, so werde ich doppelten Nuzen davon haben: Sie werden mich an manches, das ich nicht mehr wußte, erinnern; und ich werde von ihnen unter dem, was mir bekann-

*) Dieser Brief ist zum größten Theil bereits gedruckt: Vaterländisches Museum, Erster Band, erstes Heft. Hamburg bei Fr. Perthes. Erstes Stück. Julius 1810. Seite 1. — I. Bruchstücke aus dem literarischen Nachlasse von Klopstock. — „Warum Klopstock sein Leben nicht geschrieben habe."
In einem späteren Briefe vom Jahre 1800 heißt es dort: Ich kann es (sein Leben) aus dem Gedächtnisse nicht genau herstellen; ich schweige daher lieber ganz davon. Wie ich geschrieben habe, wissen verschiedene; und mit der Zeit werden's noch mehre; (wer dies nur durch andre kennt, kommt nicht in Betracht,) wie ich gelebt habe, wissen meine noch übrigen Freunde; auch meine Feinde können's. Ich glaubte nicht, daß ich dieser nicht hätte, weil ich es nicht verdiente. —

ter als ihnen ist, wählen lernen. Es ist ihnen unverwehrt, mich auch zur Aufzeichnung dieses und jenes, das sie wissen möchten, und das ich sonst vielleicht übergehen würde, durch Fragen zu veranlassen.

Vorzüglich angenehm werden mir auch Nachrichten von Eindrücken, die meine Arbeiten auf Ungelehrte gemacht haben, und Erinnerungen an Zeiten seyn, da wir so recht von Grunde des Herzens mit einander glückselig gewesen sind. Ich erkenne es mit inniger Dankbarkeit, daß ich es so oft in meinem Leben, und in so hohem Grade gewesen bin. Auch hab' ich mirs manchmal zum eigentlichen Geschäfte gemacht, tief und anwendbar darüber nachzudenken, was Glückseligkeit sey. Denn es hat mir immer sehr nahe am Herzen gelegen, worauf es dabey so recht wesentlich ankomme.

Ich verlange und erwarte von meinen Freunden nicht, daß Sie mir in dem gütigen und partheiischen Tone der Freundschaft über die Sache schreiben. Der Ton eines richtig und kalt urtheilenden Nachkommen ist wol derjenige, der, in Absicht auf sie und mich, den Vorzug verdient.

Für dießmal nur von dieser Sache Meine lieben, alten, Freunde,

Der Ihrige
Klopstock.

P. S. Ich bitte, die Antwort nicht lange auszusezen. Schicken Sie, l. E. eine Abschrift dieses Briefes an Gleimen.

XXI.

„Mein liber, bester, guter Ebert."

Warum klagen Si, und brummen Si, und zanken Si doch immer in Iren Brifen an mich? Und ich mach es doch am Ende immer, wi Si es gern haben wollen; als da ist z. E. daß ich nun bald zu Inen komme. Weil ich dis nicht auf ein Jar zu bestimmen weis; so nenn ich auch den Tag nicht. Fileicht, aber nur fileicht, kommt Stollberg noch mit. Ich schreibe Inen noch for meiner Abreise. Sehn Si das tu ich; und habe gleichwol jezo 150 Korrespondenten, wi so vile Mülsteine auf dem Halse; oder hatte si filmer noch vor Kurzem da; denn abgewelzt sind mir wenigstens 140.

Alles Ir Gebrumme ist son ungefär eben so ein Gebrumme, als Ir Gebrumme über Ire jezige große Schwächlichkeit ist. Denn wenn Si kein Mülstein, z. E. Ire Korrespondenz mit mir, erschlägt, so läben Si wenigstens noch 10 Jare. — Was können Stollberg und ich dafür, daß Claudius one uns ein Wort zu fragen, unserm liben Gleim den Tag benannte, dän wir selbst nicht wußten. Das war nun so auf seinem Miste gewaxen, ...

Was Ire Reise wegen Irer Gesundheit betrift, so kann ich Si filleicht mittuen: und wenn nicht, doch bitten nachzukommen. Ire liben Spaldinge grüßen Si recht herzlich son mir. Es ist mir äußerst emfindlich, daß wir uns nicht haben sehen können. Für Iren Leonidas mus ich Inen schon izt danken; ich kan das nicht bis zum Mündlichen, das ich doch sonst so ser libe, aufschiben. Was das für eine Uebersezung ist! Aber was unsre Sprache auch für eine Donna ist. Wenn unsere Sönlein, die Angelsaxen, Geschmack genug hetten zu wissen, was inen hir fälte, wi würden sie alle ire zän Finger nach der Sprache irer Herrn Urelterfäter lekken.

XXII.

Hamburg den 29. Mai 79.

Ich warte noch immer auf Stollberg, dän ich Inen so gern mitbringen möchte, und dän Si ja auch gern haben wollen. Der Fürst von Dessau, där ein fortreflicher Man ist, und zu däm ich son H. reise, wil auch, daß ich noch auf Stollberg (Si kennen Sich) warte.

Aber dis Warten hat auch nun sein Zil. In 3 Wochen spätstens hof ich bei meinem lieben Ebert zu sein. Aber mit Fersendung der Subskripzionsbletter hatte es nicht lenger Zeit. Ich schikke Inen 50. Machen Si nach Irem Gefallen die Eintheilung
für Braunschweig
Halberstadt
Quedlinburg (Pastor Göze)
Wernigerode (Regier. Ad. Blum)
Ellrich (Göking.)

Ueberschikken Si mir mit nächster Post die emfangenen 100 Thaler.

Klopstock.

XXIII.

Di Kopi auf folgender Seite solte Inen l. E. gleich geschikt wärden; si ist aber leider ligen gebliben. — Di Buchhendler haben in Leipzig den Nachdruck des Mess. beschlossen. Ich ferlange dahär di Zeit der Subskr. noch, nicht öffentl. aber in Briefen an Einige. Möchten Si dis wol mit ein Par Worten an Klügel nach Helmstedt schreiben. — Ich kenne Niemand, l. E. der mir ein historisches Register zum Mess. so gut als Si machen könte. Was sagen Si zu meiner Bitte? Si könten das so nach und nach wenn es Inen so äben einfile machen. Die Seitenzalen lißen sich zulezt leicht eintragen. — Ich habe ganz for Kurzem ein Fragment einer Übersezung in hollendischen Hexametern bekommen, das, so weit ich die Sprache erraten kan ganz fortreflich ist. Man lest in Amsterdam schon mär Lettern zu einer schönen Ausgabe diser

Uebers. gißen. Ich wärde si aber, hof ich, forhär sehen. Umarmen Sie Louise fon mir

-Ir Klopstock

den 20. November 79.

Einlage.

„Ich würde heute Ew. Durchl. viel vom Herzog Ferdinand schreiben; und auch etwas von dem Wiener, der mich bekehren wollte und nicht bekehrt hat. Allein ich bin mit so vielen kleinen Geschäften, die den Druck des Mess. betreffen, daß ich es noch aussezen muß. Sie können es sich kaum vorstellen, was alles dazu gehört, die Ausgabe ohne alle Druckfehler zu machen.

Ich bekam mit lezter Post einen Brief von Ebert, worin er mir, nach seiner Art, sehr wehmüthig sagt, daß bey ihm wäre angefragt worden, ob er mir das von Ew. Durchl. übersandte Reisegeld ausgezahlt hätte?

Ich habe es mir ziemlich lange vorher, ehe ich Ew. D. die Ursache schrieb, warum ich dieses Jahr nicht kommen könnte, zu der Zeit, da ich glaubte alle Tage verreisen zu können, von ihm schicken lassen. Ich erwähnte in meinen Briefen an E. D. wenn ich mich recht erinnere, deswegen nichts davon, weil ich dafür hielt, es verstünde sich von selbst, daß ich Gelder, die Ebert für mich anvertraut würden, bekommen müsse. Ich glaubte anfangs, da ich Ew. D. die Ursache meines jetzigen Nichtkommens anzeigte, es wäre meine Pflicht, die zur Reise bestimmten Gelder zurückzusenden; weil mir aber selbst der Schein, als ob ich gar nicht kommen wollte, zuwider war, so unterließ ich es.

Ich erinnere mich nichts mehr so lebhaft von Ew. D., als den letzten Abend, den ich mit Ihnen zubrachte. Ich glaubte zu sehen daß Sie Sich mir, als mein Freund zeigen wollten; und an diesen werde ich es nächstens schreiben, was mir, in Beziehung auf mich, an dem Herzog Ferdinand eben keine Freude gemacht hat.

XXIV.

Hamburg, den 9. März 81.

Lessings Tod ist mir innig nahe gegangen. Wann ist är denn eigentlich gestorben? Wenn Seine Stelle wieder besetzt wärden soll, so kann si's durch Niemand besser, als durch Vossen. Denken Si hierüber wie ich; und arbeiten Si daran. — Bernsdorff ist nicht mer in Dänemark, und man rüstet dort Schiffe aus. Meine Pension könte jezt fileicht ein wenig in Gefar sein. Was meinen Si, wenn Si, aber als für Sich, den Herzog Ferdinand beten, diesem Dinge bei Seiner Schwester zuforzukommen. Ich umarme Si beide herzlich

Ir Klopstock.

XXV.

Schicken Sie mir L. E. mit nächster Post die Fragmente zurück. Lassen Sie sich von dem Postmeister einen Schein geben; denn es ist mein einziges M. S. Es wird mir lieb seyn, wenn Sie mir die Gründe sagen wollen, warum Sie die Fragmente verurtheilen. Blättern Sie indeß vorher ein wenig in Xenophons Zehntausenden, oder im Cäsar. Sie wissen, daß ich kein Nachahmer bin; aber in diesen Mustern liegen Regeln, die nicht alle in den Lehrbüchern stehen. Sie haben mich, L. E. (ich wußte es schon vor Ihrem Briefe) gedauert, daß Sie gichtbrüchig gewesen sind. Ich reite seit dem Anfange des letzten Sommers das vierte Pferd. Meinen geliebten Harald (den Sie leider nicht gesehn haben) mußte ich abschaffen, weil er darauf verfiel, mit der ihm eigenen Schnelligkeit zurück zu gehn, um sich im Bäumen zu üben. Ich gab ihn Stolberg zurück. Hierauf bekam ich vom Herzoge von Oldenburg ein vortreffliches Pferd, welches mir, nach kurzem Besitze, ein sächsischer Bedienter, der in Rußland gebildet war, zu Tode ritt. Der Herzog glaubte, er müsse mir wieder ein Pferd geben. In seinem Stalle fand er keins, und so bekam ich eins (gewiß ohne seine Schuld) mit dem ich auf ebener Erde stürzte. Ich entschloß mich, Gott sey es gedankt! so schnell, und so gut, und warf mich so weit auf die Seite, daß ich nur meine Knieschnalle zerbrach. Erst am folgenden Morgen, denn der Huf des aufstehenden Pferdes hatte mich leider berührt, hinkte ich ein paar Minuten. Dies dritte Pferd hat der jüngste Reventlow zu freundschaftlich vertauscht. Ich reite jetzt eine sechstehalbjährige Stute, die wie ein Hengst wiehert, und leicht wie ein Vogel ist. Hingst! Hingst! rief neulich ein Kutscher, vor dem ich vorbeyritt; ich hätte dem Kerl gern ein Trinkgeld gegeben. — Dem H. sagen Sie nie wieder ein Wort von mir; am wenigsten in Beziehung auf den Umstand, daß Dännemark kein Geld zum Kriegführen hat. —— Ich wollte erst noch sagen, daß ich gestern bey Julchen Reventlow war, und daß sie dem Hingst den Namen Malvine gab.

Der Ihrige

Klopstock.

Hamburg, den 29. October 88.



Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 — 1855 von Dr. Heinrich Barth. Tagebuch seiner im Auftrage der brittischen Regierung unternommenen Reise. Erster Band. Mit (6) Karten, (64) Holzschnitten und (12) Bildern. Gotha: Justus Perthes, 1857. XLII und 638 Seiten in gr. 8.

Der erste Band eines der wichtigsten Reisewerke, dessen Erscheinen das ganze gebildete Publicum schon seit längerer Zeit in gespannter Erwartung entgegen sah, liegt nun vor uns. Die bekannte Verlagshandlung hat eine doppelte Ausgabe veranstaltet: eine theure, mit besonderer Pracht ausgestattete, welche in der That ein Denkmal deutschen Kunstfleißes, eine Zierde jeder fürstlichen Bibliothek zu werden verspricht, — und eine für den weiteren Leserkreis bestimmte, um die Hälfte billigere Ausgabe. Doch auch die letztere zeigt in ihren durch Bernatz' geschickte Hand verkleinert ausgeführten Farbendrücken, in ihrer übrigen gediegenen, ja splendiden Ausstattung (Druck und Papier), sowie selbst in der einfachen, geschmackvollen Cartonnage, daß der Herr Verleger ohne Rücksicht auf persönlichen Vortheil ein Werk hinstellen wollte, dessen sich Deutschland rühmen kann.

Mit der deutschen Ausgabe ist zugleich eine englische bei Longman in London erschienen, über deren Werth und Inhalt unter anderen der „Globe" von seinem Standpunkt aus sich begeistert dahin ausspricht, daß hier „die unermüdlich arbeitende Intelligenz und encyklopädische Bildung des Deutschen, vereinigt mit brittischer Herzhaftigkeit, brittischem Verstand und Selbstvertrauen in einer seltenen und um so erhebenderen Erscheinung sich zeige. Dr. Barth und Dr. Vogel hätten sich um England und um die Civilisation überhaupt ein unbestreitbares Verdienst erworben, und dieses Urtheil werde ohne Zweifel zugleich das übereinstimmende aller Gebildeten in England sein."

Der geneigte Leser erlaube jetzt, auf den bereits erschienenen Theil des Werks specieller einzugehen. Schon beim ersten, oberflächlichen Durchblättern dieses Bandes treten uns in den Bildern einzelne ganz neue Ergebnisse der Barth'schen Wanderung entgegen. Die zwölf chromo-lithographischen Blätter stellen fast durchgängig Gegenden der Sahara dar, wie sie ist, nicht jenes weiten, ebenen, todten Sandmeeres, wie die früheren Reisenden und nach ihnen die Dichter es uns gemalt haben, wie es aber mit Barth's Zeichnungen sich keineswegs reimen will. Diese mächtigen, romantisch-schönen Felsenpartien (Tafel 2 und 7), theilweise sogar Trümmer und Denkmäler römischer und äthiopischer Vorzeit tragend, diese tropischen Haine am Fuße hoher Berge in Erasar-n-Auderas (Tafel 12) — sind das jene brennenden Sandflächen, die der todtbringende Samum fegt, die „Wüstenkönig Löwe" auf abenteuerlichem Ritt durchstreift?

Schauen wir Wadi-Egeri auf Tafel 9; — hätten wir uns solche Alpenlandschaft in der Sahara gedacht? Oder paßte in den Begriff einer Oase, wie er in uns hergebrachter Weise lebte, eine Stadt wie Egedesch auf Tafel 11? — Gleiches ist von den Routen-Karten (2—6) zu sagen, deren flüchtiges Ueberlesen schon zeigt, daß man nicht bloß arabische Orts- und Stationsnamen aneinanderreihte, wie sonst meistentheils auf solchen Blättern, sondern daß auch überall die Mannigfaltigkeit der Terrain-Gestaltung dargelegt ist und zugleich so viel wie möglich die wichtigsten Momente der Verbreitung von Pflanzen und Thieren und andere physikalisch-geographische, ethnographische und historische Thatsachen Platz gefunden haben. Wir sehen unsern aufmerksamen, überall beobachtenden, rastlos und gewissenhaft sein Journal führenden Wanderer, wie er, gleichviel, ob zu Roß, auf dem Kameel oder im Boote, selbst vom Fieber befallen oder dem Tode nahe, auf Parforcemärschen oder auf der Flucht vor den Wüstenräubern und fanatischen Fellatas, seinen wissenschaftlichen Endzweck vor Augen hatte.

Unter den drei Männern der Wissenschaft, welche diese wichtige Expedition nach Central-Afrika leiteten. Sir James Richardson, Dr. Barth und

Dr. Overweg, ist unstreitig unser Barth der tüchtigste und bedeutendste Forscher, abgesehen davon, daß er auch der glücklichste war, denn Richardson und Overweg erlagen bekanntlich dem Schicksal der meisten früheren Reisenden, die des Sudâns Mysterien zu enthüllen getrachtet haben; sie wurden höchst beklagenswerthe Opfer, und mit Overweg, der nicht gewohnt war, sorgfältig Journal zu führen (wie Barth bedauernd bemerkt), ging eine reiche Erndte für afrikanische Geologie, Botanik und Ethnographie größtentheils verloren. Der Britte Richardson stand zwar Anfangs an der Spitze des Unternehmens, hatte auch durch eine frühere Reise nach Ghat bereits Erfahrung für äthiopische Wanderungen gesammelt; indeß überragte ihn Barth bei Weitem. Auch er hatte auf dreijähriger (1845—47) Reise die Küstenlande Nord-Afrika's von Marokko bis Aegypten durchforscht;*) sein beharrlicher, ausdauernder Charakter, seine vielseitige, gründliche, wissenschaftliche Befähigung, sein kühner Muth im Moment der Entscheidung, dazu sein fester Körperbau, der den Anfällen der furchtbaren Tropenfieber Widerstand leistete, Alles zeigt in ihm den berufenen Erforscher des Sudân. Und wie wußte sich seine Persönlichkeit dem Wesen des Negers, wie dem des Berbern und Arabers so gegenüber zu stellen, daß ihn Liebe und Achtung von Hohen und Niedern in reichem Maaße und fast überall geleitete. Jener arme Haussa-Sclav in Käf (Tunis), der die prophetischen Worte in einfacher, aber eindringlicher Weise zu ihm sprach: „So es Gott gefällt, sollst Du Dich aufmachen und Kanō besuchen!“ — jene Moslemin aus dem wilden Tuaregstamme, die ihn wohlwollend pflegten, als er sterbenskrank darniederlag, und die wiederholt zu einander sagten: „'Abd-el-Kerim (Barth's Reisename) soll nicht sterben!“ — jene mächtigen Fürsten, Aliu, der Herrscher des Fellâtareiches, und Scheikh Sidi Ahmed el Bakay von Timbuktu, die beide innige Freundschaft mit Barth schlossen, — sind sie alle nicht Zeugen dafür, daß er zum Erforscher des verschleierten Afrikas geboren und berufen ist?

So freudig gerüstet zeigt ihn uns nun der erste Band seines Tagebuchs, wie er die Reise im December 1849 von Marseille über Philippeville, Bona, Tunis nach Tripolis antritt. Adolph Overweg war sein Begleiter und wahrhaft ergreifend wirkt für den Leser die Schilderung der Neujahrsnacht von 1850, welche die Wanderer auf ihren Maulthieren am Fuße des heiligen Saghuan-Berges in einer Myrtenwaldung traf. Mit einem feierlichen Händedruck begrüßten sich unsre deutschen Forscher; ihr Gemüth voll schwerer Vorahnungen blickte in die umhüllte Zukunft und ward herzlich gerührt durch den innigen Antheil und Glückwunsch ihrer arabischen Gefährten und Diener. In Tripolis nahm der Engländer Frederik Warrington, ein arabisirter Europäer, der Sohn des bekannten brittischen Generalconsuls in Tripolis (des Beschützers von Ritchie und Lyon, Denham, Clapperton und Laing), sich auf das Herzlichste ihrer Sache an, war theilweise ihr Führer auf den Streifereien in die mit römischen Denkmälern erfüllten Gebirge um Tripolis her, und kam dem heimkehrenden Barth 1855 bis Mursuk entgegen.

*) Als Resultat jener Reise schrieb er: Wanderungen durch das Punische und Kyrenaische Küstenland. Berlin, Herz, 1849. XXIV. u. 576 S., mit einer großen Charte.

Erst am 24. März 1850 verließen unsre Wanderer Tripolis und schlugen ihre Zelte beim wasserreichen Palmenhaine von 'Ain Sārah auf, um sich an solches Lagerleben zu gewöhnen. Barth's ausgezeichnetes Reitkameel, daß ihm nach altarabischer Freundessitte Warrington selbst gesattelt hatte, blieb sein lieber, treuer Gefährte bis Kukaua im tiefinnern Sudân. Höchst lästig schildert Barth das viele Gepäck, welches solche Expeditionen mitzunehmen genöthigt sind: die Waaren zu Geschenken an die Häuptlinge, die mancherlei Instrumente, die oft gar bald unbrauchbar werden, endlich in diesem Falle das Boot aus Malta, welches, mit Verwunderung von allen Stämmen der Wüste angestaunt, auf Kameelen bis zum Tsādsee transportirt wurde, um von Overweg zur Erforschung dieser riesigen Lagune verwendet zu werden. „Wie glücklich und leicht wäre der Reisende, wie unendlich geringer würden die Schwierigkeiten sein, mit denen er zu kämpfen hat, wenn er ohne die Bürde des mannigfachen Gepäcks dahinziehen könnte!“ (I. S. 95). Am Dienstag, den 2. April ging es unter Richardson's Oberleitung nun vorwärts auf Mursuk zu.

Wir übergehen hier diesen Theil der Reise als einen Weg, der bereits früher durch Europäer viel bewandert war, also verhältnißmäßig wenig Neues bieten konnte, und nehmen da wieder den Faden auf, wo die Route der Expedition sich von Mursuk westlich und südwestlich durch die Wüste nach Aïr oder Asben wendet. Hier im Thale Telissarrhē trifft Barth merkwürdige Felsseulpturen, die auf einen ganz andern Culturzustand der Sahara in der Vorzeit schließen lassen, eine Periode, wo noch das Rind die Stelle des Kameels vertrat und wo diese Gegenden die begünstigte Heimath einer Neger-Race waren, bis dieselbe von den Berbern verdrängt wurde, die auch das Kameel, jetzt ganz und gar mit ihrer Existenz verschmolzen, erst von den Arabern angenommen haben.

Der von Barth eingeschlagene mehr westliche Weg nach dem Sudân unterscheidet sich von dem kürzeren und frequenteren über den Salzmarkt Bilma besonders durch die außerordentliche Abwechselung des Terrains. Im Allgemeinen schon liegt er weit höher, denn Overweg fand bei der Messung das Plateau 1435 Fuß über dem Meere; dabei zeigt er hohe Felsengruppen, tiefe Schluchten, Thäler mit ausgetrockneten Flußbetten und einzelnen Bäumen, wilde Klüfte aus Kalkfels und Eisenstein mit schauerlichen Gebirgspäffen. In den Thälern trifft man Gras, Kräuter, Talhabäume und Ethelbüsche (Tamarix orientalis). Am 8. Juli zeigte der Tuaregführer Hatīta unserm Barth einen isolirten Felsen, in dessen Schatten dieser Wüstenhäuptling einst mit Abdallah (Clapperton) und Tabib (Oudney) der Hitze des Tages wegen gerastet hatte.

Bald bekamen unsre Reisenden jenen abenteuerlich zerklüfteten Gebirgszug zu Gesicht, den die Tuaregs das verzauberte Schloß Idinen nennen. Viele schauerliche Erzählungen jener Wüstensöhne hatten Barth's Interesse darauf gelenkt, und er glaubte, dort wichtige Reste der Vorzeit zu entdecken. Am Nachmittag des 18. Juli lagerten sie im breiten Thale Tānessōf. Der isolirte, zinnenähnliche Kamm des Berges Idinen lag südwestlich nahe vor ihnen und bildete ein prachtvoll Relief der verschiedensten Farben: der höchste, jähe Grat

mit seinen Burgen und Thürmen zeigte ein helles, glimmerndes Weiß, die untere, nicht gar steile, aber wild zerrissene Abdachung stellte ihre regelmäßigen Mergelbänke in hohem Roth dar. Zwischen dem Lager und dem Zauberberge zog sich eine Sandfläche und ein breiter, grüner Grasstreifen hin. Vergebens bot Barth Alles auf, unter den Tuaregs einen Führer zu gewinnen; alle schauderten vor dem Gedanken, das Geisterschloß (Kasr Djēnun) zu besuchen und seinen Dämonen zu trotzen. So machte sich denn Barth am andern Morgen allein auf, nur mit einem kleinen Schlauch Wassers, ein wenig Zwieback und Datteln versehen. Mit der aufbrechenden Reisegesellschaft wollte er am nächsten Brunnen zusammentreffen, dessen Lage ihm genau bezeichnet worden war. Zunächst mußte er die brennende Sandfläche und eine schwarze Steinkluft durchwandern, deren Einsamkeit nur durch einige weidende Antilopen belebt wurde. Der beschwerliche Weg verlängerte sich gegen alle Erwartung. Beim Ansteigen zeigten sich furchtbar zerrissene Schluchten auf dem Wege, und im Zustande höchster Ermattung erreichte Barth endlich den engen, mauerähnlichen Kamm. Seite 232. „Die höhere Kuppe stieg neben mir zur Rechten auf. Am Abhange entwickelte sich ein wildes Meer herabgefallener Felsmassen. Von Inschriften oder Sculpturen war ebenso wenig etwas zu sehen, wie von den im Gehirn unsrer Tuaregfreunde spukenden, zauberhaften Palmenhainen."

Trotz der weiten Aussicht war die Karawane von hier aus nicht zu erblicken und nach kurzer Rast machte sich Barth durch eine Schlucht auf den Weg zum Brunnen. Kraftlosigkeit lähmte seine Schritte; einen Bissen Zwieback oder eine Dattel zu genießen, war er nicht im Stande; bald nahm er, von der glühenden Hitze gepeinigt, den Rest des Wassers im Schlauch zu sich. Obwohl auf dem rechten Wege, sah er doch keine Spur vom Lager; wiederholte Pistolenschüsse wurden nicht beantwortet. In einem Thale fand er einen Haufen verlassener Hütten unter Ethelbüschen, aber keine Spur von Wasser oder lebenden Wesen. Zum Tode ermattet endlich niedergesunken, begannen die Visionen der Wüste, die der Araber den bösen Geistern zuschreibt. Beim Herannahen der Nacht schleppte sich unser verlassener Wanderer zu einem großen, entblätterten Ethelbaum und Fieberschauer bemächtigten sich seiner. Erst als die Sonne schon hinter den Bergen hinabgesunken war, da kam die Rettung. „Plötzlich," erzählt er, „traf der Schrei eines Kameels mein Ohr. Der klangreichste Ton, den ich je im Leben gehört! Ich erhob mich etwas vom Boden und sah einen Targi in einiger Entfernung langsam, nach allen Seiten umherspähend, vor mir vorbeireiten. Er hatte meine Fußtapfen im Sande bemerkt und da er die Spur auf dem steinigten Boden verloren, suchte er ängstlich, nach welcher Richtung ich mich wohl gewendet. Ich öffnete meine trockenen Lippen, und mit meiner geschwächten Stimme ‚aman, aman!' ‚Wasser, Wasser!' — rufend, war ich entzückt, zur beruhigenden Antwort das bejahende ‚iwua, iwua' zu bekommen. In wenigen Augenblicken saß er an meiner Seite, wusch und besprengte meinen Kopf. Nachdem mein Retter mich vorsichtigerweise so erfrischt hatte, reichte er mir einen Trunk; bei dem gänzlich ausgetrockneten Zustande meines Gaumens und in meinem fieberhaften Zustande fand ich ihn gallenhaft bitter. Dann hob er mich auf sein Kameel, stieg vor mir auf und eilte den Zelten zu. Sie waren in beträchtlicher Entfernung. Die Freude des Wiedersehens, nachdem man mich schon aufgegeben hatte, war groß."

In der Nähe von Ghat oder Rhat, wie Barth mit Berücksichtigung der Aussprache der Eingeborenen schreibt, zeigte man am 17. Juli in einem Thale, das im Augenblick von dichten, glühenden Sandwolken erfüllt war, die Spuren von Weizenfeldern, die in begünstigten Jahren hier gedeihen. Am 18. Juli ward Rhat erreicht und Yakûb (Richardson) von Jung und Alt freudig erkannt und begrüßt. Hier fügt nun Barth eine höchst interessante, ethnographische Abhandlung über die einzelnen Völkerschaften jener Landstriche ein, insbesondere über die Imōscharh- oder Tuareg-Nation, und auf gleiche Weise sind denn auch die übrigen Hauptruhepunkte während der ganzen fünfjährigen Wanderung z. B. Tintellust, Agades, Kano, Kukaua, Baghirmi, Timbuktu ꝛc. zu Rückblicken und Uebersichten benutzt, werden also dadurch wieder auch zu Ruhepunkten des Lesers.

Am 26. Juli zogen die Reisenden südlich weiter und kamen durch Palmenpflanzungen und kräuterreiche Thäler in die Hochlande der Asgar-Tuaregs von 4 — 5000 Fuß Erhebung, wo schwarze Sandsteinfelsen zu furchtbaren Engpässen sich thürmen und weite Klüfte zeigen; das beigegebene Bild von Wadi-Egeri gewährt einen Blick in dieselben. Gen Westen hin wurde das Land am 1. August wieder offene, ebene Wüste, von nur einzelnen Granitfelsriffen durchzogen. Wichtig ist hier der wasserreiche Brunnen Falésseles als Hauptstation der Karawanen. In fruchtbare Thäler brachte sie der 9. August, und bald nach weiteren zehn Tagereisen betraten sie unter mancherlei Fährlichkeiten ein Alpenland der Wüste, den Tummelplatz nomadisirender Räuberhorden; bis in die Nähe von Tintellust ziehen sich diese gebirgigen Landschaften.

Von diesem letztgenannten Lagerplatze, der Residenz des alten Scheich Annūr aus machte Barth allein am 4. October einen Ausflug nach dem fast gänzlich unbekannten Reiche von Air oder Asben und seiner Hauptstadt Agades. In dem vorliegenden ersten Bande bildet dieser für Handelsverkehr und Wissenschaft so überaus glückliche und erfolgreiche Streifzug eine höchst interessante Episode. Zugleich wurde mit diesem Abstecher nach Agades jenem Hauptzweck der brittischen Expedition unter Richardson: Handelsbündnisse und Verträge mit den Häuptlingen der Wüste und den Fürsten der Sudânländer abzuschließen, auf unerwartete Weise gedient, und zwar so glänzend, daß Barth dadurch den Neid Richardson's auf sich zog, welcher als Führer des Unternehmens den Charakter eines Gesandten Großbrittaniens angenommen hatte, auch nebenbei die Bestrebungen der Anti-Sclaverei-Gesellschaft in diesen Vaterlanden der Sclaverei zu fördern suchte.

Nach der Rückkehr von Agades am 5. November ging's nun rüstig vom Lagerplatz bei Tintellust dem Sudân zu; „Keine Rast vor Kanō!" war der Wahlspruch. Schon war die Hauptkarawane unter Scheich Annūr voraus, wurde aber durch einen Nachtmarsch im Thal Tintéggana erreicht. Dort bietet die Gegend noch mannigfache Abwechselung dar und mehrere mächtige Berggruppen von gegen 5000 Fuß Höhe thürmen sich im Westen auf; üppige Vegetation, Dattel- und Dümpalmen

schmücken die Thäler. Doch ehe man in den Sudân selbst eintritt, ist noch ein unbewohntes und fast wasserloses Wüstenplateau, die Heimath der Giraffe und des Straußes, zu passiren. Hier erlebten unsre Wandrer das zweite Neujahr auf der Reise. Am 4. Januar 1851 erreichte die Karawane hinter dem Nomaden-Dorfe Tagâma den Südrand des Plateaus. Der Sudân breitete sich vor ihnen aus; im fruchtbaren Damerghu sahen sie sich zwischen reichen Kornfeldern und mit dem Lager bei Tághelel am 7. Januar schließt dieser erste Theil des Tagebuchs. Da trennte sich die Trias der wissenschaftlichen Wanderer: Overweg wendete sich nach Westen, gen Guber und Mariadi; Richardson nach Osten, Sinder zu; Barth selbst nach dem Süden, nach Kanō. So umfaßt denn der erste Band das erste Reise-Jahr.

Im zweiten Bande, der baldigst erscheinen soll, haben wir nach dem vorgelegten Plane des Gesammtwerks Barth's Wanderungen durch Kathena nach Kanō, den Aufenthalt in diesem großen Mittelpunkt des centralafrikanischen Handels, die Reise von dort nach Kuka oder Kukaua, einen Streifzug nach dem bisher gänzlich unbekannten Yola im Reiche Adamaua, die Entdeckung des Be-nue-Stroms und einen Besuch in Kanem zu erwarten, was Alles fast wieder ein Jahr, nämlich die Zeit bis Mitte November 1851 ausfüllt.

Der dritte Band wird den Heereszug nach dem Lande der Masa-Musgo, den Besuch in Lógone und Bagirmi erzählen, und mit den Forschungen über Wadai schließen; wieder ein Zeitraum von fast zwölf Monaten, denn im November 1852 bricht Barth dann endlich nach dem großen Ziel aller afrikanischen Forscher, nach Timbuktu auf. Was er dabei erlebte und dort erkundete, bringt uns der vierte Band, der etwa bis zum Mai 1854 reichen dürfte. Die Rückreise von Timbuktu über Gogo, der alten Capitale des Sonray-Reiches, nach Kanō und endlich die Heimkehr bilden den Inhalt des fünften Bandes.

So werden die fünf Bücher uns die fünf Wanderjahre unsers Reisenden schildern. Möchte seine jetzt leidende Gesundheit doch gestärkt werden durch die herzliche Theilnahme, mit welcher die ganze gebildete Welt den Anfang seines Berichts aufgenommen hat und der Fortsetzung entgegensieht! —

Johann Sebastian Bach's Werke. Sechster Band: Die H-moll-Messe. Herausgegeben von der Bachgesellschaft zu Leipzig. 1856. gr. Fol. XXXII und 305 Seiten.

Bei der Abnahme der productiven Kraft, welche sich unter den Tonkünstlern der Gegenwart wahrnehmen läßt, ist ein Zurückgehen auf das, was die Meister der Vorzeit schufen, die erste Bedingung einer Neubelebung dieser Kunst. In keiner Zeit war das in einem solchen Grade nöthig, als in der unsrigen. Der ernstere historische Sinn regt sich neuerdings mehr als je zuvor. Wir erwarten viel Gutes davon. Die Kräfte sind vorhanden, aber es fehlt noch zu sehr die Vereinigung derselben, und eine solche ist doch durchaus erforderlich, wenn eine bedeutende Gesammtwirkung erzielt werden soll. Jeder Versuch, diese Concentration mehr und mehr herbeizuführen, ist mit Freuden zu begrüßen und nach Kräften zu unterstützen. Ein solcher ist das Unternehmen der Bachgesellschaft zu Leipzig, die sämmtlichen Werke dieses großen Tonmeisters herauszugeben.

Bach hat von jeher als ein urdeutscher Musicus gegolten; schon sein einfaches Privatleben als Organist und Cantor mit „ansehnlichem" Einkommen ruht durchaus auf bürgerlich deutschen Grundlagen. Andere Nationen, selbst die Engländer, haben wenig Verlangen gespürt ihn bei sich einzubürgern. Es ist auch kein Wunder; aber das wahrlich ist zu verwundern, daß Deutschland selber so wenig Bedeutendes für ihn gethan hat. Die Herausgabe seiner Instrumentalwerke ist durch die Handlung C. F. Peters in Leipzig sehr sauber und gründlich bewerkstelligt, wenn auch noch nicht vollendet, und kürzlich haben wir durch die Holle'sche Officin in Wolfenbüttel eine ebenso vortrefflich herausgegebene als ausgestattete Sammlung seiner Claviercompositionen für einen ungemein billigen Preis erhalten; auch mehrere Gesangwerke sind schon gedruckt zu haben. Nehmen wir nun diese bezweckte vollständige Ausgabe, die ebenfalls bei prächtiger Ausstattung einen möglichst niedrigen Preis setzt, hinzu, so kann man wohl sagen, daß die neuere Zeit ihre Schuld gegen Bach, soweit sie sich auf die Bekanntmachung seiner Werke bezieht, ziemlich abgetragen hat. Schlimmer steht es mit dem Verständniß, mit der Auffassung dieses „Urvaters der Harmonie", wie Beethoven ihn zu nennen pflegte. Es ist kein populäres Buch über Bach vorhanden. Die in mancher Hinsicht lehrreiche Abhandlung von Forkel „über Bach's Leben, Kunst und Kunstwerke" genügt nicht und ein anderes unter demselben Titel, welches der Advocat Heilgenfeldt zu Hamburg vor sieben Jahren herausgab, ist um so viel langweiliger, als es an Bogenzahl stärker ausgefallen ist. Die übrige Literatur über ihn besteht aus trocknen Verzeichnissen, pedantisch-gelehrten Abhandlungen oder Anekdotensammlungen. Ich half mir schließlich damit, daß ich versicherte: mehr und Besseres sei nicht vorhanden; über das andere, das „eigentliche", was sie wissen wollten, seien die Gelehrten noch immer nicht einig.

Jeder neue Band, der unbekannte Compositionen von Bach, oder die bekannten auf gründliche Weise wieder vorlegt, wird diese Einigung der musikalischen Gelehrten mehr und mehr herbeiführen helfen. Die H-moll-Messe oder, wie man sie auch nennt, die große Messe hat von jeher für ein sehr bedeutendes Werk gegolten. Für einige Sätze derselben benutzte die Bachgesellschaft neue, bisher nicht angebahnte Quellen. Wir ersehen daraus auch den Zweck, zu welchem Bach das erste und zweite Stück der Messe ursprünglich componirte. Und Bach hatte diesmal einen sehr handgreiflichen Zweck: er wollte einen Titel haben! Er war Cantor in Leipzig seit 1723, und blieb es eine geraume Zeit von Jahren, während so mancher seichte „galante" Musiker zu hohen Ehren aufrückte. Die Einfachheit, die ihm jetzt in unsern Augen zur großen Zierde gereicht, war ihm in solcher Umgebung doch mitunter etwas unbequem; man sah geringschätzig

auf ihn und seine Kunst herab, weil ihm ein großes Vorhängeschild fehlte. Um die Sache zu ändern, that er einen, wie uns scheint und wie der Erfolg lehrt, unbedachten Schritt, worüber sein eigener Brief das Nähere besagt:

„Dem Durchl. Fürsten und Herrn Friedrich Augusto ꝛc. Durchl. Churfürst, Gnädigster Herr! Ew. Königl. Hoheit überreiche in tiefster Devotion gegenwärtige geringe Arbeit von derjenigen Wissenschaft, welche ich in der Musique erlanget, mit ganz unterthänigster Bitte, Sie wollen dieselbe nicht nach der schlechten Composition, sondern nach Dero Welt berühmten Clemenz mit gnädigsten Augen anzusehen und mich dabey in Dero mächtigste Protection zu nehmen geruhen. Ich habe einige Jahre und bis daher bey den beyden Hauptkirchen in Leipzig das Directorium in der Music gehabt, darbey aber ein und andere Bekränkung unverschuldeter weise auch inzuweilen eine Verminderung derer mit dieser Function verknüpften Accidentien empfinden müssen, welches aber gänzlich nachbleiben möchte, daferne Ew. Königl. Hoheit mir die Gnade erweisen und ein Praedicat von Dero Hoff-Capelle conferiren, und deswegen zur Ertheilung eines Decrets, gehörigen Orts hohen Befehl ergehen lassen würden; Solche gnädigste Gewehrung meines demüthigsten Bittens wird mich zu unendlicher Verehrung verbinden und ich offerire mich im schuldigsten Gehorsam, jedesmal auf Ew. Königl. Hoheit gnädigstes Verlangen, in Componirung der Kirchen-Musique sowohl als zum Orchestre meinen unermüdeten Fleiß zu erweisen, und meine ganzen Kräfte zu Dero Dienste zu widmen, in unaufhörlicher Treue verharrend Ew. Königl. Hoheit unterthänigst gehorsamster Knecht Johann Sebastian Bach. Dreßden den 27. July 1733.“

Wirklich erhielt Bach das erbetene Prädicat, und zwar schon — nach drei Jahren! Man kann nicht mehr ermitteln, ob es seine herrliche Musik, oder sein „demüthigstes Bitten“ war, was diesen außerordentlich schnellen Geschäftsgang bewirkte; genug, er wurde „Königlich Pohlnischer und Churfürstl. Sächsischer Hofcompositeur“, vergaß auch nicht, auf den Titeln seiner seit 1736 gedruckten Werke sich so zu nennen. Was war das aber gegen den „würklichen Ober-Hoff-Capellmeister“ Hasse? Bach's Musik legte man ruhig in das Archiv, daher ist sie noch so wohl erhalten.

Aber wie sich die Zeiten ändern! Hasse, der galante populäre Allerweltsmusicus, ist schon seit vielen Jahren den Gelehrten überliefert, und Bach, der für die Menge damals viel zu gelehrte Cantor, hebt sich aus dem Staube jugendlich hervor und ist jetzt jedem gesunden deutschen Sinne verständlich. Natürlich die gehörige Vorbildung oder vielmehr Vorbereitung vorausgesetzt. In dieser Hinsicht haben die großen Gesangvereine Pflichten, denen bei Weitem noch nicht alle genügen; daher in gewissen Gegenden Deutschlands noch immer die merkwürdigen Urtheile über Bach.

Königliches Martyrthum von Georg Hesekiel. Berlin, 1856. Verlag von Ludwig Rauh.

Eine Darstellung der raffinirten Grausamkeit, mit welcher die Familie Ludwig's XVI., und namentlich der unglückliche Dauphin sowie dessen Schwester, die nachherige Herzogin von Angoulême, im Gefängniß behandelt wurden. Man könnte fragen: Wozu die abgerissene Aufzählung dieser Nachtgebilde menschlicher Verirrung? Traurig genug, daß die Geschichte sie aufbewahren muß; es wäre besser, sie vergessen und begraben zu können! — Aber die finstern, verworrenen Schatten dienen nur dazu, das helle Licht edler Menschennaturen zu heben und mitten in jener verzweiflungsvollen Zeit sind die wenigen unglücklichen Opfer das einzige, woran sich die Seele des Beschauers aufrichten kann. Wie rührend spricht sich das einfache schöne Gefühl der gegenseitigen Liebe in dem kleinen Dauphin und den übrigen Gliedern der Königsfamilie aus. Welch' einen Trost gewährt es, zu sehen, daß alle Infamie nicht vermochte, das angeborne Zartgefühl dieser kindlichen Seelen zu vernichten, und wie ergreifend wirken Scenen, wie die, wo der unglückliche Prinz, den Keim des Todes, als Folge der niederträchtigen Behandlung in sich tragend, Blumen vor die Thür niederlegt, hinter welcher er seine längst enthauptete Mutter glaubt. Ihm gegenüber steht seine Schwester, die edle fünfzehnjährige Dauphine, die ihre Leiden schon mit bewußtem Heroismus trägt. — Die Leiden Marie Antoinettens hat der Verfasser etwas kurz erzählt, und es wäre vielleicht besser gewesen, diesen Theil in die beiden vorherigen Abschnitte zu vertheilen; jedenfalls enthält das kleine Buch viel ernste Lehren neben der Schilderung erhebender und ergreifender Charakterzüge.

Von Franz Fritze, dem rühmlich bekannten Uebersetzer des Sophokles erscheint bei Heinrich Schindler in Berlin eine metrische Uebertragung der Tragödien des Euripides. Die bis jetzt ausgegebenen fünf Lieferungen, welche die Tragödien Hekabe, Andromache, Hyppolyt, die Herakliden und Medeia enthalten, geben bereits hinlängliche Sicherheit für die Vortrefflichkeit des ganzen Unternehmens. Dasselbe wird in 21 Lieferungen vollständig sein.

Die Wiener Monatsschrift für Theater und Musik, welche sich bekanntlich seit ihrem Bestehen durch würdige Haltung und strenge Gerechtigkeit im Urtheil verdient gemacht hat, konnte vor einiger Zeit ihren eingeschlagenen Weg nicht ungehindert fortsetzen. Das Aprilheft wurde wegen eines Aufsatzes über die Wiener Opernverhältnisse polizeilich zurückgehalten. Die folgenden Hefte sind seitdem erschienen; sie halten an dem gestellten Programm unbeirrt fest.



Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Briefe über Industrie.

I.

Von den 1600,000,000 Pfund Baumwolle, welche jährlich in den Handel kommen (4,000,000 Ballen à 400 Pfund durchschnittlich), erhält England die Hälfte, 2,000,000 Ballen oder 8,000,000 Pfund. Nicht ganz 1/4 kommt vom Rest auf den europäischen Continent. England hat gegenwärtig 21,000,000 Baumwollfeinspindeln, der deutsche Zollverein nur 1,200,000.

In England rechnet man 8 — 9 Pfund Baumwollgarn auf den Kopf der Bevölkerung, im Zollverein nicht viel weniger. Aber während England seinen innern Bedarf vollständig deckt, und außerdem noch der übrigen Welt zu Hülfe kommt, liefern wir im Zollverein nur 1½ Pfund eigenen Gespinnstes auf den Kopf der Bevölkerung. Es wäre daher die Aufgabe des deutschen Zollvereins, der gegen die Concurrenz des Auslands durch einen Zoll von 3 Thaler per Centner auf fremde Baumwollgarne geschützt ist, den trotz dieses Schutzzolls von England bezogenen in Deutschland nicht gesponnenen Mehrbedarf selbst zu fabriciren. Auf Grund dieser Verhältnisse nimmt man an, daß in Deutschland für ein Capital von etwa 20,000,000 Thalern in der Baumwollspinnerei noch rentable Gelegenheit vorhanden sei. Ist den Capitalisten nun zu rathen, so viel Geld zu solchem Zwecke anzulegen? Statt diese Frage mit einer leichtfertigen Antwort abzuthun, möge es erlaubt sein, auf die Verhältnisse, welche bei Industrieanlagen im Allgemeinen in Betracht kommen, ein wenig näher einzugehen. Der Leser mag sich dann solche Fragen selber beantworten.

Zunächst ein Wort über das Geld und über sein Verhältniß zur Industrie. Lange Zeit klagte man in Deutschland über Mangel an Banken, Mangel an Capital für industrielle Zwecke. Heute könnte man fast von Ueberfluß reden. Millionen wachsen aus der Erde. Aber mit der Industrie geht es nicht so rasch. Gut Ding will Weile haben. Es wäre ein großer Irrthum, wollte man glauben, mit genügenden Geldmitteln könne man blühende Industrieen schaffen.

Die Schwelle der Banken und Börsen ist für die Industrie so wenig, wie die Flügelthür des Ballsaals für die Jungfrau, der Eingang in das wirkliche Leben. Hinter jener Schwelle, hinter jenen Flügelthüren ist viel Glanz und Schimmer, viel Schein und Hoffnung für kurze Zeit, und viel Enttäuschung hinterher, oft viel Elend. Geld allein schafft keine gesunde Industrie. Geld ist nur eine besondere Art Rohstoff, der veredelt, mit anderen Kräften verschwistert werden muß, um Güter schaffen zu können.

Die Association der Geldkräfte hat nur dann für die Industrie, für den Staat und die bürgerliche Gesellschaft bleibenden Werth, ist nur dann ein wirklicher Segen, wenn sie den gebildeten Menschen nicht ausschließt.

Die Gemüthlichkeit mag aufhören, wo die Geldkräfte anfangen, aber Ehrlichkeit und Redlichkeit, Ehrgefühl und Wohlwollen sollen da nicht, sollen nirgend aufhöhren. Es ist nicht genug, daß sich der Gießbach vom Felsen stürzt. Seine wilde Gewalt bedarf des Zaums. Ich muß ihn eindämmen, in Schleusen fangen, auf die Speichen meines Mühlrads lenken, seine Kraft durch künstliche Transmission dahin lenken, wo sie wirken soll, grade so lenken,

wie sie wirken soll. So mach' ich aus dem wilden Gewässer ein gefügig Werkzeug.

Jener alte Franzose bezeichnete durch eine Pantomime die Elemente der Industrie und ihre Wechselwirkung: er schlug auf seine mit klingenden Napoleond'or gefüllte Tasche, dann zeigte er die Faust und legte den Finger an die Stirn! Geld, Arbeit und Verstand, das sind die drei Factoren, an denen es dem einzelnen Industriellen, an welchem es dem Industriestaat nicht fehlen darf, wenn er es zum schwunghaften Industriebetrieb bringen will.

Treffender aber noch und für uns Deutsche annehmbarer ist dieser Schlüssel für die Erklärung des Begriffs, wenn man erst auf die Stirn deutet, dann die Faust ballt und hinterher auf den Geldbeutel klopft.

Denn im Nothfall geht es auch ohne Geld, selten aber ohne Verstand. Die Schule ist es doch, die Volkserziehung, welche den Grund legen muß. Kommt zu der Bildung die Arbeit, der Fleiß, so wirken beide in der Regel anziehend genug auch auf den dritten im Bunde.

Bei der Association von Geldkräften zu industriellen Zwecken soll man sich nach der Intelligenz und Redlichkeit umschauen, mit ihnen einen stillen Vertrag abschließen. Davon sagt Herr Mirès in seinem offenen Brief an A. Dumas Sohn über dessen neuestes Stück „die Geldfrage" nichts. Aber Montalembert bezeichnete jüngst die Kehrseite der associirten Geldkräfte ohne den sittlichen Associé sehr treffend mit den Worten: „Geld ohne Ehre und ohne Arbeit!"

Wer hätte nicht Gelegenheit gehabt, nah und fern darüber Erfahrungen zu machen!*)

Alle einzelnen Industriezweige, deren wir heute ungefähr so viel zählen, als Tage im Jahr, lassen sich füglich unter dem Gesichtspunkt dreier großer Systeme auffassen: Nahrung, Kleidung und Wohnung.

Diese drei großen menschlichen Bedürfnisse waren von jeher fühlbar, und die Arbeit ging von jeher auf Befriedigung derselben hinaus. Man könnte deshalb die Frage aufwerfen: wie kommt die Industrie dazu, die Bedeutung einer Größe, einer modernen Macht in Anspruch zu nehmen?

Die Macht und Größe der Industrie, ihr Unterschied von der frühern Arbeit liegt in zwei wesentlichen Umständen: in dem erweiterten Begriff von Nahrung, Kleidung und Wohnung und in dem, was der Engländer „the million" nennt.

Zur Gruppe der Nährindustrie gehört heutzutage nicht bloß die leibliche, sondern auch die geistige Nahrung. Die Buchdruckerpresse ist zu unsrer Existenz eben so nothwendig, als der Backtrog. Ein hübsches Muster macht den billigsten Kattun für das ärmste Tagelöhnerweib erst recht werthvoll und verkäuflich. Der Dampf gehört so sehr zu unsrer Wöhnlichkeit, daß wir nun erst wissen, was wir an unsrer großen, schönen Wohnung haben, in welcher er als passe-partout eine Thür nach der andern aufschließt, und uns die freie Bewegung in unsre Planetenappartements verschafft.

Die Welt nährt sich heute, kleidet sich jetzt anders und wohnt anders als vor Jahrtausenden, als vor Jahrhunderten. Das Wesen der drei großen Industriegruppen ist in der Tiefe erweitert. Auch in der Breite. Was der Engländer Arbeit for the million nennt, das kannte man im Alterthum und selbst im Mittelalter nicht. Die moderne Industrie hat es nicht mit dem Einzelnen, sie hat es mit der Masse, mit den Millionen zu thun. Sie wartet nicht darauf bis ein Liebhaber, eine privilegirte Classe von Leuten kommt, dies und jenes bestellt. Sie faßt die natürlichen Bedürfnisse aller Menschen in's Auge und sucht sie so billig, so rasch und so angenehm wie möglich zu befriedigen.

Wir wollen versuchen, das Gesagte an einigen Beispielen aus den drei großen Industriesystemen deutlicher zu machen.

Frankreich zählt 10,000,000, England nur 8,000,000 Stück Schlachtvieh.

In Frankreich liefert das Vieh: Milch, (Butter, Käse), Fleisch und Arbeit. In England bloß Milch, (Butter, Käse) und Fleisch.

Es könnte nun scheinen, daß das Fleisch in Frankreich billiger verkauft werden müßte, als in England. Im Einzelnen mag dies hin und wieder der Fall sein, im Ganzen und Allgemeinen nicht. Das arbeitende Hornvieh frißt viel, sein Knochensystem wird stark ausgebildet, es setzt aber wenig Fleisch und Fett an.

*) Eine solche lehrreiche Gelegenheit gab uns u. A. das industrielle Belgien vor beinahe zwanzig Jahren. Welche Umstände der belgischen Handelskrisis vorangingen, durch welche Verhältnisse sie heraufbeschworen wurde, schildert R. C. Taylor in seinem interessanten Bericht vom Jahre 1847, an den zu erinnern hier eben vielleicht nicht unzeitgemäß ist. In diesem Bericht heißt es u. A. folgendermaßen: „A crowd of new men, adventurers and speculators, without restraint, suddenly appeared, and exposed the honest producers to ruin by their rashness and ignorance. Formerly each worked with his own capital. All this is changed. Agents, having but little personal interest, managed the affairs of societies, justly named „anonymous"! Economy did not preside in the formation of these companies. They constructed superb palaces, they founded speculations upon exorbitant and transitory prices, and on the day of awakening, they found that they had squandered immense capital, and had created the means of considerable production for an end which it was difficult to attain."

Das dolce far niente des englischen Ochsen macht ihn schnicker, rund und feist.

In Frankreich und zum Theil in Deutschland auch, tödtet man das Schlachtvieh, wenn es das Maximum seiner Arbeitskraft überstiegen, häufig noch gar nicht erreicht hat; in einem Fall zu alt, im andern zu jung.

In England wird das Schlachtvieh getödtet, wenn es am fettesten ist, das Maximum seiner physischen Ausbildung erreicht hat.

4,000,000 Stück Vieh, die in Frankreich jährlich geschlachtet werden, haben ein durchschnittliches Gewicht von 100 Kilogramm Fleisch.

2,000,000 Stück, die England jährlich schlachtet, wiegen durchschnittlich 250 Kilogramm an Fleisch.

Frankreich producirt auf 53,000,000 Hektaren Acker blos 400,000,000 Kilogramm Fleisch.

England auf 30,000,000 Hektaren 500,000,000 Kilogramm Fleisch. Das sind die Folgen rationeller Landwirthschaft.

Mit der M. Cormick'schen Ernte-Maschine wird das Korn auf einer Fläche von 2000 □Meter in 17 Minuten gemäht.

Mit Capitän Humbert's Kapselmaschine, welche den Jägern die Zündhütchen auf ihre Gewehre liefert, werden 50,000 Zündhütchen täglich von einem Arbeiter fertig gemacht. Vor Anwendung dieser Maschine brachte ein Mann höchstens 1000 Kapseln täglich zu Stande.

Duprat u. Comp. in Marseille liefern täglich 200,000 Korkstopfen und vergrößern ihr Geschäft, so daß sie täglich 500,000 Flaschenkorke liefern können, oder jährlich 180,000,000 Stück.

Frankreich producirt für die durstige Welt jährlich 60,000,000 Kilogramm Bouteillen, welche ohne Füllung einen Werth von 10,000,000 Franken haben.

Der englische Thee-Import betrug:
1840 — 28,021,882 Pfund.
1854 — 85,792,760 „

In der Officin der Times wird die ganze Auflage dieser geistigen Speise der Engländer, 50,000 Exemplare des Riesenblattes täglich, in Zeit von 18 Stunden gesetzt, gedruckt und an die Consumenten geliefert.

Mit der Letterngießmaschine von Johnson werden stündlich 4000 Buchstaben, 30,000 Buchstaben täglich gegossen.

Dank der Reduction des Postgeldes, der Einführung der penny-post, der Verminderung des Zeitungsstempels und der Erleichterung des Verkehrs hat sich der Briefverkehr Englands in folgender Weise gehoben. Es wurden befördert: 1839 — 76,000,000 Briefe.
1840 — 169,000,000 „
1854 — 443,000,000 „

Die Couvertmaschine, deren Erzeugniß dem brieflichen Verkehr gebildeter Völker so sehr zu Statten kommt, macht 4000 Couverte in der Stunde.

Die englische Papierfabrication betrug im Jahre 1840 — 97,237,000 Pfund. 1854 — 177,896,000 Pfund. Davon wurden exportirt 1840 — 5,058,000 Pfund. 1854 — 16,112,000 Pfund.

Frankreich verbraucht jährlich 200,000,000 Stahlfedern, und ist nicht halb so schreibselig als Deutschland, das über 300,000,000 Stück jährlich verbraucht.

Wenden wir uns zu einigen Beispielen aus der zweiten Industriegruppe.

In Liancourt (Departement de l'Oise) ist ein Haus, Latour frères, welches täglich, mit Hülfe von Näh-, Bestift- und andern Maschinen 5000 Paar Schuh zu liefern vermag.

Die Engländer liefern Schuh und Stiefel zu den folgenden Preisen in den Handel:

Kinderschuh zu 5 bis 50 Fr. das Dutzend, oder 42 Cent. bis 4 Fr. 10 Cent. das Paar; Frauenschuh zu 7 Fr. 50 Cent. bis 75 Fr. das Dutzend, oder 62½ Cent. bis 6 Fr. 25 Cent. das Paar. Stiefeletten zu 25 Fr. bis 127 Fr. 50 Cent. das Dutzend, oder 2 Fr. 10 Cent. bis 10 Fr. 75 Cent. das Paar. Mannsschuh zu 37 Fr. 50 Cent. bis 105 Fr. das Dutzend, oder 3 Fr. 15 Cent. bis 8 Fr. 75 Cent. das Paar. Hohe Mannsschuh zu 45 Fr. bis 135 Fr. das Dutzend, oder 3 Fr. 75 Cent. bis 11 Fr. 25 Cent. das Paar. Halbstiefeln zu 120 Fr. bis 300 Fr. das Dutzend, oder 10 Fr. bis 25 Fr. das Paar.

Im Jahre 1714 zählte man in England — 8,600, 1812 — 29,590, 1841 — 42,763 Strumpfwirkerstühle.

Mit Hülfe dieser Maschine producirte England im Jahr 1841

Strümpfe ꝛc. von	Seide		470,000	Dtzd.
„ „ „	Baumwolle		2,872,000	„
„ „ „	Wolle		2,360,000	„
„ „ „	Leinen		3,600	„

Eine rhein-preußische Fabrik, Schleicher in Aachen, liefert jährlich 300,000,000 vorzügliche Nähnadeln in den Handel.

In der Kaiserlich französischen Uniformfabrik Rue Rochechouart 54 arbeiten 1142 Schneiderinnen, 300 Schneider und 100 mit Dampf getriebene Nähmaschinen.

Souvage u. Comp. in Rouen fabriciren jährlich 3,000,000 Paar Hosenträger im Preise von 1 Fr. 50 Cent. bis 25 Fr. per Dutzend.

Die Pariser Fabrication von Hemden, Vorhemden, Kragen ꝛc. hatte einen Werth von
437,360 Fr. im Jahr 1837
2,309,720 „ „ „ 1846
10,778,813 „ „ „ 1854 und

liefert Hemden im Preise von 12 Fr. 50 Cent. per Dutzend, bis 2 und 300 Fr. per Stück.

Die Zuschneide-Maschine des amerikanischen Schneiders J. Harriday schneidet für 30 Arbeiter zu, unter Andern täglich 1000 Beinkleider. Sie bewältigt mit Einem Schnitt 40 bis 50 Lagen von 10—12 Centimeter Dicke.

Die Einfuhr von roher Baumwolle in England betrug 1800 — 56,010,000 Pfund. 1825 — 228,005,000 Pfund. 1850 — 663,576,000 Pfund. 1854 — 887,335,000 Pfund. An roher Wolle wurde in England eingeführt: 1801 — 7,371,000 Pfund. 1854 — 106,121,000 Pfund.

Für Baumwollmaschinen werden in England ausgegeben jährlich 13,000,000 L. St., für Arbeitslohn der 500,000 in der Baumwollindustrie beschäftigten Arbeiter eben so viel.

An Baumwollgarnen und Geweben exportirte England: 1825 für 18,359,000 L. St.
1850 „ 28,259,000 „
1854 „ 31,644,000 „

An Wollgespinnsten und Geweben belief sich die englische Ausfuhr:
1820 auf 5,586,000 L. St.
1854 „ 10,678,000 „

André Köchlin u. Comp. in Mühlhausen im Elsaß liefern jährlich für 5,000,000 Franken kupferne gravirte Druckwalzen und andere Druckmaschinen zur Veredelung von Kleidungsstoffen.

Die Soda, deren ausgedehnter Gebrauch zur Fabrication der Seife und zu viel andern Zwecken bekannt ist, kostete:
1804 — 50 Fr. die 100 Kilo.
1814 — 20 „ „ „
1824 — 10 „ „ „
1854 — 5 „ „ „

Die Maschinenbau-Anstalt von Dobson u. Barlow in Bolton liefert jährlich für 1,500,000 Fr. Baumwollspinnmaschinen.

Ein Quadrat-Meter einfachen Tülls kostete in Nottingham 1812 — 50 Fr. 1815 — 41 Fr., jetzt in Folge der Anwendung der Tüllmaschine 30 bis 40 Cent.

Die Heilmann'sche Kammmaschine trennt die kurzen Fäden der Wolle, Baumwolle, Seide und des Flachses von den langen, legt diese mit mathematischer Genauigkeit neben einander und reinigt sie von allen Knötchen und Schmutz, so daß man mit der Lupe keine Unreinigkeit mehr in ihnen entdeckt. Die Weberei verdankt dieser sinnreichen Maschine eine hohe Veredlung der Rohstoffe und die Möglichkeit, noch den Abfall zu benutzen.

Auch in Bezug auf die dritte Industriegruppe sind die seit den letzten beiden Decennien gemachten Fortschritte groß.

Welche Vermehrung der Baumaterialien, der Transportmittel! Die ausgedehnte Anwendung des Eisens zu Constructionen, die Verbesserung der Mörtel, die künstliche Darstellung von Bausteinen, Hohlziegeln und dergleichen, die Conservirung des Holzes durch Eintränkung in Salzauflösungen, die Anwendung des festen und flüssigen Glases (Wasserglas) zeugen von der Bereicherung, welche wir auch in dieser Richtung der Industrie verdanken. Eiserne Bleche von 7 bis 8 Meter Länge, eiserne Säulen, Tragbalken, eiserne Dachstühle ersetzen das Holz. Eisen und Kohle verschaffen den Wäldern die gestörte Ruhe wieder. Die Clayton'sche Backstein- und Ziegelmaschine liefert 12,000 Fuß Drainröhren oder 10,000 Steine täglich.

Auf den englischen Eisenbahnen bewegten sich 1849 — 63,841,539 Personen. 1854 — 111,206,707 Personen aus einem Theile ihrer nationalen Privatwohnung in den andern.

Die für den Eisenbahnverkehr benutzten Lecoq'schen kleinen Maschinchen besorgen den Dienst von Angestellten. Eine solche Maschine druckt täglich 70,000 Eisenbahnbillette. Eine andere zählt täglich 140,000 solcher Billette. Eine dritte nummerirt täglich 40,000 Billette. Eine Person bringt es im Nummeriren mit der Hand höchstens zu 8000 Billetten täglich und verschreibt sich noch dabei. Die Maschine irrt sich nicht.

Die Stollberg'sche Maschinen-Nagelfabrik (Rheinprovinz) arbeitet mit 20 Maschinen und lieferte im Jahr 1856 — 440,000,000 Nägel, von 1/4 bis 4 Fuß Länge.

Der Werth der englischen exportirten Fabrikerzeugnisse übersteigt das Staatsbudget aller continentalen Staaten mit alleiniger Ausnahme Frankreichs.

Eine Reihe von Industriezweigen gehört zwar ausschließlich in keinen der drei großen Rahmen von Nahrung, Kleidung und Wohnung, sondern ragt in jeden einzelnen derselben hinein. Dies ist kein Hinderniß der angedeuteten einfachen Eintheilung, sondern beweiset nur die innige Wechselbeziehung, welche zwischen den Industriezweigen stattfindet.

Der Ruhrkohlenbau lieferte im Jahr 1846 8,353,380 Ctr. und 1855 über 22,000,000 Ctr. Steinkohlen allein in den Rheinverkehr.

Die gesammte Steinkohlenbeförderung des preußischen Staates betrug:
1817 — 5,087,848 preußische Tonnen.
1837 — 10,393,479 „ „
1854 — 34,056,274 „ „

Doch genug der Beispiele um zu zeigen, was der Engländer mit dem Worte „the million“ in commercieller industrieller Beziehung sagen will; um den Unterschied zwischen der modernen und der Arbeit früherer Zeiten anschaulich zu machen; um die Bezeichnung einer neuen Macht und Größe für die Industrie in Anspruch zu nehmen.

Gegner der Industrie haben gesagt: das

Alles sei noch gar nichts gegen die animalische Industrie. Die Spinne übertreffe mit ihrem Faden die höchsten Leistungen der Fein-Spinnmaschine, die größte Geschicklichkeit der Ravensberger Handspinnerin; Ameise und Biene bauten viel kunstreicher, als alle Architekten der Welt; der kleinste Wurm sei mit prachtvolleren Dingen angethan, als alle Könige mit Purpur und Seide; ja in jedem Grashalm sei ein künstlicheres Gewebe, als ein Jacquard je zu Stande gebracht. Verächter und Entsteller des menschlichen Fleißes und Fortschrittes haben gesagt: die Industrie sei nur ein Ausfluß der niederen Vernunft des Menschen, welche er mit dem Thiere gemein habe, welche von dem Thiere übertroffen werde — das heißt die Dinge verdrehen und absichtlich in ein falsches Licht stellen. Das Thier kommt mit seinem ganzen Werkzeug auf die Welt. Nackt und hülflos tritt der Mensch in's irdische Dasein. Er ist nicht geboren mit dem Schraubstock, mit Reißzeug, mit Messer und Scheere. Wo kommt beim Thiere der Begriff von Nahrung, Kleidung und Wohnung in unserm erweiterten Sinne vor? Wo arbeitet das Thier mit Bewußtsein für Andere, für „die Million", wie der Mensch für die Masse seines Gleichen? Wo nährt das Thier seinen Geist im Austausch der Ideen? Wo ziert es seinen Körper, seine Wohnung mit künstlichen Dingen nach freier Wahl? Die Industrie ist bei dem Thiere Zweck, bei dem Menschen bloß Mittel zu höheren Zwecken. In der mechanischen Werkstatt der Thiere ist seit Jahrtausenden Stillstand. In den Werkstätten der Menschen ewiger Fortschritt.

Als Archimedes bei der Untersuchung der goldenen Krone des Königs Hiero auf das Princip des specifischen Gewichts kam, vergaß er sich völlig anzukleiden und eilte vor Freuden berauscht, halbnackt aus dem Bade zu Hause. Als er bei der Belagerung von Syrakus in Gedanken vertieft auf öffentlichem Markte saß und seine Kreise im Sande zog, bat er den rohen Soldaten, der ihn mit verruchter Hand niederstieß: „Zerstöre mir meine Kreise nicht!"

Auch heute geht ein gewisser Zug von Freudigkeit und Zuversicht durch unsre Arbeit. — *Εὔρηκα*! das ist auch heute der Freudenruf, der uns von allen Seiten entgegentönt, um so inhaltsreicher, als er nicht bloß den Königen gilt, sondern selbst dem Bettler, nicht dem Einzelnen, sondern den Millionen.

Und darin läge nichts Tieferes, als die Regung unsrer niederen Vernunft, die wir mit den Thiere gemein haben?

Freunde der Religion, der Wissenschaft und Industrie haben den Eisenconsum, den Consum von Industrie-Erzeugnissen überhaupt, als einen Maßstab der Cultur der Völker bezeichnet. Professor Liebig nennt die Seife einen solchen Maßstab.

Die Industrie ist noch in der Kindheit; es kleben ihr noch begleitende Erscheinungen an, welche einen Schatten auf ihre Leistungen werfen; sie ist noch mit Gefahren verbunden, deren Ueberwindung und Beseitigung im Interesse der bürgerlichen Gesellschaft gewünscht werden müssen. Aber wie sie ist, zeugt sie von unsrer höheren Vernunft, scheidet sie uns durch eine tiefe Kluft vom Thier, hilft sie abstreifen vom Menschengeschlecht, was ihm Animalisches noch anhaftet. Wie der einzelne Industriezweig den einzelnen Rohstoff zu veredeln sucht, so ist die Industrie in ihrer Gesammtleistung ein großes Hülfsmittel der Veredelung und Verbesserung der socialen Zustände des gesammten Menschengeschlechts. Als solches Mittel gehört sie in die unerforschlichen Plane des über allen menschlichen Begriffen erhabenen Gottes, den eine niedere Religion schlecht verehrt, indem sie Menschliches zu erniedrigen, den Nachkommen Archimedes' ihre Kreise zu zerstören sucht.

Neue Bedenken
gegen den
Oceanischen Telegraphen.

Von Washington geht uns folgende interessante Mittheilung vom Marine-Lieutenant der Vereinigten Staaten J. M. Brooke zu:

Manche zweifeln an der Möglichkeit einer elektrischen Telegraphenverbindung über den atlantischen Ocean. Es läßt sich indessen, wie ich glaube, leicht zeigen, daß das eventuelle Gelingen des Planes bedeutende Wahrscheinlichkeit für sich hat. Allerdings haben wir in diesem Zweige der Technik noch wenig Erfahrung; auf verwandten Gebieten aber sind viele interessante Thatsachen zu Tage gefördert worden, welche in directer Beziehung zu diesem Gegenstande stehen. So z. B. wissen wir, daß nicht selten ein vier bis fünf Meilen langer Faden von weniger als $1/10$ Zoll im Durchmesser in's Meer gelassen und mittels schwerer Gewichte auf den Grund desselben gezogen worden und daß in einigen Fällen ein solcher Faden aus einer Tiefe von beinahe vier Meilen wieder heraufgezogen worden ist.

Bei einigen Versuchen im Golfstrome unter der Leitung des Lieutenant Walch ließ man einen Draht von sechs Meilen Länge ablaufen und ein großer Theil desselben wurde vor dem Zerreißen wieder aufgezogen. Man könnte also, wenn der Draht nicht zu schnell sänke, den Ocean mit einem solchen überspannen; er

würde schnell den Grund erreichen, aber es würde die allergrößte Aufmerksamkeit und mannigfache Vorkehrungen erfordern, um seine Schnelligkeit zu reguliren und ihn gegen unnütze Anhäufungen auf dem Meeresgrunde zu schützen. Es wäre also gewissermaßen erforderlich, daß sich die Stärke des Eisens mit der Leichtigkeit eines Bindfadens vereinigen ließe — daß man ein Tau herstellte, welches, auf das Wasser geworfen, langsam auf den Grund sänke, während das Schiff mit seiner größten Segelschnelligkeit dahinführe. Diese günstigste aller Bedingungen hat ihre einzige Grenze in der muthmaßlichen Spannung, welche die Wirkung ungleicher Strömungen erzeugt.

Die Gutta-Percha, der isolirende Stoff, bietet ein bequemes Mittel, die specifische Schwere eines Drahttaues zu vermindern. Freilich wird durch den Hinzutritt der Gutta-Percha die der Wirkung der Strömungen ausgesetzte Fläche vergrößert, indessen ist durch mikroskopische Prüfung von Pflanzenexemplaren, welche aus dem Grunde des Meeres heraufgeholt worden sind, bewiesen, daß Strömungen in einer Tiefe von tausend Faden nicht vorkommen. Jedoch auch abgesehen hiervon, wird die Sache durch die Bewegung des Taues selbst wieder ausgeglichen, es sinkt in der Richtung seiner Neigung (inclination), mit anderen Worten, es läuft vom Schiffe ab in entgegengesetzter Richtung zu dem Laufe desselben und diese rückgängige Bewegung des Taues kann man seinen „Rücklauf" nennen. Es ist offenbar, daß während diese Bewegung allerdings zur Abnutzung des Taues beiträgt, sie doch den Anforderungen der Strömung mehr als Genüge leistet. Dieser „Rücklauf", der bei einem schweren Taue das größte Hinderniß darbietet, wird bei einem leichteren ein Mittel des Erfolges.

Das Tau der Atlantischen Telegraphencompagnie besteht aus sieben kupfernen mit Gutta-Percha überzogenen Leitungsdrähten. Diese bilden den Kern (a core), welcher mit etwa siebzehn gedrehten Strängen von Eisendraht, deren jeder wieder aus mehreren kleineren Drähten besteht, spiralförmig umwunden ist.

In der Praxis kommt es nun darauf an, ob diese verschiedenen Materialien auf die zweckmäßigste Weise mit einander verbunden sind.

Angenommen, die Kupfer- und Eisendrähte lägen grade und parallel mit einander, so würde, da die relative Dehnbarkeit beider Metalle sich etwa wie vier zu fünf verhält, der Eisendraht eigentlich die Spannung zu tragen haben und zwar ohne eine Veränderung in der Form des Gutta-Percha-Kerns. In dem Taue aber, welches gegenwärtig angefertigt wird, machen die äußeren Drähte zwei volle Windungen auf den Fuß. Es entsteht also die bedenkliche Frage, ob durch die Spannung oder durch den Druck von fünf- bis sechstausend Pfund auf den Quadratzoll der Kern zusammengedrückt werden oder sonst eine Formveränderung erleiden wird. Das zwischen die Eisendrähte eindringende Wasser wird das Tau von allen Seiten umgeben und auf jeden einzelnen Draht seine Compressionskraft ausüben; wenn die Gutta-Percha nachgibt, werden auch die Eisendrähte lose werden, sich ausdehnen und die grade liegenden Kupferdrähte werden die Spannung zu tragen haben, und wenn auch diese eine Dehnung von zwanzig Procent ihrer Länge aushalten können, ohne zu zerreißen, so ist doch ein solcher Vorgang gefährlich.

Das Gummi Elasticum ist weniger compressibel als das Wasser, und man darf annehmen, daß die Gutta-Percha ihm hierin, wie in anderen Beziehungen, ähnlich ist. Indessen zeigt sich diese geringere Compressibilität des Gummi Elasticum nur, wenn dasselbe ganz in's Wasser getaucht ist. Nun bleiben aber Theile des Taues über dem Wasser, und da die Gutta-Percha nahezu dasselbe specifische Gewicht hat, wie das Wasser, so wird ihre Ausdehnung in die Länge, auch angenommen, daß sie incompressibel wäre, hauptsächlich durch ihre Adhäsion an die Kupferdrähte gehemmt werden; die äußeren Spiraldrähte werden sich in einem gewissen Grade mit der Gutta-Percha verlängern.

Diese Tendenz des Taues, in der Richtung seiner Neigung zu laufen, wird die Operation des Legens schwierig machen. Man wird vielleicht die regulirende Maschinerie so einrichten müssen, daß sie fortwährend die Spannung des Taues angibt, und dann nur soviel abwickeln dürfen, als mit Sicherheit geschehen kann.

Bei tiefen Sondirungen ist die Beobachtung gemacht worden, daß die Fäden eine Neigung zur Torsion (Drehung) haben, was wahrscheinlich von ihrer spiralartigen Oberfläche herrührt; man pflegt sie daher mit Wirbeln zu versehen. Der Leitungsdraht läßt eine solche Vorkehrung nicht zu. Da die glatten und undurchbrochenen Spiralen des Drahttaues das Wasser leicht durchlassen, so ist vorauszusehen, daß dieses Tau bei jeder Meile Länge, welche losgelassen wird, sich zusammendrehen wird. — Solche Verschlingungen werden dem Schiffe folgen und sich häufen. Diesem Uebelstande kann indessen dadurch abgeholfen werden, daß das Tau an Bord nach Maßgabe der entstehenden Drehringe (turns) aufgewickelt wird und dies Verfahren, woran man nicht gedacht zu haben scheint, hat auch den Nutzen, daß es alle anderen Vorkehrungen an Bord, die Bildung von Drehringen zu vermeiden, überflüssig macht.

Die Beschaffenheit der Curve, welche das Tau auf seinem Wege nach dem Meeresgrunde macht, wird von der Raschheit seines Sinkens und der Segelschnelligkeit des Schiffes abhängen.

Wenn das Tau, nachdem es horizontal auf das Wasser gelegt ist, schneller sinkt, als das Schiff segelt, wird es eine Curve bilden, deren convexe Seite dem Grunde zugekehrt ist; der obere, beinahe verticale Theil wird grader, also schneller zu Boden sinken; der untere Theil wird folglich in wellenförmiger Gestalt auf dem Grunde ankommen.

Bedeutendes nachlassen; im nächsten Augenblicke aber würde das Tau, durch Annahme der Position 06 eine ungeheure Spannkraft annehmen. Man müßte alsdann die Fahrschnelligkeit des Schiffes vergrößern und das Tau ungehindert ablaufen lassen, bis ein bedeutender Theil in mehr horizontaler Richtung auf dem Wasser läge und die Tauwelle so



wieder hergestellt wäre. Erwägt man die große Schnelligkeit, mit welcher ein solcher „running out“ vor sich geht, so sind gefährliche Unfälle und Beschädigungen zu fürchten. Um so wesentlicher ist es daher, einen Intensitätsmesser der Spannung an der Maschinerie anzubringen. Dies kann durch die Anwendung elliptischer Springfedern geschehen, welche so angebracht werden, daß sie die Spannung des Taues von der Axe des Wickelrades erhalten.

Nehmen wir aber an, daß wir ein Tau haben, welches, wenn horizontal auf das Wasser gelegt, weniger schnell untersinkt, als das Schiff segelt, daß dieses Tau vertical vom Schiffe herunterhängt, wie in obenstehender Figur Pos. 1, daß sein unterer Theil bei 0 auf dem Grunde liegt, daß, zur Vermeidung von Beschädigung, die Abwicklung gemäßigt wird und das Schiff unterdessen mit einer Schnelligkeit von zehn Meilen in der Stunde weiter segelt, so ist klar, daß, da die Ziehkraft des Schiffes in einem rechten Winkel auf das vertical hängende Tau wirkt, dasselbe in Folge des Widerstandes des Wassers eine Curve bilden wird, deren concave Seite dem Grunde zugekehrt ist (02). Bewegt sich nun das Schiff von 2 nach 3 und 4, unter fortgesetztem Festhalten des Taues, so wird der Winkel immer kleiner werden, bis die Ziehkraft des Schiffes beinahe in der Linie des Taues selbst wirkt (04). Wenn hierauf die Schwere des Taues in's Spiel kommt, entsteht am untern Theil eine Curve, deren convexe Seite dem Grunde zugekehrt ist (05), wogegen der obere Theil, da er weniger schnell sinkt als das Schiff segelt, noch seine concave Seite dem Grunde zukehrt (05). Das Tau erhält somit eine wellenförmige Gestalt und diese bleibt — gleichviel ob man, wie vorausgesetzt, mit einem vertical hängenden oder einfach geneigten Tau abfährt — so lange die Abwicklung an Bord gemäßigt wird. Diese Mäßigung aber ist unumgänglich nothwendig, außer wenn das Tau viel leichter wäre als das der Atlantischen Gesellschaft.

Diese Welle würde unter gewissen Umständen die Intensität der Spannung des Taues bedeutend verändern.

Würde zum Beispiel die Fahrschnelligkeit des Schiffes, mehr oder weniger plötzlich, so weit vermindert, daß sie geringer wäre als die Schnelligkeit, mit welcher das Tau sinkt, so würde die Tauwelle sich nach dem Schiffe zu bewegen und die Spannung würde um ein

Zwei solche Federn, mit graduirten Compressionsscalen versehen und je an einem Ende der Axe angebracht, würden, wenn das Tau auf einen zwischen ihnen liegenden Raum auf dem Wickelrade beschränkt wäre, durch die Summe ihrer Angaben die Spannung des Taues anzeigen, mit Ausnahme jenes kleinen in entgegengesetzter Richtung angebrachten Theiles, welcher bestimmt ist das Ueberlaufen des Taues über die Wickelräder zu verhindern.

Da bei der Anwendung von Wickelrädern der schützende Draht zuweilen auch die Gutta-Percha schneidet, so würde es vielleicht angemessen sein, die Räder so zu kerben, daß an der Traglinie (line of bearing) entlang die convexe Oberfläche des Taues in einer genau passenden Rinne läge und so im Ganzen getragen würde (would be generally supported); die einschneidende Kraft wäre alsdann nicht in einem einzelnen Drahte concentrirt, sondern unter alle vertheilt.

Bei der Anfertigung eines Telegraphentaues scheint es angemessener, die schützenden Drähte grade und beinahe parallel mit den kupfernen Leitungsdrähten zu legen, letztere ein klein wenig geschlängelt (sligtly sinuous) und das Ganze mit einem äußern Ueberzuge von Gutta-Percha oder einem ähnlichen Stoffe zu bedecken, der sie zusammenhielte und zugleich schützte.

Das gegenwärtige Tau dürfte nicht mit dem erwarteten Erfolg gelegt werden können, wenn schon die eventuelle Ausführung des großen Unternehmens nicht zu bezweifeln ist.



Sechste Abtheilung.

Die Katastrophe im Hauenstein-Tunnel.

So zahlreich die Opfer sind, welche auf dem industriellen Schlachtfelde fallen, wo der Geist seine glänzenden Siege über materielle Hindernisse feiert, so hat doch unsers Wissens noch kein so grauenhaftes, so viele Menschenleben zumal forderndes bei irgend einem schwierigen Baue der eisernen Verkehrsstraßen zu dem menschlichen Mitgefühle geredet, wie dasjenige ist, welches den Gegenstand dieser Zeilen bildet. Doch führen wir den Leser auf den Schauplatz des traurigen Ereignisses.

Der Hauenstein-Tunnel, welcher in einer Länge von 2496 Meter den Berg dieses Namens auf der Route von Basel nach Olten durchbricht, war nicht bloß an den beiden Endpunkten des Berges in Angriff genommen worden, sondern man hatte auch noch durch drei Schachte von oben auf die Tunnellinie zu gelangen gesucht, um im Innern des Berges sechs weitere Angriffspunkte zu gewinnen und solcher Weise die Arbeiten zu beschleunigen. Von diesen drei Schachten kamen nur der erste und der dritte (von der Südseite her gezählt) zu Stande; der zweite mußte wegen übermäßigen Wasserandranges verlassen werden. Seine Nichtvollendung sollte bei dem in Rede stehenden Unglück, wie man sehen wird, verhängnißvoll werden. Von der ganzen Länge des Tunnels war am 31. März dieses Jahres noch eine Strecke von 854 Fuß zu durchbrechen. Zwischen dem Schachte Nr. 1 und dem noch zu durchbrechenden Felsen liegt eine Strecke von ungefähr 2500 Fuß theilweise schon ausgemauerter Tunnelwölbung. In letzterem Raume waren am 28. Mai etwa sechzig Arbeiter und acht Pferde beschäftigt, als sich Folgendes ereignete. Unmittelbar unter dem Schachte Nr. 1 befand sich zur rascheren Wiederherstellung verdorbener Werkzeuge ꝛc. eine Schmiedewerkstätte; ferner in der Nähe derselben eine Dampfmaschine zur Ableitung der verdorbenen Tunnelluft durch den Schacht hinaus und Hereinleitung frischer Luft. Zur Speisung der Maschine und der Schmiede lagen etwa dreißig Centner Steinkohlen vorräthig, außerdem eine bedeutende Masse Holz zu Gewölbgerüsten, und überdies war der mehrere hundert Fuß hohe Schacht großentheils mit Sperrbalken und sonstigem Holzwerk ausgekleidet.

Am 28. Mai, einige Minuten nach Mittag, brach in dem Tunnel Feuer aus, das sich sofort alles benachbarten Holzes bemächtigte. Die Schmiede begriffen sofort die Gefahr, und benachrichtigten rasch durch einen Knaben die tiefer im Tunnel beschäftigten Arbeiter. Diese aber beachteten unbegreiflicher Weise die Warnung nicht, und nur einige folgten ihr und retteten sich aus dem Tunnel. Hier ging das Werk der Zerstörung rasch vor sich. Kaum hatten sich die vorsichtigern in Sicherheit gebracht, als eine ungeheure Rauch- und Flammensäule aus dem Schachte emporschlug. Alles Holzwerk im Schachte brach zusammen, eine Menge Schutt der nicht mehr zurückgehaltnen Wände nach; und so fanden sich plötzlich ein halbes Hundert Arbeiter in der Tiefe des Tunnels von der Außenwelt abgeschlossen. Es ist übrigens noch nicht bis zur Gewißheit ermittelt, ob eine rechtzeitige Warnung wirklich stattgefunden, bei welcher man allerdings annehmen sollte, daß die Arbeiter auch die Gefahr begriffen und noch

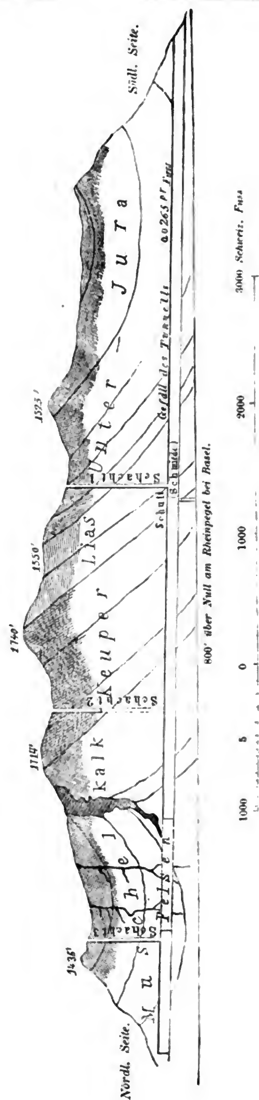
Zeit gehabt hätten, sich unter dem Schachte hindurch zu retten, ehe die hohe Auskleidung des Schachtes verbrannt wäre und ihre fürchterlichen Folgen entwickeln konnte. Ebenso gehen die Erklärungen über die eigentliche Ursache des Brandes noch auseinander. Die wahrscheinlichste möchte folgende sein: Man hatte schon früher zum Schutze gegen herabfallende Steine, Erde und dergleichen im Schacht Nr. 1 eine gitterartige Decke von Holz angebracht. Um die in den letzten Wochen im Innern der Erde unerträglich gewordene Luft zu reinigen, sei man auf den Gedanken verfallen, im Tunnel ein lebhaftes Feuer zu unterhalten und den dadurch erzeugten Rauch mittelst eines Rostes abzuleiten, der mitten durch jenes Holzgitterwerk im Schacht hinaufstieg. Der Zweck der Luftreinigung wurde nun allerdings erreicht; aber das lebhaft unterhaltene Feuer dörrte das Holz des Schachtes so sehr aus, daß es sich entzündete und so der Brand ausbrach. Nach einer andern Version hätte sich von der Schmiede aus hauptsächlich durch einen erst neulich angebrachten Zug zur Vermehrung der Luftcirculation das Getäfel und Gebälke des Schachts entzündet. Ferner taucht über die Entstehungsart des Brandes noch folgende Vermuthung auf: Im Schachte hing ein Seil, dessen man sich früher zum Herablassen der Gewölbsteine bedient hatte. Als dies nicht mehr geschah, hatte man aus einer bedauerlichen Nachlässigkeit vergessen, das Seil hinaufzuziehen. Sein Ende lag auf einem zwanzig Fuß über der untern Oeffnung des Schachtes angebrachten Boden, durch welchen der Rauchfang der Schmiede und der seit den heißen Tagen hergerichteten Ventilation mittels eines kleinen Feuers hindurchging. Das drei Zoll dicke, getheerte Seil fing Feuer oberhalb des Rauchfangs, bei dessen Einrichtung man es nicht bemerkte, brannte hinauf und soll, dabei in's Schwanken gekommen, den hölzernen Einbau des Schachtes entzündet haben. Dieser mit dem Terrain dahinter fiel hinunter und schlug die beiden Böden im Schacht und Tunnel durch. Das unverbrannte Ende des über fünfhundert Fuß langen Seils wurde mit dem daran befindlichen Haken ganz unten im Schutt an der Seite des Rettungsstollens gefunden. Alle Leute, welche bei ihrer Flucht den Schacht passirten, haben wohl ein Knistern gehört, aber kein Feuer gesehen. Das Feuer hatte weiter oben begonnen.

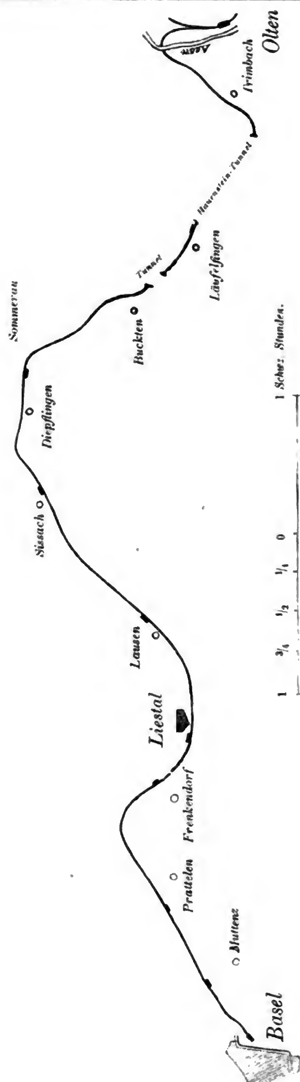
Wie nun der unselige Brand entstanden sein mag — was ihm folgte, bildet ein so ergreifendes Gemälde voll eigenthümlicher, erhebender wie rührender Züge, daß man, der Schwäche jeder Schilderung bewußt, den besten Theil der lebendigen Phantasie der Leser überlassen muß. Im ersten Augenblicke übersah man nicht sogleich die ganze Tragweite des Geschehenen. Vor Allem galt es, des Brandes selbst Herr zu werden durch Aufgießen von Wasser in den Schacht hinab. Den entstandenen Schuttkegel durfte man dann hoffen, bald durchbrochen oder weggeräumt zu haben, da er schwerlich breit sein konnte. So glaubte man bereits bis zum Abend die Abgesperrten aus ihrer unfreiwilligen Gefangenschaft befreien zu können. Es ging auch wirklich anfangs Alles gut; man war bereits von der Seite des südlichen Eingangs her mehrere Fuß weit in den von den Resten des brennenden Gebälkes und dem nachstürzenden Schutte gebildeten Trümmerhaufen eingedrungen, als sich ein neues bei Weitem unheilvolleres Moment bemerklich machte. Von der Brandstätte verbreitete sich ein betäubendes und bei längerem Verweilen tödtliches Gas, und machte jedes weitere Vordringen unmöglich. Die robustesten Bergleute konnten es kaum funfzehn Minuten aushalten in dem immer weiter schreitenden giftigen Dunstkreise. Ueber alles Lob wacker aber bewiesen sich die geretteten Arbeiter. Mit einer unglaublichen Todesverachtung wollten sie um jeden Preis ihre eingeschlossenen Kameraden retten. Ein Augenzeuge erzählt, nie etwas Schrecklicheres als die Scene in der Nähe des fortglimmenden Brandes gesehen zu haben. Wie Helden wagten sich die Rettungseifrigen in den Tunnel. Von Viertelstunde zu Viertelstunde wurden die schnell Betäubten auf Rollwagen wieder herausgebracht, oder von einigen frischer gebliebenen herausgetragen. Unterdessen lagen noch Weitere scheintodt am Boden umher. Die todtblassen Träger erfrischten sich; an den Entseelten wurden sofort alle möglichen Belebungsversuche vorgenommen. Dazu das Rufen um Hülfe, das Toben der Pferde, der Rauch — und dies Alles bei einer spärlichen Beleuchtung (die Lichter brannten nur einen halben Zoll hoch), welche ihr mattes Licht auf den Schauplatz des Schreckens warf, weniger, um ihn zu erhellen, als ihn im Halbdunkel noch schauerlicher erscheinen zu lassen. Und doch — sobald eine solche Arbeiterschaar, dunstvergiftet, aus der Höhle des Todes herauskam, trieb der Rettungseifer und die Todesverachtung eine neue hinein, zwei und zwei, Arm in Arm, die düster brennende Kerze in der Hand. Da mußten die rettenden Arbeiten eingestellt werden. Man war nur noch darauf bedacht, die betäubt Liegengebliebenen zu holen; und auch dies wurde wegen des rasch vordringenden Rauches immer lebensgefährlicher. Viermal gingen zwei Wagen mit je zwei Pferden bespannt und mit zwölf Mann bemannt an den Ort des Schreckens. Es waren immer Freiwillige, meistens Engländer und Schotten, riesige Gestalten, und von ihnen selbst lag doch fast immer die Hälfte wieder besinnungslos auf dem Wagen, auf dem sie

ihre Genossen holen wollten. Endlich Nachts halb elf Uhr kam der letzte Zug, in der Meinung, Alle herausgeholt zu haben. Die traurige Rechnung war nicht ganz richtig. Vier Vermißte fand man später als Leichen; vier der Betäubten erwachten nicht mehr zum Leben, und drei weitere Opfer forderten die folgenden Tage. So wurden die Rettungsversuche am Abend des 28. eingestellt, nachdem das Anerbieten eines Truppes, nochmals die Wegräumung des Schuttes zu versuchen, hatte abgelehnt werden müssen.

Am Morgen des 29. (Freitags) erneuerten sich die Rettungsversuche. Man hatte von den entferntesten Stationen der Centralbahn alle disponibeln Arbeiter requirirt und mit Extrazügen herbeigeholt. Aerzte hatten sich eingefunden; auch die Bahndirectoren und mit ihnen der Physiker Professor Schönbein von Basel, um mit seinem Rathe bei der Hand zu sein. Auf's Neue begann der Kampf mit dem unsichtbaren, aber um so gefährlicheren Feind. Aber auch jetzt ließen der Dunst und das sich tödtlich entwickelnde Kohlenoxydgas keine größere Annäherung an den Schuttkegel zu als auf achthundert Fuß. Jedes weitere Vordringen brachte unausbleibliche Erstickungsgefahr. Colonne um Colonne, die sich freiwillig zudrängte, mußte zurück, oder wurde halberstickt wieder an's Tageslicht geschleppt. Von den Ingenieuren und Arbeitern sind manche sechs-, siebenmal aus dem verpesteten Schlunde herausgetragen worden, und wagten sich ein achtesmal mit ungebrochenem Muthe und unbeschreiblicher Aufopferungsfähigkeit hinein. Der braven Arbeiter hatte sich ein solcher rücksichtsloser Eifer bemächtigt, daß sie zeitweise von den Bajonetten der aufgebotenen Militärmannschaft zurückgehalten werden mußten. Diesem Rettungsmuthe im Innern des Tunnels entsprach außerhalb desselben die thätige Fürsorge von Männern und Frauen in Unterstützung der Aerzte bei der Wiederbelebung der betäubt und scheintodt Herausgetragenen. Hierbei zeichneten sich vor Allem die englischen Frauen durch Pflege der Verunglückten aus. Viele englische Arbeiter haben nämlich ihre Familien bei sich und bilden in der Umgebung des Tunnels eine förmliche Colonie. Sie eilten mit Thee und Aehnlichem herbei, und rieben die Unglücklichen mit unermüdlichem Eifer, selbst wenn die Aerzte schon alle Hoffnung aufgeben zu sollen glaubten. An diesem Tage versuchte man es, durch mehrere Feuerspritzen, aus denen man Kalkwasser goß, die Kohlendämpfe zu neutralisiren; allein auch dies erwies sich erfolglos, ebenso wie das rasche Hin- und Herfahren von Wagen mit das Tunnelprofil ausfüllenden Segeln, mittels deren man eine möglichst große Luftcirculation herzustellen beabsichtigte. Alles dies wirkte nur auf ungenügende Entfernungen; und so mußten Nachmittags drei Uhr abermals alle Versuche eingestellt werden, um nicht neue Menschenleben nutzlos zu opfern.

Was aber durfte man von den Verunglückten in der Tiefe des Tunnels selbst vermuthen? Der Tunnel war von der nördlichen Seite (siehe die Abbildung) bis a, sodann von b bis zur südlichen Seite geöffnet, zwischen a und b aber noch durch Felsen geschlossen. Die verschütteten Arbeiter befanden sich auf der Strecke zwischen b und c, welche bei c durch den aus dem Schacht Nr. 1 herabfallenden Schutt abgesperrt wurde. Die Rettungsarbeiten wurden von der südlichen Seite des Tunnels aus unternommen. Eine einfache Verschüttung oder Absperrung hätte alle Wahrscheinlichkeit ihrer Rettung offen gelassen: sie befanden sich in einem über 2000 Fuß langen zum großen Theil gewölbten Raume, in dem eine frische Quelle auch die Luft für längere Zeit lebensfähig machen konnte, hatten den gelegentlichen kleinen Proviant bei sich, außerdem für den Nothfall acht Pferde. Ueberdies wollte man wissen, einer der Abgesperrten, ein Engländer, sei schon einmal in einer ähnlichen, ja, wie man anfangs noch glauben durfte, viel schlimmeren Lage, nämlich elf Tage lang verschüttet gewesen. Die Ingenieure schätzten den freien Raum, in dem sich die abgesperrten Arbeiter befanden, auf eine Million Kubikfuß; und da der Tunnel hier auf einer Strecke von 2000 bis 2500 Fuß um funfzig Fuß ansteigt, so wollte man darauf, sowie auf die bekanntlich im Verhältniß zur atmosphärischen Luft größere Schwere der Kohlensäure (1 : 1,529) die Hoffnung gründen, daß letztere das hintere Ende des Tunnels vielleicht nicht erreicht habe und hier ein rettender Zufluchtsort für die Verunglückten bis zu ihrer Erlösung sei. Allein hierbei war vergessen, daß man es nicht mehr mit der durch ihre Schwere das Athmen hindernden Kohlensäure zu thun hatte, sondern mit dem viel leichteren (0,962), daher die atmosphärische Luft rascher vergiftend durchdringenden Kohlenoxydgas, das sich durch Entwicklung der Kohlensäure in einem dem Zutritt der Luft verschlossenen Raume, bei unvollkommener Verbrennung der Kohle bildet und zu dessen massenhafter Erzeugung die schon erwähnten Steinkohlen hauptsächlich beigetragen haben mußten. Ehe man diese Gefahr entdeckte, welche für die Unglücklichen einen schnellen, ihnen die langen Qualen des Lebendigbegrabenseins ersparenden Tod voraussetzen ließ, wurde auch an eine andere durch das aufgestaute Wasser gedacht, da das im Tunnel entspringende Quellwasser unter dem Schutte eine Zeitlang nur zur Hälfte der frühern Stärke abfloß. Anderntheils wollte man wieder die Bemerkung gemacht haben, das Wasser komme bald trüb, bald rein hervor, und darauf die Vermuthung gründen, die


Nördl. Seite.
Südl. Seite.
1435'
1714'
1740'
1550'
1525'
Muschelkalk
Keuper
Lias
Unter-Jura
Felsen
Schacht 3
Schacht 2
Schacht 1
Schutt
Gefäll des Tunnels
800' über Null am Rheinpegel bei Basel.
1000
5
0
1000
2000
3000 Schweiz. Fuss


Basel
Muttenz
Prattelen
Frenkendorf
Liestal
Lausen
Sissach
Diepflingen
Sommerau
Buckten
Tunnel
Läufelfingen
Trimbach
Olten
Aare
1 Schwz. Stunden.

Abgesperrten müßten gleichfalls an ihrer Rettung arbeiten. Ja ein, dann freilich angeblich nicht bestätigtes Gerücht ließ blutgefärbtes Wasser hervorfließen, woraus man sofort weiter schloß, daß man gegen den Hunger eines der Pferde geschlachtet haben möchte. So bewegte man sich in Betreff des Schicksals der Verunglückten zweifelnd zwischen schwacher Hoffnung und jedenfalls viel begründeterer Besorgniß. Kundigere konnten nicht wohl eine andere Meinung haben, als daß die Abgeschlossenen sogleich bei der ersten Gasentwicklung in Ohnmacht gefallen und erstickt, oder doch bald darnach von dem verderblichen Gase erreicht worden seien.

Mittlerweile hatte man bei der Fruchtlosigkeit der andern Versuche am dritten Tage eine neue Rettungsoperation begonnen. Es galt, durch den Tunnel frische Luft an die Stätte des Einsturzes zu leiten und so das Wegräumen des Schuttes unter dem Schacht zu ermöglichen. Jenes wurde durch das Legen hölzerner Ventilationsröhren bewirkt, für welche man zwei Dampfmaschinen mit Ventilatoren bereit hielt. Zur Anwendung kam nur eine kleine Maschine von zwei bis drei Pferdekräften. Das geregelte und nun behutsamere Vorwärtsdringen auf diese Weise ging aber sehr langsam von Statten, langsamer als man erwartete. Bei dieser Gelegenheit fand man denn auch die vier Vermißten todt im Tunnel. Schon früher, am Pfingstsonntage, hatte man die sieben ersten Opfer unter dem Zudrange einer ungeheuren Menschenmenge, die sich von nah und fern eingefunden hatte, zur Erde bestattet: die fünf Protestanten in dem basellandschaftlichen Dorfe Läufelfingen, zwei Katholiken in dem Solothurn'schen Trimbach, Angehörige dreier Nationen. Es war eine erschütternde Scene, noch ergreifender durch die Erinnerung an die Bejammernswerthen, deren Schicksal noch das Dunkel deckte, und an deren Rettung unweit davon noch emsig gearbeitet wurde.

Im Tunnel ging unterdessen die Arbeit langsam vor sich. Es bedurfte aller Vorsicht, um nicht neue Menschenleben zu gefährden. In der Nähe des Tunnels hatte man einen von Bern geschickten Militärtelegraphen errichtet und mit dem Telegraphen der Centralbahn in Verbindung gebracht, für Bundesrath und Centralverwaltung. Das gesammte Rettungswesen leitete Sectionsingenieur Pressel aus Würtemberg, ihm zur Seite Architekt Maring aus Basel und Ingenieur Kaufmann aus Würtemberg. Man ermittelte unterdessen auch Namen und Herkunft der Verschütteten. Es waren: einunddreißig Schweizer, vierzehn Würtemberger, zwei Hessen, zwei Italiener, je Einer aus Baden, England und Frankreich, im Ganzen zweiundfunfzig Personen. Bemerken müssen wir noch, daß das Directorium der Bahn von dem für die Rettungsarbeiten eröffneten Credit keinen Gebrauch machen konnte: kein Hülfeleistender wollte das edle Motiv in diesen Tagen des Dranges und des Jammers durch Geld beflecken lassen.

Am 2. Juni Nachmittags war man endlich mit der Legung der Ventilationsröhren 3400 Fuß weit bis zum Schuttkegel gekommen und hatte die Stollenarbeiten zur Durchbrechung desselben begonnen. Man konnte nur mit der größten Vorsicht vorrücken, da sich die giftigen Gase neuerdings aus dem Schutte entwickelten. Am 3. Morgens glaubte man den Schuttkegel durchbrochen und den freien hintern Tunnelraum erreicht zu haben; indessen zeigte sich dies bald als eine Täuschung: es war nur ein in der Mitte des Schuttkegels durch Balkensperrung entstandener, jedoch gleichfalls mit Stickgas gefüllter Zwischenraum. Einen Augenblick sollte dieser Umstand sogar die Hoffnung auf Rettung der Eingesperrten neu beleben. Man hielt es nicht für unmöglich, daß das tödtliche Gas vom innern Tunnel abgeschlossen geblieben sei. Am 4. Abends erfolgte der gänzliche Durchbruch; aber die Luft zeigte sich auch hier gleich gefährlich, und weiteres Vordringen konnte nur unter fortwährendem Hineinpumpen frischer Luft stattfinden. Rufen in den Tunnel fand keine Erwiederung. Doch nahte man so der letzten Peripetie des unseligen Trauerspiels. Nördlich vom Schacht wurden zuerst sechs Todte gefunden. Damit war die letzte Hoffnung für das Leben der Verschütteten vernichtet (und doch sollte noch eine theilweise auftauchen!); es galt nur noch, ganz in das Grab derer einzudringen, für welche die Särge schon bereit standen. Achtzig Fuß weiter einwärts stieß man abermals auf fünfundzwanzig Todte, die theils standen, theils in Gruppen lagen und Allem nach gleichfalls durch Einathmung von Kohlenoxydgas ihr Ende gefunden haben müssen. Viele hatten noch die Werkzeuge in der Hand. Als man 15 — 1600 Fuß weiter im Tunnel vorgedrungen war, ohne mehr Leichen anzutreffen; als man namentlich einen englischen und zwei deutsche Bergleute nicht unter diesen erkannte, dagegen Spuren von dem Ausgeschirr eines Pferdes entdeckte und die Luft sich bedeutend besser zeigte, da — so zähe ist das Hoffen des Menschen! — wollte man sich eine allerletzte schwache Hoffnung erlauben, noch Lebende zu finden. Aber — am 6. Morgens wurden die übrigen einundzwanzig in drei Reihen todt angetroffen, 1900 Fuß hinter dem Schacht. Sie waren ebenfalls an Erstickung gestorben; müssen jedoch noch mehrere Tage gelebt haben, bis das tödtliche Gas auch zu ihnen drang; denn man fand gehörig ausgeschlachtetes Pferdefleisch am ausgelöschten Bratfeuer.

So hatte man das große Grab im Innern der Erde erschlossen, um sofort andere schon bereite Gräber zu füllen! Acht lange Tage

der Spannung und Angst endeten mit der zweifellosen traurigen Gewißheit. Da hatte auch der Luzerner Bauer gefunden, was er suchte: vier Tage und Nächte war er beim Tunnel gestanden, und hatte erklärt, ihn bringe kein Mensch davon weg, bis er seinen dreiundzwanzigjährigen Sohn noch einmal, todt oder lebend, gesehen. Und so harrten noch Viele, die Verwandten der Verschütteten schon in Trauerkleidern, der unglücklichen Entscheidung, ab und zugehend, während dort ein junges solothurnisches Bauernweib bereits einen Topf blühender Blumen auf das frische Grab des armen fleißigen Mannes trug, dem sie seit einem Vierteljahre angetraut gewesen. Doch lassen wir den Vorhang herab vor diesem Gemälde des Jammers von Vätern, Müttern, Gattinnen und Kindern! An dem schauervollen Grabe von fünfundsechzig Menschenleben wird das Mitleid und die werkthätige Liebe den hülfsbedürftigen Hinterlassenen den Verlust nicht ersetzen, aber zu mildern suchen. Einstweilen hat die Direction der Centralbahn durch einen Beschluß in anerkennenswerther Weise für die Hinterbliebenen gesorgt, und auch die Privatwohlthätigkeit zeigt sich bereits lebhaft.

Einiger schließlichen Bemerkungen können wir uns indessen nicht enthalten. Wir können nicht die Meinung Jener theilen, denen das Unglück wie eine schwere Heimsuchung für die Vermessenheit vorkommen will, überhaupt ein Unternehmen begonnen zu haben, das voraussichtlich ohne schwere Opfer nicht zu erreichen gewesen. Eine solche Auffassung hieße so ziemlich allen Fortschritten unsrer Zeit überhaupt entsagen, das heißt Unmögliches verlangen. Wohl aber liegt in dem unheilvollen Ereigniß die gemeinsame Lehre, über der Großartigkeit unsrer Werke nicht den Werth des Menschenlebens als eines heiligen Capitals zu verlernen, und die Aufforderung an die Wissenschaft, über dem Glanze und der Ehre der Schöpfung den Schutz der mitwirkenden Menschenhand nicht zu vergessen. Wenn unsre wichtigeren Culturzwecke Werke veranlassen, welche manche sogenannte Wunder des Alterthums weit hinter sich zurücklassen, so soll nicht übersehen werden, daß der geistige Charakter unsrer Zeit die Humanität ist und sein soll. Als ein verhängnißvoller Zufall muß es betrachtet werden, daß gerade der Schacht Nr. 2, welcher in diesem Falle den rettenden Ausweg hätte bilden können, unvollendet bleiben mußte. Zweifellos möchte auch sein, daß anfangs Bedeutung und Tragweite des Geschehenen verkannt wurde. Lassen wir den unvorsichtigen Gebrauch hölzerner Kamine durch den Schacht, statt solcher von starkem Eisenblech, als noch nicht in den Details genau erwiesen, so ist doch kaum zu zweifeln, daß, wenn der Schacht sofort und energisch oben gedeckt worden wäre, das Feuer in demselben erstickt worden, wenigstens die Arbeiter noch im Stande gewesen wären, nothdürftig durchzukommen. Es ist übrigens seitdem bekannt geworden, daß dem mahnenden Rufe des unerschrockenen Knaben, Urs Gysiger vom Dorfe Hauenstein, nicht, wie es bisher hieß, bloß zwei, sondern gegen achtzig Arbeiter Folge geleistet, die andern dreiundfünfzig aber dazu gelacht, und sogar die Fliehenden als feige Burschen verhöhnt haben sollen! Dann wäre der tolle Muth freilich schrecklich gebüßt worden! Nachdem aber einmal das Sparrwerk von etwa vierhundert Fuß Höhe in dem circa sechshundert Fuß tiefen Schachte in Brand war, und eine rasende Rauch- und Feuersäule an der obern Oeffnung herausschlug, war bei der unmöglichen Annäherung ein Ersticken des Feuers gleichfalls zur Unmöglichkeit geworden. Daß die ersten Tage der Rettungsversuche noch elf Menschenleben kosteten, mag der Drang des ersten Augenblicks und der wirklich tollkühne Eifer der hülfeleistenden Arbeiter erklären. Aus den verschiedenen Stellen, wo man die Leichen der Erstickten gefunden, möchte man sich die Vermuthung erlauben, daß die zunächst des Schuttkegels Gelegenen schließlich doch noch der Warnung hatten folgen wollen, aber zu spät! oder daß sie dahin getrieben worden, woher sie die Rettung kommen glauben mußten; daß aber die Uebrigen die Gefahr richtiger erkannt und sich von ihr möglichst zu entfernen gesucht haben, was ihnen auch nach dem Erzählten auf einige Zeit gelungen. Doch wozu Vermuthungen über traurige Einzelheiten, wo Jegliches doch nur denselben endlichen Ausgang — im Tode haben mußte!

Die Novara-Expedition.

Von Dr. Carl Scherzer.

II.

Ueber die seitherigen Fortschritte der Novara-Expedition erhalten wir von Dr. Scherzer aus der Bai von Gibraltar folgende Nachricht:

Ich schreibe Ihnen heute nicht mehr, weil mir die Zeit mangelt, und auch das bisher Gesehene und Erlebte noch zu alltäglich ist, um einer ausführlichen Schilderung in Ihren Blättern werth zu sein. Man stellt so große Anforderungen an die Novara-Expedition, daß es mir gerathen scheint, namentlich Anfangs nur ganz interessante Mittheilungen zu geben, um die Aufmerksamkeit des großen Publicums und seine Theilnahme für die Expedition bis an's Ende rege zu erhalten.

Gestern um halb vier Uhr Nachmittags lief die Novara in der Bucht von Gibraltar ein-

der erste Ankerplatz auf ihrer weiten Reise um die Erde. Mit einundzwanzig Kanonenschüssen die brittische Flagge begrüßend, wurden diese Freundschaftssalven bald von den Kanonen der Batterie der Stadt erwiedert. Heute Morgen kam der österreichische Consul, Mr. Longlands Cowell, ein Stock-Engländer vom Scheitel bis zur Zehe, an Bord der Fregatte und bot seine Dienste an. Mr. Cowell ist ein äußerst geselliger, freundlicher Mann, aber es ist bedauerlich zu hören, daß der Repräsentant österreichischer Interessen in einem der bedeutendsten Transitplätze der Welt keine Sylbe deutsch spricht, niemals in Deutschland war, und seit einem halben Jahrhundert Gibraltar nicht verlassen hat. Die Engländer wählen nur geborne Engländer zu ihren Vertretern im Auslande und knüpfen außerdem noch manche andere Bedingung an die Ernennung eines solchen Repräsentanten. — Der Gouverneur von Gibraltar, der biedere Sir James Fearguson, ein englischer General von echtem Schrot und Korn, empfing den Commodore der Fregatte Novara auf das Zuvorkommendste und bot Alles auf, um zu zeigen, wie sehr ihm daran gelegen, daß die kaiserliche Expedition einen guten Eindruck von Gibraltar mit sich nehme. Eine Einladung folgt der andern und man wird fast von Gastfreundschaft erdrückt. Vorläufig sind acht Tage für den hiesigen Aufenthalt bestimmt, welche zum Besuch der höchst interessanten Festungsbauten, zur Durchforschung des Felsens, welcher der Ansiedlung den Namen gab (Gebel el Tarik), und zu Ausflügen nach den spanischen Ortschaften Algeciras, San Barbara, San Roque u. s. w. verwendet werden sollen. Der Kanzler des österreichischen Consulats, Mr. Frembly hat der Expedition eine sehr niedliche Sammlung der Algen der Umgebung von Gibraltar zur Verfügung gestellt, und derselben gleichfalls mehrere schöne geologische Stufen nebst einigen interessanten Notizen über die geologischen Verhältnisse von Gibraltar zum Geschenk gemacht. Die Ankunft der Novara und die Zwecke der Expedition bilden das Tagesgespräch nicht nur der höhern, sondern auch der untern Classen der Bevölkerung.

Wir sind „segelklar", obschon der Wind noch immer stark von Westen bläst, und ein Auslaufen der Fregatte ohne ein Umspringen des Windes nicht leicht möglich ist. Von Madeira, wohin wir wohl in sechs bis acht Tagen kommen werden (720 Meilen), schreibe ich Ihnen wieder.

Neuestes aus der Ferne.

Die Donaumündungen. — Das französisch atlantische Dampfschiffliniennetz. — Der transatlantische Telegraph. — Die Panama-Eisenbahn. — Die Mormonen. — Der Sclavenhandel. — Ethnographisches.



Vielseitige Beachtung finden in unsrer Zeit die Wege und Hülfsmittel des großen Verkehrs und rufen eine solche Menge von Plänen und Arbeiten hervor, daß kaum ein Monat vergeht, in dem sich nicht für diesen Artikel ein dankbarer Stoff anhäufte. Grade jetzt ist die Fülle des Neuen fast zu groß. Dem deutschen Interesse liegt das zunächst, was an der Donaumündung, unserm Thore zu den pontischen Uferländern und zum persischen Markt, geschehen ist. Daß diese Mündung, als sie noch im Besitz der russischen Regierung war, geflissentlich vernachlässigt wurde, um den Getreidehandel von Braila und Galacz nach Odessa abzulenken, und daß der österreichisch-russische Donau-Vertrag vom 10. September 1840 wie alle späteren Verwendungen für die wichtige Flußstraße keine nennenswerthen Folgen hatten, ist bekannt. Der Krieg verschlimmerte die Verhältnisse an der Mündung. Das Donaudelta war wie herrenlos, die Schiffe erhielten keinen Beistand, wohl aber wurden sie oft von dem Gesindel aller Nationen gebrandschatzt und geplündert, das sich an der Sulinamündung in der Zahl von mehreren Tausenden angesammelt hatte. Um der dortigen Anarchie ein Ende zu machen, besorgte die österreichische Regierung bis zu dem Zeitpunkte, wo die Pforte das von Rußland abgetretene Gebiet übernehmen konnte, die Polizei, regelte den Dienst der Lootsen und der Lichterschiffe, bezeichnete das Fahrwasser durch Bojen, sprengte die zahlreichen Schiffwracks und schickte eine starke Baggermaschine, die, nachdem der Grund mit eisernen Schlepprechen und schweren Ketten aufgelockert worden war, die Wassertiefe, die 1855 auf sieben Fuß gesunken

war, bis auf zehn Fuß vermehrte. Der Oberstlieutenant Ghilain und der Oberingenieur Wex haben diese Arbeiten geleitet, und der letztere hat im neuesten Heft von „Förster's Bauzeitung" seine „Untersuchung der Donaumündung" veröffentlicht.

Die Sulinamündung, die gegenwärtig von den Schiffen benutzt wird, ist im hohen Grade ungünstig. Die Sandbarre unmittelbar am Meer, über die hauptsächlich geklagt wird, bis zu der erforderlichen Tiefe auszubaggern, ist weder schwer noch kostspielig, aber damit allein ist es nicht gethan. Jenseits derselben gelangen die Schiffe in den elf Meilen langen Sulina-Arm, der einen sehr gewundenen Lauf mit scharfen Krümmungen, viele seichte Stellen hat



Schiffbruch an der Südküste Frankreichs.

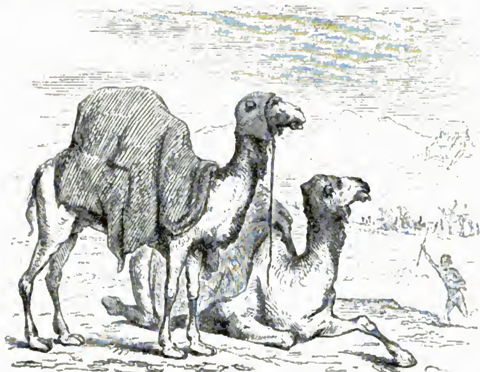
und streckenweise nicht breiter als vierzig Fuß ist. Würde es auch mit schweren Kosten gelingen, einige dieser Uebelstände zu entfernen, so erhielte man doch immer einen sehr gekrümmten und schmalen Canal, dessen ganze Beschaffenheit die Verwendung von Schleppern nicht gestattete, und die wünschenswerthe Entstehung einer Hafenstadt an der Mündung würde durch die höchst ungesunde Luft verhindert werden.

Die österreichischen Techniker haben in einem andern Mündungsarm, dem südlichsten, der unter dem Namen des St. Georgscanals bekannt und der eigentliche Hauptstrom ist, günstigere Verhältnisse gefunden. Dieser Canal wurde von den Schiffern benutzt, bis er vor etwa sechzig Jahren nach einem ungewöhnlichen Hochwasser, mit dem ein Seesturm zusammentraf, versandete. Von seinen drei Mündungsarmen läßt sich der nördlichste durch Anlegung von Dämmen, einem Schöpfwerk und einem Leuchtthurm der Schifffahrt dienstbar machen. Die Vortheile, die er darbietet, sind seine größere Breite (120—200 Klafter) und Tiefe (hinter der Barre durchschnittlich 24—40 Fuß), sein grader und regelmäßiger Lauf gegen Südosten, der den Schiffen die Benutzung der herrschenden Winde gestattet, seine höheren und trockneren Ufer, endlich sein Meeresstrand, der sich zur Errichtung von Handelsanlagen eignet. Die Arbeiten sind zu 8,700,000, die Unterhaltungskosten zu 65,000 Gulden veranschlagt, die jährliche Einnahme würde in etwa 375,000 Gulden (= einer Verzinsung des Anlagecapitals von 7—8½ Procent) bestehen, und die bei dem Donauhandel Betheiligten, denen die Sulinamündung jährlich mindestens drei Millionen kostet, ersparten mehr als zwei und eine halbe Million Gulden.

Nachdem die österreichische Regierung das Privilegium der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft gegen Entschädigung aufgehoben hat, steht das ganze Stromgebiet der Donau, das bisher innerhalb der österreichischen Grenzen dem freien Verkehr halb verschlossen war, der Mitbewerbung von Einzelnen und Gesellschaften offen. Die Freiwerdung der Donau führt eine billige, rasche und ausreichende Spedition und durch sie Belebung und Befruchtung des Handelsverkehrs zwischen dem Osten und Westen herbei. Die bisher privilegirte Gesellschaft braucht, wenn sie auf die Klagen der Geschäftswelt besser als früher hört, die Mitbewerbung nicht zu scheuen. Sie hat ein in siebenundzwanzigjährigem Dienste geschultes Personal, sie hat weit über hundert größtentheils vollendete Personen- und Schleppschiffe, sie hat eine ansehnliche Reihe von Transportfahrzeugen, sie hat in Altofen eine großartig eingerichtete Werfte und mehrere kleinere Werften, sie hat Agenturen und Stationen längs der ganzen Donau von Passau bis Galacz, und Kohlenwerke für den eigenen Bedarf wie für den künftigen Betrieb eines bedeutenderen Handels.

In Frankreich beräth ein Ausschuß, dessen Arbeiten der Kaiser seine volle Aufmerksamkeit zuwendet, über das Project eines großen atlantischen Dampfschiffliniennetzes. Die Billig-

keit spricht dafür, die Linien nach dem Norden, der Mitte und dem Süden Amerikas von drei Handelshäfen ausgehen zu lassen, aber Frankreich ist ein militärisches, ein centralisirtes Reich, und so will man alle drei Linien in einem Kriegshafen vereinigen, entweder in Brest, oder in Cherbourg oder in Lorient. Aus demselben Lande hören wir von einer raschen und darum doppelt bedenklichen Zunahme der Schiffbrüche. Bis zum Jahre 1852 gingen sechs Procent der französischen Fahrzeuge verloren, jetzt sind es sieben Procent. Die Zahl der Fahrzeuge, deren Schicksal unbekannt bleibt, hat seit 1851 um mehr als die Hälfte abgenommen, betrug aber 1856 immer noch hundertundfünfzehn. Am meisten nehmen die Zusammenstöße von Schiffen zu. Man schreibt graphen kündigt man zwei Verlängerungen an, eine von Bombay nach Ceylon und eine australische. Die letztere hat die gesetzgebende Versammlung von Neusüdwales vorbereitet. Ihr Ausschuß hat bei der englischen Regierung den Antrag gestellt, den Draht von Sydney über Port Essington, Singapur, Rangon, Indien und längs der Linie der Euphratbahn zu führen. Von Sydney bis Port Essington auf der australischen Nordküste hat man achtzehnhundert englische Meilen, und die Anlagekosten auf dieser Strecke werden zu 130,000, die Betriebskosten einschließlich der Zinsen des Capitals auf 50,000 Pfund Sterling veranschlagt. Zwischen England und Indien hätte man nur zwei kurze unterseeische Leitungen (Canal und Bosporus) nöthig, desto mehr aber zwischen



Das Kameel als Lastthier.

dies der Vermehrung und der Schnelligkeit der Dampfschiffe zu. Wir können diese Erklärung nicht gelten lassen, denn im vorigen Jahre rannten nur fünfundvierzig Dampfer gegen Segler an, während die Zahl der Fälle, wo Segler gegen Dampfer prallten, das Doppelte (neunzig) betrug, und Zusammenstöße von Seglern unter einander sogar fünfhundertundfünfundvierzig vorkamen.

Während Frankreich über atlantische Verbindungen beräth, haben England und die Vereinigten Staaten die Vorbereitungen der Legung des transatlantischen Drahtes nahezu beendet. Das englische Schiff Agamemnon liegt mit dem Ingenieur Charles Bright, der die Arbeiten leiten soll, bereits vor Liverpool und die amerikanische Fregatte Niagara, die dem amerikanischen Schiff Nicaragua behülflich sein wird, mit dem Professor Morse bei Gravesend. Zu dem projectirten indischen Telegraphen

den Inseln von Australien bis Singapur.

Von den concurrirenden Linien der Panama-Bahn ist es im Augenblick still. Die „Mammuth-Bahn" der Nordamerikaner zum stillen Meer hat die bescheidene Form von Chausseen angenommen. Man will deren drei bis Californien führen; der Congreß hat die nöthigen Mittel bewilligt. Zu den Transporten werden auch die Kameelheerden verwendet werden, die Präsident Pierce im vorigen Jahre aus ihren orientalischen Heimathländern nach Texas kommen ließ, wo sie sich vortrefflich eingewöhnt haben. Für die unermeßlichen Steppen des amerikanischen Westens können und werden diese Thiere sehr nützlich werden.

Der Bau der Straßen nach Californien wird darum mit solchem Eifer betrieben, weil die Anwendung von Waffengewalt gegen die Heiligen des jüngsten Tags am großen Salzsee unvermeidlich geworden ist. Nach den letzten

Nachrichten aus Utah hat der Oberpriester Brigham Young, obgleich er als Statthalter der Union Gehalt bezieht, alle Acten des Unionsgerichtshofs nebst den Gesetzsammlungen der Vereinigten Staaten öffentlich verbrennen lassen und mit dieser symbolischen Handlung die Erklärung verbunden, daß er keinen von der Bundescentralgewalt ernannten Territorialbeamten mehr anerkennen werde. Nach dieser offenen Rebellion hat der Unionsrichter Drummont sein Amt niedergelegt und nach Washington berichtet. Sein Bericht wiederholt eine Beschuldigung, die schon bei der Vertreibung der Mormonen aus Missouri auftauchte und damals ziemlich wahrscheinlich gemacht wurde — die Beschuldigung meinen wir, daß der Oberpriester, ein moderner Alter vom Berge, aus einer erlesenen Schaar einen Geheimbund gebildet habe, dessen Mitglieder, Danites genannt, verpflichtet seien, alle ihm mißliebigen Personen zu ermorden. Letztere verschwinden in der Stille, in der Regel, nachdem sie das Gebiet verlassen haben, und es heißt dann, sie wären unter den Fäusten der Indianer verblutet. Richter Drummond will den Beweis liefern, daß der Hauptmann Gunnison und seine Begleiter, welche von der Regierung mit wissenschaftlichen Untersuchungen im fernen Westen beauftragt worden waren, auf diese Weise ihr Leben verloren hätten. Den Hauptgrund des Bestehens einer solchen Gesellschaft mit unumschränkter Priesterherrschaft, Vielweiberei und einem System autorisirten Mordes findet er in dem Umstande, daß ein großer Theil der Mormonen aus unwissenden und rohen europäischen Bauern besteht, die von den abgesandten Aposteln verlockt worden sind. Der erste Zufluß kam den Mormonen aus England, dessen niedere Classen, bei denen stets eine ziemlich allgemeine Stimmung zum Aberglauben bestanden hat, momentan durch die Theurung sehr gedrückt wurden. Carvalho, der Fremont 1853 auf dessen Reise in die Felsengebirge begleitete, fand unter den Mormonen neun Zehntel eingewanderte Bauern aus England, Irland und Wales. Diese englische Wanderung nach Utah erreichte 1851 ihren Höhepunkt und hat gegenwärtig ziemlich aufgehört. Die jetzigen Zuflüsse kommen fast alle aus den scandinavischen Ländern, wenige aus Deutschland.

Die Eisenbahn über die Landenge von Panama wird binnen Kurzem einen neuen Staat in's Leben rufen. Das Abgeordnetenhaus von Neugranada hat ein Gesetz genehmigt, welches die Regierung ermächtigt, mit den Vereinigten Staaten, England, Frankreich und Sardinien einen Vertrag zu schließen, der die Landenge von Panama unter der Garantie und dem Schutze der contrahirenden Mächte zu einem unabhängigen Staate macht und dem Handel aller Nationen öffnet. Der neue Staat soll einige Inseln in beiden Oceanen begreifen und auf der einen Seite an Costa Rica, auf der anderen an die Linie grenzen, welche die Provinz Choco von dem Gebiet Darien trennt. Seine Einnahmen werden aus der Spedition auf der Eisenbahn fließen. Gegen die von ihm übernommene Verpflichtung, Reisende und Briefe der Nationen, welche Mitcontrahenten des Vertrags sind, nicht zu besteuern, zahlen England und die Vereinigten Staaten ihm je 50,000, Frankreich und Sardinien je 25,000 und die Eisenbahngesellschaft 50,000 Dollars.

Der Weltverkehr, dessen Mittel und Wege uns bisher beschäftigt haben, hat eine tief dunkle Schattenseite. Die Bewegung, die er hervorruft, fordert arbeitende Hände, und diese fehlen seit der englischen Emancipation der Sclaven. Statt der Schwarzen hat man Kuli's genommen — ein Name, der ursprünglich einem tamulischen Stamm gehört, der in den westlichen Ghats bis Bombay und weiter südlich lebt und sich mit Lasttragen und andern schweren Arbeiten beschäftigt. Bei dem Kuli-Transport kommen dieselben und schlimmere Greuel vor, als bei dem ehemaligen Sclavenhandel. Die Kulis sind billiger als die Neger, und man behandelt sie daher rücksichtsloser. Eine Parlamentsacte von 1855, „die Beförderung chinesischer Passagiere betreffend," ist ein leerer Buchstabe geblieben, wie eine eben veröffentliche Untersuchung des Board of Trade bewiesen hat. Man verschafft sich die Kulis auf der chinesischen Küste auf eine Weise, die bald in Seelenverkäuferei, bald in Menschenraub ausartet, schafft sie gebunden an Bord der „Auswandererschiffe", preßt sie in engen Räumen zusammen und sorgt in keiner Weise für ihre leiblichen Bedürfnisse. Der Gewinn der Lieferanten ist ein so enormer, daß noch verdient wird, wenn die Hälfte der Waare unterwegs stirbt. In vielen Fällen (Herzog von Portland, Johann Calvin und andere Schiffe) überschreitet die Sterblichkeit diesen entsetzlichen Procentsatz noch, oder die unfreiwilligen Passagiere empören sich (Gulnare, Carmen u. a. m.), stecken das Schiff in Brand und werden niedergeschossen oder sterben in den Flammen. Dabei dauert der alte Sclavenhandel fort. Vergebens gründet England Niederlassungen an zweiundvierzig Breitengraden, vergebens sendet es Statthalter und Bischöfe in verpestete Sumpfniederungen, vergebens dringen seine Dampfer, deren Unterhaltung jährlich mehrere hunderttausend Pfund kostet, in alle Buchten und Flußmündungen einer 2000 englische Meilen langen Küste, der Sclavenhandel schafft noch immer 50,000 Neger nach Cuba, Portorico und Brasilien, von denen 20,000 unterwegs sterben. Eine der gegen ihn gerichteten Maßregeln nach der andern — die höhere Besteuerung des Sclavenzuckers, das

Durchsuchungsrecht, die Gründung freier Niederlassungen, die Anknüpfung von Handelsverbindungen mit Negerstaaten, das System der Verträge mit Negerfürsten — hat sich als unpraktisch erwiesen. Jetzt will man die Kreuzer von der Westküste, die ihre Mannschaften durch Sonnenstich und Fieber zehntet, wegziehen und sie zur Blockade von Cuba, Portorico und Brasilien verwenden. Abermals ein kostspieliger und, wie ältere Erfahrungen mit Cuba vermuthen lassen, vergeblicher Versuch.

Ließe man die chinesischen Kulis selbst wählen, so würden sie nach den indischen Inseln, nach Australien und nach den pacifischen Gestaden von Amerika gehen. Sie sind dort an manchen Stellen so zahlreich, daß sie politische Befürchtungen erregen. Alle diese Chinesen sind von der Uebervölkerung des innern Chinas an die Küsten und von diesen in's Ausland gedrängt worden. Sind die Zahlen des „Moniteur de la Flotte" richtig, so hat die chinesische Bevölkerung von 1815 — 1852 um 25,000,000 Menschen zugenommen. In dem letztern Jahre bestand sie nach einer Liste, die bei den letzten Kämpfen in Canton im Hause des Statthalters Yeh gefunden worden ist, aus 396,000,000. In einer Anzahl von Provinzialstädten zählte man 500,000 bis 1,000,000 Menschen, in der Provinz Kiang-su allein lebten 39,700,000, in Nan-hai 34,000,000, in Kiang-sii 30,000,000, in Schan-tong 29,000,000, in Pe-tschili 28,000,000, in Hupe 27,000,000 und in Ho-nan 23,500,000 Einwohner.

An ethnographischen Beiträgen und Aufschlüssen ist die jüngste Zeit besonders reich gewesen. Der erste derselben betrifft die Drusen, ein räthselhaftes Volk, das auf den Höhen des Antilibanon und des Libanon, welche das Thal mit den Ruinen von Baalbek einschließen und von verfallenen Thürmen alter Assassinenschlösser gekrönt werden, etwa 100,000 Köpfe stark wohnt. Man wußte von den Drusen, daß sie einen Geheimcultus haben, den sie mit eifersüchtigem Stolze bewachen. Näheres, noch nicht Vollständiges über diese Geheimlehre hat Herr Ameuny, ein Einwohner des syrischen Beirut, in einer der letzten Sitzungen der Londoner ethnographischen Gesellschaft mitgetheilt. Mit einer drusischen Fürstin verwandt und als Knabe halb im Gebirge erzogen, lebte er später fünf Jahre lang mit den amerikanischen Glaubensboten und mit den Drusen selbst in vertraulicher Verbindung und gerieth durch einen glücklichen Zufall in den Besitz von einigen ihrer heiligen Bücher, durch die er mehr erfuhr, als die Achles (Unwissenden), aber leider nicht so viel, wie die Jahels (Weisen) dieses Volkes wissen. Ihre heiligen Schriften, neben denen eine mündliche Ueberlieferung besteht, lassen ihren Glauben als ein seltsames Gemisch der verschiedensten und zum Theil ältesten Religionsvorstellungen erscheinen. Aus Indien haben sie die Menschwerdungen (Avataren) Gottes herüber genommen, deren sie fünf (Noah, Moses, Christus, Mohamed und Hakem, der ihr Religionsstifter ist und vielleicht in das vierte Jahrhundert der mohamedanischen Zeitrechnung gesetzt werden muß) zählen, aus Aegypten die Seelenwanderung, aus Persien die Stufenleiter der guten und bösen Genien, aus dem Judenthum und Christenthum nichts als einige Namen, aus dem Islam die Lehre vom Schicksal und von der Vorherbestimmung.


Gegend am Libanon.

Die ersten drei Bände von Dr Barth's Reisen (Travels and Discoveries in North and Central Africa, being the Journal of an Expedition, undertaken under the auspices of Her Brittanic Majesty's Government in the Ye rs 1849—1855) umfassen die Reisen unsers muthigen Landsmannes in der Sahara, in Bornu, am Tschadsee, in den Gebieten des Binue und Schary, und reichen bis zu Over-

weg's Tod. Der erste Band*) bringt eine Ethnographie der Berber. Sie sind nebst den Tibbo die Urbewohner der Sahara und identisch mit den algierischen Kabylen, deren schließliche Unterwerfung in diesem Augenblicke vier französische Divisionen (Mac Mahon, Renault, Yussuf und Macpiat) unter dem Marschall Randon beschäftigt. In Algier bewohnen die dortigen Berber, deren Name von dem arabischen Worte Kbila oder Gabayl (Stamm) abgeleitet wird, sieben verschiedene Gebirgsgebiete, besonders den Dschurdschura oder Großkabylien, ein Dreieck, dessen Basis die Küstenpunkte Dellis und Dschidschelli bilden und dessen Spitze Setiff ist. Doch fehlen sie auch nicht in den Oasen, und eine der größten, die der Benimzab oder Mozabiten, halten sie sehr stark besetzt. Die Franzosen haben seit 1831 nach und nach mit ihren tapfersten Stämmen gekämpft, lange Zeit ohne zu wissen, daß eine von der arabischen verschiedene Bevölkerung ihren Bajonetten sich entgegenwarf. Schwärmt der Araber umher und plündert, so hat der Kabyle feste Sitze und nährt sich von seiner Arbeit. Im Gebiet der großen Wüste hat er seine Gewohnheiten theilweise geändert. Die Dürftigkeit und der geringe Umfang der Oasen nöthigen ihn ziemlich überall, in Zelten umherzuschweifen und aus dem Stegreif zu leben. Die Tuarik, auch ein Berberstamm, sind die Flibustier der Oase geworden und machen in die Länder der Tibbo und der Neger von Saccatu bis Kanem fortwährende Einfälle, bei denen es auf Erlangung von Sclaven für die Märkte von Tripolis abgesehen ist. Wo die Fruchtbarkeit oder die gebirgige Beschaffenheit des Landes feste Sitze gestattet, wie in der Nähe der tropischen Regenzone und im Hoggargebirge, sind auch die Berber der Sahara ihren alten Gewohnheiten treu geblieben.

Der Ursprung dieses Volkes ist noch ein Räthsel. Einst müssen die Berber mächtig gewesen sein und auf einer gewissen Culturstufe gestanden haben; die uralten Inschriften an den Felsenwänden, den heutigen Tuarik noch verständlich, bezeugen es. Diese Schrift ist nebst den ägyptischen Hieroglyphen die einzige selbständige, die man bei einem afrikanischen Volke bisher gefunden hat.

*) Wir geben in der vierten Abtheilung dieser Monatshefte eine ausführlichere Besprechung dieses ausgezeichneten Werkes.



Bergsee im Hoggargebirge.

Skizzen aus New York.

Der Winter mit seinem Schneemantel hat nun schon seit Wochen die Metropolis verlassen, aber hartnäckig sich nur bis zur Grenze des Staates zurückgezogen. Bei Buffalo thront er noch auf den Trümmern seines Eispalastes und kämpft von da mit kalten Stürmen gegen unsre schon glühende Sonne. Das Polareis und die Tropenhitze machen hier ein Präparat, das man wohl auch Frühling nennt, aber selbst von der kühnsten Dichtung nicht als wonniger Lenz besungen werden könnte und am wenigsten in dieser Häusermasse von New York. Nicht, wie in London, entfalten hier herrliche Parks die ganze Pracht der freien Natur. Die hiesigen Miniaturparks verschwinden fast in ihren beengenden Rahmen von braunen und dunkelrothen Häusermassen; sie sind gleich Gefängnißgärten. Man athmet daselbst nicht freien, frischen Frühlingshauch. Die künftigen Generationen der obern Stadt mögen glücklicher werden, bietet erst der große Centralpark, für den Millionen angewiesen sind, seine Vegetation auf dem Boden und nicht bloß auf dem Papier. An Bäumen fehlt es in den Straßen nicht, aber sie sind unglückliche Landkinder, deren Kraft und Frische in der tödtlichen Stadtluft verkommen; ihre ver-

krüppelten Stämme müssen den Gerüsten der Kaufläden zu Pfeilern dienen und trauernd senken sie ihre matten Häupter nieder. Selten findet man eine Straße, in welcher die Baumlinie ohne Unterbrechung sich hinzieht; fast überall werden Auge und Gefühl verletzt durch den Anblick der zerstreuten, verkommenen Ueberreste dessen, was eine Zierde hätte sein können. Es fehlen jene üppigen Gärtchen, welche in den bessern Stadttheilen Londons so reizend vor den Wohnungen sich hinziehen. Selbst in den eleganten Straßen von New York findet man höchstens zwischen dem Gitter und dem Hause ein handbreites Rasenplätzchen mit etwa einem Tannenkrüppel und einer kraftlos hinaufstrebenden Schlingpflanze. Ein wirklich lebender, blühender Strauch überrascht und erquickt gleich der Oasis in der Wüste. Die liebliche Sitte so mancher Städte Europas, die Fenster mit Blumen zu schmücken, ist hier nicht heimisch. Das strenge Abschließen der Häuslichkeit von dem Straßenleben hat der Amerikaner von seinen Vätern geerbt und beibehalten. Dicht verhängt sind die Fenster und nur selten tritt eine Frauengestalt flüchtig an sie heran. Düster und todt sind daher auch jene Straßen, in denen nicht der Strom der Geschäftigen dahinbraust. Frühlingsleben und Frühlingslust folgen hier nicht auf den langen Tod des Winters. Blumen streut der Lenz verschwenderisch nur in den Putzläden aus. Unsre Frühlingszephyre sind tobende Stürme; nicht Blüthenduft weben sie heran; in ungeheuern Staubwolken wälzen sie den alten Winterkoth dahin. Dieser scheußliche Schleier bedeckt Menschen und Dinge, verhüllt selbst das schöne Blau des Himmels und den kräftigen Glanz der Sonne. In grauem Halbdunkel verliert sich die Perspective des Broadway und gleich den Figuren eines Schattenspiels wogt darin das Straßengewühl. Rasch welkt in dieser Atmosphäre die Toilettenblüthe, welche New Yorks schöne Frauen, — diese wahren Blumen unsers Stadtfrühlings — in so reichem Luxus auf dem fashionablen Spaziergange des Broadway's entfalten.

Bringt aber der Frühling hier nicht jenen Wonnetraum von Natur und Poesie, so erweckt er in der Bevölkerung eine anderswo nicht gekannte Bewegung. Mit dem Eis der Ströme bricht auch die vom Winter gebannte Menschenmasse. Wanderung im Innern, Wanderung nach Außen, hinweg von dem Orte, an den der Winter gefesselt hat, ist das allgemeine Losungswort. New York ist für Tausende aus der Nähe und Ferne ein Mekka, nach dem sie im Monat Mai wallfahrten, — Kinder des Satans für weltlichen Genuß, die Frommen und Priester aller Secten zur jährlichen Abhaltung ihrer Stiftungsversammlungen. Die Stadt wimmelt von Besuchern; die entferntesten Theile der großen Republik haben ihre Repräsentanten gesandt. — Nach Europa! nach Europa! — so heißt es in den Kreisen der Reichen. Auf Wiedersehen in Paris, London, Wien, Rom! — ist der Scheidegruß beim Schluß der Wintergesellschaften. Jeder Steamer führt Hunderte nach der alten Welt und für Wochen schon sind die Plätze der folgenden Boote belegt. Die europäische Civilisation wandert nicht mehr bloß ein; die Amerikaner suchen sie auf, genießen sie und mit der Erinnerung des Genusses und der Sehnsucht nach Wiederholung tragen diese Zugvögel der Menschheit die Samenkörner der jenseitigen Cultur auf den heimischen Boden. Europäische Kunst und Wissenschaft, Anschauungsweise und Sitte werden nach und nach neben der Geldaristokratie eine allgemein humangebildete Classe schaffen, deren Gesinnungen, Principien und Bedürfnisse nicht mehr die ausschließlich amerikanischen sein werden. Für die gesellschaftlichen, religiösen und politischen Zustände der Union sind die amerikanischen Touristen in Europa unbewußte Revolutionäre.

Kann aber nicht jeder Amerikaner goldene Flügel ausbreiten zum Sommerflug nach einem fernen Theile des Landes oder über den Ocean, so treibt es ihn doch unwiderstehlich, wenigstens das Haus zu verlassen, das ihn während eines Jahres beherbergte. Mehr Zugvogel als die Schwalbe, hat er keine Vorliebe für das alte Nest. Als ich eines Tages einem Grundbesitzer, der mir sein schönes, selbstangelegtes Landgut zeigte, bemerkte, er habe da für sich und seine Nachkommen einen herrlichen Familiensitz gegründet, lachte er auf und meinte, er möchte vielleicht im nächsten Jahre schon nicht mehr da wohnen. „Und warum denn?" — frug ich. „O! Ich weiß nicht, aber es kann mir in den Sinn kommen, das Ganze zu verkaufen und wo anders hin zu ziehen," — war die Antwort. — Kein Wunder also, daß der 1. Mai, der Tag des jährlichen Umzugs, jedesmal eine wirkliche Völkerwanderung im Innern von New York herbeiführt. Es ist das ein allgemeines chasser-croiser. Die Straßen bieten den Anblick einer vom Feinde genommenen Stadt dar, wo auf Wagen und selbst schwer beladen die Familien mit Hab und Gut flüchten.

„Drei Umzüge sind so viel, als ein Brand," — sagte mahnend schon der alte weise Franklin seinen Landsleuten; sie führen diesen Lehrspruch oft genug an, aber um ihn nicht zu befolgen. Diese innere Völkerwanderung war hier diesmal bedeutender, als je, denn zu der angebornen Migrationslust kam noch die Nothwendigkeit. Der stets vordringende Handel treibt zahlreiche Familien von den alten Wohnsitzen nach dem obern Theile der Stadt oder über den Fluß nach Williamsburg, Hoboken ꝛc. New York befindet sich in einer gewaltigen Metamorphose. Die Abwesenheit von einem Jahre macht den Rückkehrenden fremd in der früher bewohnten Straße. Statt der monotonen rothen Backsteinhäuser findet er in Marmor oder Gußeisen colossale Paläste, strotzend von den Industrieproducten aller Länder. Die Physiognomie des Geschäftstheiles der Stadt wird stets imposanter und dem Auge erfreulicher, wenn auch Kunstsinn und strenge Kritik selten nur den architektonischen Werken Beifall geben können. Die amerikanischen Baukünstler sind im Allgemeinen entschiedene Eklektiker. Sie erkennen die Schönheit nicht in der Einheit des Gedankens und glauben sie bruchstückweise hier und dort aufzugreifen und mosaikartig wieder zusammensetzen zu können. — „Unterwerfung unter hergebrachte Regeln, das mag Eure Sitte sein in dem alten Europa; in unserm freien Lande lassen wir uns nicht so binden," — antwortete ein amerikanischer Baukünstler einem wissenschaftlich gebildeten, englischen Architekten, der ihm die Bemerkung machte, daß hier ein sonderbares Gemisch von Baustylen und die offenbarste Verletzung der Kunstprincipien stattfinde. Ein hervorragendes Talent entwickeln aber die amerikanischen Architekten in der

Benutzung des Raumes und der Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung der Gebäude. Die Waarenlager und Paläste der Reichen, sowie die einfachsten Wohnhäuser sind in dieser Beziehung wahre Modelle.

Die Baucampagne beginnt in diesem Frühjahre mit größerer Energie als je. Vor mir liegt eine lange Liste von Marmorpalästen, welche der Handel bis zum Ende des Jahres errichten wird. Die einfachsten davon werden an zwanzigtausend Dollars kosten, die größeren und glänzenderen von 50,000 bis 150,000. Das bekannte Marmormagazin von Stewart am Broadway wird vergrößert und verschönert werden. Die Kosten sind auf 200,000 Dollars berechnet. Dieser Invasion von Handelspalästen muß manches Gebäude historischer Erinnerung geopfert werden. So fällt jetzt auf Gebot eines Schneidermeisters das Broadwayhouse, das ehemalige Hauptquartier der verstorbenen Whigpartei. Rostra cedunt togae.

Welchen Miethwerth die Gebäude in den Geschäftsstraßen haben und unter welcher Last daher der Handelsmann nach Gewinn zu streben hat, mögen einige Beispiele zeigen. Der zehnjährige Miethtermin des bekannten Hotel Delmonico wurde dieser Tage mit einer Prämie von 90,000 Dollars abgetreten; der zwanzigjährige eines Magazines im Broadway mit einer Prämie von 100,000 Dollars; 85,000 Dollars wurden kürzlich einem Manne geboten, wenn er den eben geschlossenen Miethcontract von zehn Jahren abtreten wolle. Natürlicher Weise steigt zugleich die Miethe der Privatwohnungen, welche schon jetzt bedeutend höher ist, als selbst in London. Während aber der Unternehmungsgeist der Individuen die Stadt vergrößert und verschönert, läßt die Verwaltungsbehörde den Krebsschaden des Elends, des Schmutzes, der vollständigen Verfäulniß sorglos tiefer und unheilbarer sich einfressen und verbreiten in jenen Theilen, wo die Armuth ihre Wohnsitze hat. Schauder und Besorgniß erregend ist der Anblick dieser Stadtviertel, wahrer Cloaken der stolzen Metropolis. Auf den Straßen und in den Häusern häuft sich unbeachtet der Dünger für Epidemien und über ihnen hängt die tödtliche Wolke des Miasmas.

Aber ich sprach irrthümlich von einer Verwaltungsbehörde; wir haben jetzt zwei feindliche Gewalten, die sich in zahlreichen Sitzungen, öffentlichen Meetings, in der Presse, vor den Gerichten wacker um die Regierung der Metropolis streiten. Diese vollständige Anarchie macht jedoch die Bevölkerung weder unbehaglich noch besorgt über die Folgen. Die Politiker der niederen Grade benützen diesen Kampf, um sich hörbar und geltend zu machen; es herrscht viel Wortlärm, aber wenig Theilnahme an wirklichen Interessen der Stadt. Die große Mehrheit der Einwohner geht ruhig ihren Geschäften und Vergnügungen nach und erwartet mit Gleichgültigkeit den Ausgang des Streites. Mit nicht mehr als den gewöhnlichen Interessen an einer Neuigkeit erfuhren dieser Tage die New Yorker, daß ein Haufe von Meuterern die Gebäude niedergebrannt hatte, welche für die neue Quarantäne ausersehen waren. Die Geschwornen, vor welchen die Untersuchung zur Ermittlung der Schuldigen geführt wurde, fanden und wollten dieselben nicht finden. Die Bevölkerung der Umgegend spricht offen den Entschluß aus, um jeden Preis die Errichtung der Quarantäne auf dem gewählten Platze zu verhindern. Die neue Polizeicommission beorderte Mannschaft zum Schutze der Einrichtung; die alten Behörden verweigerten den Gehorsam und thun ihrer Seits Nichts. Die Junihitze naht heran und als Gefolge erwartet man das gelbe Fieber. Ein zweiter Besuch dieses gefährlichen Südländers kann für New York furchtbare Folgen haben. Das weiß Jeder, und doch kümmert sich Niemand darum, ob unter der gegenwärtigen Anarchie die nöthigen Sanitätsmaßregeln getroffen werden können. Apathie heute — Panik Morgen! — Zahlreiche Mordthaten werden verübt, ohne daß eine Spur der Thäter gefunden wird. Mehrere junge Mädchen sind die Opfer solcher Gräuelthaten geworden, deren ganze Scheußlichkeit man errathen wird. Bei Newburgham Hudson wurde vor Kurzem der Leichnam eines Mädchens gefunden. Eine Frau schwört, an verschiedenen Kennzeichen denselben als den Körper ihrer Schwester constatiren zu können. Ein Mann wird des Mordes verdächtig verhaftet. Da erscheint die Ermordetgeglaubte. Ein unergründliches Geheimniß umhüllt bis jetzt diesen Vorfall. Die Aufregung der Bevölkerung ist bereits verschwunden; die Gräuelthat wird eine Stadttradition, aber die Entdeckung oder wenigstens das ernste Nachforschen einer wohlgeordneten Polizei ist nicht zu erwarten. Privatpersonen und Zeitungen — diese wohl mehr als Puff — bieten jetzt bedeutende Summen für die Entdeckung dieser und anderer Mordthaten an. Besser wäre es, Alle drängten auf die Organisation einer guten Verwaltungsbehörde — und betheiligten sich an der Sorge für das öffentliche Wohl. —

Der Burdellmord wird gleichfalls ein schauerliches Geheimniß bleiben. Mrs. Cunningham ist freigesprochen und Eckel wird ebenfalls für unschuldig erklärt werden müssen. Gesetzliche Beweise wurden von der Anklage nicht geliefert. Nimmt man den vorsitzenden Richter aus, so kann das gerichtliche Verfahren in dieser Sache nur als ein Schandfleck in die Annalen des amerikanischen Justizverfahrens eingetragen werden. Für einen großen Theil der Presse gilt dasselbe, denn viele ihrer Organe beuteten dieses grauenvolle Ereigniß nur im Interesse ihrer Cassen aus. —

Wir haben gegenwärtig eine Ausstellung von Gemälden hiesiger Künstler; diesen angenehmeren Gegenstand, sowie den der deutschen Musik in New York muß ich aber für die nächste Mittheilung vorbehalten.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

(Illustrationen aus dem xylographischen Atelier von Allgaier und Siegle in Stuttgart.)

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 11. August 1857.



Erste Abtheilung.

Asperula odorata.

Novelle von

D. v. Paschkowsky.



Bei der von der Verlagshandlung im April d. J. ausgeschriebenen Concurrenz für die beste kleine Novelle, mit dem Preise von 50 Ducaten gekrönt.

An einem schönen Frühlingstage schritt ein Wanderer rasch und fröhlich durch den Wald. Es war schon ziemlich gegen Abend; durch die dicken, mit hellem Grün bekleideten Zweige der uralten Bäume glitzerten zerstreut und einzeln lichte Sonnenstrahlen, ein Buchfink zwitscherte in dem Wipfel der Eiche. Der junge Mann mußte hier bekannt sein; der kleine Fußpfad schlängelte sich so seltsam zwischen dem niedrigen Gestrüppe dahin, welches den Boden bedeckte, zwischen Christdorn und jungem Baumwuchs verschwand er oft eine Strecke, Moos und Heidelbeeren verdeckten ihn dem Blick des Wanderers; — aber unbekümmert schritt dieser vorwärts, rasch, mit dem leichten Schritt der Jugend. — Es war ein frischer, kerngesunder Bursch, so recht eine von Jugend und Kraft strotzende Mannesgestalt, die da durch den Wald schritt, ein Strohhut mit weißem Rand beschattete die kühne, ernste Stirn, die von dem stark gebräunten Gesicht angenehm abstach, zwei kecke braune Augen schauten darunter hervor, man sah, wie sie so recht sorglos in die Welt hineinblickten; fast stolz hätte man dieses Gesicht nennen können, wäre nicht da der frische, rothe Mund gewesen, den ein Lächeln umspielte von herzgewinnender Freundlichkeit und Güte. Er trug einen Anzug von heller Staubfarbe, wie die Touristen zu lieben pflegen, einen mächtigen Knotenstock in der Hand, einen kleinen Ranzen auf dem Rücken. — Zwischen den Zähnen summte er die Melodie eines Gassenhauers, die Worte desselben, kaum hörbar, verloren sich in dem dichten, schwarzen Bart, der Wangen und Kinn bedeckte. Von Zeit zu Zeit unterbrach er seinen Gesang und stieß einen lauten Ton aus, so recht aus vollster Brust, als wolle er seiner Freude Luft machen, so jauchzend schallte derselbe in den Wald hinein und rief nicht selten ein liebliches

Echo wach. Dann klatschte der junge Mann in die Hände und lachte laut auf. —

Jetzt bog er um eine Ecke, eine weite Lichtung zeigte sich seinen Blicken, der kleine, schmale Fußpfad endigte hier in einen breiten, mit gelbem Kies bestreuten Weg, der sich zu einem weiten, freien Platz hinzog, von einem hohen Gitter eingefaßt. Etwas seitwärts sah man durch das Gitter hindurch die weißen Wände und das mit Stroh gedeckte Dach eines niedrigen Hauses; — bläulicher Rauch stieg aus dem Schornstein hervor, kerzengrade in der klaren, ruhigen Luft. — Der würzige Duft des Pfefferstrauchs und anderer Blumen des Frühlings wehte dem Nahenden aus dem Garten entgegen, der das Haus umgab. — Jetzt blieb der junge Mann stehen, seine Augen ruhten lange auf diesem Fleckchen Erde und eine seltsame Empfindung mußte sein Herz erfüllen, denn das heitere Lächeln verschwand plötzlich von Aug' und Mund und ein tiefer Ernst lagerte auf dem fröhlichen Antlitz. War es Andacht? war es Trauer? — Er nahm den leichten Hut ab, faltete die Hände und ein heller Tropfen fiel aus seinen männlichen Augen auf dieselben herab. Damit war aber auch dem Gefühl der Rührung der Zoll gebracht, er strich das dunkle Haar aus der Stirn, setzte den Hut wieder auf und öffnete mit einer raschen Handbewegung das weiße Pförtchen. — Er stand im Garten. — Eine schlanke Frauengestalt trat ihm aus einem Seitengange entgegen, ein zartes Wesen, so schlank, so zart, fast noch ein Kind. Erschreckt vom Erscheinen eines fremden Mannes, dessen erster Anblick allerdings etwas Abenteuerliches hatte, wich sie einen Schritt zurück; fast wäre sie umgekehrt und in's Haus gelaufen, so angst wurde sie. Das erste Wort des Fremden hielt sie aber zurück. „Käthe!" rief er und lief mehr auf sie zu, als er ging; „Meine herzige Käthe!" — „Robert!" sagte sie und reichte ihm ihre beiden Hände hin, „das ist eine Freude!" Er faßte diese beiden Hände recht fest in die seinigen und hielt sie lange gefangen. „Das hättest Du nicht gedacht!" sagte er, ihr hübsches, frisches Gesicht mit Freudenblicken küssend, „das hast Du nicht erwartet, nicht wahr, Käthe?" — Und Käthe lachte wie ein Kind und hüpfte zwischen den Blumen umher. Dabei ging ihre Schürze los, die sie unten zusammengenommen und an's Kleid befestigt hatte und eine Menge kleiner, grüner Kräuter, die lieblichen Asperula's fielen auf die Erde, ebenfalls ein angefangener Kranz davon. Der junge Mann bückte sich und hob denselben auf. „Waldmeisterin!" sagte er, sie lächelnd ansehend; „für wen bindest Du diesen Kranz?" — „Wie Du neugierig bist!" lachte Käthe, bemüht, ihm den Kranz zu entreißen. Der Fremde hielt ihn hoch in die Höhe, so daß die kleine, zierliche Gestalt ihn nicht erreichen konnte. „Erst antwortest Du," sagte er, „sonst behalt' ich ihn!" „Ich will ihn aber doch haben!" rief sie, „sonst ruf ich den Onkel! Kurt!" verbesserte sie sich schnell und ein helles Roth glitt über ihr Antlitz. — „Was macht der Onkel?" fragte der junge Mann lebhaft; — er hatte das letzte Wort nicht gehört, oder nicht beachtet. „Was macht der Onkel?" sprach Käthe ihm nach, daß Robert sie befremdet ansah. „Der Onkel! der Onkel!" wiederholte sie immer wieder und haschte abermals nach dem Kranz. „Was hast Du, Käthe?" fragte Robert, „worüber lachst Du denn so wie toll? Ist der Onkel nicht zu Hause?" — „Ich habe keinen Onkel mehr!" brachte sie mühsam heraus, das Lachen erstickte fast ihre Stimme. „Mach' mir nicht bange, Mädchen," sagte er, sie aufmerksam betrachtend und ließ den hocherhobenen Arm mit dem Kranz sinken, „wo ist mein guter Kurt?" Im Nu hatte Käthe den Kranz. „Schau, ich hab' ihn! ich hab' ihn!" jauchzte sie und sprang im Garten umher, wie ein ausgelassenes Kind. „Ich hab' ihn und hab' Dir doch nicht gesagt, was Du wissen wolltest. Aber Kurt ist zu Hause," sagte sie jetzt, das tolle Lachen unterbrechend, Thränen glänzten auf ihren, von der Aufregung gerötheten Wangen. Sie wischte die krystallhellen Tropfen ab. „Ich habe keinen Onkel mehr, aber Kurt ist zu Hause und wird sich sehr, o sehr freuen, daß Du da bist, Robert!" Damit reichte sie ihm die Hand hin und führte ihn dem Hause zu. „Wie verstehe ich Dich, Käthe?" fragte der junge Mann. „Das sage ich Dir nicht, frage ihn selbst! Da kommt er!" —

Unter die niedrige Hausthür trat in diesem Augenblick die hohe, stattliche Gestalt des

Försters Kurt, dem das zierliche Häuschen und der saubere Garten gehörten; er hatte durch's offene Fenster das silberhelle Lachen und die Stimme Käthe's vernommen und wunderte sich schier über den wildfremden Touristen, der so mir nichts, dir nichts in den Garten gekommen war, wie hineingeschneit. Er stellte die dampfende Pfeife in die Ecke, zog den grünen Waidmannsrock an, setzte das schwarze Sammtkäppchen auf die schon ziemlich kahlen Schläfen und trat mit strenger Miene und strengem Blick hinaus, um zu sehen, wer der freche Eindringling sei. Aber da kam dieser selbst in Begleitung Käthe's daher, grade auf's Haus zugeschritten, und jetzt erkannte er den Fremden. Ein freundliches Lächeln vertrieb die strengen Wolken von Stirn und Mund, er riß das Sammtkäppchen ab, schwang es hoch in die Luft und lief dem Kommenden entgegen. „Gott grüß' Dich, mein Junge!" rief er und zog ihn ohne weitere Umstände in seine Arme. „Da bring' ich Dir doch etwas Gutes, gelt Kurt?" sagte Käthchen, und dieser antwortete seelenvergnügt: „Das Beste, mein Käthchen, immer nur das Beste! Wie könntest Du mir auch etwas Anderes bringen, als Gutes?" — Und seinen erstaunten Gast aus der herzlichen Umarmung loslassend, sagte er mit freudestrahlendem Gesicht: „Nun, was sagst Du dazu, mein Junge?" — „Wozu, Onkel Kurt?" fragte dieser und sah wechselweis den freundlichen Hausherrn und seine junge Freundin an. „Weißt Du's noch nicht, Robert?" fragte Kurt, „da hat der Schelm da mir einen saubern Possen gespielt," und dabei drohte er Käthen mit dem Finger. Diese aber lachte und sprang in's Haus. „Nun, so muß ich's Dir sagen, daß die Käthe mein Weib geworden ist und ich sag's Dir auch nachher, wie es gekommen; — jetzt aber komm mit hinein in's Haus, leg Deinen Ranzen ab und ruh' Dich aus von der Wanderschaft, Du armer Wanderer! — Wirst wohl hübsch müde sein und auch hungrig und durstig dazu!" Dem erstaunten Robert erstarb das Wort im Munde. „Nicht möglich, Onkel Kurt!" platzte er heraus. „Doch, doch, mein Junge," schmunzelte der Alte, „die Käthe ist seit einem Jahr mein Weib und ein liebes, herziges Weibchen dazu. Es war zwar eine traurige Zeit, in der sie es geworden, aber unser Herr Gott weiß immer, warum er's Kreuz schickt. Am Ende wird doch Alles gut!" — Damit traten die Beiden in's Haus, Käthe kam ihnen hier entgegen. Sie lachte, war aber noch ganz roth, als sie sagte: „Hatt' ich nicht Recht, als ich sagte, ich hätte keinen Onkel mehr?" — Robert antwortete nicht auf diesen Scherz, er wußte nicht, was er ihr in diesem Augenblick hätte antworten sollen. Er hätte auch nicht gekonnt, selbst wenn er's gewußt hätte, die Ueberraschung lähmte seine Zunge. Aber es währte zum Glück nicht lange, Käthe nahm ihm sorgsam die leichte Last von der Schulter und Kurt führte ihn in's Wohnzimmer, wo der junge Wanderer im weichen Lehnstuhl, die dampfende Pfeife im Munde, sich schnell von den Strapazen der weiten Fußtour erholte. —

Die junge Hausfrau waltete geschäftig in Küche und Keller, um den lieben Gast mit Speise und Trank zu erquicken; die Männer waren allein. —

„Und jetzt, mein Junge," hub der alte Förster an, „laß Dir erzählen, wie's gekommen, daß die Käthe mein Weib geworden ist. Dich hat's befremdet, das sah ich Dir an, als ich's Dir sagte, Dein Auge ist noch das alte geblieben, der Spiegel Deiner Gedanken und Gefühle, das hat mich gefreut, wahrlich, das hat mich herzlich gefreut, denn ist Dein Auge noch das alte, offen geblieben, so ist's auch Dein Herz. — Aber ich wollte Dir ja erzählen. Werd' nur nicht ungeduldig, denn ich bin etwas langstielig und wenn ich von der Käthe spreche, dann erst recht. Also höre: Du weißt ja, mein Junge, daß mein Vorweser hier, der frühere Förster bei der Jagd auf eine elende Weise verunglückte, sein Gewehr ging zu früh los und traf ihn tödtlich. Es war ein hartes Sterben für den jungen, gesunden Mann, er wollte auch nicht d'ran, durchaus nicht. Aber endlich fühlte er doch, daß der Tod kam und wie er das fühlte, fiel sein Blick auf sein einziges Kind, das er arm und hülflos in der Welt zurückließ. Sein Weib war todt, er selbst fremd, das arme Würmchen jammerte ihn. Er stöhnte und schrie und wehrte sich gegen den Tod; er glaubte, den Mächtigen bezwingen zu können um seines verlassenen Kindes willen. So lag er einige

Wochen, ich glaube, die Angst hielt den fliehenden Lebensodem übernatürlich lange auf. Da traf ich ein als der designirte Nachfolger. Ich hatte den Aermsten früher gekannt, ich ließ mich zu seinem Schmerzenslager führen. Er sprach nur noch wenig, aber aus dem Wenigen verstand ich doch, was ihn quälte. Ich sah das unschuldige Geschöpf, das seit der Geburt keine Mutter mehr gehabt und den Vater jede Minute verlieren konnte. Es sah mich mit lieben, freundlichen Augen an und streckte die Aermchen nach mir aus. Ich nahm es auf meinen Arm und trug es vor's Bett des Vaters. ‚Dies ist jetzt mein Kind', sagte ich, ‚stirb in Frieden!' — Der Kranke vermochte kaum mir zu danken, aber ein freundliches Lächeln spielte um seine zuckenden Lippen. Noch in derselben Nacht war das Kind eine Waise geworden, aber der Vater fehlte ihr doch nicht. Ich habe das Versprechen gehalten, das ich dem Sterbenden gegeben und sie ließ es mich nie bereuen, es gegeben zu haben. — So gingen die Jahre hin; in der Erziehung des Kindes und in der Liebe zu demselben vergaß ich ganz, daß ich allein in der Welt geblieben, daß Käthe mir eigentlich fremd, daß ein liebendes Weib und eigne, blühende Kinder mich nicht umgaben, daß ich älter wurde von Jahr zu Jahr. Die besten Tage waren die, wenn Du zu uns herüberkamst aus der Stadt. Wenn ich Euch Beide so fröhlich spielen, in Busch und Wald umherjagen, Blumen pflücken, Kräuter sammeln sah, wenn das laute, helle Lachen Eurer Kinderstimmen aus der Ferne an mein Ohr schlug und Käthe dann athemlos, keuchend, mit glühenden Wangen zu mir gelaufen kam, ihren ‚herzigen Onkel' zu holen, daß er Theil nehmen sollte an ihrer Freude, — dann dankte ich Gott im Stillen für das liebliche Kind, das er mir geschenkt — und willst Du wissen, mein Junge, was ich manchmal noch mehr dachte, — nun, werd' nur nicht roth, damit ist's ja vorbei — dann dacht' ich mir, das würde einst ein recht hübsches Paar werden, Du und Sie!"

Der alte Förster hielt inne, klopfte seine Pfeife aus und stellte sie zur Seite; Robert hatte seine schon lange fortgestellt. Er hatte sich während der Erzählung des guten Onkels, dem er mit herzlicher Liebe anhing, bequem zurückgelehnt in den weichgepolsterten Lehnstuhl, die Arme ineinandergeschlagen und die Augen halb geschlossen, wie im Traume. Es war ihm Alles so bekannt, was der Onkel erzählte, er war freilich etwas langstielig, wie er selbst sagte, aber der junge Mann hörte ihm doch gern zu. War's doch seine eigne, jugendliche Vergangenheit, die er ihm vor die Seele führte, seine frohen Kinderjahre, seine glückliche Knabenzeit. Zu Hause, bei dem strengen, wortkargen Vater, der nach dem frühen Tode seiner Gattin fast menschenscheu geworden war, behagte es dem lebhaften Knaben nicht, zum Onkel Kurt wanderte er oft und viel; jeden Sonnabend Nachmittag, wenn die Schule aus war, ließ er sich kaum Zeit zum Essen, dann ging's hinaus in den großen, schönen Wald, den bekannten, wildverwachsenen Fußpfad entlang, den wir zu Anfang unsrer Erzählung den jungen Mann so fröhlich, so sicher dahinschreiten sahen. Er führte unfehlbar zu dem guten Onkel Kurt in's kleine, stille Forsthaus. Käthe wußte schon ganz genau die Stunde, wenn der Knabe kam, fast konnte sie die Minuten berechnen. Sie lief ihm stets entgegen, die Sonne mochte noch so heiß brennen, der Schnee noch so tief liegen. Dann brachte sie ihn im Triumph zum Onkel, der sich der herzlichen Freude der Kinder mitfreute. Bis zum Sonntag Abend blieb Robert dort, dann brachte Käthe ihn wieder eine ganze Strecke fort und der Knabe hatte es dann lange nicht so eilig, wie den Tag vorher. Die Ferienzeit verlebte er stets dort. —

So waren die Kinder allmälig erwachsen, der Vater bestand darauf, daß Robert sich einem Stande widmen solle, welchem, überließ er seiner Wahl. Robert hatte von früh große Anlagen zur Malerei gehabt, das Einzige, was er mit Lust und Liebe betrieb. Da der Vater vermögend war und etwas an seinen Sohn wenden konnte, so ließ er ihn gewähren, als er sich entschieden für diese Kunst bestimmte. „Werde nur etwas Tüchtiges!" hatte der Vater gesagt, „was, ist mir gleich."

Gleich nach der Confirmation mußte Robert fort, eine Akademie zu besuchen. Der Abschied vom Försterhause kostete viele Thränen, aber Kinderthränen versiegen schnell. „Wenn ich

erst etwas Tüchtiges leisten kann, komme ich hierher", hatte Robert beim Abschied gesagt, „ich kann hier ebenso gut malen, wie anderswo." Das glaubte Käthe und hoffte fest darauf. — Aber so schnell ging's nicht, Jahre schwanden, Robert's Vater starb. In München, wo der junge Mann studirte, traf ihn die Nachricht der schweren Erkrankung seines Vaters. In rastloser Eile reiste er heim, noch ein Wort, noch einen Blick des Sterbenden zu erhaschen; aber er kam zu spät. — Nur kurze Zeit blieb Robert in seiner Vaterstadt, welche fortan nur die Gräber seiner Eltern für ihn hatte, seine eigentliche Heimath war ja stets der Wald und das Haus seines Onkels gewesen. Hier, in der traulichen Försterwohnung, in der bisher nur die Freude gewohnt, flossen diesmal die Thränen des Verwaisten; — aber an der Brust theilnehmender Liebe sind sie nicht bitter. Ueberdem schlägt in dem Herzen eines jungen, lebensstarken Menschen die Trauer keine feste Wurzeln, das Leben tritt mit seinen Forderungen an ihn heran und vor denselben verstummen die wehmüthigen Erinnerungen. — Robert blieb nur wenige Wochen dort, sein Ziel, das er sich gesteckt, war noch ferne, dies galt es zu erreichen. „Halt' mich nicht auf," sagte er zu der weinenden Käthe, „ich muß fort!" — Der folgende Tag fand ihn auf dem Wege nach München.

Nach Verlauf eines Jahrs traf ein Brief im Forsthause ein; — „ich gehe nach Rom," schrieb er darin, „beneide mich, Käthe! — Die kühnsten Träume meines Herzens sollen sich erfüllen, ich werde den geheiligten Boden mit Andacht betreten, die Wiege meiner Kunst, Italien! — Schreibt mir nicht, Eure Briefe würden mich doch nicht finden, denn ich kann Euch die Stätten nicht nennen, wo ich rasten, wo ich vorüberfliegen werde." — Aber er selbst schrieb oft, immer entzückt, immer begeistert. So verstrich Jahr auf Jahr; der Jüngling war von Stadt zu Stadt, von Land zu Land gepilgert, überall sammelnd für den reichen Schatz seiner Kunst. Da endlich überkam ihn doch Sehnsucht nach der Heimath, nach den Lieben, die er daheimgelassen, von denen er in Jahr und Tag keine Nachricht gehabt. — Es war im hohen Norden, auf Schottlands Hochgebirgen, deren majestätische Schönheit und wildromantische Einsamkeit ihn lange gefesselt hatten, wo ihn Heimweh überfiel, plötzlich, unabweisbar. In rastloser Eile kehrte er heim; je näher er der trauten, so lange nicht gesehenen Heimath kam, je froher, hoffnungsreicher schlug ihm das Herz. Er empfand erst jetzt, wo er ihr mit jedem Schritt näher kam, wie lange er in der Fremde gewesen, ohne Liebe, ohne Theilnahme. Die theuersten Erinnerungen seines Lebens, die Bilder seiner Kindheit, seiner Jugend standen plötzlich aus der langen Vergessenheit auf, worin Zeit und Entfernung sie versenkt und seine Phantasie schmückte die Neuerstandenen mit den zauberhaftesten Farben und Strahlen. — So haben wir den jungen Mann im Anfang unsrer Erzählung gesehen, wie er frisch und froh trotz der langen Wanderung durch den dichten, uralten Wald schritt; — er hätte jeden Baum umarmen, jeden Grashalm, jedes Moos küssen mögen, welches sich an seine Füße schmiegte, er konnte seinen Jubel nicht in sich verschließen, er mußte ihn ausjauchzen in heller Freudigkeit. — So stand er endlich auf dem freien, grünen Platz, wo das stille Forsthaus, umgeben von dem niedlichen, wohlgepflegten Gärtchen stand, er trat in's weiße Pförtchen, dessen knarrender Ton beim Oeffnen ihm noch so wohlbekannt war, als wär' es erst gestern gewesen, wo er zum letzten Male hinausgetreten war in den Wald, um zur Stadt zurückzugehen, er hätte sich beinahe verwundert umgesehen, warum Käthe ihm denn heute nicht entgegengekommen wäre — aber da kam sie ihm schon im Garten entgegen, größer freilich und hübscher, aber sonst so unverändert, daß es dem jungen Mann war, als wär' er wirklich nicht fortgewesen, als habe er einen langen, langen Traum geträumt, von fernen Ländern, prächtigen Städten, himmelhohen Bergen; — sie hatte sogar wieder einen Kranz von Asperula angefangen und die hübschen, saftig grünen Kräuter noch in der Schürze, ihn zu vollenden. — Sie hatte sich so herzlich, so unverkennbar gefreut, ihn wiederzusehen, sie hatten sich wieder geneckt, wie sie stets als Kinder gethan — dann war der Onkel gekommen, der gute Onkel Kurt; er hatte seine Liebsten wiedergefunden, wie er sie verlassen, fröhlich und gesund und ihm

ergeben in unwandelbarer Liebe. — Er hatte sich also nicht zu viel gefreut auf dies Wiedersehen nach jahrelanger Trennung. — Aber Käthe, seine liebliche Gespielin, dies Kind, das ihm so sehr an's Herz gewachsen war, daß er am meisten und am liebsten ihrer gedacht, — bei deren Erinnerung ihm stets so wohl, so heimathlich geworden, wenn er sich einsam gefühlt in der Fremde, seine junge, lebensfrische Käthe hatte er als die Frau des alternden Onkels wiedergefunden!

Wie sie es geworden, sollte er jetzt von diesem hören, doch das war ihm ja ganz gleich, — daß sie es geworden, hatte ihn sehr, sehr befremdet, er hätte es nicht geglaubt, hätte er nicht den schweren, goldenen Ring an Käthe's Finger gesehen. „Arme Käthe!" seufzte er unwillkürlich im tiefsten Grund seiner Seele.

In diesem Moment trat Käthe ein, sie holte einen gewichtigen Schlüssel, der an der Wand hing und zum Fremdenzimmer gehörte. — Robert sah sie an, ein Lächeln ruhte auf ihrer spiegelglatten Stirn, so kindlich froh, so heiter, daß er ihr sogleich diesen Zweifel an ihrem Glück abbat. „Sie ist ja glücklich," sagte er, der schlanken Gestalt nachschauend, die geschäftig das Zimmer verließ, „was seufze ich denn?" — Aber dennoch blieb etwas wie ein leiser Seufzer in seinem Herzen zurück. —

Der Onkel räusperte sich, um in seiner Erzählung fortzufahren, er hätte schon eher wieder angefangen, wenn nicht Käthe hereingekommen wäre. Es hatte auch nur weniger Minuten bedurft, um die Bilder der Vergangenheit und des Jetzt vor des Jünglings Seelenaugen vorüberziehen zu lassen; aber es that ihm fast leid, als der Onkel die Stimme erhob, um zu sprechen. Er hätte ihn gern gebeten, nicht weiter zu sprechen, es lag ihm ja gar nichts daran, die Geschichte zu hören, deren Schluß die Verbindung zweier so verschiedener Wesen war, die er Beide gleich liebte. Wie zur Abwehr erhob er die Hand. Der Onkel verstand diese unwillkürliche Bewegung falsch; er meinte, sie gälte den letzten Worten, die er gesprochen. Mit gutmüthig schlauem Lächeln sagte er: „Sei ruhig, mein Junge, dies Project hab' ich ja nur so obenhin gemacht, wenn ich nichts Anderes zu denken hatte. Du hast mir grade kein Leid damit gethan, daß es nur ein Project geblieben ist. Dir steht noch die ganze Welt offen, ein hübscher Bursch und Künstler dazu. Wenn Du erst einmal so weit bist, wird es mich freuen, gewiß recht herzlich freuen und die Käthe auch. Aber wart' nur nicht so lange damit, wie Dein Onkel, nicht Jedem ist solch ein Glück aufbewahrt, wie mir! Ja, ja, ehe man es nicht selbst erfährt, weiß man gar nicht, wie wohl Einem wird, wenn man ein Wesen besitzt, das Einem mit Leib und Seele gehört, und solch ein liebes Geschöpf dazu! — Aber recht, recht schwer ist es mir geworden, ehe es soweit gekommen ist!" — „Wie kam's denn, lieber Onkel?" fragte Robert, um doch etwas zu sagen, er fürchtete, sein langes Schweigen möchte dem Onkel auffallen. „Ja, siehst Du, mein Junge," antwortete dieser, „wie das Kind so heranwuchs und von Tag zu Tag lieblicher wurde und in unsrer Einsamkeit immer mehr aufblühte, grade wie eine Waldblume, die im dichtesten Schatten am schönsten duftet, da wurde mir manchmal recht eigen zu Muth, wenn sie mich nach Kindesart liebkos'te und immer und immer wiederholte, daß sie Niemand so lieb habe, wie mich, aber ich wollte es selbst nicht wissen, wie mir wurde. Ich konnt's nicht haben, daß sie mir so sagte und that, und wurde unwirsch und wehrte ihr ab. Da meinte sie denn, ich wäre böse und bat und kos'te noch weit schöner, — bis mir oft nichts andres übrig blieb, als fortzugehen. Dann nahm ich mein Gewehr und ging in den Forst hinaus und bis in die tiefste Nacht irrte ich im dichtesten Wald umher, der Sturm mochte heulen und der Regen mich bis auf die Haut durchnässen. Ich wollte nicht in's Haus zurück, so lange ich im untersten Zimmer Licht sah, denn dann saß sie auf und wartete mit Angst auf mich. Aber so oft ich auch umkehrte und wieder fortging, das Licht brannte stets noch und Käthe saß auf. Dann faßte ich mir ein Herz und ging heim und wenn sie dann auf mich zukam und sich so freute, daß ich wieder da war und mir von ihrer Angst erzählte, die sie um meinetwillen ausgestanden, dann schalt ich sie eine Närrin und ein einfältiges Ding und was dergleichen mehr war. Dann

weinte sie und bat, ich sollte ihr nur wieder gut sein, sie wollte sich auch nicht wieder so ängstigen. — Einmal wurde es gar toll, es war ein schauderhaftes Wetter, ich war bis nach Mitternacht umhergelaufen und wie ich endlich in's Haus ging, kam sie mir entgegen, nahm mir Mütze und Gewehr ab und zog mich in's Sopha und fragte mich, was ich denn seit einiger Zeit hätte, daß ich immer so des Nachts fort und am Tage so unstät und unwillig sei und ob sie am Ende Schuld daran wäre. Sie bat so lieb und so freundlich, es ihr zu sagen, daß ich in der Klemme saß und nicht aus noch ein wußte. Da setzte sie sich neben mich, faßte mich um und küßte mich und sagte, sie ginge heut nicht eher fort, als bis ich ihr wieder gut sein und sie wieder so recht von Herzen lieb haben wollte, wie früher. Und nur einen Kuß sollte ich ihr geben, den hätte sie sonst jeden Abend gekriegt und schon seit so lange nicht mehr. Da wurde ich hitzig, stieß sie fort und sagte, sie wäre jetzt kein Kind mehr und große Mädchen küßte man nicht. Und damit lief ich, was ich laufen konnte, in mein Schlafzimmer. — Es war schon gegen Herbst und recht kalt, der Wind heulte, und die alten Stämme knackten im Walde. Ich war bis auf die Haut durchnäßt, denn ich habe Dir schon gesagt, daß es ein ganz hundemäßiges Wetter war. Aber an's zu Bette gehen dachte ich nicht. Ich saß vor meinem Schreibtisch und hatte die Arme darauf gestützt und den Kopf in die Hände gelegt. Ich weiß nicht, wie lange ich so dagesessen habe, ich fühlte mich unsäglich elend, denn daß ich das Mädchen liebte, anders als ich das Kind geliebt, das hatte ich schon lange gewußt, hatte es mir aber aus Eigensinn nicht eingestehen wollen. Ich dachte, durch Härte dies Gefühl ersticken zu können, das mich unglücklich machte. Aber heut' sah ich ein, daß es nicht ging; — denn am Ende konnte das arme Ding diese harte Behandlung nicht aushalten und ich nicht immer hart genug sein, daß sie nicht merkte, was mir war. Ich wußte nicht aus, noch ein. Aber es wurde Morgen, ehe ich aus meinem Grübeln aufwachte; jetzt merkte ich erst, daß ich die ganze Nacht mit meinen durchnäßten Kleidern in der kalten Stube zugebracht hatte. Meine Zähne schlugen vor Frost aneinander, aber mein Kopf brannte. Ich kleidete mich aus und legte mich in's Bett. Aber es wurde immer ärger. Nach einer Stunde hielt ich's nicht länger aus. Ich weckte das Mädchen und schickte es zum Arzt. Als Käthe heraufkam, lag ich schon in Fieberphantasien. Das arme Ding war bis zum Tode erschrocken. Während das Mädchen zur Stadt gelaufen war, saß sie ganz allein bei mir, dem Todtkranken, und hörte die tollen Reden an, die ich ausstieß. Sie hat mir später erzählt, daß ich immer mit ihr und mit mir zu kämpfen gehabt und dazwischen hätte ich sie mit den zärtlichsten Namen genannt und gesagt, ich stürbe, weil ich sie nicht lieben dürfe. Ein heftiges Nervenfieber brach bei mir aus. Mondenlang lag ich danieder; das Fieber war freilich, Dank der Kunst des Arztes, gehoben, aber eine schleichende Krankheit nagte langsam an meinem Leben. Käthe wich nicht von meinem Bett, nicht meine Bitten, nicht mein Zorn vermochten sie zu verdrängen. Sie litt unsäglich, ich sah es an ihren eingefallenen Wangen, ihren trüben Augen. Ich selbst litt nicht weniger. Mit übermenschlicher Kraft bezwang ich wohl hundert Mal das Wort, das immer über meine Lippen wollte, das Wort der Liebe. Ich verschloß es so fest in meiner Brust, daß diese zu zerspringen drohte. Aber mein siecher Körper konnte diesen steten Kampf für die Länge nicht ertragen, der Arzt kam täglich, aber täglich ging er trauriger fort. Ich wußte es recht gut, warum er so traurig war und den Kopf schüttelte, aber fast freute es mich. Ich liebte das Kind meines Herzens mehr als mich, deswegen wollte ich sterben. — Endlich brach meine Kraft. —

Ich hatte seit dem Morgen in einer Art von Bewußtlosigkeit gelegen, ich war so matt, daß ich nichts mehr fühlte und dachte. Der Arzt und Käthe saßen an meinem Bett, ich hörte zwar, was sie sprachen, aber es klang mir wie aus weiter Ferne. Mir war ganz eigen zu Muth. Die brennenden Schmerzen in der Brust, die mich seit Wochen quälten, hatten nachgelassen, ich glaube, ich wäre so eingeschlummert zum Nimmerwiedererwachen. Der Arzt fühlte meinen Puls. „Er schlägt kaum mehr," sagte er. Da stürzte Käthe

über mich her, mit lautem Angstgeschrei: „Nimm mich mit Dir," schrie sie wie sinnlos, „ich kann nicht leben ohne Dich." — Dieser Schrei, herzzerreißend wie ich nie einen gehört, weckte mich für einen Moment aus meiner Betäubung, ich hatte die Kraft, sie einen Augenblick an mich zu drücken. Sie war ohnmächtig geworden. Während der Arzt die Bewußtlose forttrug, erwachte ich völlig. Mir war wunderbar selig zu Muth. Bei meiner körperlichen Schwäche hatte mein Geist nicht die Kraft, das liebliche Bild zu bekämpfen, das vor meiner Seele stand: Käthe in meinen Armen. Ich schlummerte süß ein in dem Gedanken daran. Der Arzt, ein erfahrner Mann und Menschenkenner, hatte achtsam auf diese Scene geblickt, vor seiner Seele dämmerte es. Er befragte Käthe über Manches, was ihm bis dahin dunkel gewesen und plötzlich erkannte er den wahren Grund der Krankheit, die mein Leben verzehrte. Er sagte ihr Alles, Alles, sagte ihr auch, daß nur sie mich dem Leben noch erhalten könne. Brauche ich Dir Käthe's Antwort zu sagen? — Als ich erwachte, theilte der Arzt mir seine Unterredung mit Käthe mit, plötzlich, ohne Rückhalt, ohne Vorbereitung. Da trat auch sie zurück, Thränen bedeckten ihr Gesicht, erstickten ihre Stimme, als sie sagte: „Ich will Alles, Alles, nur stirb nicht!" „Wirst Du mich auch lieben können?" brachte ich mühsam hervor. „Ich liebe Niemand wie Dich, Onkel Kurt," schluchzte sie. „Auch als mein Weib?" wollte ich fragen, ich konnt' es nicht. Ich fiel in meine Kissen zurück. — Aber seit dieser Stunde besserte sich mein Zustand, ein ruhiger Schlaf stärkte meinen elenden Körper. Der Arzt verkündigte mich bald außer Gefahr. Wer war glücklicher, als Käthe? — Ich kann Dir nicht sagen, Robert, mit welcher Freude sie mich genesen, mit welchem Glück ich die Liebe sah, mit der sie mich umgab. Nach mondenlanger Krankheit war ich so weit, von ihr gestützt durch den Garten schleichen zu können. Aber ich war fast ein Greis geworden, so sehr hatte ich gelitten. Ich selbst sah es, nur Käthe nicht. Mit Entzücken führte sie mich umher, pflückte mir Blumen, zeigte mir die jungen Halme und Sprossen, die der Frühling getrieben. Ich aber konnte nicht froh werden ihrer Freude; wie ein Verbrechen däuchte es mir, sie über ihr Gefühl zu täuschen. — Es drängte mich, mit ihr zu sprechen, ihr zu erklären, welche schwere Pflichten sie auf sich nähme, indem sie, das junge, blühende Mädchen, einem ältlichen, siechen Mann sich zu eigen gäbe. Aber Käthe wollte von Alledem nichts hören. „Ich will ja nichts Anderes, als Dich lieben und Dich pflegen," erwiederte sie mir auf Alles, „ich bin ja so glücklich bei Dir!" — „Aber wirst Du nie einen Andern mehr lieben, als mich, Käthe?" fragte ich wieder. Da lachte sie hell auf. „Wen sollt' ich wohl anders lieben, als Dich und Robert, und der ist ja mein Bruder!" So oft ich ihr auch den Unterschied zwischen Liebe und Liebe erklären wollte, sie ließ mich nie ausreden, mit Lachen schloß sie mir den Mund und — so ist es denn gekommen, wie Du siehst, die kleine Käthe ist mein Weib geworden vor ungefähr einem Jahr und bis heut habe ich nur das bedauert, daß mir solches Glück nicht früher zu Theil geworden ist. Denn, siehst Du, mein Junge, ich bin über Alles glücklich und sie ist es auch. Sie wird von Tag zu Tag hübscher und froher und wenn ich ihr herzliches Lachen höre und die Freude sehe, die aus ihren Augen blitzt, so denk' ich, sie ist zufrieden mit ihrem Geschick! Unberufen!" setzte er hinzu, aber es klang wie Scherz. „Unberufen!" dachte Robert sehr ernst, aber er sagte es nicht. —

Käthe trat ein, der Onkel schwieg, sah aber lächelnd zu ihr hin. Mit sorgsamer Hast deckte sie den Tisch und trug das ländliche Mahl auf, der Onkel sprach das Tischgebet und wieder und wieder stand vor Robert's Seele die alte, fröhliche Kinderzeit. Alles, Alles war noch wie damals, selbst das einfache Abendessen war unverändert dasselbe geblieben: Milch, Brot, Butter und Obst. Es schmeckte ihm auch heute wieder so herrlich, wie damals; die theuersten Leckereien, die er in der Fremde genossen, die feinsten Weine hatten ihn nicht so gelabt, wie heute dies einfache Mahl im Kreise seiner Lieben. Nachdem die drei frohen Menschen gegessen und getrunken und Käthe den Tisch wieder abgeräumt hatte, mußte Robert noch Mancherlei

erzählen. Er that es mit seiner gewohnten Lebhaftigkeit; er sagte auch, daß er sich vorläufig genug in der Welt umgesehen und jetzt daran dächte, sich irgendwo häuslich niederzulassen. Am liebsten in der Nähe bei ihnen. — „Das versteht sich von selbst," sagte Käthe, „Du bist schon so lange fern von uns gewesen." Für seinen Unterhalt war ihm nicht bange. „Ich hoffe, nicht nur soviel zu erwerben, wie ich bedarf, sondern auch einst einen Namen in der Welt," sagte er mit der frohen Zuversicht der Jugend. „Das walte Gott!" sagte Kurt und reichte ihm freundlich die Hand. — Die kleine schwarzwalder Uhr, die mit ihrem gemalten Zifferblatt und den blanken, messingnen Gewichten einst die Sehnsucht und die Hoffnung des Knaben gewesen, schlug zehn. Onkel Kurt brach auf. „Heut Nacht wirst Du wohl schlafen, mein Junge," sagte er, „nach so langer Wanderschaft ist die erste Nacht in der Heimath eine Wohlthat. Deine Stube ist noch die alte, wie früher, die wirst Du wohl noch wiedererkennen?" — Robert dankte, sah aber zu Käthen hinüber. „Wie ist es mit dem Abendsegen?" fragte er, „willst Du ihn heut' nicht singen, Käthe?" — Sie nickte und ging an's Clavier; die einfache, liebliche Melodie des Abendsegens, gesungen von ihrer reinen, klaren Altstimme, zog durch die Stille der Nacht:

Müde bin ich, geh' zur Ruh,
Schließe beide Augen zu,
Vater, laß die Augen Dein
Ueber meinem Bette sein!

Hab' ich Unrecht heut' gethan,
Sieh' es, guter Gott, nicht an!
Deine Gnad' und Jesu Blut
Machen allen Schaden gut!

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in Deiner Hand!
Alle Menschen groß und klein,
Sollen Dir befohlen sein!

Kranken Herzen sende Ruh!
Nasse Augen schließe zu,
Laß den Mond am Himmel stehn
Und die schöne Welt besehn! —

Robert stand hinter ihrem Stuhl, er hatte die Hände gefaltet und durch seine Seele zog etwas, wie Gebet. Er war ja wieder ein Kind geworden in der alten, trauten Umgebung, die Worte, die Melodie dieses Liedes hatten ihn völlig aus der Gegenwart gerissen und in die ferne Vergangenheit zurückgezaubert. Er war weich geworden wider seinen Willen. — „Amen!" sagte er leise, als Käthe geendigt hatte und das Clavier schloß. — Onkel Kurt nahm ein Licht und ging hinaus, nachzusehen, ob Alles im Hause in Ordnung und wohlverschlossen sei. Das hatte er immer so gehalten. „Grade wie früher," sagte er lächelnd, aber es hatte etwas wie Wehmuth, dieses Lächeln. Käthe räumte in der Stube auf, Robert trat zu ihr und fast ohne es zu wollen, fragte er: „Also Du bist glücklich geworden, liebe Käthe?" — Sie sah mit klarem Kinderblick zu ihm auf. „Ja, Robert, ich bin glücklich," sagte sie freundlich, „er ist so gut gegen mich! Und Du?" — „O ich!" sagte er fast heftig, sie blickte ihn erschrocken an. „Bleib' so glücklich, meine Käthe," sagte er, ihre Hand fassend, „dann bin ich's auch." Zudem war der Onkel wiedergekommen, Robert wünschte Beiden herzlich gute Nacht und ging hierauf in sein Schlafzimmer. Es war nur klein, aber ihm däuchte es, als habe er nie in einem bessern Zimmer geschlafen. Die würzige Kühle der Mainacht drang hinein in's offne Fenster, das in den Garten hinausging. Robert mochte es nicht schließen und sich schlafen legen. Er setzte sich davor und schaute hinab in den stillen, mondbeglänzten Garten. Die alte Linde mit ihrer breiten Krone und dicken Aesten nickte in's Fenster, das jauchzende Lied der Nachtigallen drang aus dem nahen Walde zu ihm herüber, der schweigend und düster im Hintergrunde lag. Ein süßes Gefühl bemächtigte sich des jungen Mannes, ein Gefühl des Geborgenseins, der Wiederkehr in die traute Heimath nach langer Abwesenheit. Wie die Bilder der Fata Morgana in den Wellen des Meeres versinken, wenn ein Windstoß sie bewegt, so versanken die bunten Gestalten seiner Vergangenheit vor dem stillen Zauber dieser mondbeglänzten Frühlingsnacht. Der kühne, feurige Jüngling, der rastlose Künstler, dem eine Welt zu klein war für seinen Ehrgeiz, seine Plane, genoß jetzt mit einer Art von

Entzücken das Bewußtsein, aus dem Treiben und Wogen des Lebens wiedergekehrt zu sein in die stille Heimath, die ihm genügte, eh' er gelernt hatte zu streben, zu ringen mit seinem Geschick. Er versank in ein liebliches Träumen, worüber, wußte er selbst nicht. Als es unten zwölf schlug, stand er langsam auf. „Schon Mitternacht?“ sagte er, „wo ist die Zeit geblieben?“ Er kleidete sich aus, aber seine Gedanken waren nicht bei ihm. Mit offnen Augen träumte er noch eine ganze Weile fort. Der Mondstrahl tanzte durch die Blätter der Linde auf seiner Decke. So schlief er ein. Im Traume war er wieder der wilde Knabe Robert, der mit der kleinen Käthe Versteckens spielte. —

So waren einige Wochen vergangen, still und einförmig, ein Tag wie der andere. Robert war inzwischen einige Male zur Stadt gewesen, er hatte dort verschiedene Wohnungen besehen, Anstalten getroffen, sich dort niederzulassen und ganz seiner Kunst zu widmen. Aber nach Verlauf von einigen Tagen war er immer wieder in's Forsthaus zurückgekehrt. Er konnte nicht heimisch werden in der Fremde, es war ihm auch nicht rechter Ernst damit. Wußte er doch, daß er stets fröhlichere Gesichter sah, wenn er wiederkam, als wenn er fortging. Nach und nach hörten auch seine Ausflüge ganz auf; er schien nichts Anderes beginnen zu wollen, als hier zu bleiben, auszuruhen von der Arbeit, von dem langen Umherirren in der Welt. — Er ging mit dem Onkel häufig in den Wald, er nahm ihm auch hin und wieder weitere, beschwerliche Touren ab, die dieser in seinem ausgedehnten Reviere zu machen hatte. — Er fütterte mit Käthe die Tauben, die ihn bald ebenso gut kannten, wie ihre junge Pflegerin; sie flogen von ihrer Schulter auf seine und pickten aus Beider Händen ihr Futter. Er pflegte die Blumen mit ihr und harkte die gelben Kieswege des Gartens sauber aus; er brachte ihr stets etwas mit aus dem Walde, entweder eine Hand voll Erdbeeren, oder einen Kranz von Waldblumen, oder einen bunten Schmetterling. — Er schien nur für den Augenblick zu leben, ohne mit einem Gedanken sich seiner Kunst zu erinnern, die er sich doch zum Lebenszweck erwählt. Im Anfang hatte er dem Onkel und Käthen einige Male ein paar schön entworfene und sauber ausgeführte Skizzen von Gegenden gezeigt, die er auf seinen Reisen aufgenommen; sein hübsches Talent hatte die Beiden überrascht und erfreut; aber seitdem er hier war, arbeitete er nicht mehr. Kurt fragte ihn wohl dann und wann, wie es denn damit werden solle, wenn er so sorglos in den Tag hineinleben wollte, wie bisher; Käthe neckte ihn noch weit öfter und sagte, er solle sich ein Beispiel an seinem alten Onkel und seiner jungen Tante nehmen, die den ganzen Tag rüstig bei der Arbeit wären, ohne sich Zeit zu lassen, so umherzuträumen und ob er das in der großen Welt gelernt hätte. Aber Robert scherzte mit ihnen und sagte: das wäre Künstlernatur und die könne man nun einmal nicht nach andern Menschen beurtheilen. — Aber je länger er hier weilte, desto stiller wurde er. Sein jugendlicher Frohsinn, der aus jedem Wort, aus jeder Miene sprach, war einem Ernst gewichen, der unverkennbar auf seiner edlen Stirn ruhte. Käthe lachte ihn aus, wenn sie ihn so ernst und sinnend aus dem Walde daher kommen sah; dann lief sie ihm entgegen und ihr silberhelles Lachen und die frohen, neckenden Worte riefen nicht selten ein freundliches Lächeln auf seinem Antlitz wach. Aber es schwand ebenso schnell wieder. — Der Onkel glaubte den Grund dieser Verstimmung in der Unthätigkeit zu finden, in welcher sein junges, thatkräftiges Leben verstrich. Er sprach dringend mit ihm, sich aus dieser Apathie herauszureißen und etwas zu beginnen. Robert wehrte ihm freundlich aber entschieden ab. „Laß mich nur gewähren,“ sagte er, „dies lange Umherirren von Ort zu Ort, von Land zu Land wirkt jetzt nach. Es ist nur eine vorübergehende, körperliche Schwäche.“ — Aber vorüber ging sie nicht. Der blühende Jüngling mit den leben- und luststrahlenden Augen war in einigen Monden ein bleicher Mann geworden, der nicht die fernste Aehnlichkeit mehr mit dem jubelnden Touristen hatte, dem wir zuerst im Walde begegnet sind. Und wie es stets zu gehen pflegt, theilte sich diese Mißstimmung bald dem kleinen Kreise mit, der in der gänz-

lichen Einsamkeit nur auf einander beschränkt war. Käthe besonders litt darunter, der Onkel hatte nicht soviel Zeit, diese trübe Stimmung festzuhalten, seine Geschäfte nahmen ihn zu sehr in Anspruch. Sie glaubte ihn krank und mit der den Frauen angebornen Fähigkeit, sich zum Helfen berufen zu glauben, wo Hülfe nöthig ist, widmete sie jede freie Zeit der Unterhaltung und Erheiterung des geliebten Freundes. —

Eines Tages fand sie ihn noch bleicher, noch trüber als gewöhnlich. Er war den ganzen Morgen mit Kurt im Forst gewesen, zu Mittag erst hatte Käthe ihn gesehen. Er hatte nur wenig gegessen und auf ihre besorgten Fragen hatte er kurz und ausweichend geantwortet — das betrübte sie, auch sie wurde still und hatte nicht den Muth, zu scherzen. Nach Tisch pflegte Kurt ein Stündchen zu schlafen, Käthe fühlte sich müde und abgespannt, es war auch ein recht schwüler Sommertag. Seitwärts im Garten stand eine dunkle, kleine Moosgrotte, kühl und feucht. Dorthin lenkte die junge Frau ihre Schritte. Sie hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und ihr leichter, elastischer Gang war heut langsam und schleppend. Sie dachte mit Betrübniß an Robert, der so heiter und lebensfroh gewesen, als er hergekommen war und sich seitdem so verändert hatte. Mit einem tiefen Seufzer trat sie in die Grotte; das helle Sonnenlicht, das den ganzen Weg beschienen, hatte sie geblendet, einen Augenblick konnte sie in der Dunkelheit, die sie plötzlich umgab, nichts sehen. Ein Geräusch im Innern der Grotte erschreckte sie fast, so tief verloren hatte sie sich in ihren Gedanken. Eine liebe, bekannte Stimme belehrte sie, daß sie hier nicht allein sei. „Bist Du es, Robert?“ fragte sie halblaut, eine unerklärliche Furcht überfiel sie. Sie hätte sich gefreut, wenn er es nicht gewesen wäre. „Ja, meine gute Käthe!“ antwortete eine tiefe, ernste Stimme; schnell drehte Käthe sich um. Um Alles in der Welt wäre sie nicht hineingetreten. Aber eine warme Hand faßte die ihre. „Was hast Du, Käthe?“ fragte Robert, der schon an ihrer Seite stand, „Du willst doch nicht fortlaufen?“ „Ich dachte, Du wolltest schlafen, Robert,“ stotterte sie, „ich will Dich nicht stören.“ „Kleine Närrin,“ sagte er trübe lächelnd, „die Nacht ist lang genug, wenn man nicht schläft!“ Fast willenlos führte er sie in die Grotte. Schweigend setzten sie sich auf die Moosbank, er hatte ihre Hand noch in der seinen. Er fühlte, daß diese Hand zitterte. Langsam ließ er sie los. „Ist Dir nicht wohl, Käthe?“ fragte er, „Du zitterst!“ „O doch!“ antwortete sie tonlos, „es ist nur so kalt hier drinnen, in der Sonne wird mir schon besser!“ „Armes Kind!“ sagte er trübe, „so geh!“ Aber regungslos blieb sie sitzen. Eine Weile saßen sie stumm neben einander. Ein leise unterdrücktes Schluchzen schreckte ihn empor; er sprang auf. „Du weinst?“ fragte er, hoch aufgerichtet stand er vor ihr. Sie beugte das Haupt noch tiefer auf die Brust und ihre Thränen strömten unaufhaltsam hervor. „Weine nicht so, Käthe,“ sagte er gewaltsam gepreßt, „das — o das ertrag' ich nicht!“ Sie schwieg noch immer, mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckend. Er zog die eine Hand langsam herunter und sagte tiefernst: „Warum weinst Du? Antworte mir, das muß ich wissen!“ „Ueber Dich!“ stieß sie mühsam heraus. „Ueber mich? Welchen Grund hast Du, über mich zu weinen?“ „Du leidest und ich kann Dir nicht helfen!“ „Nein, Du kannst mir nicht helfen, armes Kind!“ wiederholte er schmerzlich. „Aber wer denn, Robert?“ „Niemand! Ich will auch keine Hülfe, von Niemand!“ „Aber ich gäbe mein Leben darum, wenn ich Dir helfen könnte!“ rief sie leidenschaftlich. „Dein Leben gehört Dir nicht mehr,“ sagte er ernst, „Du darfst nicht fremdes Gut weggeben — für Nichts!“ setzte er trübe hinzu. „Für Nichts? O Robert, für mich ist es Alles! Meinst Du, ich könne Dich leiden sehen, ohne selbst zu leiden?“ „Gutes Kind!“ sagte er sehr milde, „Du sollst aufhören zu leiden um mich!“ Mit diesen Worten wandte er sich um und verließ rasch die Grotte. Käthe ließ ihn gehn, sie zog die Hand von den Augen fort und blickte ihm lange nach, so lange sie ihn sehn konnte, aber sie rief ihn nicht zurück. Dann, als er im Dunkel des Waldes verschwunden war, weinte sie lange und schmerzlich, ohne recht eigentlich zu wissen, warum.

Am folgenden Tage kam Robert erst spät

herunter in's Wohnzimmer; er fand es leer. Kurt war im Walde, die junge Frau hatte im Garten zu thun. Still setzte er sich in's Sopha und ließ seine Blicke sinnend im Zimmer umherschweifen. Es war so still, so heimlich hier drinnen, das eine Fenster lag gegen Mittag, die anderen beiden gegen Morgen, die Mittagssonne blitzte schräg herab durch die spiegelblanken Scheiben. Sorgsam gepflegte Topfgewächse standen auf den weißen Fensterbänken, eine hochstämmige Myrthe, welche der Knabe Robert einst für die kleine Käthe abgelegt hatte, und jetzt mit den weißen, gefüllten Blüthen zwischen den blanken, dunkelgrünen Blättern gar lieblich aussah, fesselte seine Aufmerksamkeit. Er stand auf und betrachtete sie, nach und nach wurde sein Blick wehmüthig. „Also den Myrthenkranz, der ihre weiße Stirn umwunden, hab' ich gepflegt und ihr geschenkt!" sagte er fast laut zu sich, „wer mir das damals gesagt hätte!" Er wandte sich ab und mochte den schönen Baum nicht mehr ansehn. Zwischen den Blumen stand ein zierliches Vogelbauer, eine kleine, graue Grasmücke fing in diesem Augenblick an zu singen. Sie war so zahm, daß sie dicht an's Gitter flog und nach Robert's Finger pickte. Er neckte das kleine zahme Thier eine Weile, bis es böse wurde und mit den Flügeln schlug. Dann trat er an's andere Fenster. Er sah in den Garten hinab, Käthe stand am Ende desselben und pflückte einiges Unkraut aus, das auf den Beeten wuchs. Die junge Frau sah sehr lieblich aus, das dunkle Morgenkleid hob ihre schlanke Taille und die Weiße ihres Halses und der entblößten Arme. Ihr runder Strohhut lag neben ihr, sie hatte ihn abgeworfen, weil er ihr bei der Arbeit lästig gewesen. — Robert sah ihr still zu, wie fleißig sie die kleinen Hände rührte, ihr Gesicht konnte er nicht sehen, da sie den Kopf über das Beet gebückt hatte. Endlich war sie fertig, sie nahm das Unkraut in ihre Schürze, um es fortzutragen und ging langsam dem Hause zu. Unwillkürlich fiel dem jungen Mann der erste Augenblick ihres Wiedersehens ein; so war sie ihm entgegengekommen, in der aufgebundenen Schürze die lieblich duftenden Kräuter des Waldmeisters, die sie von jeher so gerne gehabt und deswegen zum Kranz hatte zusammenbinden wollen. Wie ein Sonnenstrahl glitt es über sein ernstes, trauriges Antlitz, „Asperula odorata!" sagte er, in ihrem Anschaun verloren, „adorata!" setzte er hinzu, leise wie im Traum.

Das Knarren der geöffneten Thür weckte ihn aus seinem Hinbrüten. Der Onkel war zu Hause gekommen, er hing die Flinte an die Wand und seine Mütze an den Nagel und sagte gemüthlich: „Da bin ich wieder, das war eine scharfe Tour! Unsereins hat es sauer, wenn er sein bischen Brod verdienen will! Euch Künstlern gibt's der Herr Gott wohl im Schlaf, he, mein Junge?" Robert faßte sich gewaltsam, er wollte etwas erwiedern, als Käthe auch herein trat. Er erschrak, als er ihr Gesicht sah, so blaß war es. Auch Kurt bemerkte es. „Wie blaß Du bist!" sagte er, „hast wohl wieder im Garten gearbeitet und das bei dieser Hitze!" Er trat zu ihr und streichelte ihre Wangen. Sie sah ihn freundlich an und versuchte zu lächeln; aber es sah trüb' aus, dieses Lächeln. Robert bemerkte es und ein tiefes Weh durchzuckte sein Herz. „Das muß ein Ende haben," sagte er zu sich, „noch ist ihr zu helfen!" Laut sagte er: „Ja, ja, Ihr Guten, Ihr beschämt mich mit Eurem Fleiß! Vom Morgen bis zum Abend seid Ihr thätig, nur ich allein vergeude meine kostbare Zeit, wie ein gewissenloser Verschwender seinen Schatz. Aber verzeiht, es soll bald besser werden mit mir! — Ich habe mir ein hübsches, kleines Logis in der Stadt gemiethet, mit einem freundlichen Atelier. Morgen geht's fort und an die Arbeit. Da werd' ich wieder die Stunden zählen bis zum Sonntag, wie ich als Kind gethan und einen traulichen Sabbath feiern im Kreise meiner Lieben. Mit diesen Worten reichte er Beiden die Hand hin und sagte mit munterm Ton: „Nur keine Gardinenpredigt, mein gestrenger Herr Onkel und gnädige Frau Tante, die Ferienzeit ist vorbei und der müde Wanderer hat sich ausgeruht in seiner Heimath; — jetzt wird mit frischen Kräften die Arbeit wieder begonnen und das Versäumte leicht nachgeholt. Ihr sollt mit mir zufrieden sein!" Der Onkel freute sich sehr über diesen Entschluß, er leitete

bald ein langes Gespräch über diesen Gegenstand mit ihm ein und ertheilte ihm manche gute Rathschläge. — Käthe sagte nur: „Gottes Segen dazu, lieber Robert!" Aber es hatte ihm äußerst lieblich geklungen, wie sie das gesagt hatte. Jetzt, meinte er, könne ihm der Segen Gottes nimmer fehlen.

Am folgenden Morgen stand Robert reisefertig im Wohnzimmer; der Wagen hielt vor der Thür, seine Sachen zur Stadt zu bringen; er selbst hatte den leichten Ranzen umgeschnallt, der ihn stets auf seinen Reisen begleitet hatte. Käthe konnte die Thränen nicht überwinden, als er ihr Lebewohl sagte. „Wann kommst Du?" fragte sie leise. „Willst Du mir wieder entgegen gehen?" fragte er lächelnd. „Nein," sagte sie hastig, „wir sind keine Kinder mehr." „Aber die Kinderzeit kommt wieder, wo ich des Sonntags frei habe!" sagte Robert. „Also Sonntag!" sagte Käthe rasch und ein Lächeln glänzte durch die Thränen hervor. „Mach' nur nicht öfter Sonntag, als jeden siebenten Tag!" scherzte der Onkel, „Du hast jetzt keinen so strengen Lehrer mehr, wie damals!" „O, einen noch viel strengeren!" antwortete Robert rasch, „ich fürchte, er gibt mich nicht jeden Sonntag frei!"

Eine Viertelstunde später rollte der Wagen der Stadt zu.

Lange währte es, ehe Robert sich in seinem neuen Leben zurechtfand, das er mit strengem Fleiß auszufüllen sich versprochen hatte. Er hoffte, sich so gewaltsam von seinen Gedanken losreißen zu können, die ihm gefolgt waren; er glaubte, die reizenden Züge der Geliebten würden vor dem ernsten Bilde seiner Muse verschwinden, die ihn mit ihrem Weihekuß sich zu eigen gemacht. — Anfangs konnte es kommen, daß der junge Mann vom frühen Morgen bis zum Abendgrauen an seiner Staffelei saß und arbeitete, — arbeitete, als ob es das tägliche Brod für Weib und Kinder zu erringen gälte, als hinge sein Seelenheil von dem Fertigwerden dieser Arbeit ab. — Aber es war nur eine körperliche Arbeit, mühevoll, ohne inneren Lohn, ohne geistige Erhebung; — und es ist doch eben dieses stille, tiefinnerliche Glück, welches Jeden mit Talent Begabten erfüllt, was das Göttliche dieses Talentes selbst beurkundet und es zu einem reingeistigen Genuß, aber nie zu einer ermüdenden Arbeit macht. Robert hatte, als echter Liebling seiner Muse, dieses köstliche Gefühl oft empfunden, ehe eine unselige Leidenschaft die reine Klarheit seines Geistes getrübt, er hatte sich deshalb mit fester Zuversicht wieder in ihre Arme geflüchtet und von ihr Linderung, wenn nicht Heilung seiner Schmerzen verlangt. — Aber er hatte den klaren Blick, das freie Herz nicht wieder mitgebracht und die strenge Göttin verlangt ein ganzes und ungetheiltes Herz von dem, dem sie sich ganz zu eigen geben soll. Deshalb blieb der Erfolg aus, weil Robert ihn mit zornigem Trotz gefordert hatte; und wie er in ihr den Trost nicht fand, den er für sein Leid begehrt, zürnte er und suchte sich selbst zu überreden, daß es nur eitle Selbstüberschätzung gewesen, als er sich einst für einen begabten Jünger seiner Kunst angesehen. — Schon nach Verlauf von einigen Wochen sah er ein, daß es nicht ging und nun und nimmermehr gehn werde. Trüb und mißmuthig kam er im Forsthause an; der Onkel fixirte ihn ein wenig, als er sagte: „Hier, in der Heimath ist's nichts damit, ich glaube die Luft wirkt niederdrückend auf mich; ich kann mich nicht zu der Begeisterung heraufstimmen, deren ich bedarf, soll ich etwas schaffen, was gut ist und schön. — Ich bin auch schon halb und halb entschlossen, noch einmal wieder fortzugehen und meine Seele an den Meisterwerken meiner Kunst stark zu machen und gesund. Was meinst Du dazu, Onkel?" Kurt schaute mit väterlicher Liebe in das männlich schöne, aber leidende Antlitz Robert's, es überkam ihn selbst wie Wehmuth beim Anblick dieses tiefen, unheilbaren Grams. Schon lange hätte er ihm gerathen zu thun, wozu er jetzt aus freien Stücken entschlossen war. „Reise in Gottes Namen, mein Junge," sagte er ungewöhnlich mild, „in der weichen Luft des Südens ist schon Mancher genesen; — hier, in der rauhen Atmosphäre unsrer Heimath ist's Dein Geist, welcher leidet. Ich zweifle fast, ob er hier wird genesen können zur frischen That-

kraft, deren er bedarf zum kühnen, freien Schaffen. Ich wollte, ich könnte Dich zurückhalten; die Freude, Dich bei uns zu haben, ist nur kurz gewesen und ich habe doch gemeint, sie sollte Zeit meines Lebens dauern." Damit stand er auf, um seine Rührung zu verbergen. Käthe hatte nichts von dem halblaut geführten Gespräch der beiden Männer gehört, sie war im Garten gewesen und trat jetzt zu Robert. Sie war wieder die alte, heitre Käthe geworden, besonders wenn er da war. Sie hatte ja jetzt nicht mehr sein schwermüthiges Gesicht täglich vor Augen, wie damals, als sie selbst darunter zu leiden anfing. — Wenn er hier war, im stillen, traulichen Forsthause, war er stets heiter und freute sich der kurzen goldnen Stunde, die ihm vergönnt war, in ihrer Nähe zu weilen. Was dahinter lag an Kämpfen und Schmerzen, wußte sie nicht, wie konnte ihr kindliches Herz das auch ahnen? — Ahnte sie doch selbst nicht, was still verborgen in ihrer eignen Brust ruhte! —

Der Sommer war schon ziemlich zur Neige, die glänzenden, aber geruchlosen Blumen des Herbstes prangten schon auf den Beeten, die Georginen, die Astern, die vielfarbigen Verbenen. Käthe hatte auf ihrem Rosenbeete noch eine Spätrose gefunden, so schön entfaltet, so süß duftend, wie im Frühling. Sie hatte sie mit kindlicher Freude gepflückt und hielt sie triumphirend in der Hand. „Schau, Robert," sagte sie fast jubelnd, „welch' eine schöne, schöne Rose!" Dabei hielt sie ihm die Blume entgegen und schaute ihn an. Aber erschreckt ließ sie die Hand sinken, als sie den heftigen Seelenkampf in seinen Zügen sah. Sie brach in Thränen aus. „Was fehlt Dir wieder, Robert?" fragte sie und legte die Hand auf seinen Arm. Er schüttelte sie sanft ab und sagte: „Ich muß fort, wieder fort in die Fremde, darf ich da nicht leiden?" Indem gewahrte er die Rose, ein Lächeln fuhr über seine Züge. „Wie schön!" sagte er mit aufrichtiger Bewunderung und wie im unbewußten Selbstgespräch setzte er hinzu: „Warum durft' ich die Rose nicht brechen für mich? Was frommt dem rauhen Herbst die duftige Rose des Frühlings? Du bist lieblicher als alle Rosen des Frühlings, Käthe!" — „Fort?" fragte die junge Frau ungläubig, sie konnte es nicht fassen, daß er wieder fort wollte, „und warum denn?" „Ich muß arbeiten," sagte er, „und das kann ich hier nicht." „Aber das ist doch wohl nicht recht von Dir," sagte Käthe traurig, „wir lieben Dich ja so sehr! Und in der Fremde liebt Dich Niemand!" „Grade deswegen muß ich fort," sagte er fast rauh, „ich bin nicht gewohnt, geliebt zu werden und das macht weich!" „Ist es denn so schwer, geliebt zu werden und zu lieben?" fragte in ihrer rührenden Unschuld die junge Frau, „ich meine, daß es sehr, sehr schön ist, Robert!" „Ja, es *kann* göttlich sein, aber das ist's nicht! Es kann auch ein Menschenherz zur Verzweiflung bringen." „Und ich möchte Dich so gerne hier behalten," rief Käthe und ein unbekanntes Weh durchzitterte ihr Herz. „Halte mich nicht zurück," sagte er tieftraurig, „glaube mir, es ist besser für uns Alle, daß ich gehe!" „Wann denkst Du zu reisen?" fragte der Onkel, der inzwischen wieder eingetreten war; mit einem Blick hatte er die Lage überschaut, in der die Beiden sich befanden; aber er that, als hätte er nichts gesehn. — „O sehr bald," erwiederte Robert schnell, „jeder Tag, den ich hier weile, macht mich um ein Jahr ärmer an meiner Kunst!" „Und wohin?" fragte der Onkel wieder ganz ruhig, als handle es sich um eine Reise von einigen Tagen. Käthe sah ihn an, als wollte sie fragen: „Wie ist das nur möglich?" — aber da fragte und sagte Kurt wieder etwas Gleichgültiges, so daß ihr keine Zeit übrig blieb, auszusprechen, was sie dachte. — Das Gespräch wurde nach und nach kühler, Robert gewann dadurch Zeit sich zu sammeln und die heißen Wogen niederzukämpfen, die stürmisch über sein Herz stürzten. Fassung und Klarheit kam in seine Seele und die laute Stimme der Leidenschaft schwieg. Früher, als er sonst zu thun pflegte, ging er heim, er sehnte sich nach der Einsamkeit und Stille seines Stübchens, er sehnte sich fort von ihr, deren Anblick sein Herz umstrickte mit unwiderstehlicher Gewalt. „Fort, fort, gleichviel wohin!" sprach es laut in ihm und noch in derselben Nacht war der Tag seiner Reise festgesetzt, — das Ziel überließ er dem Geschick.

Unter Anordnungen verschiedener Art waren einige Tage verstrichen, Robert hatte seine wenigen Verbindlichkeiten, die er in der Stadt hatte, erfüllt, seine Effecten und Malergeräthschaften eingepackt, ja, auf dem stillen Friedhof hatte er eine geraume Zeit verweilt und mit wehmüthiger Trauer an zwei geliebten Gräbern gebetet. Jetzt hielt ihn nichts mehr hier zurück, er hatte keinen Abschied zu nehmen von seiner Heimath, denn die Stadt, wo er geboren, war ihm ja nie Heimath gewesen. Der eigentliche Abschied stand ihm noch bevor: der Abschied, den sein Herz nehmen sollte von dem geliebten stillen Forsthause und dem uralten, düstern Wald. Ihm graute, wenn er daran dachte, er hätte mit Freuden die Hälfte seines Lebens darum gegeben, wäre er erst überstanden gewesen.

So ging der Tag hin, welcher der letzte sein sollte, den er in der Heimath verlebte. Mit dem festen Vorsatz: Morgen! legte er sich nieder. Aber der Morgen brachte neue Kämpfe, neue Qualen. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, seine Angst wuchs von Minute zu Minute. „Nein, heut kann ich nicht!" sagte er zu sich, „schon mein Anblick würde mich verrathen."

Ein milder Herbsttag war angebrochen, die Sonne strahlte freundlich in sein Stübchen, da raffte er sich gewaltsam empor. „Heut oder nie!" sagte er wie in Verzweiflung, „länger ertrag' ich's nicht!" Er ergriff den derben Knotenstock und pilgerte zur Stadt hinaus. Nicht lange währte es, so hatte ihn der endlose Wald mit seinem heiligen Schweigen umfangen. Der frische Herbstwind rauschte in den Zweigen der grünen Baumriesen, von deren Häuptern schon röthliche Blätter herabrieselten. — Der Wanderer beachtete das nicht, mechanisch schritt er vorwärts, den lieben, wohlbekannten Fußpfad entlang, der ihn so oft zu der Heimath seines Herzens geführt hatte. Jetzt stand er vor der weiten Lichtung des Waldes, er erschrak, als er das kleine, stille Forsthaus sah. „Bin ich schon so weit?" fragte er stillstehend und wischte sich den Schweiß von der Stirn; „so schnell bin ich noch nie hergekommen!" Er öffnete die Gartenthür und trat hinein, Käthe saß vor dem Hause unter der schattigen Linde und nähte. Zu ihren Füßen lag der treue Caro, der Liebling des Försters, einst ein Prachtexemplar von einem Jagdhund. Jetzt war er alt und dienstunfähig geworden und genoß in behaglicher Ruhe sein Gnadenbrot. — Als er die wohlbekannten Tritte des jungen Mannes vom Walde her hörte, erhob sich das kluge Thier und ging ihm entgegen, ein leises Freudengeheul ausstoßend. — Darauf wurde Käthe aufmerksam, sie stand rasch auf und legte das Nähzeug zur Seite. Ein plötzliches helles Roth der Freude flammte auf ihren Wangen auf, aber tödtliche Blässe deckte sie gleich wieder. Sie zitterte so heftig, daß sie kaum stehen konnte. Auch Robert konnte das Wort nicht finden, das er sich vorgenommen hatte, zu sprechen, das kühle Wort des Freundes, der auf kurze Zeit fortgeht. „Du kommst, Abschied zu nehmen!" sagte sie endlich leise, ohne ihm zum Gruß die Hand zu reichen. „Ja, ich komme, Abschied zu nehmen," wiederholte er tonlos, ohne zu wissen, was er sagte. Und wieder schwiegen die Beiden. „Ist Kurt Dir nicht begegnet?" fragte Käthe, „er ist heut Morgen in den Forst gegangen." Das überwältigte Robert. „Mein Gott, auch das noch!" sagte er. „Und wann kommt er wieder?" „Heut Abend erst!" antwortete Käthe leise. „Dann bring' ihm meinen Gruß!" rief der junge Mann heftig, „ich habe keine Zeit bis Abend zu warten." Er drehte sich um und wollte fort. Aber plötzlich fühlte er die Berührung einer weichen Frauenhand auf seinem Arm, Käthe war ihm gefolgt. „Nicht so!" sagte sie sehr ernst, „das kannst Du vor Gott nicht verantworten; bleibe, bis Kurt heimkommt, bleib mir zur Liebe!" „Aber fühlst Du denn nicht, was ich dabei leide?" rief Robert heftig, „ich kann's nicht!" „Leide ich denn minder?" fragte die junge Frau und schweigend folgte er ihr in's Haus. Käthe nahm ihr Nähzeug wieder zur Hand und arbeitete ohne aufzusehen weiter. Robert setzte sich so fern wie möglich von ihr an's Fenster, sein Auge ruhte düster auf dem fernen, schweigenden Wald, der gegen die heitere, vom Sonnenlicht überflossene Landschaft noch dunkler abstach. Nur das einförmige Picken der schwarzwalder Uhr unterbrach die tiefe Stille,

die das trauliche Stübchen füllte, einst von fröhlichplaudernden Stimmen und heiterm Lachen belebt. Die Erinnerung an jene glückliche Zeit überwältigte Käthe, sie konnte dies Schweigen nicht länger ertragen. Langsam ließ sie die Arbeit in den Schooß gleiten und blickte zu Robert hinüber. „Du bist mir böse,“ sagte sie ganz leise. „Wofür?“ „Daß ich —.“ Sie stockte. Robert verstand, was sie hatte sagen wollen. „Das war Gottes Wille,“ sagte er sehr sanft, „wir sollten elend werden.“ „Aber warum?“ rief die junge Frau und brach in Thränen aus. Er wollte antworten, aber seine Gefühle überwältigten ihn. Hastig verließ er das Zimmer und stürmte in den Wald hinaus. Eine lange, lange Strecke lief er vorwärts; durch wildverwachsenes Gestrüpp und am Boden hinkriechende Brombeerranken arbeitete er sich fort, ohne Zweck, ohne Ziel. — Es war ein heißer Herbsttag, die Schwüle des Mittags lag im Walde, kein kühler Windhauch konnte hier eindringen. Endlich stand er still, keuchend, athemlos. Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und schöpfte tief Athem. Er war erschöpft und müde, dazu quälte ihn brennender Durst. Er war den ganzen Morgen so umhergelaufen, ohne Speise und Trank. Er blickte um sich, wo er war, er wußte es selbst nicht. Nichts als dunkle, schwüle Waldeinsamkeit rings um ihn her. Er rief, aber nur ein neckendes Echo antwortete seiner Stimme. Er wollte umkehren und den rechten Weg wiedersuchen, aber er konnte nicht weiter. Seine Glieder schmerzten ihn und sein Kopf war schwer. Auf eine kleine Anhöhe, von weichem Moos bedeckt, ließ er sich nieder und lehnte erschöpft an einen dicken Baumstamm. Schlaf kam über ihn, langer, unerquidlicher Schlaf. Verworrene Träume gaukelten vor seinem Auge: er war mit Käthe im Walde und sie hatten sich verirrt; den rechten Weg suchend, hatten sie sich von einander getrennt und einer rechts, der andere links gegangen. Aber immer tiefer hinein in die Wildniß. Endlich konnte er sie nicht mehr sehen; Bangigkeit überfiel ihn, wie Kinder in der Dunkelheit. Er rief ihren Namen, immer lauter, immer ängstlicher, da erwachte er, in Schweiß gebadet, aber er konnte sich nicht besinnen, wo er war. Noch halb im Schlaf rief er Käthens Namen

Aus dem Dickicht hinter ihm antwortete eine liebe, bekannte Menschenstimme; „Robert!“ rief diese Stimme und der Onkel Kurt trat daraus hervor. Robert wurde zu Muth wie einem vom Tode Erlösten, als er den Onkel erblickte. Die drückenden Fesseln des schweren Schlafs warf er von sich und stand auf. „Wie kommst Du hierher, mein Junge?“ fragte der Onkel gutmüthig, „und so weit vom Hause!“ Dabei gewahrte er die Zerstörung in Robert's Zügen. „Was ist Dir, Robert?“ fragte er besorgt. „Mich dürstet, Onkel Kurt!“ sagte er matt, „gib mir zu trinken!“ Der Onkel zog seine Feldflasche hervor, die er stets auf weiteren Touren mit Wein gefüllt mitnahm. Ein kräftiger Schluck daraus stärkte den jungen Mann, seine Fassung kehrte mit der völligen Besinnung wieder. „Ich wollte Dir entgegengehen, um Abschied von Dir zu nehmen,“ sagte er, „Käthe hatte mir gesagt, daß Du in den Wald gegangen seist. Und dabei habe ich mich verirrt.“ „Und bist eingeschlafen,“ sagte der Onkel lächelnd, „und im Schlaf riefst Du so laut, daß ich aufmerksam wurde und der Stimme nachging. Sonst hätte ich Dich wahrlich nicht gefunden.“ „Und nun Du mich gefunden und aus Deinem Vorrath erquickt, Du guter Onkel, laß mich Dir Lebewohl sagen, denn morgen muß ich schon fort sein!“ Der Onkel hielt ihn nicht, schweigend setzten sie eine lange Strecke ihren Weg fort. Robert fühlte sich unsäglich matt, kaum vermochte er sich weiter zu tragen. Kurt bemerkte es. „Armes Kind,“ sagte er, „wie willst Du heute noch nach Hause kommen, Du kannst ja kaum mehr gehn.“ „Das macht, daß ich den ganzen Tag gefastet habe und dazu so weit umhergelaufen.“ „So komm mit mir und iß und trink,“ sagte der Onkel, „hernach kannst Du marschiren.“ Robert sträubte sich anfangs zwar dagegen, aber seine Schwäche siegte über seinen Willen. Die Abendschatten dunkelten schon, als sich die beiden Wanderer dem kleinen Forsthaus näherten. Ein unwillkürliches „Gottlob!“ entrang sich Robert's Lippen. „Du bist mir

ein schöner Held," lachte der Onkel, der dies Wörtchen gehört hatte.

Sie traten in's Zimmer, Käthe hatte sie kommen gesehen und schrak zusammen, als die Beiden so unerwartet herein traten. Sie war todtenbleich und ihre Augen geröthet vom heftigen Weinen. Kurt sah sie einen Moment an, aber er schwieg. Langsam stand sie auf und ging ihnen entgegen. „Gottlob, daß Du da bist!" sagte sie zu Kurt und reichte ihm die Hand. „Hast Du mich denn schon eher erwartet, mein Käthchen?" fragte er lächelnd und strich ihr schönes, braunes Haar glatt. „Ja, es war ein entsetzlicher Tag! entsetzlich lang!" verbesserte sie sich schnell. Robert hatte sich erschöpft in's Sopha gesetzt und stützte den schweren Kopf, so daß er die kleinen Liebkosungen nicht sehen konnte, mit welchen Kurt die junge Frau begrüßte; — sie thaten ihm zu weh.

„Und jetzt erbarme Dich zweier verzweifelter Menschenkinder, mein Käthchen," scherzte der Onkel weiter, „siehst Du, der Robert fällt fast um vor Hunger." „Robert nimmt heute Abschied," sagte Käthe leise und wieder zitterten Thränen in ihren Worten. „Grade deswegen bedarf er doppelter Stärkung," lachte der Onkel und die junge Frau ging hinaus, das späte Mittagsmahl zu besorgen. Mittlerweile war es dunkel geworden, Käthe zündete die kleine Lampe an und trug das Essen auf. Der Onkel war ungewöhnlich guter Laune, er schien die trübe Stimmung gar nicht zu bemerken, die auf Beiden lastete. Er scherzte und fing endlich an, allerlei Anekdoten und Jagdabenteuer zu erzählen. So ging der Abend hin. Als es zehn schlug, stand er auf. „Ach!" sagte er hörbar gähnend, „jetzt fühl' ich's schon, daß ich heut ein paar gute Meilen umhergestreift bin; — nach solch einer Tour ist Einem das Bett schon willkommen." Er steckte seine Laterne an und ging hinaus, die Thüren zu verschließen.

Robert und Käthe blieben allein, nur das laute Pochen ihrer Herzen unterbrach das Schweigen, das jetzt folgte. Endlich brach Robert das Schweigen. „Gib mir den Abendsegen mit auf den Weg, Käthe!" sagte er, „mein Herz verlangt danach, ihn noch einmal zu hören, ehe ich gehe." Gehorsam wie ein Kind stand die junge Frau auf und setzte sich an's Clavier. Ihre Stimme bebte unter Thränen, als sie sang. Robert stand hinter ihrem Stuhl und preßte die gefalteten Hände fest auf's Herz, aus dessen Tiefe ein heißes, angstvolles Gebet auf den Schwingen des Gesanges aufwärts stieg. Die drei ersten Strophen waren gesungen, bei den Worten der vierten:

Kranken Herzen sende Ruh! ꝛc.

überwältigte sie ihr Gefühl, sie schlug die Hände vor's Gesicht und schluchzte. „Singe weiter, Käthe!" bat Robert mit weichem Flehn, „willst Du mir den Segen Deiner Liebe verkürzen?" Und gewaltsam gepreßt hub die junge Frau das Lied von Neuem an. Als hauchte ein Gott ihr die Worte ein, so sang sie zum Schluß die letzte Strophe:

Kranken Herzen sende Ruh,
Nasse Augen schließe zu —
Und die Leiden hoffnungslos,
Gott, nimm bald in Deinen Schooß!

„Habe Dank!" sagte Robert und beugte sich über sie, einen leisen Kuß auf ihre Stirn hauchend — „habe Dank für diese Worte! Lebewohl, bis auf Wiedersehn dort oben!"

Als Käthe den leisen Hauch seines Mundes über ihre Stirn gleiten fühlte, war's ihr, als müsse sie vergehn vor Seligkeit und Schmerz, sie sank zurück, die Hände gefaltet, die Augen geschlossen. — Als sie sie wieder aufschlug, war Robert fort, das Zimmer leer. Sie stand auf und schaute um sich her, sie wußte nicht, wo sie war, sie wußte nur das Eine, daß er fort war. „Für immer," sagte sie laut zu sich und der Klang ihrer Stimme machte sie beben. Sie verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und weinte, weinte, als müsse sie ihre Seele mit den Thränen aushauchen. — Lange saß sie so da, regungslos, mit verhülltem Haupt; — sie hörte nicht, daß die Thür sich leise öffnete, sie sah nicht, daß Jemand eingetreten war und neben ihr stand; — aber wie elektrisirt sprang sie auf, als eine Hand sich auf ihre Schulter legte. Käthe schrie entsetzt auf und entzog sich dem Arm, der sie liebreich umfangen wollte. „Fort, o fort!" stöhnte sie, „das verdien' ich nicht!" Sie glitt zu seinen Füßen nieder,

diese mit ihren Händen umklammernd. Aber sanft hob Kurt die Kniende empor. „Nicht so, Käthe!" sagte er sehr ernst und stützte die Wankende, „das Unglück darf nicht die Sprache der Schuld führen, nicht den Platz einnehmen, der dem Verbrechen gebührt! Armes Kind, nicht Deine Schuld ist es, daß es so gekommen ist!" Er führte sie mild-tröstend zum Sopha und setzte sich neben sie; er schlang seine Arme um die zitternde Gestalt und legte ihr thränenüberströmtes Gesicht an seine Brust. „Meinst Du, ich hätte es nicht kommen gesehn, lange, o lange schon, weit eher, als Ihr selbst es ahntet? Ich hätte seinen Kampf, seine Qual nicht gesehn, die ihn wieder forttrieben in die Ferne? O ich habe Alles gesehn, selbst den heiligen Kuß, der Euren Abschied weihte. Arme Kinder, Ihr habt viel gelitten, aber ich leide nicht weniger, als Ihr!"

Und Robert? — Wie ein Schlafwandelnder kam er in sein Zimmer, ohne Besinnung, ohne Gefühl. Nicht einmal den Schmerz der Trennung fühlte er mehr, die er eben überstanden. Er öffnete das Fenster und setzte sich davor, grade wie damals, da er heimgekehrt war aus der Fremde und die erste Nacht im lieben, stillen Forsthause verlebte. — Es war eine wunderbar helle Nacht, die silberne Scheibe des Vollmonds ruhte über dem Walde; aus den Wiesen stieg der weiße Nebel auf, seine Strahlen bildeten phantastische Gestalten daraus. Mit stumpfer Ruhe schaute Robert in die schweigende Nacht hinaus, stundenlang, bis der Morgen graute. Dann stand er auf, schwang sich mit jugendlicher Leichtigkeit aus dem Fenster und schritt langsam, ohne einen Blick rückwärts zu werfen, aus dem Garten dem Walde zu. Ehe er aber in das Dunkel des Waldes trat, blieb er stehen und breitete die Arme aus, mit schmerzlicher Sehnsucht, der geliebten Heimath seines Herzens zu. — „Lebwohl, lebwohl!" sagte er leise und trat in den Wald, der ihn bald mit seinen tiefen Schatten umfing.

Eine lange, lange Zeit war vergangen, stille, einförmige Tage, bis sie zu Jahren geworden. — Im Forsthause war im Aeußeren Alles beim Alten geblieben; der Onkel Kurt stand rüstig seinem Amte vor und die junge Frau waltete geschäftig in Haus und Garten. Dem Auge des oberflächlichen Beobachters würde es sicher nicht aufgefallen sein, daß im innern Leben der beiden Gatten sich so Manches anders gestaltet hatte. Daß auf der Stirn des Försters sich tiefe Furchen eingenistet hatten, die früher so glatt und heiter gewesen, war freilich wahr; die Leute, mit denen er hin und wieder zusammenkam, sagten wohl: „Der Förster Kurt wird alt; man sieht, daß er's sauer gehabt hat sein Lebelang!" — und wieder Andere sagten: „Er hat auch die Jahre." — Aber die Furchen, die ein tiefer Gram in seinem Herzen gezogen und die viel, viel tiefer waren, als die auf seiner Stirn, sah Niemand, nicht einmal Käthe, der er sie verborgen hielt, um jeden Preis. Reue war die Pflugschaar, die diese Furchen zog, Reue, das geliebte Kind seines Herzens unglücklich gemacht zu haben, ohne Hoffnung auf Erlösung. Selbst sein Tod konnte ihr nicht frommen, denn Robert war verschollen. — Kein Mensch hörte oder wußte etwas von ihm. — Auch Käthe litt im tiefsten Grund ihres Herzens, aber auch sie schwieg. Der Gedanke an Robert folgte ihr, wo sie auch war, die Sorge um ihn, die Furcht für ihn. Sie hätte wohl noch ruhig werden können, hätte sie nur gewußt, wo er war und wie es ihm ging. Sie war noch immer die hübsche, junge Frau, die Jeder gerne sah und gerne hatte, aber sie war still und ernst geworden. — Sie wurde nicht siech und kränkelte, bis der Tod kam, sie zu erlösen von ihrem Leid, wie das so oft erzählt wird, denn sie war stark und gesund und die Arbeit bewahrte sie vor der Verzweiflung, die tödtlich wird; aber die Freuden ihres Lebens waren zu Ende. In ihrem Herzen hatte sie ihn und ihre Liebe zu ihm begraben und ihr junges Leben ihm zum Opfer gebracht; — die Thränen, die sie um ihn, als um einen theuren Todten weinte, sah nur Gott, aber sie weinte sie oft und gern. Sie schmückte das Grab ihrer Liebe damit, wie mit Kränzen und Blumen. —

So waren Jahre vergangen; die beiden Gatten lebten still nebeneinander, wie zuvor.

Das gemeinsame Leid, das sie trugen, band sie noch fester aneinander. Da kam ein Brief aus der Schweiz. Käthe's Herz jubelte vor Entzücken, als sie die geliebten Züge seiner Hand erkannte. Er war nur kurz, aber doch lang genug, um die Trauernde mit Freude zu erfüllen. Robert hatte in der Kunstausstellung zu B. den ersten Preis erhalten. Er hatte eine Scene aus seinem eignen Leben gemalt: zwei Kinder spielten im Walde, ein Knabe und ein Mädchen; der Knabe pflückte Blumen und grüne Kräuter und das Mädchen wand sie zum Kranz. Darunter hatte er die Worte geschrieben: **Asperula odorata.** Der Kopf des Mädchens mit dem schelmischen Lächeln und den klugen, fröhlichen Augen hatte besonders Aufsehen erregt. Der Preis war ihm einstimmig zuerkannt. „Es ist das erste Gemälde, welches ich seitdem gemalt habe," hatte er zum Schluß geschrieben, „Dich, meine theure Käthe! Die Liebe hat meinen Pinsel in die lieblichsten Farben getaucht und die Erinnerung Dein Bild so treu auf die Leinwand gezaubert, daß ich es mit Freudenthränen getauft habe. Fragt mich nie nach den Jahren, die zwischen heut und damals liegen; ich suche sie zu vergessen, oder aus meinem Leben auszustreichen. Aber es will mir noch nicht gelingen; — vielleicht später, mit der Zeit. — Jetzt habe ich mit meiner Vergangenheit abgeschlossen und eine neue Aera öffnet sich mir. Meine Vergangenheit heißt: Liebe und Schmerz; meine Zukunft Begeist'rung und Kunst. Betet für mich, meine Lieben, wie ich für Euch! Gott sei mit Euch!" —

„Nun?" fragte Kurt, als die junge Frau den Brief gelesen und schweigend zur Seite gelegt hatte. „O, nun ist Alles gut!" erwiederte diese und helle Thränenperlen glänzten in ihren Augen. — Mitternacht war längst vorüber, als sich die beiden Gatten erhoben; Beide hatten noch Thränen in den Augen, aber Frieden im Herzen. — „Habe Dank, Du Guter!" sagte Käthe mild, „Deine Liebe hat die Versuchung überwunden, in der ich unterlegen wäre, ohne Dich! Du hast mich Dir und mir wiedergegeben," „Amen!" sagte der alte Förster und zog die Getröstete an sein frohes Herz. —

Indem wir diese Novelle, als diejenige, welche bei der Concurrenz den Preis davon trug, auch im Druck durch größere Schrift auszeichnen, geschieht dies zugleich mit der Nachricht, daß wir vom neuen, dritten Bande an (also mit Nr. 13) dem uns fast allgemein ausgesprochenen Wunsche unsrer geehrten Leser nachkommen, und die Monatshefte überhaupt mit größerer Schrift drucken werden.

Die Verlagshandlung.

Die griechische Geistlichkeit.

Der Mangel an Bildung und die Unwissenheit der Geistlichen der griechischen Kirche, namentlich der niederen Dorfgeistlichen, wird von allen jenen Reisenden gerügt und mit den grellsten Farben geschildert, welche Gelegenheit gehabt haben, die diesfallsigen Zustände genauer kennen zu lernen. Ist dies dort im Allgemeinen und fast ohne Ausnahme der Fall, so gilt es nun auch im Besondern von der Geistlichkeit des Königreichs Griechenland. Auch der neueste Reisende, der Baseler Professor Vischer, in seinen „Erinnerungen und Eindrücken aus Griechenland" stimmt in jene Rügen, Schilderungen und Klagen ausdrücklich mit ein. Nach seiner Mittheilung sind die griechischen Priester im Ganzen mehr Bauern als Theologen; sie entbehren in der Regel aller wissenschaftlichen Bildung. Für die Dorfgeistlichen genügt es, wenn sie nur nothdürftig lesen können. Sie haben als Priester nur die Sacramente zu verwalten, die Evangelien abzulesen und die Litaneien zu singen, und im Uebrigen treiben sie die bäuerlichen Geschäfte wie der geringste Bauer. Die Regierung, so wie Einzelne thun das ihre, um diesem Zustande abzuhelfen. Diesem Zwecke entspricht die theologische Facultät an der Universität Athen und das dortige theologische Seminar, welches bereits vor einigen Jahren durch die Freigebigkeit des Griechen Risaris gegründet worden ist und wozu derselbe Eine Million Drachmen hergab. Im Jahre 1856 beschloß die Regierung, zehn geistliche Schulen im Lande zur Heranbildung einer besseren Dorfgeistlichkeit zu errichten, und sie bestimmte dazu ein Capital von 100,000 Drachmen aus Vermächtnissen und Schenkungen patriotischer Griechen, welche in der Nationalbank untergebracht sind.

Carnot.

(1753 — 1823.)

Von Onno Klopp.



Aus der großen Zahl befähigter Männer, welche die stürmischen Wellen der ersten französischen Revolution aus der Nation zu den höchsten Stellen und Würden des Staates erhoben, hat kaum einer sich bei Freund und Feind einer solchen Anerkennung erfreut, als der Republikaner Carnot. Die Thaten anderer sind glänzender, ruhmvoller, oder auch furchtbarer gewesen, je nach den Verhältnissen und Umständen heftete sich Lob oder Tadel, Segen oder Verwünschung und Fluch an ihre Namen: Carnot erwarb sich das hohe Verdienst, seinem Vaterlande zu nützen, wie kaum ein Anderer, und doch dabei nach Maßgabe menschlicher Dinge sich frei zu erhalten von dem begründeten Hasse seiner Landsleute, wie von der gerechten Erbitterung anderer Nationen gegen seine Person. Liebe mochten wenige Menschen zu dem ernsten, verschlossenen Manne hegen; aber auf die Achtung Aller hatte er sicheren Anspruch, und dieser muß selbst da anerkannt werden, wo der Andersdenkende beklagt, daß Carnot folgerecht nach seinen Grundsätzen in Widerspruch gerieth mit dem ewigen Gesetze des Rechtes und der Menschlichkeit.

Lazare Nicolas Marguérite Carnot wurde 1753 zu Nolay im alten Herzogthume Burgund geboren. Sein Vater war ein wenig bemittelter Advocat und hatte außer Lazare noch siebzehn andere Kinder. Darum sah der Vater Carnot sich genöthigt, den Unterricht seiner Kinder zum Theil selber zu übernehmen. Aus der früheren Jugendzeit des Knaben ist ein Zug erhalten, der damals nicht verstanden und ihm übel ausgelegt, für einen scharfen Beobachter dennoch schon eine Andeutung hätte enthalten mögen, wohin das Streben des Mannes später gerichtet sein würde. Die Mutter Lazare's machte mit ihm eine Reise nach Dijon und nahm dort ihren siebenjährigen, stets bedächtigen und folgsamen Sohn mit in das Theater. Der Gang des Stückes, das dort gegeben wurde, brachte es mit sich, daß auf den Brettern eine scheinbare Artillerie aufgestellt wurde. Während die Schauspieler-Kanoniere sich ordneten, vernahm man plötzlich die Stimme eines Knaben, der von seinem Sitze aus dem Anführer tadelnde Worte zurief. Das Kind wies darauf hin, daß die Kanoniere völlig frei ständen, daß die ersten Schüsse des Feindes von der Festung aus, die man belagern wolle, sie tödten würden. Es rieth, einen Felsenvorsprung zu benutzen, und im Schutze desselben die Kanonen aufzustellen. Die erschrockene Mutter versuchte den eifrigen Knaben, der sonst niemals eine Unart an den Tag legte, zum Schweigen zu bringen. Er ließ sich nicht stören. Die Schauspieler standen bestürzt und lautlos, das zuschauende Publicum brach in ein schallendes Gelächter aus. Damals freilich konnte Niemand ahnen, daß fünfundzwanzig Jahre später die strategischen Gedanken dieses Kindes sein Vaterland von den Heeren der verbündeten Mächte Europas erretten würden.

Als zwölfjähriger Knabe ward Lazare Carnot auf das Gymnasium zu Autun geschickt und verweilte in demselben drei Jahre. Dann besuchte er das dortige Seminar und zeigte beim Abgange von demselben als sechzehnjähriger Jüngling schon dieselbe Festigkeit, die in seiner späteren Laufbahn ein hauptsächliches Merkmal seines Charakters war. Die Sitte an diesem Seminar verlangte, daß der abgehende Schüler öffentlich einen Satz vertheidigte. Jeder Zuhörer hatte das Recht, Einwendungen zu machen. Damit jedoch aus diesem Gebrauche für die Anstalt nicht ein Nachtheil erwüchse, stellte sich ein Lehrer hinter die Bühne des jungen Redners, um ihn, falls er irrte, auf den rechten Weg zurück zu lenken und die ganze Sache zu überwachen. An dem Tage, wo Carnot auftreten sollte, waren die fremden Hörer schon versammelt, als plötzlich der sonst so folgsame Zögling erklärte: er werde seinen Satz nicht anders vertheidigen, als ohne Souffleur, wie er sagte. Alles Zureden scheiterte an seiner Festigkeit. Man mußte entweder die Feierlichkeit aufgeben oder ihm seinen Willen lassen. Die Lehrer entschlossen sich trotz ihres Unmuthes zu Letzterem, und Carnot führte seine Sache so glänzend, daß selbst die Lehrer besänftigt und freundlich ihm Glück wünschten.

In dem Seminar zu Autun hatte der junge Carnot mit so gewissenhafter Pünktlichkeit den

Andachtsübungen obgelegen, daß in seiner Familie der Gedanke rege ward, ihn für die Kirche zu bestimmen. Seine eigene Neigung jedoch entschied für die militärische Laufbahn, und er ward zu diesem Zwecke nach Paris in eine Vorbildungsanstalt geschickt. Als er dort nach seiner früheren Weise wie im Seminare von Autun mit gewissenhafter Treue seine religiösen Uebungen fortsetzte, erregte er den Spott seiner Kameraden. Durch Spott und Scherze ließ Carnot sich nicht von seinem Wege abbringen; dagegen suchte er theologische Bücher in die Hände zu bekommen, um sich gegen alle Angriffe auf seine Gefühle und Gewohnheiten mit Gründen zu waffnen. Was auch immer das zu heilen, ist nicht immer möglich; man muß es der Zeit überlassen sie abzustumpfen und Einer muß Nachsicht haben mit dem Anderen."

Von der Theologie wendete sich der junge Carnot mit lebendigem Eifer zu seiner eigentlichen Wissenschaft, der Mathematik, und zeichnete sich bald vor seinen Altersgenossen aus. Der berühmte d'Alembert war mit dem Lehrer Carnot's befreundet, und pflegte häufig die Anstalt desselben zu besuchen. Bei einem solchen Anlasse fiel ihm Carnot auf. Er wendete sich mit freundlichen Worten an den Jüngling und verkündete ihm eine große Zukunft. Die Worte des berühmten Mannes prägten sich tief dem jugendlichen Gemüthe



Lazare Nicolas Marguérite Carnot.

Ergebniß seines Studiums und Nachdenkens gewesen sein mag, Carnot schwieg fortan zu allen diesen Gesprächen und hielt diesen Grundsatz fest durch sein ganzes Leben. Sein Verhalten gegen Andere war Duldung jeder religiösen Meinung. „Allgemeine Duldung," sagte er später, „ist das Bekenntniß, das ich laut und offen ausspreche. Ich hasse den Fanatismus und bin überzeugt, daß der Fanatismus des Unglaubens, den Marat und der Vater Duchesne in Gang gebracht haben, der schrecklichste von allen ist. Es ist unrecht, die Menschen zu tödten, um sie zum Glauben zu zwingen; aber nicht minder ist es unrecht, sie zu tödten, um sie vom Glauben abzubringen. Die Vorurtheile Anderer durch Vernunftgründe ein, und die dankbare Erinnerung für diese Aufmunterung blieb in Carnot stets lebendig.

Als er früher als gewöhnlich seine Vorbereitung vollendet hatte, meldete Carnot sich zur Prüfung. Doch um die militärische Laufbahn des jungen Mannes zu sichern, reichte das überaus günstige Ergebniß seiner Kenntnisse noch nicht hin. Zwar des Adels bedurfte Carnot zum Eintritte in das Genie-Corps nicht; allein der Vater mußte nachweisen, „daß er," um mit Arago zu reden, „niemals ein Schiff in ferne Länder gesandt habe, um die Erzeugnisse des französischen Bodens und französischen Fleißes gegen andere Producte einzutauschen, mit welchen die Natur fremde Länder gesegnet hat; er mußte nach-

weisen, daß seine Hand niemals, selbst nicht um Bibel oder Evangelium zu drucken, Guttenberg's bewegliche Lettern zusammengefügt; er mußte nachweisen, daß er sich nie an dem Bau eines jener wunderbaren Instrumente betheiligt hatte, welche die Zeit messen oder die Tiefen des Raumes ergründen." Also verlangten es die Gesetze Frankreichs im Jahre 1771, wie fast überall in Europa. Als solchen Forderungen Genüge geleistet war, trat Carnot, achtzehn Jahre alt, als Lieutenant zur weiteren Fortbildung in die Schule des Genie-Corps.

Zwei Jahre später versetzte man ihn nach Calais. Hier bot sich seinen Studien in seiner Stellung selbst eine reiche Nahrung. Denn, wie schon die Wissenschaft der Befestigung seinen Fleiß hauptsächlich in Anspruch genommen hatte, so trat hier in Calais durch den Wechsel von Ebbe und Fluth zu den schwierigen Fragen eine neue hinzu. Doch auch darauf beschränkte sich die Thätigkeit des zwanzigjährigen Mannes nicht. Seine Kameraden nannten ihn ein Original oder einen Philosophen. In der That mochte es ihnen gar seltsam vorkommen, daß der zwanzigjährige Lieutenant sich ihren Ergötzlichkeiten entzog, um daheim sich mit dem Lesen des Thucydides zu beschäftigen und Seekarten zu verfertigen. Die Erfindung des Luftballons erregte seine Aufmerksamkeit. Eine neue Welt schien damals sich zu erschließen, die Gegenden der Erde, die nie der Fuß eines Europäers betrat, schienen sich dem kühnen Luftschiffer eröffnen zu müssen. Der Verkehr der Nationen, der friedliche, wie der feindliche, mußte ein anderer werden. Man dachte an Treffen und Belagerungen in der Luft, an die Mittel zur Abwehr. Man fühlte, daß auch die ausschweifendste Phantasie nicht entfernt zu ahnen vermöge, was werden müsse und werden könne. Allein es fehlte zu dem Allen nur die zweite Erfindung, ohne welche die erste nicht fruchtbringend werden kann: diejenige der willkürlichen Lenkung des Luftballons. An die Lösung dieser Frage, die, wenn nicht unmöglich, doch eine der schwierigsten ist, die der Menschengeist sich bisher gesteckt hat, setzte auch der jugendliche Carnot allen Fleiß und alle Mühe. Er reichte der Akademie in Paris eine Abhandlung ein, durch welche er glaubte das Ziel erreicht zu haben; allein die Arbeit ruht auch noch bis heute in den Archiven des Institutes zu Paris.

Mehr Anklang fand Carnot durch eine andere Arbeit. Zu Dijon bestand eine Akademie, welche sich eine Tochter der französischen zu Paris nännte. Sie hatte einige Jahrzehnte zuvor Aufsehen erregt durch die Stellung der Preisaufgabe: ob der Fortschritt der Künste und Wissenschaften zur Reinigung der Sitten beigetragen habe. Sie hatte noch mehr Aufsehen erregt, als sie den Preis für die Beantwortung dieser Frage dem noch wenig genannten Genfer Philosophen Jean Jaques Rousseau zuerkannte, der durch die Verneinung derselben und den Preis der Akademie seinen Ruf begründete. Im Jahre 1784 forderte diese selbe Akademie auf zu einer Lobrede auf den Festungsbauer Vauban. Um diesen Preis bewarb sich Carnot. Das Lob jenes Marschalls war bereits aus dem Munde Fontenelle's mit einer Beredtsamkeit gesprochen, gegen die der Wetteifer ein nicht geringes Wagstück war. Fontenelle drängt die militärische Thätigkeit Vauban's in die wenigen Worte zusammen: „Vauban leitete die Arbeiten an dreihundert Festungen, er erbaute dreiunddreißig neue, belagerte dreiundfunfzig Plätze und nahm Theil an einhundertundvierzig Gefechten." Nicht minder einfach und klar bezeichnet er die moralische Seite des berühmten Kriegers: „Vauban's Sitten blieben von den glänzendsten Auszeichnungen unberührt, und er bedurfte zu diesem Siege nicht einmal eines Kampfes. Er schien mit einem Worte ein Römer, den unser Jahrhundert den glücklichsten Zeiten der Republik entnommen hätte."

Es stand fast zu erwarten, daß Carnot, dessen Leben hauptsächlich dem Studium der Befestigungen zugewendet war, den großen Meister dieser Kunst, den Frankreich hervorgebracht hatte, von dieser Seite her preisen und die Verdienste desselben auseinandersetzen würde. Aber dann kam er in Gefahr Aehnliches oder dasselbe zu sagen, was Fontenelle gesagt hatte, und die Aufforderung zur Vergleichung lag nahe. Nicht dahin wendete sich Carnot. Fontenelle hatte eine Seite der Thätigkeit Vauban's völlig außer Acht gelassen, er hatte ihrer und zwar aus guten Gründen für sich selber nicht einmal erwähnt. Vauban hatte im Schmerze über den traurigen Zustand seines Vaterlandes unter Ludwig XIV. den Druck der furchtbaren Abgaben beleuchtet und namentlich nachgewiesen, wie dieselben nur den einen Theil des Volkes drückten, den arbeitenden, während der andere, die Müßiggänger, frei von allen Lasten ausgingen. Diese Schrift Vauban's: „Der königliche Zehnte" hatte bei seinem Könige alle seine Verdienste federleicht in die Höhe geschnellt. Der berühmte Marschall hatte den vollen Zorn des Despoten auf sich gezogen, der die Millionen seiner Unterthanen nur seinetwegen geschaffen wähnte, und war in Ungnade entlassen. Fontenelle war Präsident der Akademie gewesen: hätte er als solcher, auch wenn er gewollt hätte, ohne Furcht vor gleichem Geschick in jenen Zeiten einer solchen That und einer solchen Gesinnung Vauban's auch nur Erwähnung thun dürfen?

Carnot trug nicht ein ähnliches Bedenken. Nicht Vauban's durchdringender Verstand, nicht

die Schärfe und Klarheit der Gedanken war für Carnot die Hauptsache, sondern die Vorzüge des Herzens, Vauban's Tugenden und Vaterlandsliebe. „Er gehörte," sagte Carnot, „zu denjenigen Menschen, welche von der Natur ausschließlich zum Wohlthun der Welt geschenkt werden, welchen wie den Bienen das Bedürfniß angeboren ist, für das allgemeine Wohl zu wirken, welche ihr eigenes Schicksal nicht von demjenigen des Staates trennen können, und welche als wahre und echte Mitglieder des gesellschaftlichen Verbandes mit der Menschheit leben und blühen, mit ihr leiden und schmachten." Dann wandte er sich zu der Schrift von Vauban über den königlichen Zehnten und zollte ihr seinen vollen Beifall. Er nannte die Vertheilung der Abgaben in Frankreich barbarisch, noch barbarischer die Art sie zu erheben. Er tadelt mit den schärfsten Ausdrücken die Vorrechte, die Steuerfreiheit der Müßigen, die bei der Einrichtung der gesellschaftlichen Zustände ausschließlich bedacht seien. Er faßt sein Urtheil über die bevorrechteten Stände in die Worte zusammen: „Sie beginnen erst mit ihrem Tode nützlich zu werden; denn sie beleben die Erde nur, wenn sie in dieselbe zurückkehren."

Die Akademie würdigte die Bestrebungen des jungen Officiers und krönte seine Arbeit mit ihrem Preise. Der Naturforscher Buffon nannte das Werk ein wohlgefälliges und nützliches, den Stil edel und fließend. Seltsamer als dies Lob muß es für uns erscheinen, daß der Prinz Condé und der Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder des Königs Friedrich II., nach der Vorlesung, welcher sie beigewohnt hatten, dem jungen Manne ihre Anerkennung aussprachen, und daß der Prinz Heinrich ihn für Preußen zu gewinnen suchte. Ein vollkräftiger, selbstbewußter Mann wie Carnot, der durch Geburt, Erziehung, Neigung dem Bürgerstande angehörte, hätte sich mit dem preußischen Junkerthum, welches damals im Genusse aller seiner Vorrechte verachtend auf den Bürger niederschaute, viel weniger noch befreunden können, als mit der französischen Aristokratie. Er hätte die Verkehrtheiten des damaligen preußischen Staatswesens schärfer und ernster geißeln müssen, als Mirabeau es that. Allein jene Prinzen dachten nicht so weit. Damals hatte noch nicht die französische Revolution schreckensvoll die Lehre ausgesprochen, daß die Philosophie und der Liberalismus und alle moderne Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts sich nicht auf die vornehmen Kreise der Höfe beschränkten, daß sie vielmehr Eingang gefunden in das Volk bis zu den untersten Schichten, und daß eben diese einmal beflissen sein würden, nach ihrer Art die Worte in Thaten auszuprägen. Diese freilich konnten dann weniger gefallen, als die vornehme Schönthuerei in Paris, Berlin und Petersburg mit dem Wortgeklingel liberaler Phrasen.

Carnot kehrte in seine Garnison zurück und widmete sich nach wie vor seinen Studien der Mathematik und Physik. Während er sich mit der Ergründung der Gesetze beschäftigte, die in der Anwendung von Maschinen die Kraft des Menschen vervielfältigen, deren Erkenntniß einst den Physiker von Syrakus befähigte, das stolze Wort auszusprechen: *δός μοι που στῶ*, gib mir einen festen Punkt außerhalb der Erde und ich hebe sie aus ihren Angeln; während Carnot sich beschäftigte nachzuweisen, wie solchem Gewinne an Kraft des Menschenarmes der Verlust an Zeit entspreche, und während er für die Hindernisse der Bewegung die festen mathematischen Formeln fand, die seinem Namen in der Geschichte dieser Wissenschaft Bedeutung geben: erhoben sich aller Orten in Frankreich die Vorboten des nahenden Sturmes der Revolution. Sie fand in Carnot einen begeisterten Anhänger.

Im Jahre 1791 ward Carnot, der damals als Hauptmann zu St. Omer stand, als Vertreter des Departements Pas-de-Calais in die Nationalversammlung gewählt. Im Jahre darauf saß er in dem Convente, der die Republik proclamirte. Er war Mitglied dieser Versammlung, als sie sich zum Kläger und Richter über den unglücklichen König Ludwig XVI. aufwarf. Carnot*) stimmte für den Tod mit den Worten: Jamais, je l'avoue, devoir ne pèsa davantage sur mon cœur. Was für eine Pflicht mochte es sein, die Carnot Solches gebot? Oder war es eine leere Phrase, hinter welche seine eigene Furcht sich verschanzte? — Die Festigkeit und Entschiedenheit, mit welcher Carnot zu aller Zeit jeder Gefahr in's Auge sah, bürgt dafür, daß auch damals seine Aeußerung nicht, wie bei so Vielen, hervorgerufen ward durch die persönliche Furcht vor der tobenden, blutgierigen Menge. Daß der scharfe, klare Verstand des rechtlichen Mannes durch die Leidenschaft so sehr getrübt worden sei, in dem unglücklichen Könige wirklich einen todeswürdigen Verbrecher zu erblicken, über welchen das Gericht ihm zustehe, den zum Tode zu verurtheilen seine Pflicht sei, ist nicht minder unwahrscheinlich. Carnot glaubte, wie viele Andere, nur durch den Tod des Königs sein Vaterland vor dem Bürgerkriege retten zu können. Diese Pflicht stand ihm höher als eine andere, und in der

---

*) Es ist zu erwähnen, daß Arago in der Gedächtnißrede auf Carnot behauptet, derselbe sei in jenen Tagen, wo der Convent das Urtheil sprach, Januar 1793, im Auftrage des Conventes fern von Paris bei der Armee gewesen. Arago unterstützt seine Behauptung, die im Widerspruche mit allen andern Nachrichten steht, nicht durch ein Citat einer Quelle. Jene Worte sind zu finden bei Wachsmuth: II. 65.

Ausführung derselben machte er sich zum Mitschuldigen des furchtbaren Trauerspieles.

Die Heere der fremden Mächte drangen siegreich vor. Bei Neerwinden erlitt im März der General Dumouriez eine bedeutende Niederlage. In Folge dieser Nachricht faßte der Convent im April 1793 den Beschluß: es solle ein Ausschuß der öffentlichen Wohlfahrt und der allgemeinen Vertheidigung errichtet werden. In die Hände dieses Wohlfahrtsausschusses von neun Mitgliedern, die für einen Monat gewählt wurden, legte der Convent die gesammte vollziehende Gewalt. Er bestimmte, daß jede Angelegenheit in diesem Ausschusse gründlich in Ueberlegung gezogen und dann durch Stimmenmehrheit entschieden werden solle. Der Beschluß in dieser Weise war unausführbar; denn eine Bergeslast von Arbeit legte sich auf die Schultern der wenigen Männer. Frankreich war im Kriege mit fast allen Mächten rund umher. Im Innern gährte es an allen Orten, weil die neuen Einrichtungen des Conventes unzählige Interessen verletzten. Tagtäglich liefen von allen Seiten, von den Grenzen und aus dem Innern des Landes Haufen von Berichten ein, die einer schleunigen Erledigung harrten. Darum sah man sich genöthigt, eine andere Einrichtung einzuführen. Die Mitglieder des Ausschusses kamen unter sich überein, die Arbeit zu theilen, und einen Jeden in seinem Departement walten zu lassen. In jeder dieser Abtheilungen war die Unterschrift des Einzelnen, dem dieselbe anvertraut war, gültig und verantwortlich machend, die Hinzufügung der anderen ward als eine Form betrachtet. Carnot, der bald in den Ausschuß gewählt ward, erhielt das Kriegswesen unter seine alleinige Leitung. Das furchtbare Kleeblatt: Robespierre, St. Just, Couthon, ferner Collot d'Herbois, Barrère und mehre andere Schreckensmäner gleichen Schlages beschäftigten sich mit der Politik, mit der allgemeinen Polizei und den Sicherheitsmaßregeln. Allmonatlich wurden diese Mitglieder des Ausschusses wieder gewählt.



General Dumouriez bei Neerwinden.

Und nun begann die Zeit des Grauens und des Entsetzens, die Zeit, welche auf Jahrhunderte und Jahrtausende der Menschengeschichte hin der einzige Name Robespierre kennzeichnet. War Carnot, das bleibende Mitglied dieses Wohlfahrtsausschusses, Mitschuldiger an den Thaten desselben? Die Frage ist mit Ja und Nein zu beantworten, je nachdem man sie auffaßt. Carnot war Mitschuldiger durch die Verbindlichkeit, die er eingegangen war, die Unterschrift seiner Amtsgenossen in den ihnen zugewiesenen Angelegenheiten, auch wo er diese nicht kannte, als gültig und ihn selber mit verantworlich machend anzusehen. Aber die Verhältnisse lagen so, daß er kaum anders konnte. Tag und Nacht

in seine Arbeiten versenkt, erfuhr er nur einen Theil dessen, was um ihn her vorging. Auch so freilich mußte er des Entsetzlichen genug erfahren. Allein der offene Widerspruch gegen jene Anderen in den Angelegenheiten ihres Faches hätte ihn nutzlos in's Verderben gestürzt, hätte seinem Vaterlande die Kraft entzogen, die Carnot in sich selber fühlte, die dieser Ruhm kommt hauptsächlich auf die Rechnung Carnot's. „Es thut mir bitter leid," sagte Robespierre eines Tages zu einem seiner Vertrauten, „daß ich von dem Wirrwarr von Linien und Farben auf diesen Karten nichts verstehe. Ach, hätte ich in meiner Jugend die Kriegskunst studirt, so brauchte ich mich nicht allemal, wenn es sich um unsre



Collot d'Herbois. Barrère.

seine Freunde wie seine Feinde in ihm anerkannten. Carnot klammerte sich an den Gedanken: Lieber mein Ruf gehe unter als das Vaterland. Er hoffte auf die Gerechtigkeit späterer Zeiten. Diese Hoffnung hat ihn nicht getäuscht. Kein Geschichtschreiber hat den Namen Carnot's zu jenen der blutgierigen Menschen geworfen. Es ist schon damals sogleich und nachher oft bezeugt, daß seine Hand unsichtbar helfend und rettend auch von solchen, die er nicht kannte, das drohende Verhängniß abgewehrt habe.

Das Opfer, welches Carnot hier durch seine stillschweigende Unterordnung brachte, ward für Frankreich zur vollen Genüge aufgewogen durch seine Thätigkeit nach außen. So schwer die Anklagen sind, welche Recht und Menschlichkeit gegen den entsetzlichen Wohlfahrtsausschuß erheben: so gebührt demselben auf der anderen Seite in den Augen der Franzosen der Ruhm, ihr Vaterland gerettet zu haben von der Ueberlast seiner Feinde. Und Heere handelt, dem widerwärtigen Carnot unterzuordnen." Diese Worte lösen das Räthsel, warum nicht auch Carnot seinen Kopf dem dreieckigen Messer darbringen mußte. Er stand für sich und huldigte keiner der Parteien, die sich auf Tod und Leben bekämpften. Er mißbilligte die Vernichtung der gemäßigten Girondisten. Er besuchte weder die Clubs der Cordeliers, deren Vorgänger der stürmische Danton war, noch die der Jacobiner, denen Robespierre voranschlich. Allein Alle fühlten und wußten, daß sie, daß Frankreich Carnot nicht entbehren konnten.

Als Carnot im Jahre 1793 die Leitung des Kriegswesens übernahm, waren die Heere der Republik im entschiedenen Nachtheile, das Aufgebot in Masse (levée en masse) war erschollen. In Begeisterung oder in Schrecken hatten sich hunderttausende gesammelt. Aber sie waren ungeordnet, ungeübt, es fehlte an vielen nöthigen Dingen, an Salpeter, an Kanonenmetall, an Leder. Die Befehle des

Wohlfahrtsausschusses machten das Unmögliche möglich. Aus einem Boden, der bis dahin nur für chemische Zwecke Salpeter geliefert hatte, ward er nun in ungeheuren Massen gewonnen. Das Leder ward nicht wie sonst in Monaten, sondern in Tagen bereitet. Alle Kräfte des Leibes und der Seele schienen höher gespannt zu sein. Die Chemie und die Physik boten der Begeisterung ihre Dienste. Von dem Willen des Wohlfahrtsausschusses schien es abzuhängen, welche neue Erfindungen gemacht werden sollten. Die Thätigkeit war gewaltig, oder, wenn man lieber will, grauenerregend. Die Pulverfabrik von Grenelle lieferte täglich 3,500 Pfund Pulver, die Zahl der Stückgießereien stieg von sechs auf fünfundvierzig, welche zusammen jährlich zwanzigtausend Kanonen lieferten. Zum Metall für dieselben dienten die Glocken der Klöster und Kirchen. Die Pariser Gewehrfabrik lieferte binnen einem Jahre 140,000 Flinten. Carnot organisirte in kurzer Zeit aus der Menge der Ausgehobenen vierzehn Armeen und schickte sie gegen die Angreifer von allen Seiten. Sein Auge durchspähte die Reihen der Unterofficiere und kein Talent entging seiner Nachforschung. Ein junger Sergeant reichte ihm eine Schrift ein über einen Angriff auf Belgien. Wenige Monate nachher stand dieser ehemalige Sergeant als commandirender General Hoche an der Spitze von Armeen. Carnot und diese Generale, die er aus dem Staube emporhob, führten eine neue Taktik ein, welche mit schneller Anhäufung großer Heeresmassen auf einen Punkt unglaubliche Erfolge errang, und ihre Gegner sahen sich besiegt, wo sie nach den Grundsätzen der Schule des siebenjährigen Krieges gar keinen Angriff zu erwarten gehabt hatten. Wo es nöthig schien, eilte Carnot selber zum Heere. Gegen das Ende des Jahres 1793 belagerte der Prinz von Coburg mit sechzigtausend Mann die Festung Maubeuge. Wenn die Festung fiel, so war die Gefahr für das nördliche Frankreich groß, der Weg nach Paris schien geöffnet. Carnot beschloß, daß der schwächere General Jourdan eine Schlacht liefern solle. Er selber eilte zum Heere. Jourdan war bereit, Beide ordneten den Plan. Coburg war seiner Sache so gewiß, daß er gesagt haben soll: Wenn die Republikaner hier ihn schlügen, so wolle er selber Republikaner werden. Carnot befahl dem General Gratien, seine Truppen zum Angriff zu führen. Es geschah; aber die Oesterreicher warfen die Franzosen zurück. Zornig trat Carnot mit seiner Schärpe als Deputirter des Convents vor die Fronte des wieder gesammelten Heeres, ließ dem General Gratien den Degen abnehmen und erklärte ihn für cassirt. Dann ergriff Carnot selber eine Muskete, trat an die Spitze der Colonne und befahl den abermaligen Sturm. Die Begeisterung der Franzosen kannte kein Hinderniß mehr, mit Carnot an der Spitze drangen sie in das Dorf Wattignies, den Schlüssel der feindlichen Stellung. Der Sieg war auf Seiten der Republikaner und Maubeuge war entsetzt. Auf ähnliche Weise hatte Carnot früher den Engländern die bedrohte Stadt Furnes entrissen.

Im Jahre 1794 war Carnot die Seele aller Thaten des französischen Heeres. Die Zahl desselben betrug im Juli 972,404 Streiter. Seine Vorschriften an die Führer der vierzehn Armeen bezogen sich nicht bloß auf allgemeine Anordnungen; sie bestimmten die Aufstellung im Einzelnen, sie wiesen an, wo ein Treffen zu liefern sei. Dabei leisteten ihm die Kriegsarchive aus der Zeit Ludwig's XIV. vortreffliche Dienste.

Am Schlusse des Jahres mußte Carnot einen vollständigen Bericht dessen einreichen, was in dem Feldzuge von siebzehn Monaten ausgerichtet war. Es mag genügen, den Schluß dieser Liste ohne alle für Deutschland doch immer nur so traurige Bemerkung herzusetzen:

27 Siege, 8 davon in regelmäßiger Schlacht.
120 Gefechte von geringerer Bedeutung.
80,000 getödtete Feinde.
91,000 Gefangene.
116 feste Plätze oder bedeutende Städte erobert, unter ihnen 36 durch Belagerung oder Einschließung.
230 Forts oder Schanzen genommen.
3800 Geschütze.
70,000 Gewehre.
1,900,000 Pfund Pulver.
90 Fahnen.

Während Carnot in seine Arbeiten versenkt nur dem Kriegswesen der Republik lebte, wuchs die Erbitterung gegen den Wohlfahrtsausschuß. Im Mai 1794 gaben sich die Vorboten kund, daß zwischen Robespierre und den Anhängern des gestürzten Danton ein Entscheidungskampf bevorstehe. Diesem Ueberreste der Cordeliers schlossen sich alle Andern an, die aus sich nicht wagten, dem furchtbaren Triumvirate Trotz zu bieten. Am 8. Thermidor suchten Robespierre, St. Just und Couthon ihren Gegnern zuvorzukommen. Sie eröffneten den Angriff durch den Antrag der Reinigung des Wohlfahrtsausschusses. Allein ihre Zeit war um. Der Convent wagte es, eine andere Meinung zu haben als diejenige seiner Despoten. Die Anklage, die von Robespierre ausging, wendete sich am folgenden Tage gegen ihn. Er zerschmetterte sich die Kinnlade durch einen Pistolenschuß, doch vergebens: er und seine Genossen starben am 10. Thermidor 1794 unter der Guillotine.

Die Revolution verschlang ihre eigenen Kinder, stufenweise hatten die Parteien einander vernichtet. Die Girondisten waren vor

den Cordeliers und Jacobinern gefallen, die Cordeliers vor den Jacobinern, die Jacobiner vor den vereinigten Resten der anderen Parteien. Der Jacobinerclub ward geschlossen. Die Greuel hörten darum freilich noch nicht auf; aber langsam stillten sich die stürmenden furchtbarem Hohne der Name des Anakreon der Guillotine brandmarkt, und zwei andere eine Anklage erhoben. Carnot trat für sie auf. Er bezeugte, daß sie sich Robespierre widersetzt hätten. Es ward gesagt, daß der Wohlfahrtsausschuß, um ungestört zu sein,



Robespierre's Fahrt zur Guillotine.

Wogen. Die noch vorhandenen gefangenen Girondisten, dreiundsiebenzig an der Zahl, wurden wieder in den Convent zugelassen. Gegen den unglücklichen Westen, gegen die Bauern der Vendee, die für ihre Religion und das Geschlecht ihrer Könige zu streiten meinten, war bis dahin ein grausamer Vernichtungskampf geführt. Carnot beantragte eine Amnestie und sie ward gewährt. Nur auf den früheren Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses lastete der allgemeine Haß noch gar zu sehr. Schon am 3. October ward gegen Barrère, den mit

Carnot in sein Bureau gebannt habe. Er leugnete dies. Er gestand nur, daß er mehrere Schriften unterzeichnet habe, ohne sie zu lesen. Das unterlag bei der Natur der Sache keinem Zweifel. Er fügte hinzu, daß er seine Sache von derjenigen der Anderen nicht trennen werde. Diese Erklärung rettete Jene, doch nicht für lange. Die Reaction war im Steigen und der wohl begründete Haß ließ seine Opfer nicht los. Im Mai 1795 erneuerte sich die Anklage gegen alle ehemaligen Mitglieder des Ausschusses, auch Carnot mit inbegriffen.

Da rief eine Stimme: „Carnot hat den Sieg der Republik organisirt.“ Dies Wort, das die Thätigkeit des seltenen Mannes zeichnete, entwaffnete den Ankläger und rettete Carnot.

An die Stelle des National-Conventes trat im Jahre 1795 der gesetzgebende Körper, als dessen Mitglied Carnot durch die Wahl von vierzehn Departementen berufen wurde. Die neue Verfassung des erschütterten Landes stellte an die Spitze der Verwaltung fünf Directoren. Carnot widersprach, er wies darauf hin, daß dieses Collegium von fünf verschiedenen Charakteren stets der nöthigen Freiheit und Schnelligkeit ermangeln würde. Er ward überstimmt, fügte sich und ward Mitglied dieser Behörde. Abermals ward ihm nun die alleinige Leitung des Kriegswesens übertragen und er führte den alten Geist zurück. Der Bürgerkrieg in der Vendee, der auf's Neue ausgebrochen war, ward beendet. Jourdan und Moreau drangen siegreich in Deutschland vor. Die Anführung der Armee in Italien dagegen vertraute Carnot einem jungen Manne, der zuerst bei der Belagerung von Toulon genannt, hernach in Paris mit unerbittlicher Anwendung aller Waffengewalt einen Aufstand der Sectionen von Paris niedergeschlagen hatte. Dieser damals fünfundzwanzigjährige Mann war Napoleon Bonaparte. Der Feldzug in Italien erwarb ihm den Ruhm des ersten Meisters im Kriege; dennoch ist aus den Briefen des jungen Generals an Carnot, dessen Befehle und Pläne er sich zu wiederholten Malen erbittet, mit Gewißheit zu ersehen, daß Carnot einen bedeutenden Antheil an dem Gelingen der Unternehmungen hatte.

Während Bonaparte sich als Feldherr mit Ruhm bedeckte, vergaß er nicht, auch die Wissenschaft zu ehren. Auch dazu gab ihm Carnot den Anstoß in einem merkwürdigen Briefe. „Als wir Ihnen, Herr General,“ schreibt Carnot an ihn, „durch unsern letzten Brief empfahlen, die berühmten Künstler in den Ländern, in denen Sie sich befinden, zu besuchen, haben wir Ihnen besonders den berühmten Mailänder Astronomen Oriani als einen solchen bezeichnet, der von den republikanischen Truppen beschützt und geehrt werden soll. Das Directorium wird es gern hören, wenn Sie diesem ausgezeichneten Gelehrten gegenüber seine Absichten ausgeführt haben, und ersucht Sie deswegen zu berichten, was Sie gethan haben, um dem Bürger Oriani das Interesse und die Achtung zu bezeugen, welche die Franzosen stets für ihn gehabt haben, und um ihm zu beweisen, daß sie mit der Liebe zu Ruhm und Freiheit die Liebe zu Künsten und Talenten verbinden.“

Bonaparte war sehr beflissen, diese Liebe zu Künsten und Wissenschaften auch auf eine andere Weise zu zeigen. Er verlangte von Paris aus Angaben über Gemälde und Sculpturen in den Städten Italiens, Nachweisungen über Handschriften in den Bibliotheken, und forderte von den kleinen Machthabern Italiens die Auslieferung solcher werthvollen Gegenstände als Bedingungen des Friedens. Der Papst mußte hundert Gemälde und fünfhundert Handschriften der vaticanischen Bibliothek nach der Auswahl der Franzosen anbieten. Nach ähnlichem Verhältnisse wurde mit Parma und anderen kleinen Staaten verfahren. Bonaparte kannte die Franzosen, die bis auf den heutigen Tag in diesen Wegführungen, wenn wir dieses gelinde Wort hier gebrauchen dürfen, eine schöne Seite ihrer Moral und Civilisation erblicken. Wie noch neuerdings selbst der berühmte Franzose Arago sich lobend darüber ausgesprochen hat, so dürfen wir auch nicht erwarten, daß der Franzose Carnot das Benehmen getadelt hätte. Er schrieb an den General Bonaparte: „Sie betrachten den Ruhm der schönen Künste als innig verbunden mit demjenigen des Heeres, welches Sie anführen, und allerdings ist die Zeit gekommen, wo die Herrschaft derselben sich nach Frankreich übersiedeln muß, um diejenige der Freiheit zu befestigen und zu verschönern. Wir müssen Frankreich verherrlichen und bereichern mit allen kostbaren Werken, die der Menschengeist in jenem blühenden Lande hervorgebracht hat. Dann wird Ihr ruhmvoller Feldzug die Verwüstungen des Vandalismus auf unserm Boden wieder gut machen.“ Carnot scheint hierbei jedoch über den Vandalismus in einigem Irrthume zu stecken. Was man dem Vandalenkönige Genserich zur Last legen kann, ist nicht eigentlich die Zerstörung; sondern Genserich benutzte die Gelegenheit seiner Siege in Italien, um in der Weltstadt Rom die Schätze und Kunstwerke einzupacken und hinüber in sein Reich Afrika zu senden. Ob er damit beabsichtigte, die Herrschaft der Künste in Afrika zu sichern, möchte allerdings fraglich sein: es war ihm mehr um den materiellen Werth an edlen Metallen, Marmor und Elfenbein zu thun. Daß jedoch auch Bonaparte für die Freiheit, die er den Italienern brachte, neben jenen Kunstwerken die Gegenstände von reellem Werthe nicht verschmähte, ersehen wir daraus, daß der Papst außer jenen Schätzen auch fünfzehn und eine halbe Million Franken bezahlen mußte. Bonaparte bestritt elf Monate hindurch in Italien alle Kosten des Heeres mit den besonderen Belohnungen von italienischem Gelde und schickte dazu noch dreißig Millionen Lire nach Frankreich. Das aus Lodi, Mailand und Bologna geplünderte Silberzeug der Kirchen füllte einundzwanzig Kisten. Auch ist nicht anzunehmen, daß Carnot ihm dieses übel genommen habe; denn Frankreichs Kräfte waren erschöpft und

das Heer unter Moreau in Deutschland bedurfte gar sehr der Beihülfe.

Es war Carnot nicht lange mehr verstattet, als Mitglied des Directoriums die Oberaufsicht über das Kriegswesen zu führen. Der Kampf der Parteien in der durchwühlten Republik währte fort, und was Carnot von dem Nachtheile der Vielköpfigkeit im Directorium voraus gesagt hatte, traf gar bald zu seiner eigenen Gefahr ein. Er hatte nur als Theoretiker diesen Uebelstand beleuchtet, in der Praxis selber fehlte ihm der richtige Blick. Der Streich, den sein Amtsgenosse Barras und die Verbündeten desselben gegen ihn führten, traf ihn fast völlig unvorbereitet. Seltsamer Weise ward Carnot, ward aus der Liste der Mitglieder des Nationalinstitutes gestrichen. Dies Institut für die Wissenschaft war eine der segensreichsten Einrichtungen der Revolution und beurkundete mehr wahren Eifer für die Bildung, als alle Räubereien von Kunstwerken. Es ist mit Recht anzunehmen, daß Carnot, der dieses Institut mitgeschaffen, der auch in seiner Stellung als Mitglied des Directoriums Muße gefunden hatte, seiner Wissenschaft im engern Sinne, der Geometrie, zu leben, kaum geringeren Schmerz über diese Ausschließung empfinden mochte, als über den Verlust seines hohen Amtes. Als sein Nachfolger ward von den Mitgliedern des Institutes einstimmig der General



Napoleon Bonaparte vor Toulon.

Bonaparte erwählt, und dieser unterzeichnete fortan seine Proclamationen und Befehle: „Das Mitglied des Institutes, der commandirende General." Schon diese Wahl Bonaparte's an die Stelle von Carnot läßt errathen, daß der General ein Mitglied der Partei war, die seinen einstigen Wohlthäter stürzte.

einer der starrsinnigsten Republikaner, die Frankreich je gehabt, als Verbündeter Pichegru's, der damals mit royalistischen Plänen umging, und selbst als Royalist verklagt. Carnot bewies, daß in seiner Wohnung geheime Unterredungen nicht statt finden könnten, und auf den Einwurf, daß er sie anderswo gepflogen habe, erwiederte er: „Ich erkläre, daß ich während der ganzen Zeit meiner Stellung im Directorium nicht zwölf Mal ausgegangen bin, es sei denn in Begleitung meiner Frau, meiner Schwestern und meiner Kinder." Doch man wollte sich seiner entledigen und Einwendungen solcher Art schützten ihn nicht gegen die Parteileidenschaft der Gegner. Durch den Staatsstreich am 18. Fructidor des Jahres 5 der Republik (4. September 1797) ward Carnot seiner Stelle entsetzt. Damals ward nicht mehr guillotinirt, Carnot ward mit einer großen Anzahl Anderer zur Deportation nach dem mörderischen Klima von Cayenne verurtheilt. Sein Name

Nicht die Dankbarkeit der Mächtigen, sondern das Wohlwollen eines Mannes aus dem Volke rettete Carnot vor dem Untergange in der heiß feuchten Luft von Cayenne. Der ehemalige Director entkam den Häschern und fand Zuflucht bei einem Handwerker aus Burgund, das auch Carnot's engere Heimath war. Dann verbarg er sich bei einem Mitgliede seiner Gegenpartei, Namens Oudot, der die seltene Eigenschaft besaß, die Person des hülfsbedürftigen Flüchtlings von der Sache der Partei zu trennen. Von dort aus schaffte ihn ein General, dessen Name nicht erhalten ist, in einem Wagen nach Genf. Carnot wohnte bei einem

Bleicher, unerkannt und unbemerkt, bis nach einiger Zeit der Ruhe die Sehnsucht nach seinem Vaterlande ihn bewog, das sichere Haus zu verlassen, und Erkundigungen über die Lage der Dinge in Frankreich einzuziehen. Auf der Straße ward er von Spionen des französischen Directoriums erkannt. Sie folgten ihm bis an das Haus und bewachten es fortan sorgfältig. Bald forderte das Directorium von der Republik Genf die Auslieferung des Flüchtlings. Der Beamte der Stadt, Namens Didier, in dessen Hände das Schreiben zuerst gelangte, war sowohl von der Schmach, die man seinem Lande anthun wollte, als von Mitleiden für Carnot tief ergriffen. Bevor er weiteren Bericht erstattete, theilte er dem Flüchtlinge die Lage der Dinge mit, bat ihn, sofort seinen Aufenthalt zu verlassen und bezeichnete ihm einen Punkt am See, wo ein Schiffer seiner warten solle, um ihn nach Nyon hinüber zu führen. Carnot erkannte, daß er in höchster Gefahr sei; denn schon umschlichen die Spione das Haus und lauerten auf ihre Beute. Schnell entschlossen trat Carnot zu seinem Wirthe und sprach zu ihm: „Ich bin nicht der, für den ich mich ausgegeben, ich bin Carnot. Mein Vaterland hat mich geächtet, mein Leben ist in höchster Gefahr: wollen Sie mich retten?" Der ehrliche Bleicher zauderte nicht. Er reichte seinem Schützlinge eine alte Blouse, einen Tragkorb und ein Bündel schmutziger Wäsche, die vom Kopfe bis über die Schultern herabhing. Also verhüllt schritt Carnot, der wenige Jahre zuvor vierzehn Armeen zu fast einer Million Krieger lenkte, als Bleicherknecht hinab an den See und zu dem Orte, wo der Kahn seiner harrte. Die Spione achteten des vermeinten Jacob nicht und ungefährdet bestieg Carnot das Fahrzeug.

Nur ein Schiffer saß darin. Carnot glaubte nicht zu irren, in diesem Manne denselben Pichegru zu sehen, der einst siegreicher General unter Carnot's Befehlen, neuerdings durch seine Pläne und Ränke gegen die bestehende Regierung auch den Feinden Carnot's in die Hände gearbeitet hatte. Die Männer saßen schweigend einander gegenüber, bis das Schifflein in Nyon landete. Carnot stieg aus auf den sicheren Boden und erfuhr nun, daß irgend eine Aehnlichkeit ihn getäuscht habe. Das Ruder war der einzige Commandostab gewesen, den sein Fährmann je geführt hatte. Pichegru dagegen erwartete in einem Gefängnisse zu Paris die Erfüllung seines Geschickes durch Deportation. Nicht also sollte es ihm werden. Eines Morgens fand man ihn erdrosselt im Gefängnisse; ob durch eigne Hand, ob durch fremde, ist mit Gewißheit nie ermittelt.

Während Carnot in Nyon verweilte, reiste der Obergeneral in Italien, Bonaparte, hindurch, um sich nach Rastatt zu begeben. Die Bewohner des Städtchens erleuchteten zu Ehren des Siegers von Arcole ihre Fenster, auch Carnot sah sich genöthigt, ein Gleiches zu thun. Von Nyon begab er sich nach Augsburg und lebte dort still und verborgen seiner Wissenschaft. Unterdessen änderte sich in Frankreich wieder die Lage der Dinge. Nach seiner Rückkehr aus Aegypten stürzte Bonaparte das Directorium, dessen Regierung in der Neigung der Nation niemals Wurzel geschlagen hatte, und die Bajonette der Grenadiere trieben die Mitglieder des Raths der Fünfhundert aus den Fenstern ihres Saales. Es war der 18. Brumaire des Jahres 7 der Republik, der 9. November 1799. Bonaparte ward erster Consul. Sein spähendes Auge entdeckte Carnot in seiner Zurückgezogenheit, er berief den fähigen Mann zum Kriegsminister.

Abermals kehrte Ordnung und Sparsamkeit in diesen Zweig der Verwaltung zurück. Die Beamten dieses Ministeriums hatten seit fünfzehn Monaten ihren Gehalt nicht mehr empfangen, nach wenigen Wochen war Alles bezahlt. Von der Uneigennützigkeit des neuen Kriegsministers erzählte man sich ein merkwürdiges Beispiel. Eines Tages trat ein Pferdehändler, der eine Lieferung für das Heer übernommen, vor den neuen Kriegsminister und bot ihm 50,000 Franken in Werthpapieren dar; denn es war der seit einiger Zeit wieder eingeschlichene Brauch, daß bei allen Lieferungscontracten der Lieferant eine Summe Geldes darbrachte, die man Nadelgeld nannte, weil es ursprünglich ein Geschenk für die Frau des Beamten sein sollte. Carnot kannte dieses Verfahren nicht; denn während der Zeit des Wohlfahrtsausschusses stand die Guillotine allzu drohend im Hintergrunde, als daß damals ein Lieferant einen solchen Versuch gemacht hätte. Verwundert über das Darbieten erlangte Carnot erst allmälig durch seine Fragen Aufklärung über den Zweck desselben. Gelassen nahm er die Summe an, reichte sie dann sofort dem Geber zurück und verlangte eine Quittung, daß dieses Geld auf den Preis der Pferde als abbezahlt in Rechnung gebracht werde.

Aehnliche Dinge geschahen nicht selten. Die Consuln ertheilten dem Kriegsminister den Auftrag, das Heer Moreau's, der zwischen Dijon und Genf stand, zu besichtigen. Es wurden ihm 24,000 Franken Reisegeld zugewiesen. Er nahm sechs Offiziere vom Generalstabe, zwei Couriere und einen Bedienten mit, musterte die Truppen, besah die Festungen und verabredete mit Moreau den Feldzugsplan für das nächste Jahr. Nach seiner Heimkehr erfand es sich, daß er etwa die Hälfte der ihm zugewiesenen Summe verbraucht hatte. Das noch Uebrige zahlte er in den Staatsschatz zurück, hielt es aber dann für nöthig, sich bei den Consuln über seine Ausgabe von etwa 12,000

Franken zu rechtfertigen. „Bedenken Sie," schrieb er an diese, „daß Sie selbst wünschten, ich sollte meiner Sendung einigen Glanz geben, daß ich Ihrem Befehle gemäß in den Hauptorten mir eine gewisse Repräsentation auferlegen mußte, daß es endlich der Sie erfüllenden Großmuth durchaus entsprach, wenn ich den Genossen meiner Reise und meiner Anstrengungen eine Geldentschädigung zutheilte." Die Schatzkammer wußte nicht, wie sie das zurückgezahlte Geld in Rechnung bringen sollte. Man mußte die Register der früheren Zeiten nachsehen, wo Carnot als Deputirter des Conventes beim Heere sich auf gleiche Weise benommen hatte, und demgemäß auch dies Mal den Empfang verzeichnen. Den drei Consuln mag die Redlichkeit ihres Ministers, die nach dem sonst üblichen Brauche der Welt in gewisser Weise die Carnot oft beigelegte Eigenschaft der Einfalt zu rechtfertigen scheint, sonderbar genug vorgekommen sein; denn weder Bonaparte selbst, noch einer seiner vielberühmten Marschälle haben sich in Deutschland, Italien, Spanien, Holland oder einem anderen Lande einen Schatten des Vorwurfs dieser Art von Einfalt zugezogen.

Bei seiner persönlichen Einfachheit wußte Carnot doch sehr wohl den militärischen Sinn seiner Nation durch Schaugepränge noch mehr aufzureizen und anzufeuern. Er ließ die Asche Turenne's, des unter Ludwig XIV. so berühmten französischen Marschalls, in den Tempel des Mars bringen. Diese Feierlichkeit ward überboten durch eine andere Einrichtung von bleibender Wirkung. Ein Sprößling aus dem Geschlechte Turenne's, Latour d'Auvergne, hatte von Beginn der Revolution ihr freiwillig alle Vorzüge seiner Stellung geopfert und war als Grenadier in die Dienste der Republik getreten. Er wurde Capitän und sollte befördert werden; aber er verschmähte eine höhere Stellung, in der er nicht an seinem Platze zu sein glaubte. Um ihn dennoch zu erhöhen, bildete Carnot zur Zeit des Wohlfahrtsausschusses für Latour eine eigene Abtheilung Grenadiere, welche die Spanier, gegen welche sie fochten, die Höllencolonne nannten. Dann trat Latour d'Auvergne in's Privatleben zurück und widmete sich wissenschaftlichen Studien. Im Jahre 1799 erbot er sich auf's Neue zum Kriegsdienste und verlangte als schlichter Grenadier in das Heer Moreau's einzutreten. Carnot war in Verlegenheit über dieses Ansinnen; denn Latour war Capitän gewesen, er hatte mit großem Ruhme gedient, er war Mitglied des Nationalinstitutes, er war als Schriftsteller nicht unbekannt. Der Minister beschloß das Gesuch zu gewähren, jedoch so, daß Latour d'Auvergne amtlich den Titel erhielt: erster Grenadier von Frankreich. Es war ein glücklicher Fund; denn die Soldaten ehrten fortan den ersten Grenadier gleich den ersten Würdenträgern der Armee und vielleicht mehr als diese. Ja diese Ehre ging über den Tod hinaus. Am 27. Juni 1800 endete der erste Grenadier der Republik in der Neuburger Schlacht durch einen Lanzenstich. Wenn fortan die sechsundvierzigste Halbbrigade, welcher er angehört hatte, sich sammelte, begann der Appel nach Carnot's Befehle mit dem Namen: Latour d'Auvergne, erster Grenadier von Frankreich. Dann trat der Flügelmann des ersten Gliedes vor und erwiederte Allen vernehmlich: Auf dem Felde der Ehre gefallen. Die Worte erhielten den Namen Latour's in frischer Erinnerung. Als im October 1805 der Marschall Oudinot mit dem Vortrab der französischen Armee durch Neuburg kam, erstaunte er zu sehen, wie die Grenadiere von dem vorgeschriebenen Wege zur Seite abbogen. In langer Reihe zogen sie schweigend daher bis zu einem großen Steine. Dort machten sie Halt, zogen ihre Säbel und wetzten sie an dem rohen Denkmale der Grabstätte Latour's d'Auvergne.

Mit den Eigenschaften, welche den ersten Consul überzeugten, daß die Wahl seines Kriegsministers eine vortreffliche gewesen, verband Carnot jedoch auch andere, die ihn dem Sinnen und Streben des ehrgeizigen Generals weniger empfahlen. Carnot war Republikaner von ganzer Seele, er gewahrte das Trachten Bonaparte's nach einer neuen Verfassungsänderung im monarchischen Sinne und widersetzte sich derselben aus vollen Kräften. Als er die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen erkannte und dennoch sich nicht zum Mitschuldigen machen wollte, schrieb er im September 1800 an die Consuln: „Bürger Consuln, ich reiche abermals meine Entlassung ein, nehmen Sie dieselbe an ohne Zögern." Er zog sich in die Stille des Privatlebens zurück und widmete sich abermals seinen Studien.

Auch dies Mal war ihm die Muße nicht lange vergönnt. Im Jahre 1802 ward er zum Mitgliede des Tribunates ernannt. In dieser neuen Stellung, die unabhängiger war, als die glänzende des Kriegsministers, trat Carnot jeder Zeit offen mit seiner republikanischen Gesinnung hervor. Carnot sprach gegen die Gründung der Ehrenlegion, er sprach gegen das lebenslängliche Consulat und er erhob seine Stimme gegen das Kaiserthum. „Welche Dienste auch immer," sprach er im Tribunate, „ein Bürger dem Vaterlande erwiesen haben mag: es gibt Grenzen der öffentlichen Dankbarkeit, die sowohl Vernunft als Ehre nicht zu überschreiten verstatten. Wenn dieser Bürger die öffentliche Freiheit wieder hergestellt, wenn er das Wohl des Vaterlandes gegründet hat: kann es dann ein Lohn für ihn sein, eben dieses Wohl und diese Freiheit sich geopfert zu sehen? Heißt es nicht sein eigenes Werk ver-

nichten, wenn Jemand aus dem Lande, dessen Freiheit er erhalten hat, sein Eigenthum macht? Dem General Bonaparte war das Palladium der Freiheit anvertraut, er hatte geschworen, es zu vertheidigen. Indem er dies Versprechen hielt, erfüllte er die Erwartungen der Nation. Er hätte sich mit unsterblichem Ruhme bedeckt. Statt dessen — was will man jetzt? Man wagt den Vorschlag, ihm unumschränkt und erblich eine Macht zu übergeben, deren Verwaltung ihm nur anvertraut war." Carnot stand allein und verlassen mit seiner Rede: wie konnte er auch eine Republik erhalten wollen, in welcher er der einzige Republikaner war? Die anderen noch übrigen Mitglieder des einstigen Conventes, die wüthendsten Demagogen und Menschenschlächter, Fouché und seine Genossen waren zeitig darauf bedacht gewesen, mit dem allmächtigen General ihren Frieden zu schließen. Sie streuten Weihrauch vor dem Götzen des Tages und krochen so lange vor ihm, bis er sie mit sich erhöhte. In dem Schatten seiner Macht und Allgewalt wucherten sie auf's Neue empor, bis auch seine Stunde schlug und sie Hand anlegen konnten zu seinem Verderben, um dadurch sich die Gunst der neu aufgehenden Sonne zu gewinnen.

Dennoch beließ der neue Kaiser den Widersacher Carnot in dem Tribunate bis zur Auflösung desselben. Carnot trat wieder in den Privatstand zurück und wandte abermals seine Muße auf eine edle und würdige Weise an. Er war wieder Mitglied des Nationalinstitutes geworden und fast alle eingehenden Arbeiten, welche die Mechanik betrafen, wurden seinem Urtheile vorgelegt. Der Kaiser Napoleon schien seiner ganz und gar vergessen zu haben. Erst im Jahre 1809 gedachte er, wie er in seinem Schreiben sagt, des Retters von Maubeuge, und wies von Schönbrunn aus Carnot eine Pension von 10,000 Franken an. Der Kaiser hatte eine andere Absicht dabei. Der Gehalt war eine Einleitung zu dem Zwecke, die Kenntnisse und Fähigkeiten des Ingenieurs für das Kriegswesen wieder nutzbar zu machen. Carnot erhielt den Auftrag, ein Werk über die Vertheidigung fester Plätze abzufassen. Der Kaiser erwartete die Arbeit nach einem Jahre, Carnot legte sie nach vier Monaten vollendet vor. Sie wurde hochgeschätzt und in mehre fremde Sprachen übertragen. Der Verfasser bewährte sich jedoch auch hierin abermals nicht bloß als einen Meister seiner Wissenschaft, sondern zeigte sich auch als Franzosen der gewöhnlichen Art. Ein großer Theil des Buches ist gefüllt mit Lobpreisungen zu Ehren der „großen Nation." Sein Verhältniß zu dem Kaiser jedoch ward auch durch dies Buch nicht geändert. Carnot bezeugte dem Kaiser seinen Dank für die ihm zugewiesene Pension und zog sich dann wieder in seine Stille zurück. Auch Napoleon dachte nicht weiter an ihn.

Erst dann, als das Unglück über den Kaiser hereinbrach, als endlich auch der französische Boden das Unheil des Krieges erfuhr, das nach dem Willen des einen gewaltigen Mannes so lange von dort aus über die Völker Europas gekommen war, trat Carnot um seines Vaterlandes willen dem Kaiser näher. Täglich sah man den alten Mann in dem Lesesaale des Institutes eifrig nach neuer Kunde über den Gang des Krieges forschen. Eines Tages, als er den Fortschritt der verbündeten Heere gegen das Innere Frankreichs vernommen, verlangte er Papier und schrieb noch im Saale des Institutes an den Kaiser folgenden Brief: „24. Januar 1814. Sire, so lange Ihre Unternehmungen erfolgreich gewesen sind, habe ich mich enthalten, Ew. Majestät meine Dienste anzubieten, die vielleicht nicht angenehm gewesen wären. Heute jedoch, wo das Unglück Ihre Festigkeit auf eine harte Probe stellt, zögere ich nicht länger, die schwachen Kräfte, die mir noch übrig geblieben sind, Ihnen zur Verfügung zu stellen. Das Anerbieten eines sechzigjährigen Armes ist freilich von geringem Werthe; aber es scheint mir, daß das Beispiel eines Soldaten, dessen patriotische Gefühle bekannt sind, um Ihre Adler Viele versammeln könnte, welche bisher über den zu fassenden Entschluß noch schwanken und vielleicht überredet werden könnten, daß das Verlassen Ihrer Adler ein Dienst für das Vaterland sei." Nach solchem Anerbieten schließt Carnot mit den Worten: „Sire, noch ist es Zeit, einen ruhmvollen Frieden zu erkämpfen und es dahin zu bringen, daß Sie die Liebe des großen Volkes wieder gewinnen."

Es war die freie Sprache eines Mannes, wie der Kaiser sie sonst selten oder nie vernahm. Carnot lebte vielleicht der Hoffnung, daß seine Aufrichtigkeit einige Wirkung thun und den Kaiser bewegen möge, den Franzosen einige der freiheitlichen Einrichtungen zurückzugeben, die er ihnen genommen hatte, um aus einer Republik ein despotisch regiertes Kaiserreich zu schaffen. In dieser Beziehung irrte sich Carnot; denn trotz aller Gefahren von Außen dachte Napoleon so wenig daran, von dieser Seite her die Sympathieen der Franzosen wiederzugewinnen, daß er auch nicht einmal die schwachen Versuche einer Opposition in dem sogenannten gesetzgebenden Körper duldete. Das persönliche Anerbieten Carnot's dagegen war dem Kaiser willkommen, und er vertraute demselben sofort die Vertheidigung der Festung Antwerpen an.

Bei dieser Anstellung Carnot's ergab sich eine seltsame Schwierigkeit. Zu der Zeit seiner Erwählung in die Nationalversammlung von 1791 war er Hauptmann im Genie-Corps

gewesen. Dieser Rang veränderte sich nicht durch Carnot's Erhebung zu den höchsten Aemtern der Republik: während er als Mitglied des Wohlfahrtsausschusses vierzehn Armeen in's Feld entsandte, ihnen Generale gab, sie lenkte und überwachte, blieb er Hauptmann im Genie-Corps. Als Mitglied des Directoriums stand Carnot in der Armee um eine Stufe höher: er war durch Anciennität Major geworden. Als der erste Consul ihn abermals zum Kriegsminister berief, gab er ihm zuvor in der Armee einen andern Titel; doch die wirkliche Stellung Carnot's änderte sich darum nicht und im Jahre 1814 wußten die Listen des Kriegsministeriums, das Carnot selber dreimal verwaltet hatte, nur von einem Major Carnot. Es schien nicht thunlich, einem Major den Oberbefehl über alte Generale zu geben. Man fand den seltsamen Ausweg im Bureau des Kriegsministeriums, den neuen Commandanten von Antwerpen in wenigen Minuten die einzelnen Rangstufen bis zum Divisionsgeneral durchlaufen zu lassen.

Der General Carnot begab sich noch im Januar 1814 auf die Reise nach Antwerpen. Am 3. Februar begann die Beschießung der Stadt durch die verbündeten Truppen. Carnot hielt sie, bis nach der Abdankung Napoleon's die Bourbonen ihm den Befehl zur Uebergabe und zur Rückkehr ertheilten. Seine Vertheidigung erwarb ihm die hohe Achtung der Gegner. Solches Lob wäre vielleicht auch vielen andern Marschällen Napoleon's an Carnot's Stelle widerfahren; aber ein andres Lob, das sich Carnot erwarb, kaum irgend einem unter ihnen. Sofort nach seiner Ankunft schrieb der Commandant an den Maire der Stadt: „Es hat mich sehr in Verwunderung gesetzt, daß man sich bei der Einrichtung und Möblirung meines Hauses nicht auf das unbedingt Nothwendige beschränkt hat. Ich will, daß derartige Forderungen, die für mich gemacht werden, nicht den Charakter erzwungener Lieferungen annehmen. Alle auf beiliegendem Blatte verzeichneten Gegenstände sind unnütz.“ In gleicher Sinnesart war Carnot beflissen, Leben und Eigenthum der Bürger zu schonen. Die andern Anführer erachteten zum Zwecke der Vertheidigung die Zerstörung der Vorstadt Borgerhut für nothwendig, Carnot rettete sie. Als er Antwerpen verließ, richteten die Behörden und die Einwohner der Vorstadt an ihn folgende Adresse: „Die Bewohner von St. Willibrowd und Borgerhut, betrübt darüber, daß Sie uns verlassen werden, erbitten sich die Erlaubniß, sich jährlich einmal nach der Gesundheit des Generals Carnot erkundigen zu dürfen. Vielleicht sehen wir Sie niemals wieder. Sollte der General Carnot einst gemalt werden und uns die Freude machen, eine Copie für uns anfertigen zu lassen, so würden wir dies kostbare Geschenk in der Kirche von St. Willibrowd aufstellen lassen.“

Unter den Bourbonen hatte Carnot sich nicht einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen. Er selbst vermehrte diese Ungunst durch ein Schreiben an den König, das nur für diesen bestimmt war, aber in andere Hände gerieth und gedruckt wurde. Die Betrachtungen Carnot's über die Revolution waren nicht geeignet, ihm die herrschende Partei zu gewinnen. Er zog sich zurück. Dann benutzte Napoleon die Lage der Dinge, um von Elba zu entfliehen und nach Frankreich zurückzukehren. Carnot drängte sich ihm nicht entgegen; dennoch ernannte Napoleon ihn sofort zum Grafen des Kaiserthums und Minister des Innern. Nur dadurch, daß Carnot sich schmeichelte, den Kaiser in dieser Lage der Dinge zu Bewilligungen freisinniger Einrichtungen für Frankreich zu bewegen, läßt es sich erklären, daß der alte starre Republikaner diese Würde annahm. Die Schlacht bei Waterloo machte dem kurzen Traume der hundert Tage ein Ende. Carnot ward Mitglied der provisorischen Regierung, stand aber als solches gänzlich unter dem Einflusse des vielerfahrenen, ränkegewandten, allen Sätteln gerechten Fouché, des Herzogs von Otranto. Als die Truppen in der Ebene von Montrouge sich schwierig bezeigten, übernahm es Carnot auf die Bitte des Herzogs von Vicenza, sie zu beschwichtigen. Es war sein letztes Werk im Dienste seines Vaterlandes.

Abermals kehrten die Bourbonen zurück und Carnot erfuhr bald in seinem Zufluchtsorte Cerny, daß unter den Ministern des hunderttägigen Kaiserreichs er allein von der Amnestie ausgenommen sei, 24. Juli 1815. Er vertheidigte sich durch eine Schrift, die das Gepräge der Wahrheit trägt. „Es war stets mein unerschütterlicher Grundsatz,“ sagt er, „mich der bestehenden Regierung zu unterwerfen: dennoch verschreit man mich als einen Unruhigen, der sich mit Nichts beschäftige, als nur eine Empörung nach der andern zu bewirken. Ich habe meine Tage und meine Nächte dazu angewendet, um die Unternehmungen unsrer Armeen zu ordnen: dennoch gibt man vor, ich hätte mich in dieser Zeit mit Nichts als mit Anfertigung von Proscriptionslisten beschäftigt. Während meiner zahlreichen Missionen habe ich nie aus eigener Machtvollkommenheit eine Verhaftung befohlen: dennoch schildert man mich als einen blutdürstigen Schreckensmann. Ich habe mich nie um Stellen und Würden beworben, gegen meinen Wunsch ward ich zu wichtigen Aemtern berufen, ich liebe und treibe die Wissenschaften, und habe nicht mehr Vermögen, als beim Beginne der Revolution: dennoch

klagt man mich als einen Ehr- und Geldsüchtigen an."

Die Schrift hatte keine Wirkung. Carnot ward unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Er beschloß, sein Vaterland zu verlassen und ging nach Polen. Ein Paß, den der russische Kaiser Alexander ihm schon am Abend des 24. Juli hatte ausstellen lassen, gewährte ihm Sicherheit. Viele vornehme Polen boten dem wenig bemittelten Vertriebenen Güter an, unter ihnen der General Krasinski eins zu achttausend Franken jährlicher Einkünfte. Carnot lehnte es ab, dagegen nahm er Unterstützungen von Franzosen willig an. Das rauhere Klima Polens sagte ihm jedoch wenig zu und gern ging er auf das Anerbieten der preußischen Regierung ein, ihm einen Zufluchtsort in Magdeburg zu verstatten. Dort verlebte Carnot seine letzten Jahre friedlich und ruhig, und beschäftigte sich mit der Wissenschaft und der Erziehung eines seiner Söhne. Allgemein geachtet und geehrt starb das ehemalige Mitglied des Wohlfahrtsausschusses von 1793 dort auf preußischem Boden am 2. August 1823.

Die Sitten der Engländer.

Nach R. W. Emerson.

Meiner Ansicht nach stehen unter allen Menschen die Engländer am sichersten in ihren Schuhen. Sie besitzen Dasjenige, was sie an ihren Pferden schätzen: Muth und Ausdauer. Am Tage meiner Ankunft in Liverpool sagte mir zufällig ein Herr, indem er mir den Lord Lieutenant von Irland beschrieb: Lord Clarendon hat Muth wie ein Hahn und wird fechten bis er stirbt, und was ich zuerst hörte, hörte ich auch zuletzt, und das Einzige, was die Engländer schätzen, ist: Muth. Die Droschenkutscher besitzen ihn; die Kaufleute, die Bischöfe, die Weiber, die Journale; die Times, sagt man, ist das muthigste Ding in England; und Sidney Smith hat es zum Sprichworte gemacht, daß der kleine Lord John Russell, der Minister, morgen den Befehl über die Canalflotte übernehmen würde.

Sie verlangen von Jedermann, daß er es wagt, eine eigene Meinung zu haben, und sie hassen die praktischen Feiglinge, welche in Geschäftsangelegenheiten nicht augenblicklich Ja oder Nein antworten können. Sie lassen es darauf ankommen zu mißfallen, ja, sie verzeihen es, daß ein Mensch alle zehn Gebote bricht, wenn er Muth dabei zeigt und nicht gegen englische Auffassung verstößt. Man muß irgend Jemand sein, dann kann man dies und das thun, wie es Einem beliebt.

Das Maschinenwesen hat in England Anwendung für jede Thätigkeit gefunden und ist zu solcher Vollkommenheit gelangt, daß wenig mehr für die Menschen übrig geblieben ist, als die Maschine zu beaufsichtigen und die Oefen gehörig mit Brennstoff zu versehen. Aber die Maschinen verlangen pünktlichen Dienst, und da sie niemals ermatten, erweisen sie sich ihren Wärtern überlegen.

Gruben, Schmiede, Mühlen, Brauereien, Eisenbahnen, Dampfpumpen, Dampfpflüge, Einübung der Regimenter, Einübung der Polizei, Hofregel und Ladenregel haben dazu beigetragen, der ganzen Gewohnheit der Menschen eine mechanische Regelmäßigkeit zu geben. Boden, Luft, Männer und Weiber sind Theile einer großen Maschine geworden und kaum ist selbst der Gedanke frei.

Die mechanische Macht und Organisation erfordert im Volke constitutionellen Sinn und entsprechenden Muth, und wer sich unter dasselbe begibt, muß schon einiges moralische Gewicht haben. Wenn der Fremde den Wink aus dem Gewühl des Lebens dort begreift, so ruft er sich zu: Soviel ist klar, dies ist kein Land für ein schwachherziges Volk; krieche nicht gleichgültig umher, fasse einen Entschluß, gehe Deinen eignen Gang und Du wirst Achtung und Beförderung finden.

Man sagt, es sei eine gute Constitution erforderlich, um in Spanien zu reisen. Ich behaupte dasselbe von England aus einer andern Ursache als dort, einfach wegen der Kraft und Sehnigkeit des Volkes. Nur das wichtigste Geschäft kann Einem ein Gegengewicht gegen diese „armen Teufel" geben, wenn sie auch nur Eier und Semmel für ihr Frühstück bestellen. Der Engländer spricht mit seinem ganzen Körper; seine Beredtsamkeit ist körperhaft.

Der Engländer ist sehr eigen und genau in Hinsicht auf seine Ansprüche in Wirthshäusern und auf den Landstraßen; schwer zu befriedigen wegen seiner gerösteten Brotschnitte und Coteletten und jeder Art Bequemlichkeit, und laut und herbe in seinen Ausdrücken der Ungeduld über irgend eine Vernachlässigung. In allen Punkten verräth sich seine Lebhaftigkeit, in seinen Sitten, in seinem Athmen und in den unarticulirten Lauten, wenn er sich gurgelt. Alles deutet das Vollgefühl der Kraft an. Er hat gesunde Säfte und kann erforderlichen Falls die Initiative ergreifen. Er hat jenen Aplomb, der aus dem guten Einklang der moralischen und physischen Natur und dem Gehorsam aller Kräfte unter dem Gesetz des Willens folgt; gleichsam als wären die Achsen seiner Augen mit seinem Rückgrate verbunden und bewegten sich nur mit dem Körper.

Diese Kraft erscheint auch in dem Mangel

an Neugierde und in der steinernen Gleichgültigkeit eines Jeden in Bezug auf jeden Andern. Jedermann geht, ißt, trinkt, rasirt und kleidet sich, gesticulirt, handelt und leidet, durchaus ohne Rücksicht auf den Nebenstehenden, nach seiner eignen Art, und ist nur besorgt, daß er jenen nicht hindert oder belästigt; doch ist er keineswegs gewohnt, seine Nachbarn zu vernachlässigen, sondern, vollständig mit seinen eignen Angelegenheiten beschäftigt, denkt er gar nicht an Jene. Jedermann in diesem verfeinerten Lande zieht ebenso seine eigene Bequemlichkeit zu Rathe, wie ein einsamer Hinterwäldler in Wisconsin. Ich weiß nicht, wo sich anderwärts die persönliche Excentricität so frei entwickelt hat und Niemand sich irgendwie darum kümmert.

Ein Engländer geht im herabgießenden Regen und schwingt seinen zusammengefalteten Regenschirm wie einen Spazierstock, trägt eine Perrücke oder einen Shawl, oder einen Sattel, oder steht auf dem Kopfe — und Niemand verwundert sich darüber. Und da er dies bereits seit mehreren Generationen gethan hat, so liegt es jetzt im Blute.

Kurz, jeder dieser Insulaner ist selbst eine Insel, sicher, ruhig, unzugänglich, verschlossen. In einer Gesellschaft Fremder würde man ihn für taub halten; seine Augen wandern nie von seinem Tische und über seine Zeitung hinaus. Er läßt sich nie zu irgend einer Neugierde oder unpassenden Bewegung verleiten. Sie sind alle in einer strengen Schicklichkeitsschule erzogen und nie aus dem Geschirr gelassen. Er gibt seine Hand nicht. Er leidet nicht, daß man ihm in's Auge schaut. Es ist fast eine Beleidigung, Jemandem in's Gesicht zu sehen, ohne bei ihm eingeführt zu sein. In gemischte oder geschlossene Gesellschaften führt der Engländer keine Personen ein, weil eine Vorstellung ein ebenso gültiger Umstand ist, als ein Contract. Einführungen sind geheiligt.

Er hält seinen Namen zurück. Im Hotel ist er kaum zu bewegen, ihn dem Schreiber, der die Rechnung auszieht, zuzuflüstern. Wenn er Jemandem seine Privatadresse auf einer Karte gibt, so gilt das so viel als eine Freundschaftserklärung. Sein Benehmen bei der Einführung kann kalt erscheinen, obgleich er Eure Bekanntschaft sucht und sich bestrebt, Euch zu dienen.

Ein seltsamer Beweis für diese überwältigende Energie war es, daß ich in meinen Vorlesungen bei Beweisführungen oft zögerte, tadelnde Bemerkungen auszusprechen, die ich über die Schwächen der armen, unfähigen Sterblichen ersonnen hatte, so sehr hatte die schöne physische und moralische Kraft dieser robusten Race auf meine Einbildungskraft eingewirkt.

Ich kam grade im Augenblick einer Handelskrisis nach England. Mein erster Gedanke war: Möge zu Grunde gehen, was da will, England wird es nicht. Dieses Volk hat tausend Jahre hier gewohnt und wird auch in der Folge hier sicher wohnen. Sie werden sich nie zu einer verzweifelten Revolution herbeilassen wie ihre Nachbarn; denn sie haben noch eben so viel Energie, eben so viel Festigkeit und Kraft des Charakters, wie sie immer hatten. Die Macht und der Besitz, die sie umgeben, sind ihre eigne Schöpfung, und ihre Industrie übt die Herrschaft auch in diesem Augenblicke aus. Sie sind fest, methodisch, reinlich und formell, halten auf Routine und feststehende Sitten. Sie lieben zwar Wahrheit und Religion, aber sie sind unerbittlich im Punkte der Form. Alle Welt rühmt den Comfort und die Privateinrichtung englischer Gasthäuser und englischer Haushaltungen. Man darf bei ihnen vor allen Dingen der äußersten Reinlichkeit und des persönlichen Decorums gewiß sein. Ein Franzose kann möglicherweise reinlich sein; ein Engländer ist gewissenhaft rein. Eine gewisse Ordnung und ein vollkommener Anstand findet sich stets in seiner Kleidung und seinen Eigenthümlichkeiten.

In einem rauhen und nassen Klima geboren, welches ihn zur Rastzeit im Hause hält, und weil er ein anhängliches Temperament hat, liebt er sein Haus ungemein. Wenn er reich ist, kauft er ein großes Landgut und baut ein Schloß, wenn er in mittelmäßigen Umständen ist, schont er keine Ausgaben an seinem Hause; draußen ist Alles bepflanzt, drinnen ist es getäfelt, geschnitzt, mit Vorhängen und Teppichen versehen, mit Gemälden behangen und mit gutem Hausrath angefüllt. Es auszuschmücken und zu verbessern, ist eine Leidenschaft, welche alle andern überlebt. Hierher bringt er Alles, was selten und kostbar ist, und bei der volksthümlichen Neigung, während vieler Generationen an derselben Scholle zu haften, wird das Haus im Laufe der Zeit zu einem Museum von Erbstücken, Geschenken und Trophäen der Abenteuer und Großthaten der Familie. Der Engländer hat Vorliebe für Silberzeug, und wenn er auch keine Galerie der Porträts seiner Vorfahren besitzen mag, so besitzt er doch ihre Punschbowlen und Suppenterrinen. Unglaubliche Massen von Silbergeschirr werden in guten Häusern gefunden, und die ärmsten Familien haben wenigstens irgend einen Löffel oder eine Saucière, das Geschenk einer Pathin, aus bessern Zeiten aufbewahrt.

Eine englische Familie besteht aus wenigen Personen, die von der Jugend bis zum Alter innerhalb weniger Fuß sich umkreisen, als wären sie verknüpft durch ein unsichtbares Band, zähe wie die Sehne der beiden siamesischen Zwillinge. England bringt unter den günstigen

Bedingungen der Bequemlichkeit und Cultur die schönsten Frauenzimmer auf der Welt hervor, und da die Männer ein liebevolles und treues Herz haben, so werden sie von den Frauen begeistert und verfeinert. Nichts kann zarter sein und ohne grade phantastisch genannt zu werden, nichts auf Natur und Empfindung fester gegründet als der Brautstand und überhaupt das gegenseitige Verhalten der Geschlechter zu einander. Ein Lied von 1596 sagt: „Eines jeden Engländers Weib ist für gesegnet zu halten.“ Die Empfindung der Imogen im Cimbelin ist ganz der englischen Natur entnommen, nicht weniger die Portia des Brutus, Käthchen Percy und Desdemona. Die Romantik übertrifft keineswegs den Werth der edlen Leidenschaft in einer Mrs. Lucy Hutchinson, oder in Lady Russell, oder sagar — wie man durch einfache Prosa aus Pepys' Diarium erschaut — der heiligen Gewohnheit einer englischen Frau. Sir Samuel Romilly konnte den Tod seiner Frau nicht überleben. Jede Classe hat solche edle und zarte Beispiele aufzuweisen.

Häuslichkeit ist die Grundwurzel, welche die englische Nation befähigt, sich hoch und weit zu verzweigen. Der Beweggrund und Endzweck ihres Handels und ihrer Herrschaft bleibt stets die Bewahrung der Unabhängigkeit und Ungestörtheit ihrer Häuslichkeit. Nichts bezeichnet ihre Sitten so sehr als die Concentration ihrer häuslichen Bande. Diese Häuslichkeit herrscht bei Hof und im Lager. Wellington befehligte Indien und Spanien und seine eigenen Truppen, aber er focht auch die Schlachten eines guten Familienvaters, indem er seine Schulden bezahlte, und während er General in Spanien war, wagte er nicht, sich außer seinem Hause blicken zu lassen, aus Furcht vor seinen Gläubigern. Der Sinn der Engländer für Haus- und Gemeinde-Verdienste hat natürlich auch seine alberne und thörichte Seite. Cobbett schreibt die ungeheure Beliebtheit des Perceval, Premierminister im Jahre 1810, der Thatsache zu, daß er gewohnt war, jeden Sonntag mit einem gewaltigen vergoldeten Gebetbuche in Quart unter einem Arme zur Kirche zu gehen, seine Frau am andern Arme hängend und gefolgt von einer langen Brut Kinder.

Die Engländer bewahren ihre alten Gewohnheiten, Trachten und pomphaften Aufzüge, ihre Perrücken, den Stock, Scepter und Krone. Das Mittelalter lauert noch in den Straßen von London. Die Ritter des Bathordens legen einen Eid ab, beleidigte Damen zu beschützen und man wiederholte die Ceremonien des elften Jahrhunderts bei der Krönung der jetzigen Königin. Ein forterbender Landbesitz ist diesen Verhältnissen entsprechend; Aemter, Landpachten und Gewerbe vererben sich in dieser stetigen Weise. Ihre Verpachtungen währen hundert, ja tausend Jahre. Dienst- oder Genossenschaftscontracte sind lebenslänglich oder erblich. Antiquität des Gebrauchs ist hinlängliche Sanction. Woodsworth sagt von den kleinen freien Bauern in Westmoreland: Viele dieser einfachen Söhne der Berge hatten das stolze Bewußtsein, daß das Land, welches sie bebauten, über fünfhundert Jahre im Besitze von Männern ihres Namens und Blutes gewesen sei. Der Schiffszimmermann in den öffentlichen Werften, Mylords Gärtner und Thürhüter, sind daselbst über hundert Jahre Großvater, Vater und Sohn gewesen.

Die englische Macht hat auch darin einen Grund, daß der Wechsel ihnen zuwider ist. — Es wird ihnen schwer, ihre Erfindungsgabe zur Anwendung zu bringen und bei allen Gelegenheiten brauchen sie zuerst ihr Gedächtniß. Sobald sie sich von irgend einer Last befreit und eine Verbesserung eingeführt haben, beeilen sie sich, damit den Entschluß festzustellen, daß nun nie wieder von einer Aenderung die Rede sein soll.

In jedem Engländer liegt der Grundstoff zu einem Canzler, denn er hat den Instinkt, nach einem Präcedenzfall zu forschen. Die Lieblingsphrase ihres Gesetzes ist: „Ein Gebrauch, von dem man seit Menschengedenken nicht das Gegentheil kennt.“ Die Barone sagen, „Nolumus mutari“ und die Cockneys (eingefleischte Londoner) ersticken die Neugier des Fremden über den Grund irgend eines Gebrauchs, mit: „O Gott, mein Herr, es ist immer so gewesen.“ Sie hassen Neuerung. Bacon sagte: „Die Zeit ist der beste Reformator.“ Chattau: „Vertrauen ist eine Pflanze von langsamem Wuchse.“ Canning: „Man schreitet mit der Zeit fort.“ und Wellington: „Gewohnheit ist zehnfache Natur.“ Alle ihre Staatsmänner kennen die Unwiderstehlichkeit der Gewohnheit und haben manche schöne Redensarten erfunden, um die Langsamkeit der Wahrnehmung zu verhüllen.

Eine Seemuschel sollte die Helmzier im Wappen Englands sein, nicht nur weil sie eine durch die Wogen gebildete Macht darstellt, sondern auch wegen der harten Bildung der Menschen. Der Engländer gleicht einer Kaurimuschel. Nachdem die Windung und die Zacken geformt sind, oder auch während der Bildung, sondert sich ein Saft ab, der eine harte Glasur über jeden Theil bildet. Die Bewahrung der Schicklichkeit ist für sie eben so nothwendig als reine Wäsche; kein Verdienst ersetzt vollständig den Mangel der letzteren, während sie dagegen öfters seine Stelle vertritt. „Das ist schlechter Geschmack,“ ist das furchtbarste Wort, welches der Engländer aussprechen kann. Aber dieser Lack kommt ihnen theuer zu stehen. Man findet eine Prosa bei gewissen Engländern, die an hölzerner Leblosigkeit alles Aehnliche bei andern Völkern übertrifft. Es liegt manchmal ein Todtenglockenton in ihrer Stimme.

welcher zu sagen scheint: „Lasset alle Hoffnung hinter Euch.“ In diesem Bollwerke der Schicklichkeit gräbt sich die Mittelmäßigkeit ein, verdichtet sich und veredelsteinert. Ein Engländer nach der Mode gleicht einem jener Souvenirs in vergoldeten Sammet gebunden mit zarten Bildwerken und Kupferstichen geschmückt, auf dickem, heißgepreßtem Papier, für die Hände von Damen und Prinzen geeignet, aber mit nichts Lesens- und Behaltenswerthem erfüllt.

Ein strenges Decorum beherrscht Hof und Hütte. Als der Pianist Thalberg eines Abends in Windsor vor der Königin in einer Privatgesellschaft spielte, begleitete ihn die Königin mit ihrer Stimme. Die Sache wurde bekannt und ganz England schauderte von einem Meeresufer bis zum andern. Dieses Versehen im Decorum wurde nie wiederholt. Kalte, zurückdrängende Sitten herrschen vor. Kein Enthusiasmus ist gestattet, außer in der Oper. Sie vermeiden alles Auffallende. Sie verlangen einen Ton der Stimme, welcher keine Aufmerksamkeit im Zimmer erregt. Sir Philip Sidney ist einer der Schutzpatrone Englands, von dem Wotton sagte: „Sein Witz war der Maßstab des Paßlichen.“ —

Prätension und Dunst sind in England ein für allemal verhaßt. Sie dulden eher noch das andere Extrem: gemeinen Ton in Kleidung und Sitten. Sie vermeiden allen Schein und gehen stets grade auf den Kern der Sache. Sie hassen sinnlose Sentimentalität wie hochfliegende Ausdrücke, und üben sich absichtlich in der Einfachheit. Selbst Brummel, ihr Modenarr, zeichnete sich durch strenge Einfachheit in der Kleidung aus. Sie thun sich etwas auf die Abwesenheit alles Ueberschwenglichen und auf die Bündigkeit und Gradheit, die bei ihnen in Privatangelegenheiten herrscht, zu Gute.

In einem aristokratischen Lande wie England ist nicht das Geschwornengericht, sondern die Mittagstafel die Hauptinstitution. Es herrscht dort der Gebrauch, einem Fremden dadurch Ehre zu erweisen, daß man ihn zum Essen einladet, und so ist es seit vielen hundert Jahren gewesen. „Und sie denken,“ — sagt der venetianische Reisende von 1500, „daß keine größere Ehre gewährt oder empfangen werden könne, als Andere bei sich zum Mahle einzuladen oder selbst eingeladen zu werden, und sie würden lieber fünf bis sechs Ducaten ausgeben, um Jemand zu tractiren, als einen Dreier, um ihm in irgend einer Noth beizustehn.“ — Das Essen wird bis zum Ende des Tages verschoben und die Familienstunde in London beginnt gewöhnlich um sechs Uhr, und wenn Gesellschaft erwartet wird, eine oder zwei Stunden später. Jedermann kleidet sich für die Mahlzeit besonders an, sei sie nun in seinem eigenen oder in eines Andern Hause. Man erwartet von den Gästen, daß sie eine halbe Stunde vor der auf der Einladungskarte bestimmten Zeit anlangen und nichts Geringeres als Tod oder ein sonstiges großes Unglück darf sie abhalten. Das englische Diner ist genau das Muster, nach welchem unsre eigenen in den transatlantischen Städten eingerichtet sind. Die Gesellschaft sitzt eine oder zwei Stunden, ehe die Damen die Tafel verlassen, die Herren bleiben eine Stunde länger bei ihrem Wein, und begeben sich dann zu den Damen in's Besuchzimmer, wo sie den Kaffee nehmen. Beim Gesellschafts-Diner zeigt sich das Talent für's Tafelgespräch in großer Vollkommenheit. Die dabei erzählten Geschichten sind so vortrefflich, daß man überzeugt sein darf, sie müssen oft vorher erzählt worden sein, um solche glückliche Wendungen erlangt zu haben. Alle Arten von geschickten Projecten, Abrisse aus der populären Wissenschaft, praktische Erfindungen, Funken gemischten Humors, politische und literarische Neuigkeiten, Eisenbahnen, Pferde, Diamanten, Ackerbau, Gartenbau, Fischzucht, Wein u. s. w., Alles wird dabei besprochen.

Die Erzählungen, bons mots und die weit berühmten Tischreden, sowie die geistreichen Gespräche der Engländer sind ebenso berühmt wie die Tiefe und Gedankenfülle ihrer Humoristen, die bedeutend höher stehen als der leichte Witz in Frankreich. In Amerika findet man allerdings tüchtige Männer der Wissenschaft, aber in Bezug auf die leichte Conversation ist man dort noch weit hinter den Engländern zurück. Das weite nationale Gebiet, aus dem London schöpfen kann und die strengen Contraste der dortigen socialen Verhältnisse schaffen das Pittoreske im geselligen Leben und im öffentlichen Verkehr; ebenso wie eine unebene Gegend das Malerische zu einer Landschaft gibt, während unsre (die nord-amerikanische) Gleichheit sich durch eine prairienhafte Einfachheit kennzeichnet. Außerdem hat die englische Sitte, jeden Tag gutgekleidet zur Tafel zu kommen, die vortheilhafte Wirkung, daß man sein bestes Wissen und Können aufspeichert und möglichst vortheilhaft zu Tage fördert. Aber freilich hat die häufige Benutzung jede Redensart vollständig geglättet. Man trifft dort dann und wann auch feingebildete Männer, die Alles kennen, Alles versucht haben, Alles thun können, und in Literatur wie Wissenschaft gleiche Ueberlegenheit besitzen. Wozu wären sie wohl nicht im Stande, wenn sie nur wollten!!

Avignon.

Von

Joseph Victor Scheffel.

Es war eine seltsame, beinahe bedenkliche Eisenbahnfahrt, die mich im Juni 1856 von Tarascon nach Avignon beförderte. In der Noth der allgemeinen Ueberschwemmung, die sich damals über das mittägliche Frankreich verheerend und verwüstend ergoß, war auch der Schienenweg allenthalben zerstört; aber der Kaiser hatte seinen Willen ausgesprochen, daß die gewohnten Verbindungen sobald als möglich wieder hergestellt würden; und was Napoleon der Dritte verlangt, das geschieht zur Zeit in Frankreich und mitunter auch anderwärts, ohne daß von Schwierigkeiten oder Unmöglichkeiten in der Ausführung viel die Rede sein darf.

So war auch die Bahnstrecke von Tarascon nach Avignon wenig Tage nach ihrer Zerstörung wieder in fahrbaren Stand gesetzt; wo der Damm auf weite Strecken hin vom Anprall der Gewässer fortgerissen und spurlos verschwunden war, hatte man in angestrengter täglich und nächtlich ununterbrochener Arbeit, oft mitten in dem noch immer fluthenden Wasser, einen Nothdamm errichtet, dessen Grundlage aus vielen tausend und abertausend mit Erde, Sand und Steinen gefüllten Leinwandsäcken bestand; gleichviel ob diese Grundlage eine zweifelhafte: es muß gehen! hieß es, und darum ging es auch. Item, die Bahn war wieder fahrbar, wenn auch ein deutscher Techniker hinlänglichen Grund gehabt hätte, dem Wort „fahrbar" den Zusatz „aber fragt mich nur nicht, wie?" hinzuzufügen.

Niemals habe ich einen so vollkommenen Eindruck von sündfluthlichen und nachsündfluthlichen Zuständen davongetragen, wie auf dieser Fahrt, und Mancher der Mitfahrenden schaute mit hellen Thränen im Aug' oder laut wehklagend auf das weiland so schöne Land hinaus, dessen Kornfelder, Olivenpflanzungen und reich wie Gärten angebaute Parzellen mit dem ganzen eben reifen Erntesegen — Alles unter einem Schlamme begraben ruhten.

Kaum mag ein Schlachtfeld schrecklichere Bilder aufzuweisen haben, als eine solche Wahlstatt elementaren Kampfes; — das waren nicht mehr die „schönen, liedervollen, wonnigen Provencerthale," von denen Lenau singt:

Heißer glüht der Kuß der Sonne
Auf den blumenreichen Matten,
Süß're Labung rauscht die Quelle,
Kühler säuseln hier die Schatten ...

Das ganze Flachland längs der Rhone und der ihr entgegenströmenden Durance (die, nebenbei bemerkt, schon im alten provençalischen Volksspruchwort nicht zu den poetischen Zierden, sondern zu den drei Landplagen und Geißeln der Provence gerechnet wird, deren erste der scharfe staubaufwirbelnde Nordwind Mistral, die zweite das Parlament) war in eine schlammüberzogene Wüstenei verwandelt, darüber giftige Miasmen, von dem in Fäulniß übergegangenen Wiesengras und Getreide erzeugt, lagerten. Die Poesie verstummte gänzlich vor dem Schrecklichen, was hier ausgebreitet war, aber ein Geolog hätte eigenthümliche Beobachtungen über die Macht des Wassers und seiner alluvialen Bildungen anstellen können; in regelmäßiger Schichtung waren da, wo die Gewässer bereits wieder abgelaufen, gröbere und feinere Schlammablagerungen zurückgeblieben und als Decke über die darunter begrabenen Felder gebreitet; oft weite Strecken entlang war diese Decke durch die darauf wirkende Junisonnenhitze in gleichförmigen Sprüngen zerborsten und bot dem Auge das Bild eines in mathematische Figuren getheilten Mosaikbodens ...

An andern Stellen hatte die Zerstörung wilder getobt und für Bilder gesorgt, geeignet von dem melancholisch dem Schauerlichen zugeneigten Pinsel Ruysdael's oder dem wildphantastischen Salvator Rosa's zu bleibendem Gedächtniß fixirt zu werden. Malerisch zertrümmerte ländliche Behausungen, an deren vorwärts geneigten Mauern oft unweit des Daches noch eine feuchte dunkle Linie die Wasserstandshöhe bezeichnete, zusammengeschwemmte und übereinandergethürmte Bäume, da und dort ein ertrunken Pferd — eingesunkene Brücken mit den Resten des ehemaligen Bahndammes, ja an einer Stelle dieser Damm förmlich von Ort und Stelle geschoben und das Unterste zu Oberst gekehrt, so daß die eisernen Schienen senkrecht aus Schlamm und Graus in die Höhe starrten und hinausragten wie Knochen vom Skelett eines hier zu Grund gegangenen unbekannten Riesenthieres ... solche und ähnliche Motive folgten in reicher Fülle aufeinander.

Es ist eines der traurigen Vorrechte des Künstlers, daß er auch in dem, was Anderen Jammer und Noth bereitet, in Ruinenzusammensturz, Erdbeben, Feuerbrand und Wassersnoth, gleichwie in den unseligen Katastrophen, die über ein Menschenherz zerstörend einbrechen, die interessante Seite herausfinden darf.

Unsre Betrachtung der wasserverwüsteten Landschaft wurde übrigens bald auf uns selber und das Schicksal unsers Bahnzugs zurückgeführt ... immer langsamer und vorsichtiger fuhr die Locomotive über den provisorischen Damm, und allmälig ward es selbst den lustigen Blauröcken vom „Sixième" der chasseurs d'Afrique, die in gleichem Zuge nordwärts fuhren und auf die Frage woher? stolz geant-

wortet hatten: von Kinburn, nicht mehr ganz geheuer zu Muth. Es schien als ob unser neuer auf Kaisersbefehl so schnell hergestellter Damm etwas „aus dem Leim“ gehen wolle, die Feuchtigkeit der Atmosphäre war in die in Leinwandsäcke verschlossene Erdgrundlage eingedrungen, der Damm zusammengeschrumpft, die Schienen gesunken, die Oberfläche schief geworden, so daß wir wohl zehn Minuten lang auf geneigtem Geleise, in geneigter Stellung der Wagen — sämmtliche Insitzende als Ballast auf die abgekehrte Seite der Waggons gedrängt, in unheilgefaßter Spannung und jeden Augenblick des Umsturzes gewärtig dahin fuhren und bedachtsamere Reisende zu Behütung ihrer Zähne bei etwaigem Umgeschütteltwerden bereits die kurze weiße Thonpfeife ausgehen ließen und in die Tasche steckten.

Aber was der Kaiser anordnet, hat Glück und Erfolg, wenn es auch auf einem Fundament von feuchten Erdsäcken ruht; die Neigung zum Schiefen, die plötzlich über unsern Zug gekommen, verlor sich; Freudenruf aus erleichtertem Herzen erschallte, die kurzen Pfeifen wurden wieder angezündet und ungebrochenen Halses kam unsre dampfgetriebene Arche, die erste, die seit der Sündfluth wieder auf dieser Bahnstrecke ausgelaufen, in Avignon an. —

Avignon! ... Es ist eigentlich ein Anachronismus, mit der Eisenbahn in Avignon anzukommen! Wer in Avignon wirklich etwas „Zeitgemäßes“ zu suchen hatte, der kam dereinst hoch zu Rosse, gepanzert und geharnischt, eingeritten — oder auf langem zeltbeschattetem Schiffsverdeck die Rhone heraufgerudert, — oder getragen in behaglicher Sänfte: aber Avignon, die große Clerikerherberge, das trutzige, üppige, mittelalterliche Babylon ... und das Reich der Schienen und des Dampfes: beide sollten von Rechtswegen Nichts miteinander zu schaffen haben.

Indeß auch hier ist die moderne, Alles auf gleichen Fuß setzende, dem Christen wie dem Heiden sein diner zu drei Francs, sein déjeuner zu zwei Francs anrechnende Cultur Meister geworden und ein Omnibus fährt längs der zinnengekrönten, von viereckig vorspringenden Thürmen regelmäßig unterbrochenen Befestigungsmauer, die Hernandez de Heredia, Großmeister des Ordens der Johanniter von Jerusalem einst als quadergefügten Gürtel um die Papststadt aufrichtete, die Ankommenden vom Bahnhof zum wohlbestellten Hôtel de l'Europe.

Und da denn das Schicksal die große Ueberschwemmung dieses Jahres als den rothen Faden durch all' meine französischen Reisebilder und Erlebnisse gewoben hat, so mußte auch das Erste, was mir bei der Einfahrt in die Augen fiel, ein Stück zusammengestürzten Thurmes und Mauerwerks sein, das fünf Jahrhunderte lang Stand gehalten, um jetzo von den Fluthen, die bis vor Kurzem die Straßen der Stadt in schiffbefahrene Canäle verwandelt hatten, angenagt, unterwühlt und eingerissen zu werden.

Das Wahrzeichen von Avignon war einst: sieben Päpste während siebenmal zehn Jahren hier residirend, sieben Hospitäler, sieben Brüderschaften von Büßern, sieben Männerklöster, und sieben Kirchhöfe.

Hiemit ist denn auch der Grundzug dieser Stadt bezeichnet, denn was einmal eine gründliche Krummstabresidenz war, das nimmt Zeitlebens, und mag die Weltgeschichte sich umgestalten, wie sie will, keinen wesentlich andern Charakter mehr an. Wäre doch auch in deutschen Landen manch eine Stadt und Städtlein namhaft zu machen, deren Bewohner ein gewisses schwerdefinirbares Etwas wie einen nicht säcularisirten Alpdruck aus ihrer geistlichen Vergangenheit noch unverkennbar mit sich herumtragen, wenn es auch unmittelbar nur noch in der Vorliebe für gewisse Fastenkarpfen und Fastenkrapfen und kühle Klosterkellertrinkstuben seinen Ausdruck findet.

Der erste Gang in Avignon konnte in historischer Pflichtschuldigkeit kein anderer sein als zum Schloß der Päpste.

Gewitterwolken zogen sich am Abendhimmel zusammen, ein scharfer dem Unwetter vorangehender Zugwind blies durch die engen Straßen, frostig und kalt, trotz sommerlicher Jahreszeit, auf daß auch an mir erfüllt werde, was der alte Gedenkspruch sagt:

Avenio ventosa,
Sine vento venenosa,
Cum vento fastidiosa.

Durch dunkle Gassen emporsteigend, durch die „ruelle du Vice-légat“, die mehr einem in den Fels gesprengten Festungslaufgraben als einem sanften Sträßlein glich, auf das vorbereitet, was da kommen sollte, stund ich endlich vor dem Ziel meiner Wanderung.

Es ist schwer, den Eindruck in Worte zu fassen, den diese kolossale Zwingburg, dieses ganze System von Thürmen, Bastionen, Wällen, hochgewölbten Palastgebäuden in der massenbeherrschenden schwerfälligen Bauweise des vierzehnten Jahrhunderts auf den unbefangenen Beschauer ausübt. Vergeblich wäre es, ein architektonisch Gesammtbild mit der Schreibfeder entwerfen zu wollen und leider ist die Photographie, die ich aus der Werkstatt Tourtin's, des Avignoner Photographen mitnahm, verloren gegangen und kann diesem Bericht nicht beigelegt werden.

Gewaltig, aber unheimlich, stark, roh, fast brutal, wie ein Hohn für die Unterworfenen, wie eine Herausforderung an die Nachbarn, eine Festung, eine Citadelle, ein wahres Kampf=

haus der streitbaren Kirche — so ragt dieses päpstliche Capitolium über die einst von ihm beherrschte Stadt; — ein verkörpertes Stück Mittelalter, dessen Anblick in Betreff damaligen Verhältnisses der Kirche zum Staat und manch andrer schwieriger Punkte belehrender ist, als Dutzende tiefsinniger Ausbrütungen gelahrter Stubenhocker.

Der Vatican zu Rom, der doch auch mit stattlichen architektonischen Massen auf die Weltstadt jenseits der Tiber schaut, ist ein harmlos anmuthig Idyll, verglichen mit diesem Twing-Avignon. Dort schon Grazie, ich möchte sagen weltmännische Haltung, und aus allen



Das Schloß der Päpste in Avignon.

Ritzen und Fugen die Kunst in neckischer Anmuth hervorschauend . . hier finsteres soldatisch aufrechtes Wesen, Trotz und Hochmuth in jeder Linie des Ganzen, häuslicher Comfort, Annehmlichkeit, Luxus — Alles dem Zweck der Vertheidigung untergeordnet; dort in offenen luftigen Hallen die jugendschönen Schöpfungen Rafael's, hier in finstern Inquisitionsräumen die starren frostigen Reste von Giotto's oder seiner Schüler magern Heiligenbildern; — dort die humanistische, wenigstens künstlerisch freie Zeit Leo's X. und seiner Nachfolger, hier der versteinerte Hauch einer Kirchengewalt, die den Panzer über dem geistlichen Gewand, den Eisenhandschuh über dem Fischerring St. Peters trägt, die gegen das Recht des Stärkern das des Stärksten in Anspruch nimmt, die flucht, bannt, Ketzer verbrennt, Kaiser und Könige wie Schulknaben abfertigt, und in der unheiligen Barbarei ihrer geschichtlichen Erscheinung selbst treue Kinder der Kirche, wie jene englische Dame,*) die neulich das Leben der Francesca Romana beschrieben, zu dem Geständniß zwingt, daß, würde ihr aufgegeben zu sagen, wann sie am wenigsten gern gelebt haben wollte, wann wohl am meisten ihr Glaube gefährdet und ihr Herz verwundet sein möchte, sie wohl am ebesten das Ende des vierzehnten und den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts nennen würde.

*) Lady Georgiana Fullerton.

Strömender Regen schlug nieder, als ich in den Hof des Papstschlosses eintrat. Es dient gegenwärtig als Caserne der Besatzung von Avignon; der alte Castellan lag krank und beauftragte einen geschniegelten jungen Corporal mit sorgfältig gewichstem Schnurrbart, uns herumzuführen und Alles genau zu erklären ... eine Aufgabe, welcher derselbe auch aufmerksam und nicht ohne geschichtliche Bestrebungen nachzukommen suchte.

Auch das Innere des Schlosses trägt den kriegerischen bis an die Zähne gewaffneten Charakter; Alles darauf berechnet, daß im Fall einer Belagerung nach Erstürmung der Thore in diesen innern Räumen der Kampf mit Erfolg noch fortgesetzt werden möge. Thürme beherrschen den weiten Hofraum, Schießscharten bedrohen ihn ... als letzter Rückzugsort der Besatzung ragt ein riesiger viereckiger Thurm, die turris magna et quadrata Papst Benedict's XII., wo die damalige Architektur all ihre finstern Geheimnisse, mysteriöse sich plötzlich verlierende Treppen, eiserne undurchdringliche Fallthüren, Schlupfthore, unterirdische Gänge u. s. w. in unheimlicher Fülle entwickelt hat.

Die innern Theile haben von ihrer Gewaltigkeit dadurch verloren, daß sie, den modernen Casernenzwecken entsprechend, vielfach

verbaut, durch eingeschobene Wände und Halbirung der hohen Stockwerke in zwei niedere u. s. w. entstellt sind.

Die zahlreiche militärische Einlagerung, die während des Gewitters behaglich Taback rauchend auf Pritschen und Matratzen herumlungerte, trug nicht zur Verbesserung der dumpfen Atmosphäre bei.

Ein Labyrinth von Gängen und Corridoren führt in den unheimlichen Steinmassen umher; allmälig kamen die Erinnerungen alter Zeit zum Vorschein: hier, wo an den Wänden wenige Reste von gemalten Trophäen erschaulich und jetzo ein schnurrbärtiger Schulmeister die Kinder des Regiments, eine köstliche junge Soldatenbrut, im Schreiben und Rechnen unterrichtet, war Arsenal und Waffensaal... dort in jener Thurmcapelle, wo auf blauem, sternbesäetem Grunde die strengen Heiligen und alttestamentlichen Weisen um den Thron Gottes stehen oder standen, denn der Kalkbewurf ist vielfach zerbröckelt und die Revolution von 1791 hat absichtlich manches vom Heiligenschein umflossene Haupt herausgehauen, so daß die Gelehrten wohl schwerlich mehr in's Klare kommen werden, von welchem altflorentinischen Meister die Fragmente gemalt wurden, — dort hielt das Officium der Inquisition seine Sitzungen, dort wurden, wie einer der Zeitgenossen sich einmal ausdrückt, „processus facti terribiles et sententiae fulminatae fortissimae."

Hier aber, was hat dieser sonderbar in spitzer Kuppelform gewölbte Thurm zu bedeuten, der als hoher Kaminschlot zugespitzt hinausragt über die Dächer? „Wenn die Leute in Avignon aus diesem Schlot ein blaues Räuchlein aufsteigen sahen," sprach der Corporal, „schlugen sie ein Kreuz und sprachen: Gott sei seiner Seele gnädig! Die Inquisition war nicht für öffentliche Hinrichtungen, man that es mehr häuslich ab. Schade, daß im Jahr 1791 alle Tortur- und Marterwerkzeuge, die im Schloß aufgehäuft lagen, in feierlichem Auto da Fé verbrannt wurden, es soll „„une remarquable collection"" gewesen sein!"

. . . da stieß
Ich auf verbrannte menschliche Gebeine. . . .

Es ist ein schwüles Gefühl, auf einem Boden zu stehen, auf welchem dereinst zu Ehre Gottes Menschen geröstet wurden. Draußen blitzte und donnerte es.

S'il vous plait, Mr. le caporal, une autre salle, sprach ich. Er führte uns auf ein flaches Dach, um Uebersicht über das verwirrte Ganze der Papstburg und Stadt und Umgegend zu gewinnen, aber der Regen war so stark, daß wir es nur unter aufgespanntem Schirm in schnellem Geschwindschritt umkreisen konnten... eine wohlthuende Abkühlung nach Besichtigung der Ketzerverbrennungsstätte.

Rückkehrend schritten wir durch einen dunkeln, geschwärzten, etwas baufälligen, übrigens durch nichts Besonderes ausgezeichneten Saal. Voilà la salle brûlée! sprach unser Führer, un souvenir historique!

Eh bien, Mr. le caporal, was hat sich hier zugetragen in diesem verbrannten Saal?

„Sehen Sie," sprach der Corporal und drehte seinen Schnurrbart, „das war dazumal eine sehr sonderbare Geschichte. Da commandirte hier im Schloß des Papstes Vicelegat, Herr Peter von Luna, ein verteufelter Geselle, der lud eines Tages die ganze feine Welt von Avignon, Herren und Damen, zum Souper ein... und wie sie fröhlich hier beisammen saßen und schmausten, sprengte er den Saal mit der ganzen Crême der Gesellschaft in die Luft. Daher der Name."

„Eine sonderbare Geschichte, Mr. le caporal," sagte ich. „Aber was veranlaßte den Herrn Legaten, seine Gäste zum Dessert in die Luft zu sprengen?"

„Das war auch wieder eine sonderbare Geschichte. Sie hatten drei Jahre zuvor seinen Neffen an den Galgen gehängt."

„Ei! Und warum dieses?"

„Sehen Sie, auch das war eine sonderbare Geschichte. Dieser junge Mann pflegte, als Neffe des Legaten, Sonntags in der Kirche gegen die vornehmen schönen Damen so zudringlich zu werden und sie so gröblich zu insultiren, daß nicht mehr anders mit ihm auszukommen war, als man mußte ihn aufhängen."

„Und der Herr Legat?"

„Der Herr Legat ließ sich im Moment, da er Feuer an die Mine gelegt, durch eine Fallthüre in den unterirdischen Gang hinab, kam darin bis an die Rhone und unter der Rhone durch und rettete sich nach Villeneuve hinüber."

„Es führt ein unterirdischer Gang unter der Rhone hindurch?" sprach ich ungläubig. Aber der Corporal bestand fest darauf, zeigte uns im Hofraum den Eingang zu jenem Souterrain und rief seinen Schlüsselführer herbei, der bestätigte, daß er selbst mit einem Hauptmann vom Genie in den vierziger Jahren in diesen Gang so weit eingedrungen sei, daß sie die Rhone über sich brausen gehört.

Ich mußte diesen Gewährsmännern überlassen, für ihre Geschichte von dem in die Luft gesprengten Souper wie für die Existenz eines solchen Tunnels einzustehen, der übrigens in Gedanken und Ausführung vollständig zu dem in diesen Vertheidigungsbauten durchgeführten System passen würde und damals, da Villanova als zweite Papstfestung das rechte Rhoneufer beherrschte, als unterirdische Verbindung der beiden Schloßbesatzungen von einer der Beschwerlichkeit der Anlage schon entsprechenden Wichtigkeit gewesen wäre.

Es lag nun etwas Anmuthendes darin, noch nach fünfhundert Jahren einen verwegenen Vicelegaten als Helden einer Casernenüberlieferung lebend zu finden; meine Kenntnisse waren jedoch in jenem Augenblick nicht ausgerüstet genug, um historischen Kern und Mythus völlig auseinanderzulösen. Darum steht im damaligen Tagebuch die kurze Bemerkung: „La salle brûlée. NB. Unerachtet der ausführlichen Corporalserzählung zu Hause auch noch die vitae paparum Avenionensium von Stephan Baluze nachzulesen!“ —

Aber auch ohne vergilbte Folianten nachzuschlagen, war beim zweistündigen Gang durch die Papstburg eine Heerschaar von Gestalten vor mir aufgestiegen, die mich an jenem Abend nicht mehr verließen. Es liegt ein eigener, die Vergangenheit wiederbelebender Zauber über solchen handgreiflichen Verkörperungen alter Zeit . . . die Phantasie will Staffage zu dem Architekturbild sehen und ruft aus Winkeln und Gräbern die herbei, die einstmals dort gewandelt.

Und bei dampfender Cigarre der Abendsiesta wollte das ganze vierzehnte Jahrhundert lebendig werden . . . was damals, während der babylonischen Gefangenschaft zu Avignon seine Rolle zu spielen hatte, kam heran: Tempelherrenschatten stiegen auf und betheuerten fruchtlos von dem vom Rauch meiner spanischen Cigarre umqualmten Scheiterhaufen herab ihre Unschuld . . . subtile Scholastiker stritten darüber, wo die armen Seelen nach dem Tod des Leibes verweilten und welche Entwicklung die Menschheit genommen haben könnte, wenn nur Eva und nicht auch Adam vom Apfel gegessen ... Dominicaner, das Sentenzenbuch des Petrus Lombardus unter dem Arm, wandelten in das Ketzerverhör . . . Bettelmönche strenger und milder Observanz wütheten gegen einander, ob kurze und enge Röcke mit kleinen Capuzen oder Kutten von weitem Zuschnitt zur Seligkeit dienlicher, ob Vorrathshäuser und Keller am Kloster erlaubt oder nicht ... singende Geißlerprocessionen, murmelnde Lollharde, die mit Kreuz und Fahnen einander befehdenden Brüderschaften der weißen und der schwarzen Büßer... üppige Courtisanen, die schöne leichtsinnige Königin Johanna von Neapel mit ihren Damen, provençalische Sänger und Ritter, verwegene, Gott und die Welt und Alles außer dem eigenen Schwert verachtende Condottieri, Cola Rienzi der Volkstribun mit der römischen Deputation, Cardinäle und Anticardinäle, Päpste, Antipäpste, Pseudopäpste . . . Alle wandelten und ritten sie durch Avignons Gassen, und zwischen dem verweltlicht kirchlichen Volk dann und wann Einer aus dem Gebirg drüben, ein Waldensischer Mann, der mit ingrimmigem Hohn des Dante neunzehnten Infernogesang:

O Simon Magus, o ihr arme Blöde,
Die, was der Tugend Ihr vermählen sollt,
Die Dinge Gottes, räuberisch und schnöde
Ihr Euch verbuhlt durch Silber und durch Gold!

in den Bart brummt, oder, wie Katharina von Siena die mystische Dominicanernonne, laut die Warnstimme erhebt zur Bußpredigt und zürnenden Mahnung zur Umkehr ...

Wenn das Schicksal einmal auf Jahr und Tag einen geschichtlich gesattelten arbeitsfreudigen modernen Mann an diese Rhoneufer verschlagen würde: in den Thürmen und Hallen und Inquisitionskammern der päpstlichen Zwingburg auf und niederschreitend möchte sich ein eigenthümlich scharfes und reiches Culturbild jener auch in ihren Sünden und Thorheiten merkwürdigen Zeit ausdenken und ausführen lassen. Requiescant in pace! Auch diese Schatten haben einst gelebt und gewähnt, Richtiges und Großes zu denken und zu thun... — es blamirt sich ein Jeder so gut er kann!

Einer der Merkwürdigsten aber, die je das Pflaster von Avignon beritten und beschritten, ist eben jener Peter von Luna, von dem der Corporal so abenteuerlich Fabelwerk zu erzählen wußte. Ich habe seither den in der salle brûlée unvorsichtigerweise gefaßten Vorsatz, die Lebensbeschreibungen und Acten der Avignoner Päpste zu studiren, redlich ausgeführt: die Geschichte dieses streitbaren Kirchenhauptes ist eine mit starrem Ernst, aber auch mit schwerem Humor gewürzte Tragödie. Denn erst arragonischer Kriegshauptmann, dann von Gregor IX. mit dem feinem Wortspiel: „Caveas ne tua luna patiatur eclipsin“ zum Cardinal, und am 16. September 1394 in feierlichem Conclave zum Papst ernannt, — anfänglich in friedlichem Einverständniß mit dem Gegenpapst Bonifacius IX. seine Würde behauptend, statt sie, wie bei der Wahl beschworen worden, zur Erlösung vom Schisma im erforderlichen Augenblick wieder niederzulegen, allmälig von den Königen von Spanien, von Frankreich und den eigenen Cardinälen verlassen, auf den festen Palast von Avignon reducirt und mannhafte Belagerung darin aushaltend, bis er als der letzten Vertheidiger Einer, den Degen in der Faust vor den Siegern durch einen jener maskirten Gänge entfloh, — vom Concilium zu Pisa und abermals vom Concilium zu Constanz seiner Würde feierlich entsetzt, aus Avignon verjagt, aus Perpignan vertrieben, auf Nichts reducirt, — aber trotz aller Concilien und trotz des Abfalles der ganzen Christenheit fest und hartnäckig als Papst verharrend, zuletzt auf Peniscola, dem Schloß seiner Väter in Arragonien, von seinen Bauern noch redlich als rechtmäßig Oberhaupt der Kirche anerkannt und auf die abtrünnige Welt außer Peniscola seine Bannstrahlen schleudernd: so hat dieser Benedict XIII.

als er, sechzehn Jahre nach seiner Absetzung erst mit dem Tode sein Papstthum aufgab und sterbend noch die zwei einzigen Priester zu Cardinälen ernannte mit der Bedingung, daß einer von ihnen der echte Nachfolger seiner und Petri sein solle, eine Ausdauer und Zähigkeit entwickelt, die, wenn sie auch vielfach an den Heldenmuth des tapfern Ritters von la Mancha erinnert, doch als Beispiel der stählenden und für Unglück wappnenden Gewalt des theoretisch consequenten Gedankens bemerkt zu werden verdient.

Selbst in das seiner Machtfülle sich so sicher fühlende Concil von Constanz warf jener Thurm von Peniscola seinen unheimlichen Schatten: der Kaiser Sigismund machte sich damals anheischig, durch persönliches Erscheinen bei dem hartnäckigen Arragonier ihn zu endlichem Verzicht zu bewegen— aber in siebenstündiger Rede bewies der scharfsinnige Alte dem vermittelungversuchenden Kaiser sein gutes Recht und Sigismund schied von dem schier Achtzigjährigen unverrichteter Dinge. —

Hier in der festen Citadelle von Avignon saß nun der hochwürdigste Herr Peter von Luna, den, wie seine Gegner damals schrieben, nonnulli in hoc miserabili schismate Benedictum XIII. apellant, zur Zeit, als ihm allenthalb der Gehorsam gekündet ward, in einer bösen Klemme. Die schlichte Relation eines Zeitgenossen über die damaligen Vorgänge gibt ein so plastisches Bild jener Tage des Kampflärms, daß ich mich nicht enthalten kann, ein Bruchstück daraus zur Berichtigung des vom Corporal erzählten Mythus und zu Nutz und Frommen Aller, die Sinn für das Schmackhafte einer urkundlichen Schilderung haben, hier einzuflechten.

... „Im Jahr des Herrn 1398" — schreibt jener Augenzeuge*) — „geschah auf königl. Befehl zu Paris eine Versammlung der Prälaten, Magnaten und anderer Kleriker des Reichs, in welcher, unter Vorsitz der Herrn Herzöge beschlossen wurde, unserm Herrn Papste zu Avignon fernerhin allen Gehorsam zu entziehen. Und wiewohl Manche Widerspruch erhoben, veröffentlichte doch der Canzler des Königs von Frankreich nach dem ihm gewordenen Auftrag sofort das Edict, wonach in allen Landen des genannten Königs bei Strafvermeidung dem Papste keine Anerkennung mehr zu leisten sei — unter Berufung auf dessen künftigen legitimen Nachfolger ... und es wurden zwei Commissarien ernannt, Robert Cordelerii, ein Doctor der Rechte, und Tristan de Bosco, Vorstand des Bisthums von Arras, beide vom Parlament des Königs, welche am Sonntag den 1. September in Villanova bei Avignon die erwähnte Lossagung öffentlich bekannt machten und sämmtlichen Unterthanen des Königs, Geistlichen wie Laien, unter schweren Strafen aufgaben, vom Gehorsam, Dienst und Hofe des Herrn Papstes Benedict zu weichen.

„Darum verließen sofort die Capläne, Hofbediensteten, Auditoren und andere Officialen Haus und Curie des Papstes. Auch die Herren Cardinäle zogen noch Villanova hinüber, versammelten dort die Bürger von Avignon, schlugen sich nach gepflogenem Rath auf Seite des Königs, sagten sich feierlich von aller Obedienz an den Papst los, veranstalteten einen allgemeinen Aufstand unter der Bürgerschaft von Avignon sowie in der Grafschaft Venaissin und allen Ländern des Papstes, und nahmen einen Kriegshauptmann, genannt Boucicaut (Bussicaldus) mit gewaffnetem Volk, wie sie sagten, zum Schutz genannter Stadt und Länder, in ihren Sold.

„Dieser rückte auch mit seinen Kriegsleuten sogleich vor das Schloß Borbon unweit Avignon, wo einer der Cardinäle von Villanova mit ihm zusammentraf und nach geheimer Unterredung wieder zurückkehrte; worauf alsbald der genannte Feldhauptmann einen Abt aus der Umgebung des Papstes, der die Grafschaft Venaissin regierte, und zum Besuch einiger Castelle gekommen war, unvermuthet auf grausame Weise niedermachen ließ.

„Hierauf besetzten die Bürger von Avignon den Palast ihres Bischofes, die Kirche Unsrer lieben Frau de Donis auf dem Felsen, sowie die Kornspeicher des Papstes mit Kriegsleuten. Auch machten sie einen Schildknappen in päpstlichen Diensten, der nach altem Herkommen die Schlüssel der Stadt zu bewachen hatte, zum Gefangenen und nahmen ihm die Schlüssel hinweg.

„Gleichzeitig zogen Einige vom Gefolg der Cardinäle in die Stadt und vor das Hospitium, wo die Bullen ausgefertigt werden, führten mit Gewalt einen Bullenschreiber mit der Bulle des Papstes nach Villanova und lieferten ihn den Cardinälen aus, bei welcher Gelegenheit mehrere Dienstmannen des Papstes sowie Andere von spanischer Abkunft verwundet, ihrer Habe beraubt und in's Gefängniß geworfen wurden. Auch verweigerte man dem Papst und denen, die sich mit ihm in seinem Schloß abgesperrt hatten, Lebensmittel, schnitt alle Zugänge mittelst Vergitterungen und anderer Befestigungen ab und postirte Bewaffnete in großer Menge ringsum.

„Am Montag den 16. desselben Monats September ritt der Cardinal von Novo Castro, der in Villanova durch das Cardinalcollegium zum obersten Befehlshaber von Avignon ernannt

*) Informatio seriosa eorum, quae nuper facta fuerunt Avinioni per Dominos Duces Franciae et alios ex diversis sumptis occasionibus, circa Dominum nostrum Papam Benedictum XIII.

Bei Baluze, vitae Papar. Avenionens. t. II. pag. 1122 u. ff.

worden, schon in die Stadt eingezogen war und im bischöflichen Palast sein Quartier genommen hatte, in öffentlichem Aufzug zu Pferd durch die Stadt, im rothen Gewand ohne Mantelüberwurf und Pallium, das Schwert umgegürtet, einen Krummstab in der Hand, und indem er in diesem ziemlich unehrbaren Aufzug das Volk zur Rebellion aufstachelte, hielt er, unter dem allgemeinen Zuruf: „Es lebe das heilige Collegium der Cardinäle und die Bürgerschaft von Avignon!“ auf den Gassen und Plätzen Volksreden.

„Hernach stürmte der genannte Boucicaut mit denen von Avignon den Thurm, der auf Seite der Stadt sich oberhalb der Brücke erhebt und von einigen Dienstleuten des Papstes vertheidigt war; sie legten Feuer vor die Thore und setzten ihm mit Minen, Ballisten und Bombarden dermaßen zu, daß die Besatzung, unvermögend ferneren Widerstandes, mit Erlaubniß des Papstes den Thurm an die Bürger übergab, die ihn unter großem Jubel einnahmen, ihre Panniere auf der Spitze aufpflanzten und das päpstliche Schloß über alle Maßen beunruhigten.

„Am Tag des heiligen Erzengels Michael aber, der ein Sonntag war, griff der genannte Cardinal von Novo Castro mit seinen Bombarden die apostolische Residenz gewaltig an, ließ durch Boucicaut und die Andern ebenfalls angreifen, und einige Steinsplitter von der Steinkugel einer Bombarde, die aus dem kleinen Palast, wo der Cardinal sein Quartier hatte, abgeschossen wurden, trafen und verwundeten den Papst.

„Am Dienstag den 1. October jedoch wurde der genannte Cardinal, wie man glaubt, durch Gericht Gottes, von Geschwüren und Carbunkel am ganzen Körper befallen, verlor alle Besinnung und am Freitag, den sechsten Tag nach dem Fest des heiligen Michael, sein Leben — wolle Gott, nur das des Leibes und nicht auch der unsterblichen Seele.

„Hernach wurden zwei große Kriegsmaschinen zu beiden Seiten des Schlosses aufgerichtet, welche Steine von mächtigem Umfang wider das Schloß schleuderten; — mit diesen und viel großen Bombarden, Pfeilen, Schleudersteinen und Vorrichtungen verschiedener Art setzten sie innerhalb vieler Tage die Belagerung fort und legten zugleich an 3 oder 4 oder noch mehr Orten ungeheure Minen unter die Thürme und Mauern des Schlosses, wodurch diese Thürme und Mauern, wie sie glaubten, da und dort zusammenstürzen sollten.

„Am 24. October, nachdem ein freies Geleite zwischen dem Papst und seinen Anhängern einerseits und den Cardinälen außerhalb und ihrem Feldobristen Boucicaut andrerseits versprochen und zugesagt war, kamen aus dem Schlosse zu einer Unterredung Behufs eines Friedensschlusses die papstgetreuen Cardinäle von Pampeluna, von Boyll und de sancto Adriano, mit drei der gegnerischen Cardinäle in der Stadt zusammen; da sie sich aber durchaus nicht zu einigen vermochten und die erst bezeichneten Cardinäle zum Papst, der sie abgesandt, zurückkehren wollten, wurden sie durch genannten Boucicaut gefangen genommen, alsbald nach seinem Schloß Borbon abgeführt und dort gefänglich festgehalten.

„Samstag, den 26. desselben Monats, schlichen der Admiral (magister portuum) des Königs von Frankreich und ein Ritter Richard, Boucicaut's Waffengefährte, mit ungefähr sechzig Gewaffneten durch einen großen Abzugscanal heimlich in das Schloß ein und drangen bis in die Küche vor, wo sie durch ein göttliches Wunder aufgehalten, alle zusammen ohne bedeutenden Verlust der Schloßbesatzung gefangen wurden.

„Die Belagerung wurde durch Boucicaut und die vor der Stadt noch lange fortgesetzt, aber die im Schlosse hielten männlich Widerpart, und wiewohl Feuer an die Minen gelegt ward, stürzte doch, unter sichtlicher Gnade Gottes, Nichts von den Schloßmauern ein und die im Schlosse hielten nach wie vor ihre Mauern bewacht und abgeschlossen, und endlich wurde zwischen denen, die draußen, und denen, die drinnen waren, übereingekommen, daß ein Stillstand der Belagerung eintreten solle.

„Es ist aber zu wissen, daß in währender Zeit der Belagerung Viele von denen, die im Schloß waren, gestorben sind — Einige an ihren Wunden, Andere an Schwäche wegen Mangel an Speise und Arzneimitteln, die für solche Verwundungen und Schwächen nothwendig sind, aber trotz vieler Bitten von draußen grausam verweigert wurden. Und so war, als nach beinah vier Monaten alle Vorräthe ausgingen, denen, die im Schlosse waren, alle Hoffnung auf Hülfe aus dieser Noth vernichtet . . .“

Leider geht das Belagerungstagebuch nicht bis zur Schlußkatastrophe, da das Schloß mit stürmender Hand genommen ward und der Papst durch einen unterirdischen Gang entweichen mußte . . . unser Berichterstatter erzählt nur noch von einem Entsatz, den päpstliche Parteigänger aus Spanien, zu Schiff die Rhone herauffahrend, aber durch niedern Wasserstand am Vordringen gehindert, vergeblich versuchten, sodann von Austausch der Gefangenen und verwickelten diplomatischen Verhandlungen . . . aber das Mitgetheilte reicht hin, um sich vorstellen zu können, was zu Peter von Luna's Zeiten Brauch und Art war und wie der unbekannte Verfasser des Berichtes Grund hatte, an dessen Schluß zu befürchten, daß wenn Gott nicht bald ein gnädig Einsehen nehme, seine Braut, die Kirche, einer bösen Be-

drängniß und der Glaube der Christenheit einem bösen Schiffbruch entgegen gehe.

Ich muß mir versagen, noch eine Reihe gleich anziehender Dinge nach den urkundlichen Denkmalen der Avignoner Zeit zu schildern. Zu viel Geschichte ermüdet . . . und im Grunde, wer die Geschichte der Zeit, in der er lebt, kennt und versteht, der versteht auch die aller Vergangenheit, wenngleich er sie nie gelesen hat. Heutzutage ist die Bewerbung um Petri Stuhl nicht mehr so hitzig, daß viel Gegenpäpste auftauchen werden, die Menschen diesseits der Alpen dienen häufiger dem Staat und den materiellen Mächten als der Kirche, die fratres liberi spiritus, die man damals verbrannte, wandern nach Amerika aus und Bombarden heißen itzo Kanonen; immerdar aber dasselbe Schattenspiel: die Einen Hammer, die Andern Amboß, und Schläge das die Gegensätze vermittelnde Verhältniß! —

Für Kunsthistoriker sei übrigens noch die Notiz beigefügt, daß die Baugeschichte des Palatiums zu Avignon unter Papst Clemens dem Sechsten (1342—1352), der den Bauten seines Vorgängers Benedict des Zwölften den Abschluß gab und insbesondere die capella major, die audentia und die terraciae superiores zufügte, sowie die von ihm angeordnete Ausschmückung des Consistoriums mit passenden Figurenbildern und Sprüchen (der Papst selber verlangte, daß „sub cujuslibet effigie seu figura, aut in rotulis quos suis gestare videntur in manibus seu dicta seu scripta . . . literis grossis et legibilibus scriberentur, libros et capitula in quibus continentur, rubeis literis designando“) in der prima Vita Clementis VI. bei Baluze I. 263 des Ausführlichen beschrieben steht.

Und wer sich etwa für die ökonomischen Verhältnisse eines damaligen Cardinals und für die gangbaren Gold- und Silbermünzen interessirt, der möge in Baluze's Urkundenbuch (tom. II. pag. 762) das Inventar über das baare Geld nachlesen, das nach dem Tode des Cardinals Hugo Rogerius im Jahre 1364 sich in seinem „großen rothen mit Eisen beschlagenen“ Koffer vorfand. Die ersten dreißig Säcke, welche die Testamentsvollzieher herausgriffen und mit der großen Goldwage Stück für Stück prüften, enthielten ein jeder fünftausend Florentiner Goldgulden von feinem Gold und Cameralgewicht, — thut zusammen: 150,000 Goldgulden, ungerechnet dessen, was in den übrigen „sacculis, bursis et panniculis“ an allen möglichen neuen und alten Münzsorten der Christenheit („scutati, pavilbioneles, floreni auri del grayle, grossi Turonenses, librae et solidi sterlingi argenti, moneta nigra regni Franciae“ u. s. w.) enthalten war. Dem frommen Erblasser scheint einiger Goldregen von den Einkünften des Jubeljahrs zugeströmt zu sein. —

Nachdem ich noch im süßen Schlummer mit Avignons babylonischer Epoche mich beschäftigt und einen wüthenden Kampf geträumt, in welchem die strengen kurzkapuzigen Franciscaner ein Kloster ihrer Brüder „von der Communität“ stürmten und ihre langbekutteten Widersacher zu Thor und Fenster hinauswarfen, war der nächstfolgende Tag einem Rundgang durch die Stadt gewidmet.

Die sich an das Papstschloß anschließende Kathedrale Notre-Dame des Grâces hat ein Portal, dessen korinthische Säulen einem antiken Bauwerk entnommen sind. Verblichene Fresken auf blauem Grund, ein Christus salvator mundi mit Engeln und eine kaum mehr erkennbare Anbetung der Könige (?) sind aus frühitalienischer Zeit und einigen Bruchstücken nach zu schließen feiner behandelt als die Giotto's Namen tragenden Malereien in den Inquisitionsräumen des Schlosses. Die Revolution der neunziger Jahre konnte Portal und Kirche nur dadurch vor der Zerstörung retten, daß sie die seltsame Inschrift „monument antique et curieux“ breit anschrieb.

Ein stattlicher weißmarmorner Papststuhl von plumpen Formen, zur Seite das Relief eines geflügelten Löwenungethüms tragend, erinnert an Avignons classische Zeit; ebenso das ziemlich rohe Denkmal Benedict des Zwölften, der im Jahre 1342 hier beigesetzt ward. Friedlich ruht unweit dieses Kirchenfürsten ein provençalischer Kriegsmann des sechzehnten Jahrhunderts, Louis Balbe Berton de Crillon, „nommé le brave par les braves eux-mêmes,“ wie die Grabschrift sagt, der, wiewohl er seit seinem funfzehnten Jahre bei keiner Affaire gefehlt und trotz seiner Wunden von Lepanto sein Leben doch auf vierundsiebenzig Jahre brachte und erst 1615 das Zeitliche segnete.

Wenige Schritte von der Kathedrale entfernt ragt eine von Zugwind stets umblasene Felsterrasse empor, le rocher de notre Dame. Diesen stattlichen „Luginsland“ muß man ersteigen, um einen weiten und großartigen Rundblick, bis in's Provençalische und in's Languedoc hinüber zu gewinnen. Da kommt von Norden aus weiter Ferne die Rhone längs ihrer thurm- und burgengekrönten rebenreichen Ufer einhergeströmt, um sich mit der aus den Meeralpen ihr entgegeneilenden Durance zu vereinigen; — dort drüben an dem rechten Ufer lagerte einst Hannibal mit der carthagischen Armee und ließ Schiffe und Kähne zimmern, bis Mann und Roß und Elephant sicher auf das diesseitige vom gallischen Landsturm nur schwach vertheidigte Ufer des gewaltigen Stromes übersetzen konnten; auch ein reiches Stück Mittelalter steht auf den Hügeln des rechten Rhoneufers in Stein gemauert: das umfangreiche, im Geviertraum die Berghöhe umfassende Fort Saint-André mit seinem

dicken runden Thurmgeschwisterpaar am Eingang, seinen hohen Wällen und Zinnen ... und unmittelbar daneben Villeneuve-lez-Avignon mit seinem riesigen viereckigen, den Rhoneübergang beherrschenden Thurm, die jenseitige Fortsetzung der Papstresidenz, das Grab Innocens' des Sechsten und Johann des Zweiundzwanzigsten, einst berühmt durch seine Carthäuser und Benedictiner, jetzt durch die Schönheit seiner Frauen.

Der Blick rhoneabwärts, wo sich eine flache Landschaft gen Süden streckt, ist zum Theil verdeckt durch die gewaltigen Massen, Thürme, Capellen und Hofräume des päpstlichen Palastes, sowie der Kathedralkirche. Aber drüben im Osten schaut eine weite, stattliche Bergkette aus dem Nebel, die basses Alpes, die sich um den wolkenumhüllten, schon von Petrarca als Touristen bestiegenen Mont Ventoux schließen und in deren Schluchten auch das ewig gepriesen bleibende Vaucluse versteckt liegt. Unmittelbar unter unsrer abgeplatteten Terrasse dehnt sich groß und mächtig das gegen Wind und Sonne gebaute, weitschichtige, unelegante, hochhäuserige, rings noch mit Stadtmauer und Stadtthürmen des vierzehnten Jahrhunderts umzogene Avignon, und drunten in der Rhone selbst ragen düster und verlassen, aber von stiller Poesie umschwebt, die Trümmer eines Werkes, das ich nie ohne Rührung betrachten konnte, die Brücke des heiligen Bénézet.



Brücke und Kirchlein St. Bénézet zu Avignon.

Der heilige Bénézet, — wie Manches auch die Legende an ihm und seinem Brückenbau ausgeschmückt haben mag, — bleibt immerdar ein guter Heiliger, zu dessen Grab der Künstler lieber pilgert als zu manch anderm prunkenden Monument. Er war das Kind einer noch nicht encyklopädischen und civilisationsgefirnißten Zeit, wo der Mensch in der Tiefe seines einfältigen Gemüthes zufrieden war, einen einzigen Gedanken als Zweck und Aufgabe des Lebens festzuhalten und durchzuführen ... ein Schäfer aus Alviar in der Landschaft Vivarais, über den, wie hundert Jahr später über seinen schäferlichen Schicksalsgefährten Giotto die Inspiration der Kunst kam und ihm nicht Ruhe und nicht Rast mehr ließ. Im Jahre 1177 stund der zwölfjährige Hirtenknabe auf den Straßen von Avignon und erzählte jedem der Vorübergehenden, daß er von Gott berufen sei, eine steinerne Brücke über die Rhone zu bauen; den Sachverständigen sprach er verständig wie ein gewiegter Baumeister, den Zweiflern schleppte er, wie die Sage meldet, einen sieben Schuh breiten Stein, den sonst nicht Dreißige zu heben vermochten, bis an den Fluß und warf ihn als erstes Fundament hinein, die ökonomisch Bedenklichen wies er auf Gott, der im Schwachen Starkes vollbringt...

Begeisterung hat etwas wohlthuend Contagiöses, man glaubte an den jungen Architekten, der an sich selbst glaubte, Bischof, Geistlichkeit und Volk hatten Freude an ihrem „Benedictulus pontifex," und schafften die nothwendigen Goldgulden herbei; nach zwölf Jahren waren die steinernen Bogen über das breite Gewässer gespannt, das Unglaubliche war geschehen, der wilde, schon dem Alterthum ob seiner jähen, reißenden Strömung („Rhodanusque celer" — „praeceps Rhodanus") berüchtigte Strom durch eine der stolzesten Brücken gezähmt, und die beigetragenen Gelder und frommen Stiftungen reichten noch aus, um am Eingange der Stadt ein Hospital und eine geistliche Brüderschaft, genannt die „Brüder von der Brücke," zu begründen.

Sanct Bénézet aber wollte nichts Anderes mehr in seinem spätern Alter, als bei seiner Brücke sein; dort, in steter Sorge um das nach Mühe und Noth gelungene Werk seines Lebens, von der Brüderschaft zum Prior erwählt, brachte

der Hirtenknabe von Alviar den Rest seiner Tage zu. Auf den dritten Brückenpfeiler aber hatte er, der sich's nicht als möglich denken konnte, daß Jemand über das große, starke Wasser wandeln mochte, ohne an die Herrlichkeit Gottes in seinen Strömen zu denken und ein andächtig Vaterunser beten zu wollen, eine anmuthig kleine Capelle angebaut, ... in diese Capelle auf dem dritten Pfeiler haben ihn im Jahr 1195, da sein irdisch Tagewerk zu Ende ging, seine fratres de ponte hinausgetragen und begraben, und so ruht er denn, gottvergnügter als ein Pharao in seiner Pyramide, in dem Bauwerk, das er selbst so zu sagen aus seinem Herzblut aufgebaut und hört die Rhone fröhlich brausen um sein Grab, und das Volk, das einem Jeden dankt, der es gut mit ihm gemeint, hat den unstudirten Baumeister heilig gesprochen und ihn unter die vielen Heiligen eingereiht, die nicht im Kalender stehen, aber doch ein ehrend Andenken verdienen.

Die Brücke des heiligen Bénézet ist im Lauf der Jahrhunderte geborsten und steht nur noch als ein ehrwürdiger Torso in der Fluth, aber dem Pfeiler mit der Grabcapelle thut die Rhone nichts zu Leid; aus dem einst von Boucicaut erstürmten festungsartigen Bau, der unnahbar die Brücke von der Stadtseite umschließt, stieg ich hinüber zu jenem dritten Pfeiler; ein wilder Feigenbaum grünte vergnüglich im fluthumrauschten Chor des verödeten Kirchleins; ich brach mir ein Feigenblatt, das noch jetzt, da ich dies schreibe, aus dem Skizzenbuch als fröhliche Reliquie zu mir herüberschaut, und ich werd' es in Ehren halten, wenn auch die Welt von heute vom heiligen Bénézet von Avignon nichts mehr weiß und lieber zum heiligen Bénazet in Baden-Baden wallfahrtet, der auf seinen grünen Tischen wohlwollend und gnädig ihr Opfergeld entgegennimmt, ohne Brücken davon zu bauen..., Vingt-et-un, rouge, impair, passe!...

Die Bevölkerung von Avignon scheint keinen Drang in sich zu fühlen, das Andenken an ihre „babylonische" Zeit durch ein Denkmal der Gegenwart zu erhalten; dieser rocher de Notre-Dame, von dessen luftigen Höhen der Blick das ganze ehemalige päpstliche Gebiet umspannt, wäre sonst ein geeigneter Platz, eine jener Gestalten in der dreifachen Krone mit Hirtenstab und Schwert in Marmor oder Erz aufzustellen. Statt dessen erhebt sich hoch oben das Standbild eines bärtigen Mannes in langem Talar, der einen Büschel Pflanzenstengel in der Hand hält ... und wer ist dieser eherne Unbekannte, der wie ein Beherrscher auf Land und Stadt und Schloß der Päpste herabschaut?...

Der Einführer der Krappcultur!

Es läßt sich kaum ein schärferes Symbol des Protestes des französischen Bürgerthums gegen alle Erinnerung an die kirchlich feudale Vergangenheit denken, als dieses Denkmal an dieser Stelle. Ob eine bewußte Absicht seiner Errichtung zu Grunde liegt, weiß ich nicht, aber die Fabrikanten und Industriellen und Rothfärber des neunzehnten Jahrhunderts hätten kein bedeutsameres Lied ohne Worte ersinnen können, als indem sie Angesichts der in Stein geschriebenen Geschichte der Hierarchie diesen Krappwurzelfarbkraftentdecker, der bereits in den rothgefärbten Hosen der französischen Armee sein vieltausendfältiges Denkmal hat, auf das ehrende monumentale Piedestal erhoben. Und ein neckischer Humor hat es gefügt, daß auch das eherne Standbild den entschiedenen Färberberuf des Krappentdeckers noch auf dem Felsen von Avignon in schöpferischer Thätigkeit fortsetzt, denn in Folge von Regen und Oxydation hat das Erz der Figur den schönen weißen Marmor des Fußgestells zersetzend durchdrungen und mit unverlöschlichen Strichen zwar nicht krapproth, aber doch giftig grünspangrün gefärbt...

Das Museum Calvet, wohin ich in edler archäologischer Wißbegier von hier aus meine Schritte lenkte, fand ich in einem jammervollen Zustand, dem ich jedoch keine Thränen, sondern ein pietätloses schallendes Gelächter weihte. So viele Schreckensbilder auch die verheerende Gewalt der Ueberschwemmungen schon vor meine Augen geführt hatte, auf den Schreck war ich doch nicht gefaßt, ein archäologisches Museum in Wassersnoth zu treffen!

Und doch war es so! Die Gewässer selbst waren zwar aus der Museumsstraße wieder abgeflossen, aber die Spuren der gräßlichen Verwüstung noch ungetilgt und unverhüllt zu Tage liegend.

Wie sah es in diesem Hofe aus!... Ein Avignonischer Winckelmann hätte sich ein Leid darob anthun mögen!... Umgerissen, sündfluthlich übereinander geschwemmt, in Schlammformationen gebettet, als sollten sie eine zweite Versteinerungsperiode durchmachen, lagen die antiken Fragmente ... hier zu einem Conglomerat zusammengebacken ein Sarkophag mit etlichen Architraven und Stirnziegeln, dort im Gras ein weiblicher Torso unanständig neben einem soliden Meilenstein ... seitwärts aber unter einer Bretterhütte war ein halb Dutzend verunglückter Götterbilder bereits wieder aufgerichtet und die Mägde des Inspectors in traulichem Verein mit rothhosigen Recruten beschäftigt unter Singen und Lachen mit Besen, Bürsten und sonstigen „Kriegsmaschinen" die edeln Marmorleiber von dem schier unheilbar incrustirten Schmutz zu befreien.

Auch in den inneren verschont gebliebenen Räumen war es zu feucht, um lange zu ver-

weilen; Solchen, die sich gerne ihre archäologischen Zähne an etwas schwer Erklärbarem stumpf beißen, nenne ich ein Sculpturwerk von fremdartig scheusalhaftem Charakter, gefunden im Jahr 1849 tief unter dem alten Boden der Kirche von Noves, Departement bouches du Rhone... ein großes breitköpfiges halb affen-, halb wolfsartiges Ungeheuer in sitzender Stellung, dessen Rachen der halb verschlungene Arm eines Menschen entragt und das in seinen Vordertatzen zwei menschliche Köpfe oder Brustbilder hält.



„La Tarasque."

Ob hier phantastisch rohes frühes Mittelalter, oder gallisch-druidische Menschenopferer, oder gar alt-phönikische Molochverehrer, denen auf ihren Handelsfahrten die Rhonemündungen gar wohl bekannt waren, sich an den Gesetzen des ewig Schönen so grausam in Stein versündigt haben, will ich gelehrteren Männern, die mehr Zeit zu verlieren haben, zur Entscheidung überlassen. Die Schlüsselbewahrerin, die mich umherführte, sagte, das Ungethüm sei „une tarasque". Ein gründlicher Alterthumsforscher könnte also auch noch die fabelhafte Geschichte von dem durch die heilige Martha besiegten Drachen, wovon die Stadt Tarascon an der Rhone den Namen trägt, und die noch jetzt dort am zweiten Pfingsttag in festlichem Jubel durch die Straßen geschleppte, ungeheure, künstlich bewegliche, rachenaufsperrende, schwanzkrümmende „tarasque" (das weit in der Provence berühmte, vom lustigen König René durch die Statuten der chevaliers de la Tarasque gefeierte Wahrzeichen von Tarascon) mit diesem Steinbild in Verbindung bringen.

Jedenfalls scheint ein starkes Stück alten Heidenthums in dem Ungethüm Nr. 51 des Museum Calvet zu stecken, und — seinem Kunstgehalt nach, ist es den christlichen Gottesmännern nicht zu verargen, daß sie es dereinst so gar tief unter drei Fundamenten ihrer Kirche ab und zur Ruhe brachten.

Unweit dieser heidnisch barocken Sculptur steht ein griechischer Grabstein mit der einfachen Grabschrift: *Μονοδότῃ Χρηστῇ Χαῖρε!**)

Es thut unendlich wohl, so nah neben der Barbarei einen Ton reiner, edler Humanität zu vernehmen. Läßt sich einer theuren Hingeschiedenen etwas Innigeres, Vielsagenderes, Bedeutsameres auf das Grab schreiben, als dieser wie Rauschen der blauen Woge des Mittelmeers aufklingende Abschiedsgruß? Wer so dachte, hatte freilich für menschenfressende Ungeheuer keinen Raum in Phantasie und Kunst und Leben. *Μονοδότῃ χρηστῇ χαῖρε!...*

Aus der Gemäldesammlung des Museums sind mir nur zwei Bilder in der Erinnerung geblieben, ein erst untermaltes von David: ein fast nackter im Kampf gefallener kleiner Sansculottentambour, die tricolore Cocarde am Hut .... der tragische Hauch der neunziger Jahre, der damals den Meister selbst elektrisirte, liegt über diesem erschossenen Kinde, von dessen wirklichem Geschick ich vergebens Kunde zu erhalten suchte. — Am Ende eines Corridors aber hängt Horace Vernet's bekannter Mazeppa, der, auf den Schimmel gebunden, von Wölfen verfolgt, durch Gedörn und Gestrüpp der russischen Wälder jagt, — von dem Meister der guten Stadt Avignon, der Heimath seiner Väter, geschenkt, und — schwer glaublich, aber doch wahr, — neben diesem Mazeppa hängt derselbe Mazeppa, von demselben Horace Vernet als leibhaftiger Doppelgänger oder vielmehr Doppelreiter, abermals ... eine Anordnung und Gruppirung, die den spießbürgerlichen Mäcenaten von Avignon alle Ehre macht. Bei unvorsichtigem Rappierfechten der Schüler auf

*) Edle Monodote, lebe wohl!

Vernet's Atelier war nämlich der erste Mazeppa von einem Floretstich durchbohrt worden, der der Leinwand einen schweren Riß beibrachte; der Meister entschloß sich edel und kurz, das Bild zum zweitenmal zu malen und schenkte das zweite unversehrte der Gemeinde Avignon. Da aber die weisen Väter der Stadt vernahmen, daß das erste wieder kunstreich geflickt und retouchirt sei, war ihnen das Gefühl, daß zu Paris nun dennoch Jemand durch Erwerb des ersten echten Mazeppa den ihrigen verdunkeln könne, so unerträglich, daß sie auch den floretdurchbohrten noch erwarben ... und der provinziale Stolz darf sich jetzt den Parisern rühmen, daß er etwas ganz Originales von Horace Vernet besitzt, nicht nur einen, sondern zwei Mazeppa — und beide nebeneinander aufgehängt! ...


Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich.

Die Abendstunden des zweiten in Avignon verlebten Tages vergingen mir, wie schon manche frühere, in heiterem Aerger über des Herrn von Thümmel Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. In der Hoffnung, über Land und Leute Etwas zu erfahren, hatte ich den vielgepriesenen Touristen zu mir gesteckt, aber zu meiner Betrübniß mußte ich wahrnehmen, daß man Etliches von der glückseligen Natur eines Haarkräuslers und Tanzmeisters, oder von der „schönen Naivität der Stubenmädchen zu Leipzig" in die Adern gemischt haben muß, um diesen „Classiker deutscher Nation" auf dem Schauplatz seiner Thaten mit Genuß würdigen zu können.

Es mag seiner Zeit sehr pikant gewesen sein, als vornehmer Hypochonder mit einem treuen Johann und einem wohlgenährten Mopse südwärts zu ziehen, um „durch Rütteln und Schütteln der Postchaise den freien Gebrauch der blasirten Seelenkräfte wieder zu erlangen," es mag auch für den, der weder aus Natur noch aus eigenem waghalsigen Abenteuer in fremdem Land neue elektrische Regung in den müden Geist zu leiten versteht, eine Angelegenheit äußerster Wichtigkeit gewesen sein, ein hochbusig provençalisches Naturkind als Berliner Anakreon über die mythologischen Verhältnisse Gott Amor's zu belehren, oder die Freundin eines Avignonischen Dompropstes durch ein geweihtes Strumpfband zu erobern ... mögen auch recht schöne Sachen in den sorgsam frisirten und gepuderten Oden und Lehrgedichten stehen, die der Verfasser, um sich „sanft über lästige Zeiträume zu heben," kunstreich zu bauen weiß: aber wer außer der süßen Person des mit verführerischen Brusttüchern und Schürzen so ernste Kämpfe kämpfenden Hypochonders noch Etwas von den mittäglichen Provinzen oder den gesellschaftlichen Zuständen des Landes, das damals in stiller Schwüle gewaltigen Dingen entgegenging, kennen zu lernen wünscht, der belastet sich vergeblich mit diesen Bänden.

Und daß noch auf dem Markt des heutigen Tages — nachdem die großen Gewitter um den deutschen Parnaß die Luft gereinigt, nachdem selbst Vater Wieland, der ähnliche Dinge doch noch mit gesalzener Grazie auf hellenischer Flöte zu blasen verstand, bereits viel Staub ansetzt und böse Menschen die Entdeckung gemacht, daß jener tändelnd empfindsame Esprit unsrer galanten Vorväter oftmals von Fadheit gar nicht weit verschieden: daß in diesem kritischen, geschichtlichen Jahrhundert der verdauungsgestörte und aus medicinischen Gründen leichtsinnige Reisende durch Frankreich als Classiker deutscher Nation der gläubigen Lesewelt gespendet wird, das ist ein heiteres Stück, worüber er vielleicht selber im Grabe ein Lächeln aufschlägt, und beweist eben, daß die deutsche Nation ein unabweisbar Bedürfniß hat, Alles, Alles, selbst ihre Classiker octroyirt zu erhalten.

... Bis zu der erhebenden zehn Strophen erfüllenden Ode auf den Tod seines im schönen Süden an Schwermuth gestorbenen Mopses vorgedrungen, beendigte ich für diesmal die Lesung des deutschen Classikers, entschlossen, des folgenden Tages an ein Oertlein hinüber zu fahren, wo man seiner Zeit Einiges mehr von Poesie in Wort und Leben verstand: an den Quell von Vaucluse!



Zweite Abtheilung.

Genie, — Talent, — Meisterschaft, — Dilettantismus.

Ein Beitrag zur geistigen Diätetik

von

Dr. med. Carl Reclam.

Unter den Aufgaben, welche die Selbsterziehung sich zu stellen hat, ist jedenfalls eine der schwierigsten: den Grad der geistigen Selbständigkeit sich zu bestimmen. — Jede Berufsthätigkeit stellt geringere Ansprüche an ihre Jünger, wenn sie in der vom Lehrmeister und Vorgänger überlieferten Weise ausgeübt wird, als wenn wir selbständig handeln und der eigenen Kraft, dem eigenen Urtheil vertrauen. Dem Künstler und dem Gelehrten liegt dies in der Regel als Bedürfniß vor. Aber auch Andern kann jeder Augenblick diese Aufgabe auferlegen. Wer will behaupten, daß er immer auf den gebahnten, regelmäßigen Wegen einhergehen könne, welche bereits vor ihm beschritten waren und noch neben ihm betreten werden, und daß seine Lebensweise nicht auch einmal durch noch jungfräulich unentdecktes Gebiet führe, wo er es ist, der den Andern die Bahn zeigt? — Dann aber vermögen wir nur langsam und mit aller Kraftanstrengung vorzurücken; tausend Hindernisse stellen sich uns entgegen, und wie im Urwalde der erste Ansiedler nur mühsam mit Axt, Säge und Spaten den Weg eröffnet, welcher später, selbst wenn er nur halb gebahnt ist, leicht zurückgelegt wird, so werden auch im Reich des Geistes neue Bahnen nur mit angestrengter Kraft eröffnet. Es gehört ein rüstiger Schwimmer dazu, die Wogen der Zeit mit starkem Arme zu beherrschen und über ungünstige Strömung, über hemmenden Wind obzusiegen!

Deshalb muß man die eigene Kraft und die eigenen Mittel kennen und beurtheilen, und muß frühzeitig den Widerstand prüfen, um zu wissen, wie weit wir ihn besiegen können und wie weit wir vor demselben als dem Herrn unser selbst uns beugen müssen.

Dieses mittlere Maß der Kraft und der geistigen Begabung zu kennen, wie es nun grade Jeder sein eigen nennt, darin besteht jene bedeutsame Forderung der Selbsterkenntniß, welche schon die alten Völker als das wichtigste Gebot wahrer Geistescultur aufstellten. Ihrer Natur nach kann sie nur in reiferen Jahren gewonnen werden, wo objective Ruhe und umsichtiges Abwägen an die Stelle der jugendlichen subjectiven Hast und jener rückhaltlosen Hingabe treten, welche über der That und über dem Augenblicke das eigene Selbst vergißt. In diesem Verhältnisse liegt der Grund, weshalb die ungestüme Jugend wohl in einzelnen Thaten Großes und Staunenswerthes zu leisten vermag, während das reifere Alter mehr durch den andauernden gleichmäßigen Aufwand mittlerer Kraft sein Ziel gewinnt. Da aber im Leben häufiger die Regelmäßigkeit nothwendig ist, als das Ungestüm, so trägt das gereifte Alter in Allem,

was wahre „Arbeit“ ist, häufiger die Palme des Sieges, als der Jüngling.

Die seltene Tugend der Selbsterkenntniß ist die Brücke zur geistigen Selbständigkeit; ihr Mangel verschuldet es, daß die Unselbständigkeit so häufig geworden.

Vermöchte Jeder sich selber parteilos zu beurtheilen, so würde er sich auch zur Arbeit dasjenige Feld auserlesen, für dessen Bebauung er individuell am geschicktesten ist, und wir hätten nur bedeutende Männer, keine Mittelmäßigkeit. Aber mehr oder minder behandelt uns Alle das Schicksal wie Soldaten, denen der Befehlshaber ihr Tagewerk anweist, wie es grade Bedürfniß und Umstände erheischen, ohne auf Lust und Begabung mit zu großer Aengstlichkeit zu achten. Was haben wir nun in solchem Falle zu thun?

Uns selbst treu zu bleiben, — lautet die Antwort. Thun wir das, — lassen wir unsre Eigenthümlichkeit in jedem Berufe soweit geltend werden, als es der Beruf selber und seine Anforderungen gestatten, so werden wir in der Regel auch, — je nach Maßgabe unsrer Kraft und Befähigung — in der für uns bestmöglichsten Weise sowohl die Lebensaufgabe im Ganzen als die des einzelnen Tagewerkes lösen, welche Schicksal und Convention uns auferlegten.

Es gehört freilich hierzu, daß wir schon in der geistigen Entwickelung vorgeschritten sind. Die Erziehung muß zum größten Theile und gleichsam aus dem Groben vollendet sein, wenn dieser Theil der Selbsterziehung sein Recht soll erlangen können. Zwar gehört zu seiner Vollbringung, daß wir noch jugendlich frisch sind, aber es würde die Ausführung beeinträchtigen, wenn wir noch jugendlich weich und schwach wären.

Der geistreiche Lichtenberg scheint an sich und Andern dieselbe Beobachtung erfahren zu haben, denn auch er spricht in seiner barocken Weise das nämliche Verlangen aus: „Auch die gemeinsten Dinge würde Jedermann anders ausdrücken, wenn er seinem eigenen individuellen Gefühle folgen wollte. Dies geschieht aber selten vor einem gewissen reiferen Alter, — erst wenn man merkt, daß man ebenso gut ein Mensch ist, als Newton, oder als der Prediger im Dorfe, oder der Amtmann, oder eine andere Respectsperson. Shakspeare ist eine Probe davon.“

Sehr richtig deutet er an, daß nur in unverzagter Stimmung diese Richtung eingeschlagen werde. Die gleiche Ueberzeugung drückt Goethe irgendwo mit den Worten aus: „Ohne einen gewissen Grad von Keckheit kommt kein Kunstwerk zu Stande.“ Deshalb sei unverzagt, wer ein großes Ziel im Auge hat. —

Die ängstliche Umgebung kleinbürgerlicher Zustände mit ihren tausend Rücksichtsnahmen ist bedeutenden Leistungen ebenso hinderlich, wie der Mangel an Anerkennung. Nur Erfolge geben uns jene geistige Elasticität, welche die Gefahr des Verkanntwerdens nicht scheut, und welche sogar einzelne falsche Beurtheilungen sorglos abzuschütteln vermag, wenn das Bewußtsein uns tröstet. Wer nicht den Muth hat, originell zu sein, der kann sich selber die Treue nicht bewahren.

Der eigene Genius will gepflegt sein, wenn er begeistert werden und begeistern können soll. Gepflegt, — doch nicht verhätschelt! — Was die Dichter und Künstler vorzugsweise gern als „Genius“ bildlich bezeichnen, ist ja weiter nichts, als der Muth der geistigen Selbständigkeit; weil Wenige diesen haben, verkümmert der Genius so häufig.

Niemand zwar ist völlig selbständig. Jeder — auch der Autodidakt — steht auf den Schultern seiner Vorgänger und münzt das Gold, welches diese in ihren Arbeiten, ihren Leistungen jeder Art, — ja sogar nur in Gesprächen, aus der Geistestiefe hervorgegraben. Es gibt auf Erden nur sehr wenige Menschen, welche den Ehrentitel eines Prometheus („Vordenker“) beanspruchen könnten! Fast Jeder ist ein Epimetheus („Nachdenker“). Aber deshalb darf Keiner sich begnügen, Epigone sein zu wollen, der als geistig nachgeborner Spätling sich verspätet, sondern er soll „Mann“ sein, welcher es wagt: das an Kenntnissen und Erfahrungen Eingesammelte nach der Sphäre des Verstandes, wie des Gemüthes hin mit Gesinnungstreue zu vertreten und mit ausdauernder Festigkeit zur Geltung zu bringen. Treu sich selber und seinem Ziel, — Bedächtig im Rath und frisch in der That, — Ehrlich in der Liebe und im Haß, — Beugsam gegen Vernunftgründe, unerschütterlich gegen Zwang, immer auf eigenen Füßen, nur das Gewissen als Richter! Das sind die Zeichen des Mannes — — — wie viel „Männer“ zeigen uns dies? — Ach, kaum fände ein Diogenes „Menschen“, — aber „Männer“ sind heute noch eben so selten bei uns, als einst in Athen! — Die Leute sind zu „klug“ und wissen, daß „Mann“ und „Märtyrer“ im Lexicon Nachbarn sind, wie so oft auch im Leben. Der Mannesmuth geistiger Selbständigkeit ist auch fürwahr kein kleines Wagniß. Aber — — —

„Du mußt glauben, Du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand!“ —

Freilich kann dieser Muth auch zur Klippe werden. Wer zu zeitig selbständig wird, der hat nicht Zeit genug zum Einsammeln der Kenntnisse und Erfahrungen, und auf sich selbst ausschließlich angewiesen, schießt er anfangs gleich einer Treibhauspflanze in die Höhe, um schnell zu welken, um zu verkümmern. Alle Hast führt zum Abgrunde! — Wer aber zu

lange wartet, verliert die Frische und den Muth, bleibt Sammler und wird endlich Tagelöhner. — In den Wissenschaften finden wir häufig das Letztere. Die Anforderungen sind so groß geworden, daß Mancher, um ihnen gewissenhaft zu genügen, über dem Studiren (welches doch immer nur eine Vorbereitung für das selbständige Schaffen sein soll) die Zeit der eigenen Arbeit versäumt und aus Vorliebe und Gewissenhaftigkeit für die Wissenschaft grausam und gewissenlos handelt an sich selber. — Bei Dichtern und Künstlern findet sich häufig das Entgegengesetzte; sie wollen möglichst originell auf eigener Bahn vorschreiten, bevor sie noch Kraft und Uebung genug zum Betreten irgend einer Bahn haben. Die Pflicht, dem eigenen Genius gerecht zu werden, artet aus bei ihnen in Selbstvergötterung, und das Bedürfniß der freien Formentwickelung wird zur schrankenlosen Willkür und zur chaotischen Formlosigkeit. Mit solchen Mitteln werden nur Eintagsfliegen geschaffen, welche vorübergehend blenden, welche aber der „Zukunft" entbehren.

Der Originalitätshunger ist ein Krebsschaden in den meisten Künsten. Das Genie, pflegen die Künstler zu behaupten, geht seinen eigenen Weg. Freilich wohl. Wer wüßte nicht, daß Goldsmith, der berühmte Verfasser des „Vicar von Wakefield", sich trotz tausend Hindernissen emporgearbeitet habe vom verachteten Bettler zum berühmten Mann, dessen Nähe die Aristokratie suchte, — wer hätte nicht in dem „Leben Copperfield's des Jüngern" mit Theilnahme gelesen, wie Dickens vom Tagelöhner mit den Muskeln zum Tagelöhner mit der Feder, endlich zum Stenographen des Parlamentes sich emporgearbeitet habe, um schließlich ein beneideter Fürst der englischen Literatur zu werden, — wer würde nicht von Bewunderung ergriffen, wenn er sich erinnert, wie der 1854 lahm und taub verstorbene John Kitto, der schon als funfzehnjähriger Knabe wechselsweise bei seinem betrunkenen Vater als Handlanger Sand und Steine tragen mußte, dann für Kinder kleine Bilder malte und Vermiethungszettel hausiren trug, endlich im Armenhause unter häufigen Prügeln das Schuhmacherhandwerk erlernte und schließlich doch seinen heroischen Muth damit gekrönt sah, daß seine unbestrittenen Verdienste um die Auslegung der Bibel von deutschen Universitäten mit Ehrentiteln belohnt und selbst von dem stolzen und kühlen Adel seines Vaterlandes angestaunt und bewundert wurde? — In Deutschland wird es zwar strebsamen Geistern schwerer noch, an das Ziel ihrer Wünsche zu kommen, als in Frankreich oder England, denn der Kastengeist ist womöglich bei Künstlern und Gelehrten noch etwas schlimmer als dort; allein es fehlt doch auch nicht an Beispielen, daß Einzelne sich Anerkennung und Erfolg erzwangen, die aus der Hefe der Bevölkernng hervorgegangen waren. Aber die größere Zahl derer, welche verhungerten, ehe sie an's Ziel kamen, nennt uns keine statistische Quelle.

Wenn aber das Genie den eigenen Weg verfolgt, trotz aller Hindernisse, so geschieht dies nur, weil es das Bewußtsein hat seiner Kraft und seines guten Willens, — weil es sich selber treu bleibt! Daß es dabei Manches „anders" macht, als andere ehrliche Leute, ist nur ein Zufall, der eben nicht zu Gunsten der Andern spricht, aber kein charakteristisches Kennzeichen. Dennoch wird das häufig verwechselt, und mehr als Einer hält „Excentricität" für ein nothwendiges Zeichen genialer Begabung.

Wir lachen darüber, wenn die „Rapins" der Malerschulen sich à la Vandyk und Rubens herausputzen und sich dann einbilden, auch große Maler zu sein. Aber wie viele Leute bleiben ihr Lebelang auf dem Standpunkte der „Rapins" stehen? Unter den Claviervirtuosen gab es eine Zeitlang Liszt-Affen, welche sich für genial hielten, wenn sie in den Pausen das lange Haar mit den Fingern kämmen konnten und die Augenbrauen in die Höhe zogen. Jener Musiker hielt sich für einen großen Componisten, weil sein Gesicht eine entfernte Aehnlichkeit mit Mozart hatte und er nordische Volksmelodien für seine eigenen Gedanken ausgab; als aber die Volksweisen verbraucht waren, kam die Gedankenlosigkeit an den Tag und kein Prunk mit dem glücklich erhaschten Orden vermochte sie zu bemänteln.

Die wenigsten Menschen sehen hinter die Coulissen; deshalb verwechseln sie Schale und Kern.

„Wie er räuspert, wie er spuckt,
Das habt Ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber sein Genie, ich meine sein Geist,
Sich nicht auf der Wachtparade weist."

So klagt schon Piccolomini's alter Wachtmeister, und seine Klage fände überall neuen Grund. — „Als der brave Mann todt war, so trug dieser den Hut, der den Degen so, wie er, — dieser ließ sich so frisiren, jener ging wie er; — aber der redliche Mann, wie er, wollte Keiner sein!" (Lichtenberg 8, 226.)

Die Kupfermünze des Scheines soll immer für das Gold der Wahrheit gelten. Die chinesischen Soldaten malen Drachen auf ihre Schilder, und die indianischen Krieger erheben ein lautes Geschrei, um den Feind zu erschrecken. Als am 26. Mai 1856 die deutsche Legion im Lager von Shorncliff vom Herzog von Cambridge inspicirt wurde, belobte er sie höchlichst wegen — — — „des soldatischen Aussehens der Mannschaft." Kurz, der Rapinstandpunkt hat bei jeder Civilisation seine Rechte!

Nur das wahre Genie beweist seine Tüch-

tigkeit darin, daß es ihn verachtet, daß es den Flimmerschein zu trennen weiß vom wahren Kerne, daß es mit Scharfblick sein Ziel in's Auge faßt und mit stetiger Arbeit trotz aller Hindernisse demselben zustrebt.

Wer seinem Genius folgt, das heißt, wer sich und seiner Aufgabe treu bleibt, wird nicht von Hindernissen abgeschreckt, sondern wirft das eigene Ich in die Wagschale. Es vernichtet entweder die Hindernisse, oder geht selbst zu Grunde. Zur großen That gehört nicht nur die Keckheit des Anfangs, sondern auch die Zähigkeit der Ausdauer.

Das ist das unterscheidende Merkmal zwischen Genie und Talent. — Talentlose Arbeiter vermögen mit Fleiß und Ausdauer immer ein gewisses Ziel zu erreichen, weil sie ein reiches Material geistiger Kenntnisse allmälig sich erwerben. Wie viel mehr noch müßte erreicht werden können von der großen Zahl begabter Menschen, welche es gibt. Aber das gewöhnliche Talent verkümmert meistens, weil es die Bretter nur da bohrt, wo sie am dünnsten sind und das Bohren am leichtesten ist. Jene Vereinigung aber von großem Talent und rastloser Thätigkeit, welche man „Genie" zu nennen pflegt, läßt den Bohrer auch da einsetzen, wo die Bretter am dicksten sind; rücksichtslos, ob die Arbeit ruhmvoll ist, wenn sie nur in grader Richtung zum Ziele hinführt.

Genie und Talent beruhen auf Naturanlagen, welche sich nur dem Grade nach unterscheiden, ebenso wie Kenner und Halbwisser rücksichtlich des Grades ihrer Kenntnisse. — Aber wie ungeheuer ist der Unterschied derselben in Bezug auf ihre Leistungen.

Die Halbwisser sind die unerträglichste Sorte Menschen, die es gibt — besonders wenn sie Geld haben und dann gewöhnlich ihr materielles Behagen als den Maßstab ihres Witzes betrachten. Seltsame Verwechslung! — Zuweilen bemerkt man sie als Umgebung eines Künstlers oder Gelehrten, der sich anscheinend in dieser Gesellschaft ganz wohl befindet. Sieht man aber näher hin, so läßt sich wahrnehmen, daß er sie entweder nur als Staffeln verwendet, um auf ihrem Rücken die steile Leiter zu ehrender Anerkennung oder zu Goldgewinn etwas höher zu klimmen, — oder er benutzt sie als Folie und passenden Hintergrund, — oder endlich sie sind ihm angenehm wegen ihrer blinden Verehrung; namentlich alten Leuten, die an Ruhm gewöhnt sind, und eitlen Hohlköpfen ist dergleichen lautes Lob ein Bedürfniß, und sie fragen nicht, woher es ihnen kommt. Für vernünftige, denkende Männer ist eine solche Umgebung widerlicher, als ein Trank aus Brechwurzelabkochung.

Die geistige Eunuchenschaft der Halbwisser tritt in der Kunst als jene traurige Sorte von „Dilettanten" auf, welche den Dilettantismus, — (der doch an und für sich ehrenvoll und rühmlichst ist, weil er das Resultat eines edlen Strebens nach höherer Ausbildung und besserer geistiger Beschäftigung darstellt) — in häufig nur zu gerechten Verruf gebracht haben. In jeder „gebildeten Gesellschaft" peinigen sie euch mit musikalischen Vorträgen ohne Tact und ohne Fertigkeit, ohne Ausdruck und ohne Geschmack; wenn sie Beethoven's Adelaide singen, sind sie gewöhnlich von ihrer Leistung allein entzückt, und malträtiren sie auf der Geige die Elegie von Ernst, so zeigen die Zuhörer die verzweifelndsten Anstrengungen, um aus Höflichkeit das Lachen zu unterdrücken. Sie zeichnen gewöhnlich schielende Portraits und behaupten im größten Ernste von einem tollen Gewirr aus Armen, Beinen, Köpfen und übermäßig steifen oder verenkten Leibern, daß es eine „Composition" sei. Versündigen sie sich auch plastisch an der Kunst, so bringen sie Köpfe hervor, in denen von Anatomie keine Spur ist, und bei denen Auge, Nase, Mund, Kinn, Stirn, Wange so aussehn, als ob jedes einzeln um ein Billiges auf dem Trödel gekauft und willkürlich zu einem Brei zusammengeknetet wäre, welchen der dilettirende Pygmalion schmeichlischer Weise ein Gesicht nennt; — bei ganzen Figuren dagegen wird die Anatomie vorzüglich berücksichtigt (die arme Anatomie!) und die Muskeln werden dargestellt in Form von Klößen, welche unter der Haut liegen, so daß das Ganze mehr eine zweibeinige Speisekammer, als eine menschliche Figur darstellt. — Was die darstellende Kunst anbelangt, so bedarf es für deren Dilettantismus keiner Schilderung. Man gehe nur in das erste beste Theater, und sehe und höre. Dies genügt. Lessing's Klage ist noch immer wahr: Während Jeder lernt und sich vorbereitet für seinen Beruf, bildet sich nur der Schauspieler ein, den Thespiskarren besteigen zu können, wild und ungezähmt, wie das ungarische Roß, welches der Pferdehirt auf der Haide fängt. — —

Auch die Wissenschaft ist leider nicht frei von den „dilettantischen" Schmarotzerthieren. — Haben sie studirt, so war es gewöhnlich nur ein Brodstudium, welchem sie sich ganz und ausschließlich hingaben; dann haßen und verachten sie alle allgemeine Wissenschaft, jeden geschichtlichen Ueberblick, jedes klare Verständniß, jede einfache Darlegung; ausschließlich nur lieben sie die „Systematik", suchen überall nur die Natur in die Zwangsjacke eines Systems hineinzupressen, sprechen hochtrabend mit möglichst vielen Fremdwörtern und schreiben einen schwülstigen Styl, wie — — manche deutsche Gelehrte. — Haben sie aber nicht studirt, so ist es oft ein guter Drang, die Sehnsucht zu etwas Besserem, als das Alltägliche, welches sie zur Wissenschaft hinführt. Dann aber rächt sich die Halbwisserei am

schlimmsten, und selbst die an sich lobenswerthe Richtung wird ihnen zum Verderben. Sie lassen sich durch glänzende Floskeln blenden, die sie gierig aufschnappen und unverdaut am verkehrten Orte von sich geben. Sie „schwärmen“ (diese Sorte Menschen schwärmt immer) für Alles, was ihnen recht und wunderbar und mystisch vorkommt, speciell aber gewöhnlich für Gall's Schädellehre und Gespensterglauben, — für Homöopathie und Sympathiecuren, — für Wasserheilkunde, Od-Strömung und thierischen Magnetismus, — zu Anfang des Jahrhunderts für Wünschelruthen, und in jüngster Vergangenheit für Tischrücken und Geisterklopfen. Die Hauptquellen ihrer geistigen Nahrung sind gewöhnlich außer einigen Sammlungen der fadesten lyrischen Gedichte die berüchtigten Weinsberger Offenbarungen und ähnliche literarische Sudelwerke. — Hoffentlich fühlt sich Niemand getroffen, der diese Zeilen liest, und wir haben daher nicht nöthig, eine Beherzigung der abschreckenden Beispiele anzuempfehlen.

Für diese Art der Dilettanten gibt es ein allgemeines Kennzeichen, mit dessen Hülfe man sie überall aufzufinden vermag: von jeder Arbeit, welche Mühe macht, von jeder Beschäftigung, welche Nachdenken und anhaltenden Fleiß erfordert, von jedem Streben, dessen Erfolg nicht platt zu Tage liegt, und wo es etwas mehr Anstrengung gilt, als nur den Rahm abzuschöpfen, pflegen sie zu sagen: „Dazu eigne ich mich nicht.“ — So sehr sie im Uebrigen von ihrer Vortrefflichkeit überzeugt sind, so bringen sie doch augenblicklich Zweifel in die eigene Befähigung hervor, wenn dieser ihnen als Entschuldigungsgrund für ihre Trägheit dienen kann.

Das Ideal der Welt ist solchen Personen eine Gesellschaft, in welcher man unthätig plaudern kann, und die Bedürfnisse auf dem Präsentirteller herumgereicht werden. Sie legen den alten Spruch, daß es bei großen Aufgaben schon genüge, den guten Willen zur Lösung derselben gezeigt zu haben, in übertriebener Weise aus und meinen Künstler oder Gelehrte zu sein, wenn sie sich zuweilen um Kunst oder Wissenschaft ein wenig bekümmern. Auch hier gilt Schein für Wahrheit, Schale für Kern.

Manche Leute versichern Jedermann, wie „gebildet“ sie seien, und die Dummen glauben es auch. Sie rühmen sich, daß bei ihnen am Mittagstisch über Politik, Religion und Kunst, über alles Uebrige und noch einiges Andere gesprochen würde, aber sie bedenken nicht, daß der Gegenstand, über welchen man spricht und denkt, Wort und Gedanke nicht adelt, sondern die Art und Weise, in welcher er behandelt wird. Das ist die große Kluft zwischen Wissenschaft und Dilettantismus. Der Wissenschaft kommt es nicht auf das Resultat an, sondern zunächst auf die richtige Methode der Arbeit und des Forschens; dem Dilettanten aber gilt gewöhnlich das Resultat allein etwas, die Art der Arbeit ist ihm werthlos, weil sie ihm unverständlich ist. Die Wissenschaften scheiden sich nicht von einander durch den Gegenstand, den sie bearbeiten, noch durch die Erfolge, welche sie erzielt haben, sondern lediglich durch die Methode ihrer Arbeit, welche allerdings in letzter Instanz vom Gegenstand der Arbeit abhängt; der Dilettant aber kann auf die Arbeitsmethode keinen Werth legen, denn seine „Arbeit“ verdient nicht diesen Namen. Im Gegentheil — begabten „Dilettanten“ gelingt gewöhnlich ihr Werk um so weniger, je mehr sie „arbeiten“ wollen und je mehr sie sich Mühe geben, während sie verhältnißmäßig Gutes leisten, wenn sie ihrer Eingebung und Laune ohne allen Rückhalt folgen. Deshalb steht bei allen Denjenigen der „Genius“ in so hohem Ansehen, welche mit dem Talent nicht auch die Methodik der Arbeit verbinden und welche deshalb noch nicht die Herrschaft über ihre Fähigkeiten erlangt haben, sondern überall vom Zufall abhängen. Diese Art des Dilettantismus ist viel verbreiteter, als man gewöhnlich glaubt.

Niemand ist mehr berechtigt, auf strenge Methode beim Arbeiten Gewicht zu legen, als die Naturforschung, denn Alles, was die heutigen Naturwissenschaften so glänzend von denen in frühern Jahrzehnten unterscheidet, wurde errungen durch und mit Hülfe der richtigen Arbeitsmethode. Dies wird zwar zuweilen noch jetzt von philosophischer Seite bestritten; wir führen deshalb als Zeugen einen Forscher an, welchen die Philosophen fast zu den Ihren rechnen, und nicht ohne Grund. Ein berühmter Irrenarzt spricht sich in einem Werke, welches er selbst einen „Beitrag zur praktischen Philosophie“ nennt, mit folgenden Worten über diesen Gegenstand aus:

„Alle großartigen Erfolge der Naturforschung sind aus der beharrlichen Anwendung der Methode hervorgegangen, jede Erscheinungsreihe in ihrer eigenthümlichen Besonderheit aufzusuchen, auf ihre gesetzlichen Bestimmungen zu bringen und erst von diesen speciellen Erkenntnissen zu höheren Begriffen aufzusteigen. Dagegen hat das angebliche rationalistische Verfahren, mit abstracten Grundsätzen das Naturwirken vorweg construiren zu wollen, um hinterdrein zu versuchen, ob die Erfahrung in das für sie bereitete Fachwerk hineinpassen werde, noch jedesmal sich als ein völlig unfruchtbares erwiesen.“

Die Naturforschung hat also ganz Recht, wenn sie auf eine methodisch richtige und gewissenhafte (oder sogenannte „exacte“) Arbeit den Schwerpunkt ihrer Forderungen legt. Wohin der zuchtlose Dilettantismus führe, hat sie an der verunglückten Naturphilosophie zu ihrem

eignen Schaden kennen gelernt. Dem Naturforscher ist deshalb der Dilettantismus ein wahrer Greuel, nicht nur wegen der seiner eignen Art so ganz entgegengesetzten Weise, zu denken und zu handeln, sondern auch deshalb, weil der Dilettant sich geberdet, als müßten ihm zu Lieb die Naturgesetze eine Ausnahme machen. Während alle andern Menschen ehrlich arbeiten müssen um den Erfolg, bildet nur der Dilettant sich ein, ihm werde die Meisterschaft vom Himmel fallen und als gebratene Taube zufliegen; während jeder Andere weiß, daß man erst gehorchen lernen muß, ehe man befehlen kann, lebt nur der eigentliche Dilettantismus in dem süßen Dünkel, er könne für Andere vordenken, bevor er noch nachgedacht habe, was Andere dachten, — er könne productiv sein, ehe er noch reproduciren gelernt habe! — Das Genie schafft Neues, schreitet Andern voran; dies ist seine Eigenthümlichkeit. Das Talent nimmt gewissenhaft auf und übt aus, was das Genie geschaffen. Dilettanten können es nicht höher bringen, als bis zum Talent. Die Bahnen des Genies müssen ihnen verschlossen bleiben; deshalb haben sie sich zu begnügen. In demselben Augenblick, wo sie freie geistige Selbständigkeit erreichen und dieselbe zu gebrauchen lernen, in demselben Momente hören sie auf „Dilettanten" zu sein und werden „Meister".

Der Meister bewährt sich in jeder Kunst, in jeder Wissenschaft, — in den Erwerbszweigen: — durch Abrundung und Zusammenhang in dem, was er gestaltet. Stückwerk und Flickwerk zu liefern ist Sache der Dilettanten, Lehrlinge und Gesellen; den Stoff, aus welchem man arbeitet, aber völlig beherrschen vermag nur der Meister.

Die Art der Meisterschaft gibt sich noch kund auf eine sehr charakteristische Weise: durch die geistige Sparsamkeit, — ohne Knickerei. Große Künstler wirken mit wenig Mitteln, — große Gelehrte schätzen die Rundung der Rede, aber vergeuden nicht Worte. Alle großen Männer wußten Zeit und geistige Leistungen sparsam zu verwerthen. Die halben Meister dagegen verschwenden beides und eben deshalb erreichen sie nicht ihr Ziel. In Gesellschaften „Esprit machen" oder viel „geistreiche Briefe" schreiben, ist die größte und sinnloseste Verschwendung, welche wir kennen. Sie gleicht jener Vergeudung, welche eine Zeit lang Mode war: die Haare mit ächtem Goldstaub zu pudern. Was bei diesen Gelegenheiten verloren geht, was flüchtig nur für Augenblicke gebraucht und verbraucht wird, das hätte gemünzt werden können und für den Besitzer wie für Andere, für sich wie für die Welt, für heute wie für die Zukunft wäre es Segen und Freude geworden. Statt dessen verlor es sich spurlos. — Wir wollen nicht etwa dem ewigen philisterhaften Griesgram, dem erheuchelten Ernst, der genußlosen Trockenheit, der freundschaftslosen Dürre das Wort reden. Verhüte der Himmel auch den Anschein dieses Beginnens. Aber zwischen heiterer Geselligkeit, von Frohsinn und Witz unter Freunden gewürzt, und zwischen der erzwungenen Esprit-Fabrik einer ästhetisch sein wollenden Gesellschaft ist der nämliche Unterschied, wie zwischen Vernunft und Wahnsinn.

Nicht wahr, es ist pöbelhaft, ein Stück Brod auf die Straße zu werfen und mit Füßen zu treten? — Nun wohl! Dasselbe Recht, welches unsre leiblichen Bedürfnisse haben, müssen wir auch unsern geistigen Naturbedürfnissen zuschreiben. Nutzlose Vergeudung dessen, was für uns oder Andere ernährend und erhaltend zu sein vermag, ist genau so strafbar auf geistigem Felde, als auf materiellem. Die Grundsätze einer vernünftigen National-Oekonomie behalten überall Geltung.

Die Meisterschaft spaltet sich in zwei Grade: in die ganzen Meister und in die halben Meister, welche zu einander sich verhalten, wie Genie und Talent. Was diese beiden in Bezug auf das Gedankenreich sind, das ist die Meisterschaft in Bezug auf die Ausführung.

Die halben Meister stehen der großen Menge und dem mittlern Bildungszustand derselben näher; deshalb werden sie von ihr mehr geschätzt und leichter begriffen. Die halben Meister zeigen gewöhnlich eine gewisse Verschwendung in den Mitteln und blenden hierdurch oft selbst den Kenner. Wenn ein Maler auf einem Gemälde die Seidenstoffe so schön und glänzend malt, daß er mit ihnen die Bewunderung vor seiner Kunstfertigkeit herausfordert, und dafür die Theilnahme am tragischen oder komischen Inhalte des Vorganges beeinträchtigt, welchen das Gemälde darstellt, — wenn ein Musiker nicht genug Posaunen, Trompeten, Piccoloflöten und Ophikleiden im Orchester anbringen kann, um durch Gewalt der Tonmasse das zu erzwingen, was er durch Macht seines Gedankens, durch Melodie und Harmonisirung nicht zu erreichen vermag, — wenn ein Redner bei einer Leichenrede oder einer Festfeier sich nicht begnügt, im Gemüth seiner Zuhörer Mitgefühl zu erregen, sondern mit glänzender Rede und affectvollem Vortrage sich selbst in den Vordergrund bringt und wohl gar am Schlusse des Vortrages mit angeblicher Bescheidenheit um günstige Aufnahme seiner Worte bittet, damit er nur noch einmal von sich selber sprechen könne, oder, um noch an Geringfügigerem das Gleiche zu zeigen, wenn ein Turner auf dem Turnplatze mit lautem Schnaufen und vielen unnöthigen Muskelbewegungen seine Uebungen ausführt, so beweist dies Alles eben nur die halbe Meisterschaft.

Der wahre Meister ist immer einfach, haßt

das Gepränge und sucht einen edlen Stolz darin, daß seine Leistungen den Eindruck ungezwungener Natürlichkeit und Ursprünglichkeit machen. Weil aber die Leute gewohnt sind, den Schein für die Wahrheit zu nehmen, meinen sie, diejenigen Werke, denen man die Anstrengung nicht ansieht, welche den Eindruck naturtreuer Einfachheit machen, seien auch nur aus dem Aermel geschüttelt, und deshalb sinken sie bei ihnen im Preise. Beim halben Meister sehen sie die Anstrengung beim Schaffen, um so größere Meinung gewinnen sie vom Werke. Die Vollendung, mit welcher der ganze Meister seine Schöpfung vor sie bringt, erscheint ihnen so natürlich und in sich nothwendig begründet, daß sie im vollen Ernste meinen, dergleichen müsse leicht auszuführen sein, und sie brauchten nur zu wollen, so würden sie es ihm wett machen. — Man soll freilich dem Publicum kein halb vollendetes Werk sehen lassen, denn es urtheilt nur nach dem, was es vor sich sieht, und vermag sich nicht das noch Fehlende zu ergänzen; aber das ganz Vollendete ist oft so außerhalb seiner Sphäre, daß ihm die Fähigkeit abgeht, die Eigenthümlichkeiten desselben auffassen und würdigen zu können.

Wer auf den Unterschied zwischen der ganzen und der halben Meisterschaft einmal aufmerksam geworden ist, der fühlt sich gezwungen, den einzelnen Beispielen derselben nachzuspüren, und wird dann überrascht sein, wie viele derselben er findet.

Wenn irgend ein geselliger Kreis den Ruf hat, daß man in ihm eine besonders „feine" Gesellschaft antreffe, so benehmen sich die Leute in demselben gewöhnlich steif und linkisch, als ob der Drechsler sie gemacht hätte; wo aber wahrhaft ungezwungene Grazie des Umgangstones herrscht, wo Witz und Kenntnisse das Mahl verschönen, da zweifeln Manche an der Feinheit, weil sie sie nicht begreifen. — Eine Balldame gilt bei der großen Masse für geputzt, nicht wenn sie in eleganter Einfachheit erscheint, sondern wenn der Anzug etwas überladen ist, wofür man in Frankreich das bezeichnende Wort „endimanché" erfunden hat, welches Dickens durch „ganz Glacéhandschuh" höchst bezeichnend übersetzt. — Ein gewaltiger Reiter ist für die Masse derjenige, welcher etwa hundert Stunden bei seinem Reitlehrer gehabt und nun mit einigem Geschick und vieler Anstrengung seinen Gaul tummelt und bezwingt. Der vollendete Reitkünstler aber, welcher gleichsam eins geworden ist mit seinem Rosse, und der dasselbe unmerklich, scheinbar ohne Anstrengung, fast nur wie durch seinen Willen regiert, wird nur von denen bewundert, welche selbst ihm nahe stehen und die von ihm angewendeten Mittel kennen. Für die blödsichtigen Zuschauer ist er ein Reiter wie jeder andere. — So ist es auch ein sehr zweideutiges Lob, wenn bei Dramen die „schöne Sprache," bei Sängerinnen Stimme und Schule gelobt werden. Denn ist dem Dichter die Charakterzeichnung wahrhaft gelungen, ist das Drama in vollendeter Gliederung construirt, so vergißt man über dem Inhalt die Form; hat der Sänger mit richtiger Auffassung und psychologisch wahr seine Partie gesungen, so vergaß man, wie er sang, über dem was er vortrug. — Unklare musikalische Compositionen, namentlich für volles Orchester, heißen beim Publicum „bedeutende Werke." Von den klar gedachten aber werden sie so hingerissen, daß sie über dem wohlthuenden Eindruck Kunst und Künstelei des Componisten vergessen.

Am auffallendsten ist dieser Unterschied zwischen halben und ganzen Meistern in der Schauspielkunst. Die „alte Schule" der Schauspieler suchte ihre Vorbilder in griechischen Komödien, nahm aber von ihnen nur das Bewußtsein des Kothurnes, die langsame und sorglich gerundete Bewegung, den singenden und getragenen Vortrag, die halbzirkelförmige Gruppirung an. Die jüngere Generation haftet am Leben und der Natur. — Freilich erst in wenigen Beispielen, doch sind diese bezeichnend genug. Grade deshalb, weil wir uns in einer Zeit des Uebergangs befinden, haben wir so wenig gute darstellende Künstler. Diejenigen, welche noch auf der alten Tradition wurzeln, suchen ihr Heil in der malerischen Stellung, im volltönenden Sprachorgan, in der äußern Masse. Es sind dies die halben Meister, denen man immer noch das „Spiel" anmerkt. Hinter dem Marquis Posa und hinter dem Ferdinand ist immer noch der Herr Hofschauspieler mit lebenslänglichem Engagement sichtbar. Die Täuschung wird nicht vollendet! — Wie anders dagegen die der Naturwahrheit sich voll und ganz Hingebenden. Wo Gestalt, Auge und Stimme dem Zwecke der Darstellung sich unterordnen, da ersteht das echte Kunstwerk, welches keine Reproduction mehr ist, sondern selbständige Schöpfung. Des Dichters Wort ist dann nur der Boden, auf welchem die eignen Gedanken sich verkörpern. Denn der geistreiche Mann muß die Berechtigung haben, mit der zwingenden Gewalt seines Genius in freier Wahl seine ihm entsprechende Form zu gewinnen. Diese Form ist dem Leben abgelauscht und abgerungen, so daß sie den Eindruck des Lebens und der Naturwahrheit macht. Was Wunder, wenn es einem Zuschauer ergeht, wie einem sehr gebildeten Manne beim Anblick von Dawison's reizendem Genrebild „Bon jour", wo unser Nachbar erzürnt ausrief: „Weshalb der Beifall? Solche Leute findet man ja in Paris auf jeder Straße." — Er hatte ganz vergessen, daß er im deutschen Theater sei und daß Dawison der Pariser „Commissionär" war!! — Solche Vollendung läßt uns wohl weinen oder

schaudern — aber hingerissen von der Wahrheit staunen wir nicht mehr über die Form, sondern sind vom Inhalte derselben überwältigt. Deshalb gehört schon eine nicht ganz gewöhnliche Intelligenz dazu, um solche Schöpfungen zu verstehen.

Ganz Aehnliches finden wir auf wissenschaftlichem Gebiete. Es heißt ein „großer" Canzelredner, wer noch mit der Sprache und den Mitteln kämpft. Wer sie aber in vollendeter Weise beherrscht, der prunkt nicht, sondern überzeugt, und auch bei ihm vergessen die Hörer über dem Inhalt die Form. — Aus gleichen Gründen ist die heutige Arzneischule in scheinbarem Nachtheile vor der früheren. Die Aerzte unsrer Großeltern schritten mit langem Stock und großer Wolkenperrücke einher, und wenn sie auch nur tastend und ahnend gegen die Krankheit vorrücken konnten, so verhüllte doch diese Mängel die Gravität ihrer äußern Erscheinung. Die heutigen Jünger des Aesculap dagegen haben an die Stelle der Ahnung das Wissen, anstatt des unsicheren Tastens die objective Erkenntniß von der Wissenschaft erhalten; deshalb mißachten sie den Schein, verfahren einfach und natürlich, und — — haben sich hierdurch selber den Nimbus in den Augen der großen Menge zerstört.

Indessen man muß die Massen theilweise entschuldigen. Denn der halbe Meister hat für seine Anstrengungen ein frischeres Gedächtniß und legt deshalb auf seine Leistungen einen größeren Werth. Wie überall, so zeigt sich dann auch hier die Macht des Beispiels. Durch seine eigene Meinung von sich reißt er die Meinung der Andern mit sich fort. Doch ist dies nur möglich, so lange er lebt. Die Nachwelt urtheilt objectiver und das geschichtliche Urtheil stellt den wahren Sachverhalt wiederum her. Petrarca ist hierfür ein Beispiel. Er legte großen Werth auf seine mühevoll gearbeiteten lateinischen Gedichte, aber die leicht hingeworfenen Sonette achtete er gering; die Nachwelt aber urtheilt umgekehrt: sie vergaß seine lateinischen Arbeiten und umwand die reizenden italienischen Sonnette mit dem unverwelklichen Lorbeer. — Was uns Mühe macht, das überschätzen wir leicht. So liebt die Mutter ihr kränkliches Kind mehr als die gesunden.

Außerdem fehlen auch den meisten Personen diejenigen Kenntnisse und Erfahrungen, welche zur gerechten Beurtheilung die Unterlage bilden müssen. Die Selbsterziehung hat daher mit der Selbsterkenntniß zu beginnen, wenn sie in gerechter Weise den passenden Grad der geistigen Selbständigkeit bestimmen will.

Ueber das Vorkommen des Jods in der Natur,

dessen medicinische und technische Anwendung.

Von Professor Dr. August Vogel.

Wenn es, nach Jean Paul, Tage gibt, an denen alles Unglück zusammentrifft, wo Alles zu spät oder zu früh kommt, „Alles verbrät und überkocht," so gibt es dagegen aber auch bisweilen glückliche Tage, ja sogar glückliche Jahre; — bevorzugte Günstlinge, welche verschwenderisch neben reichlicher Frucht und edlem Weine noch andere köstliche Gaben spenden. Reich an Segen war offenbar das Kometenjahr 1811. Eine der glücklichen Früchte des Jahres 1811 auf dem Felde der Chemie ist unter andern die Entdeckung des Jods, eines einfachen Elementes, welches bald in der Technik und als Heilmittel eine so wichtige Stellung eingenommen hat, daß es vergönnt sein darf, seiner Geschichte und seinem Vorkommen in der Natur eine flüchtige Betrachtung zu widmen.

Wohl nie wäre es menschlicher Forschung geglückt, diesen wichtigen Stoff aufzufinden, ohne die Unterstützung einer zwar im Verborgenen, aber doch mächtig wirkenden Kraft, das ist die Kraft der Vegetation.

Im Wasser des Meeres ist das Jod enthalten, allein in äußerst geringer Menge; zwei Millionen Maß Meerwasser müssen zur Trockne abgeraucht werden, um ein Pfund Jod zu erhalten. Wie Schwefel und Phosphor nothwendige Bestandtheile der Pflanzen des Festlandes sind, so ist das Jod ein unentbehrliches Moment für die Pflanzen des Meeres; mit Begierde suchen sie es auf in der unermeßlichen Verdünnung der Fluthen, um sich dasselbe als festen Bestandtheil anzueignen. Die Attractionskraft der Meerespflanzen für das Jod ist eine überaus mächtige. In ihrer Asche ist das Jod zuerst entdeckt worden, aus ihrer Asche wird es noch heutzutage im Großen dargestellt. Die stillen vegetabilischen Gebilde des Meeres sind es also, die den ersten und wichtigsten Proceß in der Fabrication des Jods übernommen haben, sie überliefern der menschlichen Industrie in ihrer jodreichen Asche das kostenfrei concentrirte Meerwasser zur weitern Behandlung.

Die Meerespflanzen, welche die Wellen in

ungeheurer Menge an das Ufer führen, wurden in den am Meere gelegenen Gegenden in früher Zeit schon eingeäschert, um sie zur Gewinnung von Soda zu verarbeiten. Werden diese Aschen mit Wasser ausgelaugt, so krystallisirt die Soda aus der Lösung. Endlich tritt ein Zeitpunkt ein, wo auch bei weiterer Concentration keine Krystalle mehr anschießen und diese Flüssigkeit, die Mutterlauge, wurde als unbrauchbar weggegossen, mit ihr alljährlich eine kostbare Menge von Jodnatrium, denn die Jodverbindung, weit löslicher als die Soda, befindet sich gelöst in der Mutterlauge.

Ein Seifensieder in Paris, Courtois, übergoß eine solche Mutterlauge, aus der keine Krystalle mehr sich absetzten, mit Schwefelsäure. Es wird auch erzählt, daß eine über den Tisch flüchtende Katze ein Glas mit Schwefelsäure auf den mit der Mutterlauge getränkten Fußboden verschüttet habe und Courtois dadurch auf seine Entdeckung geleitet worden sei. Diese Katze wäre somit ein Pendant zu jener berühmten arabischen Ziege, welche so gefällig war, für die Mönche im glücklichen Thale Jemen den Kaffee zu entdecken. Jedenfalls mag es für den einfachen Fabrikanten eine sonderbare Ueberraschung gewesen sein, als beim Zusatz von Schwefelsäure zu einer größeren Menge der Mutterlauge sich plötzlich wie mit einem Zauberschlage die Luft seines Zimmers mit veilchenblauen Dämpfen von eigenthümlichem Geruche erfüllte. Diese violetten Dämpfe sind das Jod, — die Entdeckung einer der interessantesten Körper der unorganischen Natur war gemacht.

Es ist auffallend und charakteristisch für die damalige Zeit zum Unterschied von der journalistischen Wissenschaft unsrer Tage, daß von der 1811 gemachten Entdeckung erst in der Sitzung der Pariser Akademie vom 29. November 1813 Erwähnung gethan wird. Der Sitzungsbericht im Moniteur vom 2. December 1813 ist wie es scheint das erste Actenstück über das Jod. Der Moniteur vom 12. December verbreitet sich schon etwas ausführlicher über den neuen Körper.

Courtois, obgleich schon mit mehreren Eigenschaften des Jods bekannt, konnte natürlich seine Entdeckung nicht viel weiter verfolgen; immerhin aber spricht es für einen geweckten Sinn, daß er die auffallende Erscheinung alsbald am rechten Orte, wo ihre Würdigung zu erwarten stand, mittheilte. Unter den Meisterhänden der berühmtesten französischen Chemiker erschloß das dem Meere entstiegene Wunder seine Natur und Wesenheit, nachdem es so lange in den Fluthen verborgen geruht.

Kaum wird es einen Körper geben, der so sehr das allgemeine, lebhafteste Interesse der Chemiker auf sich gezogen. Schlagen wir die Journale jener Jahre auf, so begegnen wir fast auf jeder Seite Forschungen über das Jod, gleichsam als wollte jeder sich ein Stück der glänzenden Entdeckung aneignen oder doch wenigstens einen Beitrag liefern zur Erforschung der Eigenschaften des neuen, eleganten Körpers. Auch an Prioritätsstreitigkeiten fehlte es nicht.

Die Bereitungsart des Jods ist, wie schon erwähnt, noch heutzutage mit geringen Modificationen nahezu dieselbe, wie sie zur Zeit der Entdeckung im Gebrauche war. Die Asche der Meerespflanzen bildet die Basis der Fabrication. In der Mutterlauge dieser Aschen ist das Jod mit Salzbasen verbunden, von welchen es durch Behandlung mit Schwefelsäure abgeschieden sich in violetten Dämpfen verflüchtigt. Diese violetten Dämpfe werden in einem abgekühlten Glasballon aufgefangen und setzen sich als schwarze graphitähnliche Krystallnadeln ab.

Da das Jod in den Aschen der Meerespflanzen angetroffen wird, so mußte natürlich der Gedanke nahe liegen, das Meerwasser selbst auf Jod zu untersuchen. Ausgezeichneten Chemikern sogar glückte es nicht, den Jodgehalt im Wasser des Meeres nachzuweisen, ja es wäre vielleicht nie gelungen, wenn nicht ein charakteristisches und sicheres Reagens auf Jod nachträglich entdeckt worden wäre. Dies ist der Stärkekleister, welcher mit Jod die bekannte blaue Färbung erzeugt. Wenn die Anekdote richtig ist, daß die Frau eines Chemikers zuerst diese Reaction beobachtete, indem sie, bei einem Besuche im Laboratorium, die zufällig mit einer Jodlösung benetzten zarten Hände an ihrem gestärkten Schnupftuche trocknete, so gebührt dem schönen Geschlechte ein großes Verdienst um die Erforschung des Jods. Die Empfindlichkeit der Stärkereaction auf Jod hat in der analytischen Chemie beinahe ihres Gleichen nicht. $^1/_{1000000}$ Stärkehaltiges Wasser wird noch durch Jod violett. Hierdurch war also der Auffindung des Jod's allenthalben Bahn gebrochen; nun begann man, alle Gebilde des unorganischen und organischen Reiches mit leichter Mühe auf Jod zu prüfen. Bald wurde es in verschiedenen Quellen, ja sogar als begleitender Bestandtheil der Luft nachgewiesen. Wir selbst haben es in den Destillationsproducten der baierischen Steinkohlen entdeckt. Man darf wohl behaupten, daß es jetzt schwer ist, ein Naturproduct zu nennen, das nicht schon als jodhaltig bezeichnet worden wäre. Die Chemiker entdecken überhaupt Substanzen leicht, auf deren verbreitetes Vorkommen sie einmal aufmerksam gemacht worden sind, wenn sie auch in noch so kleinen Verhältnissen an der Zusammensetzung des untersuchten Productes Antheil nehmen.

Während also die Entdeckung des Jods dieses glückliche Aperçu, eine sehr große Anzahl von Forschern beschäftigte, um die Natur des

neuen Körpers, sein Vorkommen in den drei Reichen der Natur zu erkennen, so mußte doch auch alsbald der Menge ihr Recht werden, die bei jeder bedeutenden Erscheinung fragt, was sie nutze, — wie sie praktisch ausgebeutet werden könne, und die Menge hat eigentlich von ihrem Standpunkte aus nicht so unrecht, kann sie doch bloß durch den Nutzen den Werth einer Sache gewahr werden.

Bald überschritt das Jod die engen Grenzen der chemischen Laboratorien, auf welche es anfangs als ein zwar interessanter aber nutzloser Körper beschränkt war. Geleitet durch die Thatsache, daß die Gegenwart von Jod in allen zur Heilung des Kropfes seit Jahren gerühmten Mitteln nachgewiesen worden, kam man auf den Gedanken, dem Jod selbst diese eigenthümliche Wirkung zuzuschreiben. Coindet, ein praktischer Arzt in Genf, war der erste, welcher Jod- und Jodverbindungen direct anzuwenden versuchte. Der Erfolg war ein über alle Erwartung günstiger. Selbst die größten Kröpfe verschwanden unter dieser Behandlung in kürzester Zeit oder reducirten doch ihren unbequemen Umfang, so daß das Jod unter allen möglichen Gestalten innerlich und äußerlich angewendet, seitdem in dem Arzneischatze als wahres Specificum eine große Rolle spielt. Auch hier also, wie in so vielen Fällen, war die Praxis die Mutter der Theorie; die verkohlten Schwämme und Fucusarten waren schon längst vor der Entdeckung des Jods gegen Kropfleiden im Gebrauch und die kräftige Wirkung der Heilbronner Adelheidsquelle in Baiern kannte man merkwürdiger Weise schon viele Jahre, bis v. Vogel, der ältere, das Jod darin entdeckte. Auffallend ist es, daß alle jodhaltigen Quellen aus tertiärem Gebirge entspringen, während man doch ihren Ursprung weit unterhalb derselben vermuthen sollte.

Ob die medicinische Wirkung des jetzt so häufig gebrauchten Leberthranes seinem äußerst geringen Jodgehalte zukömmt, ist nicht entschieden. Die unverhältnißmäßig großen Mengen, welche davon genommen werden müssen, machen es wahrscheinlich, daß auch den Spuren von Jod in der notorischen Wirksamkeit des Leberthranes eine Rolle zugetheilt ist.

Nur auf die Anwendung als Medicament beschränkt, hätte der Verbrauch des Jods natürlich nicht sehr beträchtlich sein können, da es schon in geringen Gaben wirkt. Das Jod betrat aber nun mit glänzendem Erfolge die Arena der Technik. Die herrlichen Farben, mit welchen einzelne Jodverbindungen in den verschiedensten Nüancen auftreten, haben sowohl in der Malerei, als in der Färberei Anwendung gefunden. Vor Allem aber ist es die wunderbare Erzeugung von Lichtbildern, welche, täglich sich vervollkommnend und über den ganzen Erdkreis verbreitet, dem Jod eine unvergängliche Stelle in der Geschichte der Technik sichert. Während sonst das Jod in kleinen zugeschmolzenen Glasröhren als Seltenheit gezeigt wurde, ist es jetzt ein Handelsartikel im Großen geworden. In Frankreich allein werden jährlich über 7000 Pfund Jod dargestellt. Ein Pfund Jod kostet jetzt 15 Fl.

Bei der großen Verbreitung des Jods in so vielen Händen ist es aber nicht überflüssig daran zu erinnern, daß es ein giftiger Körper ist; in größeren Gaben genommen zerstört es die Magenhaut und verursacht schnell den Tod. Mehr noch indeß hat man sich mit Vorsicht zu schützen vor der langsamen Wirkung, welche sich beim täglichen Einathmen der Joddämpfe äußert. Aehnlich der schleichenden Vergiftung durch Quecksilber ist die Wirkung des Jod's in kleinen Dosen unmerklich und gibt sich nur dann erst zu erkennen, wenn die ganze Leibesbeschaffenheit davon verdorben ist.

Die Geschichte und das Vorkommen des Jods in der Natur berechtigt uns endlich noch zur Hoffnung auf eine weitere Benutzung des Meerwassers. Die Vegetation, indem sie in ihren Gebilden das Jod anhäuft und in diesem Sinne als ein wahrer Hebel der Technik wirkt, ist in ihrem stillen Haushalte unablässig für uns beschäftigt; übernimmt sie ja doch auch die wichtigste Vorarbeit in der Potaschenfabrication. Sollte sie uns nicht auch dereinst das Mittel werden, den unbezweifelt nachgewiesenen Silbergehalt des Meeres auszubeuten? oder wer mag es wissen, ob nicht schon längst ein unbeachtetes Individuum des Thier- oder Pflanzenreiches damit beschäftigt ist, den Silbergehalt im Meere auf einen engeren Raum zusammenzudrängen? Nur an uns liegt es, die richtige Concentrirungsmethode des silberhaltigen Meeres zu erkennen und es entspringt uns aus den Fluthen des Oceans eine unerschöpfliche Quelle edlen Metalls. Das fruchtbare Kometenjahr 1857 überrascht uns vielleicht mit dieser Gabe.

Die
Kennzeichen urweltlicher Knochen.

Von Dr. Jacob Nöggerath.

Der englische Geologe W. Buckland, dem wir viele interessante Beobachtungen über die Reste der in Höhlen vorkommenden vorweltlichen Thiere verdanken, war bemüht, Kennzeichen aufzufinden, welche die Knochen der Thiere der Jetztzeit von den eigentlich fossilen, während langer Erdperioden vergraben gewesenen Knochen unterscheiden lassen. Solche bestimmte Erkennungsmittel sind von Wichtigkeit,

zumal als noch gegenwärtig manche Thiere in Höhlen sich verkriechen und darin sterben, auch von Raubthieren, welche in Höhlen und Gebirgsspalten leben, darin die Leichen anderer Thiere als Beute eingeschleppt werden. Die Knochenreste bleiben alsdann zurück, und so ereignet es sich leicht, daß in den Gebirgshöhlen und Spalten, wenn diese schon früher die Lagerstätten von fossilen oder vorweltlichen Knochen waren, die einen mit den andern später zusammen aufgefunden werden, und nicht mehr scharf genug zu unterscheiden sind. Die Schwierigkeit steigert sich noch dadurch, daß in vielen Höhlen und Spalten die Kalksinter- oder Tropfstein-Bildungen noch immer fortdauern, und man daher nicht selten die Knochen der vorweltlichen Bären, Hyänen, Vielfraße u. s. w. mit Knochen unsrer Füchse, Dachse, Mäuse u. s. w. durch den Kalksinter in eine zusammenhängende Masse conglomeratartig verbunden findet. Dadurch und noch in vielen andern Fällen können Zweifel entstehen, ob man alte fossile Thierknochen oder deren aus der jetzigen Erdperiode vor sich hat. Zu diesen Schwierigkeiten tritt noch der Umstand dazu, daß es wirklich einige Thier-Species der Jetztzeit gibt, welche ganz oder fast ähnlich schon in einer ältern Erdperiode vorhanden waren.

W. Buckland machte die Bemerkung, daß die wahren fossilen Knochen an die feuchte Lippe oder Zunge gebracht, daran kleben, und daß dieses bei frischen Knochen nicht geschieht. Die fossilen Knochen haben nämlich durch den Einfluß der Verwitterung und der Auslaugung einen großen Theil ihres thierischen Leims verloren, sind dadurch porös geworden und saugen die Feuchtigkeit begierig ein. Es ist allerdings die Buckland'sche Beobachtung nicht ohne Werth, aber durchaus entscheidend ist das aus ihr gewonnene Unterscheidungskennzeichen doch nicht. Knochen, die lange Zeit, Jahrhunderte z. B., den Einflüssen der Atmosphärilien ausgesetzt gewesen sind, auf der Oberfläche oder auch in der Erde gelegen haben, verlieren ebenfalls ihren thierischen Leim mehr oder weniger und haften dann an der feuchten Lippe. An Orten, wo sich Anhäufungen von Menschen- und Thierknochen finden, kann man die verschiedensten Grade des Anklebens der Knochen an der feuchten Lippe wahrnehmen, je nachdem dieselben den Einflüssen der Atmosphärilien ausgesetzt waren.

Zu jenem Kennzeichen fossiler Knochen hat die Beobachtung der jüngsten Zeit ein neues gebracht, welches freilich auch kaum absolut entscheidend, aber für den Zweck gleichfalls nicht ohne Werth sein dürfte.

Es wurde nämlich vor einiger Zeit in dem vier bis fünf Fuß mächtigen Lehm unter dem Boden einer Kalksteinhöhle in dem Neanderthale bei Hochdal, zwischen Düsseldorf und Elberfeld, eine menschliche Hirnschale mit andern Theilen des Skeletts gefunden. Diese Hirnschale, über welche Professor Dr. Schaaffhausen in der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn einen Vortrag hielt, ist von sehr merkwürdiger Bildung. Sie ist ungewöhnlich groß, in der Stirngegend aber schmal und sehr flach, so daß sie dem Caraibenschädel gleicht. Geh. Med. Prof. F. J. C. Mayer in Bonn fand auf diesem Schädel von sehr problematischem und gewiß sehr hohem Alter eine Menge kleiner bläulichschwarzer Flecken, welche sich unter der Loupe, bei vier- bis sechsmaliger Vergrößerung, als schöne dendritische, von einem Mittelpunkte strahlige Verzweigungen darstellen. Mayer untersuchte hierauf mehrere echte fossile Thierknochen in dieser Beziehung, und fand dieselben Erscheinungen mehr oder weniger ausgebildet auf Knochen vom Höhlenbären und vom urweltlichen Pferde, auch erkannte er diese dendritischen Gebilde in schwachen Andeutungen an einem Menschenschädel, den er nach allen Umständen für einen altrömischen ansprechen mußte; sie waren aber nicht vorhanden an Schädeln, welche hundert bis zweihundert Jahre in Gräbern gelegen hatten. Die dendritischen Gebilde auf diesen Knochen betrachtet Mayer, nach dem von ihm am 1. April 1857 ebenfalls in der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn darüber gehaltenen Vortrage, als gleichartig mit den dendritischen Zeichnungen von Mangan- und Eisenoxyden, welche man so vielfach auf den Klüften und Spalten verschiedener Gesteine findet.

Jener Vortrag schloß mit der Bemerkung: „Eine geraume Zeit mag immer zur Bildung dieser dendritischen Krystallisationen nöthig sein, welche? überlasse ich den Geologen zur Entscheidung.“ Die Beobachtung ist, wie schon erwähnt, an sich interessant genug, und es verdient der besondern Hervorhebung, daß die Erscheinung jener Dendriten, wenn nicht grade ausschließlich auf notorisch fossilen, doch nur auf viele Jahrhunderte hindurch vergraben gewesenen Knochen vorkommen. Gewiß ist aber die Zeit, in welcher sich solche Mangan- und Eisenoxyd-Dendriten bilden können, von den mehr oder minder dafür günstigen Umständen abhängig, in welchen die Knochen vorkommen. Das Material zu solchen Bildungen muß nämlich in den umgebenden Schichten vorhanden sein, und kann nur in Wasser gelöst auf die Knochen übertragen werden. Schwerlich wird man aber im Stande sein, ein Minimum der Zeit anzugeben, welches für die Entstehung dieser mineralischen Dendriten erforderlich wäre. Ganz analoge Bildungen sind die kleinen zierlichen Mangan-Dendriten, welche man nicht ganz selten auf den fossilen Schneckenhäusern aus tertiären Gebirgsschichten antrifft.

Von den verschiedenen Arten von Metamorphose,

welche bei den Pflanzen vorkommen.

Von Professor Jacob Agardh.

Es ist ein oft ausgesprochener Gedanke, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht. Es sind dieselben Ideen, sagt man, welche nach längeren oder kürzeren Zwischenräumen wiederkehren, dieselben Ereignisse, welche das Weltendrama aufrollt, nur mit einer Veränderung von Zeit und Personen; der jetzt wiederkehrende Frühling führt dieselben Bilder zurück, welche vor Jahrtausenden entstanden; die Schöpfung wurde mit dem Schöpfungstage abgeschlossen, welcher diejenigen Formen hervorbrachte, in welchen sich gegenwärtig das Leben ausprägt. Kann der Naturforscher aber diese Ansichten gutheißen? Stehen sie nicht im Widerstreit mit dem, was die Naturforschung durch die unzweideutigsten Thatsachen gelehrt hat? Bezeugen sie nicht vor Allem eine Armuth in dem Schöpferworte, wovon wir überall in der Natur einen Gegensatz zu finden glauben? Wie sich die Zeit in's Unendliche aufrollt, einen Tag, ein Jahr, ein Jahrhundert zum andern fügend, so fließt der Strom des Lebens dahin, ein Organ, ein Individuum, eine Art, eine Gattung, ja ganze Schöpfungen nach einander ausbildend und wieder zerstörend; und selbst das Material, welches aus der einen Generation in die andere übergegangen, welches vom todten Stoff ein Gewächs und vom Gewächs ein Thier geworden ist, um wiederum Erde zu werden und wiederum denselben Kreislauf zu beginnen, ist Veränderungen unterworfen, bereitet in den Producten des Lebens selbst Verschiedenheiten vor, führt Modificationen in Verhältniß und Zusammensetzungen herbei, welche in ihrer Anordnung das bewegliche und bunte Wechselspiel des Lebens erzeugen. Sowie das Thier seine Haut wechselt, sowie der Baum sich in eine neue Rinde kleidet unter der alten, die ihre Zeit ausgedient hat, so tauscht selbst die Erde ihre Rinde, eine Schicht über die andere legend, nachdem sie den Generationen und Schöpfungen, welche darauf gewohnt, Nahrung und Aufenthalt gewährt hat. Und der Mensch sollte nicht ein anderer sein, als er vormals war; er sollte für die ganze Bildung der Gegenwart aufgehoben sein und doch keine Rückwirkung davon empfunden haben? Die neuen Krankheitsformen, welche sich häufig zeigen, sollten nicht von veränderten Verhältnissen in seiner Umgebung, welche nothwendig auf sein physisches Leben zurückwirkten, Zeugniß geben? Gewiß ist Alles, im Kleinen wie im Großen, Veränderungen unterworfen; Alles hat einen Anfang, eine Entwicklung und ein Ende.

Diese Entwicklungen sind es nun, welche ich Metamorphosen des Lebens nennen möchte.

Allerdings wird das Wort Metamorphose in der Naturgeschichte nicht in dieser weiten Bedeutung genommen. Es wird gewöhnlich auf gewisse, gegen einen vorhergehenden Zustand grell abstechende Entwicklungen beschränkt, und in Folge dessen spricht man am öftesten von Metamorphosen nur bei gewissen Gruppen, wo diese grell abstechenden Entwicklungen besonders merklich sind.

Aber sind diese Beschränkungen wohl richtig? — Wenn eine Revolution auf der Erde oder im Staate ausbricht, ist sie dann das Werk eines Augenblicks? Oder ist nicht innerlich im Stillen der Ausbruch vorbereitet, fertig gebildet worden für den zündenden Funken, der die Explosion vollendet? So ist in der That dieser Funken nur ein Moment in der Entwicklung und das grell abstechende Ergebniß ebenso sehr ein Erzeugniß der langen Vorbereitungen als des Anzündens selbst. So werden auch im Organismus die Veränderungen, welche oft in so bewundernswürdiger Weise dessen Gestalt verändern, lange Zeit vorbereitet; sie sind in der That nichts Anderes, als Momente in einer Reihe von Entwicklungen, an denen der leise Pulsschlag des Lebens lange gearbeitet hat und deren Vollendung nur der Ausbruch ist. So liegt der Embryo fertig gebildet im Samen, bloß den Wassertropfen abwartend, der ihn zum Gedeihen ruft, um hervorzutreten und uns eine ganz neue Gestalt zu zeigen. Die Tulpe und die Narcisse, welche im Frühling emporsprießen, sind allmälig während des Sommers des vorhergehenden Jahres gebildet worden. Die Blüthe liegt zur Herbstzeit mit allen ihren Theilen fertig gebildet — aber noch nicht eine Linie lang — von ihren Häutchen geschützt, im untern Theile der Zwiebel, und die Frühlingswärme ist nur der Impuls, welcher die gebildeten Theile zur Erweiterung und zum Aufsprießen aus der Erde drängt. Eine ganze Rhabarberstaude mit ihren Stielen und Blättern, ihren vielfach getheilten Blüthen und Blumen, ist in der Anlage vorhanden in der rothen Knospe, welche im Frühling aus dem Erdreich hervorragt. — Wenn ein Zwiebelgewächs neben der Mutterzwiebel eine neue

Zwiebel absetzt, so braucht diese oft mehrere Jahre, ehe sie mit hervorkommen kann, ehe sie so zu sagen Kräfte gesammelt hat, um ihre eigenen, besonderen Blüthen hervorzubringen. So hat der Baum erst oft nach mehreren Jahrzehnten die Entwicklung vorbereitet, welche zur Hervorbringung einer Blüthenknospe nothwendig gewesen ist. Die sogenannte hundertjährige Aloe hat ihren Namen davon bekommen, daß sie, wie angenommen wurde, hundert Jahre braucht, ehe sie mit ihrer Blüthe hervorkommen kann; und sie hat eine Verwandte, **Fourcroya longaeva**, welche sich vierhundert Jahre auf eine Blüthe vorbereiten soll, um nach geschehener Fruchtbildung abzusterben und zu verwesen. Hier entwickelt sich und verschwindet eine Generation von Blättern nach der andern, und, obwohl die eine der andern gleich zu sein scheint, so hat sich doch mit jeder neuen das Gewächs derjenigen Generation genähert, welche als Blüthenblatt und Fruchtblatt auftritt. So bereitet sich die Larve allmälig vor, eine Haut nach der andern wechselnd, und nähert sich dem Puppenzustande. Die Fettmasse, welche sie als Larve gesammelt hat, wird während des Puppenzustandes verzehrt, indem sie den Theilen, welche dann allmälig gebildet werden, Nahrung gewährt; und nicht einmal, wenn der Schmetterling aus der Puppe kriecht, sind seine Flügel fertig gebildet. Ebenso sind die Veränderungen, welche mit uns selbst vorgehen, keineswegs die Erzeugnisse des Augenblicks oder einer kürzeren Zeit. Oder sehen wir nicht im Laufe von mehreren Jahren die Milchzähne hervorkommen und wieder nach Jahren andern Zähnen Platz machen — und so in jeder Hinsicht die Veränderungen, welche den Uebergang bilden vom Kinde zum Jüngling, vom Manne zum Greis u. s. w.? So sind überall diese grellen Phasen, worin das Leben oft plötzlich aufzutreten scheint, in der That nichts als allmälig eintretende Entwicklungen, gleichsam Erweiterungen und Verengerungen der Strombahn des Lebens nach einem für jedes Organ und für jedes Wesen von Ewigkeit her bestimmten Plane. Alles in der Natur hat sein Entstehen, seine Entwicklung und sein Ende.

Wenn demnach diese Veränderungen, welche man gewöhnlich Metamorphosen nennt, nur Demjenigen als plötzliche Offenbarungen entgegentreten, welcher ihre allmälig stattfindende Anlage und Entwicklung nicht beobachtet, so scheint wohl für den Naturforscher kein Grund zu sein, diese grell abstechenden Veränderungen von denjenigen zu trennen, welche ohne sichtbare äußere Unterbrechung eine stetig fortschreitende Entwicklung des Lebens zu sein scheinen. In dem einen Falle wie in dem andern durchläuft das Leben eine Reihe von Veränderungen, und es scheint mir die Natur dieser Metamorphosen nicht wesentlich zu verändern, ob sie für die äußere Anschauung mehr plötzlich oder allmälig hervorzutreten scheinen, ob die verschiedenen Zustände durch Zwischenglieder vermittelt werden oder grell gegen einander abstechen, ob sie endlich nach längeren oder kürzeren Zwischenräumen auf einander folgen. Es scheint mir demnach Unrecht zu sein, wenn man die Metamorphose für ein isolirtes, auf gewisse Organe oder Organismen beschränktes Phänomen hält, und ich habe es zu meiner Aufgabe gemacht, nachzuweisen oder richtiger in größter Kürze anzudeuten, daß jede von den verschiedenen Einheiten — Organ, Individuum, Art, Gattung, Familie, Classe u. s. w. — diese Stufenleiter, auf welcher die Natur von einfacheren zu vollkommneren, von besonderen zu allgemeineren Begriffen aufsteigt — ihre eigene Metamorphosenreihe habe.

Bevor ich weiter gehe, dürfte zu bemerken sein, daß es zwei Hauptarten von Metamorphosen gibt, welche wir die collaterale und successive nennen können. Insofern nämlich kein Theil auf einmal völlig ausgebildet hervorkommt, weder bei Pflanzen noch bei Thieren, sondern gewisse Veränderungen durchläuft, bevor er seine völlig ausgebildete Form erreicht, hat jeder solche sich entwickelnde Theil eine successive Metamorphose. Aber da wir zugleich wissen, daß nicht die Theile von zwei Naturproducten unter einander vollkommen gleich sind, obwohl sie von Elementen ausgehen, welche mehr oder weniger einander gleichen oder entsprechen, welche aber während der Entwicklung in Folge des verschiedenen Planes, der ihrer Entwicklung zu Grunde gelegen hat, verschieden werden, so schreiben wir dieser Verschiedenheit eine collaterale Metamorphose zu. So geschieht es vermöge einer collateralen Metamorphose, daß von zwei einander ähnlichen Zellen die eine diese, die andere jene Form annimmt; so entwickelt sich dies eine Gelenk verschieden von dem andern; so wird aus dem einen Individuum ein Männchen, aus einem andern ein Weibchen, aus einem dritten ein geschlechtsloses; so bekommen zwei verwandte Arten gewisse Theile ungleich; so entwickelt sich bei gewissen Thiergruppen der Vorderfuß zur Hand, bei andern zum Flügel oder zur Flosse u. s. w. Die collaterale Metamorphose drückt so in der That den Organisationsplan aus; die successive zeigt die Art oder den Grund der Durchführung dieses Planes, die Vollkommenheit der Organisation.

Es dürfte demnach von Wichtigkeit sein, darauf zu sehen, daß wir nicht Metamorphosen mit einander vergleichen, welche von Quantitäten verschiedenen Werthes, um mich so auszudrücken, durchlaufen werden. Wenn eine Larve aus dem Insectenei hervorkommt und

sich allmälig entwickelt, Puppe und zuletzt Schmetterling wird, so sehen wir in diesen Verwandlungen bloß die Entwicklung eines und desselben Individuums — die Metamorphose wird hier vom Individuum durchlaufen. Bei den Medusen kommt aus dem Ei ein kleines infusorienartiges, frei umherschwimmendes Thier; aber es befestigt sich bald mit dem einen Ende, das andere vergrößert sich, wird keulenförmig, bekommt eine Mundöffnung, um welche sich mehrere Arme entwickeln. In diesem Zustande lebt das Thier mehrere Monate, es vermehrt sich durch Knospen und Zweige. Aber es fängt nun auch an, sich der Quere nach durch ringförmige Einschnitte zu theilen, welche immer tiefer werden, während jeder Ring seine besondern strahlenförmigen Auswüchse bekommt. Die Ringe lösen sich demnächst und schwimmen umher als kleine Medusen. Diese werden allmälig größer, bekommen Fortpflanzungsorgane und bringen neue Eier hervor. Bei den Medusen hat sich mithin ein einziges Ei zu einem ganzen Stock entwickelt, welcher seine eigene, individuelle Oekonomie hat, bis sich der Stock schließlich in eine Menge besonderer Individuen auflöst. Die Metamorphosenreihe wird somit hier vom Stocke durchlaufen, nicht vom Individuum: oder, richtiger gesagt, nebst der besondern Metamorphose, welche das Individuum hat, kommt auch dem Stocke seine eigene zu. — Bei der Biene und ihren Verwandten durchläuft jedes einzelne Individuum die gewöhnliche Metamorphose der Insecten, d. h. es wird nach der Larve Puppe und zuletzt Schmetterling; aber die Eier, aus welchen die Larven hervorkommen, sind von dreierlei Art. Aus den ersten, welche zeitig im Frühjahr gelegt werden, kommen nur Arbeitsbienen, d. h. unvollkommene, geschlechtslose Individuen hervor; aus andern, später gelegten Eiern entwickeln sich vollkommne Männchen, und zuletzt werden Königineier gelegt, d. h. Eier zu vollkommen entwickelten Weibchen. Wenn also hier die zuerst gelegten Eier bloß geschlechtslose, unvollkommne Individuen hervorbringen und diese von vollkommneren, zeugungsfähigen abgelöst werden, so kann man hier ohne Zweifel von einer successiven Metamorphose reden, aber diese wird dann hier nicht vom Individuum, sondern von den aufeinander folgenden Generationen selbst durchlaufen.

Ich habe diese Beispiele darum aus dem Thierreiche entnommen, weil die Individualität hier so scharf ausgeprägt ist, daß kein Zweifel darüber entstehen dürfte, was ein einfaches Individuum ist, oder ein Stock mit Individuen, oder eine Colonie, bestehend aus mehreren Generationen von Individuen. Die Colonie und der Stock haben, ebenso wie das einzelne Individuum, ihren Bildungskreis, ihren besonderen Zweck, ihre Individualität. Bei den Pflanzen, wo die Individualität minder deutlich bestimmt ist, ist man auch keineswegs darüber einig, was man unter einfachen und zusammengesetzten Individuen, sofern wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen, verstehen soll. Wenn wir von dem Verhältniß bei den höheren Thieren ausgehen, so würden wir wohl jeden aus Eiern entstandenen, besonders bestehenden Organismus Individuum nennen. Ein aus einem Samenkorn entstandener Baum wäre mithin ein Individuum. Aber ein Baum, der übrigens dem vorigen vollkommen gleich ist, kann eben sowohl durch Ableger oder Stecklinge als durch Samen entstehen. Man sagt zwar, daß so entstandene Bäume das Individuum fortsetzen, und man führt zur Begründung dieser Ansicht an, daß sie auf den neuen Baum, welcher in solcher Weise entsteht, gewisse mehr zufällige Eigenthümlichkeiten, welche nicht allen Individuen derselben Art angehören, z. B. doppelte Blüthen, verschieden gefärbte Blätter u. s. w., die aber dem Mutterstamm, von dem sie genommen worden sind, eigen gewesen sein können, übertragen. Aber wie weit kann nicht diese Fortsetzung gehen und zu welchem unpassenden Individualitätsbegriff würde man nicht kommen, wenn man das Entstehen aus Samen als eine Bestimmung des Individualitätsbegriffs aufnähme! Die gewöhnliche Trauerweide, welche an den Ufern des Euphrats wild wächst, ist wahrscheinlich überall durch Setzreiser vermehrt worden, da man nicht weiß, daß sie in Europa Samen hervorgebracht hat. Um ein Packet geschlungen, wie man glaubt, und so ursprünglich nach England gebracht, soll ein Reis derselben von Pope in seinem Garten gepflanzt worden sein, und von einem Baum, welcher davon in Twickenhams-Park wuchs, soll sich die weitere Verbreitung in Europa und über den Ocean bis zu den bekannten Trauerweiden auf Napoleon's Grab herschreiben. Sollten nun alle diese Bäume, welche durch Setzreiser entstanden sind, obwohl durch Länder nnd Meere getrennt, nur Fortsetzungen oder Theile eines und desselben Individuums sein? Wir wissen überdies, daß sich bei den Medusen ein Ei zu einem Stock verwandeln kann, welcher sich durch Knospen vermehrt und sich zuletzt in viele getrennte Individuen auflöst. Es ist demnach klar, daß die Entstehung aus Eiern nicht als ein bestimmendes Merkmal des einfachen Pflanzenindividuums betrachtet werden kann.

Wir sollten also den Ursprung auf sich beruhen lassen und lieber die Ansicht aufstellen, daß das Individuum — ebenso wie es bei den höheren Individuen der Fall ist — bei

den Pflanzen von jedem für sich vegetirenden Gewächs repräsentirt werde. Aber die Schwierigkeiten werden in der That hierdurch nicht geringer. Der indische Feigenbaum hat einen mächtigen Stamm, welcher eine weitumfassende Krone trägt; allmälig entwickeln sich aus den Zweigen sogenannte Luftwurzeln, welche, abwärts wachsend, zuletzt die Erde erreichen und wie natürliche Säulen die schwere Krone tragen helfen; aber diese Säulen werden selbst zu einem Centrum für eine neue, jedoch mit dem Muttergewächs zusammenhängende Krone, welche wiederum Wurzeln herabsendet, die sich ebenso entwickeln und dieselben Functionen übernehmen, bis endlich vielleicht ein einziger Baum einen ganzen zusammenhängenden Wald bildet.

Dasselbe Verhältniß sehen wir, doch in geringerm Maßstabe, bei vielen Pflanzen. Bei der Erdbeere hängen die sogenannten Ausläufer mit dem Muttergewächs mittelst des einen Endes zusammen, während sie am andern Wurzeln schlagen und die Entstehung einer neuen Staude veranlassen, die von ihren eignen Wurzeln ernährt wird, obschon sie anfangs wenigstens mit der Mutterstaude zusammenhängt. Hunderte von Stauden würden auf diese Art mit einander zusammenhängen und doch eine jede für sich vegetiren können. Wenn sich also ein Zweig auf dem Mutterstocke entwickelt, oder wenn derselbe besondere Wurzeln schlägt und für sich vegetirt, oder wenn er sich vollständig ablöst und zu einem neuen Stocke wird — so scheinen es eigentlich immer nur unbedeutende Modificationen zu sein, welche wohl nicht dazu berechtigen dürften, dem Zweige in dem einen Falle eine andere Natur beizulegen, als in dem andern, ihn an der einen Stelle für ein Individuum zu erklären, aber nicht an der andern.

Die Botaniker haben daher in einem noch beschränkteren Theil der Pflanze, nämlich in der Knospe oder dem daraus sich entwickelnden Zweiglein, den Theil zu erkennen geglaubt, welcher sich am ehesten mit dem Individuum bei den höheren Thieren vergleichen lasse. Aber auch diese Vorstellungsweise bietet Schwierigkeiten dar. Das Individuum würde bei gewissen Gewächsen mit ungetheiltem Stamm eine fast unbegrenzte Entwicklung haben und nie auf einmal alle seine Theile besitzen, indem die untern Blätter allmälig verschwinden, während neue aus dem jüngern Theile des Stammes hervorkommen. Bei andern Gewächsen besteht die Knospe aus einem einzigen Blatt. Sollte nun das Blatt an der einen Stelle ein Individuum ausmachen, aber an einer andern Stelle erst Hunderte von Blättern das Individuum repräsentiren? Es scheint mir, als ob die geringsten Schwierigkeiten und Widersprüche dann entständen, wenn man den Stamm als Stütze für die Individuen und jedes sogenannte appendiculäre Organ, wie Blätter, Staubfäden, Stempel u. s. w., welche aus dem Stamme kommen, für das einfache Individuum ansieht. Das Blatt hat ebenso wie das Thier-Individuum eine begrenzte Entwicklung, es macht ein Ganzes für sich aus; es durchläuft seine besondere Metamorphosenreihe, hat aber doch endlich alle seine Theile entwickelt. Sowie bei den niedern Thieren oft zahlreiche Generationen von geschlechtslosen Individuen auftreten, ehe die letzten Generationen von Männchen und Weibchen ausgebildet werden, so tritt auf dem Baume eine Generation von Blättern, von geschlechtslosen Individuen, nach der andern auf, bis endlich Staubfäden und Pistille oder zeugungsfähige Individuen ausgebildet werden. Wie die Geschlechtslosen bei den Thieren für die letztern Generationen arbeiten, so werden fast alle Functionen des vegetativen Lebens von den Blättern vollbracht, und nur die Fortpflanzungs-Functionen sind den Staubfäden und Pistillen während ihres verhältnißmäßig kurzen Daseins überlassen. Sowie ein gemeinsames Streben nach demselben Zweck die verschiedenen Generationen von Bienen zu einem größeren Ganzen verbindet; wie die Polypen auf einem gemeinsamen Stamme festsitzen, so sitzen auch die Pflanzenindividuen auf ihrem Stamme und sind dadurch zu einem gemeinsamen Zweck verbunden.

Nach dieser Auffassung des Pflanzen-Individuums ist also die seit Goethe gewöhnlich sogenannte aufsteigende Metamorphose bei der Pflanze nicht eine Metamorphose von Organen bei dem Individuum, sondern von aufeinanderfolgenden Generationen, anfangend mit unvollkommneren und endigend mit vollkommneren Individuen.

Aber was ist dann, könnte man fragen, der aus der Knospe sich entwickelnde Zweig? Welche Bedeutung hat der Tochterstock, welcher aus dem Mutterstock der Erdbeere hervorkommt, oder der Stock im Allgemeinen bei der Pflanze mit allen seinen Tausenden von Zweigen? Die Antwort liegt schon in dem Vorhergehenden angedeutet. Es sind Familien und Staaten, welche entweder dem Mutterstaate gehorsam bleiben oder sich als Colonien davon trennen, ebenso wie die Bienenkönigin, wenn der Schwarm zu groß wird, sich an der Spitze einer Colonie ein neues Reich sucht, indem sie die Regierung im alten einer Tochter überläßt.

Ein solcher Staatenbildungs- und Colonisationstrieb ist allerdings in der Natur, sowohl im Thier- als im Pflanzenreich, gewöhnlich. Beispiele von vielen verschiedenen Phasen desselben liefern uns das Leben der Ameisen und Termiten, die Schwärme der Heuschrecken und Zugvögel, die Züge der Fische, die Wan-

derungen der Lemminge; und vielleicht sind selbst die Züge der asiatischen Horden, welche Europa überschwemmten, Folgen dieses allgemeinen Staatenbildungs- und Colonisationstriebes. Bei den Pflanzen habe ich denselben bereits als ein allgemeines Phänomen angedeutet; die sogenannten geselligen Pflanzen — das Nadelholz, das Haidekraut, der Wachholder und eine Menge anderer Gewächse, welche da, wo sie sich finden, immer in Menge vorkommen, keine andern Arten unter sich duldend — bilden Reiche von einer noch höhern Ordnung, die, so zu sagen, aus conföderirten Staaten zusammengesetzt sind.

Schwerlich kann man leugnen, daß das Nadelholz, daß der Baum, daß der Zweig, daß das Blatt jedes ein Ganzes für sich ausmacht, daß jedes so zu sagen seine besondere Individualität hat, wonach das eine Blatt nicht vollkommen gleich dem andern, der eine Baum größer, der andere kleiner wird u. s. w., daß folglich zwischen dem einfachen Individuum, wie ich es zu bestimmen versucht, und der Art, als Inbegriff aller Individuen derselben Beschaffenheit, gewisse Einheiten von verschiedenem Werthe liegen, welche ohne Zweifel in der Natur ebenso begründet sind, wie das einfache Individuum. Der Individualitätsbegriff selbst ist dann in der Natur nicht irgendwie mehr bestimmt, als der Begriff Familie, das heißt die Zusammenfassung eines für sich bestehenden Ganzen von einfachen Individuen, oder als der Begriff Colonie, das heißt die Zusammenfassung von Familien (es seien weniger oder mehr), oder der Begriff Art, das heißt die Zusammenfassung aller einfachen und zusammengesetzten Individuen derselben Beschaffenheit. Die Einheiten sind, die eine wie die andere, von der Natur gegeben; aber es hängt von unsern Begriffsbestimmungen ab und von unserm Vermögen, das Gleiche (Einheiten derselben Beschaffenheit unter einander) aufzufassen und zu vergleichen, ob wir das Blatt oder den Zweig, oder den Stock für ein Organ, oder ein Individuum, oder eine Art ansehen und so benennen.

Ich habe mit diesen Bemerkungen die Aufnahme einer Frage einleiten wollen, welche beantwortet werden mußte, ehe ich zu Metamorphosenreihen von einer noch höheren Ordnung übergehe. Man hat nämlich die Frage aufgeworfen, inwiefern die höheren Einheiten, welche wir Art, Gattung, Ordnung, Classe nennen, in der Natur begründet seien oder bloß in unsern Systemen existiren. Manche Naturforscher sind der Meinung, daß die Natur nur Individuen hervorgebracht habe, und daß die Arten, ebenso wie alle höheren Einheiten, Abstractionen seien, welche nur in unsern Systemen vorhanden wären. Einer der ausgezeichnetsten Botaniker der Gegenwart, Lindley, sagt ausdrücklich, daß die Natur nur Arten geschaffen habe, und daß Gattungen, Ordnungen und Classen nur Mittel seien, um das Ordnen unsrer Begriffe von Species zu erleichtern — eine Ansicht, welche in der That am verbreitetsten unter den Botanikern zu sein scheint. Fries hält Arten und Gattungen für ein Werk der Natur und nicht für das unsre; alle höheren Gruppirungen seien ein Werk der Kunst; die ersteren seien der concrete Inhalt des Systems, die letzteren seien Formen der Darstellung. Von den ersteren sei die Gattung der ursprünglichste, unvergänglichste und in der Natur am tiefsten gegründete Begriff, die Arten das mannigfaltige Auftreten desselben in der Wirklichkeit.

In der That scheinen mir diese Ansichten und diese Bestimmungen auf einem unklaren Gedanken zu beruhen. Wir sehen in der Natur in concreter Gestalt Blätter und Zweige, Bäume und Wälder entstehen, aber es hängt von unsrer Bestimmung ab, was unter einem Blatte oder einem Zweige oder einem Baume zu verstehen sei, und von unsrer Anwendung dieser Begriffsbestimmung in jedem besonderen Falle, ob eine dieser Formen für ein Blatt, oder einen Zweig, für ein Individuum oder eine Zusammensetzung von Individuen gehalten werde. Die Begriffsbestimmung gehört uns an; aber sie gründet sich auf in der Natur bestehende und von ihr festgestellte Verhältnisse. Wir sehen, daß gewisse Individuen in allen hauptsächlichen Verhältnissen miteinander übereinstimmen, daß sie ihres Gleichen hervorbringen, und daß so dieselbe Form stetig wiederkehrt. Wir schließen daraus, daß diese Form das Product eines eigenthümlichen Lebens ist, nach gewissen bestimmten Gesetzen, welche für diese Form und nicht für eine andere gelten. Sind nun diese Gesetze ein Werk der Natur und nicht unser eignes, so haben wir wohl auch Recht zu sagen, die Form sei eine Schöpfung der Natur und nicht unsre eigene. Aber inwiefern wir nun diese von der Natur bestimmte Form eine Varietät oder eine Art, oder eine Gattung nennen, das hängt von dem Begriffe, von der Definition ab, welche wir uns von diesen Einheiten gemacht haben. Insofern wir nun der Meinung sind, das Charakteristische des Artbegriffs liege in dem Vermögen, durch Eier seines Gleichen zu erzeugen, mit dem Formenkreise, welcher den Eltern angehört,*) und wir finden eine entsprechende

*) Diese Definition der Art scheint in der That in Linné's bekanntem — species tot numeramus, quot in primordio creatae formae — zu liegen. Man hat die letztere angegriffen, ohne daß man jedoch, soweit ich mich erinnere, eine bessere oder überhaupt nur eine andere an deren Stelle gesetzt hat, aber man hat sich darum nicht hindern lassen, über das, was Art sei oder nicht, viele Worte zu machen.

Wirklichkeit hierzu in der Natur, so dürften wir wohl ein Recht haben zu sagen, daß Arten in der Natur ebenso gut vorhanden sind wie Individuen.

Aber so wie die Form, welche wir Art nennen, das Product von gewissen besonders für sie geltenden unveränderlichen Gesetzen ist, so sehen wir auch, daß es Arten gibt, welche eine große Uebereinstimmung unter einander zeigen, während sie sich von anderen unterscheiden. Diese Uebereinstimmung muß auf irgend einem ihnen gemeinsamen allgemeineren Gesetze beruhen und wir bekommen so eine natürliche Einheit von höherem Werthe als die Art. Aber ob diese Einheit den Namen Ordnung oder Gattung bekomme, hängt wiederum von der Definition ab, welche wir uns von diesen Einheiten gemacht haben. Insofern diese Definitionen verschieden sein können, ist es auch möglich, über das, was Ordnung oder Gattung ist, zu streiten; es ist diese „Form der Darstellung," welche variiren kann. — Aber die Gruppe selbst oder das, was wir unter dem Namen begreifen, „ihr concreter Inhalt," kann nicht variiren, insofern als die Gesetze, welche die Gruppe verknüpfen, für sie und nicht für eine andere gelten. Sofern diese Gesetze in der Natur bestimmt, ein Werk der Natur und nicht das unsre sind, ist es auch die Gruppe, mag nun diese Gruppe eine Gattung, eine Ordnung, eine Classe oder ein Reich sein.

So glaube ich mir nun den Weg gebahnt zu haben bis zur Berechtigung der Annahme, daß es natürliche Einheiten von höherem Werthe als die Art gebe, daß natürliche Gattungen, natürliche Ordnungen, natürliche Classen u. s. w. gefunden werden. Und in der That, sollten die Gruppen, die wir Umbellaten, oder Synantheren, oder Vierhänder, oder Fische nennen, weniger in der Natur bestimmt sein, als viele Arten in formenreichen Gattungen? Und hat uns nun die Natur in gewissen Fällen solche natürliche Gruppen aufgezeigt, so sollten wir in andern Fällen vielleicht eher unser Vermögen, das Richtige aufzufassen und zu durchschauen, in Zweifel ziehen, als diese zweideutigen Fälle für geeignet halten, das umzustürzen, was uns die Natur an andern Orten, wo sie deutlich einem Jeden vor Augen liegt, gelehrt hat.

Ist also schon gezeigt worden, daß jede von den zwischen dem Individuum und der Art in der Natur bestimmten Einheiten ihre Metamorphosenreihe habe, und ist es doch an sich klar, daß selbst die niedrigsten Einheiten, die Einheiten im Individuum, nämlich das Organ, es sei das einfache (die Zelle), oder das zusammengesetzte (die Zellengruppe), seine Metamorphosenreihe habe, so können wir, scheint es, im Voraus den Schluß ziehen, daß dasselbe von der Art und den höheren natürlichen Einheiten gelten muß. Daß die Art wirklich eine Metamorphosenreihe hat, dürften die paläontologischen Forschungen bereits bestätigt haben. Oder was bedeuten wohl Anderes die in den jüngsten Formationen gefundenen Ueberreste von Pflanzen und Thieren, welche von älteren, etwas abweichenden Formen allmälig in die Arten der Gegenwart übergehen. Während der kurzen Zeit, daß die gegenwärtige Schöpfung der Gegenstand einer genaueren Beschäftigung gewesen ist, nehmen wir diese während einer langen Reihe von Generationen allmälig stattfindende Veränderung der Art nicht wahr, sowie die Blätter — die Individuen auf dem Baume — oft in tausendfacher Zahl wiederkommen, bevor sie unter der veränderten Form auftreten, welche sie in der Blüthe annehmen; aber sowie wir in der Blüthe der Seerose einen Kranz von Blättern stets mehr und mehr verändert auf den andern folgen sehen, bis wir bemerken, daß sie in Staubfäden übergegangen sind, so hat sich auch mit jeder neuen Generation von Blättern auf dem Baume dieselbe derjenigen Epoche genähert, worin sie unter einer so abweichenden Form auftreten, daß die Veränderung in die Augen fällt. Ebenso scheint es sich auch mit der Art zu verhalten. Nur indem man Individuen aus sehr getrennten Jahrhunderten vergleicht, z. B. die Knochen von Ochsen, Bären u. s. w. in den älteren Torfmoorschichten mit denen der Gegenwart, nehmen wir die Reihe von Veränderungen, welche selbst die Art erfährt, wahr.*)

Daß es endlich eine successive Metamorphose selbst in den höheren in der Natur begründeten Einheiten, die wir Gattung, Ordnung rc. nennen, gibt, das dürfte in der That schon jede natürliche, jetzt existirende Gruppe beweisen, und es würde noch deutlicher werden, wenn wir alle schon verschwundenen Formen mit den gegenwärtigen vergleichen könnten. Von den am niedrigsten stehenden Arten innerhalb der Gattung bis zu

*) Fries nimmt an, wie wir gesehen haben, daß „der Gattungsbegriff der ursprünglichste, der am tiefsten in der Natur gegründete sei, und die Arten das mannigfache Auftreten desselben in der Wirklichkeit;" „die Gattungen sollten die im Anfang geschaffenen, die Arten die Kinder der Zeit sein." — Ich möchte hiergegen bemerken, daß es dann keinen Grund gibt, weshalb man nicht ebenso gut Classen und Ordnungen für die ursprünglichen, und die Gattungen für solche in der langen Zeitfolge entstandene Modificationen der ursprünglich geschaffenen Form halten könnte. Aber daß das Eine wie das Andere unrichtig sei, dürfte die Geologie schon hinreichend gezeigt haben. Während seiner ersten Existenz auf der Erde bestand das Pflanzenreich nicht aus Typen für die verschiedenen Gattungen oder Familien, sondern aus mannigfachen Arten und Gattungen einiger niedrigstehenden Familien. Ohne Zweifel ist die eine Art (oder Gattung, oder Familie) nicht gleichzeitig mit der andern entstanden, sondern eine wie die andere hat einen Anfang, Wachsthum, Abnehmen und viele schon ein Ende gehabt.

den höchsten, von den unvollkommneren Gattungen innerhalb der Ordnung bis zu den vollkommneren u. s. w. sehen wir Typen für diese Gruppen repräsentirt von Gattungen oder Ordnungen in vielen Stadien einer einfacheren oder complicirteren Entwicklung, oder mit andern Worten, die Gattung, die Ordnung, die Classe durchläuft eine Reihe von Veränderungen, welche denen entsprechen, die wir bereits für das Individuum und die Art angedeutet haben. So sehen wir, wie beinahe jede größere Farnkrautgattung die vollständigste Reihe von Uebergängen aus Arten mit einer sehr einfachen, zu Arten mit einer sehr zusammengesetzten frons, von Arten mit einer sehr einfachen Nervenvertheilung, zu denen, bei welchen sie sehr zusammengesetzt ist, darbietet. So sehen wir, von Riccia bis Marchantia, die Gattung der Lebermoose Stufe für Stufe die Fruchterzeugungsorgane in immer complicirteren Formen darstellen. Und in derselben Weise steigen auch die Familien in jeder natürlichen Classe von Pflanzen mit einer einfacheren zu Pflanzen mit einer mehr zusammengesetzten oder vollkommneren Organisation auf.

Es findet sich also eine collaterale Metamorphose, welche macht, daß das eine Organ, Individuum oder Art von andern verschieden ist. Es gibt zugleich eine successive Metamorphose für die Organe innerhalb des Individuums, für die Individuen innerhalb der Art, für die Arten innerhalb der Gattung, für die Gattungen innerhalb der Ordnung u. s. w. Sowie Morphologie und Physiologie die Entwickelungsgeschichte der Organe und Individuen darstellen, so sollte das System, nämlich das natürliche — aber ein solches, das uns noch kaum als ein unerreichtes Ideal vorschwebt — eine Darstellung der verschiedenen Metamorphosenreihen, der verschiedenen Richtungen sein, worin die Natur von einfacheren zu vollkommneren Formen übergeht. Durch eine collaterale Metamorphose wird der Organisationsplan bestimmt, werden die Richtungen verschieden; durch eine successive Metamorphose der Arten innerhalb der Gattung, der Gattungen innerhalb der Familie, der Familien innerhalb der Classe wird der bestimmte Organisationsplan und der höchste Entwicklungspunkt innerhalb jeder Reihe erreicht. Jedes geschaffene Organ, jedes Wesen, jede Gruppe macht so ein Ganzes für sich und zugleich ein Glied in der unendlichen Kette von Entwicklungen aus; jedes hat ein Streben für sich und ist sein eigner selbständiger Zweck; aber es ist zugleich nur ein Mittel für einen höheren, und zwar von der niedrigsten Alge, repräsentirt von einer einzelnen Zelle, bis zum Menschen, dem Schlußpunkt der bekannten Schöpfung.

Die jonischen Inseln.

Die vereinigten Staaten der jonischen Inseln haben zu keiner Zeit ein für sich bestehendes Ganzes ausgemacht. In den blühenden Zeiten des griechischen Alterthums standen dieselben unter der Herrschaft einheimischer Oberhäupter, welche später mittelst Einführung einer demokratischen Verfassung beseitigt ward. Nach deren Vernichtung folgte die Herrschaft der Macedonier, und nach dieser kamen die römischen Proconsuln als Gewalthaber im Namen des Senates in Rom. Mit der Gründung des neuen Rom am Bosporus wurden die jonischen Inseln von der Gewalt der römischen Legionen befreit und fielen der Herrschaft der Kaiser von Byzanz zu. Mit diesem Zeitpunkte beginnt auch für die jonischen Inseln das ewige Labyrinth des Mittelalters, während dessen sie in Folge ihrer vortheilhaften Lage die Blicke und die Begierden der verschiedenen Eroberer auf sich zogen, deren Beute sie nach und nach wurden. Nach dem fünften Kreuzzuge und in Folge seiner Herrschaft zur See fand Venedig fort und fort Veranlassung, seine Blicke auch auf die jonischen Inseln zu werfen, deren endlichen und vollen Besitz es im fünfzehnten Jahrhundert erlangte.

Die Bewohner der jonischen Inseln hatten stets das Bewußtsein der Nationalität, sowie ihre Anhänglichkeit an das orthodoxe Glaubensbekenntniß der Kirche treu und unverändert sich bewahrt, wie sehr auch namentlich der Löwe von St. Marcus fortwährend bemüht war, auf jede mögliche Weise, offen und im Geheimen, diese schätzbaren Güter ihnen zu rauben. Zu allen Zeiten gaben diese Insulaner Beweise von Gesetzlichkeit und Vaterlandsliebe, sowie von Heldenmuth der Seele, wie sie bei einem Volke, das in solcher Knechtschaft Jahrhunderte lang gelebt hat, in der That selten sind. Wenn auch in politischer Hinsicht von dem freien Griechenland geschieden, ist doch der Staat der jonischen Inseln geistig mit demselben eng verbunden und er bildet mit ihm einen werthvollen Theil der Länder des christlichen Hellenismus. Indem die Griechen dieser Inseln in der neuesten Zeit mit patriotischem Sinne sich bemühten, allen Hindernissen zum Trotz, auf dem Wege der moralischen und geistigen Verbesserung und Entwicklung vorwärts zu kommen, haben sie namentlich durch eifrige Pflege der griechischen Muttersprache, die Aussicht auf eine glückliche Zukunft sich begründet. Diese Zukunft hängt mit der Zukunft aller Griechen genau zusammen, und sie beruht auf der sittlichen und geistigen Ausbildung und auf gegenseitigem Vertrauen aller einzelnen Stämme.



Dritte Abtheilung.

Lessing.

Von Moriz Carriere.

Wir nennen Lessing den Reformator unsrer Literatur; daß er es nicht sowohl durch neue Kunstschöpfungen wurde als durch die kritische Einsicht, die solchen den Weg bereitete, dies zeugt dafür, daß er einer der Herolde eines Reiches des Geistes war, wo der Gedanke den Thaten nicht mehr bloß nachfolgt und das Bewußtwerden über einen Weltzustand seiner Auflösung ankündigt, sondern wo die erkannte Wahrheit den Willen leitet, ein neues Leben zu führen und zu begründen. Im Alterthum erschien die Poetik des Aristoteles nach Homer's und Sophokles' Gesängen, und Niemand hatte einem Raphael und Michel Angelo das Wesen des malerisch Schönen erörtert; im achtzehnten Jahrhundert aber haben Lessing, Kant und Winckelmann das Licht angezündet, bei dessen Scheine dann Goethe, Schiller, Thorwaldsen ihre Werke schufen, und ohne die Vertiefung des deutschen Geistes in die Philosophie wären Beethoven, Cornelius und Kaulbach weder möglich gewesen, noch zu verstehn. Nehmen wir hinzu, welche Bedeutung die Theorie, die Wissenschaft für das religiöse wie für das praktische Leben gewonnen, das namentlich auch durch die Entdeckungen der Naturforschung eine ganz andere Gestalt angenommen hat, so können wir nicht zweifeln, daß die Dämmerung, in der nach Hegel's Wort die Eule der Minerva fliegt, diesmal nicht der Einbruch der Nacht, sondern der Morgen eines neuen Welttages war. Für ihn wirkte Lessing. Er brach die Fremdherrschaft und stellte das deutsche Wesen auf sich selbst, während die Führer der Literatur vor ihm uns bald an England, bald an Frankreich zur Nachahmung gewiesen; gegen alles Scheinsame, gegen ungeprüfte Vorurtheile lag er sein Leben lang im Kampf, sein Gewissen hieß ihn nichts als die Wahrheit, die ganze Wahrheit suchen, und er war überzeugt, daß mit ihr auch die andern Güter dem Menschen zufallen. Darum fand er überall die echten reinen Quellen des Lebens, und deutete auf sie hin, auf Homer und Shakspeare, auf Aristoteles und Leibniz, auf Christus und Johannes. Innerlich und äußerlich unabhängig führte er den Beweis, daß die Freiheit kein ruhender Zustand, sondern fortwährende Befreiungsthat ist, daß wir stets nur dasjenige wirklich wissen, was wir in uns erzeugen und vernunftgemäß begründen. Damit war er eine suchende, ringende, streitende Natur. „Nicht die Wahrheit," schreibt er selbst, „in deren Besitz der Mensch ist oder zu sein meint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hatte, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träg und stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen innern regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm in Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" Aber warum sollten wir nach ihr trachten, wenn sie nicht auch für uns wäre, und warum sollte der Besitz eines hohen Gutes, statt uns zu beseligen und zu veredeln, uns durch Trägheit und Stolz verschlechtern? Jener Sokratische Sinn des Nichtwissens und Strebens mit der

Schärfe des kritischen Verstandes war Lessing's Genius und Dämon zugleich, die Größe und Grenze seiner Natur: ihm fehlte der systematische Geist und der Friede des Abschließens, und so hat er äußerst anregend gewirkt und auf vielen Gebieten die fruchtbarsten Keime ausgestreut, ohne sich selber einer Ernte zu erfreuen, und die Ruhelosigkeit und Einsamkeit des hochherzigen Kämpfers auf der Höhe seines Lebens macht einen tragischen, aber einen tragisch erhebenden Eindruck auf uns.

Wie Heraklit den Krieg für den Vater aller Dinge erklärte, so war auch Lessing der Ansicht, daß die Wahrheit noch bei jedem Kampfe gewonnen habe, so war es seine Lust, streitend die eigene Kraft zu üben, und diese Gymnastik des Geistes mochte ihm mitunter Selbstzweck erscheinen. Mit einem durchdringenden Scharfsinn, mit einem geflügelten Witz griff er den Gegner an, und machte ihn unsterblich, indem er ihn zerschmetterte. Denn die Meisterhaftigkeit seiner Darstellung und die eigene Jugendfrische sichert seinen kritischen Schriften, und damit auch einem Klotz und Riedel, einem Lange und Goeze ein unvergängliches Leben und Angedenken. Erst durch den Widerspruch, meint er, werde die Wahrheit ihrer selbst gewiß, darum sei jeder Streit ihr förderlich. Er vergleicht sich einer Windmühle, die mahlt, so lange etwas aufgeschüttet ist; alle zweiunddreißig Winde sind seine Freunde, er begehrt nichts als freien Umlauf; Niemand möge ihn hemmen wollen, der nicht stärker ist als der Wind, welcher ihn treibt, sonst schleudert ihn sein Flügel in die Luft, und er kann ihn nicht sanfter niedersetzen als er fällt. Lessing's kritischer Kanon aber lautet: „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Cabalenmacher." Lessing's Kritik ist indeß niemals bloß negativ und zerstörend, sie ist positiv, reinigend, bahnbrechend, neubegründend, aufbauend. Er dringt auf den Kern der Dinge, um ihn von der Spreu zu sondern und aus der Hülle zu lösen, und weil das Leben keine taube Nuß, sondern die Entfaltung und Selbstverwirklichung idealer Kraft und Wesenheit ist, so wird alle echte Kritik gleich der Sokratischen Dialektik eine geburtshülferische, die bald den Schutt der Vorurtheile und die von Geistesträgheit, Selbstsucht und Lüge gezogenen Schranken der Wahrheit hinwegräumt, bald dem neuen Gedankenkeime den Weg weist, den er zu nehmen hat, wenn er naturgemäß gedeihen will. Die Dialektik aber läßt den Menschen nicht bloß die eine, sondern stets auch die andere Seite der Dinge in's Auge fassen, sie betrachtet Jegliches in seiner Beziehung zu Anderem und zum Ganzen, und bringt die Gedanken in Fluß, sowie das lebendige Gespräch von Männern, welche die Welt von verschiedenen Standpunkten betrachten, in austauschender Ergänzung die volle Wahrheit für uns erzeugt. Und dies ist Lessing's Methode. Er dogmatisirt nicht, er kennt keine festen Voraussetzungen, er will in jedem gegebenen Falle das Rechte erst finden und finden lehren; er geht stets von etwas Besonderem und Einzelnen aus, z. B. von der Vergleichung der Statue Laokoon's mit der Schilderung seines Todes bei Virgilius, um das allgemeine Gesetz, hier also den Unterschied von bildender Kunst und Poesie zu gewinnen. Er will den Leser zum Selbstdenken und Prüfen anregen, die Kräfte spannen und üben, er will ihn das endliche Resultat miterzeugen lassen. Dem entspricht die Darstellungsweise, von der bereits Herder treffend geurtheilt hat: „Lessing's Schreibart ist der Styl des Poeten, daß heißt des Schriftstellers nicht der gemacht hat, sondern der da macht, nicht der gedacht haben will, sondern der uns vordenkt."

Aber wenn Lessing den Werth der Einsicht des Rechten für den Künstler erkannte und betonte, wenn er jenem Sturm und Drang, der in der Regellosigkeit die Genialität suchte, die Nothwendigkeit des Gesetzes entgegenhielt, so war er doch keineswegs der bloße Verstandesmensch, der geglaubt hätte, das Schöne, das Wahre auf dem Wege überlegender Berechnung hervorbringen zu können; vielmehr sah er in dem Enthusiasmus die Spitze und Blüthe aller Kunst und Wissenschaft, alles Größte war ihm das Werk schöpferischer Begeisterung, und der Dichter wie der Philosoph erhielt die Aufgabe, jene unmittelbaren und lebhaften Regungen des Gemüths festzuhalten, sie zum klaren Bilde, zur deutlichen Idee zu gestalten. Und so zeigte denn er zuerst in seiner Begabung und in seinem Wirken wieder jene innige Verbindung von Kunst und Wissenschaft, die einst der Beginn der Cultur gewesen war, und ohne die fortan kein Dichter ersten Ranges mehr erschienen ist, noch seiner Zeit genügen kann, wenn wir anders wirklich in das Weltalter des Geistes eintreten. Lessing's wissenschaftliche Darstellung war ein Gespräch der Gedanken untereinander; der Dichter Lessing ward Kraft dieser Dialektik der erste wahre Dramatiker unsrer Nation. Mag auch die logische Schärfe größer gewesen sein als der Schwung der Phantasie, doch gingen bei ihm wie bei Schiller Poesie und Philosophie Hand in Hand; und war nicht Goethe auch ein Entdecker im Reiche der Natur, ist nicht der Faust eines tiefen Denkers Werk? Lessing selbst gewann durch die Einbildungskraft für seinen Styl eine anschauliche Lebendigkeit, eine köstliche Frische, und der Reichthum an Gleichnissen

und Metaphern gab der Präcision des Gedankens eine sinnliche Fülle, so daß seine wissenschaftliche wie seine poetische Darstellung stets den ganzen Menschen beschäftigt und erfreut. Seine theologischen Gegner mochten über diese Virtuosität des Komödienschreibers seufzen; heitern Sinnes gestand er ein, daß seine Schreibart auf dem Theater gebildet sei, und schrieb an Goeze: „Mein Styl ist meine Logik. Es kommt wenig darauf an, wie wir schreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten bilderreichen Worten nothwendig ein schwankender schiefer Sinn liegen muß? daß Niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, plattesten, gemeinsten Ausdrucks bedient? daß den kalten symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade? Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerte zuzuschreiben! Wie lächerlich also auch die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns gibt, einem blendenden Style desselben zuzuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein gibt echten Glanz und muß auch bei Spötterei und Posse wenigstens als Folie unterliegen."

Wenn so das dramatische Talent der wissenschaftlichen Darstellung zu Hülfe kam, so fand die dichterische Begabung in der kritischen Einsicht Lessing's eine Stütze und Förderung, die ihn über die Zeitgenossen erhob. Er, der in der Hamburger Dramaturgie die Freunde der classischen Tragödie Frankreichs aufgefordert, sie möchten ihm das beste Stück des gepriesenen Corneille's nennen, er wolle es besser machen, er schloß bekanntlich jenes Werk mit der bescheidenen Erklärung: „Ich bin weder Schauspieler noch Dichter. Man erweist mir zwar manchmal die Ehre, mich für das letztere zu erkennen. Aber nur weil man mich verkennt. Aus einigen dramatischen Versuchen, die ich gemacht habe, sollte man nicht so freigebig folgern. Nicht Jeder, der den Pinsel zur Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler. Die ältesten von jenen Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in denen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträglicher ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporgearbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt, ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, mich an fremdem Feuer bescheiden zu wärmen, und durch die Gläser der Kunst meine Augen zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken und ich schmeichle mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähschrift auf die Krücken unmöglich erbauen kann. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft sich zu bewegen, aber nicht ihn zum Läufer machen kann, so auch die Kritik."

Wenn aber Lessing in dem Wettlauf um den dramatischen Preis von allen unsern Dichtern dem Dioskurenpaar Goethe und Schiller am nächsten kam, so that das also die Kritik nicht allein, sondern das poetische Genie. Durch Emilia Galotti und Nathan den Weisen, die er nach der erwähnten Selbstkritik schrieb, hat er dieselbe überwunden. Und wir müssen zu ihrer richtigen Würdigung daran erinnern, daß in allem künstlerischen Schaffen zwei Elemente walten, Begeisterung und Besonnenheit, ein Unfreiwilliges, über das Niemand gebieten kann, das aus der innersten Tiefe des Lebens hervorquillt als Eingebung oder göttliches Geschenk, und ein Freiwilliges, das bewußte, erwägende, verständige Ausbilden und Verwirklichen jener idealen Anschauung. In der Musik, in der Lyrik wird das unbewußte Auftauchen der Gefühle und ihr ungesuchtes Werden zur Melodie der Töne und Worte vorherrschen, in der bildenden Kunst, im Epos und Drama wird die Thätigkeit des überlegenden Formens und Gestaltens, die prüfende Betrachtung und Ordnung des Besonderen in seiner Beziehung zum Ganzen mehr hervortreten; aber nur im gemeinsamen Wirken beider Elemente wird das Schöne vollendet; und wo man früher nur wilde Naturkraft und regellosen Flug der Phantasie sehen mochte, wie bei Shakspeare oder Pindar, zeigt sich bei gründlicher Einsicht eine so planvolle Weisheit der Composition, daß der Verstand der Meister unsre Bewunderung erregt. Er ist allerdings bei Lessing das Ueberwiegende. Wie der eben ein Mann war im vollen aber auch im ausschließlichen Sinne des Worts, so daß sein selbstbewußtes Ringen des Ewigweiblichen, des ruhigen Friedens, des stillen Wachsthums in der Hut der Natur, des passiv weichen Sichhingebens ermangelt, so war ihm in der Kunst das Musikalische, das ahnungsreiche Helldunkel der Stimmung, der lyrische Selbstgenuß der Gefühle versagt, aber die Poesie der That und des Gedankens war seine eigene im Sinngedicht, in der Fabel, im Drama, und wer ihm den Lorbeer des Dichters versagen wollte, der würde verkennen, daß die Poesie vorzugs-

weise die Kunst des selbstbewußten Geistes ist, der seine Gedankenwelt im Worte offenbart, während der Bildner die Anschauungen der Phantasie im Raume verkörpert, der Musiker das Weben der Gefühle durch den Ton in der Zeit harmonisch gestaltet. Charakterisch für Lessing war dabei, daß er stets die Theorie einer Dichtungsart kritisch feststellte, zu deren Beleg er dann ebenso sehr seine Werke schrieb, als ihm durch das eigene Produciren der klare Blick in das Wesen der Sache erschlossen ward.

Begleiten wir ihn mit raschem Schritt auf seiner Lebensbahn, so wird die Betrachtung seiner ausgezeichnetsten Werke uns darthun, wie die kritische und die productive, die wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit bei ihm Hand in Hand gehe, und immer zuerst die Erkenntniß, dann die künstlerische That kommt.

Auf der Universität hatte er neben der Theologie mit Vorliebe die Schriftwerke des Alterthums studirt, zugleich aber nach Menschenkenntniß und Welterfahrung getrachtet, seine heimischen Weihnachtsstritzeln zum Schrecken der Mutter mit Schauspielern verzehrt, und sich bereits mit Beifall im Lustspiel versucht. Der Vater war besorgt, als er, statt sich um ein Amt zu bewerben, nach Berlin ging und an einer Zeitung schrieb; der Vater ward beruhigt, als er die raschen Erfolge des Sohnes sah. Im Unabhängigkeitstrieb seiner stets forschenden, strebenden Natur erwählte Lessing das Schriftstellerthum zum Lebensberuf, aber er that es mit der Größe des Geistes und dem Ernste der Gesinnung, womit im Alterthum ein Demosthenes sich zum Volksredner ausgebildet und als solcher gewirkt hat. Die Presse mußte ihm die Tribüne ersetzen, die Tagesblätter, die Zeitschriften trugen sein geflügeltes Wort durch die Lande und versammelten die Gebildeten der Nation um ihn; er wollte in allen Angelegenheiten humaner Cultur ihr Sprecher sein, sie aufklären über sich selbst und über die Zwecke des Lebens und der Kunst, erleuchtend und belehrend sie zum selbständigen Denken, zum freien Handeln und menschenwürdigen Dasein erwecken und hinleiten. Durch seine eigene Wahrhaftigkeit gewann er „das große Vertrauen der Nation," das ihm nach Goethe's Wort zu Theil ward; Gervinus hat bei der Schilderung der ganzen Literaturperiode zu Lessing's Zeit trefflich hervorgehoben, wie er überall auf der Hochwacht stand, der literarische Wegweiser der Nation, das Mittelmäßige bekämpfend, das Bildsame fördernd, bei den Größen des Tags, bei Klopstock und Wieland, durch Lob und Tadel maßgebend. Ebenso hat Hillebrand dargethan, daß Lessing wie ein fester Angelpunkt sich in die Bewegungen unsrer Literatur hingestellt, nicht bloß für damals, sondern für immerdar. Die dramatischen Dichtungen, die neben diesen kritischen Aufsätzen der Literaturbriefe und anderer Blätter hergingen, ragen unter den zeitgenössischen Arbeiten bereits durch Einfachheit und Charakterzeichnung hervor, waren aber für ihn doch nur Vorläufer größerer Leistungen. Den Grund zu solchen legte er, als er während des siebenjährigen Krieges eine Secretärstelle bei dem General Tauenzien annahm und diesem nach Schlesien folgte, scheinbar der Lust der Geselligkeit, des Weins und Spiels ergeben, innerlich aber reifend und das Errungene zusammenarbeitend. Als er wieder zur schriftstellerischen Wirksamkeit zurückkehrte, veröffentlichte er rasch hintereinander den Laokoon und Minna von Barnhelm.

Lessing erfaßte im Laokoon den für die Aesthetik grundlegenden und befreienden Gedanken, daß die Kunst weder zur Belehrung noch zur moralischen Besserung diene, sondern selbständig das Schöne um seiner selbst willen darstelle, und dadurch werde dann auch das Gemüth erleuchtet, die Gesinnung veredelt. Er wies nach, daß das höchste Gesetz der alten Kunst die Schönheit gewesen sei, daß das Ideal der Leibesschönheit durch die reine Form in der Plastik veranschaulicht werde, während die Poesie das Ideal der Handlungen darstelle. Es sei falsch, die Malerei eine stumme Poesie, die Poesie eine redende Malerei zu nennen; es gelte zu erkennen, wie in jeder Kunst ein eigenthümliches Gebiet des Menschlichen offenbar werde, und daß jede ihr Princip und Gesetz in demjenigen zu suchen habe, was sie allein und was sie am vollendetsten vermag. Die Malerei, fährt Lessing fort, gebraucht Figuren und Farben im Raum, die Poesie articulirte Laute in der Zeit; jene drücken darum das nebeneinander Bestehende, diese das nacheinander Folgende aus; Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften sind Vorwurf der Malerei, Bewegung, Handlung ist Gegenstand der Poesie. Aber die Körper existiren in der Zeit und bewegen sich in ihr, und der bildende Künstler hat deshalb den prägnanten Moment zu erfassen, der in der gegenwärtigen Stellung das Vorhergegangene und das Nachfolgende miterschließen läßt; Handlungen und Bewegungen bedürfen des Körpers als ihres Trägers, und wenn die Poesie darum stets auch nur Eine Eigenschaft des Körpers angeben, Einen Zug in die fortschreitende Handlung einflechten kann, so vermag sie doch successiv ein Bild desselben zu entwerfen, grade wie Homer den Schild des Achilleus dadurch schildert, daß er uns in die Werkstatt des Feuergottes führt und diesen vor unsern Augen das Einzelne bilden läßt. Homer beschreibt uns nicht den Anzug seiner Helden, sondern er erzählt, wie sie sich rüsten, und so entsteht durch die Darstellung der Handlung ein Bild

vor unsrer Seele. Wollte der Dichter, was gleichzeitig im Raume vorhanden ist, schildernd beschreiben, so erführen wir doch nur eines nach dem andern, aber grade die Hauptsache, das Zusammensein der Erscheinungen und ihre Uebereinstimmung zum Ganzen, würde uns entgehn oder der eigenen Phantasie überlassen bleiben. Eben dies zu veranschaulichen, ist Sache des Bildners. Zur Beschreibung eines Gesichts reicht für die einzelnen Theile die Sprache nicht einmal aus: Worte wie feine Nase, glatte Stirn, volles Kinn, edler Mund ermangeln doch der scharfen Bestimmtheit und wie dann die einzelnen Theile zusammenwirken, das macht erst den Ausdruck und die Schönheit. Homer verzichtet darum auf das Ausmalen von Helena's Schönheit, er schildert sie nur durch ihre Wirkung, wenn selbst die troischen Greise sagen:

„Das ist nicht zu verargen dem Danaervolk und den Troern,
Daß sie um solch ein Weib so lang ausharren in Kriegesnoth:
Einer Unsterblichen gleich erscheint sie ja wahrlich von Ansehn!"

Der Maler Zeuxis stellte nicht, wie der Graf Caylus wollte, begierlich blickende Graubärte um die verschleierte Helena, sondern er zeichnete ihr Antlitz und ihre Gestalt in der harmonischen Entfaltung ihrer Glieder, und durfte jene Verse Homers unter sein Werk setzen.

Hatte Lessing so kritisch sich gegen die lehrhafte oder beschreibende Halbdichtung gewandt und das Verständniß wahrer Kunst erschlossen, so ging er nun selbst daran, die Poesie der Handlung in Deutschland zu verwirklichen, indem er dabei richtig erkannte, daß die ganze Cultur und Stimmung der Zeit nicht das Epos, sondern das Drama verlangte. Wir nennen noch immer Minna von Barnhelm, wenn nach einem deutschen Lustspiele gefragt wird. Er knüpfte an den siebenjährigen Krieg an und ließ die Handlung aus dem großen Volksschicksale hervorgehn, so daß er der allgemeinen Theilnahme sicher sein konnte; wie er den Stoff vom Leben selber empfing, so sympathisirte er in der Ausarbeitung mit der Volksgesinnung, und wenn uns auch jene Schachzüge des Edelmuthes zwischen den Hauptpersonen etwas übertrieben erscheinen, die Geschichte entwickelt sich doch rasch im lebhaften Dialog, und die Charaktere sind naturwahr aus deutschem Kernholz geschnitten, bis auf den Franzosen, dessen lächerliche Figur zur Zeit der Sprach- und Sittennachäfferei auch zu den Befreiungsthaten des vaterländischen Geistes gehört.

Als nach der ersten Aufführung der Minna von Barnhelm in Leipzig der Vorhang gefallen war, erhob sich das Parterre und verlangte die Wiederholung für den folgenden Abend und so zwölfmal nacheinander. Noch in demselben Jahre 1767 versuchte man in Hamburg eine Reorganisation des Theaters, und Lessing ward berufen, durch Mittheilung seines Urtheils über die Dichtungen und über die Schauspieler diese und das Publicum zu bilden. So entstand die Hamburger Dramaturgie, ein Werk, das für die ganze folgende dramatische Literatur maßgebend wurde; er kenne kein Buch, sagt Gervinus, bei dem ein deutsches Gemüth über den Wiederschein echtdeutscher Natur, Tiefe der Erkenntniß, Gesundheit des Kopfes, Energie des Charakters und Reinheit des Geschmackes innigere Freude und gerechtfertigteren Stolz empfinden durfte. Mit einem Schlage ward das Joch der französischen Kunstweise zertrümmert; die Größen derselben, Corneille und Voltaire, wurden in der Blöße ihrer falschen äußerlichen Regelrichtigkeit dem wahren Gesetz der Tragödie bei Aristoteles und dem echten Meister des Drama's, Shakspeare, gegenübergestellt. Da war Voltaire's Orosman nichts als ein Brand aus dem Scheiterhaufen Othello's, und zwar ein mehr rauchender als leuchtender, da redete Voltaire's Zaire nur den Kanzleistyl der Liebe, und ward zum Werk der Galanterie, während Romeo und Julie von der Liebe selbst in der Sprache des Herzens gedichtet ist. Da erblaßte das Gespenst des Ninus, das plötzlich der Semiramis auf offnem Markt bei hellem Tage ganz gegen alle Gespenstersitte entgegentritt, vor den Geistererscheinungen, die des Nachts vor der erregten Phantasie eines Hamlet oder Macbeth aufsteigen, so daß wir, Theilnehmer ihrer Stimmung, sie mit ihrem Auge zu sehen glauben. Lessing wies nach, wie Corneille bei der physischen Einheit der Zeit und des Orts innerhalb einiger Stunden in einem und demselben Zimmer das Unwahrscheinlichste, ja gradezu Unmögliche geschehen lassen, wie jene beiden Einheiten aber gar kein Aristotelisches Gesetz seien, sondern der Philosoph nur die innere Einheit der Handlung verlange; er wies nach, wie in allem Wesentlichen Shakspeare dem antiken Drama näher sei als die Franzosen, und fand für den deutschen Sinn jene Mitte zwischen den Griechen und Britten, zwischen Sophokles und Shakspeare, die dann Goethe und Schiller einnahmen, nachdem er sie selbst durch die poetische That seiner Emilie Galotti erobert hatte.

Lessing nahm aus Livius die Geschichte der Virginia, welcher der eigne Vater ein Messer in's Herz stößt, weil er keinen andern Ausweg sieht, ihre Tugend vor den Lüsten des tyrannischen Appius Claudius zu schützen, dem ein feiles Gericht sie als Sclavin zuerkannt hat; das empörte Volk stürzt darauf den Usurpator. Indem nun der Dichter die Begebenheit in die Gegenwart, in modern italienische Verhältnisse

rückte, ist tadelnd bemerkt worden, daß die zwingende Nothwendigkeit für Odoardo fehle, „die Rose zu brechen, ehe sie vom Sturm zerknickt wird.“ Aber Lessing hat mit großer Feinheit eine für den Prinzen aufkeimende Neigung im Herzen Emilia's angedeutet, sie sieht sich von ihm umstrickt, sie fürchtet von der eignen Natur Gefahr für ihre Tugend, und um diese rein zu bewahren, wirft sie selber das Leben dahin. Alles ist knapp und bedeutend in diesem Stück, jedes Wort ist sinnschwer und geistvoll, so daß der scharf geschliffene epigrammatische Dialog beständig unser Nachdenken anregt, während die Handlung sich vor unsrer Einbildungskraft entwickelt. Die Charaktere sind das Erste, aus ihnen geht die Begebenheit hervor, sie bereiten sich selber das Schicksal, dessen Netz über ihre Häupter zusammenschlägt. Das Ganze ist innerlicher, die Charaktere sind individueller, die Handlung verwickelter als in der griechischen Tragödie, aber Alles ist wieder einfacher und straffer gehalten als in den Werken der romantischen Volksbühne von England und Spanien. Was in einem begeisterten Augenblick von der Phantasie des Dichters sich krystallinisch bildet, das hat der geniale Verstand fest gehalten und meisterhaft durchgeführt.

Lessing vollendete diese erste wahre deutsche Tragödie in Wolfenbüttel, wo er eine Bibliothekarstelle angenommen. Es schien, als ob sein ringendes, suchendes Leben ein Ziel der Ruhe und des Genusses finden sollte; er verheirathete sich glücklich, aber sein Glück war von kurzer Dauer. Die Frau starb mit dem Kinde im ersten Wochenbette. Die Briefe Lessing's aus jenen Tagen sind durch tief sittliches Gefühl wie durch den Witz des Schmerzes gleich bewundernswerth. Er schreibt an Eschenburg: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben. Ich weiß was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter mit fort. Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andre Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen.“ — Zehn Tage lang rang die Frau in besinnungslosem Leiden. Dann schrieb er seinem Bruder: „Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können. Wenn Du diese Frau gekannt hättest! Aber man sagt, es sei nichts als Eigenlob, seine Frau zu rühmen. Nun gut, ich sage nichts weiter von ihr. Aber wenn Du sie gekannt hättest! Du wirst mich nie wieder so sehen wie Moses (Mendelssohn) mich gesehn, so ruhig und zufrieden in meinen vier Wänden. Wenn ich mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre mit ihr zu verleben, wie gern wollte ich es thun. Aber das geht nicht, und ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein zu duseln. Ich habe dieses Glück unstreitig nicht verdient.“

Schon standen ihm neue Kämpfe bevor, in denen er um der Humanität und Geistesfreiheit willen das eigne Leid vergessen lernte. Er hatte als Bibliothekar in Wolfenbüttel die philosophischen und theologischen Studien früherer Zeit wieder aufgenommen, und einige Abhandlungen über religions-philosophische Fragen geschrieben. Die scholastische Dogmatik gewährte ihm keine Befriedigung, ebenso wenig aber die seichte Aufklärung der damaligen Popularphilosophie. „Je bündiger,“ sagt er einmal, „mir der Eine das Christenthum beweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich; je muthwilliger und triumphirender es der Andre mir zu Boden treten wollte, desto gewisser fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten.“ Er wollte kein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen, keinen kritiklosen Frieden. „Nicht das unreine Wasser,“ schreibt er seinem Bruder, „welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen? ich will es nur nicht eher weg gegossen wissen; als bis man weiß, woher reineres zu nehmen? ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsre neumodische Theologie gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser?“ So konnte sich Nicolai nicht recht in ihn finden und meinte, den Theologen sei Lessing ein Freigeist, und den Freigeistern ein Theologe, — wie immer die neue Wahrheit doppelte Anfechtung zu erfahren hat. Er wollte die freie Aneignung des Christenthums durch Geistesarbeit und Gesinnung. Er wollte den protestantischen Geist freier Forschung und Prüfung, und wenn diesem durch die Lehrmeinungen lutherischer Geistlichen Schranken gezogen werden sollten, dann wollte er der Erste sein, die Päpstlein wieder mit dem Papste zu vertauschen. Dem Hauptpastor Goeze gegenüber berief er sich auf den Reformator selbst: „O daß er uns hören und über uns urtheilen könnte, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! Luther du! — Großer verkannter Mann! Und von Niemandem mehr verkannt, als von den Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand,

den von dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig daherschlendern! Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset, wer erlöset uns von dem unerträglichen Joche des Buchstabens? Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest, wie Christus es selbst lehren würde?"

Doch wir müssen nach dem Ursprung dieses Streites zurück blicken. Lessing hatte in Hamburg schon Einsicht in ein Manuscript von der Hand des dortigen Gymnasialprofessors Hermann Samuel Reimarus erhalten, das den Titel führte: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes." Der Verfasser war kein schaler Spötter, sondern ein wahrheitseifriger Forscher, ein Vertheidiger des auf Natur und Vernunft gegründeten Glaubens an Gott, der nach einer treffenden Bezeichnung von Carl Schwarz für die Wolfische Philosophie war, was Strauß für die Hegel'sche, indem er seine Kritik gegen eine übernatürliche Offenbarung und gegen die Wunder richtete und die Widersprüche bloß legte, die für ihn in den biblischen Erzählungen vorhanden waren. Lessing gab eine Reihe von Fragmenten aus dieser Handschrift heraus; er that es in der redlichen Absicht, daß durch diesen ernsten und starken Angriff eine gründliche Untersuchung geweckt und eine wissenschaftliche Vertheidigung und vernunftbefriedigende Fassung der religiösen Wahrheit hervorgerufen werde. Er äußerte schon bei der Herausgabe Bedenken und Einwendungen, und hing, wie Claudius sagte, den Fragmenten Maulkörbe an. Namentlich war er weit entfernt, mit dem Verfasser anzunehmen, daß Christus ursprünglich als weltlicher Messias habe die Herrschaft in Judäa gewinnen wollen, und daß erst die Jünger, nachdem dieser Plan gescheitert, mit absichtlicher Entstellung und betrügerischen Angaben ihn als Religionsstifter verkündigt hätten. Lessing hielt an der göttlichen Reinheit und Geisteshoheit des historischen Christus fest und wenn der Verfasser der Fragmente meinte, daß mit den äußern Wunderbeweisen auch das Christenthum zusammenbreche, so erklärte er vielmehr, daß das Christenthum eine innere Wahrheit habe, die auch gegenwärtig und immerdar Zeugniß für dasselbe ablege, und daß es unsrer Zeit zieme, auf diesen Beweis das größere Gewicht zu legen. Doch gingen grade hierauf die damaligen Theologen nicht ein, und eben so wenig schieden sie die Sache des Herausgebers der Wolfenbüttler Fragmente von der des Verfassers. Und Lessing nahm den Kampf auf, der ihm von vielen Seiten bereitet ward, am eifrigsten von einem früher befreundeten Mann, dem zelotischen, starrköpfigen Zionswächter Melchior Goeze in Hamburg. In kleinen Flugschriften ließ er dem Gegner den Eimer faulen Wassers, in welchem der ihn hatte ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen. Seine Polemik war scharf und hart, aber im Kriege schießt man, um zu treffen; den Firniß der Höflichkeit hat er verschmäht, einen ungesitteten Streiter mochte man in ihm finden, aber sicherlich keinen unsittlichen.

Die positiven Gedanken, welche Lessing in dieser Polemik entwickelte, sind hauptsächlich folgende. Die Wahrheit hat eine siegende Kraft, und alle Angriffe der Kritik können nur dazu dienen, sie immer klarer an's Licht zu stellen; darum wehre man dem Zweifel nicht sich auszusprechen, damit er überwunden und eine höhere Ansicht der Dinge gewonnen werde. Es ist ein Unterschied zwischen Religion und Theologie, zwischen Christenthum und Dogmatik. Erstere sind Sache des Herzens und Lebens, letztere des Verstandes und der Wissenschaft; unsre Vernunft kann also Einwürfe gegen die verstandesmäßige Fassung einer theologischen Lehre erheben, ohne daß deren ursprünglicher und innerer Kern gefährdet würde; vielmehr soll ihm die vernunftgemäße Form bereitet werden. Was gehen, sagt Lessing, den Christen der Theologen Hypothesen, Erklärungen und Beweise an? Sein Gewissen bezeugt ihm die Wahrheit des Christenthums, und sein Herz fühlt sich selig in ihr. Wer die wohlthätige Wirkung der Elektricität empfindet, kann es ruhig der fortschreitenden Wissenschaft überlassen, ob Nollet's oder Franklin's Annahme das Wesen von jener am besten erklärt. Die Liebe ist, wie das Testament Johannis so schön bekundet, Hauptsache und Grundidee des Christenthums; die Religion, welche die eignen Worte Christi lehrten, welche das Leben und der Tod Christi darstellte, die eigne Religion Jesu also ist etwas viel Einfacheres als das dogmatische Lehrgebäude späterer Jahrhunderte; in der einfachen Wahrheit von Christi Worten und Leben können wir uns vereinigen, sie der persönlichen Aneignung eines Jeden anheim geben, sie auf unsre Weise mit der Wissenschaft in Einklang bringen. Nur die mißverstandne Religion kann uns vom Schönen entfernen; es ist ein Beweis für die wahre und richtig verstandne Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne hinführt.

In solchem Sinne zählte sich Lessing zu den Vertheidigern des Christenthums. Aber er unterschied zwischen dem Geist, der da lebendig macht, und dem Buchstaben, der da tödtet; er behauptete, daß die schriftlichen Ueberlieferungen der Religion keine innere Wahrheit geben könnten, wenn sie keine solche hätte, daß die Religion nicht darum wahr sei, weil sie von den Evangelisten und Aposteln gelehrt werde, sondern daß diese sie lehren, weil sie wahr ist. Christus ist die Grundlage des Christenthums; es war in seinen Worten und Thaten und im Gemüthe seiner Jünger vorhanden, ehe es

niedergeschrieben ward, es ist eine sich fortwährend bezeugende Geistesmacht, es ist die Grundlage der Bibel, nicht die Bibel Grundlage des Christenthums. Vergangne Wundergeschichten sind uns zum Beweise gegenwärtiger Wahrheiten nicht werthvoll, das Historische hat seine Bedeutung durch den idealen Gehalt, den es darstellt. So bezeichnet Lessing die Erzählungen von der Entstehungsgeschichte des Christenthums als das Gerüst, das Christenthum selber als den Bau, und meint, die Herrlichkeit des Baues müsse den wenig interessiren, der sie immer nur aus dem Gerüste beweisen zu dürfen glaubt.

Indem die Bibel erst innerhalb der Entwicklung des Christenthums entstand, führt Lessing namentlich der protestantischen Orthodoxie gegenüber den historischen Beweis, daß jene nicht Quelle und in der ältesten Kirche nicht einzige Norm der Glaubenswahrheit war. So bahnte er der geschichtlichen Kritik den Weg, aber es ist nicht zu leugnen, daß er selber hier am meisten bei der bloßen Polemik stehen blieb, und Aussprüche, wie der über die Wichtigkeit des Johannesevangeliums, bei ihm vereinzelt sind. Er meint, wie das Christenthum früher gewesen sei, ohne die Bibel, so könne es auch fort bestehn ohne sie, und gefällt sich in der wiederholten Betrachtung dieser leeren Möglichkeit, statt zu untersuchen, welchen Einfluß die Bibel täglich und stündlich auf das Leben der Menschheit übt, wie sie als der Original-Ausdruck der christlichen Wahrheit, für deren Reinbewahrung und Fortgestaltung, wie sie als Erbauungsbuch für die sittliche Erhebung des Gemüths tröstend, erleuchtend, veredelnd wirkt. Diese Seite der Sache betonten ergänzend Hamann und Herder; nach ihrer Auffassung und kraft der von Lessing eingeleiteten Kritik können wir mit Bunsen in der Bibel das Buch der Menschheit sehn, und werden mit ihm allenthalben Freiheit als Volkseigenthum nur da finden, wo die Bibel Volks- und Hauptbuch ist; und nur in demselben Maße als sie es ist und bleibt, wird sich die Wirklichkeit des Volks gestalten als Gesetz und Recht, als Geist und Sitte.

Lessing verlangte Duldung und Achtung für jede Ueberzeugung, für die Freidenker wie für die Traditionen und Bedürfnisse des Volks; indem er den Fanatismus bekämpfte, wollte er die Pietät für die Religion der Väter bewahrt wissen. Wie er selber der Humanität huldigte, betrachtete er die verschiedenen Religionsformen im Zusammenhange mit der Entwicklung der Menschheit, mit den Individualitäten der Völker. Und er entschied seine theologische Fehde auf dem Theater, indem er auch jetzt wieder sich zur Dichtung wandte; Nathan der Weise stellt den Gedanken dar, daß Religiosität in allen Religionen die Hauptsache, daß gut handeln schwerer als andächtig schwärmen sei; im Werke der Menschlichkeit, in der Rettung Recha's, begegnen sich der Christ, der Jude, der Muselmann; die Erzählung von den drei Ringen ist der Mittelpunkt, in ihrem Sinn lösen sich die Conflicte, indem die Jüdin Recha, der Muhamedaner Soliman und der christliche Tempelherr sich als Glieder Einer Familie erkennen; während die Herrlichkeit der Naturordnung gegenüber den Wundern, die sie durchbrechen sollten, aufrecht erhalten wird, enthüllt sich im Getriebe der Menschen und durch dasselbe das größte und wahre Wunder, die Vorsehung, die in Allem waltet und Alles zum Heile führt. Der Gedanke ist in Nathan zur Gesinnung geworden, und mit dem feinen Humor des überlegenen Geistes paart sich ein Hauch der Milde, der das Ganze mit seinem verklärenden Frieden übergießt und die Herzen gewinnt, weil er unmittelbar aus dem Herzen stammt. Nur ein Zeichen knüpft das Werk an die Polemik Lessing's gegen die theologischen Zeloten: der starre, verfolgungssüchtige, engherzige Dienst des Buchstabens wird nur durch den Patriarchen auf christlicher Seite vertreten, während doch der seine Lehre mit dem Schwert ausbreitende Fanatismus des Islam und das zähe mumienhafte Judenthum keine geringere Schattenseiten neben der Humanität Nathan's und Saladin's sind, und folgerichtig ebenfalls betont werden müßten. Und wenn Lessing das Wesen der Religion in der Heiligung der Gesinnung sah und mit Christus sagte: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen; wenn er demgemäß für den rechten Ring den Beweis des Geistes und der Kraft fordert, so hat den die Geschichte siegreich für das Christenthum geführt, das seine Bekenner sittlich wiedergeboren, sie dauernd zu den Trägern der Cultur gemacht und in allen Zweigen der Kunst und Wissenschaft eine neue Blüthe hervorgerufen hat. Der Nathan ist ein Lieblingsbuch gebildeter Juden und 1842 auch in der neugriechischen Uebersetzung von Kaliourgos zu Constantinopel vor vielen Türken aufgeführt und wiederholt mit wachsender Theilnahme aufgenommen worden; aber er ist innerhalb des Christenthums entstanden und zeugt dadurch selber für dieses.

So haben wir Lessing betrachtet als den suchenden, ringenden Geist; wir haben seinen Weg verfolgt und die Grundgedanken angegeben, die sein genialer, kritischer Verstand auf demselben gefunden, wir haben gesehen, wie er die für die Kunst, Literatur, Religion gewonnene Einsicht zugleich auch mit productiver Phantasie dramatisch gestaltete und an den Laokoon Minna von Barnhelm, an die Hamburger Dramaturgie Emilia Galotti, an den Streit über die Wolfenbüttler Fragmente Nathan den Weisen anreihte; es war der gleiche Sinn

für Wahrheit, Natur und Einfachheit, der hier den Dichter, dort den Denker beseelte. Es ist noch übrig, seine Bedeutung für die deutsche Philosophie hervorzuheben. Daß ihm die Aesthetik eine Reihe von Gesetzen verdankt, habe ich bereits erwähnt; aber auch für die Philosophie der Geschichte und der Religion war sein Wirken grundlegend und bahnbrechend, und er steht als einer der Propheten unsrer gegenwärtigen Arbeit da. Denn was auch Dogmatismus und Materialismus, Unwissenheit und Geistesträgheit sagen mögen, die Philosophie hat weder Schiffbruch gelitten, noch ist sie gestorben, sie lebt und schafft, sich selbst genug in ihren Bekennern, wenn das Volk sie verschmäht, aber gewiß auch bald dem Volk wieder ein Licht und Hort!

Die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beherrscht Leibniz; aber der Geist seiner Lehre war bald den Schuldemonstrationen der Wolfianer entflohen und waltete nur in wenigen verständnißvollen Männern; zu diesen gehörte Lessing. Seiner Natur war es ein verwandter Gedanke, daß Thätigkeit, selbständige Verwirklichung des innern Vermögens die Aufgabe und das Wesen aller Dinge, daß das All ein harmonisches, stufenweises System von lebendigen Kräften bilde, geschaffen von einer höchsten Kraft und Einsicht. Monaden, seelenhafte Einheiten, nannte Leibniz diese individuellen Kraftwesen, und so wußte auch Lessing's congenialer Verstand jedes Ding und jeden Menschen als ein Einziges, als ein ursprünglich Eigenthümliches zu ergreifen. Ihn erfreute die große Art zu denken, mit der Leibniz aus Kieseln Feuer schlug und nicht eine Schule stiften, sondern nur ein Führer zur Wahrheit sein wollte Jeglichem auf dem Weg, auf welchem er ihn fand.

Zugleich aber ward Lessing der Entdecker des Mannes, welcher auf die erste Hälfte unsers Jahrhunderts vorwiegenden Einfluß gewann. Niemand kannte damals Spinoza, man hatte ihn nach Lessing's Ausdruck wie einen todten Hund behandelt; vorurtheilsfrei hatte Lessing ihn studirt, ohne sich ihm gefangen zu geben; da äußerte er in einem Gespräch gegen Jakobi: „Ἓν καὶ πᾶν, Eins und Alles, das ist auch mein Glaubensbekenntniß; wenn ich mich nach Jemandem nennen sollte, so wäre es Spinoza!" — Als Jakobi dies veröffentlichte, brach Moses Mendelssohn das Herz darüber, daß sein Freund Lessing Spinozist gewesen sein sollte. Die Beschäftigung mit Spinoza hat hier ihren Anfang genommen. Spinoza ergriff den erhabenen Gedanken von der Einheit alles Seins und Lebens, von der Unendlichkeit des in allen Dingen sich offenbarenden Göttlichen mit reiner wissenschaftlicher Begeisterung; Gott sollte nicht außer der Welt stehen, sondern der einwohnende Grund und die eine Substanz sein, die sich in Allem verwirklicht. Das Einzelne verlor dabei seine Selbständigkeit, wir wurden nur zu unterschiedslosen auftauchenden und versinkenden Wellen des Meeres der Gottheit, und Selbstbewußtsein und Wille sollten nicht dieser selbst in ihrem Wesen zukommen, sondern nur dem Processe ihrer Entwicklung in den endlichen Geistern angehören. Hiergegen betonte Leibniz die Persönlichkeit und Freiheit Gottes und des Menschen, die Nothwendigkeit des Unterschieds; keineswegs ist Alles Eins; es gibt nicht zwei Dinge im Himmel und auf Erden, die einander völlig gleich wären, jedes ist ein eigenthümliches Wesen für sich; es hat keine Fenster und entwickelt sich nur aus sich selbst, ohne Einfluß von Außen, — so daß für ihn Gott wieder neben die Welt trat, und die Wechselwirkung der Wesen aufeinander, sowie die Gemeinsamkeit ihrer Natur, die Einheit des Seins aufgehoben ward. Lessing sah ein, daß hier Gegensätze vorliegen, die der Versöhnung in einer höhern Idee bedürfen, weil jeder eine Seite der Wahrheit erfaßt, aber sie dadurch zum Irrthum verkehrt, daß er sie ausschließlich festhält. Lessing war kein Systematiker, und so überließ er uns die Aufgabe solcher Vermittlung; aber er stand für sich innerhalb der Harmonie, wie Giordano Bruno, wie Jacob Böhme, aus deren Totalanschauung sich erst die Gegensätze von Spinoza und Leibniz dialektisch entwickelten, damit jene Harmonie wissenschaftlich begründet werde. Lessing sagte mit Spinoza, ihn fortbildend: Gott ist der Eine und Unendliche, außer ihm ist nichts, alle Dinge sind nur wirklich in ihm, sind die Entfaltungen seines Wesens, die Gedanken, in denen er seine Vollkommenheiten sondert und gliedert, so daß die Welt in Gott entsteht und besteht, er aber zugleich als selbstbewußter Schöpfer über ihr waltet. Alle Wesen sind individuell Monaden, wie Leibniz lehrte, und die Menschen demnach unsterbliche Persönlichkeiten, deren ewige Natur in mannigfachen Daseinsformen und Metamorphosen sich darstellt; aber ihr gemeinsamer Quell ist Gott, der sie durchdringt und in sich begreift. Sein Gesetz herrscht als natürliche und sittliche Weltordnung; aber kein Mensch muß müssen, wir sind frei, wir entwickeln und bestimmen uns selbst, wir ernten in den Folgen und dem Bewußtsein unsrer Thaten Strafe oder Lohn, wir sollen mit eignem Willen das göttliche Gesetz erfüllen, die Keime herausgestalten, die Gott in uns gelegt, unsre Eigenthümlichkeit zur Vollkommenheit ausbilden.

Nur auf diesem Standpunkt konnte Lessing den Begriff göttlicher Offenbarung und menschheitlicher Entwicklung in der Erziehung des Menschengeschlechts finden und dadurch die Philosophie der Geschichte und Religion möglich

machen. Hiermit erhob er sich über seine Zeit, in welcher die bornirte Orthodoxie Alles außer den dogmatischen Satzungen des sechzehnten Jahrhunderts für Unglauben und Unwahrheit hielt, während der Hochmuth der Aufklärung alles Andre außer der eignen Verständigkeit für Aberglauben erklärte, überall nur das eigne Licht leuchten sah, oder es durch Betrug verdeckt wähnte. Beide Parteien legten entweder allen großen Männern der Vorzeit die eigne Weisheit unter, oder verdammten und bedauerten sie, weil sie sich nicht zu derselben erhoben hätten. Erst Lessing erkannte eine geschichtliche Entwicklung der Ideen, eine stufenmäßige Entfaltung der Wahrheit, eine Gestaltung derselben in verschiedene Formen nach nationaler Eigenthümlichkeit und zeitgemäßem Bildungsgrade. Orthodoxe wie Aufklärer hatten die Offenbarung Gottes an die Menschheit für unbegreiflich erklärt, nur daß die Einen sie dennoch behaupteten, die Andern sie verwarfen; Lessing verstand sie zu begreifen. Die göttliche Vorsehung war ihm die innerlich bewegende und leitende Macht der menschlichen Entwicklung; die Menschen waren ihm zu eignem Leben erweckte Gedanken Gottes, Gott blieb also in ihnen wirksam; ihnen war die Anlage der Gotteserkenntniß, die Idee der Religion eingeboren, sie sollten solche hervorarbeiten, in organischem Fortschritt immer klarer und voller an's Licht gestalten; hierzu sie zu führen, enthüllte Gott sein Wesen einzelnen großen und frommen Männern, und ließ als innere Anschauung in ihnen offenbar werden und durch sie verkündigen, was der gemeinsamen göttlichen und menschlichen Vernunft gemäß ist. So wird die Offenbarung zur Erziehung des Menschengeschlechts, indem der göttliche Geist dem menschlichen stets höhere Zielpunkte der Entwicklung aufstellt und für dessen wachsende Fassungskraft neue Wahrheiten in einzelnen Geistern aufleuchten läßt, welche die Menschheit annehmen und durch ihr Nachdenken in das Eigenthum der Vernunft verwandeln soll. Erziehung zieht hervor, was in der Seele liegt; sie ist Leitung einer Persönlichkeit durch eine andre höhere; Erziehung gibt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selber haben könnte, aber sie gibt es ihm leichter und geschwinder; so gibt uns auch die Offenbarung das, worauf die Vernunft, weil es ihr gemäß ist, von selber kommen könnte, aber sie gibt uns die wichtigsten Dinge früher, sowie ein Rechenmeister den Schülern das Facit voraussagt, damit sie sich im Rechnen danach richten und durch ihre Thätigkeit das Rechte finden. Die allgemeine Vernunft ist also der Ursprung der Religion und das Christenthum der Vernunft ist das Ziel der Geschichte; die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem Menschengeschlecht damit geholfen werden soll.

Hiernach erkennen wir mit Lessing in den einzelnen Perioden und Völkern der Weltgeschichte die Stufen ihrer fortschreitenden Entwicklung, und Ursprung und Ausbildung der Religion erscheint nicht ein Erzeugniß von Betrug und Gewalt, sondern ein Werk der göttlichen Weltordnung; die Philosophie der Geschichte und Religion hat durch Herder, Schelling und Hegel hier angeknüpft und auszuführen begonnen, was Lessing angedeutet. Bei einigen Denkern des Mittelalters fand Lessing die Lehre von einem dreifachen Alter der Welt, als dem Reiche des Vaters, des Sohnes und Geistes; ihnen schloß er sich an, und für das ewige Evangelium, auf das sie zu ihrer Zeit schon gehofft, sah er die seinige heranreifen. In der vorchristlichen Welt herrschte der Vater und offenbarte seine Einheit und Persönlichkeit im alten Testament; in Christus erschien der Sohn, das Ebenbild Gottes, das diesen als den Gedanken seiner selbst ewig in sich erzeugt; was der Sohn offenbarend lehrte, soll nun der Geist als freie Vernunftwahrheit begründen und alle andre Erkenntniß damit in Einklang setzen. Soll die Erziehung nicht ihr Ziel haben? Die Menschheit nie zu einer völligen Aufklärung und zu derjenigen Reinigkeit des Herzens gelangen, welche die Tugend um ihrer selbst willen liebt und übt? Nie zu einem Leben der Freiheit und Ordnung ohne äußeren Zwang, weil Jeder sich selbst zu regieren versteht? Nie? Es wäre Lästerung, dies zu denken. Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird.

Hieran hielten sich die Romantiker mit ihrer Hoffnung auf ein Wiederaufleben der Religion, da sie äußerlich erstorben schien im Unglauben und Aberglauben; Friedrich Schlegel sang:

„Es wird das neue Evangelium kommen!"
So sagte Lessing, doch die blöde Rotte
Gewahrte nicht der aufgeschloss'nen Pforte;
Und dennoch, was der Theure vorgenommen
In Denken, Forschen, Streiten, Ernst und Spotte,
Ist nicht so theuer wie die wen'gen Worte.

Uns aber knüpft sich diese Erkenntniß von einem Reich des Geistes, in welchem sich das des Vaters und Sohnes nicht aufhebt, sondern erfüllt und vollendet, an den Ausgangspunkt unsrer Betrachtung, wo wir in Lessing einen Herold desselben begrüßt haben.

Ungedruckte Briefe
von
Cramer, Gleim, Klopstock, Lavater, Ramler, Uz u. A.
an J. A. Ebert.

Zur Charakteristik ihres literarischen Verkehrs zusammengestellt und erläutert

von Dr. Adolph Glaser.

III.
Lavater.

Nur zwei Briefe von Lavater finden sich in der vorliegenden Sammlung, aber diese beiden enthalten die allertreffendsten Züge seines Charakters. Bei aller christlichen Milde und Menschenliebe verräth sich aus dem ersten der eifrige Proselytenmacher, wie wir ihn aus seinen Beziehungen zu Moses Mendelssohn kennen. Im zweiten findet sich zuerst sein bekanntes scharfes, gerade bei ihm damals so auffallendes, seitdem mehr oder weniger als motivirt angesehenes Urtheil über Klopstock's Messias und zum Schlusse die Bitte um Portraits zu seinen physiognomischen Studien.

I.

Verehrungswürdiger Herr Professor!

Ich habe Ihnen für Ihre letzte gute (jedoch wegen der schlechten Aufführung des Knaben vergebliche) Bemühung und die mit Uebersendung der gedruckten Beylage gehabten Postunkosten noch mit keinem Worte gedanket und dennoch wag ich es, Dieselben schon wieder in einer andern, mir noch wichtigeren Angelegenheit zu bemühen.

Es ist hier seit zwei Jahren ein junger jüdischer Proselyte Fränkel, der sich, wie Sie vielleicht wol gehört haben mögen, mit einem andern Jüngling Sachs in Zürich taufen ließ. Letzterer, ein liebenswürdiger und feiner Mensch, ist vor einem Jahre gestorben. Seitdem faßte Fränkel den Entschluß, die Medicin zu studiren. Er ist etwa 22 Jahre alt, ein Mann von vielem natürlichen Verstand und von bewährter Empfindsamkeit und Redlichkeit, obgleich er in seinem äußerlichen etwas ernstes, und beynahe rohes, und abschreckendes hat. Bis dahin hat er sich theils mit der lateinischen Sprache, theils mit einigen zur Medicin gehörigen Studien abgegeben. Die Collecte, die man anfangs für ihn sammelte, und die nachherigen Zuschüsse seiner Freunde haben ihn bisher erhalten. Nun ist sein Vermögen am Ende, und alles, was man sich itzo noch von seinen großmüthigen Freunden versprechen kann, reicht bei weitem nicht hin, ihm die Fortsetzung und Vollendung seiner Studien möglich zu machen. Was ist also zu thun? Ich habe mich schon an verschiedenen Orten seinethalben, aber vergebens, umgesehen, ob er nicht etwa Kost und Logisfrey irgendwo seine Studien fortsetzen könne. Ich habe Herrn Zimmermann in Hannover geschrieben, und zu meinem Erstaunen seit dem August 1772 noch keine Antwort erhalten. Von Straßburg, wo gute Gelegenheit zur Medicin ist, darf ich mir höchstens versprechen, daß einige Professoren ihn umsonst werden zuhören lassen, so daß ich nicht vorsehe, wie wir alle Unkosten, die zu diesem Zwecke erforderlich sind, werden aufbringen können. Nun sagt mir Fränkel, daß er sich dunkel gehört zu haben erinnere, daß in Braunschweig ein besonderer Fond, und vielleicht gar ein Institut für jüdische Proselyten sey; so daß er hoffen könnte, durch gute Empfehlungen von dort her in den Stand gesetzt zu werden, seine Studien zu vollenden, und sich also zu einem nützlichen Mitglied der menschlichen Gesellschaft zuzubereiten.

Sie sehen also, mein verehrungswürdiger Herr Professor, was ich von Ihnen verlange. Ich wünschte, so bald, wie möglich, zu wissen, was eigentlich an der Sache sey? ob er sich etwas, wenn ein solcher Fond vorhanden wäre, daher könnte zu versprechen haben? welches die Bedingungen seyen? was allenfalls zur Erreichung unserer Absicht von unserer Seite vorzunehmen wäre?

Sie thun gewiß ein gutes, fruchtbares Werk, wenn Sie, und sollte es auch nur durch Beantwortung dieser Fragen seyn, die Gütigkeit haben, diesem rechtschaffenen, bescheidenen und sehr mäßigen Jüngling zur Beförderung seines Glückes behülflich zu seyn; sollte es allenfalls Ihnen auch nicht möglich seyn, durch unmittelbare Empfehlungen die doch immer ein beträchtliches Gewicht haben müßten, in dieser mir wichtigen Angelegenheit wirksam zu seyn. Sie werden es mir zutrauen, daß ich mir jederzeit nach den engen Schranken meiner Zeit und Kräfte eine Freude machen werde, jede Gelegenheit zu ergreifen, Ihnen zu zeigen, mit welcher Aufrichtigkeit ich mich nenne,

mein verehrungswürdiger Herr Profeßor

Ihren ergebensten Diener
Joh. Casp. Lavater.

Zürich den 17. April 1773.

II.

Mein verehrungswürdiger Herr Professor!

Ich bin Ihnen für Ihren lieben angenehmen Brief vom 28. März sehr verbunden — herzlichen Antheil nehm' ich an dero glücklichen Verbindung mit einer so vortrefflichen Person, wie diejenige ist, die sich nun mit Ihnen zur Gemeinschaft allen Leidens dieser Zeit, und aller Freuden der Zukunft vereinigt hat. Empfehlen Sie mich Ihrer neüen Gemahlin, und sagen Sie ihr, daß ich mich aller guten Seelen auf das nahe Leben, denn, ach, itzt träumen wir nur — herzlich freüe.

Herr Bodmer, Breitinger und Geßner nahmen Ihre Empfehlung mit Dank an. Letzterer hat Ihr Schreiben erhalten — und bittet ab, daß er Ihnen noch nicht geantwortet hat. Er war einige Zeit etwas kränkelnd und itzt trinkt er in Rippoltsau einen Gesundbrunnen.

Von Herrn Zimmermann aus Hannover hab ich seit der Zeit einige Briefe erhalten — und, was soll ich Ihnen nun über die vollendete Meßiade sagen? werden Sie nicht erstaunen, wenn ich sage, daß, aller häufigen himmlischen Schönheiten ungeachtet — ich dennoch über das meiste der Hauptsache bis zum Unwillen unzufrieden bin, und daß beynahe alle unsre Freunde es auf gleichen Fuß sind — wir haben Worte für Sachen, Lüfte für Leib, Schall statt Geist; fein ausgedrechselte Püerilitäten, wo wir erhabene Maßen erwartet — wir sehen tausend schöne Sachen — nur die Hauptsache nicht; nur den Meßias nicht — keine neüe Ideen aber wol neüe Bilder — fast nirgends Handlung — lauter angeworfne, nicht in den Plan verwebte, nicht aus dem Kern entspringende, ganz willkürliche Dichtungen — eine Reihe Gemälde; eine königliche Gallerie aber — kein Hauptgemälde. Von den irrigen theologischen Begriffen; von der Unmöglichkeit, sich aus dem ganzen Gedicht das eigentliche Verdienst des Meßias, das wesentlichste der Meßiasschaft zu abstrahiren, und davon auch nur einen erträglich bestimmten Begriff zu bekommen — von der (scheinbaren) Affectation, das, was wirklich Geschichte ist, so matt und kurz wie möglich, und eigne Erdichtung so stark und ausgedehnt, wie möglich zu mahlen — von der offenbaren Mühsamkeit in der Silbenzählerey — und der Sichtbarkeit des Interesse des Poeten an äußerlichen Formen — von dem und vielem andern nicht einmal zu sagen. — Kein Mensch kann Klopstocken mehr bewundern wie ich — aber schwerlich einer über das Heer wesentlicher Fehler seines Gedichtes mehr erstaunen — Verzeihen Sie doch — Sie verdienen nichts desto weniger Dank, daß Sie mit eine Ursache der Vollendung dieses großen Werkes sind.

Leben Sie recht wohl. Die Gnade unsres Herrn sey mit Ihnen.

Oberried den 20. Jun. 1773.

Joh. Casp. Lavater.

N. S. Aus Versehen ist dieser Brief bis itzt den 15. Juli liegen geblieben.

Könnten Sie mir doch von Ihnen, von Gärtner, von Rautenberger und von Jerusalem, auf meine Kosten, recht getreüe, vollkommen kenntliche, und mit der bestimmtesten Sicherheit verfertigte, crayonirte oder feingetuschte Zeichnungen im Profile, alle, wo möglich, a l'antique ohne Perücke — jeden auf einem halben Octavblatt holländisch Papier — zukommen laßen. Aber der vollkommensten Kenntlichkeit wegen muß ich Ihr Ehrenwort haben — zuletzt — zuletzt — nur genaue Schattenrisse. Alle Unkosten bis auf Porti — bel. Sie mir ohne anders zu verrechnen. Aber hierüber baldige Antwort. excusez!!

Lavater.

IV.

Gleim.

Briefe von Gleim sind einmal darum von ganz besonderm Interesse, weil er grade durch seine persönlichen Beziehungen auf seine Zeit so vielfältig anregend wirkte und gar oft in Andern Bedeutenderes hervorrief als er selbst zu leisten vermochte; dann aber auch, weil er die längste Zeit der Mittelpunkt der so fruchtbringenden poetischen Freundschaftsbündnisse seiner Zeit war und selbst im spätesten Alter, als er, bereits erblindet, in seinem einsamen Halberstadt den Tod erwartete, noch in seinen Briefen an Klopstock die lebhafteste und herzlichste Theilnahme für alle Bewegungen in der jungen Literatur an den Tag legte. Man kann wohl mit Ueberzeugung sagen, daß Gleim's Briefe heute noch mit lebhaftem Interesse und großer Befriedigung gelesen werden, während seine Gedichte fast größtentheils vergessen sind. Die große Aufopferungsfähigkeit und das Bedürfniß, Andern fördernd zur Seite zu stehen, trieb ihn dazu an, eine ganze Reihe junger Talente, von denen einige, wie Heinse, Bürger, Jean Paul und Seume, zu allgemein bedeutendem Rufe gelangten, mit Rath und Hülfe zu unterstützen. Ein bewundernswerther und von der edelsten Natur zeugender Enthusiasmus für Poesie und poetisches Leben beseelte ihn noch, als er, wie wir in seinen letzten Briefen an Ebert

sehen werden, den Titel eines preußischen Grenadiers niedergelegt und sich in sein Hüttchen zurückgezogen hatte. Mit welcher rührenden Innigkeit behandelt er in diesen Briefen Alles, was ihm an seinen Freunden nicht gefiel, und wie klar erkennt man aus denselben, daß seine Begeisterung für Dichtkunst und Freundschaft mit seinem Patriotismus Hand in Hand ging.

I.

Mein lieber Herr Ebert,

Ich bin einige Tage glücklicher gewesen als alle Könige der Welt. Denn Klopstock und Schmid sind seit dem 25ten Mai bey mir gewesen, und sind gestern nach Quedlinburg abgereiset, von da ich sie Morgen wieder abholen, und vielleicht mit ihnen eine Reise auf den Blocksberg thun werde. Wie schön wäre es wenn Sie auch bey uns seyn könnten! Was ist Klopstock für ein fürtreflicher Mann! Ich habe mir ihn immer als einen Homer, mit der Miene eines Propheten vorgestellt, wie schön ist es, daß er auch ist, wie unser einer. Desto mehr aber gräme ich mich, daß er kein Halberstädter geworden ist, wie er auf die leichteste Weise und nach seinem Wunsch noch vor ¼ Jahr hätte werden können. Warum mußte ich ihn nicht eher kennen lernen! Oder warum erzählten mir seine Freunde, von ihm, seinen Umständen, und seinem Caracter nichts mehr! Doch ist Herr Professor Meyer in Halle am meisten Schuld daran. Wird er auch in Braunschweig recht glücklich sein?

Herr Gesner aus Zürch nebst seinem Begleiter wünschen Sie zu kennen, und ich nehme daher Gelegenheit ihnen ein Bündel ganz kleine Lieder mitzugeben, die sie unter dortige Freunde vertheilen werden. Wie befindet sich der Herr Prof. Gärtner in seinem neuen Stande? Einen solchen Mann, möchte ich doch wohl fragen, wie er ihm gefiele? Es fällt mir noch immer recht herzlich schwer, zur Wahl dieses Standes einen festen Schluß zu faßen. Hätte mich Gellert in meiner Unschlüssigkeit nur nicht noch gestärkt. Daß ich in Leipzig gewesen bin, und nun Gellert, Rabener, Roth kenne, wissen sie schon. Denn es wird Ihnen doch einer gesagt haben, wie sehr wir gewünscht, daß die alte Gesellschaft bey Schmid zusammen seyn möchte.

Wo hält sich Herr Giseke auf und was ist er? Ich habe ihm Kleists Früling schicken sollen, und zwar schon längst, aber mein Amt hat mir bisher gar zu viel zu thun gemacht, und ich habe ganz vergeßen müßen, daß ich auch noch zu einer andern Welt gehöre. Ich übersende das Exemplar für ihn hierbey, und bitte es nebst einem Gruß von Kleist und meinen weiter zu befördern. Es sind seitdem noch zwei Ausgaben erschienen nebst mehreren Gedichten in Berlin, ziemlich sauber, mit deutschen Lettern, und eine in Zürch, die aber nur Klopstock hat. Von den Berlinischen, wovon nur 50 Ex. gedruckt sind, kann ich vielleicht noch ein Exemplar schaffen. Aber wenn Sie es haben wollen, müssen Sie mir einmal schreiben. Wie gefällt ihnen der Noah? Vielleicht sage ich ihnen zuerst, daß Bodmer der Autor ist. Herrn Zachariä kann ich nicht schreiben, denn meine Schweizer möchten abreisen. Ich empfehle mich dortigen Freunden und bin

Mein Herr

Ihr

ergebenster treuer Freund und Diener

Gleim.

Halberstadt, 2. Juny 1750.

II.

Halberstadt 13. Juni 1750.

Liebster Freund,

Unsre Freunde haben mich bereits verlaßen, Schmid ist um 3 Uhr und Klopstock um 10 Uhr diesen Morgen weggereist, ich finde alles leer um mich, und thu die Arbeit, die mich abgehalten hat, sie zu begleiten, mit der finstersten Stirn. Sie haben recht, mein liebster Fr., es ist unverantwortlich, daß wir sie nicht zusammen besucht haben. Nur eine solche Nacht, wie wir hätten haben können, was wäre die nicht wehrt? Unsterblicher Lieder wäre sie wehrt! Wie schön war die vergangene Nacht, die wir bis zu Schmids Abreise, der Freude, dem Wein, und der Freundschaft geheiligt, wie noch viel schöner würde sie gewesen seyn, wenn Ebert mit getrunken hätte! Wenn Gärtner uns sein Mädchen über unsern Wein erhoben hätte! Wie ist es doch immer zugegangen, daß wir von Braunschweig weggeblieben sind? Ich habe selbst nöthig, diese Frage zu thun. Aber beantworten kann ich sie nicht. Das weiß ich, daß ich mich am besten rechtfertigen würde, denn ich habe gar zu oft gefragt: Wollen wir denn nicht nach Braunschweig reisen? Fast muthmaße ich, daß Klopstock wegen der Ungewißheit, worin ihn die Hoffnung auf ein großes Glück in Norden gesezt, nicht nach Braunschweig gewollt hat. Doch wolte er gestern, als wir ihre Briefe empfingen, gern gleich bey ihnen seyn. O was für entzückende Freude hätten Sie mir gemacht, wenn Sie herüber gekommen wären! Ein Tag solches Glücks hätte mir ein ganzes einsames Jahr ersetzen sollen, so wie mir Klopstocks und Schmids Besuch die bisherigen langen, von freundschaftlichen Empfindungen allzuleeren Tage, zehnfach ersezt hat. Aber wenn wir sie auch zu uns gerufen hätten, wie wir sie tausend-

mal zu uns gewünscht haben, würden Sie wohl gekommen seyn? Wäre doch K. und S. noch hier, hätten Sie doch den Bothen abgewartet, Schmid sollte gewiß nicht eher wegreisen, bis er mit mir in Braunschweig gewesen wäre. Mit Klopstock werde ich sie bald besuchen. Wir sind uns so nahe, daß wir uns des Nachmittags auf den Caffee besuchen, und wieder nach Hause reisen können. Auf den Mitwochen will ich zu ihm, und Abrede mit ihm nehmen, wie wir es mit unsern vorhabenden Reisen halten wollen. Denn ich muß ihnen sagen, daß wir auch nach Magdeburg reisen wollen, daselbst Herr Sulzer, Herr Hofpred. Sack, den Herrn v. Kleist, und vielleicht auch Ramler zu sehen. Herr Sulzer kommt den Juny ohngefähr dahin, um von da nach der Schweiz abzureisen und Klopstock mit sich zu nehmen, der sich gestern, ehe er ihren Brief bekam, dazu fest entschlossen hatte. Es wird doch noch auf Sie ankommen, ob er die Alpen sehen soll. Wenigstens würde ich leichter dazu willigen, als zu einer Reise nach Coppenhagen, sie möchte auch noch eine so gute Absicht haben. Denn der Gedanke, daß Dännemark Deutschlands Dichter versorgen solle, ist mir unerträglich, und ich habe über diesen Punkt Klopstocken meine Meinung sehr ernsthaft gesagt. Zwar, wenn man ihm, wie ihm Hoffnung gemacht ist, ein jährlich Gehalt gäbe, so, daß er sich demohngeachtet aufhalten könnte, wo er wollte, so ließ ich es gelten, und so wolte ich gern sehen, daß mein deutsches Vaterland ein bißchen beschimpft würde. Ich glaube aber, daß der Minister, der ihm zu einer Pension verhelfen will, ihn nicht zugleich, zu der Freyheit, dieselbe zu genießen, wo er will wird verhelfen können. Secretär des Ministers oder Hofmeister seiner Kinder hat er nicht werden sollen.

Der böse Schmid, daß er nicht länger hat bleiben wollen! Wie würden wir uns nun einander bereden, wenn ihr Schreiben uns noch beysammen angetroffen hätte! Wir würden uns noch heut auf den Weg machen. Vielleicht aber kommt er bald wieder. Wir arbeiten an einem Project ihn hierher zu bringen, wenn das der Himmel befördert, so können wir unsre Unterlaßungs-Sünde gut machen.

Wie wird sich Kleist über ihren Beyfall freuen! Der edle Kleist, der sie so lieb hat. Wenn es irgend möglich ist, so packe ich ihn in Magdeburg auf und führe ihn zu ihnen. Ich will sehn, daß ich die neue Edition des Frühlings schaffe. Herr Sucro wird bald bey mir anziehen, und zwar, wie mir heute Sulzer schreibt, wird er sich gleich ein Mädchen mitbringen. Ich armer Coridan, wann werde ich doch einmahl ein Mädchen haben? Der Druide hat aufgehört. Herr Sucro der jüngere übersetzt den Foster, wovon der 1te Thl. gedruckt ist. Ich bin müde von den vorigen Nächten. Auf den Mittwoch bin ich bey Klopstock. Wenn Sie mir noch einmal schreiben, so sagen sie mir doch, ob ihr fürtrefflicher Jerusalem auch wohl einmal nach mir frägt. Ich bin

Ihr

ergebenster Freund

Gleim.

Lesen sie die critischen Nachrichten so in Berlin herauskommen? Ramler und Sulzer machen sie, aber sie sind der Arbeit schon überdrüßig und wünschen, daß ihnen gute Freunde helfen möchten. Ich möchte ihre patriotische Absicht gar befördern, aber ich bin nicht im Stande das zu thun. Vielleicht könnten sie einige Nachrichten von engl. Büchern mittheilen. Sie würden ihnen izt willkommen seyn, da Herr Sulzer verreist und beygehende 2 Blätter schickt ihnen Herr Sulzer.

Ach, daß die Tage ein Ende nehmen müßen, die so vergnügt sind! Was werde ich nun wieder seyn, nun meine Freunde nicht mehr bey mir sind. Höchstens ein Domherr! Das ist ein ganz kleines Glück. An Giseke soll ich auch einen Früling schicken. Ist er noch in Hamb. und darf ich wohl an ihn schreiben. Was macht Herr Denecke?

III.

Der Bothe Heim wird hierdurch beordert, nach Braunschweig zu gehen, bey folgenden Herren alß

1) bey dem Professor Gärtner
2) bey Herrn Ebert, } berühmten Hof-
3) bey Herrn Zachariä, } meister

(auf dem Carolino zu erfragen,) wie auch

4) bey Herrn Gisecke, (in dem Hause des Herrn Probst Jerusalem zu erfragen)

sich zu melden, und ehe sich nicht abweisen zu lassen, als biß jeder ihm einen Brief anhero mitgegeben. Wornach sich zu achten.

Halberstadt den 21ten Juny 1751.

Gleim.

IV.

Halberstadt den 11ten Jul. 1758.

Was machen Sie, mein liebster Freund? Wie steht es mit Ihrer Liebe? Haben Sie die Mutter besänftigt, oder sind sie noch zwischen Furcht und Hoffnung. Sind wir nicht recht zu beklagen, mein lieber Ebert, daß es, uns beyden obgleich auf verschiedene Weise, mit unserer Liebe so wunderlich geht? Aber geben Sie sich zufrieden, und beweisen Sie sich als einen Mann, es gehe, wie es wolle. Folgen Sie meinem Exempel, ich habe von dem Gram, den eine Ungetreue mir gemacht hat, mich völlig erholt, und bin durch diese neue Erfahrung nur desto gewißenhafter gemacht, daß

die Erfüllung unserer Wünsche selten unser Glück ist. Gottes Wille ist doch immer zu unserm wahren Besten dem unsrigen zuwider.

Sie wissen doch schon, daß ich mit der Madem. Meyer völlig auseinander bin. Die Geschichte, die dazu gehört, will ich Ihnen mündlich erzählen; denn ich komme zu Anfang des künftigen Monats ganz gewiß zu Ihnen.

Den Tag nach Pfingsten kam der Bergrath Meyer zu mir, bekannte alle begangenen Sünden mit den bittersten Thränen; ich war, ohngeachtet der mir zugefügten Beleidigung, so mitleidig, daß ich den Tag darauf in eine Krankheit verfiel, die leicht gefährlich hätte werden können. Aber ich befinde mich bald völlig wieder beßer, und bin seitdem fast alle Tage verreist gewesen. Ist unser lieber Giseke noch bey Ihnen? Machen Sie doch Ihm, seiner Madem. Braut, Madam Gärtner und dem der mit Befehl über sie herrscht, meine Empfehlung.

Ist es Ihnen angenehmer, wenn ich in oder außer der Messe zu Ihnen komme? Und kann ich in dem Hause auf dem Hagenmarkte auch in der Messe abtreten? Wenn der Hr. Hofrath von Schrader nichts dawider hat, so richte mich vielleicht so ein, daß ich den ersten August bey Ihnen seyn kann.

Warum habe ich Rolli Milton nicht bekommen? Warum nicht die Songs? Gewiß haben Sie sie selbst behalten. Außer dem Rochester habe nichts bekommen, das der Mühe wehrt ist. Diesen Brief bekommen Sie von einer Frau, die an den Hrn. Abt Jerusalem Schmerle bringt. Ich habe gar für das Gärtnersche Hauß auch welche mitschicken wollen, aber es sind auf einmal nicht so viel zu bekommen. Mit nächster Post schicke Herrn Cathrinos, was ich ihm schuldig bin. Adieu, mein liebster Freund, ich wolte noch an Hrn. Zachariä schreiben, aber die Zeit fält mir zu kurz, ich grüße ihn von ganzem Herzen und bin

Ihr

Gleim.

V.

Mein liebster Ebert,

Es wäre mir allerdings sehr angenehm gewesen, wenn Sie unsern Zachariä zu mir begleitet hätten. Wir wohnen einander so nahe, und sehen uns so selten, das es eine Schande ist. In wie weit solche auf mich fällt, das wißen Sie. Denn wie oft habe ich Sie nicht schon besucht? Ich hoffe also, daß Sie Ihr Versprechen erfüllen, und diesen Sommer zu uns kommen werden. Aber ich muß es nothwendig vorher wissen, denn ich mache es wie die Dachse, die im Winter zu Hause sitzen, im Sommer aber desto mehr herumschwärmen, daher Sie mich sehr leicht verfehlen könten, wenn Sie mich etwa überraschen wollten. Von ihrem Abentheuer sollen Sie mir doch eine halbe Stunde etwas vorplaudern, damit ich erfahre, was von dem, so ich davon gehöret, wahr oder falsch ist, und wie Sie gegen das also genannte schöne Geschlecht nunmehr gesinnet sind? ob Sie noch so viel gute Mädchen darunter finden, als ich einmahl nicht darunter anzutreffen glaubte.

Für uns, die wir nicht so gut englisch verstehen, als Sie, mein liebster Ebert, wird es sehr angenehm seyn, wenn die Folge von allem verliebten Abentheuer die ist, daß sie künftig fleißiger für uns arbeiten — Aber nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich, nebst vielen ihrer Leser, von der Art, die Sie gewiß nicht für die schlechteste halten, recht sehr wünsche, daß Sie zwar den ganzen Young, aber doch auch andre gleich fürtreffliche Engelländer übersezen möchten. Wenn Sie mit Schreibarten, die der Youngischen zwar nachstehen, aber, wie ungepuzte Schäferinnen, ebenfals ihre Bewunderer haben, abwechseln wollten, so würde das die Zahl ihrer Leser gewiß sehr vermehren. Man sieht einen Pallast voll Pomp nicht ungern, aber wer würde sich wohl beständig darin aufhalten, und nicht lieber zuweilen in ein, minder glänzendes Landhauß zurück kehren wollen?

Herr Pagliazucchi ist wohl nicht Schuld daran, daß Klopstock und Bodmer, unter den klassischen Poeten, ausgelaßen sind. Herr Ewald, Auditeur zu Potsdam, deßen Geschmack, noch allzufranzösisch ist, hat ihn unterrichtet, und wird ihn im Deutschen noch nicht so weit gebracht haben, daß er unsere größeren Werke hätte lesen können. Hingegen ist Giseke, weniger als ein Dichter bekannt, weil man nicht weiß, welche Stücke in den verschiedenen Sammlungen ihm zugehören. Ich selbst bin oft vergebens darum befragt. Ariosts Satyren wird Herr Zachariä Ihnen mitbringen; ich habe nur wenige Italiäner, und werde also gegen Ihre Engelländer nicht auskommen. Es steht in Ihrem Belieben, was für einen Sie mir zuerst bekannt machen wollen. Zachariä wird Ihnen sagen können, was für welche ich habe. Das Verzeichniß meiner italiänischen will ich nachschicken. Des Pricons Italia liberata habe ich nicht. — Ramler wird nun mit der Helfte des Cours des B. L. fertig seyn. Er giebt sich ungemein viel Mühe, dennoch prophezeyhe ich ihm keinen allgemeinen Beyfall. So viel ich aus seinen Briefen urtheilen kann, wird es eine sehr freye Uebersezung werden, die Exempel werden mehrentheils aus Deutschen genommen seyn. Ich muß abbrechen; Herr Beyer, von dem Herr Zachariä Ihnen allerley erzählen wird, will zu mir

kommen, und Abrede nehmen, ob, und wie weit, wir unsern Zachariä begleiten wollen, ohne daß er etwas davon weiß. Ich umarme Sie, und bin beständig

Ihr

Halberstadt den 3 Febr. 1756. getreuster Gleim.

VI.

Liebster Freund,

In einem Ihrer vorigen Briefe, welchen ich zu meinem großen Leidwesen unbeantwortet gelaßen, gaben Sie dem Grenadier Ihren Beyfall, wegen seiner Kriegslieder, und erwähnten eines englischen Liedes, das er nachgeahmt haben solle.

Ich schrieb es dem Grenadier; er trug mir auf Ihnen seine Empfehlung zu machen, und Sie um Ihre nähere Meinung davon zu bitten. Vor ein paar Tagen erhielt ich noch dazu beigehendes Gedicht für Sie! Und auch davon will er Ihr Urtheil wissen. Erfreuen Sie mich doch mit einer langen Antwort, obgleich mein Schreiben sehr kurz sein muß! Einem Ebert zu gefallen, sagte der Grenadier, das ist zu viel für mich. Der arme Mann ist noch nicht völlig wieder hergestellt, aber doch schon wieder in den Waffen. Ich umarme Sie und unsere Freunde, und bin beständig

Ihr

treuer Freund

Eiligst. Gleim.

Halberstadt d. 5ten Apr. 1759.

VII.

Halberstadt den 27 Apr. 1769.

Sie glauben es nicht mein liebster Freund, wie sehr ich mich fürchte, vor Ihre Augen zu kommen. Mit einem recht süßen Schreiben erfreuten Sie mich, und ich blieb die Antwort Ihnen schuldig! Welch Verbrechen! einem Ebert, die Antwort schuldig! Ich schwör' es Ihnen, mein Liebster, aus Blödigkeit, aus keiner andern Ursach; einen gar feinen hübschen Brief wolt ich meinem Ebert schreiben, von meinen izt geliebten kleinen Versen wolt ich ein Pröbchen ihm geben, leider fehlt es mir immer an Zeit, und hinschlaudern, erlauben Sie mir immer dieses Wort, wolt' ich es nicht, darüber kam ich in die große, meinem Herzen so schwerfallende Schuld! Wie soll ich endlich sie tilgen? Mit diesem elenden prosaischen Briefchen? Es ist kaum anders möglich! Sie müßen, mein lieber Ebert, sie müßen mit mir ins Gleiche sehen! Sie glauben es nicht, was für ein geplagter geschäftiger Mensch ich bin! Da trink ich, zwar izt ein wenig müßiger, auf hohen Befehl, die frischen Kräutersäfte, mit Molken, aber ich soll dabey nicht schreiben, nicht lesen, nicht denken, wer kann es laßen? Wer kann es laßen, wenn er an Ebert schreibet, von den Werken unsrer großen Geister mit ihm zu sprechen? von Hermanns Schlacht, von den fünf neuen Gesängen des Meßias, denn mehr neues von der Meße habe ich noch nicht, und diese Werke habe ich mit Entzückung gelesen! In Hermanns Schlacht sind zum Aufführen der Barden Gesänge zu viel, zum Lesen nicht genug! Welch ein simpler alter fürtreflicher Ton in der Prosa, die ich in keinem Trauerspiele noch erträglich fand! In den fünf neuen Gesängen des Meßias, Portia, das Vater Unser, Thomas, Cidli, wie fürtreflich, alles wie fürtreflich, der Vers, harmonischer, als in den vorigen Gesängen, die Poesie, oder vielmehr die poetische Sprache nicht so stark, aber den Materien fürtreflich angemeßen! In einer gelehrten Zeitung laß ich gestern diese fünf Bücher angekündigt, wie platt, wie kalt! zum Erfrieren kalt! Welch eine jämmerliche Belohnung für einen Klopstock, wenn er nicht auch von den Eberten und Gärtnern angekündigt würde!

Mit allem Ernste wird nun an einer Ausgabe meiner Werkchen gearbeitet! Wenn nur der kleine böse Jacobi nicht zu lange in Düsseldorf bliebe!

Von Klopstock sollt' ich noch nicht aufhören mit meinem Ebert zu sprechen! An der Uebersetzung einer Meßiade aus den Zeiten Carls des Großen arbeitet er jetzt, und seine Oden bekommen wir Michaeli, ihn selbst aber bald in unsrer Gegend zu sehn! Sind das nicht angenehme Nachrichten? wenn ich nur der erste damit bin? bei Ramlers Oden aus dem Horaz wünschten Sie gewiß, den ganzen Horaz so deutsch zu haben; was werden Sie, mein Ebert, bey diesen Oden nach dem Horaz? Man sieht es ihnen an, daß sie von einem Anfänger sind. Er empfiehlt sich Ihnen durch mich

Ihren

ewig getreuen Freund
Gleim.

Ihnen mein Ebert bleibt auf dem deutschen Parnaß nichts fürtrefliches verborgen. Was hat diese Meße gutes geliefert?

VIII.

Halberstadt den 31 Juli 1770.

Unsres Leßings Sophocles, obgleich so trocken wie ein wolfescher Erweiß, hat den Rückweg aus dem großen Musensitz in mein kleines Sansoucis nur sehr vergnügt gemacht. Hier geb' ich in meines Eberts treue Hände die wenigen Bogen zurück die, außer den meinigen, kein menschliches Auge gesehn, und keine Hand befaßet hat. Kommt ein Fragment davon heraus so bin ich unschuldig daran. Alle Griechen, so wie dieser Leßingsche Sophocles

geworden wäre, das wäre noch ein Werk den hohnsprechenden alten und neuen Franzosen ein Stachel in ihren blöden critischen Augen, wie uns und unsern Brüdern, den Britten, ein Thal, die Augen zu weiden! Ließe Leßing sich aufmuntern, so macht ich mit Ebert, und allen Musen gemeinschaftliche Sache daraus!

Der Abend bei Zachariä, mein lieber Ebert, und der Rückweg vom Weghause liegen beide mir noch in den Knochen, und werden das Verlangen meine Freunde zu sehen mir auf lange Zeit verleiden. Grausam ists, irgend einem guten Mann, der die Menschen nicht zu boshaft findet, seinen Irthum nehmen zu wollen, grausamer, Tugend und Sitten zu predigen, und so erschrecklich Beyspiel dawider zu seyn.

Und Eine Stunde hätt' ich darüber gegen meinen Ebert allein mich auslaßen mögen. Oder auch gegen Leßing und Zachariä! Gegen drey solche tiefsinnige Tiger ein gutherziges Lamm, das war zu arg!

Das schreckliche: Wie lesen sie denn? schallt noch in meinen, an sanftere Töne gewöhnten Ohren!

Ich habe mir Mühe gegeben, zu lesen, wie Zachariä will, und nicht gefunden, was er gefunden hat, nicht den Wieland, den uns Zachariä mahlte, nicht den Bösewicht, vor welchem er warnte, sondern den guten ehrlichen Wieland, der die Menschen schildert, wie sie sind, dem es ein Ernst ist, Tugenden und Frieden auszubreiten, und die allzustrengen Sittenlehrer gegen die Fehler der Menschen nachsichtiger und überhaupt wohlgesinnter zu machen. So find ich Wieland im Agathon, und Idris, in dem Dialogon und den Beyträgen, im Musarion, immer sich gleich, ich finde den gleichen Lehrer der Menschenliebe, der Tugend, der Freude, den gleichen skeptischen Spötter der allzukühnen Vernunft, die mit der schwachen Menschheit hadert, nicht aber die Menschen besser und glücklicher macht. Und wenn ich, nach jenen allzuheftigen nächtlichen Belehrungen des Gegentheils meinen Wieland immer noch so finde, dann kommt es mir ein, unserm Zachariä, sein stolzes: Wie lesen Sie denn? sanftmüthiger, als er, zurückzugeben.

Kurz, mein lieber Ebert, ihr Braunschweiger möget den alten Wieland für einen Schwärmer, wie den neuen für einen Atheisten halten, wir Preußen halten ihn für einen unverstellten guten ehrlichen Mann, der es eingesehen hat, daß die Menschen nicht völlig so böse und nicht völlig so gut sind, als man sie gemeiniglich hält, daß er sich irrte, wenn er ehemalen von ihnen verlangte, was Gott von Engeln, und der mit samt seinem erhabenen Genie über diese, besser eingesehene Menschheit nicht erhaben seyn will, weswegen er, nachdem er unter Engeln, seiner izigen Einsicht nach, nicht die beste Rolle gespielt hat, zu der ihm angewiesenen Stufe der Wesen zurück gekehrt, und wiederum geworden ist, wie unser einer.

That er, mein lieber Ebert, damit etwas anders, als, was umgekehrt sie, da sie von ihren Schäferliedern zu den Nachtgedanken übergingen? Möchten Sie doch immer noch einmahl von den Nachtgedanken zu den Schäferliedern wiederkehren. Die Nachtgedanken sind wie der Himmel erhaben! Eloa spiele sie auf seiner Harfe! Die Schäferlieder, rein und edel wie der helleste Cristallbach, hätten Engel an Eloa's Harfe sich müde gehört, sie könnten Eberts Schäferlieder singen.

Laßen Sie, mein theurer Ebert, unserm Wieland Gerechtigkeit wiederfahren, und helfen sie, daß Leßing und Zachariä gut für ihn gesinnt sind. Er gehört zu unsern alten guten Köpfen, und diese sollen sich nicht entzweyen! Ich umarme Sie

Ihr

ganz treuer
Gleim.

Unsern Freunden sämmtlich empfehle mich bestens und danke für das mir gemachte Vergnügen tausendmahl.

IX.

Halberstadt den 21 April 1771.

Basedow, der feurige Mann, der Luther unsrer Zeit, Ebert, dessen warmen Youngischen Geist, und warmes Herz ich aller Welt schon lange prieß, Eschenburg, der, ohne Zweifel es weis, daß ich ihn suchte, Bode, der Uebersetzer Yorcks, der in einer Ferne von dreyßig Meilen mir so feurig sagte, daß er mich liebte, die alle reisen durch Halberstadt, und sehn den Gleim, von dem sie alle wissen, daß die Freundschaft nur allein ihn glücklich macht, den sehn sie nicht!

Ihr Götter, die Basedow, die Eberte, die Bode, die Eschenburge, was für unmenschliche Menschen! Was sollen die übrigen seyn? Was kann man von Ihnen verlangen?

An diesem zwanzigsten April hatt' ich den schwärzesten Tag! Um 5 Uhr war ich auf, und befand, nach einer vorherigen Unpäßlichkeit mich so wohl, daß ich einen herrlichen Tag vermuthen konnte. Meine Alexiade hatte ich vom Buchbinder bekommen, eben schrieb ich auf Exemplare davon die Nahmen meiner Freunde. Da kam das schreckliche Billet.

Meine Nichte muß es erzählen, welch' einen Aerger ich hatte. Bald hernach kam der Briefträger! Ein längst erwarteter Brief von Klopstock; aber, o Himmel, von welchem Inhalt! Königliche Räthe fragten einen Klopstock: wie alt er sey? Durch was für Verdienste er zu seiner Pension gekommen? Was für ein Vermögen er habe? Die Feder will sie nicht schreiben, die schrecklichen Fragen —

Wenn doch Klopstock solche Räthe keiner Antwort würdigte, sondern nur gleich für die Pension sich bedankte. Giebt der Kaiser ihm keine Reue, so giebt sie — — wer von seinen Freunden wird nicht gern das letzte Brod ihm geben?

Von dieser schrecklichen Geschichte hätten wir gesprochen, wir hätten berathschlaget, ob wir Ehre davon hätten, wenn wir solchen Räthen oder solchem Könige den Krieg ankündigten, wir hätten — Ich war so voll davon, daß ich gegen den ersten den besten, meinen Aerger ausließ — Und, ein großer Streit entstand, ach mein Ebert, mein Ebert, die Menschen, die Menschen!

Und doch kann ichs nicht laßen sie zu lieben, und durch die Mittheilung meiner Aleriade den Beweiß davon zu geben. Was sagen sie zu dieser kleinsten der Epopoen mein liebster Ebert? Mehr Zeit, so hätt ich mit dreyen Gesängen sie vermehrt, und die Feile besser gebraucht.

Schreiben Sie mir, Bösewicht, welchen Tag ich sie und Ihre Gesellschaft auf dem Rückwege erwarten soll, und bleiben sie, wenn ich zu Hause bin, nicht mindestens einen ganzen Tag, dann bin ich keinen Augenblick mehr

Ihr Gleim.

(Fortsetzung folgt.)

Marie Seebach in Berlin.

Bei der Königlichen Hofbühne zu Berlin herrscht die für alle inneren Verwaltungsangelegenheiten sehr vortheilhafte, für das Publicum aber nicht sehr angenehme Maxime: Gäste von Bedeutung möglichst fern zu halten, und nur solchen Talenten Zutritt zu gestatten, welche den Glanz der engagirten Mitglieder nicht verdunkeln können und allein zum Behufe ihres Engagements in untergeordneteren Rollen zugelassen werden.

Alle Absperrungssysteme haben aber, wie die Logik des Freihandels uns längst gelehrt, die eine große Tugend, daß sie an einem heitern rosigen Morgen sich als zu schwach erweisen, an einer unbeachteten Stelle durchbrochen werden, und ihren Anhängern nichts als Reue über früher verfehlte bessere Einsicht hinterlassen. Einem dieser Zufälle verdankte auch Berlin endlich die Erscheinung des Fräulein Marie Seebach auf dem Podium seiner ersten Schauspielbühne. Für die eigenthümlichen Wirkungen der mimischen Kunst, für alle innerlichen Anregungen und die sublimeren Empfindungen, welche das recitirende Fach zu erzielen sucht, war der jungen hochbegabten Dame jedoch außer der ungeeignetsten Zeit des Jahres auch die unpassendste Gesellschaft ausersehen worden. Mit den Sportsmen des jährlichen achttägigen Wettrennens und dem Congreß der gebräunten reichen Wollzüchter mußte sie sich in das glühende Terrain theilen, dessen Hitze im Innern der Bühnen meistentheils an die Blutwärme der Zuschauer reichte. Die Enthusiasten mußten mithin die Erfüllung ihres längst gehegten Wunsches sehr theuer bezahlen, und auch die gefeierte Künstlerin überzeugte sich, daß die Lorbeerernte in der Stadt der Kritik nicht so leicht vollendet werden konnte, als an anderen Orten. Obgleich es zu einem Axiom in den Zeitschriften geworden ist, daß die Berliner nur widerwillig an die Anerkennung eines nicht in ihrer Stadt geschaffenen Ruhmes gehen, lehrte die Erfahrung doch sofort schon am ersten Abende das Gegentheil; die Gastgeberin wurde als „Gretchen" in Goethe's Faust (sie trat zu einem wohlthätigen Zwecke für die Rentenanstalt der Schauspieler, die Perseverantia auf) nach dem Verlaufe der ersten Scenen mit einem Wohlwollen und einer Begeisterung begrüßt, welche sowohl der sinnigen Anmuth ihrer Persönlichkeit, als auch ihrer hohen Kunst das günstigste Zeugniß ausstellten. Die Schwierigkeiten wurden nicht von einem höchst empfänglichen, weil fast durchweg feingebildeten, und vor der liebevollen Auffassung selbst des Neuen und Kühnen nicht zurückschreckenden Auditorium erhoben, sondern von collegialischer Mißgunst und den Marotten einer Kritik, die an Jahren zu alt und in ihrem Organismus zu vertrocknet und verknöchert ist, um neben gerechten und begründeten Einwendungen auch dem warmen Lobe und dem Danke für gehabten hohen Genuß den geeigneten schriftstellerischen Ausdruck zu leihen. Mitten in solchen Conflicten, belagert von den Visiten Neugieriger und Zudringlicher, vermieden, ja moralisch mißhandelt von den mitwirkenden Collegen, bei der Abwesenheit des ganzen königlichen Hauses ohne Beschützer von Einfluß, endlich unter dem betrübenden Einflusse ungünstiger klimatischer Einflüsse, Vormittags in langen Proben, Abends in den Vorstellungen, die Herrschaft über Gemüth, Geist, Haltung und Mienenspiel unumstößlich behauptet und das Feld im letzten Augenblick ohne Makel verlassen zu haben; das ist ein Ruhm, den vielleicht nur die wunderbare Natur eines hochgestimmten, in Leiden und Handeln geübten Weibes zu erringen vermag.

Versuchen wir es, das Portrait der Künstlerin, so treu als es die in der Malerei ungeschickte Feder im Stande ist, auf das Papier zu werfen und schicken wir zunächst einen kurzen Abriß ihres Lebens voraus, den wir den schriftlichen Mittheilungen einer ihrer Freundinnen entnehmen. Marie Seebach ist die Tochter eines seiner Zeit höchst beliebten,

und nach unsrer persönlichen Erinnerung mit Recht anerkannten Schauspielers, der in Königsberg, Danzig und Riga erste Partieen in Oper und Drama sang und spielte. An letzterem Orte wurde unser Talent geboren, genoß jedoch nebst einer fünfjährigen Schwester die liebevolle Pflege der als trefflich gerühmten Mutter geb. Blumauer nicht lange, sondern verlor sie schon in dem zarten Alter von sieben Jahren. Die Liebe und Fürsorge des Vaters suchte den zarten Kindern die weibliche Pflege vergeblich zu ersetzen. Bald wurde es nothwendig, Beide in Pension zu geben. Hier erhielt Marie auf ihren sehnlichsten Wunsch Unterricht im Pianofortespiel und später im Gesange. Ihr Lehrer war der jetzige Hofcapellmeister Dorn in Berlin, damals Dirigent des Theaterorchesters in Cöln und Gründer des Conservatoriums für Gesang. Das junge Mädchen hatte in sich den Gedanken ausgebildet, als dramatische Sängerin eine künstlerische Zukunft zu finden, und arbeitete mit einem für so zarte Jahre unerhörten Eifer auf dieses Ziel los. Die großen Anstrengungen der Uebungen ermüdeten jedoch das jugendlich zarte Stimmorgan gar bald, und die Arme überzeugte sich, daß dem musikalischen Ausdruck ihrer lebhaften Empfindungen unüberwindliche Hindernisse entgegenträten. Sie verfiel bei ihrem beweglichen Temperament in eine Aufregung, die ihr Leben aufzureiben drohte und nur der Trost ihrer ruhigeren Schwester linderte den Jammer ihrer in Verzweiflung zugebrachten schlaflosen Nächte. Den Menschen zieht und leitet der Faden des Schicksals vorwärts und oft war ein Rettungsmittel, was ihn schonungslos zu verderben schien. Dem bittern Drange der Nothwendigkeit weichend nahm Marie Seebach ein kleines Engagement in Nürnberg für das Fach der Soubretten an, für das die Stimme noch ausreichte, allein theatralische Erfolge wurden ihr so spärlich zu Theil, daß sie mit dem Plane umging, eine Stelle als Erzieherin zu suchen. Schon waren Unterhandlungen zu diesem Zwecke angeknüpft, als aus Lübeck ein Antrag kam, das Fach der munteren Liebhaberinnen und Soubretten im Vaudeville zu übernehmen. Eine einsichtige Schauspielerin, Frau Frey, hatte den dortigen Director auf das schlummernde Talent aufmerksam gemacht. Mit beiden Händen griff das junge Mädchen zu; eine bestimmte Thätigkeit war ihr geboten, und das leider zu kleine Gehalt konnte durch Clavier- und Gesangunterricht vermehrt werden. Die beiden Schwestern verließen den inzwischen wieder in Cöln engagirten Vater und begaben sich mit schwerem Herzen allein in die Fremde. Von jetzt an spielte sie mit Glück noch einige Jahre hindurch in Danzig und Cassel, fand jedoch unausgesetzt Widerstand, wenn sie darauf drang, sie versuchsweise in den Partieen tragischer Liebhaberinnen zu beschäftigen. In Cassel wurde sie sogar von einer damals mit dergleichen Rollen betrauten, sehr mittelmäßigen Schauspielerin, die gegenwärtig in Berlin gar nicht zum Auftreten kommen konnte, höhnisch ausgelacht. Doch nützten ihr diese Hindernisse und eine nicht zu angestrengte Thätigkeit bei dem genannten Theater wesentlich dadurch, daß sie die ernsthaftesten Studien anstellte und sich mit seltenem Fleiß für den Ernst der Tragik vorbereitete. Endlich erreichte Marie Seebach das Ziel ihrer sehnlichsten Wünsche; die Hamburger Bühne engagirte sie für das tragische Rollenfach jugendlicher Liebhaberinnen. In diesem schönen, durch die allgemeine gesellschaftliche Hochachtung getragenen Wirkungskreise blieb sie zwei Jahre, als Stellvertreterin der in Berlin angestellten Lina Fuhr. Als im Sommer 1854 Dingelstedt das so berühmt gewordene Gesammt-Gastspiel deutscher Bühnenkünstler in München arrangirte, wollte es der neckische Zufall, daß Marie Seebach abermals für diese angenehme, aber geistig wenig bedeutende Schauspielerin eintrat. Lina Fuhr lehnte ihre Mitwirkung bei dem Gastspiele ab und die junge Liebhaberin aus Hamburg spielte ihre Rollen. Vor einem europäischen Publicum, denn ein solches war in München versammelt, errang das junge, verhältnißmäßig noch wenig bekannte Talent, den ersten Preis und wirkte vorzüglich durch ihre Darstellung des „Gretchen“ in Goethe's Faust so außerordentlich auf einige anwesende französische Journalisten, daß seitdem mehrere Aufforderungen von Alexander Dumas und Jules Janin an Marie Seebach ergangen sind, einen Cyclus von Gastrollen in Paris zu geben. Das Engagement bei dem Burgtheater in Wien war die Frucht dieses so wohlverdienten Triumphes, allein der Feuereifer, durch ihre seltenen Gaben in dem weitesten Umkreise zu wirken, litt sie hier nur zwei Jahre hindurch und sie trat eine längere Kunstreise an, die nach Berührung der wesentlichsten norddeutschen Städte Dresden, Breslau, Königsberg u. a. m., gegenwärtig durch das Gastspiel in Berlin vor der Hand geschlossen erscheint, da vom Herbste an abermals ein festes Engagement zu Hannover beginnt.

Lassen wir jetzt das Auge auf der Künstlerin ruhen, wie sie vor uns auf der Bühne erscheint. Ihre Gesichtsbildung, obgleich unverkennbar geistreich, hat nichts sinnlich Bestechendes, nur das Auge läßt eine magnetische Kraft ahnen und verräth sofort durch seine klare Bläue, die Innigkeit des Aufschlages und die Versenkung in die Vorgänge der Handlung einen hohen Reichthum des Gemüthslebens. Das Haar ist von einem schönen altvenetianischen Blond, die Gestalt mäßig hoch und zierlich, aber ganz ohne jene vor dem Trimeau studirte cokette Grazie, vielmehr schlicht und anspruchslos in

allen Bewegungen, und eben darum nicht durch eine elegante Chablone bestimmt gestempelt, sondern für die äußerliche Darstellung aller Frauencharaktere in den verschiedensten Ständen und Zeitaltern des menschlichen Daseins gleich wohl befähigt. Ein besonderer Reiz liegt einmal in der Stimme, dann in der glücklichen Metamorphose der feinen Gesichtszüge, die recht eigentlich ein Spiegel der Seele sind und augenblicklich den im Gemüthe vorgehenden Wechsel der Empfindungen und das rasche Spiel der Gedanken klar ausdrücken. Für die deutsche und englische classische Poesie, in denen sich so wenig Conventionelles findet, vielmehr Alles eine Schöpfung der freien dichterischen Phantasie ist, bietet die genannte glückliche Anlage der jungen Künstlerin ihr die umfangreichsten Hülfsmittel der glühendsten Schilderung dar, und der Zauber ihres Mienenspiels als Clärchen, Desdemona, Gretchen und Louise gleicht einer Illustration der Dichtungen, geschaffen von Meisterhand. Doch will es uns vorkommen, als ob Marie Seebach den tiefsten Eindruck doch durch das sympatische Element ihrer Stimme hervorbrächte. Man hört es ihrem Organe an, daß es nach musikalischen Regeln geschult ist und dem feinen Gefühle eines empfindlichen Gehörs gehorcht. Die Rede ist von frauenhafter Weichheit und streift selbst zuweilen zu sehr in eine Art reizender Vocalisation hinüber, unter welcher die strengere Präcision leidet. In den Augenblicken der äußersten Freude oder der tiefsten Trauer nimmt das Organ eine Alles mit sich fortreißende Begeisterung oder eine das Herz niederdrückende Schwermuth an, wie sie Beide kaum einer anderen, jetzt lebenden Schauspielerin zu Gebote stehen. Es braucht wohl nicht speciell bemerkt zu werden, daß der eigentliche Gesangsvortrag, wo er von den Dichtungen erfordert wird, vortrefflich ist, und sich jener reflectirt sinnigen Schule anschließt, in der z. B. als Componist Franz Schubert so Köstliches geschaffen hat.

Auf die Ausarbeitung der dargestellten Figuren verwendet die Künstlerin eine beim weiblichen Geschlechte sehr seltene Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Sie bemüht sich, sei es nach Bildern, sei es nach schriftlichen Werken, eine historische Färbung zu erzielen, die sich nicht auf die für gewöhnlich beliebte Costümtreue beschränkt, sondern sich in Gang, Haltung, Blick und Bewegungen auszusprechen trachtet. Ob sie ein Mädchen aus dem heutigen Kaufmannsstande, oder die Tochter eines reichen schwäbischen Bauern, ob sie ein Bürgerkind aus Brüssel oder die Erbin eines venetianischen Nobile zeichnet, immer bemerken wir charakteristische Züge, die ein beabsichtigtes harmonisches Colorit aufrecht erhalten. Nur bei der Rachel und Ristori war, außer den großen männlichen Künstlern unsers Vaterlandes, etwas Gleiches zu bemerken. Unterscheidet man zwischen dem Ausdruck verschiedener Leidenschaften, so ist die der Liebe jeder Art das eigentliche Gebiet dieses großen vaterländischen Talentes. Marie Seebach erschüttert uns meistens nur, nachdem sie uns durch eine tiefe Rührung wankend gemacht hat. Von der vulcanistischen Schule jener beiden berühmten Künstlerinnen Frankreichs und Italiens hat sie keinen Funken grellen Feuers erhalten. Es gebricht ihr jene rauhe Gewalt der Tiefe, die plötzlich hervorzuckt und den Zuschauer mit Entsetzen und Grauen erfüllt; sie besitzt Genialität aber keine Dämonik. Das rein Weibliche ist ihre sichere und unwiderstehliche Gewalt, und eben durch diese rührende zarte Seite ihres Spieles behauptet sie sich als ein echt vaterländisches Talent, wie ihr eine so unveräußerliche Eigenthümlichkeit auch den deutlichen Weg einer ferneren Fortentwicklung in späteren Jahren anweist. Nicht ohne Grund hat man ihr vorgeworfen, daß sie zuweilen die technische Seite ihrer Rollen durch einzelne stark markirte Züge bereichere, die mit der im Ganzen ungemein wohlthuenden, discreten Localfarbe ihrer Rollen nicht harmoniren. Dieser Vorwurf ist meistentheils gerechtfertigt, wenngleich ihre „Drücker," um theatralisch zu reden, stets eine tiefere Bedeutung haben und eben nur ein wenig zu deutlich aufgesetzt sind. Dieser kleine „Mangel des Ueberflusses" ging offenbar aus der bunten Folge eines Gastspieles hervor, das die anscheinend äußerst reizbare Künstlerin zwang, mitunter auf eine etwas unempfängliche Menge durch eine drastische Nachhülfe zu wirken, deren eine zarter gestimmte Versammlung entrathen konnte. Solche Uebelstände sind von jeder unausgesetzten Praxis unzertrennlich und wir begegnen ihnen vor der Canzel und dem Gerichtspulte, vor der Tribüne des Parlamentes, wie im Concertorchester, vor der Staffelei, wie am Schreibtische; sie gehören zu den Panaceen der Virtuosität, die hinter der unvermeidlich eintretenden menschlichen Schwäche helfend stehen und durch ihre sicheren äußerlichen Hebel das Versagen der poetischen Stimmung decken muß. Wären jedoch selbst dergleichen Auswüchse häufiger und weniger geistvoll angelegt, sie würden keinen Verehrer vaterländischer Kunst an diesem seltenen Talente irre machen können, das den Zeitgenossinnen des Auslandes in jeder Hinsicht ebenbürtig ist. Wenden wir ihm vielmehr jene achtungsvolle Pflege zu, welche angeblich in Betreff heimischer Gaben nicht zu den Lieblingsneigungen der Deutschen gehören soll, und unterdrücken wir bei Zeiten jenen kritisch verbitterten Pedantenton, der so manches edle Talent durch Kunst- und Lebensüberdruß frühe geschwächt und getödtet hat.



Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Schweizersagen aus dem Aargau. Gesammelt und erläutert von Ernst Ludwig Rochholz. Erster Band. Aarau, Druck und Verlag von Sauerländer. 1856.

Es hieße dem Tag ein Licht anzünden, wollten wir uns, um die nachfolgenden Bemerkungen paßlich einzuleiten, den Lesern dieser Zeitschrift gegenüber weitläufig über die bedeutsame Stellung auslassen, welche heutzutage die Sagenliteratur im Gebiete wissenschaftlicher Forschung bei uns einnimmt. Daß sie in kaum noch zu bewältigender Fülle massenhaft angewachsen, weiß Jeder, der sich nur einigermaßen um literarische Angelegenheiten bekümmert, und es genüge daher hier unsere Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß das vorliegende Buch als eine neue wirkliche Bereicherung dieses üppigen Literaturzweigs und, Dank den ebenso zahlreichen wie gründlichen Erläuterungen des Verfassers, als ein wichtiger Leitweg zur vergleichenden deutschen Sagenkunde anzusehen ist.

Die Schweiz hat das Glück, eine beträchtliche Anzahl achtungswürdiger Gelehrten zu besitzen, die es sich zur Aufgabe gemacht, die Orts- und Alterthumskunde wie die Geschichte des Landes auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens in Erforschung bisher unbenutzter oder unzugänglicher Quellen urkundlich aufzuklären, und wenn den einzelnen Kantonen, namentlich in dem vortrefflichen, bereits einige zwanzig Bände umfassenden Sammelwerke „Historisch-geographisches Gemälde der Schweiz" ihre eigenen Geschichtsschreiber, Geographen und Sittenschilderer erwachsen sind, so haben andererseits Männer, wie Meyer-Kronau, Stalder, Schuler, Häfflinger, Kirchhofer, Reithart und Kohlrusch, theils die geographischen und sprachlichen Eigenthümlichkeiten, theils die Volkssitten, Volkslieder und Volkssagen des gesammten Schweizerlandes zum Gegenstande ihrer Forschung und literarischen Thätigkeit gemacht. Würdig reiht sich dem einen, wie dem andern Kreise dieser Männer E. L. Rochholz, Professor an der Kantonschule zu Aarau, an, derselbe, von welchem im Jahre 1851 ein Allgemeines Schweizerliederbuch schon in fünfter Auflage anonym erschien, dem unsre Kinderwelt ihre reichhaltigste und anmuthigste Liederfibel (gleichfalls anonym zu Eßlingen 1841 erschienen) verdankt und der gegenwärtig zwei Bände „Alamannisches Kinderlied und Kinderspiel" in Leipzig drucken läßt, des anderweitigen verwandten Materials zu geschweigen, welches derselbe noch für mehrere Bände druckfertig liegen hat. Zwar ist Rochholz weder Aargauer noch Schweizer; seine Mitbürger waren, wie er selbst von sich sagt, Platen, Schmeller und Panzer; aber er bewohnt seit zwanzig Jahren den Aargau, mit Jugendunterricht und der wissenschaftlichen Erforschung der Sprache, der Sitten und Gebräuche, der Sagen und Lieder dieses Kantons nicht bloß, sondern der gesammten alamannischen Schweiz und der sprachverwandten Nachbarländer beschäftigt.

Die vorliegende Sammlung ist dem König Maximilian II. von Baiern, dem „großmüthigen Freunde deutscher Vaterlandskunde," der dieses literarische Unternehmen mit seltener Munificenz förderte, dankbar zugeeignet. Sie bezieht sich ausschließlich auf den Aargau und umfaßt daher nur ein Gebiet von nicht ganz 26 geographischen Geviertmeilen. Bedenkt man, daß der Verfasser sich dabei lediglich auf das beschränkte, was er selbst der mündlichen Volksüberlieferung entnahm, und daß, als im Jahre 1818 die Gebrüder Grimm die deutschen Sagen erscheinen ließen, der Aargau darin nur mit zwei Nummern vertreten war, so muß man billiger Weise staunen, wie es möglich, eine Sammlung von nahe an 500 Sagen von dort zusammenzubringen, welche Gelegenheit bieten, die gesammte deutsche Sagenwelt in vergleichende Mitleidenschaft zu ziehen.

Wie Sämund die Eddalieder, so sammelte auch Rochholz seine Schweizersagen hauptsächlich aus dem Munde der lernenden und schreibenden Jugend, der Armen, der Alten und der Kinder; doch schöpfte er auch manches aus den Mittheilungen einiger treuen Freunde, namentlich des Seminardirectors Augustin Keller in Wettingen und des Dr. W. Menzel in Stuttgart. An Thüren von

polirtem Holze klopfte seine Wißbegierde vergeblich an.

Fassen wir das Wesen der Volkssage in's Auge, so müssen wir sagen, sie habe einen zwiefachen Ursprung: einen religiösen, der in's weltliche, und einen weltlichen, der in's religiöse Bereich hinüber spiele. Sie schöpft ihren Inhalt entweder unmittelbar aus der religiösen Mythe selbst, die sich in der Volksphantasie mit der Erinnerung an eine geschichtliche Thatsache oder ein merkwürdiges Naturereigniß verbindet, oder sie schöpft ihn unmittelbar aus einem derartigen, fühlbar in das Leben eines Volkes eingreifenden und auf seinem heimathlichen Boden sich abspinnenden geschichtlichen oder natürlichen Vorgange, der im Volksgedächtniß auf eine entsprechende mythische Glaubensidee stößt und mit dieser zu einem phantastischen Ganzen verschmolzen, zur Sage oder zum sagenhaften Liede wird. In ihrer Wurzel Geheimniß und von mythischem Glaubensstoff durchdrungen, nimmt die Sage so im Gemüth und Munde des Volkes feste, unwandelbare Gestalt an, und deßhalb sehen wir in ihr gewisse feststehende Züge, Uebereinstimmungen ihres inneren und äußeren Gepräges mit geringfügigen Abänderungen wiederkehren, wie weit dieselben auch örtlich oder zeitlich innerhalb der Grenzen eines Volksstammes auseinander liegen mögen.

Meisterhaft hat der Verfasser in der Einleitung nachgewiesen, wie eng diese Volksüberlieferungen mit der Natur und Geschichte des Landes, in welchem sie entstanden, mit den Sitten, Gebräuchen, Beschäftigungen und Rechtsgewohnheiten seiner Bevölkerung zusammenhängen und daß hierin die Quelle ihres Reichthums und ihrer Eigenthümlichkeit zu suchen sei. Es ist eine ethnographische Schilderung vom allgemeinsten Interesse, und deshalb können wir es uns nicht versagen, sie hier in der Kürze, zum Theil mit des Verfassers eigenen Worten wiederzugeben.

Wald und Gebirg sind im Aargau gleich fruchtbar und ergiebig für die Sagenbildung. Der Jura bedeckt der Breite nach den ganzen nördlichen Theil des Kantons, vielfach zerklüftet, aber auf den steilsten Höhen noch Weiden bietend, den Scheitel mit würzigen Alpenkräutern, den Fuß mit Korn, Obst und Wein geschmückt. Die Aecker wimmeln von den versteinerten Leichen einer untergegangenen Thierwelt, von verwitternden Terebratulen und Belamniten, die den Zwergen geweiht sind, von riesigen Ammoniten und Gryphiten, aus denen der Winzer seine Weinbergmauern zusammenthürmt; in den Mergelgruben bleichen seltsame Knochenreste gigantischer Wiederkäuer, Bruchstücke von Schildkröten in den Steinbrüchen, und Hochwälder voll Tannenpracht und Buchengrün, die schon den Römern, später den Venetianern die Masten und Bohlen für ihre Schiffe lieferten, umhegen die mannshohen Schuttkegel der bauenden Waldameise und die trotzigen Schlösser der Raubritter, die von den Flühen und Kalkwänden herab in den zahmen Frieden immergrüner Matten niederschauen. Hier feiern die Bäume oft ihren mehrhundertjährigen Geburtstag; hier führen noch heute wie zur Römerzeit die zünftigen Aarflößer die herrlichen Stämme bis in die Seehäfen Hollands und Frankreichs; hier, in diesen Waldstrecken haust auch der Wilde Jäger und finden sich jene Schatzhöhlen, jene Drachen und goldschmiedenden Zwerge, von denen gleichfalls der erste Band so viel zu erzählen weiß.

Die ethnographischen und localen Sagen, die an diese Naturbeschaffenheit des Landes sich knüpften, schlugen im Munde des Volkes selbst in historische um. Seit den Römerzeiten und wohl noch früher war dies Land der Schauplatz kriegerischer Schlachten und Kämpfe. Kelten hausten hier und bauten hier ihre Wohnungen und Kochstätten, und über diesen die Römer die ihrigen, doch fand sich in dem ehemaligen Augusta Rauracorum, dem heutigen Baselaugst und Kaiseraugst, unter den Säulenschäften, auf welche die Römer ihre Mauern setzten, noch älterer Schutt von Kohlen und Backsteinen, die der abergläubige Landmann leicht für die Feuerstätten und Backheerde der unterirdisch hausenden Erdmännchen halten konnte. Hunnen, Burgunder und Alamannen zogen wie Windsbräute über diese Landschaften oder blieben sitzen. Drei große Römerstädte liegen hier zerstört: das umfangreiche Windonissa, das man noch im Namen des Dorfes Windisch erkennt; die lustige Municipalstadt Aquä, auf der Stelle des heutigen Städtchens Baden und seiner Umgebung, und endlich das erwähnte Augusta Rauracorum. Noch jetzt fließt dem Stifte Königsfelden sein Trinkwasser unterirdisch in jenen massiven Steinrinnen zu, in denen es die Legion XXI. hier einst in ihr Standquartier geleitet hatte. Neunerlei Sommerlager und Stationen der römischen Cohorten, mehr als ein Dutzend Militär- und Vicinalstraßen sind nachzuweisen, die sie über Gebirg und Thal hinbauten, und gemauerte Castelle und Hochwachten standen auf den Spitzen der Berge ringsum zum Schutze der Straßen, aber auch unzweifelhaft wohl zu Signalwarten. Aus ihnen sind die zahlreichen Ritterschlösser im Lande geworden, deren eines die vielbesungene Habsburg ist. Reste von römischen Wohnhäusern, Bädern und Postremisen werden noch immer von Neuem gefunden und an römischen Münzen von Vespasian und Victorin bis Constans und Constantius ist der Boden unerschöpflich. Wie aber der Römer seine Geschichte auf diesem Boden gemünzt aussäete, so hat der bergkundige und goldliebende Kelte sie unterirdisch tief hineingebaut. Das ritterliche Mittelalter aber ließ schier keinen Hügel ohne Wall, keine Felsenspitze ohne Krönung und Zinne. Volle 84 Burgen und Burgställe kennt heute noch das kleine Land, während im vorigen Jahrhundert der Dekan Stamm zu Birmenstorf in seiner handschriftlichen Chronik noch über hundert Herrenschlösser in der einzigen Landschaft Baden herzuzählen wußte. So erklärt sich genugsam die bedeutende Rolle, die in dieser Sammlung den Heiden- und Römerbauten, den Kaiser-, Ritter- und Schwedensagen eingeräumt ist.

Die zwölf Städte, die Flecken und Pfarreien des Kantons hatten sonst ihre eigenen Verwaltungsformen und Sonderrechte; oder sie standen unter Landvögten mit ihren Untervögten und Klostervögten, und so boten die vier Provinzen, aus welchen der jetzige Kanton besteht, eine wahre Musterkarte von kirchlichen, weltlichen, aristokratischen und monarchischen Regierungsformen dar. Sie waren niemals unter einerlei Herrschaft vereinigt und sind daher bis zur Stunde noch verschieden an Confession, Landrecht, Sprache, Tracht und Körperbau, wie an Liebe für Musik, Gesang und Sage.

In einem Lande, das bei einer so vielfach gemischten Bevölkerung, zu welcher noch mehrere

Tausend ansässige Ausländer, zwei Judengemeinden mit 222 Haushaltungen und ein Ueberrest von Zigeunern kommen, Jahrhunderte lang theils unter weltlichen, theils unter kirchlichen Herren gestanden und von patricischen Landvögten, Kastenvögten, Untervögten und klösterlichen Herrenschaffnern verwaltet worden war, öffnet sich natürlicher Weise die ergiebigste Fundgrube für Rechtsalterthümer, Satzungen und Gebräuche, und die Rechtssage quillt daher hier in ungeahnter reichhaltiger Ader. Der Hader der Confessionen aber, der auf diesem kleinen Schauplatze beliebig sich breit machte, rief nicht allein eine Menge von Spottnamen, Ortsanekdoten, Lallenburgerstreichen und Witzgeschichten hervor, sondern trug auch dazu bei, die ehrwürdige Legende zugleich mit zu erhalten, wie der zweite Theil des Werkes darthun wird.

Der Volksstamm, dessen Sitten, Sprache und Ueberlieferungen uns hier beschäftigen, der alamannische, traf, als er hier, in die nordöstliche Schweiz, einwanderte, auf andere Verhältnisse als die Burgunder im Süden der Schweiz, die hier eine überlegene Cultur vorfanden, durch deren Einfluß sie sich allmählig romanisirten. Aus dem Nordosten waren die römischen Cantonnements und die große Militärstraße wegverlegt worden, und den Alamannen begegnete daher hier nur ein schon im Verkümmern begriffener Rest keltischer Nationalität und eine Sprache, die nicht höher entwickelt war, als ihre eigene heimische Mundart, und so weit daher das alamannische Volk über den Rhein her an Aare und Reuß vorrückte, so weit wanderten mit ihm deutsche Sprache und Sage in die neue, zwischen diesen Flüssen sich bildende Gaugrafschaft ein.

Rochholz betrachtet die unter der alamannischen Bevölkerung in dieser Gegend vorgefundenen Sagen in ausschließlicher Weise als eigenthümlich alamannisches Product und deshalb hat er die denselben beigegebenen Erklärungen, fern von allen keltischen Hypothesen, rein auf deutsche Mythen- und Sagenforschung zurückgeführt. Wir können dies nur billigen, denn wir gehören nicht zu den Keltomanen, glauben auch, daß sich aus der etymologischen Wortdeutung nur wenig Sicheres für einen etwaigen keltischen Ursprung der einen oder der andern von dem Verfasser mitgetheilten Aargauer Sagen ergeben würde, dennoch können wir seiner einseitig ausgesprochenen und verfolgten Ansicht nicht beipflichten. Denn abgesehen davon, daß eine unparteiische, gründliche Forschung zuletzt nothwendig darauf führen mußte, in Kelten und Germanen Völkerindividuen anzuerkennen, die durch Abstammung, Religion und Sprache, wie durch ihre Mythen und Sagen miteinander in nicht allzu ferner Verwandtschaft stehen, so liegt es aber auch ganz und gar nicht in der Natur der Sage, sich von dem Orte ihres Ursprungs leicht verdrängen zu lassen, und entweder haben die Kelten überhaupt keine Sagen gehabt, was aller historischen Erfahrung zuwiderläuft, oder ihre Sagen pflanzten sich, wenn auch durch das eindringende neue Volkselement vielfach verändert und erweitert, gewiß wenigstens zum Theile auf die Alamannen fort, die Jener Wohnsitze einnahmen. Es ist eine bekannte Sache, mit welcher tiefen Verehrung der Kelte an den geheiligten Gewässern seines Landes, Seeen, Flüssen, zumal Quellen hing; und daß sie ein bergbauendes und metallliebendes Volk waren, welches mit unterirdischen Geistern und Kobolden verkehrte, beweisen zur Genüge jene Schrift- und Kunstdenkmäler, die über sie handeln oder von ihnen herrühren. Die Kelten, als die frühesten uns bekannten Ureinwohner der Schweiz und mithin auch des Aargaus, hatten ohne allen Zweifel so gut ihre Natur-, Gesellschafts- und Geschichtssagen wie die germanischen Alamannen. Die Sagen sind aber, wie bemerkt, kein so flüssiges Element, daß sie an einem Orte entstünden, um gelegentlich für immer von dort wieder zu verschwinden. Sie ziehen allerdings von Land zu Land und breiten sich überall hin aus, wo sie in Glauben, Ansicht und Sitten der Völker Anknüpfungspunkte finden, aber in ihrem Wesen liegt es, zugleich am Orte ihres Ursprungs haften zu bleiben, mögen auch die Bewohner, welche darüber hinziehen und sich auf längere oder kürzere Zeit dort festsetzen, hundertmal wechseln. Dies ist die Unvertilgbarkeit, die Ewigkeit der Sage, darin beruht zugleich ihre geheimnißvolle Natur und ihre Unerforschlichkeit. Allerdings entstehen auch Sagen, und vielleicht die meisten, in späterer nachmythischer Zeit durch Ereignisse meist schreckhafter oder geheimnißvoller Art, die sich an Ritterschlösser oder Waldstellen und dergleichen knüpfen, immer aber wird die spätere Sage am liebsten solche Orte aufsuchen, an welchen schon früher eine ähnliche heimisch war, die mit ihren äußersten Fäden in eine dunkle, vorgeschichtliche Vergangenheit zurückreicht, so daß es scheint, als wären die Sagen mit den Bäumen, Bergen, Seeen, an welchen sie haften, zugleich entstanden.

Doch wir haben mit dem Verfasser noch über ein paar andere Ansichten von allgemeinem Interesse zu rechten. Unbedenklich dürfen wir ihm beistimmen, wenn er behauptet, die Sage habe dies mit dem Volksliede gemein, daß ihre Echtheit auch nur in ihrer örtlichen Abkunft liege, während ihr Verständniß der ganzen Nation angehöre, doch gibt sich, wenn von dem Ursprung beider, des sogenannten Volksliedes und der Volkssage die Rede ist, ein beachtenswerther Unterschied darin kund, daß das Volkslied, wie sich geschichtlich nachweisen läßt, ursprünglich keineswegs immer im Munde des Volks, sondern sehr häufig auch adeliger und gelehrter Dichter entstand, während die eigentliche Volkssage selbst da, wo sie ritterliche Geschichten behandelt, fast immer und überall als ein ausschließliches Product des Volkes im weiteren Sinne, das heißt der unteren Stände zu betrachten ist. Eben so wenig aber hält für alle Fälle auch die weitere Behauptung des Verfassers Stich, daß die Sage als örtlich erwachsene Volkserzählung, wenn sie echt, ursprünglich immer müsse ein Volkslied gewesen sein. Die vielfältig mitten in der prosaischen Sagenerzählung vorkommenden mundartlichen Liederstrophen beweisen nur, daß von dieser Sage vielleicht früher auch eine Erzählung in Liederform vorhanden war, aber auch nur vielleicht, nicht nothwendig. Die Sage, in ihrem naturwüchsigen Keimzustande gedacht, ist gewiß eher wortkarg als wortreich und wird letzteres erst bei der weiteren Ueberlieferung von Mund zu Mund. Die prosaische Verarbeitung des Sagenstoffs im Munde der Hirten, der Bauern, der Jäger, auf dem Felde, im Walde, auf den Bergen, oder der Knechte und Mägde in den Gesinde- und Spinnstuben, der Ammen, Mütter und Großmütter in den Kinderstuben, war sicherlich in den allermeisten

Fällen das Erste, und ihre liedmäßige Behandlung im Munde dichterischer Naturgenies auf Straßen, Plätzen und in Wirthshäusern das Zweite, was sich an das Entstehen der Sagen knüpfte. Das Volk ist noch jetzt zum Theil in sagenhaften Dingen sehr erfinderisch und mochte dies in den Jahrhunderten des Uebergangs vom Heidenthum zum Christenthum noch mehr sein. Doch geben wir gern zu, daß auch die Kunstpoesie im Gebiete der Sagenbildung später das Ihrige gethan hat, sowie es vorzugsweise in Liedform gewesen sein mag, in welcher die Sage ihre weitere Verbreitung von Land zu Land fand, in welcher sie, wie Rochholz sich ausdrückt, singend durch die Welt ging, um an oft auseinander liegenden Orten ähnliche Sagen hervorzurufen. So wird ein Tellenlied zur Tellensage, und das schöne, in ähnlicher Version auch in Schweden mannigfach verbreitete Volkslied vom Anneli am Hallwiler See (No. 21), in welcher wir die rührende Geschichte von Hero und Leander auf eine aargauische Localität angewendet sehen, zur Entstehung der dort gern erzählten Sage vom Schwimmer Willi zu Meisterschwanden Anlaß gegeben haben.

Eine staunenswerthe Fülle vergleichenden Sagenmaterials häuft der Verfasser in seinen erläuternden Anmerkungen. Er bemüht sich hier meist sehr glücklich, die Ahnenreihe der einzelnen Sagen bis in ihre entferntesten Glieder nachzuweisen und hierfür die nöthigen Belege und Urkunden theils aus der speciellen Geschichte des Aargaus, theils aus dem allgemeinen deutschen Sagenschatze beizubringen, woraus sich ergibt, wie groß und weitreichend oft der geographische Schauplatz eines einzigen Sagenzugs ist. In diesem Theil leidet das Werk an den Vorzügen und Gebrechen aller Bücher, die nur Material liefern: es giebt zu viel und zu wenig; es wiederholt sich an dieser, es mischt Verschiedenartiges an jener Stelle, überspringt oft nothwendige Mittelglieder und überläßt es dem gelehrten Leser, die durch ihre Masse fast erdrückenden Schätze übersichtlich zu scheiden und zu ordnen und für den wissenschaftlichen Gebrauch nutzbar zu machen.

Der Verfasser huldigt der sehr richtigen Ueberzeugung, daß die systematische Wiederkehr und Gleichbedeutung gewisser Thatsachen und Erscheinungen, welchen die Sagen zeigen, wahrhaft unbegreiflich bleibe, wenn die Sage nicht Religion gewesen wäre, nicht ein feststehendes Dogma besessen hätte, und mit Recht ist bemerkt worden, wie wir in die walachischen und neugriechischen Sagen die hellenische Götterwelt, in die französischen, spanischen, italienischen und englischen den Druidenglauben mannigfach hereinspielen sehen, so stoßen wir in der deutschen Sage überall auf die Götter der Edda in ihrer eigenthümlich germanischen Ausbildung. Dies hat Rochholz an vielen Stellen nachgewiesen, doch faßt er die Bezüge meist nur sehr äußerlich, ohne auf den tieferliegenden Gedankenkern und Zweck der zur Vergleichung herbeigezogenen Mythen näher einzugehen.

Von hohem Interesse ist die schon erwähnte Geschichte der schönen Anneli, einer schweizerischen Hero, die nicht nur in einer prosaischen Sage, sondern auch in einem Volksliede gefeiert wird. In der Sage erlöscht das Licht, welches dem über den Hallwiler See schwimmenden Geliebten zum Wegweiser dient, durch einen Zugwind; im Volksliede sagt Anneli:

„Ach Gott, wie will ich der zünda?
Ha scho kei's Liechtli meh!"

und sie weiß jetzt, daß ihr waghalsiger Leander ertrunken ist. Die Aehnlichkeit mit dem schwedischen Volksliede „die Königskinder" (S. Schwedische Volkslieder der Vorzeit, übersetzt von R. Warrens. Leipzig 1857. Nr. XII.) ist auffallend, nur trägt letzteres, abgesehen von seinem höheren poetischen Werthe in der Durchführung, durch die wohlmotivirte Herbeiführung der Katastrophe des Lichtverlöschens vielmehr zugleich das Gepräge des Ursprünglichen.

In dem Kapitel von den „Geheiligten Bäumen" hat der Verfasser die Sagen und Lehren von den Blutbäumen, welche sprechen und, wenn man sie verletzt, Blut von sich geben, desgleichen von den sogenannten Kinder- und Geburtsbäumen, die mit den Kleinkindersteinen und Kleinkinderbrunnen gleiche Bedeutung haben, durch seine Beiträge im Text, wie in den Anmerkungen mannigfach bereichert und mehrere Sagenbelege zur Bestätigung der germanischen Tradition beigebracht, wonach das Menschengeschlecht aus den Bäumen des Waldes entsprungen sei.

Wenn wir in Nro. 56 von dem krummen bösen Jäger Hoperli lesen, daß an dem Lupfiger Holzbirnbaum, wo er erhenkt gefunden und verscharrt worden war, jeder Vorübergehende einen Stein auf den Platz warf, damit sich der Unhold nicht hervorwühlen könne, wenn der Teufel ihn etwa wecken wolle, so ist das eine in der ganzen Schweiz und selbst in dieser Sammlung öfter (Nro. 52, 58, 114, 386) wiederkehrende und auch in Schleswig-Holstein, Schottland und Spanien vorkommende Sitte. Doch ist dieselbe viel weiter verbreitet.

Die das Wilde Heer betreffenden Sagen sind ein höchst schätzenswerther Beitrag zur Kenntniß der örtlichen Entwickelung dieses Sagenkreises und der zu ihm gehörigen Benennungen.

In der sachlichen Erläuterung der Sagen vom Wüthenden Heer vermissen wir den principiellen Standpunkt und die so wünschenswerthe übersichtliche Behandlung des überreichen Materials. Wir wissen wohl, daß unsre wissenschaftlichen Stofflieferanten, man verzeihe uns diesen Ausdruck, das Vorrecht genießen, nur die zerstreuten oder massenhaft gehäuften Glieder des Körpers statt letzteren selbst zu geben. Und dennoch, was bedeutet es, uns zu Tisch zu laden, wenn wir die köstlichen Speisen, die darauf stehen, uns selber erst für den Genuß zubereiten, schmackhaft und mundrecht machen müssen?

Die Sage vom Wilden Jäger mit seinem Heer ist offenbar aus drei Hauptelementen entstanden. Zum Grunde liegt ohne Zweifel, wie schon Uhland (der Mythus von Thor, 1836 S. 102) andeutet, der Naturmythus von den Sturmriesen, welche die wilden Weiber im Walde jagen und in Gestalt der Raubvögel, des Adlers und Habichts, erschienen, ganz wie dies von dem Wilden Jäger der späteren Sage, z. B. von dem Guetisen im aargauischen Freienamte, erzählt wird. In der gewaltigen Erscheinung des Wüthenden Heeres der Volkssage gibt sich unverkennbar die elementare Macht der Riesen des nordischen Götterthums kund, die ungebändigte, sich selbst überlassene, grausige Wildheit der von den odhinischen Gottheiten noch nicht gezügelten Naturkräfte. Thrym, der Thursenfürst, der

Gebieter der tosenden Winterstürme, jagt auf wieherndem Roß mit ungekuppelten Hunden, gefolgt von schwarzen Stieren, dem finstern Sturmgewölk. Wenn Thor erwacht, um den ihm vom stürmischen Winterriesen geraubten Hammer wiederzuholen, beim Herannahen des Frühlings, kehren Thrym's wilde Jagd und Wolkenheerde zu diesem heim, wie sie mit ihm im Beginn des Winters in die Weite ausgezogen. Auch erinnert es an die wilde Naturkraft dieser Riesen, wenn die Sage an deren Stelle den Teufel treten läßt, der, in Felsen wohnend, ungeheuere Steine wirft, an welchen man häufig seine Finger oder Füße abgedrückt findet, Pfützen oder Sümpfe hervorruft oder den Wirbelwind erregt. In der Volkssage hat sich jedoch mit diesem Urmythus von dem Sturmriesen der odhinische von Wodan's Heer und dem Reiten der Todten verbunden. Allerdings ist Wodan auch Herr der Winde, der auf seinem achtfüßigen Schimmel Sleipnir Berge und Meere überschreitet und in allen, selbst bis zur Anekdote abgeblaßten Schimmelsagen als solcher wiederzuerkennen ist, aber er ist nicht ausschließlich Herr der nächtlich düsteren und tosenden Winterstürme, sondern der Winde, des Windlebens überhaupt, und nicht in dieser Eigenschaft also konnte er Einfluß auf die Entstehung der Sagen vom Wilden Jäger und seinem Wüthenden Heer erlangen, sondern als Todtengott, als Herr der Gespenster, als Drangadrottinn. Er selbst ist es, der die Einherier in Begleitung der Valkyrien zu sich in Valhöll einführt und sowohl zur Zeit der Sommersonnenwende, wenn das Reich der Unterwelt seine Schätze, seine Todten und Dämonen entläßt, als zur Zeit der Wintersonnenwende, wenn es sie wieder in sich zurücknimmt, an der Spitze dieses geisterhaften Zuges erscheint. Denn von Johannis bis Epiphania herrscht die winterliche und nächtliche Seite der Natur; es ist die Zeit ihres Absterbens, die Zeit der kurzen, nebligen Tage und der langen, dunkeln Nächte, wo das eine Weltauge, die Sonne, erblindet, und nur noch das andere, der Mond, geöffnet ist, und wo, wie sonst zur Nachtzeit, so jetzt in der winterlichen Zeit die Todten aus ihrer unterweltlichen Behausung zur Oberwelt emporkommen. Das Wilde Heer erhielt aber seinen beträchtlichsten Zuwachs durch den Umstand, daß das Christenthum selbst die wohlwollenden und freundlichen Gottheiten und Dämonen des germanischen Heidenthums sich als feindliche, teuflische Wesen dachte, und wenn früher der jährlich durch das Ackergefilde ziehende Götterreigen, Wodan und Frau Fricke an seiner Spitze, nur Spuren des Heils und der Fruchtbarkeit hinterließ, so schlug er später zu dem Wilden Heereszug um, der nur Furcht und Schrecken verbreitet. So wurde der gute Erntegott Wodan zuletzt zum hauptlosen Schwedenreiter mit der goldnen Sichel zum Tödten, nicht zum Ernten, und auch die liebreiche Frau Holle, welcher Flachsbau, Rocken und Sichel geheiligt waren, führt, den Menschen jetzt abhold, letztere nur noch als wilde Jägerin.

An den Riesen Thrym erinnert im solothurnschen Gau der wilde Jäger Dürst, welcher Stallungen voll Rosse, hundert Hunde und für jeden eine Hausmagd hat; an ihn auch der Türst bei Entlebuch im Luzerner Lande, der als geharnischter Riese das Türstengjaid anführt; an ihn endlich der Jäger Töst am Chilberg bei Brittnau im Aargauischen.

Interessant ist der Excurs, welchen Rochholz an die Sage von dem „Lällen zu Rheinfelden" (Nro 164), über den Ursprung der Städte-Wahrzeichen knüpft. Mit Recht erblickt er in vielen derselben Erinnerungen an Götzenbilder des deutschen Heidenthums; doch scheint er sich bei der Erklärung der sogenannten Lalenköpfe, die mit herausgestreckter Zunge an Mauerthürmen und Rathhäusern mehrerer Städte in der Schweiz wie anderwärts vorkommen, mit Anschluß an eine Aeußerung Grimm's auf Seite 636 seiner Geschichte der deutschen Sprache, zu der Ansicht zu neigen, als hätten wir in diesen Köpfen die Abbildung der Häupter erlegter Feinde zum Schrecken der Angreifenden zu erkennen. Für manche dieser fratzenhaften Köpfe mag der Begriff des Scheuchbildes immerhin gültig, öfterer jedoch dabei die Beziehung auf Riesen-Mythen und Riesensagen festzuhalten sein. An einen allerdings nicht fratzenhaften Kopf, der zu Züllichau in der Neumark hoch oben am Rathhausthurm in Stein ausgehauen ist, knüpft sich wenigstens geradezu die Sage von einem Riesen, der in der Umgegend gehaust und auf dem Riesensteine (einem wahrscheinlich noch jetzt dort auf dem Felde befindlichen erratischen Granitblock von kolossaler Größe) gespeist habe.

Die der Zahl nach minder ergiebigen Schatzhöhlensagen eröffnet die Sage von der Schlüsseljungfrau zu Tegerfelden. Zu einer längeren Sagenerzählung ausgesponnen, nimmt sie durch Umfang und Bedeutung für mythologische Forschung die erste Stelle im Buche ein. An ihr vermag man das vollständige System dieser Sagen darzulegen. Sehr richtig erkannte der Verfasser in der Tegerfelder Schloßruine die zerfallene Götterburg. Die Schlüsseljungfrau hütet sie. Sie ist des Burgherrn berühmte Tochter. Der Ruf von ihrer Schönheit ging einst weit durch's Land, aber mitten in den Reizen ihrer Jugend starb sie einem Jünglinge nach, der ihr Herz eingenommen hatte und den der Ahnenstolz ihrer Familie darüber in einen grausenhaften Tod schickte. Wir haben in ihr eine der Unterweltsgöttinnen, die zugleich Oberweltsgöttinnen sind, Freyja, Hulda oder Berchta, zu erkennen, die, verzaubert, in ihrer unterirdischen Wohnung alle Schätze der Erde sammt dem Kleinkindertroge mit den Ungebornen verwahrt und die Verstorbenen; müde Greise, — wer denkt nicht dabei an's Tannhäuser-Lied? — blühende Jünglinge und Jungfrauen, die, wie sie selber, hier der Auferstehung harren, bei sich beherbergt und im Zauberschlafe festhält, und die erst dann der Erlösung theilhaftig wird, wenn sie die gehäuften Schätze alle vertheilt hat und nun der uneigennützige Mann sich findet, welcher treu und furchtlos, trotz aller Schrecken der Unterwelt, des winterlichen Absterbens und Todes, bis zum letzten befreienden Kusse (im Frühlinge) bei ihr aushält. Sie ist die thränenschöne Göttin Freyja, die um Odur, ihren verlorenen Geliebten, trauert wie Isis um Osiris; sie ist die Göttermutter Frigg, die ihre Schatzkiste, den Kindertrog, mit goldenem Schlüssel öffnet, um die Neugebornen den Tegerfelder Ammenfrauen zu übergeben, und die Verwahrerin der Erdtiefen, die mit dem Schlüssel, dem Symbol des Schließens und Oeffnens, des Sterbens und Erwachens, ihre Schätze hinter eisernen Pforten birgt und zu der vom Schicksal und dem Kreislauf des Jahres bestimmten Zeit wieder heraufbringt; sie ist die Jungfrau Lorenzen, der ein weißer Edelhirsch zu Füßen sich schmiegt, den sie mit Weidenröschen füttert, mit

Hopfenranken aufzäumt und mit einer Baldriangerte bändigt, und auf dem sie nun die Zinken ihrer zerfallenen Burg, der winterlichen Natur, neunzehn Mal umreitet, denn der Hirsch ist zugleich Sinnbild der Liebesbrunst wie der flüchtig hinrauschenden Zeit. Im Christenthum gibt es für die gebannten heidnischen Götter keine Erlösung, sie ist hier, wie alle Sagen nachweisen, stets an Bedingungen geknüpft, die nicht erfüllt werden können. Doch läßt die vorliegende Sage die Jungfrau, nach vollendetem neunzehnmaligen Umritt auf dem flüchtigen Edelhirsch Geschäfte verrichten, die im Heidenthum ihre Erlösung bezeichnen würden. Sie entzäumt das Thier, wirft Zügel und Gerte, in kleine Stücke zerknittert in den Surbebach, und mit einem fröhlichen Sprunge ist der Hirsch im Dickicht verschwunden. Da löst die Jungfrau ihr Stirnband auf und läßt ihr helles Haar frei wallen; sie zieht den Goldkamm durch ihre glänzenden Locken, streicht von den Knospen der Erle, ihres Lieblingsbaumes, den Honig und bemißt im Spiegel des mondhellen Wassers, wie tief das Haar den Rücken herabwalle und ob es noch nicht die Spitzen der Grashalme berühre. Fügt dann die Sage hinzu, daß ihr langes schönes Haar nie das Gras erreiche, so macht sich eben damit das christliche Dogma von der Unerlösbarkeit der heidnischen Gottheit geltend. Doch sah sie auch der Brunnenbube, wie sie vom Edelhirsch herab in's Bad stieg und nachdem sie ihr letztes Gewand, das winterliche Schwanenhemd, abgeworfen, in einer Schönheit erschien, die alle Natur- und Menschenherrlichkeit überstrahlte. Wer erkennt hier nicht die in ihre eigene Schönheit entzückensvoll versunkene Frühlingsgöttin, die die finsteren Mächte der Nacht, des Winters und des Todes, denen sie wider ihren Willen neunzehn Wochen lang als Herrin vorgestanden, glücklich überwunden?

Im fünften Abschnitt, der die Zwergensagen enthält, erscheinen die erläuternden Anmerkungen zwar von den einzelnen Sagen getrennt am Schluß der Abtheilung zusammengestellt, aber gleichfalls nicht systematisch und übersichtlich verarbeitet, sondern in der zufälligen Reihenfolge und nach Maßgabe des Inhalts der einzelnen Sagen. Doch hiervon abgesehen bietet dieser Abschnitt einen schätzenswerthen großen Reichthum an originalen Mittheilungen und Bemerkungen zur Aufhellung und Vervollständigung der Zwergenkunde in Sage und Mythe, wenn auch manche besprochene Erscheinung eher zur wilden Jagd als hierher gehören dürfte. Wir finden da Gelegenheit, interessante Blicke in das Treiben, Thun und Lassen dieser kleinen Erd-, Berg- und Feldgeister, der Luft-, Licht- und Wasserelben, der Haus-, Hof- und Stallkobolde zu werfen, können ihren Haushalt, die Bauart und Einrichtung ihrer Wohnungen, ihre Kleidung, ihre Geschäfte, ihre geselligen Gewohnheiten beobachten, ihr Verhalten unter sich und mit dem Menschenvolk belauschen und lernen ihre wohlwollende, hülfreiche Gesinnung, aber auch ihre Empfindlichkeit und ihre Rachsüchtigkeit kennen, die keine Verletzung ihrer Geheimnisse und Eigenheiten ungeahnet läßt.

Kein Theil der altgermanischen Mythologie ist so von Dunkelheiten erfüllt als die Lehre von den Zwergen, und auch Rochholz beweist, daß er hierüber keiner festen, durchgreifenden Ansicht huldigt. Zwar erkennt er, daß die Zwerge in der Auffassung der Sage Beziehung zum Licht haben, ja, er scheint nicht abgeneigt, in ihnen Personificationen des Lichts und, da Licht, Kerze, Lampe, deutsche Sinnbilder der Seele sind, die Seelen verstorbener Erdbewohner zu erblicken. Jedoch wird dies immerhin nur von den Zwergen der Sage und auch hier nur mit Einschränkung gelten können.

Im Gegensatz zu den Riesen, dem Massenhaften, rein Elementarischen und Stofflichen in der Natur, bezeichnen Zwerge und Elfen, Dunkel- und Lichtelben, das individuelle, in geheimnißvoller Stille formbildende Leben derselben unter und über der Erde. Sind jene, die Zwerge, die im dunklen, tiefverborgenen Schooß der Erde und Berge stillarbeitenden und allmälig Alles mit gestaltendem Leben durchdringenden Naturkräfte, so haben wir in diesen, den Elfen, die im Licht geheimnißvoll wirkenden und schaffenden Mächte zu erkennen. Die Zwerge sind Dunkelwesen, die Elfen Lichtwesen; jene fühlen sich daher auch nur da wohl, wo Schatten und nächtliches Dunkel, diese nur, wo das Licht mit seinem Glanze waltet. So viele Uebergänge es gibt aus tiefster Finsterniß zum höchsten Licht, eben so viele Wesens-Abstufungen haben wir uns in diesen verschiedenen Licht- und Schattenwelten zu denken, von den schwarzen Erd- und Steinzwergen an bis hinauf zu den das glanzvollste Sonnenlicht bewohnenden Elfen. In den Behausungen der Menschen ebenso gut Dunkelelfen wie Lichtelfen, und während jene vorzugsweise dem winterlichen, nächtlichen Leben der Natur angehören, eignen diese vor allem dem sonnenreichen Frühlings- und Sommerleben. Bei ihrer innern Verwandtschaft und nahen örtlichen Berührung ist es dann nicht zu verwundern, wenn die Sage Elfen und Zwerge in mannigfach befreundeten Verkehr zu einander treten läßt, im Mondenschein draußen auf blumiger Wiese oder in den kerzenerhellten unterirdischen Felsgewölben, wo sie ihre muntern Tanz- und Sangesreigen zusammen aufführen.

Indeß wird die strengere mythische Deutung den Zwergen in allen Fällen ihre nähere Beziehung zum unterirdischen Schaffen lassen müssen. Sie sind die stets geschäftigen, rührigen Bergleute, Schmiedegesellen und Feuerarbeiter, die in ihrer finstern Behausung als die kunsterfahrenen Werkmeister der Götter und Göttinnen diese ihre köstlichen Kleinode und Waffen aus glänzendem Golde bereiten, aber auch bei nächtlicher Weile und im Schutze bergender Schatten als schüchterne neckische Dunkelelfen empor zur Oberwelt steigen. Sie vertreten ihrer Natur nach mehr die materielle, die Lichtelfen (Elfen im engeren Sinne) mehr die ideelle, heitere, farbige Seite der weltschöpferischen Kleinwirthschaft. Darum spielen noch in der Sage die Zwerge die Rolle des Aschenbrödel. Sie sind die dienenden, arbeitenden Geister und müssen, wenn sie auch noch so prachtvolle unterirdische Säle bewohnen, die härtesten Hausarbeiten verrichten, auskehren, backen, Leuchter abstauben und zur Erntezeit die reifen Aehren von den Halmen raufen, auskörnen und mahlen. Die Elfen dagegen sind bei Weitem mehr die genießenden Besitzer der Welt des Lichts und des Schönen. Auch sie zwar arbeiten, aber nur wie spielend im rosigen Licht; sie spinnen die glänzenden Sonnen- und Mondfäden; sie weben das farbenreiche Gewand des Frühlings und das goldenstrahlende des Sommers, und

wenn die Zwerge auch wohl gern die Geige spielen, auf dem Schwegelpfeifchen blasen und in Tanzreigen sich schwingen, so sind es doch vornehmlich die Elfen, welche Musik, Tanz, Gesang und Spiel mit besonderer Vorliebe pflegen und deshalb wie ob ihrer Lichtnatur in Sagen und Mährchen die „Schönen" (fary) heißen.

Die aargauische Sage läßt die Zwerge Alles thun, was die Menschen ihrer nächsten Umgebung zu thun pflegten. Sie schmieden nicht bloß und sind Baumeister; sie holen auch Kohlen und Metalle aus dem Innern der Erde; sie sind Salinenleute und Salzsieder; sie pflügen, dreschen und mahlen auf der Mühle; vor allen Dingen backen sie gern Brod und Kuchen; sie füttern das Vieh im Stall, melken es und bereiten Butter; sie pflanzen Reben und keltern den Wein; sie säumen als Fuhrleute den Rothwein fässerweise aus Italien über das Gebirg, wie sie anderwärts, bei Velmede an der Ruhr, als Bierbräuer den Leuten ihre Bräupfanne zum Sieden leihen; sie sind Schuster und Gewandmacher, Köche und Wirthe, Geburtshelfer, Tausendkünstler und Zauberer, Wettermacher und Wetterpropheten. Dabei fehlt es ihnen nicht an Humor, und gern helfen sie den Leuten, wo sie nur können; aber sie wollen gepflegt, gehätschelt, geschont sein. Wer ihnen den bestimmten Milchnapf nicht hinsetzt, wer ihnen etwas Verunreinigendes hineinwirft, sie auf andere Weise kränkt oder verspottet, hat seinen Schaden davon. Ihre Theilnahme für die Menschen hört auf, und sie verlassen das Haus, wenn man ihnen nur ein wenig neugierig auf die Finger sieht, ja, wenn man sie nur im Schlafe betrachtet oder nachsehen will, wohin sie verschwinden. Ueberhaupt sind es wunderliche Käuze, diese Zwerge! Sie verschmähen jede nach neuer Art gekochte Speise; sie mögen sich weder dem bürgerlich kargen Maße noch der kirchlichen Sitte, noch dem um sich greifenden Handel, der ein neues Gewürz bringt, fügen. Sie wandern aus, wenn der Bau der Lorenzocapelle beginnt (Nro 182), wenn die neue Mühle gebaut wird (Nro. 191), wenn das alte Wohnhaus renovirt, eine neue Straße angelegt, die einheimische Tracht geändert wird, ja, wenn nur Zimmerleute über das Gebirge her einwandern, wenn der Pfarrer kommt; sie sind Feinde jeder neuen, höhern Cultur, jedes reineren Glaubens und können daher nur in der Sage noch ihr Dasein fristen.

Hiermit schließen wir unsre Besprechung, deren Ausführlichkeit dem Verfasser beweisen möge, wie hoch wir das Verdienst seiner trefflichen Sammlung anschlagen. Wir scheiden von ihm mit Anerkennung und Dank und sehen seinen weiteren Publicationen auf diesem Gebiete mit Verlangen entgegen.

Erläuterungen zu den deutschen Classikern. Dritte Abtheilung: Erläuterungen zu Schiller's Werken von Eckardt. Heft 1 und 2. Jena, Hochhausen's Verlag.

Das Unternehmen, dem die beiden genannten Lieferungen angehören, stellt sich die Aufgabe, die bedeutenderen Werke unsrer Classiker in einer Sammlung selbständiger Abhandlungen mit Benutzung der Ergebnisse zu besprechen, welche auf diesem Gebiete durch die ästhetische Kritik und die literarhistorische Forschung gewonnen sind. Eine möglichst populäre Form soll, ohne deshalb irgend leichtfertiger Oberflächlichkeit Raum zu geben, angestrebt werden. Die Beiträge von Eckardt, welche Varnhagen von Ense und Düntzer zugeeignet sind, entsprechen dem Programm. Sowohl der einleitende Artikel „Schiller's Geistesgang," als die zweite Abhandlung über die Räuber lesen sich leicht und angenehm fort; außerdem erkennt man, daß dem Verfasser die Untersuchungen ältern Datums über seine Dichter wohl bekannt sind. Originalität der Auffassung und Darstellung, Vertiefung in den Gegenstand und geistige Durchdringung desselben hat man freilich nicht zu erwarten; es ist eben nur, wie es ja das heutige große Publicum liebt, überall die Crême abgeschöpft worden. Auch mit der Bemerkung wollen wir nicht zurückhalten, daß, so sehr wir im Großen und Ganzen die Pietät achten, mit welcher Eckardt an die Betrachtung des Schiller'schen Genius herangeht, doch mehr kritische Schärfe grade bei der Analyse der Räuber nothwendig gewesen wäre.

Im Verlage von Vieweg und Sohn ist nun das von C. von Holtei veranstaltete Sammelwerk erschienen, dessen Ertrag zum Ankauf eines eignen Friedhofes für die evangelische Gemeinde in Gratz bestimmt ist. Das Buch ist außerordentlich reichhaltig und bringt Beiträge von Geibel, Grün, Hebbel, Leopold Schefer, Carl Scherzer u. A. Außerdem sind fast alle Gegenden Deutschland's durch mehr oder minder bedeutende Mitarbeiter vertreten und jeder Käufer darf versichert sein, genug des Interessanten und Lohnenden zu erhalten.

Die letzten Hefte der unter dem Titel „Unsre Zeit" bei Brockhaus erscheinenden Ergänzungsschrift zum Conversations-Lexicon enthalten mehrere höchst wichtige größere Abhandlungen, unter denen wieder den industriellen Interessen besondere Aufmerksamkeit geschenkt ist. Auch die verschiedenen Biographien sind vortrefflich geschrieben. Das ganze Unternehmen lehnt sich durchaus an die bewegenden Hebel der Gegenwart und führt dem Leser, im Sinne einer encyclopädischen Ergänzungsschrift, das vor Augen, was im rastlosen Treiben als bedeutend eingreift in das vorüberrollende Rad unsrer Zeit.

Empfehlenswerth ist eine eben bei Carl Flemming in Glogau erschienene Karte der Eisenbahnen Mittel-Europa's mit Angabe sämmtlicher Bahnstationen, Hauptpost- und Dampfschifffahrts-Verbindungen, nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitet. Bei der fortwährenden Erweiterung des Mittel-Europäischen Eisenbahnnetzes gewährt die Karte gute Uebersichten über die neuesten Fortschritte vollendeter wie im Bau begriffener Bahnen, und der Preis (18 Sgr.) macht sie allgemein zugängig.

Von Robert Prutz erscheint gegenwärtig bei Kober in Prag ein Roman „Oberndorf," von dem der erste Band bereits ausgegeben ist. Wir werden nicht versäumen, auf das interessante Werk zurückzukommen, sobald es beendet ist.



Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Allgemeiner Rückblick
auf die letztverflossenen Wochen.

Zwei wichtige Hebel volkswirthschaftlicher Thätigkeit charakterisiren vorzugsweise die Gegenwart: die Association und das Streben nach unbehinderter naturgemäßer Entwicklung. Beide, im Wesen der menschlichen Natur begründet, sind nicht nur Verkünder und Vorkämpfer einer neuen, sondern zugleich auch Bürgen einer bessern Zeit; denn so gewiß eine naturgemäße Entwicklung nothwendige Vorbedingung gesunder Verhältnisse ist, ebenso sicher ist Association ein Grundpfeiler höherer Gesittung.

Enthebt uns die Association vermittelst der Arbeitstheilung der sclavischen Sorge für leibliche Nothdurft, und gestattet sie uns dadurch einen unsern Fähigkeiten entsprechenden Beruf auszuüben und für unsre allgemein menschliche Bildung, sowie für den Lebensgenuß Zeit zu erübrigen, so dämpft sie hinwieder unsern hochfahrenden Stolz auf die eigene Kraft, indem sie uns das Bekenntniß der eigenen Unzulänglichkeit abnöthigt; sie verbindet uns zu gleichen Zwecken mit andern Menschen, von denen ein Jeder sich als Glied einer großen Kette fühlen lernt und eint so die Gleichstrebenden — wenn auch freilich noch nicht immer in echter Humanität und Menschenliebe — doch vorerst wenigstens in der Freude am Gelingen des gemeinsamen Werkes.

Mit der Association Hand in Hand geht jenes Sehnen nach freier Entfaltung aller wirkenden Kräfte, die berechtigte Forderung einer naturgemäßen Entwicklung aller volkswirthschaftlichen Verhältnisse. Je mehr wir die Hemmungen, welche bisher als natürliche Grenzen menschlicher Thätigkeit angesehen wurden, zu überwinden, oder doch zurückzudrängen lernen, um so drückender werden uns alle künstlich, d. h. ohne innere Nothwendigkeit uns auferlegten Lasten und Beschränkungen. Mögen auch noch viele Theile der Volkswirthschaftslehre dunkel erscheinen, so fühlt doch jeder tiefer Blickende schon mehr oder minder deutlich heraus, daß es für alle Zweige derselben natürliche Gesetze geben muß, die sich ungestraft nicht willkürlich maßregeln lassen, sondern die erforscht und befolgt sein wollen, oder sich nöthigenfalls durch theures Lehrgeld Gehorsam zu erzwingen wissen.

Auch in dem verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitabschnitt, auf den wir hier einen Rückblick zu werfen im Begriff stehen, lassen sich fast alle nennenswerthen Vorgänge aus dem Gesichtspunkt und unter dem Einfluß einer oder der andern dieser beiden Zeitströmungen darstellen. Auf der einen Seite: die neuen Unternehmungen, welche die Association von Arbeitskraft und Capital in den Gewerben, dem Handel und dem Verkehrswesen hervorgerufen, ferner die Association auf den verwandten Gebieten der Volkswohlfahrt, des Erziehungswesens u. s. w.; auf der andern Seite: die Agitation gegen alle künstlich aufgerichteten, dem Geiste der Zeit nicht mehr entsprechenden Schranken und die dadurch angeregte legislative und administrative Thätigkeit.

Die Ueberspannung der Speculation im vorigen Jahre und die Ueberladung des Geldmarktes mit neuen Industriepapieren haben die Zahl neuer gewerblicher Unternehmungen für dieses Jahr bedeutend reducirt. Sind auch die Geldmittel

den übrigen Bedingungen einer soliden Unternehmung nicht grade voranzustellen, so wird doch ohne diese Stütze auch die glücklichste Idee nicht in's Leben treten können. Es läßt sich daher wohl annehmen, daß die neuerdings aufgetauchten oder in jüngster Zeit verwirklichten Projecte unzweifelhaft auf solider Grundlage stehen und deshalb hinreichend Anziehungskraft für das benöthigte Capital besitzen, um den Schwierigkeiten des Geldmarktes getrost entgegentreten zu können. Uebrigens sind die Monate Juni und Juli d. J. noch immer reich genug an neuen industriellen Schöpfungen gewesen, um uns die Wahl dessen zu erschweren, was wir in den engen Rahmen, den uns der Zweck dieser Zeilen und der denselben gewährte Raum vorzeichnen, aufnehmen möchten.

Im Bereich des Bergbaues und Hüttenwesens ist besonders die Umwandlung des 1846 in Hamburg zum Zweck des Raffinirens überseeischer Erze gegründeten „Elbkupferwerks" in eine „Elbhütten-Affinir- und Handels-Gesellschaft" zu erwähnen, welche sich mit einem Grundcapital von drei Millionen Mark Banco constituirt hat. Wie der Name anzeigt, ist mit dem Hüttenwerk auch eine (schon seit sechzig Jahren bestehende) Silber-Affinir-Anstalt, sowie ein Banquiergeschäft verbunden worden. Außerdem geht noch eine Anzahl im Herzogthum Nassau gelegener Kupfergruben in den Besitz der Gesellschaft über. — Auf Grundlage erworbenen, oder noch zu erwerbenden Eigenthums an reichen Eisenerzlagern und Kohlenfeldern haben sich fünf bis sechs Bergwerksgesellschaften in verschiedenen Gegenden Deutschlands gebildet, unter denen wir die größte, den „Deutz-Rügener-Bergbau-Verein" namentlich anführen. Die demselben gehörenden umfangreichen Eisensteingruben sind im Siegener Lande gelegen. Das Actiencapital ist auf 2,000,000 Thaler festgestellt. — Mehr künstlerisches als industrielles Interesse bietet die Gründung einer Gesellschaft in Athen „zur Ausbeutung der Marmorbrüche auf der Insel Paros," die uns zu der Hoffnung berechtigt, das zarte und überaus reine Material eines Praxiteles und Skopas in der Bildnerkunst von Neuem zu allgemeinerer Geltung gelangen zu sehen.

In der Industrie im engern Sinne sind es hauptsächlich Baumwollspinnereien und Webereien, für deren Errichtung die Unternehmungslust sich am thätigsten beweist. Dieser in raschem Aufblühen und immer großartigerer Ausdehnung begriffene Gewerbszweig verfolgt neben den naheliegenden industriellen Zwecken auch noch die allgemeine Tendenz, den Continent von Englands Monopol in den betreffenden Fabrikaten zu emancipiren. In den meisten Ländern Europa's wurden in den letzten Jahren einzelne größere Etablissements dieser Gattung begründet, neuerdings zeigt sich auch in Rußland hierfür lebhaftes Interesse. Kaum haben wir die Nachricht von der Grundsteinlegung zu den Gebäuden einer 3000 Arbeiter beschäftigenden Baumwollenmanufactur auf der Insel Kronholm in der Narowa erhalten, als auch schon wieder von der Gründung eines noch ausgedehnteren Unternehmens derselben Art in Moskau verlautet. In Deutschland, wo eben erst der Bau einer auf 54,000 Spindeln und 1200 Webstühle berechneten Fabrik in Bamberg in Angriff genommen worden ist, wurden anfangs Juli für eine ähnliche großartige Spinnerei, die zu Oberursel im Herzogthum Nassau gegründet werden soll, die Actienzeichnungen bei einem Frankfurter Bankhause eröffnet. Für den Augenblick beunruhigt übrigens die Furcht vor der continentalen Concurrenz die englischen Baumwollenfabrikanten (die im verflossenen Jahre noch für 38,000,000 Lstrl. Waaren erzeugt haben) weniger als die Abhängigkeit, in die sie, eben durch die große Bedeutung ihres Geschäfts für die ganze nationalökonomische Lage des Landes, vom Bruder Jonathan, als dem beinahe ausschließlichen Producenten des Rohproducts, gerathen sind. Von den im vorigen Jahre verarbeiteten 900 Millionen Pfund roher Baumwolle wurden mehr als 700 Millionen Pfund aus Nordamerika bezogen. Die häufige Hinweisung auf die möglichenfalls bei einem Conflict der beiden Brudervölker daraus erwachsenden commerciellen und politischen Gefahren hat vor Kurzem zu der Gründung eines Vereins geführt zum Zweck der Verbreitung der Baumwoll-Cultur über alle dafür geeigneten Theile der Erde. Derselbe hielt in London am 19. Juni sein zweites Meeting, in dem eine dahin bezügliche Petition an das Unterhaus beschlossen wurde.

Ein anderer nicht minder in lebhaftem Aufschwunge begriffener Gewerbszweig ist die Bierbrauerei. Begünstigt einerseits durch den wachsenden Wohlstand der Bevölkerung, andrerseits durch die Seltenheit ergiebiger Weinjahre, breitet derselbe sich immer weiter aus und zieht immer größere Capitalien in seinen Kreis. In Dresden wird an der mit einem Capital von 300,000 Thalern gegründeten Brauerei „zum Felsenkeller" eifrig gebaut, während Projecte in ähnlicher Dimension für Berlin, für Mainz und Wiesbaden auftauchen.

Als Beispiel weiter geförderter Arbeitstheilung ist die Errichtung einer Zucker-Raffinerie in Magdeburg mit einem Actiencapital von einer Million Thaler zu erwähnen, die nur das Raffiniren der Producte andrer Rübenzuckerfabriken zum Zweck hat.

Außer der Begründung einer Gesellschaft für den Kohlenhandel in Hamburg unter dem Namen „Elb-Kohlen-Compagnie" mit einem

Stammcapital von 2 Millionen Mark Banco, ist auf dem Gebiete des Handels von neuen bedeutenden Unternehmungen nichts bekannt geworden. Als nachgeborene Söhne der im vorigen Jahre sich überstürzenden Bankbewegung tauchen fast scheu noch einzelne kleinere Projecte auf, wie die Errichtung einer Credit-Gesellschaft in Elbing, einer Bank in Seraing bei Lüttich und ähnliche. Von früher gegründeten Geldinstituten ist noch der „Privatbank“ in Danzig zu gedenken, da dieselbe am 1. Juli ihre Geschäfte eröffnet hat.

Ein bei Weitem interessanteres Bild entrollt sich unserm Blick im Bereich des Verkehrswesens. Ist auch der Einfluß der Geldklemme hier nicht minder bemerkbar, wie auf den andern Gebieten, so gewährt doch die Förderung früher begonnener Arbeiten und die Leichtigkeit, mit welcher man auch von der Ferne aus den Fortschritt derselben im Einzelnen verfolgen kann, sowie die Perspective, welche sie uns auf ihre einstige Vollendung und die dadurch bewerkstelligte Vervollkommnung des Weltverkehrs eröffnen, eine ganz besondere Befriedigung.

Unter den Telegraphenlinien, welche in Ausführung begriffen, steht die „transatlantische“ in erster Reihe. Da indeß unsre Zeitschrift an anderer Stelle den Fortschritten dieses großartigen Unternehmens dauernd ihre Aufmerksamkeit widmet, so dürfen wir dasselbe hier füglich übergehen. — Dem im vorigen Jahre mißglückten Versuch einer Drahtlegung durch's Mittelmeer (damals zwischen Cagliari und Bona) soll gegenwärtig ein zweiter und hoffentlich glücklicherer folgen. Am 4. Juni wurde dafür die Actienzeichnung in London geschlossen. In seiner Gesammtlänge von 920 englischen Meilen soll der Telegraph bis zum 31. October dieses Jahres vollendet sein. — In Frankreich sind Vorarbeiten im Gange zu einer telegraphischen Verbindung zwischen sämmtlichen Seehäfen des Reichs, in Norwegen zu einer ähnlichen Verbindung der verschiedenen Küstendistricte für den Zweck, das Herannahen des Herings zur Laichzeit und namentlich die Bucht, in der er eingekehrt, den Fischern der ganzen Küste sofort signalisiren zu können. — Ein früher verlassenes Project einer submarinen Telegraphenverbindung zwischen England und der hannoverschen Küste ist in so weit wieder aufgenommen worden, als die concessionirte Gesellschaft einen Käufer für die ihr vor mehreren Jahren ertheilte Concession sucht.

Durch die am 15. Juni eröffnete Eisenbahnstrecke Herzogenbuchsee-Wylerfeld (letzteres eine provisorische Station in unmittelbarer Nähe von Bern) ist die Fahrt von Frankfurt a. M. nach Bern in einem Tage (von früh 5 Uhr bis Abends 9 Uhr 5 Minuten) ermöglicht. Nach Vollendung der Aarbrücke bei Bern und dem vollständigen Durchbruch des verhängnißvollen Hauensteintunnels wird diese Fahrt noch um einige Stunden abgekürzt werden. — Am 20. Juni fand auf der Laibach-Triester Bahn die erste Probefahrt statt; die Eröffnung steht für den 27. Juli bevor, ein nicht nur für Triest und die österreichische Monarchie, sondern auch für den Weltverkehr mit dem Orient bedeutungsvolles Ereigniß. — Genehmigt wurde im Monat Juni der Bau folgender Linien: in Deutschland: von Gera nach Weißenfels; — in der Schweiz: eine Bahn durch das St. Imier-Thal (Canton Bern) und eine desgleichen von Zürich nach Richterschweil am linken Ufer des Zürichsees; — in den Niederlanden: die Linie Mastricht-Nymwegen, als Fortsetzung der bestehenden Bahn von Aachen nach Mastricht; — in Frankreich: eine Bahn von Lille nach Straßburg und das Pyrenäenbahnnetz; — in Spanien: die Strecken von Villarobledo nach Cordova, Malaga und Granada, wo demnach bald auch in den stillen Ruinen der phantastisch-romantischen Alhambra der modernvorlaute Pfiff der Locomotive wiederhallen wird; endlich in Sardinien: die Durchbohrung des Mont Cenis. Neben der Kunde von all diesen großartigen, weltbewegenden Anlagen und Bauten, die theils projectirt, theils schon in Angriff genommen, geht in fast rührend idyllischer Einfalt die Nachricht einher von der am 15. Juni unter dem Jubel der anwesenden Bevölkerung vollzogenen feierlichen Eröffnung einer seit langen Jahren ersehnten, nun endlich vollendeten — Landstraße von Calw in Würtemberg durch das Nagoldthal nach Pforzheim.

Die Arbeiten am Suez-Canal nehmen einen raschen Fortgang; dieselben wurden in den letzten Wochen von dem Generalinspector der österreichischen Eisenbahnen, Herrn v. Negrelli, amtlich inspicirt. Während Herr v. Lesseps, der eigentliche Schöpfer dieses bedeutungsvollen Bauwerks, in England durch Meetings und andere Agitationsmittel seiner Idee auch dort Anhänger zu verschaffen sucht, hat Lord Palmerston am 7. Juli officiell erklärt, daß die britische Regierung gegen den Bau eingenommen sei, „weil derselbe Aegypten von der Türkei trennen und britisch Indien gefährden könnte.“

Von den Unternehmungen, welche die Association auf dem Gebiet der Volkswohlfahrt hervorgerufen, heben wir neben den, einer besonders segensreichen Thätigkeit sich widmenden Baugesellschaften, auf deren Besprechung wir diesmal nicht näher eingehen können, nur die Gründung, respective Eröffnung einiger neuer Versicherungsanstalten hervor. Concessionirt wurden: die „Erste ungarische Assecuranz-Gesellschaft“ in Pesth und die „Norddeutsche Versicherungs-Gesellschaft“ in Hamburg, beide für

sämmtliche Zweige des Versicherungswesens bestimmt. Ihre Geschäfte eröffneten: die Lebensversicherungs-Gesellschaft „Germania" und die See- und Flußversicherungs-Gesellschaft „Union", beide in Stettin. Weit entfernt, sich gegenseitig Concurrenz zu bereiten, wirken neu gegründete solide Anstalten dieser Art noch immer nur dahin, weiteren Kreisen der Bevölkerung die Wohlthat ihrer gesittigenden Wirksamkeit zugänglich zu machen.

In Betreff der Volkserziehung sind zwei erfreuliche Vorgänge aufzuzeichnen: die am 3. Juni in Frankfurt am Main eröffnete „allgemeine Versammlung deutscher Lehrer," in welcher namentlich die lang vernachlässigte Frage über weibliche Bildung einer vielseitigen, wenn auch noch nicht erschöpfenden Erörterung unterzogen wurde, und die am 22. desselben Monats unter dem Vorsitze des Prinzen Albert in London eröffnete „Conferenz für Volkserziehung." Ein jeder Schritt in dieser Richtung muß mit um so lebhafterer Freude begrüßt werden, je offener sich uns die mangelhafte Bildung des Volkes (und selbst desjenigen Theils desselben, welcher sich gewöhnlich nicht gern unter dies Collectiv mit einbegreifen läßt) in Tischrücken und Geisterklopferei, in dem Glauben an Azteken, an Regazzonis und Revalenta arabica, in der zunehmenden Frequenz der Spielhöllen, in tausend haarsträubenden Rohheiten und albernen Abgeschmacktheiten, wie noch jüngst in der Weltuntergangsfurcht vom 13. Juni d. J. offenbart.

Ein neues Unterrichtsgesetz für Spanien wurde von den Cortes am 22. Juni angenommen, ein Gesetzentwurf zu gleichem Zwecke für die Niederlande am 1. Juli von den Abgeordneten zu berathen begonnen.

Die bekanntlich zuerst vom „Bremer Handelsblatt" angeregte Agitation für einen Congreß deutscher Volkswirthe im Zusammenhang mit der Errichtung von localen volkswirthschaftlichen Vereinen ist im Wachsen begriffen und wird hoffentlich in nicht zu ferner Zeit die Verwirklichung dieser sehr zeitgemäßen und fruchtbaren Idee erreichen.

Auch dem Mißbrauch des Associationsrechtes sind einige Worte zu widmen. Als Seitenstück zu den massenhaften Arbeitseinstellungen in Deutschland während der Monate April und Mai, denen im Juni noch einzelne Nachspiele, wie das der Türkischrothfärber in Elberfeld und der Säger auf den Zimmerplätzen in Hamburg gefolgt sind, ist neuerdings ein noch weit verderblicherer Mißbrauch hervorgetreten, in den Coalitionen nämlich der Handwerker und Fabrikanten, um eine Erhöhung ihrer Waarenpreise zu erzwingen. Noch unerquicklicher wirkt diese Erscheinung dadurch, daß es die durch einen hohen Schutzzoll schon sehr begünstigten Papierfabrikanten waren, welche den ersten Anstoß dazu gaben. Bereits am 4. Mai hatten sie eine Versammlung in Düsseldorf abgehalten, am 3. Mai traten sie in Stettin, am 8. Juni endlich zu einer größeren Versammlung in Frankfurt am Main zusammen und beschlossen dort, den Preis des Papiers um fünfzehn bis zwanzig Procent zu erhöhen. Ihnen folgten am 5. Juli in Darmstadt die Zündwaarenfabrikanten von Süd- und Mitteldeutschland, während gleichzeitig die Speisewirthe in Coburg, die Eisenwaarenfabrikanten im Bergischen und die Hutfabrikanten in Köln ähnliche Verabredungen trafen. Diesem verkehrten, durch freie Concurrenz übrigens leicht zurückzuweisenden Treiben gegenüber, haben einige Handwerkerinnungen, wie die Schuhmachermeister und Schneider in Hildesheim und die Blechnerzunft in Freiburg ein viel richtigeres Verständniß der Association und der Forderungen unsrer Zeit bewiesen, indem die Ersteren sich zum gemeinschaftlichen Einkauf ihres Bedarfs an Rohproducten im Großen verbanden, die Letztern aber eine weiter gehende Arbeitstheilung unter sich einführten, in der Art, daß jeder Meister nur eine Gattung von Arbeiten zu liefern sich anheischig machte.

Die über Erwartung günstigen Berichte vom Stand der Saaten aus fast allen ackerbautreibenden Ländern der Welt lassen hoffen, daß ein zeitweilig eintretendes Sinken der Lebensmittelpreise die unabwendbar fortschreitende Steigerung der Preise im Allgemeinen wenigstens mäßigen werde.

Indem wir im Vorübergehen zweier gegenwärtig noch andauernden Industrieausstellungen gedenken: für die Provinz Schlesien in Breslau (eröffnet am 29. Mai) und für die gesammte Schweiz in Bern (eröffnet am 27. Juni), wenden wir uns zu der zweiten Gruppe volkswirthschaftlicher Vorgänge, welche hauptsächlich durch das Streben nach freierer Entwicklung charakterisirt sind.

Mit besonderer Freude begrüßen wir hier die neuen Einigungsversuche der deutschen Staaten auf commerziellem Gebiete: den „Wiener Münzvertrag" vom 24. Januar dieses Jahres, insofern bereits mehrere Staaten die durch denselben creirten neuen Münzen geprägt und mit dem 1. Juli ausgegeben haben, und die „Nürnberger Conferenz" zur Berathung eines gemeinsamen deutschen Handelsgesetzbuches, welche am 2. Juli ihre letzte Plenarsitzung gehalten und das von ihr vollendete Werk nunmehr einer Redactionscommission übergeben hat.

Darauf tritt uns zunächst eine lebhafte Agitation für Umgestaltung der Gewerbegesetze, namentlich des veralteten Innungs- und Concessionswesens entgegen. In Oesterreich und in Hannover ist die Revision der bisherigen Gewerbeordnung im Werke. In Kurhessen

trägt der Handels- und Gewerbeverein von Hanau auf die Aufhebung der Zünfte an und in Kopenhagen gesteht ein Beschluß der Bürgerrepräsentanten dem dort in ungemilderter mittelalterlicher Strenge bestehenden Zunftzwang nur noch eine Galgenfrist von drei Jahren zu. — Ein anderer Fortschritt zu freierer Bewegung im commerziellen Verkehr ist durch den am 14. Juni publicirten neuen russischen Zolltarif eingetreten, dessen einzelne Bestimmungen freilich die gespannten Erwartungen, welche man seit dem Regierungswechsel von diesem längere Zeit verschobenen Act gehegt hatte, durchaus nicht befriedigen, dennoch aber ansehnliche Vortheile gegen das frühere System einräumen, die namentlich Preußens Handel zu Gute kommen. Selbst in der Türkei stehen Reformen des Zollwesens in Aussicht, was uns übrigens bei Weitem weniger Interesse darzubieten scheint, als die Thatsache, daß nun auch in Würtemberg, der eigentlichen Heimath des deutschen Schutzzolls, einzelne Stimmen gegen die Fortdauer des zu weit ausgedehnten Fabrikantenschutzes sich erheben. — Eine Conferenz des Zollvereins zur Regulirung der Zuckersteuer und, wie verlautet, auch zur Verständigung über gleichmäßige Normen in Betreff der Banknoten-Circulation ist am 8. Juli in Berlin eröffnet worden. — Der schon lange erwartete Vertrag zur Erleichterung der Handelsbeziehungen zwischen Rußland und Frankreich wurde am 14. Juni unterzeichnet.

An dieser Stelle ist auch der internationalen Eisenbahnverträge zu gedenken, welche am 10. Juni zwischen Frankreich und Luxemburg, am 19. Juni zwischen Spanien und Frankreich und am 3. Juli zwischen Frankreich und Rheinbaiern abgeschlossen worden. — Eine Conferenz von Bevollmächtigten des mitteldeutschen Eisenbahnverbandes hat am 18. Juni in Friedrichshafen stattgefunden, um den Güterverkehr von Harburg und Berlin nach der Schweiz über Frankfurt am Main zu lenken, als auf eine gegen den bisherigen Weg um fünfundzwanzig Meilen kürzere Linie. — Die mit dem 1. Juli auf einigen französischen Eisenbahnen eingeführten Abonnementsbillets (erste Classe hundertundfünfzig Franken, zweite Classe hundertundzwanzig Franken monatlich) für beliebige Benutzung der verschiedenen Bahnen und Züge, so wie die von der Verwaltung der Oberschlesischen Bahn getroffene Anordnung, nach welcher das einmal gelöste Billet seine Gültigkeit bei nicht unternommener oder unterbrochener Fahrt auch für einen späteren Tag behält, sind als neue Erleichterungen im Verkehr mit Freude zu begrüßen.

In Finnland wurde die Küstenschifffahrt frei gegeben, in Nordamerika die Aufhebung des Küstenschifffahrts-Monopols eingeleitet.

Besonders entschieden tritt in unsern Tagen die Agitation gegen die Zölle und Monopole auf, durch welche die Schifffahrt auf den Strömen bisher beeinträchtigt worden. Nachdem der Sundzoll, dieser plumpe und wie es schien unverwüstliche Stein des Anstoßes für den gesammten Welthandel, gefallen, regt es sich gegenwärtig immer mächtiger für die Aufhebung aller Flußzölle, zunächst in Betreff des Elbstroms. — Auf der Donau wird der bisher in Oesterreich ausschließlich concessionirten österreichischen Donau-Dampfschifffahrt-Gesellschaft immer energischere Concurrenz bereitet, welche sie bereits zur Herabsetzung ihres Frachttarifs genöthigt hat. Die Befreiung der Donauschifffahrt von jedem Monopol, eine Frucht des letzten Pariser Friedenscongresses, regt in Frankreich die Speculation zu den großartigsten, die Strecke von Ulm bis in's schwarze Meer umfassenden Unternehmungen an. Endlich sind auch im Paßwesen weitere Erleichterungen des Verkehrs eingetreten. So in den endlosen Formalitäten, welche man bisher bei der Ankunft der Reisenden im Hafen von Kronstadt zu beobachten hatte, in der Dauer der russischen Pässe für den Aufenthalt im Auslande, die auf fünf Jahre ausgedehnt wurde und durch die mit dem 1. Juni vollzogene Aufhebung der Paßcontrole in Minden.

Briefe über Industrie.

II.

Bei den Eingebornen von Chili und Peru soll man hier und da noch jetzt ein Werkzeug antreffen, das dazu benutzt wird, leichten, sandigen Boden zu umbrechen. Es besteht aus einem Baumstamme, der mit einem kurzen, hakenförmigen Zweige versehen ist. Diesem unvollkommenen Instrumente mag der erste Pflug nicht unähnlich gewesen sein, dessen sich der Mensch bediente, um die ersten Furchen zu ziehen, ohne sich der Wichtigkeit seiner Handlung und ihrer Motive klar bewußt zu sein. Sclaven und Gefangene mögen mit dem Hausthier abgewechselt, ihre Kräfte erschöpft haben, um diesen Schreckenspflug in Bewegung zu setzen. Leibeigne und Besiegte mußten auch später den verbesserten Pflug ziehen, bis der Sieger und Freie selbst Gefallen fand an dem wichtigen Ackerwerkzeug und seinem Gebrauch, bis Kaiser und Könige ihn achten lehrten, ihn führen lernten.

So plump und roh der erste Pflug gewesen sein mag, seine Anwendung war von den wichtigsten socialen Folgen. Es gibt kein Werkzeug, das in die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse tiefer und segensreicher

eingegriffen hätte, als die Pflugschaar. So weit uns die Geschichte zurückdenken lehrt, immer hielten die Menschen den Pflug in Ehren. Den Aegyptern war er ein Sinnbild der nach Brod gehenden Kunst, welche den Schoos der fruchtbaren Erde öffnet, Roß und Stier bändigt und gelehrig macht.

Durch Vermittlung des Pflugs wurde nicht bloß die Oberfläche des Ackerlandes, ward auch der sociale Boden „gewendet", Licht und Luft erhielten den heilsamen Zutritt in's Innere des einen; die Anhänglichkeit an die Heimath und das Gefühl des Eigenthums schlugen Wurzel in dem andern. —

Der jungfräuliche, gehegte Boden war dankbar für die erhaltene Pflege, er gab reichlichere und bessere Früchte, lohnte Mühe und Aussaat, fesselte den Menschen an sich. Zwischen der gepflügten Scholle und ihren Bewohnern ward ein festes Bündniß eingeleitet, die Beziehungen des Einen zum Andern nahmen einen geordneten Charakter an. Der Mensch fühlte sich an den Platz gefesselt, an welchem er warten und hoffen lernte. Er wählte ihn zum ständigen Aufenthalte für sich und die Seinen, vertheidigte ihn gegen feindliche Angriffe und hörte auf Nomade zu sein.

Eine wichtige Verbesserung des alten, rohen Pflugs treffen wir bei den alten Hebräern. An einer mit einem Querholz versehenen Deichsel zogen Ochsen die hölzerne, vorn mit Eisen beschlagene Pflugschaar, während der Pflüger mit der Pflugsterze die Arbeit leitete. In der Bibel werden dieser einzelnen Pflugtheile Erwähnung gethan.

Die alten Griechen führten eine wesentliche Verbesserung ein; sie nahmen die Räder vom Siegeswagen und thaten sie an den Pflug. Dadurch wurde die übermäßige Einsenkung der Schaar in den Boden verhindert und die ganze Handhabung des schweren Werkzeugs bedeutend erleichtert.

Die Römer folgten dem Beispiel der Griechen, versahen den Pflug mit Rädern und führten ihn auf ihren Eroberungszügen in den unterjochten Ländern, namentlich in England und Frankreich ein.

Bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts blieb das Werkzeug ohne wesentliche Abänderungen. In manchen Ländern waren die Verbesserungen gar nicht bekannt oder scheiterten an den verkümmerten Zuständen des Landmannes unter dem Einfluß der ehemaligen Feudalherrschaft.

Erst im vorigen Jahrhundert fing man an, sich von der Aufgabe des Pflugs unter den verschiedenartigsten Bodenverhältnissen genauer Rechenschaft zu geben und die Formen seiner einzelnen Theile den mannigfaltigen Umständen, welche beim Pflügen in Betracht kommen, schärfer anzupassen. Flandern und Brabant waren im Anfang des vorigen Jahrhunderts im Besitz eines gerühmten Pflugs, bekannt unter dem Namen Rothenhamer Pflug, der in England eingeführt und dort verbessert wurde.

Von Schottland, wo man vergeblich nach einem schlechten oder mangelhaften Pfluge oder einem andern schlechten Ackerwerkzeuge suchen würde, ging die Reform des wichtigen Geräths aus und verbreitete sich nach und nach in England und den meisten Ländern des Continents.


Der erste Pflug.

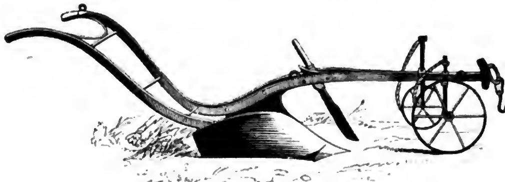
Ein schottischer Uhrmacher, J. Small, der sich um die Construction der landwirthschaftlichen Geräthschaften große Verdienste erworben hat, errichtete im Jahre 1763 in Berwickshire eine Fabrik landwirthschaftlicher Instrumente zu Blakader-Mount, und beschäftigte sich dreißig Jahre lang mit Untersuchungen und Verbesserungen in diesem wichtigen Fabricationszweige. Das Werkzeug, welches noch heute seinen Namen trägt, wurde in England lange Zeit für das Ideal eines Pflugs gehalten. Im Jahre 1795 erschien in England eine Schrift unter dem Titel: An essay on the construction of the plough, deduced from mathematical principles and experiments. In diesem Titel ist der Grund angedeutet, welcher die hervorragende Stellung erklärt, die die Landwirthschaft in Großbritannien einnimmt. Die Anwendung mathematischer Principien auf die Construction der landwirthschaftlichen Werkzeuge, die hohe Entwicklung des Maschinenwesens haben England und Schottland zu einem landwirthschaftlichen Musterstaat gemacht, in welchem man sich

erzeugt, daß der Ackerbau der größte, schönste und segensreichste Industriezweig ist.

Der technische Ausdruck, die industrielle Form auf wissenschaftlicher Grundlage, die wissenschaftliche Darstellung auf Grund der materiellen Interessen: das ist es, was in England alle Theile des großen Industrieprocesses durchdrungen, was der englischen Theorie Fleisch und Blut gegeben hat, was im praktischen Erwerbsleben aller andern Völker nachgeahmt zu werden verdient. Während die Anfertigung landwirthschaftlicher Werkzeuge noch lange in ganz Europa den Händen unwissender, armer Handwerker auf dem Lande und in kleinen Städten anvertraut blieb, standen in England und Schottland geschickte Mechaniker an der Spitze großer Anstalten, welche sich zur Aufgabe machten, diese Werkzeuge so vollkommen darzustellen, daß die mit ihnen ausgeführten ländlichen Arbeiten schneller, billiger und vollständiger bewerkstelligt werden konnten, als sonst irgendwo. Die günstigen Folgen solcher Bestrebungen blieben nicht verborgen, sie wurden auch in Deutschland anerkannt, dienten auch hier dem Fortschritt zu einem mächtigen Impuls. Dank den Bemühungen der deutschen landwirthschaftlichen Vereine und Institute, Dank der einflußreichen Stellung, welche ihnen von einsichtsvollen Regierungen angewiesen, wurden auch in Deutschland seit dem Frieden große Fortschritte in der Verbesserung der Ackergeräthschaften gemacht und besonders die verschiedenen Pflugarten vervollkommnet. Indeß bleibt in Bezug auf die allgemeine Verbreitung der vollkommensten Pflüge und anderer Geräthschaften im deutschen Zollverein noch viel zu wünschen übrig, und es ist gut, daß die Aufmerksamkeit unsrer gebildeten deutschen Landwirthe fortwährend auf England, Belgien und Amerika, als auf diejenigen Länder hingerichtet ist, welche zum fruchtbaren Studium der Landwirthschaft die mannigfaltigste Gelegenheit darbieten.

So einfach die Arbeit des Pflügers scheint, so große Vorsicht und Sorgfalt erfordert sie doch, wenn sie ihrem Zwecke entsprechen soll. Dieser Zweck besteht im Allgemeinen darin, daß der untere Theil des Bodens der chemischen Einwirkung der Atmosphäre, des Lichts und der Wärme zugänglich gemacht, also an die Oberfläche gebracht, der obere nach unten gebrachte Theil aber mit den Salzen und Düngstoffen der Ackerkrume in Berührung gesetzt und das Unkraut dabei als Dünger untergepflügt wird. Das Pflügen dient außerdem dazu, den nassen Boden auszutrocknen, einen zähen Boden zur Aufnahme größerer Feuchtigkeit durch Auflockerung geschickt zu machen, verschiedene Bodenarten unter einander zu mengen und so das Feld zur Aufnahme der Saat vorzubereiten.

Je nachdem die eine oder die andere dieser Absichten einzeln oder vereint erreicht werden soll, bedient sich der Landbau eines mehr oder minder einfachen Pfluges und einer größeren oder geringeren Zugkraft. Zum Unterpflügen des Düngers und zur Zerstörung des Unkrauts bedarf es keiner so tiefen Furchenbildung als zur Vorbereitung der Aussaat. Im ersten Falle genügt eine Tiefe von zwei bis drei Zoll, im andern ist in der Regel eine Tiefe von ein halb bis ein Fuß und mehr erforderlich. Die Entfernung der Furchen beträgt je nach Beschaffenheit des Bodens und nach Art der Frucht fünf bis acht Zoll. Man pflügt am häufigsten im Herbst den bereits cultivirten Boden, nachdem die Winterfrüchte geerntet sind. Die Stoppeln werden seicht untergepflügt, und vor dem Winter wird häufig ein zweites Pflügen vorgenommen, das den Zweck hat, die tiefen, rauhen Furchen der Einwirkung des Frostes auszusetzen. Auch im Frühjahr und Spätsommer bedient man sich des Pflugs zur Umarbeitung des Bodens.



Der Schwingpflug.

Zu den Hauptpflugarten gehören:

1) Der Untergrundpflug (subsoil plough). Mit ihm wird die Erde in größerer Tiefe bloß aufgewühlt, aber nicht gewendet. Er bildet gewissermaßen eine ununterbrochene Maulwurfshügellinie auf dem Ackerfelde.

2) Der Schwingpflug (swing plough) zum Unterpflügen des Unkrauts und Düngers und zur Furchenbildung. Er findet die häufigste Verwendung. Die Construction des englischen Schwingpflugs, von welchem wir hier

eine Abbildung geben, findet in den verschiedenen Ländern mehr oder weniger unwesentliche Abänderungen.

Dieser in England vorherrschende Pflug ist gewöhnlich ganz aus Eisen gearbeitet, hin und wieder bestehen einzelne Theile aus Holz, wie z. B. die Handhabe, die sogenannten Sterzen. — In Deutschland ist statt der gabelförmigen Doppelsterze eine einfache Sterze am gebräuchlichsten. Auch der Pflugbaum (Grindel), die Fortsetzung der linken Sterze, ist oft von Holz. Die rechte Sterze führt an das Streichbrett (steal-breast, tourne-sillon), das nach geometrischen Grundsätzen aus Guß-, oft auch aus Schmiedeeisen in mannigfaltigen Abweichungen gebaut wird und dazu dient, den von der eisernen, verstählten Schaar gehobenen Erdlappen bald rechts, bald links, bald nach beiden Seiten zu wenden. Vor Streichbrett und Schaar geht ein am Grindel befestigtes Messer, das sogenannte Sech, voraus. Das Sech hat manchmal die Form eines verjüngten Pflugs, meistens aber die eines Messers und dient dazu, die Wurzeln des Unkrauts durchzuschneiden und der Schaar vorzuarbeiten. Es ist gut verstählt und mit Hülfe einer Schraube gestellt. Von den eisernen, auf getrennten Achsen stehenden Rädern von ungleichem Durchmesser läuft das linke kleinere auf dem ungepflügten, höher gelegenen Theile des Ackers, das rechte in der Vertiefung; zum Abkratzen der Erde, die sich an die Räder hängt, dienen eigne Kratzeisen. Statt zweier Räder sind viele Pflüge nur mit einem Rade versehen, und statt der Räder überhaupt dienen in Belgien und Deutschland oft hölzerne Stelzen, auf denen das Vordertheil des Pflugs ruhen kann. Außer den angeführten Arten ist ferner unter Anderen noch viel gebräuchlich

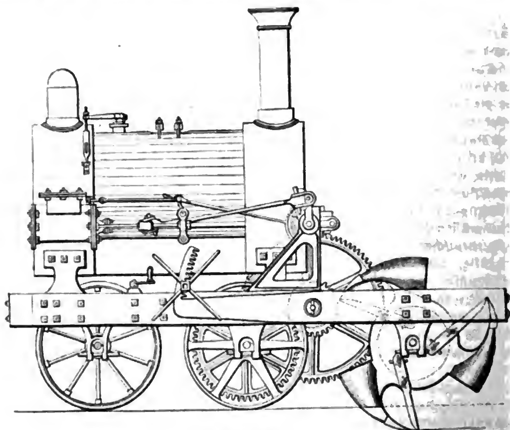
3) der **Häufelpflug** oder **Cultivator** zum Behäufeln von Gewächsen mit Erde an beiden Seiten.

Der Gedanke, das mächtige Dampfroß auch zum Pflügen zu benutzen, hat die Mechaniker seit vielen Jahren lebhaft beschäftigt.

England und Amerika haben große Anstrengungen gemacht, dies Problem, eins der größten unsrer Zeit, zu lösen. Diese Lösung ist zwar noch nicht vollständig gelungen, aber doch bis zu einem Punkte gediehen, welcher unsre volle Aufmerksamkeit und Bewunderung verdient.

Der gesetzgebende Körper von Canada unterstützte die leider nicht zur Ausführung gekommene Absicht Romaine's, seinen Dampfpflug bei Gelegenheit der zweiten Weltausstellung in Paris der Oeffentlichkeit zu übergeben. Unvorhergesehene Umstände verhinderten den Erfinder, zu rechter Zeit an Ort und Stelle zu sein und seinen Dampfpflug auf den Feldern von Trappes bei Versailles arbeiten zu lassen. Aber, obgleich der Jury keine Gelegenheit gegeben ward, ihr Urtheil über die Resultate des Dampfpfluges auszusprechen und — was sehr zu bedauern ist — die Unternehmer zu ermuntern, so gab es doch Augenzeugen, welche gesehen haben, daß Mr. Romaine mit seinem Dampfpfluge unweit Paris ein Feld von hundert Yards vollständig beackerte.

In England sind ähnliche Versuche mit dem



Der Dampfpflug.

rbertheil ... Usher in Edinburgh construirten Dampf-
'führt... pflüge angestellt worden, von dem hier eine
ist ... Abbildung gegeben wird.

Das fünfte Rad am Wagen konnte nicht besser zu Ehren gebracht werden, als durch diese auf vier Rädern ruhende Locomobile. An der durch jenes fünfte Rad gedrehten Welle befindet sich ein System von Pflügen und Messern, welche den Boden aufwühlen und der ganzen Maschine, deren Arbeit rückwärts vor sich geht, zugleich den Dienst der Radschaufeln eines Dampfschiffes leisten, um sie fortzubewegen. Dieser Dampfpflug kostet 500 Pf. Sterl. Er mag ein Gewicht von 70 bis 80 Centnern haben und dies dürfte ein Haupthinderniß seiner Anwendung sein. Bei diesen ersten Versuchen wird es indeß voraussichtlich nicht sein Bewenden haben; sie werden weiter führen und den menschlichen Geist nicht eher ruhen lassen, als bis das vorgesteckte Ziel erreicht und damit ein neuer Schritt auf der unendlichen Bahn der Cultur gethan ist.

Der

Briefverkehr in Großbritannien.

Der kürzlich veröffentlichte Bericht des Generalpostmeisters von England für das Jahr 1856 liefert einen neuen Beweis, in wie ungeheurem Maßstabe der Briefverkehr dieses Landes alljährlich im Wachsen begriffen ist. Die immer consequentere Durchführung des Rowland Hill'schen Systems des billigen Portosatzes, das insbesondere in der Ermäßigung des indischen Portos einen neuen Fortschritt gemacht hat, ist ohne Zweifel die Hauptursache jener Erscheinung, und schon jetzt ist die stark bezweifelte Prophezeiung des Urhebers des Pennyportos erfüllt, daß binnen wenigen Jahren der augenblickliche pecuniäre durch die Portoermäßigung herbeigeführte Ausfall mächtig gedeckt sein werde.

Die Bedürfnisse des inneren Dienstes haben im letzten Jahre die Errichtung von 368 neuen Postbureaux erheischt, so daß davon im vereinigten Königreiche jetzt 10,866 existiren. Die Gesammtstrecken, welche die Briefposten, ausschließlich der Beförderung durch die Dampfböte und Briefträger, zurücklegen, beträgt täglich 61,000 (engl.) Meilen, 2600 Meilen mehr als am Schlusse des Jahres 1855. In England sind im letzten Jahre nicht weniger als 388 Millionen Briefe befördert, was gegen das Vorjahr eine Vermehrung um 5½ % ergibt. In Irland beträgt die Zahl der beförderten Briefe 42 Millionen, in Schottland 48 Millionen, dort eine Vermehrung von 1¼ %, hier von 4½ % gegen das Vorjahr. In England kommen hiernach auf jeden Kopf der Bevölkerung 20 Briefe, in Irland 7, in Schottland 16.

Die Briefe nach Indien haben sich in Folge der Ermäßigung des Portos von 1 Schilling auf die Hälfte dieser Summe von 800,000 auf 1,100,000 vermehrt. Ebenso hat sich die Correspondenz mit Frankreich in Folge der Portoermäßigung um 1,000,000 Briefe, ⅓ der ganzen bisherigen Anzahl, vermehrt. Die Correspondenz mit den Vereinigten Staaten hat sich um 125,000 Briefe vermehrt, wodurch aber der Ausfall noch nicht ersetzt ist, welcher in Folge der durch den russischen Krieg herbeigeführten Störungen im Dienste der Postschiffe eingetreten war.

Die Zahl der Zeitungen, welche im letzten Jahre durch das Londoner Postamt gingen, wird auf 71 Millionen geschätzt. In Folge unvollständiger Adressen konnten 2,400,000 Briefe und 550,000 Zeitungen nicht befördert werden. Durch Baareinzahlungen sind nicht weniger als 11,805,562 Lstrl. befördert. Die Brutto-Einnahme des Postamts betrug 2,867,954 Lstrl., eine Zunahme um 5½ % gegen das vorletzte Jahr. Im Vergleich mit dem ersten Jahre des billigen Portosatzes 1840 beträgt die Vermehrung 111% und verglichen mit dem letzten Jahre des hohen Portos 20 %.

Für die Beförderung der Briefe in und um London hat sich eine neue Maßregel als für die rasche Beförderung sehr zweckmäßig erwiesen und beim Publicum rasch Anklang gefunden, die Maßregel, wonach London und die nächste Umgegend in Districte getheilt wurde, deren jeder mit bestimmten Buchstaben bezeichnet ist, so daß durch die Angabe der Buchstaben des Districts, für welchen ein Brief bestimmt ist, das Geschäft der Vertheilung sehr erleichtert wird. Schon werden täglich 55,000 Briefe, ⅓ des Gesammtbetrages, in dieser Weise befördert.

Die

Moderateur - Lampe.

Von Dr. Schellen.

Bereits im Jahre 1800 erfand der Franzose Carcel eine Lampe, in welcher das Oel aus dem Fuße vermittelst eines einfachen Pumpwerkes, das durch ein Uhrwerk seine Bewegung erhielt, nach dem Dochte emporgehoben wurde. Die Dimensionen der Lampe und des Uhrwerks waren so getroffen, daß für die ganze Zeit des Brennens, etwa sechs bis acht Stunden, das Oel in mehr als hinreichender Quantität genau auf dieselbe Höhe gehoben wurde und alles

überflüssige Oel von selbst und ohne der Flamme nachtheilig zu werden in den Oelbehälter wieder zurückfloß. Ein constantes Zuströmen des Brennmaterials bis auf dieselbe Höhe am Dochte war also durch die Carcel'sche Pumplampe zum ersten Male erreicht worden und dadurch ein bedeutender Fortschritt in der Construction der Beleuchtungsapparate geschehen. Ungeachtet der nicht wenig complicirten inneren Einrichtung des Uhr- und des Pumpenwerkes und des dadurch herbeigeführten hohen Preises fanden diese neuen Lampen doch alsbald sehr weite Verbreitung. Denn mit der Regelmäßigkeit und der langen Dauer ihres Brennens verband sich in ihnen der Vortheil, daß, da der Oelvorrath sich im Fuße befand, dieselben nicht bloß sehr fest standen und die eleganten Formen von Säulen, Obelisken u. s. w. annehmen konnten, sondern auch ihr Schatten sich auf einen kleinen Raum um den Fuß herum beschränkte und also ihr Licht gleichmäßig nach allen Richtungen hin durch die zu erleuchtenden Räume drang.

Wenn indessen die Carcel'schen Lampen bezüglich ihrer Leistungen vollkommen zu nennen waren, so konnte dieses doch nicht von den Mitteln gesagt werden, durch welche diese hervorgebracht werden mußten. In der That erforderte die Behandlung des Uhrwerkes eine besondere Vorsicht, und, wenn auch die beiden Pumpen eine sehr einfache Construction besaßen, so waren doch Stockungen bald im Uhrwerk, bald in der Pumpe nicht zu vermeiden und veranlaßten Reparaturen, welche von gewöhnlichen Klempnern nicht ausgeführt werden konnten.

Die nächsten Verbesserungen der Carcel-Lampe waren daher darauf gerichtet, das Princip derselben, wonach das im Fuße der Lampe befindliche Oel durch ein enges Röhrchen bis zum Dochte in stets hinreichender Quantität hinaufgepreßt wurde, beizubehalten, dagegen den Motor, das Uhr- und Pumpwerk, durch einen anderen einfachen Druck zu ersetzen.

Diese Aufgabe ist in den gegenwärtig zu großer Vollkommenheit und Eleganz ausgebildeten Moderateur-Lampen in so vorzüglichem Grade gelöst, daß sie sowohl rücksichtlich der Leistung und der inneren Einrichtung, als auch der äußern Form und des niedrigen Preises kaum noch etwas zu wünschen übrig lassen.

Die Figur 1. zeigt den inneren Mechanismus einer solchen Lampe. — AA ist der äußere, aus broncirtem Blech, Bronce oder Porzellan gefertige Mantel, in welchem der eigentliche blecherne Lampenkörper BB steckt, der in der Regel durch eine unter dem Fuße befindliche Schraube und oben durch eine trichterförmige Erweiterung, durch welche das Oel eingegossen wird, mit der äußeren Hülle verbunden ist. In dem Innern des Lampenkörpers BB läßt sich ein Kolben CC so auf und abbewegen, daß er überall dicht an den Wänden anschließt. Schon in der Einrichtung des Kolbens ist möglichste Einfachheit mit großer Vollkommenheit in dem engen und dichten Anschließen an die Gefäßwand verbunden. Er besteht nämlich bloß aus einer graden Platte CC, welche mit starkem Leder derartig überzogen ist, daß letzteres rings herum noch etwa einen Zoll tief unter dem Kolben herabhängt, wie es aus der Figur erkenntlich ist.

Der Kolben C hängt an einer Stange D, welche aus dem innern Lampenkörper heraustritt und oben mit Zähnen versehen ist; in diese gezahnte Kolbenstange greift ein Getriebe, welches mit Hülfe eines aufgesteckten Schlüssels E rund gedreht werden kann und, wenn solches geschieht, die gezahnte Stange nebst dem daran befestigten Lederkolben in die Höhe hebt.

Eine starke eiserne Feder F, welche mit dem einen Ende auf dem oberen Theile des Kolbens C, mit dem andern Ende oben an der Blechwand der Lampe befestigt ist, umgibt mit ihren Windungen die gezahnte Stange, und wird, so oft letztere mit Hülfe des Schlüssels E aufgezogen wird, mit ihren Windungen zusammengelegt. In diesem Falle übt sie gegen den Kolben CC einen starken Druck aus und, wenn die Lampe nicht mit Oel gefüllt ist, treibt sie denselben, wenn sie durch Loslassen des Schlüssels E frei und sich selbst überlassen wird, sehr schnell wieder bis auf den Boden BB herab.

Anders aber verhält es sich, wenn vor dem Aufziehen die Lampe gefüllt wird. Im Ruhezustande steht nämlich der Kolben CC auf dem Boden BB und die Feder F ist dann abgespannt. Man gießt nun das Oel bei R in das Innere der Lampe, wo es sich oberhalb des Kolbens CC ansammelt und den ganzen innern Raum BBBB anfüllt. Indem man nun mittelst des Schlüssels E den Kolben in die Höhe zieht, kann das Oel zwischen der Gefäßwand und dem rings herabhängenden Lederlappen unter den Kolben gelangen. Es entsteht nämlich durch das Heraufgehen des Kolbens unterhalb desselben ein luftverdünnter Raum; die atmosphärische Luft aber drückt mit voller Kraft auf das Oel und gewinnt so das Uebergewicht über den Luftdruck unterhalb des Kolbens. Hiedurch wird die Lederkappe etwas nach innen gebogen und dem Oel der bezeichnete Durchgang bis unter den Kolben gestattet. Ist auf diese Weise die Feder ganz aufgewunden und alles Oel unterhalb des Kolbens gekommen, so läßt man den Schlüssel E frei und gestattet der Feder F, sich wieder auszudehnen und ihren Druck gegen den Kolben auszuüben.

Durch diesen Druck aber wird das Oel unter dem Kolben stark gepreßt und pflanzt diesen

Druck gegen die herabhängenden Lederlappen des Kolbens fort, so daß diese fest gegen die Gefäßwand der Lampe angepreßt werden und das Zurücktreten des Oels oberhalb des Kolbens verhindern. Auf diese Weise verschließt sich das durch die Ausdehnung der Feder gepreßte Oel von selbst den Rückweg.

In dem Kolben CC befindet sich indessen ein während das nicht verbrannte Oel über den Dochthalter I überfließt, in den Füllraum bei R¹ tropfenweise zurückfällt und sich oberhalb des Kolbens ansammelt.

Hat die Feder sich wieder abgewickelt und den Kolben bis auf den Boden der Lampe herabgedrückt, so kann kein Oel mehr in die Höhe steigen; durch ein erneuertes Aufziehen

Fig. 1.

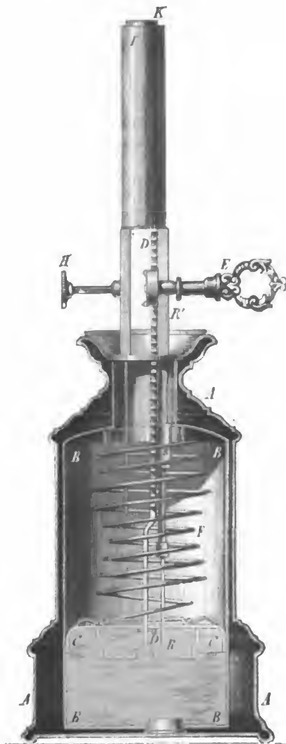
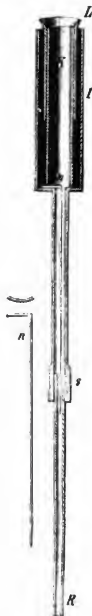


Fig. 2.



feines Röhrchen R, welches in dem Kolben fest sitzt, also die Bewegungen desselben mitmacht, und auf eine sogleich näher zu bezeichnende besondere Weise durch die Fortsätze S, R¹ bis zu dem Dochte K hinaufreicht. Durch dieses Röhrchen kann nun das gepreßte Oel, welches sich unterhalb des Kolbens befindet, in die Höhe steigen und den Docht bei K speisen, aber bringt man sofort das während des Brennens oberhalb des Kolbens angesammelte Oel wieder unterhalb desselben und das Oel steigt wieder zum Dochte auf, sobald die aufgewundene Feder F frei wird. Indessen ist nicht zu übersehen, daß in demselben Maße, wie der Kolben herabgedrückt wird, auch der Druck der Feder abnimmt und zugleich die Steigehöhe

des Oels zunimmt. Diese beiden Umstände müssen nothwendig dazu beitragen, die Geschwindigkeit des Oels, mit welcher es anfänglich bis zum Dochte getrieben wird, und also auch die zum Brennen erforderliche Quantität bald zu vermindern.

Um diesen Uebelständen abzuhelfen und das Aufsteigen des Oels während des ungleichen und stets abnehmenden Druckes der Feder fast vollständig gleichmäßig zu machen, erhält das Steigeröhrchen Rs R¹ eine besondere Einrichtung. Dasselbe besteht nämlich, wie die Fig. 2 zeigt, nicht aus einem Stück, sondern aus zwei Abtheilungen, von denen die untere Hälfte sich in die obere hineinschieben läßt. Jene ist, wie Fig. 1 zeigt, am Kolben CC befestigt und tritt mit ihrer Oeffnung unter denselben; sie theilt also die Bewegung des Kolbens und steht gleich diesem unter dem Einflusse der Druckfeder F. Die obere Abtheilung des Steigeröhrchens aber (in Fig. 1 und 2 von s an) ist fest und steht an ihrem oberen Ende bei r mit dem ringförmigen Raume in Verbindung, der von dem äußeren Cylinder I und dem innern K eingeschlossen wird und in welchem sich mit Hülfe des Knopfes H (Fig. 1) der Docht L (Fig. 2) auf und ab bewegen läßt.

Damit das untere Röhrchen sich öldicht in das obere hineinschiebt, ist an dem unteren Ende der oberen Abtheilung bei s eine Art Stopfbüchse angebracht, durch welche die untere Röhre sich in die obere feste hineinschieben kann, ohne daß aus der Gesammtröhre das Oel seitwärts ausdringt.

In der Axe des oberen und feststehenden Röhrchens befindet sich nun eine Nadel n, welche in Fig. 2. besonders abgebildet ist; dieselbe ist oben halbkreisförmig umgebogen und ruht mit diesem Stücke auf dem Boden des Dochtraumes; übrigens läuft die Nadel bis zu ihrem untern Ende an der Stopfbüchse s spitz zu.

Während des Aufziehens der Lampe legt sich die Feder F (Fig. 1.) zusammen, der Kolben CC geht in die Höhe und schiebt das untere Röhrchen ganz in das obere hinein, so daß in dieser Lage zwischen der Nadel n und der Wand des innern Röhrchens nur *ein sehr enger Zwischenraum* übrig bleibt. Indem aber das Oel durch den Druck der Feder in das Röhrchen einsteigt, kann es nur *sehr langsam* und unter großer Reibung um die Nadel herum durch den engen Raum im Innern des Röhrchens hinaufsteigen und bis an den Docht gelangen. In dieser Lage aber hat die ganz zusammengewundene Feder auch die meiste Kraft, sich wieder auszudehnen und übt also den größten Druck aus, dessen sie fähig ist.

Wenn umgekehrt die Feder bald abgelaufen ist und der Kolben beinahe in seiner tiefsten Stellung sich befindet, so hat er das untere Röhrchen fast ganz aus der obern Abtheilung herausgezogen und dadurch den Raum um die Nadel vergrößert (s. Fig. 2). Das Oel findet jetzt beim Aufsteigen weit weniger Widerstand und kann jetzt durch den weiteren Raum viel schneller und leichter bis zum Dochte gelangen; in dieser Lage hat die beinahe abgewickelte Feder fast gar kein Bestreben mehr, sich auszudehnen und übt also nur noch wenig Druck aus gegen den Kolben und das darunter befindliche Oel.

Ganz dasselbe gilt von den übrigen Lagen des Kolbens. In dem Maße, wie die Feder den Kolben herabdrückt, nimmt ihre Spannkraft und ihr Druck gegen das Oel ab. Würde diese Ungleichheit in der Wirkung der Feder nicht ausgeglichen, so könnte das Oel nicht regelmäßig während der ganzen Dauer des Brennens aufsteigen; es würde gleich nach dem Aufziehen der Lampe bei stark gespannter Feder höher und reichlicher aufströmen, als gegen Ende des Brennens, wenn die Feder ihre Spannkraft beinahe verloren hat. Die eben beschriebene Einrichtung des Steigeröhrchens (Fig. 2.) und die Nadel n dienen daher zur Regulirung oder richtiger ausgedrückt zur Ausgleichung der ungleichen Federwirkung. Wo die Federkraft und der Druck auf das Oel am größten ist, da ist der Weg für das Oel am engsten; in dem Maaße, wie jene Kraft und der Druck auf das Oel abnimmt, erweitert sich durch das Herabgehen des Kolbens und des unteren Steigeröhrchens der Weg für das Oel, so daß dasselbe stets auf dieselbe Höhe und in derselben Quantität an den Docht gelangt. Durch Versuche werden nun die Dimensionen des Steigeröhrchens und der Nadel, sowie die Federkraft so abgeglichen, daß das Aufsteigen des Oels durchaus regelmäßig erfolgt.

Die ganze Einrichtung des Steigeröhrchens nennt man den *Moderateur*, und von ihr haben diese Lampen den Namen der *Moderateur-Lampen* erhalten.

Seit ein paar Jahren kommt eine besondere Art von *transportabeln Springbrunnen* im Handel vor, die wegen ihrer eleganten Form, ihrer compendiösen Einrichtung und des niedrigen Preises vielfach verbreitet sind und nicht selten bei festlichen Gelagen zur Decoration und zur Belebung der Speisetische verwandt werden. Die innere Einrichtung dieser ambulanten Fontänen stimmt fast gänzlich mit der unsrer Moderateur-Lampen überein. Wir kommen auf diese Salon-Zierden, namentlich, insofern sie mit einem durch Wasserpflanzen und Thiere belebten *Aquarium* in Verbindung gebracht werden, später nochmals zurück. —



Sechste Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Reformen in Rußland. — Wissenschaftliche Ergebnisse englischer Expeditionen. — Nordamerikanische Expeditionen. — Gegengift des Schlangengifts. — Die Insel Perim.

Wo sind die Reiche, die sich heute noch spröde gegen die neuen Ideen und Kräfte verhielten, die stets taub blieben, so oft der Finger der Zeit auch anklopfen und Einlaß für das unruhige Heer fordern möge, das im Dienste der Gegenwart steht? Auch das mächtige Gebiet, auf das die letzten Nachzügler in den Hintergliedern der Bewegung mit neidischer Bewunderung zu blicken pflegten, nimmt Zukunftsdevisen in seine Fahnen auf. Rußland baut Eisenbahnen, scheidet von dem System der Militärcolonien, reformirt sein Schulwesen, läßt die großen Fragen der Nationalökonomie mit ziemlich völliger Freiheit erörtern, wirft seine Paß- und Reiseerschwerungen, sein Prohibitivsystem über Bord und trifft die ersten Vorbereitungen zur Aufhebung der Leibeigenschaft. Der neue Tarif vom 24. Juni ermäßigt besonders solche Zölle, welche Verbrauchsgegenstände betreffen, und erleichtert dem deutschen Eisen und Leinen, der deutschen Baumwolle, weniger der Wolle, den Eingang. Die Anknüpfung der russischen Eisenbahnlinien an die deutschen, der Wegfall der Grenzsperre und dieser Tarif bringen Rußland in einen näheren und friedlicheren Verkehr mit Europa. Aenderungen in den Bestimmungen über die Leibeigenschaft werden zu gleicher Zeit in Rußland und in Polen berathen. Der Adel darf sich unter Vorsitz seiner Marschälle versammeln und den Gegenstand erörtern. Derartige Zusammenkünfte haben bereits in Wilna, Kowno, Kamienic, Kiew und Zytomierz stattgefunden. Die Zahl der ausgearbeiteten Projecte wird als groß bezeichnet, und die Freunde der Neuerung sollen eine beträchtliche Mehrheit bilden.

Die Stellung des Leibeigenen ist in Polen eine andere und freiere, als in Rußland. Der polnische Bauer ist eine Art von Pächter, der nicht mit Geld oder einem Ernteantheil, sondern mit Handarbeit bezahlt. Er ist nicht an die Scholle gebunden, hat er dem Grundeigenthümer gekündigt, so kann er nach drei Monaten gehen und eine andere Pacht antreten. Der russische Bauer dagegen, mag er nun in Frohnden oder nach einem Uebereinkommen mit seinem Herrn in Geld oder Naturalien bezahlen, ist im eigentlichsten Sinne Leibeigener. Er ist sogar schutzlos, denn ist es dem Herrn auch gesetzlich verboten, ihn mit Arbeitstagen zu überhäufen, so kehrt sich doch Niemand an diese Vorschrift, und die Behörden mischen sich grundsätzlich nicht in die Verhältnisse zwischen dem Grundbesitzer und seinen Leibeigenen. Die Verbindung des letzteren mit seinem Dorfe, mit den Aeckern, die ihm zugewiesen worden sind, kann unter freier Zustimmung des Herrn aufhören, aber das Leibeigenschaftsverhältniß dauert fort. Es ist bekannt, daß einige der reichsten Kaufleute Petersburgs und Moskau's Leibeigene sind und von ihren Herren auf keine Weise die Freilassung erlangen können. Neu dürfte die vom „Czas“ mitgetheilte Thatsache sein, daß ein berühmter Petersburger Bildhauer, dessen Elfenbeinschnitzereien großen Ruf haben, in derselben Lage ist und seinem Herrn jährlich 5000 Silberrubel abgeben muß.

Die Russen gefallen sich in der neuen Rolle von Fortschrittsmännern und sprechen gelassen von den riesigsten Unternehmungen. Eben jetzt

taucht wieder der Plan einer Eisenbahn auf, die von Nischni-Nowgorod nach Irkutsk, von dort zum Amur und an dessen Ufern hin zum Stillen Meer führen soll. Dieses Amurland, das die russischen Köpfe durch Gedanken an Weltherrschaft und einen Welthandel nach englischem und amerikanischem Maßstabe erhitzt, ist unglücklicher Weise noch nicht einmal hinreichend bekannt. Die Regierung und die russische geographische Gesellschaft sind zwar mit Erforschung des vielversprechenden Gebiets beschäftigt, doch scheinen sich unerwartete Schwierigkeiten entgegengestellt zu haben. Eine Expedition, welche der sibirische Zweigverein der geographischen Gesellschaft ausgerüstet hatte, kam nicht weiter als bis zur Stadt Aigur, wo sie wegen der vorgerückten Jahreszeit und weil die Lebensmittel zu fehlen anfingen, umkehren mußte. Diese Expedition hatte vier Gelehrte zu Mitgliedern, Maak, der das Ganze leitete, für Zoologie und Meteorologie, Gerstfeldt für Botanik und Ethnographie, Kotschetoff (der einzige russische Name!) für Geologie und Mineralogie und Zondhagen für Topographie. Aus einer in den Sitzungen der geographischen Gesellschaft gemachten Mittheilung, daß „Maak auf der Rückreise seine Forschungen auf alle Zweige der Wissenschaft habe ausdehnen müssen," läßt sich auf ein Erkranken der übrigen Mitglieder schließen. In der That konnten Kotschetoff und Gerstfeldt die Reise nicht vollenden und Zondhagen erlag der Anstrengung.

Diese russische Gesellschaft, deren Zweck in den Statuten dahin definirt wird, daß sie „geographische, statistische und ethnographische Kenntnisse im Allgemeinen und insbesondere solche, welche Rußland betreffen, sammeln, bearbeiten und in Rußland verbreiten, sowie auch für andere Länder zuverlässige Kunde über Rußland vermitteln soll," wird durch die Freigebigkeit der kaiserlichen Familie und durch Gaben von Gilden und Privaten mit sehr reichen Mitteln versehen. Ihre alljährlich zu wissenschaftlichen Zwecken verfügbaren Gelder haben die Summe von 40,000 Silberrubeln erreicht, wenn nicht überschritten. So konnte sie in derselben Zeit, in welche die Erforschung des Amurlandes fällt, noch vier andere Reisen theils anregen, theils selbst ausführen lassen. Eine dieser Reisen, deren Kosten der Kaiser trug, hatte den Altai zum Ziel, wo nach Tchihatscheff (Voyage scientifique dans l'Altai oriental) noch immer viel zu thun ist; die zweite unternahm der Akademiker Baer zur Untersuchung des kaspischen Meeres, die dritte führte Sawelieff, der das große geographische Werk Ritter's in russischer Bearbeitung herausgegeben hat, in Centralasien aus, bei der vierten des Finnen Europaeus handelte es sich um eine nähere Kenntniß der in Lappland herrschenden Sprachidiome.

Die englischen Expeditionen pflegen mit politischen und Handelszwecken verbunden zu sein. Eine Ausnahme machen die Reisen und Ausgrabungen, die William Kennett Loftus in den Jahren 1849—1854 auf dem Gebiete der assyrisch-babylonischen Entdeckungen und in Persien ausgeführt hat. Der Reisebericht ist im Juni in London ausgegeben worden. (Travels and Researches in Chaldaea and Susiana, with an Account of Excavations at Warka, the Erech of Nimrod, and Shush, „Shushan, the Palace of Esther.") Loftus kam als Geologe der brittischen Commission unter dem jetzigen Generalmajor Williams von Kars, die mit der Festsetzung der persisch-türkischen Grenze beauftragt war, 1849 nach Chaldaea. Er beschäftigte sich dort mit Ausgrabungen, die 1853 mit Geldern des Assyrian Excavation Fond nochmals aufgenommen wurden. Die Ausbeute besteht nicht in Basreliefs, wohl aber in werthvollen Aufschlüssen über die Baukunst und die Begräbnißweise der Babylonier 2000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Interessant ist die Mittheilung, daß diese älteste Baukunst des Landes, nachdem sie in der Seleuciden-Zeit ziemlich verdrängt worden war, unter der Herrschaft der Sassaniden eine Wiederbelebung erfahren hat. Je näher wir mit dem Orient bekannt werden, um so mehr Beispiele erhalten wir von der ganz außerordentlichen Zähigkeit, mit der die Asiaten am Alten festhalten. In Susa fand Loftus die alte Königshalle der persischen Monarchen. Sie besteht aus verschiedenen um eine Centralgruppe geordneten Säulenreihen von 343 Fuß Länge und 244 Fuß Tiefe. Zwei Piedestale in der Mitte tragen Keilinschriften in drei Sprachen. Sie sind die einzigen bis jetzt gefundenen, welche sich auf Artaxerxes Memnon beziehen, und erwähnen der Vollendung dieses Königssaals, dessen Bau von Darius, dem Sohne des Hystaspes, begonnen wurde.

Jene Gegenden haben ihre uralte Bestimmung, Begräbnißplätze zu sein, nicht geändert. Warka war eine ungeheure babylonische Nekropolis, wo noch heute, nach immerwährenden Plünderungen durch die Araber, die Särge, einer auf den andern gestellt, sechzig Fuß tief in die Erde hineingehen. So ist gegenwärtig auch Mesched Ali, als erste Eroberung der Mohamedaner außerhalb der Grenzen Arabiens und wegen einer Moschee Ali's berühmt und heilig, eine Nekropolis. Man bringt jährlich 5000 bis 8000 Leichen dorthin, und die Priester der Moschee leben von diesen frommen Todten in unheiliger Ueppigkeit. Mit weniger als fünfzig Gulden Geleit findet keine Leiche Annahme, und Vornehme müssen jeden Begräbnißplatz ihrer Verstorbenen mit tausend Gulden bezahlen. Ehe die Leichen in die Gruft gesenkt werden, findet ein langes Feilschen und

Dingen statt, während dessen die Särge draußen vor der Stadt im freien Felde stehen.

In allen übrigen Beziehungen findet zwischen dem alten und dem heutigen Babylonien keine Aehnlichkeit mehr statt. Das Dschezireh, das alte Mesopotamien zwischen Euphrat und Tigris, war in den Tagen der persischen Könige ein Garten. Herodot kann kaum Worte genug finden, die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens zu beschreiben. Jetzt ist dieses Land der reichsten Ernten eine Wüste, bewohnt von räuberischen Arabern, die vor den Thoren der alten Königs- und Khalifenstädte ihre Rohrhütten aufrichten. Im Sommer machen die Ueberschwemmungen, durch keine Canäle und Dämme mehr geleitet und gezügelt, im Herbst die bösen Dünste das Reisen unmöglich. Mitten in diesem Garten der Alten stößt man auf eine Kette niedriger Sandhügel, die Layard so räthselhaft erschienen, daß er annahm, der Sand quelle hier wie anderswo das Wasser aus dem Erdinnern hervor. Loftus erklärt diese Eindringlinge von bösester Vorbedeutung richtiger: sie sind der Vortrab eines unermeßlichen Meeres von Triebsand, das von Südosten her vordringt und dereinst, wenn man die erbärmlichen Araberhorden in ihrer Weise fortwirthschaften läßt, Babylon und Bagdad begraben wird. Schuster ist der Sitz des persischen Statthalters von Arabistan, und diese Provinzialstadt sieht aus, als ob sie kürzlich von einem Erdbeben heimgesucht worden sei. Die berühmten Bazare stehen leer, und die Häuser sind augenscheinlich im Begriff, ihren Bewohnern auf den Kopf zu fallen; viele sind nichts als Ziegelhaufen. Die nie aufhörenden Fehden zwischen Stämmen und mächtigen Familien wirken mit dem ehrlosen Erpressungssystem der Regierung und aller ihrer Beamten zusammen, die Städte zu entvölkern und die Landbauer der Ebenen in die Gebirge zu treiben. Die persische Regierung hält sich bloß dadurch, daß sie die Feindseligkeit der einzelnen Stämme gegen einander nährt.

Eine zweite englische Expedition, die nordaustralische von Gregory, hat erwähnenswerthe Resultate geliefert. Das ganze Gebiet des Victoriaflusses ist eine Hochebene, bestehend aus einem Sandstein von dreihundert Fuß Mächtigkeit, der auf weichem Alaunschiefer lagert, für den wieder hornsteinartiger Kalkstein oder Jaspis den Untergrund abgibt. Wo der Sandstein die Oberfläche bildet, ist der Boden unfruchtbar, in den Thälern dagegen, wo der Kalkstein großen Theils zu Tage tritt, trägt der leichte Lehmüberzug üppiges Gras, und wo, wie am obern Victoria, zersetztes Trappgestein vorkommt, entwickelt sich die reichste Fruchterde. Am obern Laufe jenes Flusses gibt es eine Million Acker gutes Weideland, am untern Laufe doppelt so viel. Es läßt sich daher die nordaustralische Colonie, welche die englische Regierung als Gegengewicht gegen das französische Neucaledonien für nothwendig hält, mit Aussicht auf Erfolg anlegen, wenn man nicht in den Fehler der früheren Versuche an dieser Küste fällt, für die Ansiedler die ungesundesten Gegenden auszusuchen.

In folgenden Verhältnissen steigt das Land von Norden gegen Süden an, um sich dann wieder zu senken:

Unter 17° südlicher Breite ist die Höhe über dem Meere 700 Fuß; unter 18° 1600 Fuß; unter 19° 1300 Fuß; unter 20° 1100 Fuß.

Der südlichste Punkt, den Gregory erreicht hat, ist 20° 16′ südlicher Breite. Dem Nordrande einer unabsehbaren Wüste folgend, die bereits unter 18° 31′ dem weiteren Vordringen eine Schranke stellte, gelangte er drei Längengrade etwa weiter westlich unter jener höheren Breite zu Salzseen, die mitten in wüsten und wasserlosen Landstrichen lagen.

Ueber das Räthsel von Dr. Leichardt's Verschwinden hat Gregory's Expedition keinen Aufschluß gegeben. Unser muthiger Landsmann wurde am 8. April 1848, als er Cogoon verließ, zum letzten Male gesehen. Ein gewisser Hovenden Hely hörte einmal von einer alten eingebornen Frau, daß der Reisende hundertundfünfzig englische Meilen von Condamine von Wilden überfallen und sammt allen seinen Begleitern erschlagen worden sei. Zum Beweise seiner Angaben legte Hely die Ueberreste von Packsätteln vor, die er als einstiges Eigenthum des Verschollenen kennen wollte, von denen sich aber ergab, daß sie von zwei Ansiedlern Mitchell und Headly, als sie im Busch nach verlaufenem Vieh suchten, verloren worden waren. Diese Entdeckung hat seine ganze Geschichte verdächtigt. Die englische Regierung hat die Auffindung der Reisenden nicht eifrig genug betrieben, in Australien ist man überzeugt, daß sie noch am Leben sein können. Man berechnet unter Berufung auf eine Menge von Umständen, für deren Controlirung uns und unsern Lesern jedes Mittel fehlt, daß Leichardt zu seinem Vordringen in der Richtung, die er gewählt, drei Jahre gebraucht habe, und daß seine Rückkehr mindestens das Doppelte dieser Zeit erfordern werde. Er wird Oasen genug gefunden haben, welche Gras, Wasser und das an diese beiden Bedingungen gebundene thierische Leben besitzen. Frederick Walker, ein Beamter der eingeborenen Polizei, erbietet sich, ihn mit einer Abtheilung seiner berittenen Mannschaft aufzusuchen. Die Kosten der Expedition sind zu 4500 Pfund veranschlagt, und diese Summe sollte man ohne langes Besinnen an die immerhin mögliche Rettung eines Mannes setzen, der für das englische Interesse und für Australiens Zukunft sein Leben gewagt hat. Daß man wenigstens

Aufklärung über sein Schicksal erhalten würde, ist fast mit Gewißheit anzunehmen. Leichardt hatte die Gewohnheit, in jedem Lager die Bäume zu zeichnen, und außerdem erhalten sich in Australien die Hufspuren von Thieren merkwürdig lange. Es sind Beispiele bekannt, daß man, durch sie geleitet, den Weg von Reisenden nach zwölf, vierzehn und selbst nach sechzehn Jahren hat verfolgen können.

Die Expeditionen der Nordamerikaner gelten begreiflicher Weise besonders der Landenge, welche den südlichen und den nördlichen Theil ihres Welttheils verbindet. Jene lang gedehnte Brücke hat eine Strecke, auf die Alexander von Humboldt aufmerksam gemacht hat, so oft er in Sachen der Canalisirung vor die Oeffentlichkeit getreten ist. Diese Strecke ist die dem südamerikanischen Continent nächste, wo der Golf von Darien in die Küste einschneidet. Hier mündet ein schöner Strom, der Rio Atrato, in den atlantischen Ocean und nähert sich mittelst eines seiner Zuflüsse, des ebenfalls schiffbaren Naipipi, dem Stillenmeerhafen Copica bis auf einen Zwischenraum von fünf bis sechs Stunden, der von ganz ebenem Lande eingenommen wird. Der englische Capitän Cochrane war der Erste, der nach unserm großen Gelehrten über diese Gegend das Wort nahm und „aus allen seinen Beobachtungen (er hatte den Atrato 1824 persönlich befahren) schloß, daß der Freiherr von Humboldt in Beziehung auf eine hier herzustellende Verbindung der beiden Meere schlecht unterrichtet sei.“ Als der nordamerikanische Marinelieutenant Strain zu Anfang des Jahres 1854 bei seiner Erforschung der Landenge von Darien überall auf hohe Berge stieg, in deren Urwäldern er vier Monate lang unsägliche Leiden erduldete und acht von seinen siebenundzwanzig Leuten verlor, hätte man die Canalisirung dieser Gegend trotz der Autorität eines Humboldt in das Reich der Träume verweisen müssen, wenn nicht aus hundert Stellen des Strain'schen Reiseberichts hervorgegangen wäre, daß er sich als echter Nordamerikaner köpflings in die Wildniß gestürzt hatte, und daß seine viermonatliche Reise nichts als ein immerwährendes Umhergehen in der Irre gewesen war.

Die neuesten Untersuchungen jenes Gebiets geben Humboldt Recht. Man hat nicht eine, nein zwei günstige Strecken gefunden. Die eine ist vom Schiffsarzt Dr. Caldwell nachgewiesen worden. Es ist dieselbe, welche früher von Dr. Collen und den englischen Ingenieuren Gisborne und Ford empfohlen wurde. Sie geht quer vom Golf San Miguel am Stillen Meere zu der atlantischen Caledonia-Bai hinüber und hat nur eine einzige Bodenerhebung, einen schmalen Hügelzug von hundertundfünfzig Fuß Höhe, der leicht zu durchstechen ist. Auf dieser Strecke wäre ein Querdurchstich der ganzen Landenge vorzunehmen. Die andre Canalstraße ist die natürliche des Atrato und eines Nebenflusses, der in den nordamerikanischen Zeitungen unter den beiden Namen Turvado und Truando figurirt. Diese Strecke hat Kelly aus New York 1856 auf eigne Hand untersucht und die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Canal für große Seeschiffe ausführbar ist. Auf seinen Bericht hin hat der Congreß in seiner letzten Sitzung 25,000 Dollars bewilligt, und jetzt rüstet die Regierung den Arctic unter Lieutenant Craven zu einer abermaligen Erforschung aus. Inzwischen hat sich die Nicaragua-Straße in Folge der Vertreibung Walker's dem Verkehr wieder geöffnet, und die Tehuantepec-Straße ist beendigt worden.

Dr. David Brainard aus Chicago in Illinois ist es gelungen, einer der Landplagen Amerika's ihre Gefährlichkeit zu nehmen. Er hat in dem Jod ein entschiedenes Gegengift des Schlangengifts entdeckt. Der neunte Band der Berichte der Smithsonian Institution zu Washington bringt seine Angaben. Seine Versuche erstrecken sich auf das Klapperschlangengift und auf das amerikanische Pfeilgift Woorara. Beide bringen schnell den Tod und man konnte sie bisher durch nichts als Aetzen oder Brennen des verletzten Theils besiegen. Dr. Brainard machte mit dem Klapperschlangengift sechzig und mit dem Woorara hundert Versuche an Thieren, Tauben, Kaninchen, Schweinen, Hunden und Katzen, und in allen diesen Fällen neutralisirte eine Lösung von Jodine und Jodkali die tödtlichen Wirkungen der Gifte.

Von der Insel Perim im Bab el Mandeb, deren Besitznahme durch die Engländer ich kurz erwähnte, habe ich nachzutragen, daß das Hoheitsrecht über sie sowohl vom Sultan als vom Imam von Maskat in Anspruch genommen wird. Ihre strategische Lage ist ausgezeichnet, denn sie beherrscht das eigentliche Fahrwasser, die sogenannte kleine oder arabische Straße, vollständig, und die heutigen weit tragenden Geschütze können auch die große oder abyssinische Straße größtentheils bestreichen. Wozu Perim benutzt werden soll, sagen uns die letzten so entschiedenen Aeußerungen Lord Palmerston's im Parlament gegen den Suezcanal und die unumwundene Erklärung der Times, „es liege in der Natur der Sache, daß die englische Marine stets im ausschließlichen Besitze der Schifffahrt auf dem rothen Meere bleiben werde.“

Skizzen aus Constantinopel.

I.

Ende Mai war der Bairam, d. h. jenes dreitägige türkische Fest, welches den Fastenmonat Ramasan schließt und im Jahre der Muselmanen einen tief einschneidenden Abschnitt ausmacht. Wie bei uns nach Wochen vor und nach Ostern, Pfingsten oder Weihnachten gerechnet wird, so in derselben Weise bei den „Gläubigen" in Bezug auf den Bairam. Unter allen Feiertagen, die Mohamed seinen Anhängern vorgeschrieben hat, sind diese die höchsten und am meisten geheiligten. Es ist der Bairam ein Fest so zu sagen der Erneuung des Glaubens und des geistigen und weltlichen Reiches zugleich. Der Ramasan hat nur die Bedeutung einer durch Fasten und Beten geläuterten Vorbereitung zu der hohen Feier. Wie bekannt, sind die Muselmanen während des letzteren Monats gehalten, so lange die Sonne am Himmel steht, weder Speise noch Trank anzurühren. Auch der Tschibuck und das Nargill (Wasserpfeife) sind während der Tageszeit verboten, und erst nachdem der Muezzin das Abendgebet gesprochen, erscheint das Tafelbrett auf dem niederen Schemel, kreuzen die Hungrigen darumher die Beine und werden die Speisen aufgetragen. Es sind meistens lustige Nächte, die dem Fasten am Tage nachfolgen. Sie ersetzen im muselmanischen Jahre diejenige Freudenzeit, die in dem christlichen der Carneval ausmacht. In der Hütte wie im großen Konak und im Serail wird im Besonderen auf die Mahlzeiten der Haupttheil der Ersparnisse des ganzen Jahres verwendet, und oft mehr wie diese, denn, wenn auch in vielen Beziehungen haushälterisch und sogar geizig, kennt der Orientale in jener Zeit keine Schranke für seine Ausgaben und es gibt hier viele vordem reiche türkische Familien, die durch den übertriebenen Aufwand in der Ramasan- und Bairam-Zeit zu Grunde gerichtet wurden.

Tritt man während des Ramasan gegen Abend in ein türkisches Haus, so findet man in dem Zimmer, in welchem man von dem Hausherrn empfangen wird, den sogenannten Speisetisch, das heißt einen großen runden aus Messing gearbeiteten und mit einem verzierten Rande versehenen Präsentirteller, meistens schon am Boden stehend, vor. Er ist mit einem Schleier von rothem Gazestoffe überdeckt, unter dem sich Gläser mit Flüssigkeiten ohne Deckel befinden, und die durch den Ueberwurf vor den zudringlichen Fliegen bewahrt werden sollen. Dieses Eingemachte ist von der verschiedensten Art, und es finden sich Species darunter, die man im Abendlande weder kennt noch ahnt. Eine beliebte Composition sind in Zucker gekochte Rosenblätter. Noch fremdartiger schmeckt, in derselben Weise präparirte, ungesponnene Seide. Viel gewöhnlicher sind eingemachte Hasel- oder Wallnüsse. Die türkischen Confitüren, die ebenfalls sich unter dem Schleier befinden, sind nicht ausgezeichnet, und machen, mindestens heute, ihrem vordem großen Rufe keine Ehre mehr. Wenn der Kanonenschuß gefallen ist, der anzeigt, daß der Abend begonnen hat, treten die übrigen Gäste ein, gefolgt von einem Diener, der ein Waschbecken, eine Kanne mit warmem Wasser, und über dem Arm hängend eine Anzahl von Handtüchern trägt. Dieselben sind um etwas breiter, wie die bei uns gebräuchlichen, sind aus Baumwolle gewebt und haben eine glatte und eine rauhe Seite. In den Ecken sind sie mit Gold- und Silberfäden in einer rohen Weise gestickt, die man an dem auf den Bazars ausgehängten ordinären Flitterstaat kennen lernen kann. Dem vornehmsten unter den Anwesenden wird zuerst das Becken präsentirt. Er streift sich die Aermel des Rockes und Hemdes auf, ergreift die Seife und läßt sich die zusammengelegten Hände mit dem warmen Wasser übergießen. Alsdann wird ihm ein Handtuch gereicht, welches er, nachdem er sich daran abgetrocknet, nicht wieder abgibt, sondern behält, um sich seiner beim Mahle als einer Serviette zu bedienen, und beim Waschen nach der Mahlzeit abermals daran abzutrocknen. Inzwischen hat der Hausherr einen andern Diener angewiesen, den oben erwähnten großen runden messingenen Teller auf einen niederen Schemel zu stellen. Um diesen improvisirten Tisch werden alsdann von dem Sofratschi oder Tafeldecker andere kleine mit Binsen beflochtene Schemel, und zwar so viel als Gäste vorhanden sind, aufgestellt; außerdem ein seidener Shawl vor ihnen und um den Tisch herum ausgebreitet und jedem Theilnehmer ein Stück Brod und ein, entweder aus Elfenbein oder aus Holz gefertigter Löffel hingelegt. Man setzt sich darauf, und zwar der Vornehmste zuerst, der die ihm im Range am nächsten stehenden dicht an seine Seite nimmt. Alle sehen auf seine Handbewegungen und nachdem er den ersten Bissen genommen, greifen sie gleichzeitig zu. Gemeiniglich ist es aus Eingemachtem und Eiswasser bereiteter Scherbett, der zuerst aufgetragen wird. In vornehmen Häusern wird er in einer geschliffenen krystallenen Schale aufgetragen. Er wird halbverdünnt mit Löffeln zu sich genommen und pflegt am Schluß der Mahlzeit noch einmal aufgetragen zu werden. Die Gerichte der türkischen Küche sind im Allgemeinen sehr von denen der unsrigen verschieden. In guten Haushaltungen bereitet man sie äußerst schmackhaft zu, und es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß sich der dortige Tisch mit dem unsrer wohlhabenden Stände durchaus an Güte messen kann. Die Suppe, welche unmittelbar nach dem Scherbett erscheint, ist meistens eine dünne Fleischbrühe, in die man Reis oder Graupen eingestreut, und den Saft einer Anzahl Citronen eingeträufelt hat. Sie heißt Schorba und wird mit den oben erwähnten Löffeln aus ein und demselben, meistens zinnernen Suppennapf gegessen. Selten geschieht es, daß ein Gast mehr wie ein halbes Dutzend Löffel zu sich nimmt; sieht der vornehmste unter der Tafelrunde, daß Niemand mehr zulangt, so ruft er dem aufwartenden Diener oder dem Sofratschi zu: All! (Nimm ab) und dieser zieht die Schorbaterrine zurück, um sogleich ein anderes Gericht an ihren Platz zu stellen. Die Sitte schreibt kein besonderes vor. In der Regel wird es eine Fleischspeise sein. Wenn der Wirth wohlhabend ist, und zumal in der Ramasan-Zeit, erscheint wohl gestampfte Hühnerbrust. Unter das klein gewiegte Hühnerfleisch sind Mandeln, die ebenso fein zerstoßen wurden, gemischt, außerdem reichlich Zucker, und das Ganze in eine Form gebracht und gelinde

gebacken; wenn es darnach servirt wird, sieht es wie eine Torte aus und wird mit Eingemachtem und Confitüren belegt. Die Türken lieben sehr Gemüse; man findet auf ihrem Tische unsre deutschen, als Schoten, Bohnen, Kohl u. s. w., aber auch andere, die dem hiesigen Lande eigenthümlich sind, wie Kaback, eine Art Gurke von einem süßlich-säuerlichen Geschmack, Tomatis oder Paradiesäpfel, Bahmia, was eine Frucht ist, die etwa die Mitte zwischen einer Schote und einer Gurke hält, u. s. w. Allen diesen Gemüsen wird reichlich Citronensaft zugeträufelt, was ihnen einen vorwiegend säuerlichen Geschmack verleiht, den die Türken besonders zu lieben scheinen. Die verschiedenen Fleischsorten erscheinen entweder in ganzen Stücken oder partsche-partsche, das heißt stückchenweise auf dem Tische. Man ißt sie, wie die Gemüse, *nicht* mit der Gabel oder dem Löffel, sondern indem man ein Stück Brod zwischen die Finger nimmt und den entweder zerschnitten vorgefundenen oder losgerissenen Bissen daraufschiebt und so zum Munde führt. Kurz nachdem die erste Gemüse- oder Fleischschüssel erschienen ist, erglänzen aller Tischgenossen Hände von Fett und Sauce und werden nur beim Erscheinen eines neuen Gerichts mittelst des Handtuchs von den anklebenden Resten der vorangegangenen Speisen gereinigt. Sehr appetitlich ist das türkische Speiseverfahren demnach nicht, und es wird den meisten Europäern schwer, sich in dasselbe zu finden. Die einzelnen Schüsseln bleiben bei großen Mahlzeiten nur während einiger Minuten auf der messingenen Tischplatte stehen und verschwinden schnell auf den gebietenden Ruf: All! um gleich von anderen ersetzt zu werden. Nur so kann man es sich erklären, daß türkische Diners sich zuweilen aus vierzig und mehr Schüsseln zusammensetzen und dessenungeachtet in Zeit von einer Stunde beendigt sind. Man redet im Orient nur ausnehmend wenig bei der Mahlzeit, und sieht das Essen während derselben als den ausschließlichen Zweck und Genuß an. Gegen Ende des Mahls erscheinen Tatli-Schüsseln oder wie man im Deutschen sagen würde: Mehlspeisen. Auch hierin ist die Kochkunst des Morgenlandes besonders mannigfach und eigenthümlich. Auch in Europa bekannt ist das türkische Gericht Kadeif oder Nudelkuchen. Aus derselben Masse bereitet man Klöße, die mit Honig und Rosenwasser getränkt werden und außerordentlich lieblich schmecken. Sodann sind die Mischspeisen aus frischem Obst und Gebackenem außerordentlich zahlreich. Ganz besonders geschickt versteht man zu diesem Behuf die Kirschen anzuwenden, für die man übrigens zwei Namen hat, indem man zwischen den süßen (Keras) und den sauren (Wischne) als zwischen zwei verschiedenen Früchten unterscheidet. Nur die letzteren werden in der Küche angewendet. Auch die türkischen Milch- und Sahnen-Speisen verdienen Erwähnung; indeß steht man darin, entschiedener noch wie in anderer Hinsicht, hinter dem Abendlande zurück. Den Schluß der eigentlichen Gerichte macht der Pillaw aus. Man versteht hierunter entweder Reis, der mit Schmalz zubereitet und unter den zerschnittenes Hühner- oder Hammelfleisch gemischt wird, oder diese letzteren Zuthaten bleiben weg. Bei den weniger Wohlhabenden und auch in den Küchen öffentlicher Anstalten, wie Kasernen und Erziehungshäuser, in denen man nur *ein* Gericht verabreicht, wird die erstere Bereitungsart angewendet; die Reichen, welche viele Fleischspeisen vorangehen lassen können, und die Armen, die aus Mangel an Mitteln dem Fleischgenusse entsagen müssen, wählen die letztere. Nicht jeder Koch ist im Stande, einen guten Pillaw zu machen. Es gehören dazu Handgriffe und besondere Fertigkeiten. Den meisten europäischen Kochkünstlern würde der erste Versuch mißlingen. Für deutsche Hausfrauen, welche die vaterländische Küche mit einem türkischen Nationalgericht bereichern wollen, gebe ich hier eine Bereitungsanweisung. Man nimmt vier Gläser Wasser und läßt sie kochen, hierauf werden zwei Gläser rein ausgelesener Reis hineingeschüttet, indeß nicht umgerührt. Wenn man aus einer herausgenommenen Probe erkennt, daß der Reis gar ist, nimmt man den Topf vom Feuer und übergießt den Inhalt, nachdem er auf eine Schüssel gethan, mit zerlassener Butter.

Der Pillaw erscheint meistens auf einer riesigen Zinnschüssel auf dem messingenen Tische und ist in einem mächtigen Berge emporgethürmt. Die Spitze ist verziert und in vornehmen Häusern wird der ganze Berg reich mit Confect garnirt. Nach der Auffassung der Türken hat dieses Schlußgericht die Bestimmung, eine jede noch etwa verbliebene Lücke im Magen auszufüllen, und es gehört zum guten Anstande, davon tüchtig zuzulangen. Zu dem Zweck werden neue hörnerne oder hölzerne Löffel an jeden Gast verabreicht. Kaum hat der Vorsitzende an der Tafel sein All gerufen und damit den Pillaw vom Tische verwiesen, so erscheint auf's Neue Scherbet, abermals mit Eis gekühlt, und wie vorher in einer weiten krystallenen Schale. Man schlürft ihn langsam und es kommt dann und wann vor, daß man dabei eine Tischunterhaltung führt. Endlich erhebt sich der Häuptling der Tafelrunde und damit alle Anderen, und es beginnt wieder das vorher beschriebene Waschen der Hände; auch spült man den Mund aus und wäscht sich sorgsam das Gesicht. Nur in den allervornehmsten Häusern werden frische Handtücher zu diesem Zweck herumgereicht. Es ist erstaunlich, wie wenig erst das Essen mit Messern und Gabeln im Orient, namentlich unter den Türken, Eingang genommen hat. Grade gegen diese Neuerung hat man eine lebhafte Abneigung. Auch der Sultan und die meisten osmanischen Großen, etwa mit Ausnahme von Reschid- und Fuad-Pascha, essen mehrentheils mit den Fingern. Daß sich nichts desto weniger ein reiches Tafelservice in einem jeden großen türkischen Konak vorfindet, mag unter solchen Umständen überraschen, indeß habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, mich selber davon zu überzeugen. Wenn ein Fremder zu Gast ist, von dem man voraussetzen muß, daß er sich nur ungern den türkischen Gebräuchen bequemt, gehört es zur Sitte, Teller und Messer und Gabel für einen jeden Mitessenden serviren zu lassen. Aber diese Modification bedingt ein Aufgeben der ganzen Tafelordnung. Weil es für die Teller und Messer und Gabeln auf der messingenen Platte an Raum mangeln würde, muß man eine andere Art von Tisch improvisiren, und dann und wann geschieht es wohl, daß dies zu den absonderlichsten Zusammenstellungen führt.

Man macht sich im Allgemeinen eine falsche Vorstellung vom Luxus im Morgenlande. Die

Redensart: orientalische Pracht entspricht ihrem Begriffe nicht mehr und hat heute nur noch eine bedingte Wahrheit. Man könnte anstatt dessen in unsern Tagen, wo das Abendland in jeder Beziehung so weit vorgeschritten ist, eher von orientalischer Einfachheit reden. Die Wohnungen, auch der türkischen Vornehmen, mit alleiniger Ausnahme der Höchstgestellten, sind außerordentlich einfach und überraschen, weit entfernt durch irgend eine Art von Luxus zu blenden, eher durch die Armseligkeit ihrer Ausstattung. Meistens aus Holz erbaut, sind die Häuser nur ein Mittelding zwischen einem Zelt und unsern europäischen, massiven Wohngebäuden. Sie werden aus Brettern, Latten und schwachen Stützen meistens in wenigen Wochen zusammengeschlagen, oder, richtiger zu sagen: genagelt, denn eine Zapfenverbindung wird nur äußerst selten angewendet. Im Innern bekleidet man sie mit Tuch, und von Außen in neuerer Zeit mit einem Anwurf oder auch, um sie gegen Flugfeuer zu schützen, mit dünnem Eisenblech. Nur eine Familie pflegt in einem derartigen Hause zu wohnen, welches bei den Wohlhabenderen aus zwei hinter oder nebeneinander gestellten Abtheilungen besteht, von denen die erste für den Hausherrn und die männlichen Diener bestimmt ist, und weil hier die Besuche empfangen und Gäste von auswärts untergebracht werden, Selamlik heißt.*) Den Frauen ist meistens der Zutritt zu demselben verboten. Sie haben ihr Quartier in der zweiten Hausabtheilung oder dem Harem, wo hinein wiederum kein anderer Mann als der Hausherr (und seine Verschnittenen) gelangen kann. Diese Theilung besteht in allen „anständigeren" Häusern und es lassen sich viele Folgerungen rücksichtlich ihres Einflusses auf das innere Leben der türkischen Familien aus ihr ziehen.

Die Ausstattung eines Selamlik ist, wie bemerkt, ausnehmend einfach, und reicht selten an die eines deutschen Bürgerhauses hinan. Was dem Fremden, der in ein solches eintritt, am meisten auffällt, ist der Mangel an Allem, was man Möbeln nennt. Man findet außer Stühlen fast keinen Gegenstand in den Zimmern, den man mit diesem Namen bezeichnen könnte. Die Wohnräume erscheinen darum auch ausnehmend leer. An der Fensterwand läuft ein langer Divan hin. Derselbe besteht aus einem rohen Brettergestell, auf welches ein Heusack gelegt ist, über den wiederum eine dünne Wollmatratze ausgebreitet wird. Das Ganze überdeckt, auch bei Wohlhabenderen, ein Ueberzug von grobem, meistens außerordentlich buntem, rothem und gelbem Kattun. Der Divan hat eine Breite von vier Fuß und darüber und ist an der Wandseite mit Kissen garnirt. Man würde sehr irren, wenn man beim Niedersitzen darauf die Elasticität schwellender Polster erwarten wollte. Im Gegentheil ist der Sitz sehr hart und mehr dazu eingerichtet, um mit untergeschlagenen Beinen, als mit dem Gesäß darauf zu ruhen. Die Kissen zumal sind, um die Steifigkeit nicht zu verlieren, hart wie aus Holz gearbeitet, und werden selten mit Baumwolle, sondern fast ausschließlich mit Heu ausgestopft. Vom Divan aus, die beiden Wände entlang, stehen Stühle von einfachster und roher Arbeit, und von einer Façon, die man in Deutschland schwerlich als geschmackvoll gelten lassen würde. Dieselben sind in der Regel alt und zuweilen defect. Man sieht zerbrochene Lehnen und fehlende Leisten, ohne daß irgend Einer daran Anstoß nimmt. Die Wände eines türkischen Zimmers sind durchaus kahl; nirgend sieht man ein Bild, und die Einförmigkeit wird noch größer, weil sie nicht tapezirt, sondern nur einfarbig angestrichen sind. Am meisten Abwechselung bieten die Decken, die mit Schnitzwerk verziert zu sein pflegen, und die Fußböden, auf denen im Sommer zwar nur ein einfacher Strohteppich ausgebreitet ist, die aber im Winter mit Wollteppichen, und zwar dann und wann mit recht bunten, belegt werden. Im Türkischen nennt man den Teppich Kali und man unterscheidet davon mehrere Gattungen. Den meisten Werth haben ohne Frage die aus Persien bezogenen. Sie sind entweder aus Schafwolle oder Kameelgarn, oder aus einem Gemisch von beiden gewirkt, und zeichnen sich weniger durch die Zierlichkeit ihrer Muster, als durch die Feinheit des Gewebes aus. Meistens sind sie streifig und nur schmal, dagegen von einer zuweilen bedeutenden Länge. Man bedient sich ihrer zu den mannigfaltigsten Zwecken, mehrentheils indeß zum Auflegen auf den Sitzen des Divans und zu kirchlichen Zwecken. In dem Dom von St. Sophia (Sophienkirche, Sophien-Moschee) kann man deren viele sehen. Auch in den Mausoleen der Sultane. Es ist nämlich Sitte, die Särge damit zu umwickeln. Jedes Jahr, wenn die Karawane der Mekkapilger abreist, wird ihr eine Anzahl der herrlichsten Teppiche dieser Gattung mitgegeben, um damit die Särge der muselmännischen Heiligen, vor allen den des Propheten, zu umwickeln und die während des vorhergegangenen Jahres verwendeten werden von derselben Karawane nach Stambul zurückgebracht und in den geheiligten Räumen des Palais von Top Kapu an der Serailspitze aufbewahrt. Die zweitbeste Gattung von Teppichen wird in Smyrna und dessen Umgegend fabricirt und heißt um deswegen Smyrnaer. Sie sind außerordentlich bunt, indeß überwiegen in ihnen die blauen und rothen Farben; außerdem sind sie häufig grün und gelb. Die Herstellung geschieht durch Handweberei, und die Muster ein und desselben Stücks sind darum nicht durchaus gleichartig. Sie bestehen aus Arabesken und Blumen, und zeichnen sich durch Mannigfaltigkeit und etwas Fremdartiges in der Erfindung und Zusammenstellung aus. Wenn auch nichts Anderes im Zimmer des türkischen Selamliks uns daran mahnen möchte, daß wir uns im Orient befinden, würden es doch die Muster dieser Teppiche am Fußboden thun. Persische Teppiche sind von sehr verschiedenem Werth und man hat darunter außerordentlich kostbare; die Smyrnaer dagegen sind in einem nicht bedeutend abweichenden Preise zu haben, und der sich für die Quadrat-Elle auf 30 — 40 Piaster stellt (im Durchschnitt 2 Thaler). Wenn auch die neueren englischen Fabrikate der Art um ein Bedeutendes billiger sind und neu um Vieles eleganter wie die Smyrnaer aussehen, bemerkt man nach einem kurzen Gebrauch beider dennoch alsbald einen starken Unterschied zu Gunsten des hiesigen Erzeugnisses. Man kann einen englischen Teppich in der Regel nicht länger als fünf Jahre in einem Wohnzimmer liegen haben. Darnach wird er zer-

*) Selamlik bedeutet Begrüßungshaus.

reißen, mindestens undicht werden und namentlich allen Glanz der Farben verloren haben. Einen Smyrnaer Teppich dagegen kann man dreißig Jahre lang und unausgesetzt benutzen, ohne daß er viel von seiner ursprünglichen Güte verliert. Er ist unverwüstlich! Eine dritte Teppich-Gattung ist die, welche man in der zwischen Sofia und Nissa gelegenen Ortschaft Scharkoj anfertigt. Dieselben sind nicht von der Stärke des Gewebes, welche die letzterwähnten auszeichnet, aber beinahe ebenso dauerhaft, stehen indeß im Preise niedriger und werden an Ort und Stelle mit 22 — 24 Piastern für die Quadrat-Elle bezahlt. Man erachtet sie für weniger gut wie die Smyrnaer, findet sie aber ungeachtet dessen in den vornehmsten Häusern. Ihr Muster ist eigenthümlich und von dem der anderen wesentlich verschieden. Man findet nämlich in den Scharkoj-Teppichen weder Arabesken noch Blumen eingewebt, sondern meistens nur geradlinige Figuren. Die Mitte wird von einem großen Quadrat eingenommen, das von zinoberrother Farbe zu sein pflegt, und in welches verschiedene Sterne und Vielecke von anderer Farbe Abwechselung hineinbringen. Dagegen zeigt die Kante des Teppichs carmoisinrothe Figuren, die sich auf blauem oder violettem Grunde befinden, und um das Ganze läuft, wie ein umschließender Rahmen, ein breiter grüner Streifen herum, der durch rothe Zacken verziert wird. Man kann lange auf einen derartigen Teppich hinschauen und sich immer wieder auf's Neue an der Frische und Pracht der Farben erfreuen. Wenn sich in einem türkischen Zimmer von irgend einem Stück sagen läßt, daß es luxuriös sei, so gilt dies am ehesten von diesen Teppichen. Sie bestechen das Auge beim ersten Eintreten und halten es lange an sich gefesselt. Eine vierte Gattung, die Selamik-Teppiche, nach der Stadt, die vordem Thessalonich hieß, so genannt, kann eigentlich mit den vorher beschriebenen nicht verglichen werden. Sie sind von einem außerordentlich groben Gewebe und außerdem in durchbrochener Arbeit ausgeführt, dergestalt, daß bei der Benutzung Staub und Schmutz durch die weiten Maschen hindurchdringen kann. Nichtsdestoweniger halten sie außerordentlich warm und werden von den Türken am liebsten in ihren Kinderstuben verwendet.

Es ist keine aus dem Zelt- und Hirtenleben überkommene Gewohnheit, welche im Morgenlande zu dem allgemeinen Gebrauch der Teppiche geführt hat, sondern eine Consequenz der Bauart der Häuser. Wie bereits erwähnt, werden dieselben aus dünnem Sparren-, Latt- und Bretterwerk eilfertig zusammengeschlagen. Die Fenster und Thüren, und selbst das Dach sind außerordentlich undicht und im Winter saust der Wind durch alle Fugen. Wenn man unter solchen Umständen nicht den Fußboden verwahrt hätte, würde es in einer derartigen Wohnung zur rauhen Jahreszeit kaum auszuhalten sein. Aber man begnügt sich im Winter, der hier am Bosporus im Durchschnitt allerdings nicht eben streng ist und nur selten ein paar Kältegrade bringt, nicht mit Fußteppichen allein, sondern versieht auch die Thüren auswärts mit dichten gesteppten Vorhängen und verklebt die Fenster und die sonstigen Ritzen der Wände mit Papier. In der Mitte des Zimmers, auf einem ziemlich eleganten messingenen Untersatz steht dann das Mangal (Kohlenbecken) und dann und wann, wenn ein Diener nicht zur Stelle ist, steht der Hausherr wohl selber aus der Ecke des Divans auf und stochert die verglimmenden Kohlen auf. Bei starkem Frost reicht indeß diese Methode zu heizen nicht aus; denn um das Zimmer mit einer gemäßigten Temperatur zu versorgen, ist alsdann die aus dem Mangal ausströmende Wärme nicht bedeutend genug. Man muß sich darauf beschränken, dieselbe in einem kleineren Raume zu concentriren, und zwar verfährt man dabei in folgender Weise. Es wird ein runder Tisch von gewöhnlicher Höhe, und der vier Füße hat, an den Divan herangerückt. Unter den Tisch stellt man das Mangal und deckt es mit einem auf dasselbe passenden Deckel sorgsam zu. Darnach wirft man über den Tisch eine mächtige Friesdecke, und jeder auf dem Divan Sitzende oder Liegende zieht sich dieselbe bis an's Kinn hinauf, dergestalt daß der ganze Körper, mit Ausnahme des Kopfes, in die abgesperrte wärmere Zone zu liegen kommt.

Erst in neuester Zeit hat man sich in diesem oder jenem größeren türkischen Hause entschlossen, an Stelle der Kohlenbecken Oefen anzuwenden, aber diese Neuerung findet nur eine sehr langsame Ausbreitung. Selbst der Sultan in seinem neuen Palais von Dolma bagdsche ist noch in den meisten Zimmern während des Winters auf Mangals angewiesen. Nichtsdestoweniger kann dieses Palais als das non plus ultra türkischer Bau- und Einrichtungskunst angesehen werden. Durch seine weiten Räume schreitend, empfängt man eine Vorstellung davon, wie weit man es unter den Muselmanen gebracht hat. Orientalisches und Occidentalisches finden sich darin verschmolzen. Das Ganze ist ein Gemisch von beiden, wie heutzutage das türkische Reich selber.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

(Illustrationen aus dem xylographischen Atelier von Allgaier und Siegle in Stuttgart.)

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Nro. 12. September 1857.



Erste Abtheilung.

Die Tage des Teufels.

Novelle von

Alfred Meissner.

In den Gebirgen Steiermarks gegen die Grenze Ungarns hin herrscht bei den Bewohnern der Dörfer ein seltsamer und eigentlich furchtbar zu nennender Aberglaube. Drei Tage im Jahre tritt Gott von der Regierung der Erde ab und übergibt sie dem Teufel, darin zu walten nach Herzenslust.

Freundschaften, die ein Vierteljahrhundert gedauert und die schärfsten Proben bestanden haben, brechen da an einem kaum übelgemeinten Worte; das beste nachbarliche Einvernehmen geräth durch den kleinlichsten Anlaß in Verwirrung und artet fortan in Hader und Händel aus; treue Liebschaften werden gebrochen und neue leichtsinnig und widersinnig zum Unheil beider Theile angeknüpft. Ein Streit, in dieser Zeit begonnen, der sonst gütlich beigelegt werden könnte, führt zum schlimmsten, nicht selten zum tragischen Ausgang; das Geflüster eines Verläumders, das sonst als abgeschmackte Lüge angehört worden wäre, findet Glauben; Eifersucht befällt die Menschen, Lust zu Gewaltthaten taucht in Gemüthern auf, die bis dahin nichts Arges dachten, verlockende Träume reißen zu unheilvollen Handlungen hin, Bethörung, gewaltsame Wendungen der Gesinnung nehmen in diesen Tagen ihren unheimlichen Anfang. Wenn so der Arglose unter schädlichen Einflüssen leidet, so fühlt sich der Streitsüchtige und Gewaltthätige desto mächtiger zu Unthaten getrieben. Der Bösewicht faßt nicht bloß in dieser Zeit seine Pläne zur Beschädigung und Vernichtung Anderer, sondern führt sie auch aus. Und dabei ist das Entmuthigendste, daß Sünde und Verbrechen unentdeckt bleiben und straffrei ausgehen.

Wie den Menschen trifft auch die Thiere der Fluch dieser Tage, wie denn überhaupt die ganze Natur zu erkranken und in Wuth zu gerathen scheint. Durch die Lüfte weht ein Hauch, der Krankheiten, Schwermuth, Wahnsinn bringt. Plötzliches Thauwetter überschwemmt die Wohnungen der Menschen, große Schneestürme verwehen Dörfer und Straßen. Ein Feuer, das ein Ruchloser anstiftet, löscht keine menschliche Hülfe. Es versteht sich von selbst, daß in den drei Tagen Hexenkünste unumschränkt wirken und dem Teufel mit dessen Beistand in die Hand arbeiten.

Um sich in diesen Tagen — die kurz nach Lichtmeß fallen, nach Möglichkeit zu schützen und dem waltenden Unheil vorzubeugen, strömt schon lange zuvor Alles zur Kirche. Man weiht Kerzen, man spendet Almosen. Die drei Tage selbst werden in Sorgen verbracht: die Leute leben unruhig, wie die Juden zur Zeit der ägyptischen Plagen, als der Würgengel umherging, die Erstgeburt zu tödten.

Dieser antireligiöse, echt mittelalterliche Aberglaube verdankt seinen Ursprung eigentlich der

Verzweiflung des Menschen, der den Weltlauf beobachtet und wahrnimmt, wie die ärgsten Unthaten und Bedrückungen Anderer so oft straffrei ausgehen oder zu spät bestraft werden, und wie sogar die besten Absichten und die edelsten Handlungen an den Verhältnissen scheitern und nicht selten in ein entsetzliches Gegentheil umschlagen. Man sieht nicht nur das Laster über die Tugend triumphiren, sondern auch, — was noch mehr erschreckt und das Gemüth zurückwirft, — man sieht, wie nicht selten das Gute und Edle auf seinem Wege zum Bösen ausartet und die Tugend mit dem Laster gleichsam Brüderschaft schließt. Bei der Betrachtung dieses Schauspiels muß der einfache, beschränkte Menschenverstand den Faden der Beurtheilung verlieren, lichtlos umhertappen und wieder bei dem unverlöschlichen Drange, sich Aufklärung zu verschaffen, die Zuflucht zu Annahmen nehmen, die auf den ersten oberflächlichen Blick hin blödsinnig erscheinen und wie sehr sie es sind, doch dem verzagten, bedrückten Gemüthe aufhelfen.

Eine solche Annahme ist die von den Tagen des Teufels; sie sucht sich das Bild eines allsehenden gütigwaltenden Gottes in seiner Reinheit zu erhalten und nimmt an, daß er selbst zuweilen von dem Bösen, das auf dieser Welt beinahe nothwendig geschehen muß, Nichts wissen wolle. Vermöchte eine solche trügerische Erfindung zu beruhigen, dann müßte aller Wahrheit zum Trotz gesagt werden, daß sie wohlthätig wirke und zu dulden sei. Aber mit Recht wird sie als Aberglaube gebrandmarkt, weil der Grundsatz, der auf Irrthum beruht, nur augenblickliche zufällige Hülfe bietet und in seinem Gefolge eine ganze Saat von Verkehrtheiten und endlich unausbleibliches Verderben führt.

Die nachfolgende Erzählung hat einen wirklichen Vorfall aus der dortigen Gebirgsgegend zur Grundlage. Er ereignete sich in den als verhängnißvoll bezeichneten Tagen und es wird von den Leuten auf ihn, als auf eine Bestätigung ihres Glaubens, mit lebendiger Warnung hingewiesen, obwohl schon mehr als anderthalb Decennien über ihn dahingegangen sind. Es mochte allerdings Verwunderung verdienen, daß zwei Nachbarhöfe, die seit dreißig Jahren in einem leidlichen Auskommen nebeneinander standen, binnen drei Tagen aus den kleinsten Anlässen in Verwicklung geriethen und zum Schauplatz dicht aufeinander folgender Katastrophen wurden. Der ungebildete Verstand sieht in dem scheinbaren Mißverhältniß von Ursache und Wirkung gern das Spiel eines übernatürlichen Einflusses, und doch ist es nicht so selten in dieser Welt, daß eine gute Absicht sich in's Gegentheil verkehrt und ein tragischer Ausgang einen alltäglichen, oft humoristischen Beginn hat! Was den Teufel betrifft, der in dieser Geschichte mitspielt, so hat er seine Rollen nur den handelnden Personen zu verdanken, deren Phantasie er mit seiner berückenden Vorstellung erfüllt und verdunkelt.

I.

Der Wettergrund in Steiermark ist eine hochgelegene Thalgegend, in welcher ein Häuflein zerstreuter Hütten steht. Zwei mächtige Gebirgszüge umziehen sie im Halbkreise. Ganz zuhinterst auf bedeutender Höhe stehen zwei Bauernhöfe, der Ringhof und der Althof. Die Besitzer sind die wohlhabendsten Bauern weit und breit, aber es gibt auch nicht zwei erbittertere Nachbarn, als diese Beiden. Unnachgiebige, rechthaberische Menschen von Natur, haben sie einen Haß gegen einander groß gezogen, an welchem jede Vermittlung scheitert. Seit fünfzehn Jahren führen sie einen Proceß wegen einer Weide, deren Werth nicht soviel beträgt, als die Stempelgebühren der Klageschriften bereits gekostet haben. Sie sehen das Beide ein, aber der Streit ist ihnen willkommen, sie zahlen gern, um nur einen Gegenstand zu haben, an dem sie sich zausen können.

Einige Tage vor Lichtmeß saß der alte Ringhofer auf der Ofenbank und schmauchte seine Pfeife, als ein Bote eintrat und ihm die Rechnung des Advocaten vom vorigen Jahre überbrachte.

„Gut, gut!“ sagte der Ringhofer gemütlich, die Rechnung nehmend und hineinsehend. „Zweiunddreißig Gulden neunzehn Kreuzer.“ Nachdem er eine Weile die Specialisirung der einzelnen Arbeiten seines Advocaten, die ebensoviel Chicanen gegen den Althofer waren, schadenfroh lächelnd durchgesehen hatte, sagte er zu seinem Sohne, einem schönen jungen Menschen von etwa zweiundzwanzig Jahren:

„Geh Michael, mach die Geldlade auf und bezahle den Boten.“

Michael that es und der Bote ging.

Der Ringhofer sagte darauf zu seinem Sohne: „Ich höre, daß der Nachbar drüben einen Advocaten hat, der den Leuten die Haut vom Leibe zieht. Das ist mir eben recht, es ist eine Canaille.“

„Ach Vater,“ erwiederte Michael, „mir gefällt die ganze Geschichte nicht. Wir könnten das Alles ersparen und die besten Nachbarn sein — doch darüber haben wir so oft gesprochen — wir wollen nicht wieder leeres Stroh dreschen.“

„Auch ich wäre von Herzen froh,“ sprach der Alte, „wenn ich einen guten Nachbar hätte. Der Kerl dort ist aber keiner. Ich muß mich an ihm herumreiben, schon um ihm zu zeigen, daß ich ihn nicht fürchte. Sonst wäre ja nicht auszukommen. Der Kerl ist wie ein Wiesel, wenn er einen anhaucht, schwillt das ganze Gesicht an.“

„Ihr seid im Grund kein besserer Nachbar," versetzte Michael. „Doch sei es, wie es sei — der Gescheitere gibt nach."

„Nachgeben?" rief der Alte aufspringend, „Du bist toll! Du kennst den alten Drachenkopf nicht! Nachgeben wäre ihm wie zum Kreuze kriechen — da lieber sich herumbalgen, daß die Haare in der Nachbarschaft herumfliegen!"

„Nun, wie Ihr wollt!" meinte Michael. Ein gar trüber Zug verfinsterte sein schönes, offenes Gesicht.

„Ich glaube gar," sagte der Vater, ihn ansehend, „es thut Dir leid um den Althofer?"

„Ihr wißt Nichts," — warf Michael mit schmerzgedämpfter Stimme hin, ohne sich zu regen.

„Was gibt's? was gibt's?" fragte der Alte. „Du wirst doch nicht, — aber rede — rede!"

„Reden hilft nichts!" sagte Michael. „Besser ich fahre in den Wald und hole das Holz."

Er wollte hinausgehn.

„Du bleibst!" rief der Ringhofer, indem er seinen Sohn festhielt. „Ich glaube gar, die Thekla —"

„Ja, die Thekla!" seufzte Michael, warf sich auf den Stuhl und hielt beide Hände vor das Gesicht, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Ringhofer, über diese Entdeckung bestürzt, sagte ganz zaghaft, wie gewärtig, das bestätigen zu hören, was er fürchtete: „Du hast doch keine Liebschaft mit der Thekla?"

„Schon seit lange lieb' ich sie!" wimmerte Michael, während seine Thränen fortströmten.

„Hinter meinem Rücken!" rief der Alte. „Daraus kann nie und nimmermehr Etwas werden!" setzte er mit Entschiedenheit hinzu.

„Ich weiß es," sagte Michael sanftmüthig, indem er sich aufrichtete. „Darum will ich auch in die weite Welt gehen."

„Du willst mich verlassen!" klagte der Alte. „Ach, wenn das Deine todte Mutter hörte! So recht! verlaß den, der für Dich Alles gethan, um eines einfältigen Mädchens willen! — Weiß der Althofer davon?"

„So wenig wie Ihr es gewußt, Vater!" war die Antwort.

„Der würde vor Freude bis zur Decke springen!" rief Ringhofer, „bloß darum, weil er nun Einem von uns weh thun zu können glaubt."

„Thekla," erwiederte Michael, „würde sich's gar nicht getrauen, es ihm zu sagen; es ist wie bei Euch. Wozu würde es auch führen? Wenn Ihr einmal Nein sagt, sagt es der Althofer zehnmal hinter einander."

„Gut, daß Du es nur einsiehst," sagte Ringhofer etwas beruhigter. „Thekla ist wohl ein braves und liebes Mädchen, das einmal eine hübsche Sach' mitbekömmt, aber solcher findest Du noch Viele."

„Ich bedanke mich!" antwortete Michael. „Die muß ich kriegen!"

„Wie denn, Narr?" fragte der Alte.

„Ich warte, bis der Nachbar stirbt," war die Antwort, „und sollt' ich darüber so grau werden, wie Ihr!"

Er eilte zur Thür hinaus.

II.

Ein paar Tage später saß der Althofer mit seiner Familie, die aus seinem Eheweibe und der Tochter bestand, in der Stube. Es war ein heiterer, hellglänzender Wintertag.

Da sagte die Bauersfrau: „Der Kuh ist noch immer nicht besser!"

„Das wird nicht schlimm werden," erwiederte der Althofer ganz obenhin.

„Nun," fuhr die Frau fort, „das sagtest Du auch von der Einhörnigen; sie ist doch daraufgegangen. Mir ist recht bang, übermorgen kommen auch die drei Tage daran, vor denen Gott uns beschützen möge."

„Du hast lauter solche Dinge im Kopfe," brummte der Althofer unwillig. „Mit Euren drei Tagen! Der Teufel ist das ganze Jahr los!"

„Du sprichst," erwiederte die Frau ernsthaft, „grade wie ein Freimaurer! Denke doch an Alles, was in den drei Tagen geschehen ist, seitdem wir uns erinnern können."

„Bis heute sind wir mit heiler Haut davongekommen," versetzte der Althofer. „Aber sag' mir, Thekla," fuhr er gegen die Tochter gewendet fort, „was Du seit einigen Tagen hast? Du siehst trübselig aus, wie ein Bußtag."

Die Alte entsetzte sich vor dem freigeistigen Vergleiche und machte im Stillen ein Kreuz. Thekla, ein schönes, schwarzäugiges, dralles, echt steierisches Mädchen von achtzehn Jahren, stand am Fenster und schwieg.

„Du gehst auch gar nicht mehr zu Tanze," meinte der Althofer. „Du bist am liebsten zu Hause, ohne daß ich sehe, daß die Arbeit sonderlich fortschreitet; ich will nicht hoffen —!" Er sprach die letzten Worte im erhöhten Tone, der halb eine Drohung, halb eine Befürchtung ausdrückte.

Thekla traten die Thränen in die Augen.

„Du weinst?" rief der Vater, an sie tretend und ihr in's Gesicht sehend, indem er zugleich Blicke auf seine Frau wie mit der Aufforderung warf, seinen Vermuthungen zu Hülfe zu kommen.

Thekla hob die Schürze und die Augen trocknend sagte sie mit mild entschlossener, schwermüthiger Stimme: „Es geht nicht länger so. Schickt mich nach Bruk oder Graz. Ich will auf einige Zeit in Dienst treten."

„Du willst fortgehn?" rief der Alte, die Hände zusammenschlagend, aus. „Was ist Dir denn so plötzlich in den Sinn gefahren? Wenn Du das thust, will ich nie mehr etwas von Dir wissen!"

Es war nicht sein Ernst. Thekla, ein Mädchen voll Fleiß, Willigkeit, Gutherzigkeit, war sein Liebling.

Die Alte hatte sich inzwischen hinter den Rücken der Tochter gestellt und zeigte mit der Hand auf das Haus des Ringhofers, das auf dem Berge stand und dann, um ein bestehendes Einverständniß anzudeuten, auf Thekla.

Der Alte verstand es und schrie im Zorne: „Du weißt davon und sagtest mir Nichts?"

„Ich glaubte es nur," meinte die Frau im gelassen vorstellenden Tone. „Sei doch nicht immer gleich so jäh! Vielleicht ist's auch nur ein Gedanke von mir."

Thekla, die das hinter ihrem Rücken Vorgefallene merkte, wandte sich um und sagte: „Es ist etwas daran. Ich und Michael sehen uns schon seit der Kirchweihe."

„Heiliger Christ!" rief der Alte. „Wenn der Ringhofer das wüßte! Welche Freude er hätte! Er weiß doch nichts davon?"

„Kein Sterbenswörtlein!" war Thekla's Antwort.

„Desto besser," sprach der Vater. „Daraus kann nichts werden, ich werde es nicht dulden und Du darfst mir mit Michael kein Wort mehr sprechen."

Thekla stieß einen schweren Seufzer aus und sagte: „Darum hab' ich Euch gebeten, laßt mich in Dienst gehn. Wenn ich ihn nicht immer vor den Augen habe, läßt es sich leichter ertragen."

„Nein, nein," polterte der Vater. „Ich lasse Dich nicht fort. Wir brauchen Dich. Soll ich eine Fremde aufnehmen und mich bestehlen lassen?"

„Nur einige Monate," bat Thekla. „Ihr werdet barmherzig sein."

Da fing die Mutter zu weinen an und sagte mit offener Parteinahme: „Eure verwünschten Balgereien um Nichts und wieder Nichts! Michael ist ein braver Mensch, der ein Weib ernähren kann!"

„Ich könnte aus der Haut fahren," rief der Althofer mit einer vor Aerger überschnappenden Stimme. „Misch Dich nicht in unsre Sachen und sieh in die Küche."

„Nicht hineinmischen soll ich mich?" sagte die Bäuerin. „Ist sie nicht auch meine Tochter, meine liebe Thekla? Ihr Männer vergeßt bald, wie Ihr selbst gewesen seid, komm Thekla, ich will mit Dir fortgehn!"

„Bring' mich nicht auf mit dem tollen Geschwätz," schrie der Alte. „Je älter, desto närrischer! Das Mädchen ist hundertmal vernünftiger, als Du."

„Was kannst Du dagegen haben?" versetzte die Bäuerin verdrießlich. „Geht Thekla mit einem Taugenichts? mit einem Bettelbuben? Jeder andere Vater hätte seine Freude daran — wenn Eure vermaledeiten Katzbalgereien nicht wären —"

„Mach' mir nicht so dumme Vorwürfe!" erwiederte der Althofer. „Du weißt recht gut, wer den Streit um die Weide angefangen! Sollte ich da sagen: Nimm dir das Stück, Nachbar? Und wäre er am anderen Tage gekommen und hätte gesagt: Nachbar, die Hälfte deines Kornfelds neben der Weide ist auch mein. Was dann? Du hättest Dich wohl bedankt, weil er mir die andere Hälfte gelassen."

„Mutter," sprach Thekla, „das führt zu nichts! das Unglück ist mein. Der Vater wird nie nachgeben und thäte er es, der Ringhofer hat einen noch härteren Kopf. Ich habe das Alles mit Michael schon hundertmal besprochen."

„Meiner Seel'," rief der Alte freudig überrascht aus, „ich sagt' es immer! Die Tochter ist gescheiter als die Mutter. Thekla — ich kaufe Dir eine Halskette, wie kein Mädchen in zehn Pfarreien ringsum eine hat, eine Goldhaube, die jede Gräfin aufsetzen könnte und einen Mantel für den Winter mit so vielen Kragen, daß man daraus zwei machen könnte —"

„Ich dank' dem Vater!" antwortete Thekla, kalt bei diesen glänzenden Versprechungen. „Ich kann Michael nie vergessen."

„Das glaubt man," meinte der Vater. „Staubbacher's Marie sagte das ebenso. Du wirst es vernünftig nehmen, wie sie."

„Das nennst Du vernünftig?" fiel die Mutter ein. „Du freilich hättest mir in Thekla's Lage gleich abgesagt und hättest mich sitzen und mich todthärmen lassen." Sie fing zu weinen an.

„Reize mich nicht!" fuhr der Althofer auf; „reize mich nicht mit Deinem albernen Geschwätz! Du hättest Dir auch nicht den Hals abgerissen!"

„Ruhig, ruhig, Mutter!" bat Thekla. „Es ist daran genug, daß sich der Vater und der Ringhofer in den Haaren liegen. Ich werde kein Wort mehr darüber sprechen. Einmal aber mußte es heraus."

„Was der Mensch Alles erlebt!" rief der Althofer, indem er seinen Kopf, der durch den Gedanken, daß Thekla den Sohn seines Feindes liebe, ganz aus seinem Gleichgewicht gekommen war, hin und her wiegte. Eine lange Pause trat ein. Thekla stand ruhig, ihren Schmerz verhaltend, am Fenster und starrte hinaus.

Die Bäuerin weinte über ihre Tochter und schoß zuweilen wilde Blicke auf ihren Mann hin. Der Bauer ging auf und ab und machte seiner inneren Erschütterung durch zeitweises Brummen Luft.

„Die Frau brach zuerst das Schweigen. Sie sagte weinerlich: „Andere Leute haben es nicht und thäten es gern. Wir haben es und sind hartherzig. Man könnte ein Gütchen kaufen und die Beiden schön darauf setzen —"

„Hör' auf," schrie der Bauer sein Weib an. „Ich bin, weiß Gott, kein Streithans, ich würde Alles thun, um der Thekla einen braven Mann zu schaffen, der alte Ringhofer aber ist ein Recht-

haber, ein Unmensch. Er sähe den Michael lieber todt, als in unsere Verwandtschaft gebracht. Er wird nicht herkommen, um, wie es Gebrauch, für seinen Sohn anzuhalten, noch ich zu ihm." —

„Aber wenn es sich um Thekla handelt, um ihr Glück, ihre Gesundheit, ihr Leben!" schrie die Alte halb bewegt, halb zornig.

„So soll ich in den Ringhof?" fragte der Alte, ein höhnisches Gesicht schneidend. „Soll ich den Ringhofer bitten, Thekla's Schwiegervater zu werden? Freilich, wir sind so gut mit einander, seit fünfzehn Jahren haben wir uns nur bei Gerichtsverhandlungen gesprochen. Soll ich, soll ich, Alte? Nun, so spann' zwei Paar Ochsen vor und schlepp' mich zum Ringhof hinauf."

„Schweigt, Mutter!" sagte Thekla ernst. „Was nicht geht, das geht nicht. Ich will den Michael nicht wieder sprechen, bleib' ihm aber treu bis zum Tode." Sie ging hinaus.

III.

Lichtmeß kam heran. Die Bauersleute aus der ganzen Umgegend bis aus der entferntesten Hütte der beschneiten Almen erschienen zum Gottesdienst in der Kirche von Wettergrund, um wie gebräuchlich Wachskerzen weihen zu lassen und sich durch Gebet gegen bevorstehende Versuchungen und Unglücksfälle zu rüsten. Die nächsten drei Tage galten als die „böse Zeit." Alles sprach von den Tagen des Teufels und wenn ja Einer oder der Andere eine gesunde Ansicht äußerte, wurde er mit der Anführung entsetzlicher Erlebnisse, die sich seit undenkbaren Zeiten in diesen Tagen zugetragen, zum Schweigen gebracht. Am meisten zitterte vor möglichem Unheil die bewegliche Phantasie des Weibervolks.

Die nächste Ursache zur Besorgniß gab diesmal das Aussehen des Himmels, der vor einigen Tagen klar, blau und sonnenhell gewesen war. Heute ward er grau und schien für abergläubische Augen eine ganze Sündfluth von Schnee in seinem Schooß zu verbergen. Man sah schon alle Wege klafterhoch zugeschneit, die Dächer der zunächstgelegenen Dörfer begraben und vor Frühjahr keine Aenderung der schrecklichen Lage.

Gegen Abend kam der Althofer von seinen Bergen in den Wettergrund herab, wie er es an allen Sonn- und Feiertagen um diese Zeit gewohnt war, um sich in dem Dorfwirthshause „zum vollen Fasse" für die Anstrengungen der Wochenarbeit zu entschädigen.

Alle Räume der Schenke waren gedrängt voll. Althofer setzte sich auf den ersten besten Platz, den ihm einige gefällige Bekannte durch mühsames Aneinanderrücken einräumten. Dankend nahm er ihn an. Doch kaum hatte er den Stuhl in der Hand, als er, wie von dem Anblick einer giftigen Schlange zurückschrak; er wurde erst jetzt gewahr, daß er zum nächsten Nachbar den Ringhofer habe.

Auch der Ringhofer zog ein entsetzlich schiefes, verlegenes Gesicht.

Jeder von den Beiden kehrte sich seinem zweiten Nachbar zu und begann ein gleichgültiges Gespräch mit Eifer abzuhaspeln. Die Unterhaltung in der Gaststube war sehr lebhaft, beinahe lärmend und das Geräusch mitzechender Landsleute wirkte mit Hülfe einiger Gläser Bier auflösend auf die haßvolle Stimmung der beiden feindlichen Bauern. Sie waren sich durch Kleinigkeiten entfremdet worden, hatten sich zu bekriegen angefangen und sich gewöhnt, einander als zwei wilde, von leidenschaftlichem Ingrimm schnaubende Kerle anzusehn. Seit fünfzehn Jahren hatten sie kein Wort mit einander gewechselt, außer vor den Gerichtsschranken, als öffentliche Gegner. Ein gewisser, beiden innewohnender Bauernstolz suchte jede sich bietende Gelegenheit zur Annäherung roh zurückzuweisen und es war unter ihnen Sache einer thörichten Bravour geworden, gegen einander die Eisenfresser zu spielen. Bis jetzt war ihr Haß noch auf keine große Probe gestellt worden, die Proceßkosten um die Weide waren das einzige Opfer, das ihm gebracht worden war und das sie in ihrem Wohlstande kaum spürten. Seit wenigen Tagen aber, da Beide die Entdeckung gemacht, daß sich ihre Kinder in gegenseitiger Liebe zu einander neigten, erkannten sie, daß ihr Haß gegen das Wohl und das künftige Glück der Ihrigen zu Felde ziehe und eigentlich sehr beklagenswerth sei. Der Egoismus, wenn gleich ein edlerer, begann Nachgiebigkeit leise wachzurufen. Beide sträubten sich gegen den Gedanken, doch der vorschwebende Vortheil rieth und lockte unaufhörlich mit immer neuen Versprechungen, die Feindschaft aufzugeben und eine gute Nachbarschaft herzustellen. Trotzdem schien Beiden die Versöhnung nur ein Traum, da jeder annahm, daß die dargebotene Hand von dem Andern zurückgestoßen werden würde. Diesem Schimpfe wollte sich Keiner aussetzen, wenn auch Alles darüber zu Grunde gehn sollte.

Ein paar Stunden vergingen, einige Krüge Bier waren die Kehlen hinabgegangen, Beide kehrten sich einander nicht zu und wußten kaum, was sie mit dem Nebenmanne plaudern sollten. Da griff Althofer nach dem Tabacksbeutel, der auf dem Tische lag, um sich die Pfeife zu stopfen, öffnete ihn und begann sie zu füllen.

Ringhofer kehrte sich um und sagte: „Das ist mein Tabacksbeutel!"

„Weiß Gott!" rief Althofer, des Irrthums gewahr. „Da nimm und stopf Dir aus dem meinigen. So sind wir quitt."

Er reichte seinen Beutel hin.

„Auf eine Pfeife Taback kommt es mir nicht an," antwortete Ringhofer.

„Ich will nichts geschenkt haben," erwiederte der Nachbar.

„Du hast Dich geirrt, nicht ich!" meinte Ringhofer, während er nach dem Bierkrug griff und weidlich zog.

„Jetzt ist's gut," sagte Althofer, „Du hast für den Taback aus meinem Kruge getrunken." Er nahm den Krug dem erstaunten Ringhofer aus der Hand.

Beide lachten um so stärker, einen je größeren Zwang sie sich zuvor angethan, um recht hart zu erscheinen.

„Da siehst Du," sagte Ringhofer. „Alles legt sich, wenn man recht will, auch ohne Gericht und ohne einen Federfuchser."

„Nur handelt es sich nicht immer blos um eine Pfeife Taback oder einen Schluck Bier," erwiederte der Andere.

„Manchmal auch nicht um viel mehr!" sagte Ringhofer, dazwischen trinkend und sich die Worte schwer abkämpfend. „Wenn wir rechnen, was uns die Weide kostet, wir könnten mit dem Gelde jeden Grashalm versilbern."

„Für mein Recht geb' ich mein letztes Hemd!" gab der Andere zur Antwort.

„Fremdes greif' ich nicht an," versetzte Ringhofer, den Krug wieder ansehend, aber von dem Gedanken an seinen Sohn befallen, sagte er sich, daß er versöhnlicher auftreten müsse.

Auch Althofer hatte getrunken und von einer väterlichen Erinnerung an Thekla gemahnt, sich ebenso einen versöhnlicheren Ton empfohlen. Er sagte: „Nun sag' mir — wer weiß, ob wir je wieder so beisammen sitzen — wie lange wollen wir den Advocaten unsre Beutel noch aussaugen lassen?"

„Das kommt auf Dich an," war die Antwort.

„Dann theilen wir die Weide!" rief der Andere beherzt.

„Ein Mann, ein Wort!" rief Ringhofer, den Krug emporhebend.

Althofer hob den seinigen empor, Beide stießen an und schüttelten sich die Hände, innerlich noch mehr erfreut, als sie es äußerlich kundgaben.

Jeder dachte vom Anderen: der ist doch lange nicht so böse, als ich mir dachte.

Da trat Althofer's Knecht, Wanfried, ein und, von einem seltsamen Erstaunen, die zwei Gegner beisammen zu finden, im ganzen Gesicht verändert, meldete er in abgerissenen Worten:

„Die Bäuerin will schon nach Hause fahren. Der Schlitten steht vor der Mühle."

Er ging fort. Althofer folgte, nachdem er mit Ringhofer verabredet, daß sie sich morgen um dieselbe Zeit „zum vollen Fasse" treffen wollten, um den Streit wegen der Weide ganz in Ordnung zu bringen.

IV.

Wie sich denken läßt, saß der Bauer kaum bei seinem Weibe im Schlitten, als er auch schon von der Beilegung seines Processes mit Ringhofer erzählte und die Erwartung daran knüpfte, daß sich alles Uebrige zur vollsten Zufriedenheit gestalten werde.

„Du passest mehr auf uns auf, Wanfried, als auf die Pferde," polterte der Bauer seinem Knechte zu, als der Schlitten an einem seitwärts liegenden Stein einen derben Stoß erlitt.

Wanfried blieb stumm und peitschte die Pferde.

Zu Hause angekommen, erzählte die beglückte Alte sofort ihrer Thekla das Ereigniß des heutigen Abends. Thekla war vor Freude außer sich.

Früh Morgens frühstückte der Bauer mit seiner Tochter die tägliche Milchsuppe. Die Bäuerin saß am Ofen, ohne Theil zu nehmen, da sie sich alljährlich an diesem Tage ein freiwilliges Fasten aufzuerlegen pflegte.

„Da seht Ihr," sagte der Vater, „daß ich nicht der Unversöhnliche bin. Wäre Ringhofer vor Jahren ein einziges Mal so gewesen, wie gestern, wir wären schon längst wie Brüder geworden."

„Gott sei gelobt!" antwortete die Alte, die mit dem Beten des Rosenkranzes, den sie unter der Schürze abzählte, innehielt. „Gestern war Mariä Geburt, ein freudenvoller Tag für alle Menschen. Gott hat Dir in der Kirche gute Gedanken eingegeben."

„Ich bin froh," erwiederte der Bauer. „Ringhofer ist wirklich nicht der Mensch, für den ich ihn angesehen."

Thekla, vor Heiterkeit strahlend, rüstete sich lange ein Wort zu sagen, ehe sie es herausbrachte. Endlich sagte sie: „Und wird der Vater auch Nichts gegen Michael haben?"

„Pst! Pst!" flüsterte die Alte ängstlich. „Wie kannst Du an einem Tage, wie der heutige, von solchen Dingen sprechen!"

„Du bist nicht recht gescheit," fuhr Althofer die Bäuerin an. „Von Michael," fuhr er gelassener fort, „war gestern noch nicht die Rede. So weit sind wir noch nicht. Macht es sich, so sage ich nicht Nein. Michael gefällt mir."

Die Alte rutschte unruhvoll und noch rascher fortbetend auf der Bank. „Laßt das um Gotteswillen bis auf die andere Woche!" rief sie schüchtern herüber.

Althofer kehrte sich nicht daran und fuhr fort: „Ich komme mit dem Ringhofer wieder zusammen, vorerst wegen des Streits um die Weide. Geht es, dann ist am besten, Alles recht schnell abzumachen. Wir treffen uns im „vollen Fasse."

„Wann?" fragte die Alte mit weit vorgestrecktem Halse.

„Wann?" wiederholte Althofer. „Recht bald, heute Abends."

„Gnade Christi!" schrie die Bäuerin auf.

„Das wird ein schreckliches Ende nehmen. Heut, morgen und übermorgen sind böse Tage. Ich bitte Dich, gehe nicht hin, gehe nicht hin!"

„Du bist doch ein recht verdrehtes Geschöpf," rief der Bauer in einem halb mitleidigen, halb geringschätzigen Tone. „Wäre ich heute noch mit Ringhofer feind, Du würdest zittern, daß wir uns etwas Schlimmes anthun. Dir kann's Keiner recht machen, weder Gott noch der Teufel!"

„Jesus!" schrie die Alte, sich bekreuzigend, „nenne ihn nicht!" Sie hielt sich beide Ohren zu und lief hinaus.

Nicht weit, zwischen den beiden Höfen hatten noch um die Mittagszeit Thekla und Michael eine Zusammenkunft. Diese fand, wie schon oft, in einem tiefen Felseinschnitte statt, wo man kaum bemerkt werden konnte.

Sie fielen trunken von Liebe sich sprachlos in die Arme.

„Wer hätte das noch gestern gedacht!" rief Thekla. „Es sah aus, als sollte ich Dich nur einmal, vielleicht zum letztenmal, festhalten und dann mit Thränen unter fremde Menschen gehn."

„Mein Vater ist gut," antwortete Michael. „Ist es auch der Deinige, dann sind wir so gut wie Eheleute. Als mir mein Alter von der Aussöhnung erzählt hatte, versprach er mir, mit Deinem Vater über uns zu reden. Um Ostern herum sind wir Mann und Weib."

Da ertönte in nächster Nähe ein geller Pfiff, der die Liebenden trennte. Sie rissen sich von einander los. Auf dem Wege zu ihren Höfen sahen sie sich nach allen Seiten um, ohne Jemanden erblicken zu können. Es störte sie nicht. Sorglos und hoffnungsselig schauten sie goldenen Tagen entgegen.

Gegen Abend trafen sich die versöhnten Bauern im Dorfe Wettergrund „zum vollen Fasse." Dieselbe friedliche Stimmung beseelte sie. Nach langem Reden, wobei ein Krug um den andern geleert wurde, war der Streit um die Weide zu Ende gebracht. Gegen Mitternacht, als Beide vom Trinken schon recht belebt waren, sagte der Ringhofer:

„Wir sind gute Nachbarn geworden und da darf sich Einer vom Andern Rath holen. Glaubst Du, daß ich den Michael die Schmied-Eva in Tannenberg heirathen lassen soll?"

Althofer zog ein langes Gesicht und sein früheres Mißtrauen stieg schnell wieder empor. Er antwortete kurz und kalt:

„Das ist Deine Sache."

„Denn siehst Du," fuhr Ringhofer fort, „zwingen will ich den Burschen nicht, er mag sich Eine aussuchen nach Herzenslust. Die Schmied-Eva ist übrigens ein sauberes Mädchen."

„Weißt Du, daß er sie gern sieht?" fragte Althofer mit spähender Unruhe.

„Nein, nein, das nicht," versetzte Ringhofer schnell. „Ich weiß freilich, wen er am liebsten möchte. Der Bursche glaubt, ich habe es nicht bemerkt — doch da wird er nicht ankommen..."

„Hör' einmal, Nachbar," erwiederte Althofer, „auch ich weiß etwas. Mir scheint, Dein Michael ist ein Teufelsjunge, dem man es nicht ansieht. Denk Dir einmal, er hat auch Etwas mit meiner Thekla hinter unserm Rücken angezettelt."

„Was?" rief Ringhofer mit gespieltem Erstaunen. „Und Du hast es geduldet?"

„Seit ein paar Tagen erst bin ich hinter seine Schliche gekommen," sagte Althofer. „Sag' ihm das selbst, von mir würde er es doppelt übel nehmen."

„Alle Wetter!" fuhr Ringhofer auf, der jetzt seinerseits die Qual eines verschmähten Schwiegervaters zu empfinden begann. „Das ist stark! Ist denn mein Michael ein hergelaufener Bursche, daß seine Bekanntschaft Deiner Thekla Schande bringt?"

„Gott behüte!" betheuerte Althofer. „Ich meine es nicht so. Ich glaube nur, die Spatzen soll man nicht zu den Kirschen lassen."

„Auch ist mein Michael keiner von denen," sagte Ringhofer, „die ein Mädchen bei der Nase herumziehn. Hat er was, wie Du sagst, mit Thekla, so wird es nicht an ihm liegen, wenn er sie sitzen lassen muß."

„Ho! ho!" rief der Althofer laut hinaus. „Sitzen lassen? Wen meine Thekla nimmt, der braucht auch nicht mit dem Bettelkorb zu gehn!"

„Wie Du gleich auffährst!" entgegnete Ringhofer. „Kann es nicht auch geschehen, daß Du selbst einen Andern magst, als Michael?"

„Nun, nun," brummte Althofer. „Michael gefällt mir ganz gut, versteht die Wirthschaft, hält zusammen —"

„Auch mir wäre es lieb," versicherte Ringhofer, „wenn Michael ein Weib bekäme, wie Deine Thekla ist. Und Du sagst, er hat was mit ihr?"

„Ich glaube, ich glaube," erwiederte Althofer, „und zwar seit längerer Zeit schon. Ich habe die Augen zugedrückt, weil man es durch's Verbieten erst recht arg macht."

„Ei, da muß ich den Michael gleich in die Beichte nehmen," rief Ringhofer lebhaft und heiter gestimmt, den gefüllten Krug ansetzend. „Ich würde Nichts dagegen haben."

„Ich auch Nichts!" sprach Althofer.

„Dann geben wir das junge Blut zusammen," rief Ringhofer hingerissen.

„Mit Gott, mit Gott!" fiel Althofer fast gleichzeitig ein. Beide tranken sich zu und drückten einander die Hände.

Unter weiterer Ausmalung des Vermählungsplanes verbrachten die so gründlich ausgesöhnten Gegner noch eine Stunde. Die Aufregung und das stundenlange Sitzen beim Kruge hatte Beiden zu einem tüchtigen Rausch verholfen.

Arm in Arm rückten sie gegen Mitternacht

aus dem Wirthshause ihren Wohnungen zu. Der Hauch der scharfen Nachtluft, der den mäßigen Trinker ernüchtert, hat die Eigenschaft, den Unmäßigen noch mehr zu betäuben. In gemäßigtem Tacte wackelten Beide auf unsicheren Füßen durch den hohen Schnee heimwärts.

Unweit von Ringhofer's Wohnung blieben sie wieder eine Weile stehen. Da sagte Ringhofer in der schwerlallenden Sprache, die seinen Zustand bezeichnete: „Und wir hätten uns die Augen aushacken wollen, Bruderherz?"

„Dummes Zeug!" lallte Althofer, taumelnd auf seinen Nachbar zugehend: „Einen Kuß! einen Kuß!" Sie fielen sich in die Arme.

Eine kleine Strecke weiter blieben sie wieder stehen.

„Da sieh einmal, Althofer," plapperte der Andere, „diesen Himmel! diese Klarheit! Alle Sterne, alle, die es nur gibt, sind heute draußen."

„'S ist wahr!" gab Althofer zur Antwort, indem er mit auseinandergespreizten Beinen, die Hände am Rücken, zum Himmel emporglotzte. „Die vielen Sterne! Und da sagte heute früh das dumme Volk, es werde ein Schnee fallen, daß nur die Thurmknöpfe hervorsähen. Es ist zum Todtlachen!" Er lachte, daß er sich an die Hüften fassen mußte.

Ringhofer, darum unbekümmert, betrachtete starr das Firmament. Dann sagte er zu seinem Nachbar in einem Tone, der Neugier und Spannung weckte: „Weißt Du, Bruder, was ich wollte?"

„Was?" gab Althofer zur Antwort, „ein Glas Bittern —"

„Ne! ne!" verneinte Ringhofer.

„Was denn?" fragte Althofer. „Ein Glas Punsch? einen Topf Kaffee?"

„Ne, ne!" antwortete Ringhofer. „Ich wollte — sieh nur die Sterne, — so viele hab' ich noch nie beisammen gesehn — ich wollte, jedes Sternlein wäre eine Kuh und alle die Kühe wären mein! Das gäbe eine Heerde!"

„Esel," erwiederte Althofer. „Was würde Dir das helfen? So viel Kühe könntest Du nicht ernähren, wenn Du das Futter vom ganzen Steyrer Lande hättest!"

Ringhofer kratzte sich, bei dieser schlagenden Einwendung verlegen nachsinnend, hinter den Ohren. Althofer fuhr fort: „Da weiß ich besser, was ich mir wünschen würde! Ich wollte, ich hätte eine Weide, so groß und weit, wie dieser ganze Himmel!"

„Das wär' mir recht!" rief Ringhofer lebhaft. „Dann könnte ich auch alle meine Kühe ernähren."

„Wie denn nur?" versetzte Althofer verdutzt.

„Wie?" sagte Ringhofer. „Ganz einfach. Ich würde meine Kühe auf Deine Weide treiben!"

„Das darfst Du nicht!" sprach Althofer entschieden.

„Darnach würde ich Dich wenig fragen!" sagte Ringhofer im hochfahrendsten Tone.

„Was?" rief Althofer, empört umhertaumelnd. „Auf meine Weide Dein Vieh treiben? Dazu sollte Dir die Lust vergehen!" Er ballte die Faust.

„Du selbst könntest das Heu ja nicht verfüttern, Narr!" rief Ringhofer, dicht an den Nachbar herantretend.

„Wenn auch!" gab Althofer zur Antwort. „Lieber ließe ich mein Heu verfaulen."

„Mein Vieh ließe es nicht so weit kommen!" versetzte Ringhofer lachend. „Dann gäb' ich den Eimer Milch für einen Heller und wollte dennoch der reichste Bauer der Welt werden!"

„Auf meine Kosten?" schrie Althofer. „O Du Lump, Du Dieb!" Er faßte den Nachbar an.

„Laß los!" schrie dieser, „oder ich schlage zu!"

Althofer hielt aber seinen Mann fest, ja noch fester, indem er vor Zorn und Entrüstung außer sich schrie: „Willst Du, Kerl, Dein Vieh bei mir mästen? Ich schlage Dich kurz und klein!"

Er hieb auf Ringhofer los, der sich mit einigen derben Schlägen vertheidigte. Diese Prügelscene dauerte so lange, bis Beide das Gleichgewicht verloren, der Eine links hinfiel, der Andere rechts die Glieder streckte.

Althofer arbeitete sich nach einer kleinen Weile empor und sagte zu dem daliegenden, lautlos stillen Combattanten: „Für heute hast Du genug. Morgen werden wir uns vor Gericht sprechen."

Schimpfend gelangte er in seinen Hof.

Ringhofer blieb im Schnee liegen und schien die Wahlstatt zu seinem Nachtlager machen zu wollen, denn er schlief ein und schnarchte furchtbar.

V.

Zum Glücke für den betrunkenen Bauer, der im Schnee unfehlbar erfroren wäre, kam kurz nach der Schlägerei Wanfried vorüber.

Auf den ersten Blick hielt er den Daliegenden für den Althofer, seinen Brotherrn. Er blieb stehen und sagte: „Soll ich ihn hier erfrieren lassen? Er ist so voll, daß er von selbst nicht aufwacht. Er hat sich mit dem Nachbar ausgesöhnt und die Heirath zwischen Michael und seiner Tochter ist sicher schon in Richtigkeit gebracht. Was hab' ich Unglücksmensch mir beifallen lassen, an die reiche Bauerntochter so viel zu denken? Ich könnte stundenlang weinen und mir den Kopf vor Zorn weich und breit schlagen! . . . Wie er schnarcht! Es wäre sein letzter Schlaf, wenn es mir was nützte! Es nützt mir nichts! ... Er ist ausgesöhnt und stirbt er hier, so wird Michael desto besser dabei fahren. Nein, ich will nicht der sein, der ihm das Rad noch einölt. Auf, auf, Saufbold!"

Er rüttelte den Schläfer mit solcher Gewalt

auf, wie wenn er ihm den Arm vom Leibe reißen wollte.

Der Bauer, auf die Kniee emporgebracht, that die Augen auf und lallte fröstelnd: „Einheizen, ein Scheit Holz nachlegen!"

„Schon gut!" antwortete Wanfried höhnisch, indem er zugleich erkannte, daß es Ringhofer sei. „Soll ich ihn wieder hinschmeißen?" sagte er zu sich. „Doch — es ist Einer wie der Andere, mir kann nichts mehr nützen."

Er packte Ringhofer mit Kraft an, der wie eine todte, erstarrte Last zwischen den nervigen Armen des Knechtes hing und begann ihn in dessen Hof hinaufzuschleifen. Dort polterte er die Hausleute wach und übergab ihnen ihren Herrn.

Im Stalle seines Hofes, wo er seine Schlafstätte bei den Pferden hatte, angekommen, zündete Wanfried die Laterne an und begann, in Sinnen verloren, seine hoffnungslose Lage zu überblicken. Entmuthigt bis zum Hinsinken, fiel er auf's Bett, doch von einem plötzlich aufgetauchten Gedanken aufgeregt, sprang er wieder auf die Füße.

„Herr Gott!" sagte er zu sich. „Wenn es Michael gewesen wäre! Wenn ich den im Schnee vollgetrunken gefunden hätte! Das wäre ein Glück gewesen. Dann hätte ich sagen können, mich habe wenigstens der Teufel lieb, wenn auch Gott und Menschen mich im Stiche lassen. Es geht Alles conträr . . ."

Da raschelte es hinter ihm im Stroh und ein Knacken menschlicher Knochen war zu gleicher Zeit zu hören.

„Wer ist da?" rief Wanfried in Folge seiner Gemüthsbewegungen sehr gereizt, indem er sich umsah und die Stelle des Geräusches bei dem schwachen Dämmerlicht fixirte.

„Ich bin es, lieber Wanfried," ächzte eine alte, kranke Weiberstimme.

„Du?" rief Wanfried erstaunt und trat mit der Laterne in der Hand auf das alte Weib näher zu, das in kauernder Haltung einen Hustenanfall zu beschwichtigen suchte.

„Ich bin es, guter Wanfried!" sagte das Weib. „Jage mich nicht hinaus!"

„Sicherlich weiß kein Mensch, daß Du da bist, Alte," entgegnete Wanfried. „Die Bäuerin würde toll werden, wenn sie es erführe — grade heute, am Teufelstage."

Die Alte, die sogenannte Hexenhanne, war eine berüchtigte Kartenschlägerin und Hexenmeisterin.

„Den zweiten Tag schon," fuhr das alte Weib, vom Husten unterbrochen, fort, „bin ich ohne Obdach, krieche von Berg zu Berg. Niemand will mich aufnehmen. Leute, die sonst das ganze Jahr nichts ohne mich thun, weigern sich in diesen Tagen, mich im Hundeloche liegen zu lassen, wie wenn ich eine Blitzstange wäre, die den Teufel zu ihnen herunterzieht. Ach, ach!"

„Du darfst Dich nicht darüber wundern!" meinte Wanfried achselzuckend. „Wenn's meine Frau erfährt, daß ich Dir die Herberge gelassen, kann ich morgen selbst irgendwo um ein Nachtlager betteln."

„Nein, nein!" bat das Weib flehentlich, „jage mich nicht fort, ich bin todesmatt und hungrig, ich würde vor der Thürschwelle umfallen, Du müßtest mich zum Hofe hinauswerfen. Ich kannte ja Deinen Vater, ich kenne Dich, seitdem Du im herrschaftlichen Pachthofe die Gänse und Truthühner gehütet, ich weiß es, wie Du später beim Gutspächter in der Ziegelhütte gearbeitet — seit frühem Morgen steige ich über die Berge und denke: der Wanfried im Althof wird dich ausruhen lassen, der hat im Leben auch noch nichts Gutes gekostet!"

„So bleib' hier!" sagte Wanfried trocken. „Da nimm!" Er warf der Hexenhanne ein Stück Brot zu, das diese gierig fing und gleich anbiß.

„Ach, das Brot ist gut!" sagte die Alte. „Möge es Dir von dieser Stunde an besser gehen, als bisher!"

„Ach geh'!" rief Wanfried ungläubig und kleinmüthig. „Dumme Reden! Ich glaube so: Es gibt Menschen, die eigentlich zu Hunden oder zu Karrengäulen bestimmt waren, sie sind aber zu ihrem größten Unglück Menschen geworden. Darunter zähl' ich mich — und, das versteht sich — Dich auch!"

„Du bist jung," hob das Weib an, „ein stattlicher Bursch — wenn man Dich ansieht, gefällst Du —"

„Wem?" sprang Wanfried in die Rede. „Wem gefall' ich? Gib mir lieber einen Sack mit Geld und ein Affengesicht! Dann könnt' ich noch Andern gefallen, außer Dir."

„Du sprichst wirklich," sagte die Hexenhanne, „daß man Dich bemitleiden muß. Ich kenne viele Burschen, die sich um's liebe Brod schinden, keiner aber ist so wild traurig, wie Du!"

„Wer's tragen kann!" seufzte Wanfried. „Wer sich aber so recht denkt, daß er die Mistgabel nicht früher los wird, als bis sie ihm aus der Hand fällt und er daneben auf dem Miste verendet, dem vergeht das Lachen, dem schmeckt kein Bier, der freut sich nicht an Tanz und Kegelspiel, der sieht es so elend fortgehn, bis es aus ist — auf dem Mist!"

„Das glaubte ich nicht," sagte die Hexenhanne, „daß ich Elende heute noch Jemanden trösten müsse!"

„Und Du liegst schon auf dem Miste," rief Wanfried. „Hör' auf! hast Du nichts anderes, als diese Trostmittel, so verschlucke Dein Brot und verschlaf's."

„Sei nicht so bös, guter Wanfried," begütigte ihn das alte Weib. „Sag', was Du auf dem Herzen hast, es wird vielleicht einen Rath geben."

„Kurz und gut," sprach Wanfried, „der Ringhofer hat sich mit meinem Herrn ausgesöhnt und sie lassen ihre Kinder zusammenheirathen."

„Was Du da sagst!" rief voll Verwunderung die Alte, sich auf den Arm stemmend. „Die Beiden versöhnt! Wann geschah's denn?"

„Gestern!" warf Wanfried hin.

„Gestern," rief die Hexenbanne. „Am Teufelstage, das bringt kein Glück!"

„Mir am sichersten nicht!" sprach Wanfried mit verzweifeltem Humor.

„Du hast sicher," fuhr die Alte fort, „ein Aug' auf die Bauerntochter gehabt — wie heißt sie, mein Gott?"

„Thekla," lautete die Antwort.

„Richtig," rief die Alte, „gib Acht, das wird ihnen schlecht bekommen."

„Lirum! larum!" sagte Wanfried die Laterne ausblasend und in's Bett springend.

„Du glaubst es etwa nicht?" fragte die Alte mit Verwunderung, „da könnte ich Dir Dinge erzählen! Wir werden schon sehen, wie das abläuft!"

„Nun," sagte Wanfried, „wäre ich nicht gewesen, so war der Ringhofer schon ein erfrorner Mann. Ehe ich kam, habe ich ihn auf der Bergstraße schnarchend und vollgetrunken gefunden."

„O, den hättest Du liegen lassen sollen!" sagte die Alte mit abergläubischem Entsetzen. „Dem hat der Teufel ein Bein gestellt, möge es jetzt nicht Dich für ihn treffen!"

„Was hat das mit mir zu thun?" antwortete Wanfried. „Von seinem Leben und Tode habe ich nichts. Wenn ich es schon so nehmen will, erhalt' ich noch morgen ein Trinkgeld von ihm, er ist der Mensch darnach."

„Was hast Du gethan?" fuhr die Hexenbanne untröstlich fort, „das Trinkgeld, das Du bekommst, wirst Du auf einer andern Seite doppelt drauf legen."

„Schlaf! schlaf!" herrschte Wanfried dem Weibe zu, indem er sich selbst tief in die Decke einwühlte.

Gegen sechs Uhr Morgens stand Wanfried auf und weckte die Zauberbanne. „Auf! auf!" sagte er, „kleide Dich an und mach, daß Du im Dunkeln fortkommst."

Die Alte that es, während Wanfried die Pferde zu füttern begann. Einen Wassertrog aus dem Hofe hereintragend blieb er vor der Alten stehn und sagte: „Einen Traum hab' ich gehabt! Ich sah Alles so klar, so wirklich!"

„Erzähl'! erzähl'!" drang das Weib in ihn.

Wanfried, der inzwischen den Trog in die Krippe ausgegossen hatte, erzählte: „Ich sah den ganzen Wetterstein, Baum für Baum, den ganzen Wildwassergraben, wo mein Vater beim Holzschwemmen von einem Holzstamme zerschmettert wurde —"

„Fängt schlecht an!" unterbrach ihn die Hexenbanne.

„Höre nur weiter!" fuhr Wanfried fort. „Mein Vater stand über dem Abhang, unter dem der Faßbinder wohnt, am Rand des Wildwassers, auf der nämlichen Stelle, wo er gestanden, eine lange Stange in der Hand und wühlte in den Blöcken, die von der Höhe herab kamen und sich vor ihm aufzustellen begannen. Es gelingt ihm, die Blöcke trennen sich und fahren durch die Rinne in die Tiefe weiter. Da erscheint plötzlich, wie aus der Erde emporgeschossen, ein gar feiner Herr, so schön angezogen, wie unser Gutsherr, alle Finger voll kostbarer Ringe. Als ich ihn näher ansehe, hat er aber ein scheußliches, schwarzes Gesicht mit Schweinsohren — ich erkenne den Teufel selbst. Eben hatten sich die Blöcke wieder gesammelt, während dem immer neue wieder aus der Höhe herab schießen und in den Haufen hinein stoßen und hinein poltern. Der Vater stand ganz nahe an dem Holz und suchte mit Lebensgefahr einen Durchbruch zu öffnen. Es wollte nicht gehen. Er probirt und probirt, es geht nicht, so daß er ganz rathlos mit der Stange dasteht, ohne zu wissen, wohin er stoßen solle. Die Gefahr wurde inzwischen immer schrecklicher. Da sagte der Teufel aus einiger Entfernung zu meinem Vater, wobei er ihn gar spitzbübisch anlachte: Wie wäre es nun, wenn Du da weiter in's Sichere zurück trätest und die Stämme gehen ließest wie sie wollen? Mein Vater drehte sich um und sagte, ohne vor dem Bösen zu erschrecken, als wenn gar nichts wäre: Freilich auf die Höhe hinauflaufen würde keiner der Stämme, wohl aber hier seitwärts springen und mit einem recht wilden Purzelbaum über den Absatz stürzen. Das Dach des Faßbinders ist dann durchgeschlagen und die Leute sind alle todt!"

„Meine Beine wären mir lieber" lachte der Teufel und war fort. Da springt ein Balken heran, trifft meinen Vater, und der liegt mit blutigem Schädel mausetodt vor mir, grade wie ich ihn als kleiner Junge liegen gesehn. Nun, was sagst Du, Alte?"

„Ein böser Traum," prophezeihte die Hexenbanne. „Gib Acht, daß nichts über Dich kommt, gib Acht!"

„Mehr weißt Du nicht zu sagen?" sagte Wanfried.

Die Hexenbanne wollte reden, aber Wanfried schnitt ihr das Wort ab, indem er sie mit den Worten zum Stall hinaus führte: „Jetzt mach', daß man Dich nicht fortgehen sieht!"

VI.

Um die Zeit, als die Hexenbanne fortging, war auch schon die Bäuerin mit ihrer Tochter aufgestanden. Beide begannen ihr Morgengebet zu verrichten. Die Bäuerin hatte seit Jahren auf den Jahrmärkten und Wallfahrten eine Menge kleiner Büchelchen zusammengebracht, die sie nun laut mit Thekla abbetete. Sie ent-

hielten meist Schutzgebete gegen Versuchungen des Bösen, wie sie, den Betheuerungen der Titel zufolge, vom heiligen Anton von Padua, dem heiligen Procopius und andern vom Teufel geprüften Vätern hinterlassen sein sollten.

Diese Andacht dauerte fast zwei Stunden und war dadurch um so ungestörter, daß der Bauer ungewöhnlich lang im Bette blieb.

„Später müssen wir noch in die Messe," sagte die Bäuerin. „Einer der bösen Tage ist Gottlob vorüber, ohne daß wir Ursache haben über Schaden zu klagen."

„Wenn ich nur Zeit habe," meinte Thekla.

„An diesen Tagen muß Jedes Zeit haben," erwiederte die Bäuerin lebhaft, „also auch Du. Du mußt in die Kirche, sollte auch heute keine Kuh gemolken werden."

Eine Weile, nachdem Mutter und Tochter mit ihren Morgengebeten fertig geworden waren, kam Althofer aus seiner Schlafkammer herunter. Wild und bös rollten seine Augen, als er in der Stubenthür stehen blieb und die Seinigen wie mit dem Vorwurf anblickte, daß sie durch ihr ewiges Zureden, sich mit dem Nachbar auszusöhnen, die Schuld an seinem Verdrusse trügen. Mutter und Tochter merkten gleich irgend ein Unwetter in seinem Gesichte.

Die Bäuerin fragte: „Hätten wir Dich vielleicht früher wecken sollen?"

„Den Teufel auch!" rief Althofer barsch, indem er eintrat und in heftiger Bewegung auf und ab ging. „Kommt mir noch einmal, Du Alte mit Deinem Ringhofer und Du Junge mit Deinem Michael!"

Die Angeredeten sahen sich im höchsten Erstaunen und Schrecken an.

Althofer fuhr fort: „So aber ist es, wenn der Mann auf Weibergeplapper etwas gibt! Was hat man in mich hinein getrompetet vom freundlichen guten Nachbar! Ich alter Esel ließ mich beschwatzen, da hab' ich die Bescheerung! Jetzt soll es mit dem Proceß um die Weide wieder frisch los gehen! Thekla muß sich ihre Narretheien aus dem Kopf schlagen und ich sage noch: Gott sei gedankt, wenn Ihr mir deshalb alle Beide davonlauft."

„Was gab's denn nur, um Christi Willen?" riefen Mutter und Tochter einstimmig.

„Was?" antwortete der Bauer mit giftigem Vorwurf. „Was es gegeben hat? Das, was es allemal geben muß, wenn man sich mit einem unverträglichen, zanksüchtigen Kerl, wie der Ringhofer, einläßt. Ich guter Narr, geh wie ein kleines Kind in die Falle."

„Habt Ihr Euch verunzweit?" fragte die Alte bestürzt und Thekla bebte an allen Gliedern.

„Und das tüchtig!" schrie Althofer. „Verunzweit, gewalkt und gekeilt! Der wird's noch einige Tage spüren."

„Da hast Du es!" wimmerte die Alte, zu Thekla gewendet. „Was sind meine Sorgen? An diesen unheilvollen Tagen ereignet sich, wessen sich Keiner versieht! Der Teufel! Der Teufel!"

„Man könnte darüber den Verstand verlieren!" rief Thekla.

„Was habt Ihr nur gehabt?" drang die Bäuerin in ihren Mann.

„Schweig!" rief der Bauer. „Bring meine Galle nicht wieder zum Kochen, wenn ich es erzähle. Ringhofer ist ein heimtückischer, verstockter, grundböser Störefried! Krumm und grade ist ihm gleich gut, Recht und Unrecht einerlei!"

Wanfried trat ein, seine Mienen glänzten, er hatte Alles behorcht und ging an den Tisch, wo ihn das Frühstück erwartete.

Althofer ging auf und ab und spie Feuer und Flammen.

Da trat Michael in die Stube und sagte: „Mein Vater läßt sagen — —"

Der Bauer ließ ihn nicht vollenden, sondern sprang ihm mit den Worten in die Rede: „Was hat mir Dein Vater zu sagen?"

Er rief es und warf Michael zur Thür hinaus.

Thekla fing laut zu weinen an und die Bäuerin machte ihren Gefühlen durch mißvergnügtes Murmeln Luft. Wanfried steckte seinen Kopf tief in die Schüssel, um seine schadenfrohe Miene nicht bemerken zu lassen. Da that sich die Thür eilig auf und der alte Ringhofer erschien in der Stube.

Althofer schritt zornig auf ihn zu und rief: „Kehr nur gleich um und erspar Dir die Mühe."

„Du bist nicht recht bei Sinnen, Nachbar," sagte Ringhofer. „Was haben wir verabredet? Hast Du Alles verschlafen?"

„Oder Du vielmehr?" rief Althofer. „Ich habe Dich durch und durch geschaut! Am Tage bist Du gescheidt genug, was in Dir steckt, geheim zu halten, aber wenn Dein Kopf voll ist, da hört man, wie Du es mit Einem meinst!"

Ringhofer glotzte um sich her und bemühte sich vergebens, aus der Sinnesänderung seines Nachbars klug zu werden; denn er erinnerte sich nur an ihr Zusammensein und die Verabredung im „vollen Fasse," den Streit und die Prügelei hatte er, wie seinen riesenhaften Rausch, ganz und gar verschlafen. Er sagte: „So hast Du mich gefoppt? Ist das Eheversprechen im Namen Deiner Tochter ein Spaß gewesen? Mir scheint's, aber laß mich's nicht glauben, sonst könnte ich noch andere Saiten aufspannen!"

„Drohst Du?" rief Althofer, die Hand erhebend.

Die Alte und Thekla warfen sich zwischen Beide, um einen Zusammenstoß zu verhindern.

„Fort da!" rief Althofer den Seinigen zu, die scheu zurücktraten. „Ich rühr' ihn nicht an, wenn er mich nicht zuerst anpackt, wie gestern! dann aber haue ich den Ofen mit ihm ein!"

„Was ist das für ein Geschwätz?" fragte

Ringhofer staunend. „Was hab' ich Dir gestern zu Leide gethan?“

„Kannst Du fragen?“ antwortete Althofer. „Sagtest Du nicht, Du würdest Dein Vieh auf meine Weide treiben?“

Die Bäuerin, Thekla und Wanfried horchten mit gespannter Aufmerksamkeit, als sich ihnen das neue Zerwürfniß der Bauern zu lüften schien.

„Das hab' ich nicht gesagt!“ leugnete Ringhofer entrüstet und entschieden.

„Dann hast Du es verschlafen,“ sprach Althofer, „oder Du thust so. Der Teufel kenne Deine Kniffe und Pfiffe.“

Da sprach die Bäuerin vor und meinte: „Das hat er auch nur so im Trunke hingesagt.“

„Auch das nicht!“ erwiederte Ringhofer.

„Donnerwetter!“ protestirte Althofer.

„So laß mich nur ein Wörtlein sagen,“ rief Ringhofer, und fuhr zur Bäuerin gewendet fort: „Wir besprachen noch im schönsten Frieden „im vollen Fasse“ die Heirath, gingen dann langsam nach Hause und trennten uns erst beim Hofe.“ —

„Ja beim Hofe,“ wiederholte der Andere. „Du hörst auf, wo es anfängt.“

Wanfried stand auf und sagte: „Ich bin nach Mitternacht heim gegangen und habe den Nachbar im Schnee gefunden. Er schnarchte. Als ich ihn aufhob, wußte er noch immer nichts von sich, sonst müßte er sich erinnern, daß ich keine kleine Mühe mit ihm gehabt. Die Hausleute können es bezeugen —“

„Ich weiß nichts davon!“ rief Ringhofer, „Du aber weißt freilich, wessen Brot Du issest!“

Wanfried setzte sich, während Althofer schnell das Wort nahm: „Und wäre das Alles nur im Rausch gesagt gewesen, im Rausch zeigt sich der Mensch, wie er ist. Du hast Dich unredlich und schlecht gezeigt, ganz so, wie ich immer von Dir dachte!“

„O Du vermaledeiter —“ rief Ringhofer, hielt aber inne, als einer seiner Leute hastig, wie mit einer wichtigen Meldung eintrat und gleichzeitig sagte: „Herr, sollen wir dem Michael nicht nachgehn? Das ganze Gesicht voll Thränen sagte er, ehe er fortging: „Grüßt den Vater, ich werde nie wieder heimkommen.“

Der Ringhofer wurde todtenbleich. Nach einer kleinen Pause rief er im Affect: „Das hast Du mir eingebrockt, Du infamer Nachbar! Ich habe dem Burschen früh den Kopf heiß gemacht und Du hast ihn nachher zur Thür hinaus geworfen. Doch eher soll der Teufel sein Schwiegervater werden, als Du wortbrüchiger, heimtückischer Wetterhahn!“

Der Alte lief zur Thür hinaus.

Ein wilder Zornausbruch Althofer's tobte in der Stube nach, während die zwei Weiber sich weinend in den Armen lagen.

Wanfried aß noch immer seine Suppe und dachte bei sich: „Unverhofft kommt oft! Gratulire Dir, Du verendest vielleicht doch nicht auf dem Mist!“

VII.

Wüthend vor Zorn kam Ringhofer in sein Haus zurück; die Fragen der Leute, ob sie nicht Michael nacheilen und ihn heimbringen sollten, wies er zurück. „Er ist fort, es ist das Beste, was er thun konnte. Hat er sie nicht mehr vor den Augen, wird er sie sich besser aus dem Kopf schlagen. Laßt ihn, aus der Welt herausfliegen wird er nicht! Wir werden bald von ihm hören!“

Er ging in seine Stube. Unruhig und aufgeregt fing er an, über die Ereignisse der vergangenen Nacht nachzudenken, ohne daß ihm ein Licht über die Prügelscene aufgegangen wäre. Er räumte wohl ein, er könne betrunken gewesen sein, sträubte sich aber auf's Hartnäckigste, den angeführten Vorwürfen Althofers Glauben zu schenken. Sonach blieb er überzeugt, daß er das Opfer einer Chicane von Seiten seines bösen Nachbars sei. Als er hierauf seine Hausleute fragte, wie und auf welche Art er nach Hause gekommen, wurde ihm allerdings erklärt, daß er von Wanfried zum Thor hereingebracht worden und ziemlich zuverlässig seiner unmächtig gewesen sei. Trotz dieser Aussage wurde er nicht zu dem Schlusse vermocht, daß er einen thätlichen Streit mit Althofer gehabt haben könne.

„Ganz recht!“ schloß er. „Es ist so: Althofer hat sich nur so versöhnlich gestellt, um mir und Michael recht weh zu thun. Ich habe es dem Jungen vorher gesagt.“

Wanfried striegelte indeß im Althofe die Pferde. Sein Gesicht leuchtete von Hoffnung und einer herrlichen Zuversicht, die Züge der Melancholie und des Mißvergnügens, des Zerfalls mit sich selbst, schimmerten seltsam contrastirend durch.

„Die Hexenhanne hatte Recht, die Aussöhnung hat zum Schlimmen geführt,“ dachte er. „Es steht mit den Zweien ärger, als je zuvor. Es war doch gut, daß ich den Alten nicht habe erfrieren lassen! Doch — man weiß nicht! — Berge kommen wohl nicht zusammen, aber Menschen — ich weiß nicht! Wüßte ich nur Etwas, was wie ein Keil wäre, den ich noch zwischen die Beiden hinein treiben könnte. . . . . O die Thekla! die Thekla! Sie hat so liebe Augen und spricht so gutherzig — weiß Gott, ich könnte zeitlebens ein Knecht bleiben, wenn sie da wäre und auch keinem Anderen angehörte! Ja, wenn ich sie kriegen könnte — es wäre nicht wegen des Bauergutes allein — dann, denke ich mir, müßte alles Böse, das in mir oft aufsteigt, wie ein garstiger Dunst auf immer hinausfahren! Wie sie kriegen? Man spricht so viel vom Teufel! Komm, komm, meinetwegen heute an Deinem Festtage, so schrecklich wie Du

nur willst und bring' mir Hülfe! Hülfe! Hülfe! Thekla bringt mich von Sinnen, zum Wahnsinn, ohne daß ich ein Wort verrathen, einen Angstschrei ausstoßen darf! Ich muß das Leben hassen! Es ist lauter Pein und Furcht und Noth und zeigt sich Etwas wie ein Glück, so ist es nur ein neues Stück von Pein und Noth! Thekla, Thekla! Tag und Nacht dachte ich an Dich, seit ich da bin, durch tausend Tage und Nächte, wann hast Du an mich gedacht? Wohl nur, wenn es heißt: „Wanfried, Dein Essen wird kalt!"

Seufzend, von schnell auffliegender Hoffnung erhitzt, und gleich darauf von Entmuthigung abgekühlt, fuhr Wanfried die Pferde zu striegeln fort.

Althofer kam und blieb stehen. Er sagte, die Pferde betrachtend: „So voll und rund haben meine Pferde noch nie ausgesehn! Du verstehst es, Wanfried, die Thiere zu halten!"

„Ich glaub' auch nicht," versetzte Wanfried, „daß Ihr im Uebrigen über mich zu klagen habt."

„Nein, nein!" sagte der Bauer barsch. „Ich war lange mit keinem Knecht so zufrieden, wie mit Dir! Ich glaubte das nicht, als ich Dich nahm! Da hörte ich Allerlei über Dich von den Leuten, man sagte, Du wärest ein mürrischer wilder Kautz und fluchtest des Tages mehr, als Du arbeitetest."

Der Knecht lächelte seltsam und sagte: „Da seht, wie die Leute sind! Hat einmal der liebe Herrgott Einen nackt in die Welt ausgesetzt, dem gönnt man kaum, daß er zu einem Hemde kömmt! Man bringt ihn mit dem bösen Maul um die Arbeit und hungert und bettelt er, so ist er ein Hund und ein Lump, der faullenzen will und Nichts verdient! Ich hab's gekostet und wollte nicht wieder zum zweiten Mal so jung sein, als ich's war."

„Du hast nicht Unrecht," erwiederte der Bauer, indem er den Knecht nicht ohne Mitleid von oben nach unten scharf musterte. „Wenn Du so brav bleibst, will ich schon an Dich denken, wenn sich was zeigen sollte, um Dir zu einem festen Brote zu verhelfen."

„Ich dank' dem Herrn," versetzte Wanfried leise und devot, obwohl eine schrankenlose Hoffnung in seinem Innern von den wohlwollenden Worten seines Brotherrn angefacht wurde.

„Wenn ich Dich so ansehe," fuhr Althofer fort, „so muß ich sagen, daß Du besser gerathen bist, als alle die Burschen in der Umgegend —"

Er brach ab, als wolle er das Uebrige verschweigen.

„Ei was!" antwortete Wanfried geschmeichelt und in seinen Hoffnungen noch höher fliegend, „beim armen Schlucker kommt's darauf nicht an, ob er häßlich ist, wie der Teufel, oder schön, wie der heilige Aloysius. Da heißt's nur: Hast Du Kraft? Kannst Du des Tages eine Mandel dreschen? Ist Dir kein Erdäpfelsack zu schwer? Das ist, wonach man bei mir fragt. Und Ihr wißt, daß ich dazu Ja sagen kann."

Althofer schwieg, dachte nach und sagte dann mit Wohlwollen: „Deine Jacke ist doch recht arg geflickt, kannst Dir dann eine von mir holen!"

VIII.

Althofer trat in's Haus. Wanfried, mit den Pferden fertig, führte sie in den Stall zurück. Eine ungestüme Hoffnung arbeitete in seinem Innern und wollte die eingebornen Zweifel am Glück und all die Vorstellungen von einer elenden Zukunft in seiner Seele für immer zermalmen.

„Mein Herr hat so viel Wiesen," sagte er, „so viel Getreideboden, daß sich darauf vier arme Schwiegersöhne gut fortbringen könnten. Ich will von heute an arbeiten, wie wenn ich ein halbes Dutzend Arme hätte. Das wird ihn freuen — so braucht's vielleicht nur einen kleinen Ruck in seinen Gedanken und er sagt zu mir: „Wanfried, ich bin schon alt, heirathe Thekla!" Ihr Heerschaaren im Himmel! Wenn's dazu käme! Mit Michael ist es freilich auf lange aus, ich muß aber doch noch etwas ersinnen, was die zwei Bauern noch ärger trennt, wie Feuer und Wasser."

Er trat zwischen die Stallthür, denn es schien ihm, daß der Ringhofer den graden Weg in den Hof nehme. Es war wirklich so.

Ringhofer trat ein, doch statt in's Haus einzulenken, schritt er gegen den Stall ziemlich eilig los.

„Du hast mich gestern Nachts heim gebracht!" rief er, noch auf einige Schritte entfernt, Wanfried entgegen.

„Daran hab' ich doch wohl Recht gethan," gab Wanfried zur Antwort. „Ihr wärt erfroren."

„Mag sein," sagte Ringhofer. „Mir fehlt aber die Uhr!"

„Die Uhr?" versetzte Wanfried gereizt. „Den Kopf hattet Ihr verloren, warum nicht auch die Uhr?"

„Du mußt sie haben!" rief Ringhofer im Tone einer schweren Beschuldigung.

In diesem Augenblick trat Althofer vor seine Thür, wollte aber beim Anblick des Nachbars gleich wieder verschwinden.

„Herr, Herr!" schrie ihm Wanfried zu, „der Nachbar da will seine Uhr von mir haben."

Althofer ging einige Schritte vor und antwortete aus der Entfernung, als ob er die Nähe Ringhofer's scheue: „Die wirst doch Du ihm nicht suchen müssen."

Ringhofer über diese gleichgültige Behandlung bei der Reclamation seines Eigenthums empört, rief Althofer zu: „Du wirst doch nicht aus Deinem Hofe eine Höhle für Diebe und Hehler machen?"

Auf diese Worte kam Althofer ungestüm herbei

und sagte zu Wanfried: „Was weißt Du von der Uhr?“

„So viel,“ war die Antwort des Knechts, „als ich davon weiß, ob sich der Nachbar seinen Rausch vom Bier geholt oder vom Branntwein.“

„I Du impertinenter Lump!“ rief Ringhofer. „Du mußt die Uhr haben! Seit drei Stunden haben meine Leute auf der Straße gesucht und Nichts gefunden. Der Weg ist hart, neuer Schnee ist nicht gefallen. Eine Uhr ist doch keine Stecknadel!“

„Verlieren ist leichter als finden,“ versetzte Althofer, „der Himmel weiß, wohin sie gefallen.“

„Ich hatte sie noch auf dem Rückwege,“ betheuerte Ringhofer. „Uebrigens verlieren konnt' ich sie nicht. Eine schwere silberne Kette ging durch zwei Knopflöcher der Weste und überdies ist sie noch an einem rothen Band um meinen Hals gehangen. Du wirst mir nicht einreden, daß Beides zugleich reißt; sie muß mir abgenommen worden sein.“

„Konnte denn Niemand an Euch vorbei kommen, ehe ich kam?“ fragte Wanfried.

„Schon gut,“ rief Ringhofer, „der Polizeimann kriegt die Wahrheit besser heraus, als ich.“

Er ging wüthend davon.

Wanfried seufzte und sagte kleinmüthig und schmerzlich: „Wer dienen muß und arm ist, der stiehlt auch!“

„Weißt Du wirklich Nichts davon?“ inquirirte Althofer.

Mit wildem Mienenspiel und ungemein heftigen Geberden erwiederte Wanfried laut und plötzlich: „Dann thue sich die Erde auf und soll mich verschlingen!“

„Ich glaub' es Dir,“ versetzte Althofer, „doch wem kann man in's Herz sehen? Ich will hoffen, daß an Dir nichts haften bleibt, denn sonst müßtest Du Dein Bündel schnüren.“

Er verließ ihn. Wanfried taumelte, von einem unverhofften Blitze getroffen, in seinen Stall.

Da lehnte er sich einen Augenblick lang an den Pfosten des Schlagbaums mit dem Kopfe und suchte zu einiger Besinnung zu kommen. Blaß und ermattet richtete er sich wieder auf und rief, die Augen in die Höhe erhoben: „Das also ist das Trinkgeld! Das krieg ich für meine Mühe! Welche Gewissensbisse hätte ich gehabt, wenn er durch meine Schuld erfroren wäre! Ich habe ihn gerettet, was ist mein Lohn? Aber so geht es auf dieser Welt, grade umgekehrt, als der Pfarrer es predigt und der Schulmeister es lehrt. Ich weiß es besser! Wer Glück hat, kann ein Schurke sein. Nichts schadet's! Wer Unglück hat, den hängt man für seine Bravheit! Ich hätte den Saufbold liegen lassen sollen. Das sagte die alte Hanne, das sagte mir der Teufel im Traume auch! Ich bin grade so dumm, wie mein Vater und darum bricht es auch über mich los. Meine Beine hätten mir lieber sein sollen, als die Ringhofer's! O Zauberhanne, o Zauberhanne!“

IX.

Gegen Abend befand sich Wanfried auf der Bodenkammer damit beschäftigt, Häckerling zu schneiden. Mechanisch führte er das Messer auf und nieder, seine Gedanken wühlten unaufhörlich in seiner verzweifelten Lage. Im Vordergrunde seines Nachsinnens stand die Uhr des Nachbars, denn er dachte, wenn sie sich nicht finde, dann müsse er den Hof verlassen, grade im Augenblick, wo sich die Verhältnisse den Ansprüchen seiner tiefverborgenen Liebe am günstigsten gestellt hatten. Seinem von Leidenschaft durchglühten Kopfe erschien dieser Zwischenfall als ein tief-verhängnißvolles, teuflisches Widerspiel.

Mitten in diesen Betrachtungen unterbrach ihn ein Geräusch, er hörte, daß Jemand die Leiter heraufsteige. Ein Kopf wurde sichtbar, es war Thekla.

Zusammenschauernd vor einem süßen Gefühl ließ Wanfried die Hand von der Arbeit sinken und ließ die still Geliebte herankommen.

Thekla sagte: „Die Uhr ist da.“

„Ist sie da?“ rief Wanfried freudig. Er sprang auf und hätte die Ueberbringerin der Botschaft in seiner Bewegung fast umarmt.

„Als die Mutter aus dem Segen heimkehrte,“ fuhr Thekla fort, „fand sie die Uhr unweit der Mariencapelle, tief unten bei'm Dorfe. Sie kennt das rothe Band und wußte gleich, wem sie gehört.“

„O dieser Ringhofer!“ rief Wanfried. „ist es nicht ein blutiges Unrecht, das er mir armen Teufel gethan? Was sagst Du?“

„Es ist Alles verrückt!“ erwiederte Thekla mit einem Rückblick auf ihr eigenes Loos, indem sie sich auf einen Getreidesack setzte und gedankenvoll auf den Boden starrte.

Sprachlos vor Neid und Eifersucht sah sie Wanfried an, wie sie unglücklich wegen eines Andern dasaß. Er fing mit ärgerlicher Hast das Futter zu schneiden an.

„Es ist Alles aus!“ sagte Thekla nach einer Pause, gleichsam das Resultat ihres Nachdenkens vorbringend. „Ich werde von hier für immer fortgehn.“

Wanfried fuhr auf, mit dem Schneiden innehaltend.

„Verrathe aber kein Wort davon,“ fügte sie hinzu.

„Du bist nicht gescheit!“ versetzte Wanfried. „Doch — thu's, es ist die einzige Möglichkeit, daß Du Deinen Irrthum einsiehst.“

„Was meinst Du?“ fragte Thekla, dem Sinne des Gehörten nachforschend.

„Ich meine,“ erwiederte Wanfried, „daß Du mit Deinem Schwiegervater den Teufel auf dem Hals hättest.“

„Ach," meinte Thekla, „Etwas muß sich Jeder auf der Welt gefallen lassen."

„Nur ein Narr geht in's Ungewisse und Traurige hinein," versetzte Wanfried. „Der Alte würde an Euch soviel herumhetzen, daß Ihr Beide bald froh wärt, von einander loszukommen. Es wäre nicht die erste Geschichte dieser Art ..."

„Michael ist zu gut," antwortete Thekla mit hervorbrechender Wärme, „viel zu gut —"

„Zu gut ist ein Fehler," meinte Wanfried. „Ich habe gar nichts gegen ihn, im Gegentheil; aber er ist Alles, nur kein Mann. Mit einem solchen kann Jeder sein Spiel treiben, um so mehr der eigene Vater."

„Du kennst ihn zu wenig," sagte Thekla abfertigend.

„Nun, nun," versetzte Wanfried, „'s ist auch nicht nöthig — ein einzig Stück genügt. Sieh nur: er hat Dich gern — da fällt die Geschichte von heute Nacht vor — was thut Dein Liebhaber? Er läuft davon wie ein Schuljunge!"

„Kann er, wie es steht, etwas Besseres machen?" fragte Thekla.

„Donnerwetter!" fuhr Wanfried auf, „wenn ich der Michael wäre, da wollt' ich sehen, ob mich der Alte an meinem Glücke hindern sollte. Da hast Du es aber, wie Michael ist! Er kann nur heulen und gehorchen; auftreten, verlangen, kurz einen Mann vorstellen kann er nicht. Wenn Ihr Euch bekämt, wollt' ich Dich nur nach ein paar Monaten reden hören! Wenn Du heirathest, Du, die doch etwas vom Hause hat, solltest Du doch eine Frau werden, nicht aber eine geduldete Schwiegertochter und eine halbe Magd."

Thekla schien in den Worten etwas Ueberzeugendes zu finden, sie sann dem Gehörten nach und verschwieg mit Fleiß die Antwort. Wanfried merkte es, seine Hoffnung drang ungestüm vor, er stand vom Sitze auf und setzte sich neben das Mädchen auf einen zweiten Sack. Hörbar klopften seine Pulse. Er sagte mit unsicherer Stimme: „Siehst Du das ein?"

„Hälst Du mich für so blind?" antwortete Thekla trostlos, „daß ich erst Deine Meinung brauchte? Es steht schlecht, kein Heil ist in Aussicht, alle Vernunft ist dagegen —"

„Aber?" fiel Wanfried ein, den Schluß fürchtend und erwartend.

„Aber," setzte Thekla mit der entschiedensten Betonung hinzu, „ich habe Michael das Wort gegeben."

„Närrin!" rief Wanfried zurückprallend, „so willst Du Dir Deine jungen Jahre verbittern? Du hast Dich an einem unglücklichen Tage verliebt! Hättest Du den ärmsten Holzknecht zum Manne verlangt, Du wärst nicht auf solche Hindernisse gestoßen!"

„Ich weiß selbst nicht," antwortete Thekla, „wie es gekommen. Ich sagte es mir bei jedem Schritte und ging dabei doch weiter. Man sollte sich wirklich oft für behext halten!"

„Mir thut es leid um Dich," sagte Wanfried in einem innigen Tone, der seine Liebe hindurchschimmern ließ, „so leid, daß ich nicht weiß, was ich für Dich thäte, wenn es was nützte! Ich bin ein Knecht, ein Bettler, ich bin Nichts — was kann ich thun? Könnte es Dir helfen, gleich legte ich mich auf die Schneidebank hin und ließe mir den Kopf herunterhacken!"

Thekla sah ihn groß an, eine tief versteckte Leidenschaft schien sie heftig anzubrausen, ohne daß sie die dunkle Empfindung gleich deuten konnte. Sie sagte befremdet: „Was hättest Du davon?"

„Was?" rief Wanfried. „Was hat die Mutter davon, wenn sie sich ein Stück Brot vom Munde reißt und es dem Kinde gibt? Die Mutter bleibt hungrig, aber das Kind weint nicht mehr. So ist mir nichts entsetzlich, wenn ich Dich nur nicht mehr so trüb sehen muß."

„Du bist ganz außer Dir," sprach Thekla, das glühende Gesicht, die wilden Züge Wanfried's betrachtend. Eine richtige Vermuthung drängte sich ihr auf. Sie fragte: „Gehst Du denn nicht mehr mit der Schenkwirthsmagd im Dorfe?"

„Schon zwei Jahre nicht mehr!" rief Wanfried schnell, sich diese Frage günstig auslegend. „Ich mag keine mehr, denn die Eine, die ich möchte, kann ich nie haben. —" Er wollte fortfahren, doch die eintretende Besinnung widerrieth ihm, seinem fortgerissenen Zustande zu folgen. Er bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen.

Thekla sah ihn mitleidig an und sagte: „Du bist auch unglücklich? Ich hab's bis heute nicht gemerkt. Du schienst mir so hart, so ganz in Dich gekehrt — siehst Du, ich leide von meiner Narrheit, Du von der Deinigen — Jeder hat seinen schrecklichen Theil!"

„O, ich wollte," rief Wanfried mit einem Schmerzensausbruch, „ich hätte Euren Hof nie, nie betreten! Hier ist mir mein größtes Unglück begegnet!"

„Welches Unglück?" fragte Thekla hin und her rathend.

„Such's nicht zu wissen!" versetzte Wanfried. „Jetzt bemitleidest Du mich; wenn Du es weißt, verlachst Du mich — dann lieber kopfüber in den Brunnen ..."

„Du wirst doch nicht?" rief Thekla, sich plötzlich als den Gegenstand erkennend. „Ich gab Dir keinen Grund dazu!"

„Nein, nein!" sagte Wanfried plötzlich heftig, doch nach Ruhe ringend, „nicht Du!"

„Wer wär's sonst im Hofe?" fragte Thekla ihn nicht begreifend.

„Nicht Du!" wiederholte Wanfried mit Kopf und Händen verneinend.

„Wer dann?" fragte Thekla von Neuem aufstehend und zum Fortgehn bereit.

„Nicht Du!" versetzte Wanfried noch einmal

im dumpfen Tone der Resignation und ging elend vernichtet an die Schneidebank.

Thekla stieg die Leiter hinunter.

X.

Die Nacht war schon lange angebrochen. Es war neun Uhr. Wanfried von innerem Kampfe, der noch fortwüthete, verwüstet, ging in die Bauernstube. Vor der Thür begegnete er Thekla, die etwas in den Händen trug und ihm ausweichen wollte. Er sagte zu ihr leise und vertraulich: „Michael kann nicht weit sein. Er ist mehrmals des Tages oben auf der Halde gesehen worden." —

„Wo?" fragte Thekla überrascht.

„Oben, wo Euer „Heustadel" steht," gab Wanfried zur Antwort. Es war eine Lüge.

„So," versetzte Thekla, scheinbar gleichgültig, „gute Nacht."

Sie bog zum Scheine gegen die Stiege ein, die zu ihrer Schlafkammer führte, als aber Wanfried in die Stube getreten war, eilte sie mit einigen Kleidungsstücken, die sie in den Händen trug, zum Hofe hinaus.

Wanfried glaubte sie oben. Er saß eine Weile bei seinem Nachtessen, ohne einen Löffel herunterzubringen, während der Bauer in der Ecke schlief und die Bäuerin in einer anderen ihr langes Nachtgebetverrichtete.

„Gute Nacht!" sagte er im Abgehen, „den Hof habe ich schon gesperrt."

Er ging hinaus. Draußen sah er sich vorsichtig um, und schlüpfte, als er Niemand gewahrte, durch die angelegte Thür zum Hof hinaus. Mit ungeheurer Eile begann er den Weg zur Halde hinaufzuschreiten.

Die Nacht war stockfinster. Auf halbem Wege kam es ihm vor, als ob Jemand vor ihm gehe — Tritte im knatternden Schnee schienen es zu verrathen. Er ging vorsichtiger vorwärts, als er aber weiter kam und kein ähnliches Geräusch mehr hörte, glaubte er sich getäuscht zu haben und stürmte weiter den steilen Berg hinan.

Beinahe athemlos kam er bei dem Heustadel an. Dies war ein sehr umfangreicher Schuppen, in welchem der Althofer einen großen Vorrath von Heu und Stroh überwinterte, um ihn im Frühjahr zu höheren Preisen loszuschlagen.

Wanfried sah sich noch einmal in der schweigenden, gespenstig einsamen Nacht um, zog ein Päckchen Zündhölzer hervor und zündete an ihnen eine Handvoll Baumwolle an. Als es geschehen war, kroch er an den Leisten der Thüre empor und warf den Brand durch das Luftloch in das Innere des Schuppens. Aufgeregt, unruhig, todtenstill lauschte er und blickte empor, ob sich die Wirkung kundgebe.

Da fing's plötzlich zu leuchten und zu knistern an.

Nach diesen Anzeichen betrachtete er sein Werk als gelungen und stürzte mit noch tollerer Hast in den Hof zurück. Er sperrte schnell das Thor und gelangte mit einigen großen Sätzen an das Fenster der Stube, die noch hell war, was auf die Anwesenheit der Hausleute deutete.

„Heraus! heraus!" schrie er, auf den Fensterrahmen mit der Faust klopfend. „Es brennt!"

Die Bäuerin eilte hervor und der schlaftrunkene Bauer folgte.

„Was gibt's?" rief die Bäuerin, das Gebetbuch in der Hand.

„Da seht hinauf!" antwortete Wanfried und wies auf die Mitte des Bergrückens, wo ein heller Wiederschein auf den beschneiten Abhängen ein starkes Feuer zu erkennen gab. „Das wird das Haus des Hochsteiners sein!"

Mit Schrecken sahen die Gerufenen hinauf.

„Was Dir einfällt," antwortete Althofer, die Hände zusammenschlagend. „Ach das schöne Heu, das schöne Stroh! Mein Heustadel ist's, es kann nichts Anderes sein!"

„Gräßlich!" jammerte die Bäuerin, „und von selbst kann es nicht brennen! O die Tage! die Tage!"

„Das ist angelegt!" rief Althofer. „Doch seht nur, wie der Schein sich ausbreitet — jetzt sieht man die rothe Wand des Blutfelsens!"

„Was hilft's zu jammern!" sagte Wanfried. „Eingespannt und löschen, was zu löschen ist!"

Er wollte davonspringen, um das Gesagte auszuführen, aber der Bauer rief ihn zurück und sagte: „Schwätz nicht so dumm! Ehe wir hinaufkommen, ist Alles vorüber und ein Faß Wasser ist grade soviel, wie ein Glas! Ja, das ist mein Heustadel! Ich habe doch Niemandem was gethan, daß man mir so etwas anthut!"

„O die Rachsucht der Menschen," klagte die Bäuerin, „die bösen, gottlosen Tage!"

„Thekla!" schrie Althofer in's Dachfenster hinauf. „Herunter!"

„Thekla sagte mir vor dem Schlafengehen," sprach Wanfried, „daß sie mit Leuten gesprochen, die heute oben bei dem Heustadel waren."

So legte er mit Frechheit seine Lüge in Thekla's Mund. „Wer war oben?" riefen Bauer und Bäuerin zugleich.

„Ich habe nicht so genau gefragt," erwiederte Wanfried gelassen und schrie laut hinauf: „Thekla — die hat einen Schlaf!"

„Rüttle sie auf," befahl der Bauer der Bäuerin, die sofort abging.

„Ja, Thekla sagte mir's," bestätigte Wanfried. „Sie sagte noch: Es freut mich, Michael ist nicht weit, man hat ihn mehrmals des Tags auf der Halde gesehn."

„Du dummer Kerl," fuhr Althofer seinen Knecht hart an. „Das fällt Dir erst jetzt ein? Ich habe ihn heute zur Thür hinausgeworfen, dafür macht er mir den schrecklichen Streich!"

Da kam die Bäuerin vor Angst und Schrecken

sprachlos zurück und stotterte: „Sie ist fort! fortgelaufen! Herr Jesus!“

Althofer und Wanfried sahen sich Beide in größter Bestürzung an.

Die Bäuerin fuhr fort: „Sie ist fort! Du bist Schuld daran!“

„Ich?“ schrie Althofer vor Zorn bebend, „weil ich vom Michael nichts wissen will? Er hat den Brand angelegt!“

„Herr Jesus!“ wimmerte die Bäuerin, „begehe doch keine so große Sünde.“

„Wird sich zeigen!“ fuhr Althofer in ungemildertem Affecte fort, „wird sich zeigen! Ihm nachlaufen, der mir Feuer angelegt? Die soll mir nie wieder in's Haus!“

„Ruhig, Alter!“ flehte die Bäuerin. „Alles Gute führt jetzt zum Bösen, wie nun erst Vorsätze, die schlimm sind! — Michael ist unschuldig!“

„Da sieh einmal,“ rief der Bauer höhnisch und ingrimmig, „ob sich doch Jemand aus dem Ringhofe rührt! Das Feuer ist hell genug.“

„Sie schlafen,“ antwortete die Alte; „auch nützt es nichts!“

„Nichts da!“ schrie der Bauer und fragte, zu Wanfried sich wendend: „Was klappern Deine Zähne so?“

„Allemal bei'm Feuer!“ murmelte Wanfried, von der Ungewißheit des Ausgangs geschüttelt.

Da ertönte das Schellengeläute eines Schlittens, der vom Ringhofe herabfuhr.

„Siehst Du!“ rief die Bäuerin, „sie kommen! Wie schlecht denkst Du!“

Der Bauer stutzte und brummte einige Laute der Verwunderung, während Wanfried wild und roh dazwischen fuhr: „Was, mit dem Schlitten? Mit dreißig Heuwagen soll er kommen, soviel beträgt der Schaden.“

„Ich falle über ihn her, wenn ich ihn sehe!“ schrie Althofer.

„Ach, die arme Thekla!“ wimmerte die Alte für sich.

„Soll mir nicht mehr in's Haus, die Verlaufene!“ donnerte der Bauer.

Da wurde an dem Thore des Hofes gerüttelt und es rief eine durchdringende Weiberstimme um Einlaß. Man erkannte Thekla.

„Die will ich jagen!“ sagte der Bauer, drohend auf das Thor zuschreitend, während der Schlitten einige Schritte vor dem Hofe stehen blieb. Er riß das Thor auf, ohne Thekla zu finden, die inzwischen an den Schlitten gesprungen war.

„Wanfried, hinauf auf die Halde!“ rief Althofer seinem Knechte zu. „Wir sperren das Thor.“

Da stieß Thekla einen lauten, schneidenden Schrei aus, wie ihn nur das äußerste Entsetzen gibt und sank an dem Schlitten zu Boden.

Die Bäuerin schoß durch ihren Mann und den Knecht wie ein Blitz durch und eilte zu ihrer Tochter. Der Bauer bewegte sich unwillkürlich einige Schritte vorwärts, Wanfried stand hinter ihm und betrachtete angstgefoltert mit einem Blicke Thekla, den ermattenden Feuerschein auf dem Berge mit dem anderen.

Ringhofer, der im Schlitten saß, war inzwischen herabgesprungen und ging Althofer entgegen. Dieser hielt die Faust geballt.

„Gebt ihm Eins!“ flüsterte Wanfried aufstachelnd.

Ringhofer kam näher, man hörte den alten Mann weinen und schluchzen. Althofer ließ den Arm sinken, die Faust öffnete sich von selbst.

Ringhofer sagte stehen bleibend — jedes Wort blieb ihm in der Kehle —: „Mein Michael ist todt — warum muß ich das erleben — todt, zerschlagen — todt!“

„Du wirst schon wissen, warum!“ gab der Althofer zur Antwort, indem er eine Kopfbewegung gegen das Feuer zu machte.

Ohne die Anspielung auch nur zu merken, sagte der alte Ringhofer im Innersten umgewälzt: „Sprich nicht so unmenschlich, Nachbar, Freund, Bruder! Gott hat mich schrecklich heimgesucht, wie ich es nicht verdiene —!“

„Wem hat mein Heustadel was zu Leide gethan?“ fragte Althofer mit Vorwurf, himmelweit von jeder Rührung entfernt, da ihm ja der Tod Michael's mit der Brandlegung im Zusammenhang erschien.

„Und die Uhr?“ fragte Wanfried schadenfroh von hinten. „Gott straft auch und hebt die Ruthe, wenn auch nur ein bloßer Knecht klagt!“

„Ich hab's nicht so gemeint,“ antwortete Ringhofer im Tone einer Abbitte, „Du sollst die Uhr geschenkt kriegen — alle Kleider vom Michael —“

„Will auch sehn, wer mir mein Heu und Stroh bezahlt!“ rief Althofer mitten hinein.

„Es ist nur Heu und Stroh,“ sagte Ringhofer, zu dem Flammenschein flüchtig aufblickend, „nicht Dein einziges Kind, was Du verlierst. — Wir sahen grade das Feuer, als mir die schreckliche Nachricht von Michael zukam — der Kirchendiener von Waldkirchen hat sie mir gebracht.“

„Der Kirchendiener von Waldkirchen?“ fragte Althofer erstaunt und plötzlich in eine entgegengesetzte Gedankenrichtung geworfen.

Wanfried fuhr sich in die Haare.

Ringhofer sprach: „Mein guter Michael liegt dort in der Todtencapelle. Wär ich ihm nur gleich nachgelaufen! Er hat sich in die schreckliche Bergschlucht bei Waldkirchen hinabgestürzt. Schon Mittags hat man ihn hervorgezogen! O der Unglückliche!“

„Schon Mittags?“ fragte Althofer verwundert, in der bittern Erkenntniß eines ungerecht gehegten Verdachts und kehrte sich zu Wanfried: „Was hast Du geplappert?“

„Die Thekla —“ antwortete Wanfried ängstlich, innerlich zitternd und dachte: „Wie das ab-

laufen wird? Welche Freude könnte ich haben, wenn ich das Feuer nicht angelegt hätte!"

„Behüte Dich Gott!" sagte Ringhofer und ging seinem Schlitten zu, um nach Waldkirchen zu fahren.

Thekla hatte sich inzwischen von dem Schlage, der sie getroffen, etwas erholt und wankte, von der Mutter begleitet, in den Hof. Althofer und Wanfried folgten.

„Zu viel Schrecken an einem Tage!" sagte Althofer zu seiner Tochter, indem er sie mit unwillkürlichem Beileid anblickte.

Thekla's Antwort war ein schmerzliches Schluchzen, sie drückte die Hände in's Gesicht. Als sie aufblickte und Wanfried gewahr wurde, begann plötzlich das von Thränen weiche Auge sich groß zu öffnen und durchbohrend wild zu blicken.

„Elender!" rief sie mit einer Stimme, aus der eine wilde Kraft der Wahrheit heraustönte, „Du hast das Feuer angelegt!"

Der Bauer und die Bäuerin fuhren erschrocken auf. Wanfried vermochte keinen Laut von sich zu geben.

Thekla fuhr in demselben Tone fort:

„Als ich auf der Bergwiese war, kamst Du mir nach, ich versteckte mich hinter einem Baumstamme, ich glaubte, Du sei'st mir nachgeschickt. Du liefst den Weg zum Heustadel an mir vorüber, ich schlug darauf den Waldweg ein. Kaum kam ich auf die Höhe, als ich das Heustadel in Flammen sehe. Da rennst Du, wie ein gepeitschter Sünder, den Weg hinunter. Lange stand ich am Waldsaum und wagte nicht herunterzukommen, was ich am liebsten schnell gethan hätte, um Alles zu verrathen. Denn ich dachte: was ist er im Stande im Hause noch anzustiften, wenn ihm das Heustadel im Wege stand? Dennoch wartete ich. Ich glaubte, Du lauertest noch auf der Straße und wärst im Stande, mich in die Tiefe zu stürzen, wenn es nur einen Augenblick lang Dein Verbrechen bedeckte."

„O Du Satan!" rief Althofer und faßte Wanfried am Halse.

Wanfried verwirrt, geschlagen, gerichtet, antwortete ohne sich zu wehren: „Die Uhr habe ich gestohlen, auch den Michael umgebracht! Warum hätte ich das Heustadel angezündet?"

„Du wolltest," fiel Thekla ein, „die Schuld auf Michael wälzen. Dummer Teufel, die Hand, die das Feuer angelegt haben sollte, war längst erstarrt und kalt!"

„Ja, das wolltest Du!" rief Althofer.

„Du wolltest mich zum Weibe haben," fuhr Thekla hart und anklagend fort. „Du wolltest Dich einschmeicheln, die Anderen verlästern und auf Unschuldige Deine Unthaten wälzen. O lieber an den Leichnam Michael's mich binden und in die Grube versenken lassen, als Dich berühren, garstige, widrige Kröte!"

„Laß los!" schrie Wanfried, sich aus den Händen Althofers losreißend.

„Die Flinte, Thekla!" schrie Althofer mit dem Knechte ringend.

Thekla lief in die Stube.

Da riß sich Wanfried mit einem verzweiflungsvollen Stoße von dem Bauer los und flog in den finstern Hofraum.

Mit einer Laterne und der geladenen Büchse suchte ihn Althofer im Hof, im Stall, auf dem Boden, überall. Nach langem vergeblichen Suchen kam er an dem Taubenschlag vorbei und sah dort Etwas herunterhängen. Es war Wanfried; er hing an dem Riemen des Zügels, an welchem sich noch das Pferdegebiß befand.

Althofer schnitt ihn ab, der Todte fiel auf den unter ihm dampfenden Mist.

So gingen die drei gefürchteten Tage vorbei; auch ein Teufel war todt.

Neugriechische Skizzen.

Von Dr. Fraas.

2. Die Räuber.

Zweites Kapitel: Der Parnaß.

„Diese Höhen füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jenem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden,
Sprang der Ströme Silberschaum."
(Schiller.)



Der Monat Juni ist die schönste Zeit zum Besuch der Platte des Parnaßgebirges. Näher von Daulis aus, aber beschwerlich — weiter, aber bequemer, von Delphi oder jetzt von Arachowa her, — wie schon der Perieget wußte, — besteigt man den platten, mit vielen Kegeln besetzten Rücken, der gegen Osten ansteigt und hart am Rande seine zwei höheren Pyramiden jäh bis an 7380 Fuß in die Höhe schießen läßt.

Hat in diesem Monate die Sonne den immer heitern Aether entzündet und ihre Lichtstrahlen aus nie bewölkten Räumen auf die Kuppe des Liakura, seine üppigen Matten und

schneeglitzernden Schluchten geworfen, funkeln dann widerstrahlende Thauperlen an den Grashalmen, den kühnschossenden Glockenblumen, den sammtnen Saxifragen, den nickenden Scillen und fleischfarbenen Kleeköpfchen, — kreist der Steinaar, der hier häufig horstet, der Vogel des Königs hellenischer Götter, in den tiefblauen Regionen hoch über den Kuppen —, dann füllt dem Sterblichen gewaltige Freude die Brust und er däucht sich auch geistig dem Höheren näher, wie er's körperlich den ätherischen Regionen ist.

Etwas von diesem Gefühle war auch in Manoli gekommen, den Hirten, der an einem solchen Morgen aus der Felsschlucht getreten, die seine Wohnung während der Weidezeit bildete und neben welcher in einer von Felsstücken errichteten Umfassung — wie in einem Pferche — seine Schafe über Nacht ruhten.

Eine kolossale, breite und an sieben Fuß hohe Gestalt, mit rauhem zottigen Wollenzeug und Stücken von Schaffellen umhüllt, den Kopf im Turban des Wlachen, an den Füßen Sandalen von ungegerbten Häuten seines eigenen Fabricates, Gamaschen, dann den armfaltigen groben Fustan am Unterleib — so trat er heiter und in der Morgenfrische die breiten Fäuste reibend auf die nächste Felsplatte, von welcher aus der Blick über den ganzen Busen von Lepanto bis Patras, bis zu den schneeigen Gipfeln des Trikala im Peloponnes, bis zur heiligen Akrokorinth schweifte. Während der schon in den Vierzigern stehende rüstige Hirt, Polyphemos vom Eilande in der Odyssee nicht unähnlich, sich an der Fernsicht freute, die Umgebung durchspähte und die allmälig sich reckende und streckende Heerde mit dem Blick überflog, schlichen mit hängenden und wedelnden Schweifen zwei große zottelhaarige graue Wolfshunde herbei, denen zwei kleinere, unförmlich dicke, spielend und trollend folgten. Sie holten für die treugeleistete Nachtwache den Lohn sich, der, kärglich genug, in einigen freundlichen Blicken und Klapsen auf die schmalen Schädel mit starker Schnauze geleistet wurde, worauf jedoch sehr rasch jede weitere Annäherung mit dem drohenden: tütt! — tütt! zurückgewiesen wurde. Nur um so fröhlicher sprangen sie aber zurück, einem neuen Ankömmling entgegen, der, das leibhafte Ebenbild des Hirten, gleichfalls aus der Felsenhöhle hervor und auf die Felsplatte trat. Es war Andrea, sein Sohn, eben so groß und starkgliedrig, aber gewandt wie der Steinbock, kühn und rasch wie der Adler seiner Gebirge. Sein Fès war höher, die Troddel länger, das darumgewundene Tuch dünner und bunt, der Fustan mehrfaltig. Sonst war die Kleidung beider dieselbe, — ein gewaltiger Yatagan, zugleich Schlachtmesser wie überall im Orient, stak im breiten Ledergurt, der in vielen Falten und Taschen alle Reichthümer des Trägers, selbst seine literarischen Schätze in Form kleiner Bücher, daneben auch Arsenikdosen und Anderes barg. Beide nickten sich nur freundlich den Morgengruß zu, dann scheuchte der Jüngere die ihm allzu traulich gewordenen Hunde zurück und meinte, — es werde heute ein schöner Weidetag wie immer werden und die kalte Bora (Nordwind) scheine noch nicht kommen zu wollen.

„Sie wird kommen, — sie wird kommen!“ sprach darauf Manoli — „aber das schadet nichts, sondern hält nur länger die Weide frisch, das Gras grün —, aber woran ich dachte, das ist der Kaufmann von Gastuni, der unsre Käse kaufte und sie nunmehr über den Golf verschiffen wird. Die Käse vom Parnaß sind sehr gesucht und wenn wir Frieden behalten, was Gott geben wolle — und die heillosen Klephten uns in Ruhe lassen, so müssen wir in wenigen Jahren so viel zusammengebracht haben, daß du dann ein Haus bauen und heirathen kannst — und auch Helene, deine Schwester und wir Alle werden leben können. Es ist doch ein großes Glück um eine friedliche und geordnete Regierung, — lang möge der gute König leben, der sie uns verschafft hat!“

„Und Klephten, Vater,“ fiel der Jüngere ein — „die fürchten wir nicht! Laßt sie kommen, die Schurken! Wir wollen ihnen die Köpfe abschneiden und die Bäuche aufschlitzen, wie wenn wir Hämmel schlachteten! Sind sie von anderem Fleisch und Bein, wie wir? Wollte Gott, daß nur Einmal wieder Mamuris von Salona in die Berge des Liakura riefe, — wir Bursche Alle, mehr wie vierhundert — folgten rasch und machten einen lustigen Zug mit über die Grenze, — daß wir schöne Waffen erbeuteten und Geld gewönnen.“

„Still! Still!“ fiel da zischend der Aeltere ein — „nur wenn es der König will, — sonst seid ihr Klephten so gut wie die andern. Dieser Unfug muß zuerst ein Ende nehmen, daß die alten Capitäne noch immer ihren Einfluß benutzen, um nach Belieben die Ruhe ihres und des Nachbarlandes zu stören. Das war gut, dazumal, als wir den Kara Mustapha mit seinen Arnauten jagten — die gottlosen Türken, — die wir wie Wölfe umgingen — immer enger sie umschließend, — immer enger — hinauf in die Schlucht des Geronto Marko, in den Liakura — hinauf — hü hähä hü“ — schrie laut hier der in Eifer gerathene Friedensapostel — „bis wir sie vor Hunger und Kälte ermattet fanden und sie wie Hunde mit Steinen todtwarfen, oder schlachteten wie Böcke. — das waren rechte, christliche Kämpfe, — auf solche müßt ihr Euch bereit halten, Andrea!“

Der Jüngere ächzte und ließ in wilder ungestillter Sehnsucht die glänzenden Augen auf den umliegenden Bergen umherschweifen. Man sah wohl, wie hart es sein muß, solchen durch Traditionen gestärkten Kampfesmuth und die Raubgier zugleich zu unterdrücken.

Es ist unnöthig, unsern Lesern zu sagen, daß unsre Hirten Vater und Bruder Helenens von Daulis sind, die das Plateau des Parnaß nunmehr, wie alljährlich, aus der Ebene von Böotien und Phocis vorrückend, erreicht und in einer der vielen Schluchten, Grotten, Felsvorsprünge u. s. w. sich gelagert hatten, um den Sommer hier zu weiden, wo es eben erst Frühling geworden war, während in der Ebene schon Alles verdorrte. Während Andrea in die Mandra (Pferch) ging und sich an's Melken der Schafmütter machte, folgen wir dem Alten in die kleine Höhle des grauen Kalksteines, der auf dem ganzen Plateau allüberall massig hervorstand und auch die weiß oder röthlich schimmernden hohen Wände an den Abhängen, namentlich Delphi zu und gegen die kastalische Quelle bildete.

Nicht wohl über 100□' Fläche am Boden gaben Raum für Feuerung und Käsekessel, für einige Strohmatten als Lagerstätten und kleinen Holzvorrath, — auch zeitweise den Esel, wenn er kam, das Geräthe weiter zu transportiren. Auf einem natürlichen Gesimse von vorstehendem Felsrande standen einige Blechgefäße für Oel, Feuerzeug und Lab zum Käsemachen, — ein Säckchen von Ziegenhaaren mit Salz, ein anderes mit etwas Maismehl und noch ein drittes mit gewaltigen Lauchstengeln und Zwiebeln — aller Mundvorrath für die ganze Sommersaison — hingen daneben. Aber auch eine lange, mit Silber künstlich eingelegte Pallikarenflinte nebst Pistolen, — dann die kleine Lyra des Alterthums, die Klephtenleyer der neueren Zeit, eine Diminutivguitarre oder Mandoline mit sehr kleinem Resonanzapparat, aber gewaltig langem Halse. Auch eine einfache classische Hirtenschalmei, jedoch weder von Donax noch Charakiasrohre, sondern von Holz, hing daneben, — die Spielfreuden des jungen Andreas andeutend.

Im Hintergrunde aber standen des Alten Schätze, weiß und je nach dem Alter röthlich schimmernde Schafkäse des Parnaß, in trockner Nachreife erzeugt, — weithin als trefflich bekannt und fett gerühmt. Ruhten ja die Schafe täglich auf dem Schnee der tieferen Schluchten, welche er ausfüllte, aus und war dies der allgemeinen Meinung der Hirten gemäß das sicherste Mittel, fette Milch zu erhalten!

Hier nun zündete Manoli nach patriarchalischer Weise mit Zunder, Stahl und Stein ein Feuer auf dem alten Aschenflecke des Felsbodens an, — bald wirbelte gemüthlich der Rauch gegen den geschwärzten Eingang und erfüllte mit seinem Thymiangeruch die Höhle. — dann öffnete der Hirt das Säckchen mit Kukuruzmehl, schüttete davon auf ein Brett, goß Wasser dazu und warf schwärzliches Seesalz in den Teig, den er knetend zu einer Art Kuchen formte. Während er darauf den Käsekessel scheuerte und die Molkenreste den Hunden in eine breite offene Felshöhlung schüttete, nebst umgestandenen Thieren die einzige Art Nahrung, die ihnen ward, — brannte das leichte Gestrüpp als Feuerungsmaterial zu Asche zusammen. Nunmehr schob Manoli das Aschenhäufchen vorsichtig auseinander, legte den breiten Maiskuchen hinein und bedeckte ihn wieder mit der heißen Asche, ihn backen lassend nach uralter Weise, bekannt vielleicht schon, seit Onesikritus von olivengroßen Weizenkörnern aus Baktrien schrieb. Inzwischen setzte er die Käse um, füllte die Salzleke in der Mandra und reinigte das zum zeitweisen Buttern bestimmte Schüttelfaß, — denn die Zeit nahete, in der sie Besuch von Daulis erwarteten, wie er allmonatlich kam. Da zogen dann mehrere Frauen und Jungfrauen zusammen, beladene Esel vor sich hertreibend, in das Gebirge, um den Männern und Brüdern wieder Mehl, Lauch und Salz, auch manchmal einen Schlauch Wein zu bringen. Da ward dann der Besuch mit Butter, zu frisch dampfenden gelben Maiskuchen gegessen, mit Gesang zur Leier und selbst manchmal Chorreibentanz der gesonderten Geschlechter gefeiert. Während der Kuchen in der Asche fertig buk, vollendete Andrea das Melken, schüttete die lauwarme Milch in den Käsekessel, ohne etwas davon zu genießen, und warf sehr verständliche Blicke nach den Aschenhaufen, indem er zugleich Leier und Flinte über den weißen arnautischen Zottelmantel, den er umhing, warf. Dann öffnete er die Umfriedung der Schafe, und unter Hüpfen und Bellen der Hunde sprangen jene lustig aus der Hürde auf die grünen Matten, einige Widder mit gewaltigen Hörnern, theilweise künstlich in aufrechte Formen verdreht, voran. Und nunmehr kehrte er in die Höhle zurück, wo bereits Manoli die Asche vom Kuchen weggeschoben hatte. Diesen nun theilte der Vater in zwei ungleiche Hälften und reichte die größere dem offenbar weniger enthaltsamen Sohne hin, während er selbst sich viel darauf zu gut that, fasten zu können zu jeder Zeit und immerdar, — der Stolz des Griechen noch heutzutage, des christlichen aber am meisten, da es die höchste Blüthe des Ausdruckes seiner religiösen Gefühle ist.

Andrea aber aß nicht! Er schob nur den noch heißen halben Kuchen in eine Manteltasche, steckte dazu drei große Lauchstengel und — sein Essen für den ganzen Tag war bereit. Damit entfernte er sich, dem Vater Abschied zunickend und trat an die Spitze der

zugführenden Widder, langsam in der Richtung vorgehend, wohin dermalen die Schafe zu weiden bestimmt waren. Der Alte aber machte sich an die Käsebereitung.

Die Sonne war schon hoch heraufgestiegen, frischer Wind strich über das weite Plateau, noch immer war der Aether rein und in dunkler Bläue unvergleichbar. — Manoli war mit seinem Geschäfte fast zu Ende, als plötzlich am Eingang der Höhle ein Schatten erschien, dem rasch sein Träger folgte, der eintrat und obgleich flüchtig grüßend, doch mit stolzer finsterer Miene, die Hand am Yatagan, den Hirten musterte. Der Eintretende trug die Kriegskleidung der Albanesen, war bespickt mit Waffen über die vielfaltige Fustanelle, um den gold- und silberbordirten Jaken, hatte hohen Fès, — sonst aber viel Schmutz, selbst Blut am Fustan. Manoli zog gleichfalls die buschigen Brauen zusammen, besann sich auf den Yatagan, erwiederte den Gruß und frug, was man wolle?

Der Fremde, der sich inzwischen vom Inhalt der Höhle überzeugt hatte, machte daraufhin nur jene uns schon bekannte Geberde, etwa Nichts bedeutend, verzog sein Gesicht höhnisch und setzte sich kurzweg neben den verglommenen Aschenhaufen auf den Boden, indem er Manoli winkte, ein Gleiches zu thun. Der aber warf einen sehr mißtrauischen Blick vorerst auf den Sitzenden und schien sich zu besinnen, ob er von dem Nachtheil der Lage, in die sich der Fremde selbst versetzt hatte, rasch Gebrauch machen solle oder nicht. Doch währte das nur einen Augenblick, — dann dankte er für das Anerbieten und stellte sich an, als fahre er in seiner Beschäftigung fort. Der Fremde nahm davon keine weitere Notiz, — fragte aber bald in gedämpftem Tone und rasch die Worte hervorstoßend, dabei den Hirten mit den glühenden Augen erforschend, ob nicht von Mamuris' Pallikaren Einige auf dem Plateau gesehen worden wären? oder Landjäger? Manoli antwortete auf das Alles mit dem verständlichen „tip“ und der üblichen Geberde, konnte aber nicht umhin zuzusetzen, daß hier oben Friede sei und die Hirten wohl jeden Störer desselben zurechtzuweisen entschlossen seien. Er warf das leicht hin, des Eindruckes gewiß, — aber den Anderen schien es nicht im Geringsten zu berühren. Er drehte nach einer Pause nur seinen Schnurrbart im mageren, schmutzigen Zigeunergesichte, lächelte höhnisch und stöberte mit dem Yatagan, den er hervorzog, achtlos in der leeren Asche herum und fragte endlich hinwerfend, ob der „Tschupan“ (Ehrentitel der Hirten) auch Georgi Skoutzès, den Pallikaren von Daulis, der aus Lithoriki stamme, kenne?

Diese Frage ward in albanesischer Sprache gestellt, denn der Fremde wußte, daß die meisten Hirten diese, ihre ursprüngliche Sprache besser kannten, als die ihnen allmälig erst mit der neuen Regierung geläufiger werdende griechische. So sprach auch Manoli wie alle Bewohner der Gegend um den Parnaß, vor allen der größte Ort daselbst — Arachowa — ursprünglich nur albanesisch; aber das Neugriechisch als Sprache der Regierung, des Handels, der Städte, der Religion — drang sich so gewaltig ihnen auf, daß ihre Jugend schon nur mehr einzelne albanesische Worte in's Gespräch flocht und einzelne sehr oft gebrauchte Redensarten kannte. Der Fremde mischte indessen einige so fremdartige Laute unter seine Reden, daß Manoli allmälig auf die Vermuthung kam, er möge Mamelakis selbst, den damals am meisten gefürchteten Räuberführer von Rumili, aus Zigeunergeschlecht stammend, vor sich haben.

„Ob ich Georgi Skoutzès kenne?“ erwiederte der Hirt, anscheinend freundlicher werdend — „Georgi von Lithoriki, dessen Vater vor meinen Augen von den Osmanli's im Befreiungskriege erschossen wurde? dessen Mutter mit meiner Frau in den Händen der Schaaren Mustapha's — möge sie die Hölle quälen in Ewigkeit! — starb, — der in meiner Hütte aufwuchs und jetzt als Pallikar an der Grenze mit Griva dient? Kenne ich mein Kind, daß Du noch darnach fragst?“

Der Andere gab zur Erwiederung nur einen schmatzenden Ton mit der Zunge von sich, der sagen sollte — das hätte nichts auf sich, — er wäre jetzt grade am rechten Manne. Dann fragte er kurz: „ist Georgi bei Euch?“ Manoli gab das Verneinungszeichen — „tip!“ und setzte zu: er beklage sehr, daß dies nicht der Fall wäre, denn bei den Pallikaren Grivas' werde er nichts Gutes lernen, faul werden und endlich als ein alter Klephte enden, mit dessen Kopf sich zuletzt Jedermann noch einige Para's verdienen könne, nur er selbst nicht. Wie von einer Schlange gestochen, fuhr da plötzlich der Fremde auf, durchbohrte mit dem finstersten Blick, den er hatte, den Hirten, — beruhigte sich indeß bald wieder, da er Manoli selbst ganz arglos sah, setzte sich wieder und verlangte nach längerem Schweigen etwas Brot und Käse — gegen Bezahlung, wie er zusetzte. Manoli gab ihm von der eigenen Hälfte des Fladens und schnitt einen frischen süßen Käse an, setzte sich dann, gleichfalls mitspeisend, an die Asche nieder und suchte „mit den Wölfen zu heulen“ so gut es ging, bis nach einer Stunde Aufenthalt der Fremde sich erhob und rasch verschwand, wie er gekommen war.

Es war wirklich, wie Manoli geahnt hatte, der Bandenführer Mamelakis, der in unerhörter Frechheit sich neuerlich nach Böotien geworfen hatte, selbst die Postverbindungen Rumeliens mit Athen oft abschneidend und ganzen Corps von Gensd'armen und taktischem Militär

trotzend. Er wechselte im Aufenthalte zwischen dem Liakura und Mawrobuni (Parnaß und Helikon), durch die Schiste über Distomo hin und her ziehend. Ein auf seinen Kopf gesetzter Preis von 3000 Drachmen hatte ihn noch nicht zur Waare zu machen vermocht, so sehr auch viele seiner Genossen heimlich den Kauf zu schließen geneigt sein mochten. Mamelakis, ein schlauer, blutgieriger, ehrgeiziger Zigeuner, in den Grenzkriegen gestählt und im Klephtenwesen ergraut, durch Gewandtheit und Muth ausgezeichnet, wußte das auch und trennte sich, um zu schlafen oder zu essen, immer von seiner Bande, mit welcher vereint er nur Hauptangriffe ausführte. Wie auch sollte er den Gefährten trauen, da er doch selbst vor sechs Jahren den auf den Kopf seines Freundes und Führers, des Karatzinos, gesetzten Preis von 1000 Drachmen gewonnen hatte, nachdem er dem Schlafenden, der nur von ihm begleitet mehr Ruhe suchte oder aß, — in einer Höhle bei Lithoriki den Kopf abschnitt und diesen, den alten Freund, an den langen schwarzen Haaren erst in Phokis und Böotien zur Schau, dann nach Athen selbst zum Incasso des „Baktschis" trug!

Während dieses Alles nun in der Höhle des Hirten sich zugetragen hatte, war auf einer andern Seite des Plateau, nahe an der Stelle, wo Andrea weidete, eine viel ernstere Scene aufgeführt worden, dazumal aber wie wohl noch jetzt keine große Seltenheit eben in diesem verkommenen Lande.

Wohl eine Stunde weit war Andrea mit den weidenden Schafen gekommen, als er am Rande des Abhanges des Parnaß gegen die Schiste zu eine so schöne Stätte gefunden hatte, daß er beschloß, seine Thiere zur Mittagsruhe auf ein in einer Bergmulde noch liegendes Schneefeld nach der allgemeinen Art der Hirten zu treiben und selbst nach Fladen und Lauch zu sehen. Als die Schafe wiederkäuend am bestimmten Orte lagerten, setzte sich der rüstige Hirt auf einen Felsblock, legte Mantel, Flinte und Leier ab, schlug drei Kreuze und begann eben sein Mittagessen, nicht ohne Behagen die vom Schneefelde abrieselnde, von großblumigen Veilchen umgebene Quelle als weiteres Labsal in's Auge fassend. Kühle Winde umwehten sein langes Haupthaar, heilige Stille herrschte in diesen Regionen, — in unendliche Ferne schweifte sein Blick, — er dachte flüchtig an Helene, an Daulis, an den Vater — aber am längsten doch an die Zeit, die ihm einen lustigen Kriegszug nach der guten Klephtenart der Väter gegen die Türken verhieß, wo der Kriegsruf des Capitäns von Salona durch die Berge hallen und Hunderte von flinken Hirtenburschen sich waffnen würden. Versunken in das sich ihm entrollende schöne Phantasiegemälde und sein spärlich Mahl verzehrend, schrak er plötzlich vom Knall einer nicht fern von ihm abgefeuerten Flinte auf. Rasch folgten noch einige Schüsse, dann ein so jammervoller Schmerzenston, daß Andrea, der doch alle Töne der Thiere am Liakura kannte, noch nie dergleichen gehört zu haben vermeinte. Noch mehrere Klagetöne folgten, von wildem Geheul untermischt. — nicht der Adler, — nicht der Schakal, dem man die Jungen raubt, stößt solche Töne aus! Rasch sprang Andrea auf, warf Mantel, Flinte und Leier um und lief einige Schritte in der Richtung, woher die Töne kamen, die nächste Anhöhe auf der Platte, die ihm die Aussicht versperrte, überschreitend. Da — da sah er nicht fern von sich in einer kleinen Mulde zehn bis zwölf Männer, alle in blinkenden Waffen — im Getümmel um einige am Boden Liegende, die, wie es schien, todt oder verwundet waren. Von da her kam auch der schreckliche Jammerton. Nur einen Augenblick war Andrea unschlüssig, was zu thun, — dann aber verschwand er noch schneller von der Anhöhe, als er gekommen war und lief mit der wahrhaft noch classischen Schnelligkeit eines Läufers auf den olympischen Spielen in der Richtung hin, wo, wie er wußte, noch andere Mandras (sitania) gleich der seinigen lagen, die Heerde den lauernden aufmerksam gemachten Hunden überlassend. Er war indessen kaum tausend Schritte über Felsblöcke, Anhöhen, Schluchten hinweggerannt, als er plötzlich stehen blieb und in der Richtung der Mandra mit starker, aber schriller Stimme zu Hülfe rief. Dann lief er noch näher gegen die nun sichtbaren Hürden zu, den von mehreren Seiten ihm entgegenkommenden Hirten, gleich ihm bewaffnet, entgegen. In zottige Schaffelle gehüllte, bärenartige, gewaltige, von Schmutz triefende Gestalten kamen da zusammen und hörten mit fast lächelnden Mienen und neugierig blendende Zahnreihen zeigend, die Erzählung des noch immer vor Erregung blassen, wenn auch erhitzten Andrea. Rasch sprangen die Jüngeren wieder auf andere Höhen und schickten die Allarmrufe weiter, Alle untersuchten die Waffen und vorwärts ging's gleich, Andrea voran, in die gefährliche Richtung. Aber je näher sie kamen, um so langsamer und vorsichtiger bewegte sich der Zug, der durch neu Ankommende allmälig auf mehr als zwanzig Tschupanen angewachsen war. Räuber waren hier, — kein Schaf mehr sicher! Das schien klar — also war Zusammenhalt nöthig, soweit nicht schon Einzelne etwa mit den Klephten im Einverständniß waren.

Von Fels zu Fels sprangen die Hirten und näherten sich gebückt, schleichend, gedeckt, die langen Flinten schußfertig in den Händen, die weißen zottigen Mäntel nach Kriegerweise auf die Schultern geworfen, — aber leise, still — lautlos, Andrea voran. Wie pochte sein Herz

und schwoll ihm die Brust, als der kühne Jüngling zum ersten Male einen Kampf entspinnen sehen und daran Theil nehmen sollte! Eben im Begriff, eine neue Erhöhung, wie sie zahllos die Platte durchzogen, zu überschreiten, — ertönte der Jammerruf wieder, — aber viel schwächer, schaurig klingend, wie einem Sterbenden gehörend. Blitzschnell duckten alle Hirten nieder und im Nu hatte Jeder schon bald einen größeren Stein, bald eine Felsplatte, die aus dem Boden hervorsah, bald einen Strauch von Cederwachholder als Schutzwehr gefunden, kauerte sich wie ein Ballen zusammen, und streckte die lange Flinte bald auf ein vorgestrecktes Knie, bald an die Wange gelehnt, immer aber aufgelegt vor sich. Nur Einer blieb stehen, fast mitten unter ihnen, — es war der fast funfzig Jahre alte aber äußerst kräftig aussehende Pappakosta, der Hirtenvater vom Kloster Jerusalem, der als selbstverständig den Oberbefehl übernahm. Ein schwarzer Fes, da er Pappas war, krönte sein fettes, rundes und blühendrothes Gesicht, dem ein prachtvoller noch ganz schwarzer Bart entquoll, — nur eine weiße Jake hatte er an, den Yatagan im Gürtel und die lange Flinte in der Hand. Dabei lächelte er in jovialer Miene, gewaltiges, blendend weißes Zahnwerk entfaltend — man sah ihm an, daß ein wenig Menschenschlächterei, eine kleine Klephtenhetze zu seinen ganz besonderen Vergnügungen gehöre. Aber mit Pappakosta, der schon im Freiheitskriege unter Dysseus mit gewaltigem Erfolge kämpfte, war nicht zu scherzen, denn am ganzen Liakura that es ihm keiner im Sprung, im Faustkampf und im Treffen mit der Flinte des Pallikaren gleich.

Kühn schritt er allein auf die Höhe und sah in die Mulde, woher der Ton gekommen war. Ein Blick — und er hatte das Gräßliche der That sogleich erkannt und rief den Genossen, herbeizukommen, da hier ein Mord vorgefallen, die Mörder aber entflohen seien.

Nicht weit von ihnen lagen zwei Körper, deren einer schon Leiche war, der andere aber, gräßlich verstümmelt, noch Leben verrieth. Von ihm war der Ton gekommen. Aber wie dem Sterbenden helfen? Im frechen Uebermuthe des grauenhaftesten Sarkasmus hatte man ihm Nase und Ohren abgeschnitten und in den Mund gesteckt, Hände und Füße abgehauen und ihn in der Blutlache liegen lassen, wo er, trotz allen Blutverlustes, doch nur erst langsam starb! Wie glücklich war sein Kamerad, der die Uniform der königlichen Gensdarmen trug, da ihm zwei Kugeln mitten durch die Brust und zwar in solcher Nähe gejagt worden waren, daß die verbrannten Patronenpfropfen noch an der andern Seite der Wunden zu erkennen waren. Nur einige Hiebe mit dem Yatagan auf dem Kopfe zeigten die überflüssige Mordlust.

Mit schnell herbeigebrachtem Schneewasser ward das Gesicht des Sterbenden gewaschen, der Mund gereinigt, — aber sein stieres Auge zitterte nur noch einmal vom blendenden Aether, in den es starrte, Abschied nehmend, — dann streckte er convulsivisch die unmenschlich verstümmelten Glieder — stöhnte, röchelte und in wenigen Minuten war auch der letzte Athem verhaucht, das Herz zur Ruhe gekommen. Der Todte war von Arachowa und dem Gensdarmen zur Verstärkung auf der Patrouille beigegeben. Beauftragt, auf dem Liakura in verschiedenen Richtungen zeitweise nachzuforschen, waren sie harmlos über die Platte gezogen und ohne die geringste Ahnung, wie nahe Räuber wären, mitten in das Versteck derselben gerathen. Diese waren nämlich unter Cedersträuchen zwischen einer oberflächlichen Felsspalte versteckt gelagert, eng beisammen, wie Geier im Horste, der Befehle harrend, die ihnen Mamelakis, der Führer, bringen sollte. Da, plötzlich, waren die zwei Wächter des Gesetzes, mitten unter sie, gleichsam auf sie getreten. Die Entdeckung war offen,— blitzschnell fuhren die Räuber auf, welche die Annäherung jener längst bemerkt hatten und nur dem Zufall überließen, ob er sie vorbei oder unter sie führen werde, — Wege gab es nicht in dieser Richtung — lauernden Sperbern gleich stürzten sie auf die gänzlich Unvorbereiteten, erschossen den Einen und hieben den Anderen nieder, dann ihn nach ihrer Weise verstümmelnd. Daß beide nicht noch alle Arten der Schändung und noch viel schrecklichere Martern langsam erdulden mußten, daran war nur das Unvorhergesehene des Falles, die Stimme des allarmirenden Andrea, die Abwesenheit des Führers Schuld.

So sehr aber ist der Bergbewohner, der Hirte vor Allen, von Klephtenzeiten daran gewöhnt, nur das Gebahren dieser Art Kriegskunst anzuerkennen und gleich der Osmanlis- und Albanesenwirthschaft für heldenmüthig, groß und rühmlich gelten zu lassen, daß von allen umstehenden Hirten, Andrea nicht ausgenommen, kein Ton der Entrüstung kam, — kaum ein Mitgefühl sich regte, und wenn man die gewöhnlichen Verwünschungen auf die Entflohenen häufte, so war das mehr im Tone des Respectes vor solchen „Teufelskerlen" als dem der Verachtung vor Schurken.

Pappakosta befahl einem Knechte, nach mehreren: Was nun zu thun? einige Esel zu holen, um die Leichen aufladen und nach Kloster Hierosalim zum Begräbniß bringen zu lassen, — dann einem anderen, dem Dimarchen von Arachowa gelegentlich Anzeige zu machen, denn für jetzt war weder Zeit noch Lust dazu vorhanden, um so weniger, als ein plötzliches Geschrei von der Seite des Abhanges des Gebirges gegen die Schiste zu eine neue Entdeckung verhieß. Alle rannten dahin, wo einige ihrer jüngeren

vorausgeeilten Genossen Allarmrufe hören ließen — und wirklich, als sie näher kamen, sahen Alle, jedoch schon in großer Entfernung, die Räuber abwärts ziehen — der Richtung nach Distomo zu. Auch die Räuber bemerkten die Hirten am Felsrande, erriethen ihre Verfolgungslust und höhnten mit Gebehrden und Flintenschüssen, was um so mehr haftete, als sich deutlich zeigte, daß sie mehrere bereits geschlachtete Schafe mit sich trugen, die offenbar von den Heerden des Liakura geraubt waren. Vergeblich gaben die Hirten Hohn und Flintenschüsse zurück, Pappakosta verzog nur sein breites slavisches Gesicht zum Lachen und vertröstete die Kampfgenossen auf ein anderes Mal, was sicher bald eintreten werde, da die Hämmel des Liakura zur Zeit viel zu fett wären, um nicht wiederholtes Begehren bei Jenen zu erwecken.

Die Räuber verschwanden, die Todten waren entfernt und Andrea kehrte zu seinen Schafen zurück, fand richtig die wedelnden Hunde und aber — die zwei fettesten Hämmel der Heerde nicht mehr! Das war der Lohn für seinen Diensteifer in Sachen der Menschlichkeit gewesen! — Doch, wer weiß, ob sie nicht ihn selbst, wäre er bei der Heerde geblieben, sammt den Hämmeln geschlachtet hätten? Das dachte auch Andrea, der sehr ernst gestimmt heimzutreiben begann. Lange fort dauerte heute Abend die Unterhaltung der zwei Hirten am glimmenden Aschenhaufen, besser wurden die Waffen in Stand gesetzt, als je und der Tambourlo — die Steineinfriedung — erhöht, — auch versprach Andrea, nur mit halben Augen zu schlafen, was jedoch nur bis Mitternacht gehalten wurde. Manoli aber that zwar als schliefe er ruhig wie immer, aber wir wollten Keinem gerathen haben, in dieser Nacht auch nur einen Thymianstrauch von seinem Gestrüpphaufen zu entwenden versucht zu haben. Die zwei fetten Hämmel preßten ihm unterdrückte Seufzer auf Seufzer aus, — sie umgaukelten ihn noch im Halbschlaf, schärften den Flintenstein, lupften den Yatagan — kurz — sie — blökten nach Rache.

Aus Bessel's Leben.

Dreimal geschah es, daß die Astronomie in der Provinz Preußen zu hohem Ruhme gelangte; das erste Mal durch den großen Kopernicus, der 1543 starb; dann durch Kant, dessen Naturgeschichte des Himmels Friedrich dem Großen gewidmet war, ein Werk, welches der Popular-Astronomie bei uns die Bahn brach, und das dritte Mal durch Bessel, der in den weiten Gürtel der Sternwarten von Paris bis Petersburg die von Königsberg als würdige Rivalin einreihete. Bessel ist einer der consequentesten und tiefsten Denker gewesen, welche die Geschichte der Astronomie jemals besessen. Aus wahrhaftem Idealismus heraus stammte bei ihm jener kolossale Fleiß, der an ihm in so hohem Grade zu bewundern war. Ihm fehlten nicht die eisernen Eingeweide, wie sie einem Himmelsforscher nur zu wünschen. Zahllose Nächte hat er um seiner Wissenschaft willen durchwacht. Er war von einer unübertroffenen Gewissenhaftigkeit, die ihm die schwersten Opfer leicht machte. Wo er irgend noch eine Unsicherheit, eine Lücke, einen Beweismangel oder die kleinste Abweichung verspürte, da rastete er nicht, bis er durch die erschöpfendsten Versuche, durch die anhaltendsten Betrachtungen und umfassendsten Rechnungen entweder Bestätigung oder nothwendige Veränderung der vorgefundenen Bestimmungen erreichte. Diese Accuratesse bildete gerade Bessel's zarte Empfindlichkeit für die negativen Elemente seiner Wissenschaft bis zur höchsten Feinheit aus. So beschäftigten ihn z. B. ganz besonders die Störungen der Kometen, so wie die Anomalien, welche für unser Planetensystem durch die Bewegung der Sonne entstehen; ferner die Unregelmäßigkeiten in den Phänomenen von Ebbe und Fluth. Zugleich war er aber auch für die Arbeiten und Entdeckungen Anderer in seinem Fache von offenster Empfänglichkeit. In dieser neidlosen Hingebung an die That Anderer, in dieser dankerfüllten Anerkennung fremden Verdienstes seiner Zeitgenossen zeigte sich die ganze Größe seines echt wissenschaftlichen Sinnes, dem es stets nur auf die Sache und deren Förderung, nicht im Mindesten aber auf die Person ankam. Erhebend war das Lob, welches von Bessel's Lippen einem Herschel, Arago, Gauß und Struve oder seinem vieljährigen Freunde A. v. Humboldt entströmte. Wie beseligte es ihn, Herschel noch auf dessen Landsitze in England selbst gesprochen zu haben. Mit welcher Freude beschrieb er seinen Besuch bei Arago in Paris, für welche Weltstadt er sonst eben kein sonderliches Interesse hegte. Am Meisten glücklich aber fühlte er sich im Umgange mit Humboldt, und daß er noch die Herausgabe von dessen „Kosmos“ erlebte, war ihm eine hohe Befriedigung. Der Pulsschlag des kosmischen Universums pulsirte auch in seinem Herzen. Durch den steten Aufschwung zum Himmel war eine höhere Stimmung in ihm herrschend geworden, die ihn das gewöhnliche Treiben der Welt nur in der Vogelperspective erblicken ließ. Und diese Eigenthümlichkeit war es, welche des großen Mannes Persönlichkeit, je bescheidener er selbst war, mit desto gewaltigerem Eindruck umschwebte. Man konnte nicht

in sein marmorbleiches Antlitz blicken, ohne daß es Einen aus den lichten Augen ahnungsvoll anwehte, wie ein Blick aus dem Himmel selbst. Aber Bessel war nicht nur ein tiefer Gelehrter; er war auch einer der reinsten und liebenswürdigsten Menschen, der auch mit Kant sagen konnte, daß der Anblick des gestirnten Himmels über ihm und das Bewußtsein des moralischen Gesetzes in ihm das Erhabenste sei, was für ihn existire. Seine Biederkeit, sein Wohlwollen und aufopfernde Hingebung für Freunde, werden sich ein segenreiches Andenken in Königsberg bewahren, nicht minder aber auch die mannhafte Offenheit und Unerschrockenheit, mit welcher er nöthigenfalls seine gegnerische Ueberzeugung aussprach, und die hartnäckige, zuweilen an Schroffheit grenzende Tapferkeit, mit welcher er sie vertheidigte. Er war durch und durch ein Charakter; man wußte immer, wie man mit ihm daran war, und diese rücksichtslose Entschiedenheit, die alles heuchlerische Cokettiren mit bloßen vorübergehenden Tagesmeinungen haßte, mußte ihm auch den versöhnen, der sich zu ihm in Opposition befand. Auch einen tiefpatriotischen Sinn zeigte er und umschloß mit regster Theilnahme die verschiedensten Interessen seines Vaterlandes. Noch kurz vor seinem Tode gab er einen werthvollen Beitrag zur Lösung der Frage, welche durch die Königsberger Zeitung öffentlich zur Sprache gekommen war, wie nämlich dem Proletariate vorzubeugen und abzuhelfen sei.



Friedrich Wilhelm Bessel.

Bessel's Leben und Wirken ist auf das Engste mit den großen Fortschritten der astronomischen Wissenschaft des letzten Jahrhunderts verbunden; die Geschichte seines Lebens wäre daher auch die Geschichte der Astronomie selbst, und die Aufgabe, eine in dieser Hinsicht vollständige Biographie dieses genialen Mannes zu schreiben, möchte sobald wohl nicht gelöst werden, ja ich glaube sogar, daß für den Augenblick die Gegenwart der Lösung dieser Aufgabe so manche Schwierigkeit entgegenstellen dürfte. Wir fühlen uns veranlaßt, dem freundlichen Leser dieses Blattes nur einige Skizzen aus dem reichen Leben dieses großen Astronomen zu bringen und zwar dürften wohl am interessantesten zunächst einige Notizen aus der ersten astronomischen Entwickelungsperiode des Verstorbenen sein.

Bessel trat am 2. Januar 1799 in einem Knabenalter von vierzehn Jahren seine kaufmännische Lehrzeit an und zwar in dem Comptoir des Handlungshauses Kulenkamp in Bremen. Die große Thätigkeit und Umsicht des Knaben steigerte die ursprüngliche Aufmerksamkeit seines Principals alsbald zur Bewunderung und verschaffte ihm die höchste Gunst seiner Vorgesetzten. Zunächst sehen wir Bessel von der Idee begeistert, das ferne Vaterland der verschiedenen fremden Producte, über die er an seinem Pulte Rechnungen zu schreiben hatte, mit eigenen Augen zu sehen, und dieser Wunsch veranlaßte ihn nicht nur, jeden freien Augenblick zu geographischen Studien zu be-

nutzen, sondern auch halbe Nächte anzuwenden, um sich mit Kenntnissen zu einer großen Seereise auszurüsten. Einige Kenntnisse der Nautik durften nicht fehlen in seinem Vorbereitungsplane. Um sie zu erlangen, schaffte er sich das Handbuch für Seefahrer von Moore, Voigt's populäre Himmelskunde und später Bohnenberger's geographische Ortsbestimmungen an. Hiermit beginnen im Jahre 1802 seine mathematischen und astronomischen Studien. Sein Diarium aus derselben Zeit beginnt mit Auflösung der einfachsten trigonometrischen Aufgaben und mit Berechnungen aus dem astronomischen Theile der Nautik. Saubere Zeichnungen sind den Auflösungen hinzugefügt. Wir sehen ihn um diese Zeit schon im Besitze reicher mathematischer Kenntnisse. Die Anwendung der Reihen, selbst die Elemente der Differentialrechnung sind ihm nicht mehr unbekannt und mit Hülfe der Kepler'schen Gesetze löst er mehre Aufgaben.

Von dieser Zeit an war es, wo die leitende Vorsehung Dr. Olbers' Aufmerksamkeit auf den jungen Bessel lenkte. Mit wahrem Seherblick erkannte derselbe in dem achtzehnjährigen Jünglinge die heilige Gluth für seine Wissenschaft, schürte sie an und bezeichnete mit prophetischen Worten den jungen Forscher bald als den würdigsten zukünftigen Priester Urania's. Unter Olbers' Aegide setzte Bessel nun mit rastlosem Eifer seine nächtlichen Studien fort, und durch die freie Benutzung der schätzbaren Bibliothek seines Lehrers hatte er sich eine Quelle eröffnet, aus der er in vollen Zügen den Durst seines Wissens sättigen konnte. Die Ephemeriden und die monatliche Correspondenz des Freiherrn von Zach bildeten damals das Centrum der Verbindung von astronomischer Theorie und Praxis; in ihr fand Bessel die Wechselwirkung der einen auf die andere bestätigt, die sein großer Geist schon damals geahndet hatte. Ganze Nächte verwandte er darauf, aus diesem Schachte das edle Metall für sich zu Tage zu fördern. Bohnenberger's vortreffliche Anleitung zu geographischen Ortbestimmungen veranlaßte ihn, die in diesem Buche mitgetheilten Vorschriften mit Hülfe eines Sextanten und einer alten Pendeluhr wirklich in Ausführung zu bringen, und begann der Anfang seiner praktisch astronomischen Thätigkeit mit dem 16. Aug. 1803, an welchem Tage er mehre Sternhöhen berechnete und fortan ein astronomisches Tagebuch fortführte. Auf eine Aeußerung seines verehrten Lehrers über die von Freiherrn von Zach bekannt gemachten Harriot'schen Beobachtungen des Kometen von 1607 unterzog sich Bessel trotz seiner vielen Comptoirgeschäfte der großen Mühe, diese Beobachtungen zu berechnen und die Bahn des Kometen daraus zu bestimmen. Das auf acht Folioseiten zierlich niedergeschriebene Resultat seiner Untersuchung brachte er Olbers, und dieser führte ihn durch die öffentliche Bekanntmachung dieser Arbeit im November 1804 in die Reihe der Astronomen ein, deren größte Zierde er werden sollte.

Olbers, stets mit dem Gedanken beschäftigt, solch' eminentes Talent der Wissenschaft zuzuwenden, wünschte mit Ungeduld eine Gelegenheit herbei, um seinen genialen Schüler veranlassen zu können, dem Kaufmannsstande zu entsagen und sich der Wissenschaft zu ergeben. Sein Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen.

Schröter's Gehülfe auf der Sternwarte in Lilienthal, Harding, hatte den Ruf als Professor nach Göttingen angenommen. und Olbers eröffnete Besseln seinen Wunsch, ihn in Harding's Stelle treten zu sehen. Trotzdem daß Bessel als Buchhalter auf dem Comptoire sich in pecuniärer Hinsicht noch einmal so gut stand als in der angetragenen neuen Stellung, nahm er den von seinem väterlichen Freunde gemachten Vorschlag mit jubelnder Seele an, und die hohe Freude, welche Olbers darüber empfand, ersieht man aus einem Briefe desselben an Bode, worin er schreibt: „Mit Vergnügen kann ich Ihnen nun melden, daß unser Bessel jetzt ganz für die Astronomie gewonnen ist, — wahrlich ein großer Gewinn für die Wissenschaft! ein solches Genie mit so viel Eifer, Fleiß und Beharrlichkeit verbunden, ist mir noch nicht vorgekommen!“ — Mit der Ankunft in Lilienthal am 19. März 1806 begann eine neue Epoche seines Lebens. Jetzt durfte er frei über seine Zeit gebieten und seine Thätigkeit für die Sternkunde nicht mehr allein auf Nächte beschränken. Sein erstes Geschäft am neuen Wirkungsorte war die Einrichtung seines astronomischen Tagebuches, die er mit den Worten begann: „Meine Ankunft ist leider von schlechtem Wetter begleitet.“ Er richtete nun zunächst seine Aufmerksamkeit auf den Saturn und dessen Ringe und begann für jeden Tag die Configuration der Saturnstrabanten für die Mitternachtsstunde zu berechnen; aber auch seine Untersuchungen über die Vorausberechnung der Sternbedeckungen, über die Lichtstärke der neuentdeckten Planeten Ceres und Juno und über die Parallaxe der Fixsterne schreiben sich alle aus der Mitte des Jahres 1806 her. Seine nächtlichen Stunden verwandte er dabei hauptsächlich mit auf die Entdeckung eines neuen Kometen; doch es verging ein ganzes Jahr, ehe ihm sein lange hierin gehegter Wunsch in Erfüllung geben sollte. Sein berühmtes Werk über diesen Kometen und dessen Bahn erschien 1810 und die Pariser Akademie ertheilte ihm dafür den la Lande'schen Preis. Noch größeren Ruhm und einen Ruf durch ganz Europa ver-

schafften ihm seine unsterblichen „fundamenta astronomiae“ im Jahre 1818, die das Resultat seiner tiefsten Forschung und ganz unermeßlicher Rechnungen waren.

Was er zu Königsberg als Professor der Astronomie und als Director der für ihn dort eigens aufgebauten Sternwarte geleistet und Großes für die Wissenschaft errungen, ist bekannt. Wir erstaunen über die Möglichkeit, neben seinen unausgesetzten nächtlichen Beobachtungen noch so viele schriftstellerische Thätigkeit entwickelt zu sehen. Den großen Schatz seiner Abhandlungen und Untersuchungen finden wir in verschiedenen Zeitschriften niedergelegt und zwar 69 in der monatlichen Correspondenz des Freiherrn von Zach, 43 in Bode's astronomischem Jahrbuche, 160 in den astronomischen Nachrichten von Schumacher, 11 große Abhandlungen in den Schriften der Berliner Akademie, 4 in dem Königsberger Archiv, und 6 in Schumacher's astronomischem Jahrbuche; ferner 21 Bände seiner Königsberger Beobachtungen, 4 größere eigen herausgegebene Werke und endlich 40 höchst interessante Recensionen, nicht nur allein für Astronomen geschrieben. Wir wissen nicht, was wir in diesen Schriftwerken mehr bewundern sollen: den enormen Fleiß oder die Genialität dieses ungeheuren Geistes!

Fr. Wilh. Bessel war 1810 nach Königsberg gekommen. Zu denen, an die er besonders empfohlen war und an die er mit vorzugsweiser Liebe sich anschloß, gehörte der Medicinalrath Dr. Hagen, dessen Vorlesungen über Physik er mit großem Interesse anhörte. Oft wurden in dialogischer Weise Fragen behandelt und von Bessel's Seite dann mit so lautem Eifer, daß auch die als Zuhörer sich angezogen fühlten, die wenig oder wohl auch nichts von alle dem verstanden. So war man beim Kapitel von der Lichtbrechung einst auch auf J. Newton zu sprechen gekommen und Bessel gerieth in Feuer. Damals war vor Kurzem Goethes Werk „zur Farbenlehre“ erschienen, welches das Ansehen der Newton'schen Optik stürzen sollte. Wenn T. Meyer in Göttingen alljährig, sobald er in seinen Vorträgen auf Newton zu reden kam, ereifert bemerkte, daß zu dessen Gegnern auch ein Liederdichter gehöre, so war auch Bessel keineswegs zurückhaltend, Goethe mit wegwerfender Geringschätzung abzufertigen. Bessel erbitterte vornämlich das in dem Vorworte von Goethe gewählte Gleichniß zwischen der Newton'schen Farbentheorie und einer Burg, die übereilt angelegt und unverständig zusammengesetzt und darum für uneinnehmbar gelte, weil sie noch nicht abgetragen sei, die aber bereits leer stehe, nur von einigen Invaliden bewacht, die sich ganz ernsthaft für gerüstet hielten. — Bessel stellte selbst mit Glasprismen aus Hagen's physikalischem Apparate Versuche an und erkannte in jedem eine glänzende Ehrenrettung des mit Recht gefeierten großen Newton; ja er faßte auch den Entschluß, in einer geharnischten Entgegnung den Begründer der Lehre des Lichtes zu vertheidigen. Warum dies nicht geschehen, ist uns unbekannt.

Einst an einem Sonntage, an dem der Medicinalrath die Seinen stets um sich versammelt sah — (und Bessel war inzwischen sein Schwiegersohn geworden) —, holte der Erstere aus einer Bildermappe eine Anzahl von Kupferstichen hervor, die er aufbewahrt hatte, ohne grade einen besonderen Werth auf sie zu legen. Ein Blatt davon wurde von Bessel mit sichtbarer Vorliebe aufmerksam betrachtet. Es war Isaac Newton's Bildniß mit dem bekannten Verse:

Nature and nature's laws lay hid in night.
God said: „Let Newton be!“ an all was light.

Hagen schenkte es seinem jungen Eidam. Das Bild war in Schabmanier schön gearbeitet, aber außerordentlich schlecht erhalten. Das Papier war mehrfach gebrochen, vergilbt und wasserfleckig. Durch den traurigen Zustand desselben ward Bessel, obgleich er in seinen Sachen — (ich erinnere nur an seine saubre perlenhafte Handschrift) — eine an Eleganz streifende Sorgfalt liebte, eben nicht abgeschreckt. Aufrichtig dankte er für das Blatt und bot alles auf, um ihm den ehemaligen Glanz zu verschaffen. Dasselbe wurde nach Berlin zur Bleiche und Glättung geschickt und prangte bald in Bessel's Studirstube über dem Sopha. Auch war derselbe seitdem bedacht, sich mit der Zeit noch die Bildnisse aller namhaften Astronomen und Mathematiker anzuschaffen. Immer weiter wurde die eine Wand decorirt, bis sie Bildnisse dicht an einander, gut und schlecht, bedeckten. Außer Astronomen sah man wohl auch andere Gelehrte darunter, besonders Naturforscher. Ihre Spitze nahm Newton ein und die Mitte ein Oelgemälde mit Schumacher's Portrait. Zwischen diesen Portraits ragten die Büsten von Hagen und Olbers hervor und nahe seinem Schreibtische stand Humboldt's Statuette. Während seiner Leidenszeit las Bessel diejenigen Schriften Newton's, auf denen, wie er offen aussprach, nicht grade dessen Ruhm beruhe. Aber auch sie nahmen sein ganzes Interesse in Anspruch. So rühmte er den Scharfsinn, den jener als großer Denker in seinen theologischen Arbeiten entwickelt hat. Newton's Speculation ging dahin, meinte er, mit möglichst unparteiischer Strenge eine sichere Basis für den christlichen Glauben aufzufinden. Zuerst mußten unleugbare Gründe für die Vorsehung, welche alle Geheimnisse der Religion einschließt, ermittelt werden. War dies gelungen, verlor der Widerspruch, den der freie Wille des Menschen

dagegen erhebt, alle Geltung. Die Annahme einer Vorhersehung konnte annäherungsweise zur Gewißheit erhoben werden durch eine Reihenfolge von Beispielen der in Erfüllung gegangenen Weissagungen. Zu diesem Zwecke las Newton die Offenbarung Johannis und erkannte mit freudigem Staunen, wie hier das Buch der Weltgeschichte aufgeschlagen liege, indem nach seiner Argumentation die bezeichnete Vorstellung sich vollkommen durch die Sache, das Bildliche durch das Reale, das Phantasmagorische durch das Willkürliche sich erklären lasse. Durch glückliche Combinationen, durch tiefeingehende geschichtliche Kenntnisse war er im Stande, Vergleiche zu ziehen, die wohl die Täuschung hervorzubringen vermögen, daß das Vorbestimmte in dem Geschehenen volle Bewährung finde.

Angesichts der erwähnten Bilderwand, die Bessel von seinem letzten Schmerzenslager überschauen konnte, verdeutschte er den Vers unter Newton's Bild und schickte ihn Hagen zu. Es sind die einzigen Verse, die er gemacht. Wir besitzen manche Uebersetzung dieses englischen Epigramms, als Beweis, daß das Original keine Nachbildung gut dulden will. Die hier folgende ist nicht bestimmt, Ansprüche zu befriedigen, und nur als ein Spiel zur Bekämpfung peinigender Ungeduld von Seiten Bessel's zu betrachten:

Natur und ihr Gesetz verbarg noch nächt'ges Dunkel.
Gott sprach: „Newton ersteh!" und Nacht ward Licht gefunkel.

Eines besonderen Denkmals bedarf Königsberg für Bessel nicht. Unsre Zeit ist denkmalsüchtig, und oft hat es den Anschein, als käme es mehr auf das Denkmal, als auf die Sache an. Aber Bessel hat sich selbst schon sein Denkmal erbaut. Wenn Schiffer fremder Nationen den Pregel hinaufsegeln, da leuchtet ihnen zur Linken von terrassirtem grünendem Hügel ein Gebäude mit tempelartiger Miene entgegen — die Sternwarte; sie ist sein Denkmal: denn sie ist seine Schöpfung. Und zwar wurde sie geschaffen zu jener Zeit, auf welche der Ostpreuße so oft mit besonderem Stolz zurückgeführt wird, — in jener Zeit der Noth und Schmach, als Preußens politische Selbständigkeit verkümmert war, ja in gewissem Sinne vernichtet schien. Wem vertrauete damals unser König? — waren es irdische, greifbare Dinge, der Trotz des Materiellen, worauf er hoffte? Keineswegs: denn dieses Aeußerliche hatte sich ja eben im Sturm der Zeiten nicht bewährt; seiner gebrechlichen Natur gehorchend, war es gebrochen; vergänglich, war es vergangen. Dem Geiste allein vertrauete der vielgeprüfte, erhabene Regent sich an; einerseits der moralischen Erhebung seiner Bürger, welche der Leibeigenschaft Ketten löste, das Grundeigenthum befreite und die Gewerbe des Zunftzwanges entband; andererseits der intellectuellen Bildung, welche die vernünftige Aufklärung schützte, die religiöse Toleranz förderte, die Schule neben Staat und Kirche als die dritte pädagogische Macht hinstellte und Kunst und Wissenschaft auf jede Weise pflegte; — damals, so gering unsre Mittel waren, ließen wir nicht kopfhängerisch in matter Passivität unsern Blick auf dem Boden haften, sondern hatten den Muth, von der Erde aufwärts zu den Sternen zu schauen und aus der Umarmung des Himmels für unser Handeln auf Erden zu erstarken. Es ist bekannt, wie sehr Königsbergs Sternwarte in ihrem Entstehen Napoleon imponirte; er ahnte, daß ein Volk, welches tiefgebeugt, doch der reinen Wissenschaft solche Opfer zu bringen vermochte, wohl nicht mit den festesten Banden an seinen Siegeswagen geknüpft sein würde. Bessel's Name ist auf's Innigste mit dieser großen That verflochten

---

Ein Tag am Quell von Vaucluse.

Von Joseph Victor Scheffel.

„In una valle, chiusa d'ogn' intorno,
Ch' è refrigerio de' sospir miei lassi,
Giunsi, sol con Amor, pensoso e tardo.

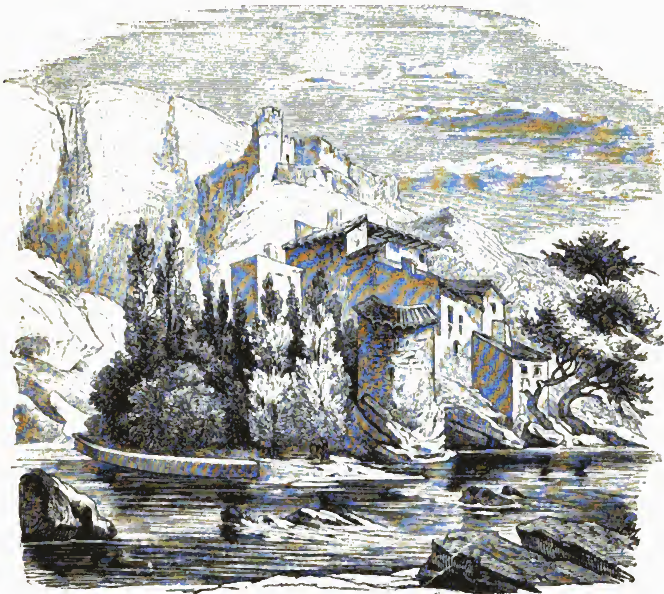
Ivi non donne, ma fontane e sassi,
E l'immagine trovo di quel giorno,
Che 'l pensier mio figura ovunqu' io sguardo."

Ein anmuthiger Weg führt durch reich angebaute Campagnen, mitunter auch durch einsames Haideland von Avignon ostwärts dem kahlen, mauergleich die Landschaft abschließenden Kalkgebirg entgegen, in dessen vielfach zerklüfteten Abhängen Thal und Flecken Vaucluse sich eines weltabgeschiedenen Daseins erfreuen. Ein leichtes Fuhrwerk, befehligt von dem wackern Avignoner Kutscher Godefroy Lefort, welcher, um seine Lippen nicht mit gotteslästerlichen Reden zu entweihen, und doch andererseits der süßen Gewohnheit des Fluchens nicht zu entsagen, den seltsamen Kraftausdruck „grenouille de Dieu!" als drittes Wort zu gebrauchen

pflegte, trug uns an einem fröhlichen Sommermorgen in holperndem Trabe dorthin.

Unweit des Städtleins L'Isle stießen wir auf eine seltsam wandernde Gesellschaft: etliche Männer in Blousen zogen einen tuchüberspannten Wagen, darin ein blasses krankes Weib saß, eine zigeunerartige Alte kam allmosenheischend zu uns herüber. „D'où venez-Vous?“ sprach nahm, „voilà des Français qui parlent un beau patois!“

...Es waren trübselige Betrachtungen anzustellen über die Betheiligung der Menschen deutscher Zunge an den Spenden des Mittelmeeres... Vorüber, vorüber!... Wir gaben den Leuten von Sulz ein reichliches Almosen und wünschten ihnen Glück zur Heimfahrt oder viel-



Schloß von Vaucluse.

ich sie an; sie aber schüttelte das Haupt und sagte abwinkend: „Versteh' nicht französisch.“

Also fahrende Leute deutschen Stammes auf offener Landstraße zwischen Vaucluse und Avignon. „Deutsch denn!“ fuhr ich fort, „Woher des Weges?“ — „Von Marseille.“ — „Was dort gethan?“ — „Am Hafen gearbeitet, Lumpen gesammelt.“ — „Sonst nichts?“ — „Ja doch.“ — „Was denn?“ — „Auch Knochen aufgelesen.“ — „Wohin jetzt?“ — „Heim, nach Sulz im Elsaß. Es wird zu heiß in Marseille.“... Sie wiesen uns zu förmlicher Legitimation ihren Paß vor. „Grenouille de Dieu!“ sprach Godefroy Lefort, der Kutscher, da er die Insignien des Kaiserreiches auf ihrem Reiseausweis wahrmehr zum selbst sich befördernden Heimschub.

Bald waren wir an Ort und Stelle. Vaucluse und Petrarca! es wird wenig Namen geben, die in der Ueberlieferung der Menschen so aneinander gelöthet sind wie diese zwei. Der alte Poet ist nicht nur geistig, sondern auch volkswirthschaftlich der Patron von Vaucluse geworden, man lebt und zehrt von seinem Andenken, der Kutscher verdankt ihm die Bestellung seiner Wagen, der Wirth den Besuch seines Gasthofes, der Fischer in der Sorgue den Verkauf seiner Forellen. Darum steht auch gleich bei der Einfahrt ein Obelisk mit der Inschrift à Pétrarque, an der freilich etliche Buchstaben abgefallen sind, so daß jetzt nur noch der Hie-

roglyph A . . TRA. QUE. sichtbar ist. Der Gasthof aber trägt das stattliche Schild: „Hôtel de Laure et de Pétrarque!“ —

Man macht verschiedentliche Erfahrungen an Wirthshausschildern im Lauf eines zu häufiger Einkehr verurtheilten Lebens; — seit ich dereinst zu Pompeji im café réstaurant zum „Diomedes“ unweit der Eisenbahn mein Beefsteak nach der Karte und meinen Seefisch verzehrt, konnte es nichts Erschütterndes mehr haben, auch bei der Laura und beim Petrark einzukehren. Vielleicht daß unsre Enkel einstmals in Sesenheim ein stattlich Wirthshaus „zur Friederike und zum Goethe“ oder bei Wetzlar eine Brauerei „zum Werther und zur Lotte“ vorfinden; — die Nachwelt hat verschiedene Formen, sich vergangener Liebe zu erinnern.

Wir bestellten eine Mahlzeit und gingen vorerst, ehrfürchtig wie sich's an einem Orte geziemt, dessen Wirthshäuser solche Namen tragen, zu der eine Viertelstunde entfernten Quelle.

Petrarca war ein landschaftlicher Feinschmecker; es mag Einer in vieler Herren Ländern suchen, bis er ein so reizendes, zu einsamer Pflege der Musen geignetes, mit immer frischer Naturfülle das Gemüth anmuthendes Oertlein gefunden, und wenn von ihm Nichts bekannt wäre, als daß er die üppig lärmende Papststadt am Rhoneufer verlassen, um an diesem kühlrauschenden Felsquell festgesiedelt ein otium cum dignitate zu pflegen, so würde es genügen, den Mann von gediegenem Geschmack, den Kenner eleganter Natur zu bekunden.

Der Pfad zur Quelle der Sorgue, jener „dolce sentier, che si amaro riesci“ zieht sich auf deren rechtem Ufer, an einer Felsgrotte, dem „trou du Coulobré,“ das die Sage zur Behausung des vom heiligen Veranus vertriebenen Drachen macht, den Felsen entgegen. Genüber ragen auf steilem Abhang, von dunkelm Gebüsch und einer Gruppe von Pappelbäumen umsäumt, über verschiedenen winklichen Häusergruppen und thurmartigem Gebäu die Ruinen des Schlosses von Vaucluse, das die Grafen von Toulouse einst erbauten und später den Bischöfen von Cavaillon abtraten, deren einer, Philipp von Cabassole, Petrarca's Zeitgenosse und Freund war, von ihm durch Zueignung der Schrift de vita solitaria und manches freundschaftliche Sendschreiben geehrt.

Die Landschaft ist äußerst malerisch, Stift und Pinsel zur Nachbildung wahrhaft herausfordernd.

Mächtige, über 2000 Fuß hoch senkrecht aufsteigende Kalkfelsen von grauer oft gelblich braun unterbrochener Färbung, umschließen in pittoresken Formen das enge Thal. Ihre Wände sind kahl, fast ohne alle Vegetation; nur den Ufern der Sorgue entlang und vorn beim Flecken Vaucluse üppiger Baumwuchs und graugrüne Olivenpflanzungen. Schutthügel mit Felsblöcken übersäet strecken sich an den Abhängen, durch sie bricht sich das rauschende starke Bergwasser Bahn.

Am Ende des Thales, da wo es durch eine kaum übersteigbare riesige Wand im wahrsten Sinne des Wortes abgeschlossen ist, — in einer förmlichen Felsensackgasse fanden wir denn, still und lauschig, den Quell, die „Sorgia, rex fontium,“ ein ruhig tiefes, blaugrünes, wundervoll durchsichtiges Gewässer, das reich und breit und gleich mit Stromesstärke aus geheimnißvoll unergründeter Spalte der Kalkwand zu Tage springt und unmittelbar am Ende seines, einem Miniaturgebirgssee ähnlichen Beckens, in schäumendem Fall über moosdunkle Felsen thalab stürzt.

Der Wasserstand war ein sehr hoher; — zu andern Zeiten senkt sich oft, ohne äußerlich erkennbaren Grund, der gesammte Quell, und verschlüpft fast ganz in die Tiefen des Berges, so daß man weit in die Höhlungen des seltsamen Bassins hinabsteigen kann.

Wenige Feigenbüsche, mühsam und ängstlich an die Ritzen des kahlen Gesteins sich anklammernd, wiegten ihre Aeste über dem klaren Spiegel; die Ruhe des Quells, die tiefe Durchsichtigkeit der Wasserfläche, auf deren Grund hellgrüne Schlingpflanzen die meerdunkle Farbe des Bergwassers unterbrechen, contrastirt prächtig zu dem wenig Schritte davon beginnenden, milchweiß aufschäumenden Sturz und Entrauschen.

Hier ist wahrhaft ein geschlossen Thal — ein procul abeste profani! — ein Bad zu wohligem Herumplätschern für Nymphen und Najaden und all in den Spalten wohnendes Gnomenvolk, — ein Ort der Erinnerung und träumenden Selbstvergessens, ein echter Poetenwinkel, geeignet, auch viel Jahrhunderte nach Petrarca bei kühler Sommerfrische, genügender „Naturverpflegung“ und einigen andern nothwendigen Voraussetzungen einen epigonischen Mann zu Sang und wohllautendem Auftönen der Seele zu begeistern.

Hier begreift sich's, wie Petrarca bei der naturtreuen Schilderung des Thales, die er seiner vita solitaria (lib. II. tractat. X. cap. 2.) einflocht, sich an den Ausspruch Seneca's gemahnt finden mochte, daß der Anblick solcher nicht durch Menschenhand, sondern durch Kräfte der Natur in die Felsen gehöhlter Wölbungen das Herz mit frommem Schauer durchziehe und daß der plötzliche Ausbruch eines Flusses aus verborgener Tiefe zu Gründung von Altären auffordere.

Es wollte mir wehmüthig zu Sinn werden, da ich den Blick in dieser Felswildniß sich ergehen ließ. Der landschaftliche Eindruck ist beinahe der gleiche wie auf der Insel Capri, — als ob das Gebirg von Vaucluse unter dem Meere sich fortziehe bis zum Busen von Neapel und gegenüber dem Vesuv sein Haupt wieder

aus den Wellen erhebe; — dort in den Abhängen des Monte Solaro wie hier an Petrarca's Quell dieselben hohen Abstürze von hellem Kalkstein, dieselben seltsamen Spalten und Grotten, dieselben Feigenbüsche und Oliven ... mein Herz wollte schier Heimweh bekommen nach den flachen Dächern jenes glückseligen Eilands, da es so lebhaft seiner gemahnt ward.

Touristen aus allen Weltgegenden haben ihre Namen an die Felsen geschrieben, gepinselt, eingehauen ... auch eine Inschrift, wahrscheinlich den Wasserstand betreffend, erscheint an der Felswand, wenig über der Höhe der Quelle. Eine fröhliche Gesellschaft war unten am Saume des Wassers gelagert; Herren und Damen hatten einen kühlen Trunk geschöpft und ließen ihn, nachdem sie übrigens eine Anzahl Weinflaschen schon vorher ausgetrunken, zu Ehren der Laura und ihres Freundes die Runde machen ... Ueberall Petrarca, und Nichts als Petrarca! zu Vaucluse ist kein Kraut wider ihn gewachsen.

Sein Wohl aber im Wasser seines eigenen Quells zu trinken, schien mir unangemessen. Darum, um auch meinerseits dem Ort und seinem Genius den schuldigen Tribut abzutragen, streckte ich mich hoch oben auf einer Felsplatte in den Schatten und verfertigte, denn jede andere Form wäre hier eine Versündigung gewesen, ein wohlgedrechseltes Sonnett, sagte, was ein gebildeter Mensch unter solchen Umständen sagen kann, Lob und Preis a) des Quells b) des Mannes, der hier so viele und schönere Sonnette gemacht, schloß mit der angemessenen Wendung:

... ein halb Jahrtausend ist thalab gerauschet,
Seit hier die Nymphen Laura's Freund belauschet,
Stumm ruht die schatt'ge Wildniß und verschwiegen,
Doch ewig strömt, wie hier Petrarca's Quelle,
Der Dichtung Born in bergesfrischer Welle:
Was aus der Tiefe kommt, kann nie versiegen!

schnitt sodann ein Blatt aus meinem Skizzenbuch, schrieb das Poëm reinlich darauf, verschloß es in eine der Flaschen, welche die französische Gesellschaft unterhalb sammt andern Frühstückstrümmern zurückgelassen, und warf Flasche und Sonnett in die Tiefe der Fluth — gleich einem jener Weihgeschenke, welche die Sauerwassertrinker des Alterthumes nach glücklich vollbrachter Cur den Nymphen zum Dank in die Quellen versenkten. Da ich aber bei dieser Gelegenheit, den Wiederhall der Felswände zu prüfen, mit starker Stimme: „Petrark! Petrark!“ rief, klang leise gehaucht ein „.... Arg! Arg!“ zurück, so daß ich von jeder weitern Behelligung des Echo sofort abstand.

Noch lange blieb ich oben auf meinem Steinblock sitzen, in der Lesung der rime des Meister Francesco vertieft; das Rauschen des Quells und der fluthende Wohllaut seiner Sonnette war zwiefache Musik; Vieles bekommt an Ort und Stelle erst seine Gestalt und scharf und plastisch springt oftmals ein Stück Landschaft, eine Felswand, ein Gebüsch, der Quell selber, sozusagen der ganze Vaucluser Localeindruck aus den melodischen Sängen. Wie die Staatsweisen herausfanden, daß ganze Nationen eigentlich nur der menschlich formulirte Ausdruck ihrer Heimatbserde sind, so ist's auch für Erkenntniß des Poeten unerläßlich, den Boden seiner Schöpfungen zu kennen,

... „Scis, quo colle sedes? majestas quanta locorum est?“ ...

und hinterwärts von Langensalza und Halberstadt darf man wohl bis an das Ende der Tage vor der Gefahr sicher sein, von petrarchischen Sonnetten überfluthet zu werden.

Inzwischen hatte die Wirthin „zur Laura und zum Petrark“ ein treffliches Mittagsmahl bereitet und schickte ihren Boten, der mich zu soliderer Beschäftigung nach Vaucluse zurückrief. Mit Befriedigung überzeugte ich mich, daß für Petrarca's Frühstücke und gesammte „Naturverpflegung“ in diesem einsamen Thal genügend gesorgt und namentlich seine Festtagstafel mit erlesenen Gerichten ausschmückbar war; der Quell vereinigt das Nützliche mit dem Schönen und liefert nicht nur die Anregung zu unsterblichen Gesängen, sondern auch seine Aale, schmackhafte Forellen und delicate Krebse, — bei lucullischem Festmahl zu prangen würdig.

Nach vollbrachter Mahlzeit bemerkte der Kutscher Lefort, es sei durchaus nothwendig, auch Petrarca's Haus in Augenschein zu nehmen. Ich hieß ihn eine Flasche Wein zu sich stecken und überschritt unter seiner Führung die Brücke der Sorgue, um in's Innere von Vaucluse zu gelangen. Die Hauptstraße des Städleins ist ein durch den Fels gehauener Tunnel, Rest des Aquäducts, darin einst die Römer das Wasser der Quelle nach den Niederungen von Arles hinüber leiteten.

Das Haus eines Herrn Tacussel, unmittelbar an die steilen Nagelfluhfelsen angelehnt, deren weitere Wände die Reste des Schlosses der Grafen von Toulouse tragen, wird als das des Dichters gezeigt.

Es mag sein ... Lage und Oertlichkeit stimmen ganz mit den Beschreibungen, die er selber von seiner Klause entwirft.

Ein einfach viereckig, steinern Wohnhaus mit flachem Dach, am Eingang rückwärts eine kleine Veranda, der von der Straße hereinführende Gang von Reben umrankt, ein Garten mit üppigen Feigenbüschen und mächtigen Lorbeerbäumen, dessen Mauern von der kühlenden Fluth der Sorgue umspült sind ... Alles im Schatten darüberhangender dunkler Felsen ... jenseits der Straße in kecken Linien die Ruinen des Schlosses emporsteigend: das war's ungefähr, was in jenem traulichen Winkel, den einst die Römer den Nymphen der Quelle geweiht, zu erschauen war.

Es lagert eine poetische Luft über jenem Oertlein; ich entschied mich ohne weitere Kritik dafür, daß Petrarca wirklich seine fünfzehn Vaucluser Jahre hier verlebt und begriff mehr und mehr, wie er mit solcher Liebe seinem „geschlossenen Thal" zugethan und oft in Versuchung sein konnte, sich gänzlich permanent hier zu erklären.

quam suo miro licet fonte cognosci. Epistolar. lib. VIII. ep. 116.)

„Hier also," — schrieb Meister Franciscus Petrarca dereinst selber — „hab ich die Sorgen der Stadt mit ländlicher Ruhe vertauscht, diesen Ort hab ich nicht durch meine Wahl allein, sondern auch durch eine ländliche Mauer und, wie ich hoffe, durch noch solideres Cement,



Petrarca's Wohnhaus.

Noch war das Haus, wie er es einst geschildert, jucundum, solitarium, salubre et paucorum bene concordium hospitum late capax ... (Epistol. lib. VIII. ep. 118.), noch ragte vorn im Garten am feuchtfrischen Ufer hoch und stolz der Lorbeer, wie jener, von dem er einst gesungen:

... così cresca 'l bel lauro in fresca riva,
E chi 'l piantò, pensier leggiadri ed alti
Nella dolce ombra al suon dell' acque scriva!

noch strömte murmelnd das Flüßlein vorüber, das einst zu jeder Stunde mit ihm geweint:

— ... 'l bel rio ch'ad ogni or meco piange,

das er, in dichterischer Licenz der Beschreibung, durch seine Thränen anschwellen machte,

— fiume che spesso del mio pianger cresci —

und in Erfüllung gegangen war die stolze Prophezeihung, die er seinem Freund Olympus ausgesprochen, daß in Zukunft bei Vielen der Ort Vaucluse nicht weniger durch seines Poeten Namen als durch den wundersamen Quell gekannt sein werde ... (Opinari ausim, apud multos non minus locum illum meo nomine

durch Wort und Dichtung, nach Kräften zu schmücken gesucht. Hier — denn mit Freuden denk' ich daran, — hab ich meine „Africa" begonnen, mit solchem Ungestüm und solcher Einsetzung geistiger Kraft, daß ich jetzt nur wie eine Schnecke auf jenen Spuren einherschleiche und fast selber vor meiner Keckheit und dem großen Fundament des Werkes erstaune. Hier hab ich keinen geringen Theil meiner Episteln in gebundener wie ungebundener Rede, und meine bucolischen Dichtungen vollendet, — in einer Kürze der Zeit, darüber Du Dich verwundern würdest.

„Kein Ort gewährte mir mehr Muße und schärfere Anregung, die ausgezeichneten Männer aller Länder und Jahrhunderte um mich zu versammeln; in jener Einsamkeit hab ich die vita solitaria und das otium der Religiosen in einzelnen Abhandlungen auszuführen und zu preisen unternommen.

... In jenen Schatten endlich hofft ich, die jugendliche Gluth, die mich so lange Jahre feurig verzehrte, zu kühlen; schon in frühem

Alter war ich gewohnt, dorthin wie zu einer festen Burg zu flüchten. Aber ach mir Unvorsichtigem! das Heilmittel selber wandte sich zu meinem Verderben, die Sorgen, die ich mitgenommen hatte, loderten hoch auf, in der öden Einsamkeit war Niemand, der mir löschen half, so ward ich nur um so verzweifelter entzündet, die Flamme des Herzens schlug aus meinem Mund und ich erfüllte Thäler und Lüfte mit klagenswerthem, aber, wie Manche gesagt haben, süßem Gemurmel. Hier entstanden in der Vulgarsprache die Dichtungen meiner jugendlichen Kämpfe, über die mich jetzt Reue und Scham befällt, die aber bei Allen, welche an derselben Krankheit leiden, so sehr beliebt sind.

... So lang ich lebe, wird jener Sitz mir der angenehmste sein, durch die Erinnerung an meine jugendlichen Sorgen, deren Reliquien mich noch in diesem Alter eifrig beschäftigen.

„Aber wenn ich nicht selber mich irre: Anderes hat der Mann zu treiben, Anderes der Jüngling. Ich hatte in jener Lebenszeit nichts Anderes gesehen; richtiger Erwägung stand blinde Liebe entgegen, Schwäche der Jugend und Mangel an Rath, es stand entgegen die Ehrfurcht vor meiner Beherrscherin, unter deren Scepter zu leben mir mehr werth war als Unabhängigkeit, ja, ohne welche mir an Freiheit und Lebensfreude etwas fehlte. Jetzt freilich hab ich Jene und Alles, was Süßes übrig war, in einem Schiffbruch verloren, und — nicht sprech' ich's ohne Seufzen aus — mein einst so blühender Lorbeer (laurus), der allein mir die Sorgue und die Durance herrlicher machte als den Ticino, ist von jähem Unwetter getroffen verdorrt ..."

Hier in dem lorbeerumbuschten Garten an der Sorgue, in dem „Hortulus qui fontibus imminet ac rupibus subjacet" blieb mir denn wiederum Nichts übrig als dem Meister Francesco Petrarca eine Stunde der Erinnerung zu widmen.

Er war ein Mann eigenen Schlages, der große „Rimatore" und „Sonettatore;" selten wird ein Poet in so mannigfaltigem, chamäleontisch farbenschillerndem, widerspruchsvollem Bild auf die Nachwelt übergehen.

Die große Menge, die seinen Namen als einen berühmten auf der Zunge führt, weiß freilich wenig Anderes von ihm als daß er in seinen jungen Tagen nach Avignon kam und alldort — wie das Basler historisch-geographische Lexikon von 1736 treffend bemerkt, „mit Laura, einem Frauenzimmer, bekannt wurde, welche er gar sehr liebte und in seinen Schriften auf eine ungemeine Art herausstrich."

Andere wissen dann noch weiter, daß er für diese Laura über zwanzig Jahre lang schwärmte, bis sie, von der Pest hinweggerafft, ihm entrissen ward; daß er dann nach ihrem Tode, wie das Leipziger Conversationslexikon ergreifend zu berichten weiß, „für Alles dankte und wieder nach Avignon ging, wo er am Grabe seiner Laura abwechselnd dichtend weinte und weinend dichtete," — ja, daß er durch die Masse von Sonetten und andern rime, die er behufs der „Herausstreichung" seiner Angebeteten fertigte, nebenbei auch Schöpfer einer italienischen Lyrik und Dichtungssprache ward.

Belehrt man sich dann des Näheren über jenes Verhältniß zur Laura, so findet man in besagter Conversationslexikonsüberlieferung eine so glänzende herzrührende Schilderung, daß man begreift, wie der Wirth zu Vaucluse noch fünf Jahrhunderte nach dem beiderseitigen Tod ein solches Liebespaar auf dem Schilde seines Gasthofes verewigen konnte. Es wäre unrecht, hier zu verschweigen, was das unvermeidliche Leipziger Lexikon hierüber des Nähern vermeldet. „Laura war die Tochter des Ritters Audibert von Noves, und seit 1325 mit Hugo von Sade in Avignon vermählt. Sie war eine der Vollkommensten ihres Geschlechtes, ihre Augen zärtlich und feurig, ihre Augenbrauen glänzend wie Ebenholz, ihre Haare golden, und von der Hand des Liebesgottes selbst gesponnen, (!) ihr Hals blendend, ihr Antlitz von einer Röthe gehoben, welche die Kunst sich vergeblich bemüht nachzuahmen, ihr Mund voll Perlen und Rosen, (!) ihre Stimme rührend und sanft, ihr Gang leicht und zierlich und über ihr ganzes Wesen war bezaubernde Anmuth und reizvolle Sittsamkeit ausgegossen.

„Petrarca zählte dreiundzwanzig Jahre, war ein blühender Jüngling, lebenskräftig und wohlgestaltet, als er die Schöne zum erstenmal erblickte und die hellen Funken der Liebe in sein Herz niederfielen. Seine Seele, die das Feuer der Liebe noch nicht empfunden hatte, stand auf einmal in vollen Flammen. Er fiel in das Netz, worein bezaubernde Geberden, englische Wörtchen, Anmuth, Sehnsucht und Hoffnung ihn fingen. (!) Zwanzig Jahre lang liebte er diese Laura, ohne irgend eine andere Gunst, als bisweilen einen freundlichen Blick oder ein sanftes Wort zu erhalten; neunmal ist sie Mutter geworden, und die Blüthen ihrer jugendlichen Reize und ihres Körpers fielen ab, aber immer noch blieb sie die Seele seiner Gesänge u. s. w. Eine solche Liebe war nicht von gemeiner Art, sie war geistiger Natur (!) und wirkte geistig in den Dichtungen Petrarca's ... (!!)"

So der Mann von Vaucluse, wie er bei löblichen Conversationslexikons-Abonnenten, also bei der Mehrzahl der „gebildeten Welt" fortlebt.

Sodann aber gibt es eine Gattung ernster, zugeknöpfter Leute, die gewöhnlich Brillen tragen, auf Liebesgeschichten nicht gut zu sprechen sind und es in Betreff von Sonetten und Canzonen mit ihrem Freund Cicero halten,

der da sagte: und wenn ich doppelt so alt werde, als ich bin, weiß ich doch nicht, woher ich die Zeit nehmen sollte, unsre lyrischen Dichter zu lesen. Aber auch diese nicken bekannt, wenn sie den Namen Petrarca hören, schlagen ein Handbuch der römischen Literatur oder einen Band hallischer Encyklopädie auf und holen aus einem wohleingeschachtelten Paragraphen oder Artikel ein ganz ander Bild des Mannes hervor. „Francesco Petrarcha — klingt es uns da entgegen ... Wiedergeburt des Alterthums durch Wort und Beispiel ... in römischen Dichtern bewandert, übertraf sein Jahrhundert in Gelehrsamkeit (siehe unten!) ... Großartiges formales Talent und feines Gefühl für die verschollenen Reichthümer der antiken Welt ... ohne Gelehrter oder origineller Stilist zu sein (siehe oben!) ... vereinzelte Stellung, mitten in abschreckender Barbarei der Scholastik ... seinem Eifer gelang es bereits, einige Handschriften, namentlich des Cicero, nebst Münzen und andern Alterthümern zu sammeln u. s. w.“

Respect vor diesem Petrarca, wie ihn deutsche Philologen und originellere Stilisten, als er selber einer war, sich vorstellen! Wird Euch nicht, als sähet Ihr ihn im Garten vor seinem Häuslein auf und ab wandeln, den langen Schlafrock umgethan, die lange Pfeife rauchend, mit Wiedergeburt des Alterthums und „rechtschaffner Erudition“ beschäftigt? ...

Gedenk' ich aber eines Mannes am grünen Neckar, den ich an manch schönem Sommertag auf der Kegelbahn des Heidelberger Museums so manch schönen Wurf in's Volle und nur selten einen „Pudel“ schieben sah, gedenk' ich des verehrten Lehrers, der als oberster Hofrichter über italienische Poesie zu Gericht sitzt, dann kommt wiederum ein ander Petrarcabild zum Vorschein: weh dir, Messer Francesco, rausche traurig, o Quell von Vaucluse, klaget, ihr Nymphen der Sorgue, zittert, ihr Pappeln des Dichtergartens, zerspringt, ihr Saiten provençalischer Mandolinen ... die deutsche Literar-Historie ist über Euern Freund gekommen, eine schreckliche Alte, unbekannt der glücklichen Jugend der Menschheit; sie trägt ein Schnurrbärtchen um die Lippen, Warzen am Kinn und vor Rheumatismus schützende Filzschuhe, — mit Papierscheere und Radirmesser werden die seligen Dichterleichen secirt, Excerpte und Actenbündel herbeigeschleppt, Todtengericht gehalten und das Urtheil mit Entscheidungsgründen ausgefertigt — Alles so gelehrt, so unzweifelhaft, so hochnothpeinlich, daß keine Berufung und keine Begnadigung mehr möglich ist. Armer Petrarca! auch Deine Sündenregister sind gefertigt, die Schleier gelüftet, — leg ab den Königsmantel, zahl die Sporteln deiner Verurtheilung und zeuch ein in das große Zucht- und Arbeitshaus, das die deutsche Kritik statt eines Pantheons den Poeten zu erbauen pflegt! Wie kann ein gebildeter Mensch noch künftig nach Vaucluse fahren und sich mit Erinnerung an eine so zweideutige Größe beschäftigen?

„Petrarca ist einer von jenen sonderbaren Männern, welche von zwei Seiten betrachtet werden können und müssen; ein Mann, der in seinem Leben viel Schein machte und auf Schein hielt, um die Literatur aber ein außerordentliches, wirkliches Verdienst hatte; ein Mann, den der Schein unter seinem Volke zum höchsten Grade des Ruhms erhob, den die Nachwelt ohne sein scheinloses, stilles Verdienst wenig achten würde, ein echter Troubadour, an allen Höfen beliebt, allen schmeichelnd, der doch zugleich das der Troubadourpoesie feindliche und widersprechende Element der alten Classiker eifrig hegte; ein Mann, der in seinen Schriften in die Politik spielte, immer den alten Ruhm und die Tugenden der freien Römer im Munde führte, dabei aber allen großen und kleinen, weltlichen und geistlichen Tyrannen und Unterdrückern der Freiheit den Hof machte, der in seinen Schriften die glühendste Vaterlandsliebe zum Besten gab, aber nie in seinem Vaterland war und nichts dafür gethan hat, der nach seinem Charakter und poetischen Genie unendlich tief unter Dante steht und leider einen unendlich größeren Einfluß auf die italienische Poesie gehabt hat.“

Wie kann man noch mit Seelenruhe im Gasthof zur Laura und zum Petrarca frühstücken, nachdem nachgewiesen ist, daß „seine und Laura's Liebe ohne Zweifel in der ersten Zeit wahr gewesen, aber gleich von Anfang an etwas Ungesundes, Giftiges in sich trug,“ daß ihn „nur die Eitelkeit in diese Leidenschaft hineinriß, nur Eitelkeit und das schlaue Betragen der Laura darin festhielt?“

Wie noch das Haus an der Sorgue betreten, wenn man weiß, daß der Sänger, während er seine ätherischen Sonnette schuf, darin mit einer Haushälterin gewirthschaftet, ja daß er 1337 durch die Geburt eines natürlichen Sohnes überrascht ward, nicht von Laura, sondern von einer andern „Person“ in Avignon, den man in's Kirchenbuch eintrug als natus de soluto et soluta? Wie noch seine vierzehnzeiligen Ergüsse lesen, jene „sinnliche Troubadourtändelei ohne Sinn und Gehalt, bloß für den Schein und die äußere Form bearbeitet?“ wie seine patriotischen Briefe, wenn er sich anerkanntermaßen „zu einer politischen Gesandtschaft hergegeben, die auf seine Ehre entweder in Hinsicht auf seine Moralität oder seinen Verstand einen häßlichen Flecken wirft?“

Armer Petrarca, eifersüchtiger, neidischer, schmeichelnder, kriechender, sophistischer Windmacher, selbst in das Laboratorium Deiner Gedanken ist man eingedrungen und hat die

Recepte gefunden, wie Du Deine Dichtungen gefertigt!

Und es ist nicht zu leugnen, daß es sehr komisch klingt, wenn man liest: „Ich habe dieses Sonnett auf Antrieb des Herrn angefangen den 10. September bei Tagesanbruch nach meinen Morgengebeten." — „Ich werde diese zwei Verse von Neuem machen müssen und sie singen und ihre Folge umkehren. Drei Uhr Morgens, 19. October." — „Dieses gefällt mir. 30. October, zehn Uhr Morgens." — „Nein, dieses gefällt mir nicht. 20. December, Abends. Ich werde darauf zurückkommen; man ruft mich zum Essen." — „18. Februar, gegen neun Uhr: Jetzt geht dieses gut, dennoch sieh später noch einmal nach!"

Armer Petrarca, was das Aergste ist, nicht einmal italienische Prosa hast Du zu schreiben vermocht! Was für eine schlechte Epistel hast Du an Deinen Freund Jacob Colonna, den Bischof von Lombez, am 10. Juni 1338 geschrieben! „Godo en queste amene solitudini de Valclusa una dolce et imperturbata tranquillità, el virtuoso et placidissimo otio de miei studj; el tempo che mi vaca de le volte passo a Cabrieres per diportarme! Ah! se Vi fosse licito, Misser Jacomo, el dimorare en la dicta Valle, di certo Vi rincresceresté di tutto el mondo, non che de la Corte del Papa. Son fermo en la deliberatione di non più rivederla."

Weißt Du, Petrarca, wie das klingt?

„Seine Sprache, die in den Sonnetten den höchsten Grad von Feinheit, Eleganz und Correctheit erreicht hat, steht in den Briefen in dieser Hinsicht nicht nur weit unter der Prosa Dante's und Boccaccio's, sondern selbst der geringern Dichter, so daß man einen ganz andern Schriftsteller zu sehen vermuthet."

Kurzum, es bleibt dem armen Meister Nichts übrig, als hinzugeben zu den parnaßhütenden Drachen und um Verzeihung zu bitten, daß er überhaupt je gelebt und daß er „leider auf die italienische Poesie einen unberechenbaren Einfluß ausgeübt," — und sich zu bedanken für die gnädige Strafe; denn wenn man erwägt, daß seine Sonnette die Schuld tragen, daß „durch diese armselige Form das italienische Volk mehrere Jahrhunderte lang in Lethargie versenkt ward," so sollte von Rechtswegen sein Andenken gebrandmarkt, seine Asche in die Winde zerstreut, sein Haus an der Sorgue dem Boden gleichgemacht, der Quell von Vaucluse mit Kupfervitriol zersetzt und das ganze Thal polizeilich abgesperrt und seine Betretung bei Strafe untersagt werden.

Armer Petrarca, warum hast Du Dein Leben nicht anders eingerichtet, daß Dich die deutschen Unsterblichkeitsregistratoren gnädiger behandelten? Es wäre nicht so schwer gewesen, ihren Beifall zu verdienen. Warum hast Du nicht mehr Hunger, Durst, Dachstubenentbehrung und Candidatenjammer ausgestanden, wie es einem rechtschaffenen Talente geziemt? warum Deine Bildung nicht darauf verwendet, Secretär der päpstlichen Canzlei in Avignon zu werden und tapfer auf Abschaffung der Hierarchie und ihrer verjährten Mißbräuche zu dringen? warum nicht gemäßigte Opposition gemacht und auf Gründung parlamentarischer Einrichtungen am Papsthof hingewirkt? warum nicht ein Avignoner Volksblatt herausgegeben, den „Wächter an der Rhone", den „Gegenpapst", den „babylonischen Thurm" oder Aehnliches, und Dich mit freimüthiger Besonnenheit gegen die barbarische Finsterniß des Jahrhunderts und für die Gasbeleuchtung ausgesprochen?

Warum hast Du so wenig Lust gezeigt, Dich als Märtyrer der guten Sache von den Scheiterhaufen der Inquisition verbrennen oder wenigstens etwas schwarz anrösten zu lassen? Warum es für ein Ziel Deines Strebens gehalten, in feierlicher Krönung auf römischem Capitol dem eignen Haupt den Lorbeer zu erringen, anstatt unter die Birbanten und Recensenten zu gehen und andern Lorbeerträgern den ihrigen vom Kopf zu reißen? Warum endlich hat es Dir besser behagt, von der leichtsinnigen Königin Giovannina von Neapel Dir den alternden Bart krauen zu lassen, als ihr geharnischte Grobheiten über ihr unzuchtfreudiges Leben in's lächelnde Antlitz zu schleudern? Petrarca, ein guter Staatsbürger, ein echter Tyrannenfeind hätte anders gehandelt!

Es mag sein! .. Die Todten schlafen ruhig und lassen sich Vieles gefallen bis sie aus den Gräbern steigen.

Es war mir ziemlich gleichgültig, was in den „schwarzen Büchern" der Nachwelt über den Mann eingetragen steht, dessen Haus ich besuchte; der Geschichtschreiber hat das privilegium odiosum, aus den Gewändern der Dahingeschiedenen den Staub herauszuklopfen. — Andere freut Anderes.

Im Schatten der Gartenmauer an der Sorgue gelagert, las ich wiederum im Buch der Reime, und weil mir das Sonnett: per mezz' i boschi inospiti e selvaggi just gut gefiel, begann ich's zur Kurzweil frei zu verdeutschen und schrieb in mein Taschenbuch, wie folgt:

Petrarca's Wanderlied.

Ardennischer Wald, unheimlicher Tann!
Kaum durchreitet in Harnisch und Helm sonst ein Mann
Das Revier der Räuber und Diebe.
Doch wehrlos wandr' ich — es schreckt mich Nichts,
Ich wandre dahin in den Strahlen des Lichts,
Des Lichts lebendiger Liebe.

Und ich singe mein Lied — o du täuschender Traum,
Als trüg' es herüber trotz Zeit und trotz Raum

Sie, die meine Augen suchen.
O du täuschender Traum! Schon wähn' ich sie hier,
Viel Damen und edle Fräulein bei ihr,
... Doch sind's nur Tannen und Buchen!

Und horch! was schlägt an mein lauschend Ohr?
Rauscht nicht aus Aesten und Zweigen hervor
Ihrer Stimme melodisches Grüßen?
O du täuschender Traum! — nur der Vogel singt,
Ueber Moos und Kräuter der Bergquell springt,
Und murmelt leis im Entfließen.

Keines Menschen Fuß hallt weit und breit,
Der schweigende Hauch der Waldeinsamkeit
Umweht mich mit schauernder Wonne.
Ardennischer Wald, wie hätt' ich dich gern,
Stünd' deinem Dunkel nicht allzu fern
Meiner Liebe leuchtende Sonne! —

... Unterdeß war eine alte Magd des Hauses in den Garten getreten und näherte sich dem fremden Gast, ihn Namens des abwesenden Eigenthümers zu begrüßen.

„Ich weiß schon, warum Ihr hier seid," sprach sie in kaum verständlichem, provençalischem Jargon, „wegen Moussu dé Pétrarco seid Ihr hier; es kommen jedes Jahr Viele zu uns wegen Moussu dé Pétrarco, haben auch schon das Haus kaufen wollen, aber wir geben's nicht her ... Alle nehmen einen Lorbeerzweig mit wegen Moussu dé Pétrarco, wenn sie geben, die Engländer hätten auch schon die Treppenstufen und Fensterläden mitgenommen wegen Moussu dé Pétrarco, aber das ist zu Viel!"

„Ihr habt's errathen," sprach ich lachend. „Ich will aber außerdem einen Schluck Wein trinken wegen Moussu dé Pétrarco," und rief den Kutscher mit der Flasche und lud die Alte dazu ein.

„Soll leben, der Moussu dé Pétrarco!" sagte ich, als die Gläser gefüllt waren.

„Grenouille de Dieu!" sprach Lefort, der Kutscher, „un grand homme!"

„Wißt Ihr auch, was er getrieben hat, Euer Moussu, als er noch in Eurem Hause lebte?" fragte ich die Alte.

Da lachte sie vor sich hin. „Ob wir's wissen!" erwiederte sie — „jedes Kind hier weiß es, daß der Moussu dé Pétrarco, der hier wohnte, der Seigneur von Vaucluse war, und der beste Seigneur, den Vaucluse gehabt, und der weiseste; der hat mehr verstanden als andere Leute, hat die Straße durch den Fels gehauen, die das Wasser nach Arles führt, hat das Schloß droben auf dem Berge erbaut und hat die Quelle aufgegraben; es liegt jetzt noch ein Theil seiner Schätze darin versenkt, denn er war ein steinreicher Seigneur, und was er nicht in dem Quell vergrub, hat er dem Spital von Vaucluse vermacht und dem Armenhaus — aber die Herren Bischöfe haben Alles für sich behalten und der Gemeinde Nichts zukommen lassen. Ah! Moussu dé Pétrarco war ein braver Seigneur, ein frommer Seigneur, es wäre gut für Vaucluse, wenn er noch lebte!"

... Es war rührend zu vernehmen, wie Petrarca, gleich dem Virgilius im Mittelalter, in den Mythus des Volks übergegangen und zum Zauberer umgewandelt war, der den Bau römischer Aquäducte und gräflicher, im zwölften Jahrhundert gegründeter Schlösser verübt haben mußte.

Also wieder ein anderer Petrarca! ... Ich habe mich sehr gehütet, die Dienerin des Hauses Tacussel mit den Ergebnissen bekannt zu machen, welche die Geschichte der italienischen Poesie in Betreff des großen Seigneur von Vaucluse herausgeklittert.

„Soll leben, der gute Moussu!" sprach ich wiederum und stieß mit ihr an.

Unterdeß war Godefroy Lefort, der Kutscher, an die Felswand hinübergegangen und kam mit einem wahren Gebüsch von Lorbeer in der Hand zurück. „Monsieur," sprach er, „un souvenir de Pétrarque!"

Er ergriff ohne Weiteres meinen Hut und steckte einen Zweig darauf; „grenouille de Dieu!" fuhr er fort und zeigte auf mein unvorsichtigerweise offen an der Mauer liegen gebliebenes Taschenbuch, — „j'ai bien vu que vous êtes poète vous-même, ça me parait bien belle chose, d'être poète!"

Und auf die Gefahr hin, für immer der Eitelkeit und des Strebens nach nichtigem Ruhm bezichtigt zu werden, gestehe ich, daß ich mich nicht sträubte, da der Kutscher Godefroy Lefort in Anerkennung des Antheils, den ich für Petrarca hegte, das Lorbeerreis aus seinem Garten auf meinen Hut steckte:

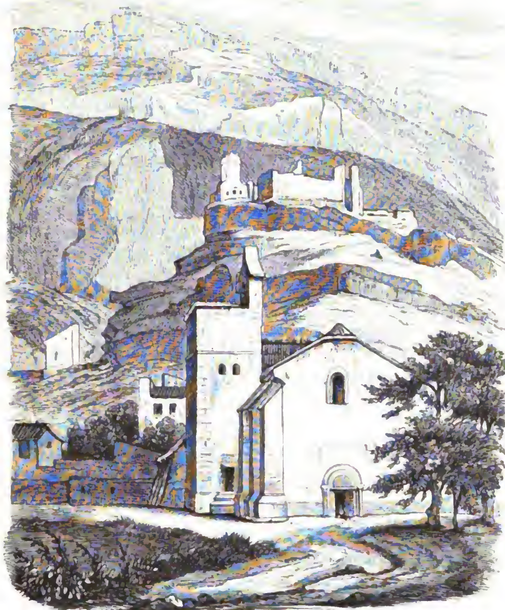
... porrige ramum,
quem sacra castaliae regnatrix tradidit almae
illius hic, nostrumque simul tibi munus habeto!

(Petrarca, carmen bucolic. Ecloga 3.)

Am 8. April 1341, da die Glocken von Ara coeli Rom's süße Müßiggänger auf das Capitol beriefen, da die Fahnen wallten, die Jubelhymnen ertönten und, von scharlachgekleideten Edelknaben, von Patriciern und Senatoren geleitet der Poet von Vaucluse aus Orso von Anguillara's Hand droben am heiligen Mittelpunkt der heiligen Stadt den Lorbeer empfing — mag es etwas feierlicher zugegangen sein; ... heutzutage ist man wesentlich bescheidener geworden und darf sich höchlich freuen, wenn Einem überhaupt noch, und wäre es von Kutschers Hand, ein Lorbeer aufgesteckt und nicht vielmehr mit Faustschlägen der Hut „angetrieben" und Tinte in's Antlitz geschüttet wird.

Im Stillen aber dacht' ich: Wackerer Rosselenker von Avignon! wenn Du wüßtest, was für Freuden am Lebensweg eines Poetleins des neunzehnten Jahrhunderts wachsen, wenn Du

wüßtest, was für böse, böse Männer in Leipzig und anderwärts hausen, die unsereins wie die Sardellen behandeln, die Köpfe abschneiden, das Herz ausweiden, ranzig Oel über uns gießen und Leiche an Leiche in die Todtenschreine ihrer Geschichtscompendien einmariniren, — wenn Du wüßtest, wie wenig es sich, wofern Du nicht wenigstens „bürgerlicher Realitätenbesitzer" bist,



Kirche des heiligen Veranus.

rentirt, wenn „ein waltender Gott den hohen Gesang Dir verlieh'n hat," wie die Laura von heutzutage, und wenn du eine Million Sonnette zu ihrem Preis sängest, dir doch einen Korb gibt, um dem Salomon Alpäri oder einem andern streitbaren Mann vom Crédit mobilier die Hand zu reichen ... ich zweifle, wackerer Godefroy Lefort, ob Du noch einmal sagen würdest: Ça me parait bien belle chose d'être poète!

Den Lorbeerzweig aus Vaucluse aber habe ich unversehrt in die Heimath eingebracht und der Sammlung anderer selbsterrungener Reichskleinodien von gleich realem Werth einverleibt. — Ich hielt die Merkwürdigkeiten von Vaucluse für erschöpft, als ich meinen Schritt von Petrarca's Haus zum Gasthof zurücklenkte.

Aber das alte Kirchlein des heiligen Veranus am Eingang des Ortes lag allzu malerisch und anmuthend da, als daß ich es unbesucht lassen konnte.

Seine Formen sind einfach, frühromanisch, durch spätern Ueberbau theilweise verdeckt; ein Glockenthurm ohne Dach, an dessen einer Seite eine erhöhte Giebelwand zur Aufnahme der Glocke bestimmt ist, gibt ihm einen eigenthümlichen Charakter. In seinen Linien erhebt sich über der Kirche der felsige Hügel mit den hellglänzenden Ruinen des Schlosses, hoch und kahl schließen die senkrecht emporstarrenden Kalk-

wände, aus deren Schluchten der Quell entströmt, den Hintergrund ... ein ganz südliches Bild, darin die Wildniß des nackten Gebirges von den verschiedenen Architekturen pikant unterbrochen wird.

Des Pfarrhofs alte Schaffnerin kam herüber, zündete ein Licht an und führte mich zu der Capelle des Heiligen, dem ältesten Theil der Kirche, dessen plumpe Bogen auf antiken, vielleicht dem ehemaligen Heiligthum der Quellennymphen entnommenen cannelirten Säulen ruhen. Andere antike Fragmente sind in die Wand eingemauert, und auf plumpem Untergestell ruht ein ebenso plumper, mächtiger, aus einem Stück gehauener Steinsarkophag, ein Werk des sechsten Jahrhunderts, einstmals bestimmt, die sterblichen Reste des heiligen Veranus, Bischof von Cavaillon, der hier um's Jahr 540 „in praedio suo cellulam in honorem Dei genitricis construxit," aufzunehmen.

Der heilige Veranus, ein Kirchenmann, Einsiedel und Bischof in wüster merovingischer Zeit, dem die Sage Beschwörung und Bändigung des Drachen im „trou du Coulobré" ohnweit der Quelle zuschreibt, hat lange vor Petrarca das Thal berühmt gemacht; von ihm ward auch die Capelle auf dem Gipfel des riesigen Felsens über dem Quell erbaut; sein Grab war im Mittelalter ein vielbesuchter Wallfahrtsort, auch von Petrarca (z. B. de vita solitaria lib. II. tract. 10. cap. 2.) mannigfach erwähnt, in der ersten Revolution aber verwüstet und seither beinahe vergessen.

„Der Herr Curé hat Alles genau beschrieben, sagte die Schaffnerin, das müssen Sie lesen!" und sie ging und brachte mir die notice historique sur le tombeau de St. Véran, von Abbé André, dem Pfarrer von Vaucluse, verfaßt. Beim flackernden Schein ihrer Kerze in der Veranuscapelle schlug ich das Büchlein auf und las betroffen die ersten Zeilen:

„Il serait temps, qu'on en finit avec Laure, Pétrarque et leurs amours! Est-ce donc une chose si étonnante et si rare que l'amour d'un poète pour une femme quelconque?..."

Der Herr Curé ist nämlich weidlich erzürnt, daß alle Besucher seines Thales nur zu den Reliquien Petrarca's wallfahrten, und sucht mit seinem strengen, magern merovingischen Heiligen dem verliebten Canonicus und Archidiaconus des vierzehnten Jahrhunderts eine gefährliche Concurrenz zu machen. Aber seine eigene Haushälterin ist, wie ich mit Bedauern wahrnehmen mußte, noch nicht von ihm bekehrt.

„Eine schöne Capelle," sprach ich zu ihr, „ich danke Ihnen, daß Sie mir sie gezeigt!"

„Ja," sprach die Schaffnerin, „und in dieser Capelle hat Petrarca die Laura zum erstenmale gesehen! Sie trug einen grünen Mantel mit Violen gestickt damals!!"

... Il serait temps, qu'on en finit avec Laure, Pétrarque et leurs amours!! Guter Pfarrer von Vaucluse, die Zeit scheint noch nicht gekommen zu sein und der heilige Drachentödter Veranus wird das Andenken an den Poeten nicht mehr verdrängen! Wie einst die jonischen Städte um die Wiege Homer's, so streiten die Kirchen von Avignon, von Vaucluse, von Cabrières, von Sade, von L'Isle und vielleicht noch manche andere um die Ehre, auf ihrem Steinpflaster zum erstenmal Laura's Glanz ihrem Freunde gezeigt zu haben, und wiewohl er selber zur Hebung aller Zweifel in dem berühmten Eintrag auf das Titelblatt seines Virgilius, den jetzo die ambrosianische Bibliothek zu Mailand bewahrt, versichert, daß jene erste Begegnung im Jahre des Herrn 1327 am 6. April in früher Morgenstunde zu Avignon in der Kirche der heiligen Clara stattgefunden, und wiewohl der Pfarrer von Vaucluse ein eigen Büchlein verfaßt in der Absicht, den Petrarca- und Lauracultus mit Feuer und Schwert zu vertilgen: seine Haushälterin ist die Penelope, welche die Fäden wieder auftrennt, die ihr Herr sorgsam gewoben, von dem alten Heiligen im Steinsarg weiß sie Nichts, von Petrarca's ungeeigneten Titelblatteinträgen in seinen Virgil ebensowenig: aber ein Liebespaar in dieser Capelle, die so eng ist, daß die erste Begegnung jedenfalls eine sehr nahe gewesen sein müßte, das wäre doch „une bien belle chose;" und mag der Herr Pfarrer noch zwanzig Bücher schreiben, die Frauen und Jungfrauen seines Kirchspiels werden doch auf Seite der Dichtung gegen die Geschichte kämpfen und Petrarca bleibt doch oben

... lateque sonorum
nomen habet: quae rura Padus, quae Thybris et Arvus,
quae Rhenus Rhodanusque secant, quaeque abluit aequor,
Omnia jam resonant pastoris carmine nostri.

(Petrarca carm. bucol. Ecloga I. „Parthenias.")

Was mich anlangt, so hatte ich dem Meister Petrarca einen fröhlichen Tag zu verdanken, der im Buch der Erinnerungen mit Rothstrich verzeichnet bleibt, und fuhr darum vergnügt in kühler Abendluft wieder von dannen. Und wie ein Jeder sein eigen Ellenmaß für den Dichter von Vaucluse hat, so habe auch ich das meine.

Die Schwachheiten und Sünden seines Privatlebens gehen mich lediglich Nichts an. In Betreff seiner Poesie halt' ich es mitunter mit Vittorio Alfieri, der in seinen handschriftlichen Studien zu Petrarca beim 108. Sonnett einmal die böse Randbemerkung macht:

„Sonetto che non s'intende, ma ci son' de' bei versi!"*)

(Biagioli, rime di F. Petrarca. I, p. XXXII. p. 208.)

Aus dem ehrwürdigen Foliantband aber, darin Johann von Amorbach, der Basler Drucker, unter des trefflichen Sebastian Brant Auspicien im Jahre 1496 seine lateinischen Werke zusammengestellt, hab' ich des Anziehenden schon Vieles herausgelesen und mich manch gutes Stündlein mit dem alten Poeten gut unterhalten: in seiner vita solitaria die resignirte, dem Künstler so mitempfindbare Freude an melancholisch einsamem, aber schöpferischem Naturleben, in den philosophischen Tractaten eine klare, anständige, besonnene Anschauung menschlicher Dinge, in den vier Büchern „Invectiven gegen einen gewissen Arzt," der behauptet, die Dichtkunst sei „non necessaria," daher „ignobilis," eine geharnischte Vertheidigung der Poesie, in seinen Briefen an die Freunde einen Schatz anziehender Mittheilungen aus damaliger Welt und damaligem Culturleben gefunden, und neben andern löblichen Eigenschaften insbesondere einen geschmackvollen Touristen an ihm kennen gelernt, der mit feiner Beobachtung seine Erinnerungen an mannigfache Fahrten in Deutschland, Frankreich und Welschland aufzeichnet. Unter der Rubrik: „ein Tourist des vierzehnten Jahrhunderts" ließe sich einmal eine anmuthige Sammlung seiner Reisebriefe, und damit wieder ein neuer Gesichtspunkt zu Betrachtung des schon unter so vielen Gesichtspunkten Betrachteten aufstellen.

Da nun mein Tag in Vaucluse doch ganz in petrarchischen Erinnerungen aufzugehen bestimmt ist, will ich zum Schluß auf Gerathewohl zwei Stücke aus jenem Foliantband herausgreifen, die uns den Mann selber und seine Art zu denken, in bezeichnender Weise vorführen.

Das erste enthält seine Ansicht über die Schriftstellerei, ein beherzigenswerthes Capitel für Jeden, der des süßen Wahnes lebt, an Förderung der Menschheit durch Druckerschwärze und Löschpapier mitarbeiten zu müssen, ein Bruchstück aus dem philosophischen Tractat de remediis utriusque fortunae, darin in dialogischer Form die Lust (Gaudium) und die Vernunft (Ratio) sich über verschiedene Lagen des Menschenlebens besprechen, und lautet wie folgt:

„De scriptorum fama. Dialogus."

Das Gaudium spricht: „Jetzt schreib' ich selber Bücher."

Die Ratio spricht: „O der öffentlichen, ansteckenden, unheilbaren Krankheit! Alle und Alle maßen sich das Amt des Schreibens an, was doch nur Wenigen zusteht, und Einer, der von diesem Uebel ergriffen ist, steckt Viele an. Den Guten es gleichthun, ist gewagt, Nachahmen schwierig: daher wird täglich sowohl die Zahl der Kranken als die Gewalt der Krankheit bedenklicher, täglich wird mehr, täglich schlechter geschrieben, denn nachtreten ist leichter als selbst anstreben.

In der That in Erfüllung gegangen und durch die Zeit noch berühmter geworden ist der Ausspruch jenes hebräischen Weisen: „Des vielen Büchermachens ist kein Ende mehr."

Gaudium. „Doch schreib ich."

Ratio. „O daß doch die Menschen sich innerhalb ihrer Schranken hielten und die Ordnung der Dinge bestehen bliebe, die jetzt durch der Sterblichen Vermessenheit umgestoßen wird: schreiben sollen die, die Etwas wissen und können, die Andern sollen lesen oder zuhören! Ist es denn so ein kleiner Genuß des Geistes, Etwas zu verstehen, auch wenn die Hand nicht alsogleich anspruchsvoll zur Feder greift? und ist ein Jeder, der einmal etliche Seiten eines Buches verstanden hat oder zu verstehen glaubt, darum sogleich fähig, selber Bücher zu schreiben?

Möchte man doch dem Gedächtniß jenes Wort Cicero's einprägen, das er auf seinem Tusculum sprach: „Es ist möglich, daß Einer richtig denkt, und doch, was er denkt, nicht beredt ausdrücken kann."

Und jenes andere: „Wer aber seine Gedanken zu Büchern ausspinnt, ohne daß er sie zu disponiren oder zu erläutern, oder mit irgend einem Reiz den Leser anzulocken versteht, der ist ein seine Muße wie die Wissenschaft unanständig mißbrauchender Mensch."

Wie sehr hat Cicero Recht — er, der einst nicht aus trocken rinnenden Bächlein, sondern aus dem Quell der Wahrheit selber das schöpfte, was er schrieb.

Und doch schreibt jetzo ein Jeder — nicht nur fremde Schriften, sondern auch eigene, neue; zweifelhafte und verdammte Lehren werden in die Welt eingeführt, und in ungebildetem, bäuerischem Styl vorgetragen, so daß, wenn auch die Kraft des Ingeniums darin fehlt, jedenfalls an Verlust der Zeit, Plage der Ohren und schwerem Ekel kein Mangel gelitten wird. Das ist heutzutag die Frucht der Erfindungen: Inficiren oder Afficiren, niemals aber oder nur sehr selten: Heilen. Alles aber sitzt eifrig am Büchermachen, in keinem Jahrhundert war solcher Ueberfluß an Schreibenden und Lehrenden, solcher Mangel an Wissenden und Beredten. Darum trifft dann wiederum ein, was Cicero sagt: „Und so müssen sie ihre Bücher selber mit ihren Angehörigen lesen und kein Anderer greift danach, als die, die dieselbe Freiheit des Schreibens für sich in An-

*) Dieses Sonnett versteht man zwar nicht, aber es sind schöne Verse."

spruch nehmen.“ Und die Zahl dieser ist leider heutzutag größer als zu Cicero's Zeit. Alle wollen sie jene Freiheit, und so machen sie einander gegenseitig Muth und treiben einander an, indem sie hohles Zeug schreiben, hohles Zeug loben und durch falsches Lob Anderer selbst wieder Lob ergarnen.

Bei dieser Frechheit der Schriftsteller und dieser Confusion der Dinge weiß ich nicht, wie lang es Dir bei Deinem Bücherschreiben gefallen wird.“

Gaudium. „Ich schreib' eben doch Bücher.“

Ratio. „Du würdest besser thun, zu lesen und das Gelesene zu Regeln des Lebens umzuwandeln. Dann erst wird die Kenntniß der Schriften von Nutzen, wenn sie zur That übergeht, und sich praktisch bewährt, nicht mit Worten.

Im andern Fall geht oftmals in Erfüllung, was geschrieben steht: „Wissenschaft macht aufgeblasen!“ Vieles und Großes klar und schnell auffassen, hartnäckig im Gedächtniß bewahren, beredt aussprechen, kunstreich niederschreiben und angenehm wiedergeben: was ist all das, wenn es nicht auf's Leben bezogen wird, anders als Werkzeug unnützen Ueberhebens, leere Mühsal und Geräusch?“

Gaudium. „Ei was, ich schreibe.“

Ratio. „O wie wäre Dir besser, das Feld zu pflügen, Vieh zu weiden, Leinwand zu weben, Seemann zu werden. Viele, die die Natur zu mechanischen Künsten geschaffen, treiben wider Trieb und Neigung Philosophie. Und im Gegentheil, Andre, zur Philosophie Taugliche hat das Schicksal auf Feld und Weide geboren werden lassen, oder hält sie auf den Schemeln der Handwerker, auf den Bänken der Ruderer gefesselt. Daher kommt, worüber die des Grundes Unwissenden staunen, daß auf hoher See, auf dem Land, in Wäldern und Werkstätten scharfe und aufrechte Geister anzutreffen sind, in den Schulen blutleere, blasse und niedergebeugte — denn die Natur ist schwer zu besiegen, wenn sie auch besiegt wird.“

Gaudium. „Ich schreib' hitzig drauf los.“

Ratio. „Wie viel hitziger noch haben Andre vor Dir geschrieben, aber ihre Hitze ist gelöscht, und man wußte nicht, daß sie je geschrieben, wenn Spätere es nicht aufgezeichnet. Kein menschlich Ding hat langen Bestand, und aus sterblicher Arbeit wird nichts Unsterbliches geschaffen.“

Gaudium. „Vieles schreib' ich.“

Ratio. „Wie viel mehr haben Andere geschrieben? Wer zählt die Bücher des Cicero oder Varro? Wer die Werke des Titus Livius oder Plinius? Ein einziger Grieche hat, wie die Sage geht, sechstausend Bücher herausgegeben. Der Mann muß einen sprühenden Geist und lange ruhige Muße gehabt haben, wenn die Sache wahr ist. Wenn es schon etwas Wunderbares ist, so viele Bücher zu lesen, um wie viel wunderbarer, sie geschrieben zu haben.

Es wäre allzulang, aufzuzählen, wie viel Männer bei Euch, wie viel bei den Griechen, und was sie geschrieben; Keiner ist so glücklich, ganz und voll von uns studirt werden zu können, da ist ein Stück, dort ein großer Theil, von Einigen Alles zu Grund gegangen. Schau nun zu, welch' Loos Du dem Deinigen prophezeihen willst!“

Gaudium. „Ich schreibe, denn das ist mein einzig Vergnügen.“

Ratio. „Wenn Du schreibst, um Dein Talent zu üben und Andre zu belehren, oder um die schlechten Zeiten zu vergessen und in der Erinnerung an die Vergangenheit dem Ekel an der Gegenwart zu entfliehen: so magst Du entschuldigt sein. Schreibst Du aber nur, um der verborgenen und unheilbaren Schreibkrankheit los zu werden, so dauerst Du mich. Denn, wenn Du's noch nicht weißt, es gibt Leute, die nur schreiben, weil sie es nicht lassen können, sie rennen einen Abgrund hinab, wollen nicht still halten und werden dahin gerissen.“

Gaudium. „Mein Ungestüm zu schreiben ist ungeheuer.“

Ratio. „Es gibt unzählige Arten von Melancholie: Einige werfen mit Steinen um sich, Andre schreiben Bücher; bei dem Einen ist das Schreiben der Anfang des Wahnsinns, beim Andern das Ende.“

Gaudium. „Ich habe schon Vieles geschrieben und schreibe noch.“

Ratio. „Wenn Du der Nachwelt nützen willst, so gibt es nichts Edleres; willst Du Dir aber lediglich einen Namen erwerben, so gibt's nichts Eitleres und Du bewirkst mit Deinem Unsinn nur, daß das Papier theurer wird, als sonst.“

Gaudium. „Ich schreibe, und hoffe mir Ruhm davon.“

Ratio. „Ich habe Dir bereits gesagt: Wenn Du eine Ernte hoffst, so würdest Du besser thun zu pflügen oder zu graben, denn es ist sicherer in den Erdboden als in den Wind zu säen. Und der Eifer berühmt zu werden, und das hartnäckige Schriftstellern hat zwar Einige als berühmte Leute, unzählige Andre aber als Narren und arme Teufel in's Greisenalter befördert und dem Pöbel das traurige Schauspiel bereitet, sie als nackte Schwätzer zu verlachen. Sehet Euch vor, während Ihr schreibet: die für bessere Beschäftigung taugliche Zeit zerrinnt; Euch selber entrückt und in träumendem Schlaf bemerkt Ihr es

nicht, bis spät Euch Alter aufrüttelt und Armuth."

Gaudium. „Und doch schreibe ich, dem Ruhme zu lieb."

Ratio. „Sonderbarer Eifer, mit seiner Arbeit Wind zu erzielen! Ich habe seither geglaubt, daß nur die Schiffer Grund hätten, sich Wind zu wünschen. . ."

Es fällt schwer, sich eines Commentares zu diesem Zwiegespräch zu enthalten; der Leipziger Schillerverein dürfte füglich, mit dem Gedenkspruch aus des Dichters vierter Ecloge:

Sorte tua contentus abi, citharamque relinque!

einen Separatabdruck veranstalten und ihn zu Nutz und Frommen Aller, die noch Opfer der Schreibkrankheit zu werden drohen, auf Schulen, öffentlichen Plätzen, Canzleistuben, Bierkellern, Caffeehäusern und wo sonst hoffnungslose Candidaten des Schriftstellerthums vorzukommen pflegen, vertheilen lassen.

Das andre petrarchische Bruchstück, was ich nicht zurückhalten möchte, ist die Schilderung seines Ausfluges auf den ohnweit Vaucluse mit wolkenverhülltem Haupt in die Lüfte ragenden Mont Ventour; die zwar niemals den Geistlichen, Schriftgelehrten und Ideologen des vierzehnten Jahrhunderts verläugnende, aber mit frischer Naturanschauung, und noch unmittelbar unter dem Eindruck des Gesehenen, bei der Rast in einer Alpenhütte aufgezeichnete Erzählung dieser Bergfahrt gewährt Allen, die selber jenes Haupt der basses Alpes nicht ersteigen, einen eigenthümlichen Ersatz.

Die Art, wie Einer auf der Reise sich gibt, lehrt am besten ihn kennen; es ist wohlthuend, wenn neben dem conventionellen angelernten Bildungskram, worauf leider am Meisten gehalten wird, just weil leider er am Wenigsten werth ist, auch der Mensch zum Vorschein kommt, der einfache ungeschminkte, das Herz auf der linken Seite tragende Mensch, der zu allen Jahrhunderten derselbe ist.

Und ich weiß nicht, ob viele der Leser das von Andern über den Mann von Vaucluse gefällte harte Urtheil billigen, wenn sie ihn, den Alpenstock in der Rechten und die Bekenntnisse des heiligen Augustinus in der Reisetasche, den Mont Ventoux hinauf und hinab steigen sehen.

Des Francesco Petrarca Sendschreiben an den Cardinal Giovanni Colonna, die Besteigung des Mont Ventoux betreffend.

(Epistolar. lib. IV. ep. 49.)

„Den höchsten Berg unsrer Gegend, der nicht unverdienter Weise der windige (ventosus) genannt wird, habe ich gestern bestiegen, lediglich aus Verlangen, die namhafte Höhe des Ortes kennen zu lernen.

„Seit langen Jahren lag mir diese Wanderung im Sinn; denn von Jugend an bin ich in diesen Gegenden, wie Du weißt, vom Schicksal, das die Dinge des Menschen umtreibt, umhergetrieben worden.

„Jener Berg, weit und breit sichtbar, stund mir fast allzeit vor Augen, allmälig ward mein Verlangen ungestüm und ich schritt zur Ausführung, insbesondere nachdem ich Tags vorher bei Lesung der römischen Geschichte im Livius auf jene Stelle gestoßen war, wo Philipp, der König von Macedonien, der mit dem römischen Volke Krieg führte, den Berg Hämus in Thessalien besteigt, von dessen Gipfel zwei Meere, das adriatische und der Pontus Euxinus sichtbar sein sollen: ob dies nun richtig oder unrichtig ist, hab' ich nicht in Erfahrung gebracht, die Entferung des Hämus von unserm Erdtheil und die Meinungsverschiedenheit der Schriftsteller macht die Sache zweifelhaft, Pomponius Mela, der Kosmograph, meldet ohne Bedenken, daß dem so sei, Livius hält die Sage für falsch ... so viel aber weiß ich, wenn der Hämus so in meiner Nähe läge, wie der Mont Ventoux, würde ich die Sache nicht lange im Unklaren ruhen lassen.

„Um nun — jenes dahin gestellt, auf besagten Mont Ventoux zurückzukommen, so schien mir, was bei einem greisen Könige nicht zu tadeln ist, auch bei einem jungen für sich lebenden Manne zu entschuldigen.

„Da ich mir aber die Wahl eines Reisegefährten überlegte, schien kaum irgend einer meiner Freunde allseitig passend dafür; so sehr ist auch unter Nahestehenden jene genaueste Uebereinstimmung des Gemüthes und der Lebensweise eine seltene; der Eine erschien mir säumiger, der Andre wachsamer, der Eine langsamer, der Andre schneller, der Eine trauriger, der Andre fröhlicher, der Eine dummer, der Andre klüger als ich wünschte; bei dem Einen schreckte mich die Schweigsamkeit, beim Andern die Geschwätzigkeit, beim Einen seines Leibes Gewicht und Fette, beim Andern die Magerkeit und Schwäche, — hier war die kühle Gleichgültigkeit, dort die allzu hitzige Thätigkeit zu bedenken, — kurz, was man zu Hause geduldig hinnimmt — denn die Liebe erträgt ja Alles und die Freundschaft weigert sich keiner Last — dasselbe wird auf der Reise oftmals erdrückend.

„Also wog mein Gemüth zarterweise bei diesem Wunsch einer ehrbaren Vergnügung Alles ab — ohne Verletzung der Freundschaft, und suchte schweigend Alles, was der vorgenommenen Reise lästig werden konnte, fern zu halten.

„Kurz und gut, endlich warb ich häusliche Hülfstruppen und eröffne meinem jüngern

Bruder, den Du wohl kennst, die Sache. Dem konnte Nichts fröhlicher kommen; er wünschte sich Glück, zugleich Bruders und Freundes Stelle bei mir einzunehmen.

„Am bestimmten Tag zogen wir von Hause ab und kamen gegen Abend nach Maloncenes (Malausana). Dieser Ort liegt an den Abhängen des Berges gegen Norden; dort verweilten wir einen Tag und heute endlich bestiegen wir mit etlichen dienenden Leuten den Berg, nicht ohne große Schwierigkeit, denn er ist eine steile und kaum zugängliche Masse felsigen Terrains. Aber der Dichter sagt: labor improbus omnia vincit. Der Tag war lang, die Luft mild, die Gemüther entschlossen, die Körper stark und geübt im Marschiren; nur die Natur des Ortes schuf uns Hindernisse.

„In den Schluchten des Gebirgs trafen wir einen alten Hirten, der versuchte mit viel Worten uns von der Besteigung abzubringen, und sagte, er sei vor schier fünfzig Jahren in demselben Drang jugendlichen Feuers auf die höchste Höhe emporgestiegen, habe aber Nichts mit zurück gebracht als Reue und Mühsal, Leib und Gewand zerrissen von Steinen und Gedörn, und es sei niemals weder vorher noch nachher erhört worden, daß Einer Aehnliches gewagt. Während er aber also plauderte, wuchs bei uns — wie ja der Jugend Sinn stets ungläubig ist für Warnungen — aus der Schwierigkeit das Verlangen. Da nun der Alte merkte, daß er Nichts bei uns ausrichte, ging er ein Stück weit mit und bezeichnete uns mit dem Finger einen zwischen Felsen emporziehenden steilen Fußpfad, indem er uns noch vielfach ermahnte und Vieles, nachdem wir uns schon getrennt hatten, noch von rückwärts nachrief.

„Bei Jenem ließen wir zurück, was uns an Gewändern und Geräth lästig war; gürteten und schürzten uns nun lediglich für die Bergsteigung und stiegen wohlgemuth und hitzig empor. Aber, wie es zu gehen pflegt — auf mächtige Anstrengung folgt plötzliche Ermüdung. Wir machten also nicht weit von da auf einem Felsen Halt; von dort rückten wir wiederum vorwärts, aber langsamer, und ich insbesondere fing schon an, den Gebirgspfad mit bescheidenerem Schritt zu beschreiten. Mein Bruder strebte auf einem abschüssigen Pfad mitten über die Joche des Berges zur Höhe empor; ich, als weicherer Steiger, wandte mich mehr den Schluchten zu. Da er mir nun zurief und den Weg richtiger bezeichnete, erwiederte ich ihm, ich hoffe von der andern Seite leichter empor zu kommen, und scheue mich nicht vor dem Umweg, wenn er mich ebener führe. Dieser Vorwand sollte die Entschuldigung meiner Trägheit sein; aber während die Andern schon hoch auf der Höhe stunden, irrte ich noch durch die Thäler, ohne daß irgendwo ein sanfterer Aufweg sich aufthat; nur mein Weg ward verlängert und die unnöthige Arbeit erschwert. Indessen, da ich mißmuthig mich meines Irrthums ärgerte, beschloß ich grades Weges die Höhe zu erstreben; erreichte auch wirklich müd und mit zitternden Knieen meinen Bruder, der sich mit langem Ausruhen erquickt hatte, und wir gingen ein Stück weit gleichen Schrittes. Kaum aber hatten wir jene Höhe verlassen, so vergaß ich meine frühere Erfahrung und kam wieder mehr zur Tiefe hinab, — und indem ich etliche Thäler durchwandelt und die leichten langen Wege einhielt, bereitete ich mir selber große Schwierigkeit, denn ich schob die Mühsal des Emporsteigens zwar hinaus, aber durch des Menschen Ingenium wird die Natur der Dinge nicht verändert und niemals wird es möglich werden, daß Einer durch Abwärtssteigen in die Höhe gelange.

„Kurz, nicht ohne Lachen meines Bruders stieß mir solches während weniger Stunden drei oder mehrmal zu. Solcherweise oft getäuscht, machte ich in einem Thale Halt.

„Dort, in geflügelten Gedanken von Körperlichem auf Unkörperliches übergehend, sprach ich etwa Folgendes zu mir selber: ‚Was Dir heute bei Besteigung dieses Berges so oftmals widerfahren, wisse, daß dies auch Dir wie vielen Andern auf dem Wege zum seligen Leben widerfährt, aber es wird darum von den Menschen nicht hoch angeschlagen, weil des Körpers Bewegungen einem Jeden offenkundig sind, die der Seele aber unsichtbar und verborgen. Siehe nun, auch die Seligkeit steht auf erhabener Höhe; ein schmaler Pfad führt zu ihr hin, viele Hügel ragen dazwischen und von Tugend zu Tugend muß mit fürsichtigen Schritten gewandelt werden.

„Auf dem Gipfel ist das Ende und Ziel unsers Lebens, auf ihn ist unsre Wallfahrt gerichtet.

„Dorthin wollen Alle gelangen, aber wie Ovid sagt: Velle parum est, cupias ut re potiaris oportet.

„Und wenn Du nun entschieden empor verlangst, was hält Dich zurück? Nichts Anderes, als daß der Weg durch die Freuden der Erde und ihre Niederungen ein ebnerer und beim ersten Anblick zweckmäßigerer erscheint. Aber nach langem Herumirren oder unter der Last übel hinausgeschobener Arbeit, bleibt Dir doch Nichts übrig, als grades Weges zum Gipfel der Seligkeit emporzusteigen, oder aber in den Thälern Deiner Sünden ermattet niederzusinken und — was Gott verhüten möge, wenn Finsterniß und Schatten des Todes Dich dort überraschen, ewige Nacht in ewiger Qual zu verbringen.‘

„Diese Betrachtung richtete mich unglaublich an Geist und Körper wieder auf. Gebe Gott, daß meine Seele ihre große Reise, der sie bei

Tag wie bei Nacht sich entgegen sehnt, glücklich zu Ende führe!

„.... Den obersten der Gipfel heißen die Leute im Gebirg „das Söhnlein“ (filiolum), warum, weiß ich nicht, vielleicht des Gegensatzes halber, denn er schaut in Wahrheit eher wie der Vater aller benachbarten Berge aus. Auf seinem Scheitel streckt sich eine kleine Ebene, dort hielten wir ermüdet Rast.

„Und da Du nun vernommen, von welcherlei Sorgen der Geist des Emporsteigenden erstiegen wurde, so vernimm, ehrwürdiger Vater, auch den Rest und wende ein Stündlein auf Lesung der Erlebnisse dieses meines einen Tages. Zuerst denn, von ungewohntem Zug der Luft und dem freien Schauspiel ergriffen, stand ich wie ein Staunender; — ich schaue zurück: da lagerten die Wolken zu meinen Füßen. Schon erschien mir minder fabelhaft der Athos und Olympus, da ich das, was ich von jenen gehört und gelesen hatte, an einem minder berühmten Berge erschaue.

„Hernach wende ich den Strahl des Auges nach der italienischen Seite, wohin sich ja am meisten die Seele neigt: starr und schneebedeckt und ganz in meiner Nähe erschienen mir die Alpen, durch welche einst jener wildeste Feind des römischen Namens sich einen Durchgang bahnte und, wenn der Sage zu glauben, mit Essig die Felsen sprengte; — und doch sind sie ein Beträchtliches von hier entfernt. Ich seufzte, ich gestehe es, nach Italiens Himmel, der mehr meiner Seele, als meinen Augen erschien und eine unsägliche Sehnsucht, Freunde und Vaterland wieder zu sehen, befiel mich — eine Sehnsucht, die ich eigentlich eine unmännliche Weichheit schelten sollte, aber auf großer Männer Zeugniß zur Entschuldigung stützen kann. Hernach kam ein neuer Gedanke über meinen Geist und führte ihn vom Raum zur Zeit. Denn ich sprach zu mir selber: ‚Heute erfüllt sich schon das zehnte Jahr (1326. 1336.), seit daß Du nach Vollendung der jugendlichen Studien Bologna verlassen! O unsterblicher Gott, o unwandelbare Weisheit, wie viel und wie große Umgestaltungen Deines Wesens hat diese mittlere Zeit erlebt! Unzähliges übergehe ich, denn ich bin noch nicht in dem Hafen, um sicher vergangener Stürme zu gedenken; vielleicht kommt einst die Zeit, wo ich Alles in der Reihe, wie es geschah, wiedererzählen kann, indem ich, wie Augustinus, als Vorwort spreche: ‚Meiner vergangenen Schmählichkeiten will ich gedenken und der fleischlichen Verderbniß meiner Seele, nicht weil ich daran ein Gefallen trage, sondern um Dich, mein Gott, zu lieben.‘ Jetzt aber steht mir noch viel zweideutig und lästig Geschäft bevor; was ich zu lieben pflegte, lieb' ich nicht mehr — aber, um nicht zu lügen, ich liebe es noch, aber ehrbar und in Betrübniß. Dies ist die Wahrheit: ich liebe, was nicht zu lieben mir lieb wäre, was zu hassen ich wünschte, ich liebe es zwar, aber wider meinen Willen, gezwungen, traurig und klagend, und an mir selber erprobe ich die Wirkung jenes berühmten Verses:

Adero si potero: si non invitus amabo.

„Noch ist mir das dritte Jahr nicht verflossen, seitdem jene verkehrte und schlimme Neigung mich ganz fesselte, und in dem Hofraume meines Herzens einzig und ohne Widersacher regierte; eine zweite begann, sich wider sie zu erheben und sie zu bekämpfen: auf der Wahlstatt meiner Gedanken wird nun täglich in schwerer, aber unentschiedener Schlacht von beiden gestritten. . .‘

„ . . . Also und ähnlich freute ich mich des Fortschritts, beweinte meine Unvollkommenheit, bemitleidete die allgemeine Wandelbarkeit menschlicher Handlungen und hatte schier vergessen, warum ich heraufgekommen, bis ich einsah, daß noch andere Orte passender seien, sich mit Sorgen zu plagen und bis ich das betrachtete, dessen Anblick zu lieb ich heraufgestiegen. Denn schon war es Zeit zurückzukehren, die Sonne neigte sich, der Schatten des Berges wuchs mächtig und gemahnte mich gleichsam, aufzuwachen. Da wandte ich mich rückwärts und schaute nach Westen.

„Jener Grenzwall zwischen Frankreich und Spanien, die Gipfel der Pyrenäen, werden von dort aus nicht gesehen — nicht als ob ein fremder Gegenstand dazwischen stünde, sondern nur wegen der Unzulänglichkeit des menschlichen Auges.

„Zur Rechten aber waren die Berge der lyonischen Provinz, zur Linken der Meerbusen von Marseille, und die etliche Tagereisen entfernten Gewässer von Aigues-Mortes auf's Deutlichste sichtbar; die Rhone selbst strömte vor unsern Augen.

„Wie ich nun dies im Einzelnen bewunderte und bald mich nach irdischen Dingen erkundigte, bald nach Vorbild des Leibes auch den Geist in höhere Sphären versetzen wollte: kam mir zu Sinn, das Buch der Bekenntnisse des Augustinus, das mir Deine Güte einst verehrt und dessen ich mich zur Erinnerung an den Geber bediene, aufzuschlagen — ein erprobtes Werklein, das ich allezeit zu Handen führe, klein von Umfang, aber unsäglich süß von Inhalt. Ich schlage es auf, um zu lesen, was mir entgegentreten würde — denn auf was Anderes als etwas Frommes und Ergebenes könnte ich wohl stoßen? Zufällig griff ich das zehnte Buch jenes Werkes heraus. Mein Bruder, erwartungsvoll, aus meinem Munde Etwas von Augustinus zu vernehmen, stund mit gespannter Aufmerksamkeit; — ich rufe Gott an und ihn selber, der bei mir war, — wie ich die Augen auf das Blatt

senkte, stund geschrieben: Et eunt homines admirari alta montium, et ingentes fluctus maris et latissimos lapsus fluminum et oceani ambitum et gyros siderum et relinquunt se ipsos.*)

„Ich gestehe, daß ich sehr betroffen war; meinen etwas zu hören begierigen Bruder bittend, mir nicht beschwerlich zu fallen, schloß ich das Buch, ich zürnte mir selber, daß ich auch jetzt noch irdische Dinge bewundert hatte, die ich längst schon selbst von den Philosophen der Heiden lernen gekonnt, daß Nichts wunderbar, als der Geist, und daß, wenn dieser groß, nichts Anderes mehr groß erscheint. Dann aber, sattsam zufrieden, den Berg gesehen zu haben, wandte ich den innern Blick in mich selber zurück, und von jener Stunde an war Keiner, der mich reden hörte, bis wir in der Tiefe unten wieder anlangten. Genug der Beschäftigung hatte jenes Wort über mich gebracht, ich konnte nicht glauben, daß es zufällig so eingetroffen; Alles, was ich gelesen, schien mir in Bezug auf mich, nicht auf Andere gesagt, ich erinnerte mich, wie Augustinus selber ein Aehnliches erlebt.

„Der Rest meines Lesens war Schweigen; ich bedachte, wie arm an Rath die Sterblichen, wie sie ihr edelst Theil vernachlässigend sich über so Vieles verbreiten und an leerem Schauspiel ereiteln, wie sie das, was im Innern zu finden ist, äußerlich suchen und ich bewunderte die edle Anlage unsers Geistes, der nur leider aus freiem Willen entartet, von seinem primitiven Gehalt abgewichen ist und das, was ihm Gott zu seiner Ehre verliehen, in's Gegentheil verwandelt hat.

Wie oft, meinst Du, hab' ich an jenem Tage thalabwärts steigend und rückwärts gewendet den Gipfel des Berges betrachtet, aber seine Höhe schien mir kaum mehr die Höhe einer Stube, verglichen mit der Höhe menschlicher Contemplation, wenn dieselbe nicht in den Schmutz irdischer Niedrigkeit getaucht ist.

„Das auch fiel mir bei jedem Schritte ein: wenn es uns nicht verdrießt, so viel Schweiß und Mühsal zu ertragen, um den Körper dem Himmel ein Weniges näher zu bringen: welches Kreuz, welch Gefängniß, welcher Stachel darf eine Seele schrecken, die sich Gott nähern will! ...

„.... Unter solchen Erregungen des Herzens kam ich ohne ein Gefühl des steinigen Fußpfades wieder bei jener gastlichen Hütte des Hirten an; vor Tagesanbruch waren wir von dort aufgebrochen, in tiefer Nacht kehrten wir zurück, der Mond spendete uns seinen dankenswerthen Schein auf den Marsch. Dieweil nun unsre Diener mit Herbeischaffung der Abendmahlzeit beschäftigt sind, habe ich mich in einen abgelegenen Theil des kleinen Hauses begeben, Dir dieses eiligst und aus frischem Gedächtniß zu schreiben, damit nicht, wenn ich's verschiebe, durch Aenderung des Ortes auch die Gedanken ein ander Gewand erhalten und der Eindruck sich abschwäche.

„Betrachte es nun, geliebtester Vater; nichts an mir soll Deinen Augen verborgen bleiben — mein ganzes Leben wie meine einzelnsten Gedanken theile ich Dir sorgsam mit; bitte zu Gott für sie, daß sie, die so lange schweifend und unstät sind, endlich ihre Ruhe finden, und nach nutzlosem vielfältigen Umhergeschleudertsein sich dem einen Guten, Wahren, Sicheren und Bleibenden zuwenden mögen.

Leb' wohl!"

... Und mit diesem frommen Schlußwunsche Petrarca's will auch ich für heute dem Thal von Vaucluse, dem Berge Ventoux und dem ganzen Lande von Avignon und Venaissin Lebewohl sagen!

*) Da gehen die Menschen, die Höhen der Berge zu bewundern und die Fluthen des Meeres, die Strömungen der Flüsse, des Oceans Umkreis und der Gestirne Bahnen, und verlieren dabei sich selber.

Zerstreute Blätter.

Dr. Livingstone erzählte unter andern komischen Eigenheiten der Bewohner des Innern von Afrika auch von einem Stamme, bei welchem die Frauen, die Männer zu ernähren und zu beherrschen pflegen. In Folge dieser Einrichtung nimmt ein Mann oft fünf und mehr Frauen. Ein solcher fünffach beweibter Mann kam einmal hungrig und müde nach Hause und verlangte von seiner ersten Frau zu essen. Diese gab ihm den Rath, sich von derjenigen füttern zu lassen, die er am meisten liebe. Nachdem der unglückliche Ehemann hierauf von seinen fünf Frauen abgewiesen worden, stieg er noch hungriger als zuvor auf einen Baum und machte von diesem sicheren Zufluchtsorte aus seinem Zorne Luft. Uebrigens sind auch die Männer durch das Gesetz vor der Prügelstrafe gesichert.

In China ist das Moralgesetz hauptsächlich auf den einfachen Satz gegründet: Du sollst Vater und Mutter ehren. Dieser Umstand führt jedoch in seinen Consequenzen auf die bedauerlichsten Verhältnisse, indem das Streben vieler Hausväter dahin geht, sich durch die männlichen Nachkommen erhalten zu lassen. In neuerer Zeit hat sich diese Achtung vor den Eltern bereits bedeutend vermindert und die Grundsäule der socialen Einrichtungen droht somit einzustürzen.



Zweite Abtheilung.

Physiognomische Bilder aus Süd-Tyrol.

Von

Dr. Ferdinand Frhr. v. Richthofen.

Das südliche Tyrol gleicht einem Mosaikboden. Die Trümmer längst verschwundener Völker leben zerstreut in armseligen Hochthälern, fremd den Stämmen, welche von dem Lande Besitz nahmen und sich in den Hauptthälern ausbreiteten. Der Boden, worauf sie wohnen, ist ein noch weit bunterer Teppich. Die Reste geschwundener Schöpfungen, welche er einschließt, erzählen dem Geologen die Geschichte des Landes eben so klar, als jene dem Ethnographen die Geschichte der Völker, welche es bewohnten. Gewaltige Umwälzungen, Zerstörung dessen, was Jahrtausende geschaffen hatten und Bildung neuer Gesteine mußten Jenen den Boden vorbereiten, auf dem sie sich entwickelten, um das Schicksal des Landes zu theilen und auf ihren Trümmern stets neue mächtigere Geschlechter gedeihen zu sehen. Was ist natürlicher, als daß der Charakter der Bevölkerung so vielfarbig wurde als die ethnographische, der physiognomische Charakter des Landes so bunt als seine geognostische Karte? Beide gehen stets Hand in Hand und sind auf's Innigste verbunden. Wie der Charakter eines Volkes, das stets sich selbst den Boden zu weiterer Entwickelung bildete, das, wie die Chinesen, unabhängig von fremden Einflüssen gleichmäßig Niederschläge auf Niederschläge häufte, sich wenig fortentwickelt und, wiewohl in wenig bestimmten Zügen hervortretend, doch einheitlich und gleichförmig ist, so ist es mit dem physikalischen und physiognomischen Charakter der Länder. Die Oberflächengestaltung in dem Granitgebiete Süd-Rußlands oder auf der großen Diluvialebene Nord-Deutschlands oder in der afrikanischen Wüste hat einen durchaus gleichförmigen Typus; die Beziehungen, welche zwischen ihr und den physikalischen, organischen und socialen Verhältnissen stattfinden, dürfen kaum gesucht werden; sie sind in den allgemeinen einheitlichen Charakter verwoben und hängen innig mit ihm zusammen. Dort aber, wo mächtige Revolutionen ein Land zu wiederholten Malen umgestalteten, wo neue Gesteine neue Verhältnisse hervorriefen und Hebungen mächtig eingreifend zur Geschichte des Landes mitwirkten, dort sind jene Gesetze verborgener, die Einheit des Charakters verwandelt sich in eine Mannigfaltigkeit verschiedener Charaktere, die neben einander bestehen. Darum treten sie aber auch um so bestimmter hervor, gleichwie verschiedene Nationalitäten, wenn sie sich selbständig neben einander erhalten, sich um so schroffer gegenübertreten und die Grundzüge ihres Geistes um so entschiedener sich entwickeln. Süd-Tyrol ist ein Land, wo diese Gegensätze in der Physiognomie seiner Glieder wie im Nationalcharakter sich so klar und bestimmt aussprechen, wie es selten der Fall sein dürfte. In den Badioten, welche, in Sprache und Sitten streng geschieden, den Ursprung der Thäler Gröden, Fassa, Buchenstein, Enneberg bewohnen, erkannten die Ethnographen die Nachkommen der Rhätier, in den Bewohnern des Cembra-Thales den Stamm der Cimbern, während in den Hauptthälern Longobarden und Bojoaren sich ausbreiteten und eifersüchtig auf das wechselnde Uebergreifen der Herrschaft in unvertilgbarer Feindschaft leben.

Ungleich mannigfaltiger ist der physiogno-

mische Charakter des Landes nach den Gebirgsarten, die es so eigenthümlich gestalten; denn der geognostische Bau bedingt die physikalischen Verhältnisse, den Lauf der Flüsse, die Richtung der Wasserscheiden, die Gestalt der Thäler, die Fruchtbarkeit des Bodens, somit den Culturzustand, selbst auf den Geist und die Sitten des Volkes übt er Einfluß aus — kurz, der Charakter des Landes im weitesten Sinne ist von den Gebirgsarten abhängig, die es zusammensetzen, von der Geschichte, die sie erzählen. Suchen wir daher diese kennen zu lernen, ehe wir ein Bild des Landes zu entwerfen wagen; nur mit ihrer Hülfe vermögen wir es, das letztere zu verstehen. Ein kleiner Theil von Süd-Tyrol reicht zu dem Entwurf eines Charakterbildes hin.*) Die Gegend, welche sich zwischen Botzen und der venetianischen

Geognostische Kartenskizze von Süd-Tyrol.

Grauer Schiefer. Quarzporphyr. Rother Sandstein u. Mergelschiefer. Augitporphyr und feine Tuffe.

Eruptivgesteine v. Predazzo u. Monzoni. Kalkstein u. Dolomit (Ob. Trias u. Lias). Alluvium.

Höhenpunkte: 1. Schlern 8,094'. 2. Rosengarten ca. 10,000'. 3. Blattkofl. 4. Langkofl 9,800'. 5. Pordoi- oder Sella-Gebirge 7,132'. 6. Seißer Alp (schwankt zwischen 4,500 u. 7,000'. 7. Raschötz. 8. Peutler Kofl. 9. Geißlerspitzen. 10. Heil. Kreuz-Kofl. 11. Set Saß. 12. Vedretta Marmelata 11,000'. 13. Monzoni 8,573'. 14. Latemar. 15. Joch Grimm. 16. Rittner Horn. 17. Mendel.

*) Eine detaillirte geognostische Karte desselben Gebiets wird im Maaßstab von 1 : 150,000 nach den Aufnahmen des Verfassers im Laufe des nächsten Winters im Farbendruck erscheinen.

Grenze ausbreitet und die bereits erwähnten Thäler Enneberg, Buchenstein, Fassa, Gröden nebst Fleims, der Seißer Alpe und den Ampezzaner Kalkbergen umfaßt, war schon früh ein Feld geologischer Forschung, das Deutschlands genialster Geologe bearbeitete. Kühne Theorieen knüpfte er an das Beobachtete; sie entsprangen aus der überwältigenden Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, aus der Großartigkeit der Bergformen und allen Eigenthümlichkeiten, welche dies Gebiet auszeichnen. Beschränken auch wir uns auf diesen Theil des Landes und versuchen wir es, seine Geschichte zu entwickeln.

An der Straße, welche längs dem linken Ufer der Etsch aus dem Innern von Tyrol hinausführt nach den Ebenen Ober-Italiens und deren Befahrung zu den unvermeidlichen Schicksalen jedes Tyroler Reisenden gehört, erheben sich steile, bewaldete Wände, oft weit herab mit Steingeröll bedeckt, oft von einer kaum merkbaren Spalte durchbrochen, aus welcher ein Wildbach hervorbraust, dessen weites verzweigtes Thal man nicht ahnt, wenn man von der Straße in den Engpaß schaut, durch den er seinen Ausgang nimmt. Dicht bei Botzen wird durch diese felsige Thalwand die Eisenbahn gebrochen und das Gestein, ein schöner Quarzporphyr, bloßgelegt. Getrennt durch das weite, fruchtbare Thal der Etsch erheben sich jenseits die Ruinen des stolzen Schlosses Siegmundskron, eines früheren Besitzthums der mächtigen Grafen von Eppan. Das in prächtigen Säulen abgesonderte Gestein, worauf es liegt, ist derselbe Porphyr. Noch weithin läßt er sich durch Süd-Tyrol verfolgen, in dessen Bau er eine sehr wichtige Rolle spielt. Einst durchbrach er, als er dem Innern der Erde entstieg, die grauen Thon- und Glimmer-Schiefer, welche damals das ganze Land südlich von der Central-Kette bildeten. Die flüssige Masse breitete sich darüber als weites Plateau aus, dessen ebene Oberfläche erst später unterbrochen wurde durch Zerberstungen, welche parallele Risse nach zwei Richtungen bildeten. Verwitterung, Auswaschung, mechanische Zerstörung durch Wasser trugen dazu bei, die Spalten zu erweitern und jenes Plateau zu einem Hügelland umzugestalten.

Am Beginn der Trias-Periode bildeten der Porphyr mit den Schiefern, die er durchbrochen hatte, das Ufer eines großen Meeres, aus dem die Central-Alpen als eine Insel hervorragten. Eine Bucht des Meeres zog sich aus dem Venetianischen hinein in dieses Gelände, dessen Gesteine, der Porphyr und der Schiefer, weithin den Boden der Bucht bildeten. Nun begannen die mächtigen Einwirkungen des Wassers. Es zerstörte die Gesteine des Ufers und bildete daraus neue geschichtete Sandsteine. Allmälig entwickelten sich Thiere in dem Meere, deren Formen sich reicher und mannigfaltiger gestalteten. Großartige Revolutionen veränderten den Meeresboden; es begann eine Periode untermeerischer vulcanischer Thätigkeit, wohl der ersten in der Geschichte der Erde, welche ähnliche Wirkungen ausübte wie unsre heutigen Vulcane. Augitporphyr und weit sich verbreitende Tuff-Ablagerungen waren das Product der Eruptionen. Oft wurde in weitem Umkreise auf lange Zeit jedes organische Leben vernichtet, um desto reicher entwickelt wieder zu entstehen. So kam es, daß über jenen ersten ruhig abgelagerten Schichten andre folgen, welche vielfach wechseln, aber meist aus vulcanischen Tuffen bestehen, zwischen denen in den Perioden der Ruhe Kalk mit den Resten einer überaus reichen und vorgeschrittenen Thierwelt sich absetzte. Es ist hier nicht der Ort, die großen Umwälzungen in's Detail zu verfolgen, welche als die Vorgänger und Begleiter der vulcanischen Eruptionen den Meeresboden umgestalteten, Theile desselben trocken legten und wieder mit Wasser bedeckten; es kommt nur darauf an, die Geschichte des Landes in ihren allgemeinsten Umrissen zu untersuchen und die wichtigsten Gesteine kennen zu lernen, welche Süd-Tyrol seinen Charakter verleihen. Bis zu der Periode, bei der wir anlangten, entstanden bereits fünf für die Oberflächen-Gestaltung wichtige Gesteinsreihen: der graue Schiefer, der Quarzporphyr, die sandigen und kalkigen Niederschläge, die Tuffe und der schwarze oder Augit-Porphyr, welcher die Bildung der letzteren veranlaßte und alle früher gebildeten Gesteine durchbrach. Noch fehlt aber das Haupt-Agens zur Gestaltung eines richtigen Bildes: der Dolomit, dessen kühne zackige Formen alle andern weitaus überragen und seit Jahrhunderten die Aufmerksamkeit des Volkes, seit Jahrzehnten die der Geologen auf sich lenkten und das Land zu einem Brennpunkt der Geologie machten. Mit ihm, dem einst so räthselhaft gewesenen, vielbestrittenen Gebilde, schließt die Reihe der die Physiognomik des Landes bedingenden Gesteine. Ein größerer Theil der Alpen, als früher, ragte aus der Meeresfläche hervor, das südöstliche Tyrol war und blieb trockenes Land. Manche Einflüsse wirkten in den Tausenden von Jahrhunderten seit jener Epoche auf die Gestaltung der Oberfläche ein. Ununterbrochen arbeiten die Atmosphärilien an der Zerstörung der Gesteine, das Wasser führt die Producte der Zersetzung fort, hat mit ihnen das Thal der Etsch überschwemmt und die Felskluft mit dem fruchtbaren Boden ihrer gesegneten Rebengärten ausgefüllt. Hier hat ein Bergsturz das Land weithin mit Dolomittrümmern bedeckt und culturunfähig gemacht, dort haben die zersetzten Tuffgesteine ein üppiges Weideland geschaffen und den Reichthum der Bevölkerung begründet. Beginnen wir die Skizze der Physiognomik des Landes mit dem Ufergebilde, dem rothen Por-

phyr, gehen wir dann über zu einem Charakterbilde der in der Bucht abgelagerten und aus der Tiefe hervorgestiegenen Gesteine, um endlich in Umrissen das Gesammtbild zu construiren.

Gebiet des Quarzporphyrs.

Der Reisende, welcher von Norden her über die Brennerstraße nach Botzen, dem Brennpunkt



Ansicht des Etschthales.

Tyrols, zog, kennt die schauerlichen Engen des Kuntersweges, die er fünf Stunden durchwanderte. Die Eisack, ein frischer, kräftiger Bergstrom, stürzt hier in steilem Gefälle durch eine tiefe Spalte im Porphyr, um nach diesem letzten Kampfe hinauszutreten in das weite fruchtbare Etschland, wo sie ihre Selbständigkeit verliert. Ein Bauer Kunter baute vor 500 Jahren die kühne Straße, da man noch die von den Römern angelegte benutzte, welche hoch über das Gebirge an den Orten Seiß, Kastelruth vorüberführte. Die senkrechten Wände engen das Bett des mächtig rauschenden Bergstroms so ein, daß oft die Straße den Felsen abgerungen werden mußte. Nur zuweilen ziehen sich dunkle Nadelwälder, unterbrochen von fruchtbaren Weingärten, schattigen Kastanien und andern Erzeugnissen südlicher Vegetation an den Wänden herab bis in das Thal; sie zeigen die Risse an, welche das Wasser in dem leicht verwitternden Gestein hervorbrachte, wo nun statt des festen Porphyrs fruchtbarer, der Vegetation günstiger Thonboden die Schlucht bedeckt. Hier und da blickt von der Höhe ein Bauernhaus freundlich herab in die Tiefe; auch an den Wänden, oft nahe der Straße und doch der schweren Zugänglichkeit wegen in schreckenerregender Lage, klebt hier und da eine menschliche Ansiedlung. Wo aber die östlichen Zuflüsse, aus noch engeren Spalten hervorbrechend, das Eisackthal auf wenige Schritte erweiterten und durch Schutt- und Trümmer-Halden seinen Boden erhöhten, dort sammeln sich jene Ansiedelungen zu kleinen Dörfern oder tragen ein einzelnes Wirthshaus. Steigt man von ihnen auf einem der zahlreichen Fußsteige an dem senkrechten, 2000 Fuß hohen Abhang hinan, so steht man plötzlich überrascht auf einer weiten Fläche, die mit Wäldern und üppigen Feldern bedeckt ist, zwischen denen reinliche Bauerngehöfte malerisch zerstreut sind oder sich zu Dörfern gruppiren, zu echten deutschen Alpendörfern mit einer Kirche, deren Thurm spitz ist wie ein Zahnstocher. Dies ist das große Plateau des rothen Quarz-Porphyrs, das sich weithin über Süd-Tyrol ausdehnt, eine von Klüften durchsetzte Hochfläche. Der Kuntersweg ist eine dieser Klüfte; selbst das Etschthal ist Nichts als eine weit klaffende Spalte. Seine senkrechten Thalwände, die auf beiden Seiten zu gleicher Höhe ansteigen und einander selbst hinsichtlich der Varietäten des Porphyrs vollkommen entsprechen, beweisen dies hinlänglich. Doch als ein stundenbreites, ebenes Hauptthal hat es einen ganz andern Charakter, als seine gleichfalls in den Porphyr eingeschnittenen Nebenthäler. Verweilen wir daher in dem Hauptthal, um dann, wenn wir seinen Charakter kennen, durch die Risse seiner Zuflüsse auf die Hochfläche des Porphyrs hinaufzusteigen.

Die Etsch verläßt bei Meran die Berge, die ihren jugendlichen Lauf einengen und nur selten weiter auseinandertreten, um einem breiten Thalkessel, wie der einförmigen Malser Haide, Raum zu geben. Sie betritt das Gebiet des

Porphyrs und mit ihm ein neues Lebensstadium, eine neue Entwicklungsstufe. Das Thal war bisher ein Längsthal, parallel der Centralkette der Alpen, parallel dem Innthal und dem Pusterthal, parallel den Uferlinien, durch welche das Festland der Alpen in verschiedenen Zeiten begrenzt war; der Porphyr zwingt es, wie alle Thäler, die er aus fremdem Gebiet aufnimmt und auf dem eignen fortentwickelt, seine Richtung zu ändern und den Lauf nach Süden fortzusetzen. Dies ist der Grund, weshalb Meran das wärmste und mildeste Klima in Deutschland hat, weshalb hier Leidende und der Erholung Bedürftige aus allen Ländern zusammenströmen, um durch die reine Bergluft und die kostbaren Trauben verlorne Kräfte wiederzufinden. So wichtig ist der Einfluß der Gebirgsart.

Wer aus der Schweiz durch den Finstermünzpaß oder von den Gestaden des Comer See's über die kühne Straße des 9000 Fuß hohen Wormser Jochs nach Meran reist, der war der Etsch durch den Glimmerschiefer gefolgt bis zu dem kleinen Orte Töll, wo nach Inschriften und Alterthümern einst das römische Sublavione lag. In einer Stunde hat er sein Ziel erreicht, doch diese kurze Zeit ändert Viel. Unter einem Rebendach führt die Straße hinab zur Seite des brausenden Wassers, das vor dem Eintritt in eine breitere, ebnere Thalsohle zum letzten Mal in steilem Gefälle fünfhundert Fuß hinabstürzt. Bald erreicht man die Stelle, wo das Thal nach Süden umbiegt, und nun eröffnet sich ein überaus schöner Anblick. Aus einer stundenbreiten üppigen Thalsohle, zwischen deren Rebengärten Städte und Dörfer bis zu dem fernen Botzen hervorschimmern und die Etsch sich silberweiß schlängelt, erheben sich zur Linken die Wände des Porphyrs, erst noch sanft, dann steiler und steiler. Zur Rechten bleiben sie niedrig, tragen aber mächtige Massen von Dolomit, der in senkrechten Wänden auf jenen abstürzt. An diese Thalwände knüpft sich der Name und die Geschichte von Tyrol. Unzählige Burgen erheben sich auf den Felsen, stolz hinabschauend in das Thal; die stolzeste ist die Burg Tyrol, das Stammschloß der gleichnamigen Grafen, die Wiege des Landes. Schon die Römer wußten die Lage zu schätzen; auf den Grundfesten, die aus den Zeiten ihrer Herrschaft sich erhalten hatten, bauten bojoarische Gaugrafen, die Stammherren des Geschlechts der Grafen von Tyrol, die Burg. Weit herum schaaren sich die kleineren Burgen des Hofstaats. Sie tragen zum physiognomischen Charakter des Thales ebenso wesentlich bei wie die eigenthümlichen Wände des Porphyrs. Ihnen verdankt es einen großen Theil seiner Reize und den Mangel jener Einförmigkeit, die häufig mit einer breiten Thalsohle verbunden ist. Doch ehe wir hinaufsteigen nach jenen von Burgen gekrönten Höhen, nach den Thalwänden, deren freistehende Felsen sie tragen, verweilen wir an den ebnen Ufern der Etsch in ihrem ganzen Lauf durch den Porphyr von Meran über Botzen bis Auer. Die Städte, die Dörfer, die zerstreuten Landhäuser und ihre Bewohner, die physikalischen Verhältnisse, die Vegetation, der Culturzustand — Alles trägt bei zur Gestaltung eines vollständigen physiognomischen Bildes.

Wenn man von einem Höhenpunkte des Südabfalls der venetianischen Alpen hinabschaut auf die Ebene, so zeichnen sich auf der grünen Fläche alle Flüsse, der Tagliamento, die Brenta u. s. f. weithin als breite weiße Streifen. Sie haben ihren Lauf durch Kalkalpen genommen und überschwemmen mit seinen Bruchstücken das Land so weit, daß das öde steinige Flußbett oft Meilen breit ist. Viele derselben sind im Sommer wasserlos und man legt mühsam einen beschwerlichen Weg für die Sommerzeit quer über die mit Geröll bedeckte Fläche an. Der Thalboden ist unfruchtbar und leblos und die Dörfer schmiegen sich eng an den Fuß der Berge. Wenn dann im Frühling der Schnee auf dem Hochgebirge schmilzt, brechen große Wassermassen herein, überschwemmen das Thal und häufen neue Massen von Geröll auf die früheren, um jede Spur keimenden organischen Lebens zu zerstören. Ganz anders das Etschthal. Es kennt bis in den Bereich, wo wir uns befinden, keinen Kalkstein. Wohl führt der jugendliche Strom Trümmer der Gesteine seines oberen Laufes mit sich, doch er überschwemmt damit nicht die breite Thalsohle; die Gerölle bleiben in dem Flußbett, das in dem weicheren Boden schmaler und tiefer eingeschnitten ist, als in jenen Wüsten von Kalktrümmern. Dagegen verbreitet die Etsch reichen Segen über das Land durch die Verwitterungsproducte des Glimmerschiefers und Porphyrs, welche sie fortführt, um mit ihnen die Thalsohle zu erhöhen und fruchtbar zu machen. So kommt es, daß das Etschthal von Meran bis Auer mit einem fruchtbaren Boden ausgefüllt und fast vollkommen eben ist. Einige Strecken indeß sind durch ihre tiefe Lage häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt und bilden zum Theil weite Sumpfländer. Solche Niederungen sind bei Branzoll, wo Wiesen von Schilf aus der verpestenden Wasserfläche hervorragen. Wo aber aus einer Spalte in den Porphyrwänden des Ufers ein Wildbach stürzt, da finden wir in kleinem Maßstabe jene Erscheinung der Ströme der Kalkalpen. Sie sind meist wasserarm, trocknen auch wohl ganz aus; ein einziges Gewitter schwellt sie zu reißenden Gießbächen, die oft den Verkehr hemmen. Dann führen sie gewaltige Massen von Trümmern der Gebirgsarten, durch die sie ihren Lauf nahmen,

der Etsch zu. Die Talfer, welche als ein unbedeutender Bach aus der engen Spalte des Sarnthals bei Botzen hervorkommt, richtet oft große Verheerungen an, wenn mächtige Wassermassen in reißendem Laufe aus der Spalte hervorbrechen und ihr Trümmermeer mit neuen Trümmern überschütten. Alljährlich erhöhen die Bäche ihren Steinwall und vorzüglich die kleineren zeigen häufig die Erscheinung, daß ihr Bett höher ist als die Thalsohle und das Wasser in einer Rinne auf einem Steindamm fließt. Dies sind die localen Hindernisse der Fruchtbarkeit des Etschlandes: die sumpfigen Niederungen und Ueberschwemmungen und die Ueberschüttung durch Steingeröll. Dazu kommen die Verwüstungen durch Bergstürze, welche zwar selten und verhältnißmäßig in kleinem Maßstabe stattfinden, aber doch auch manche Strecke Landes der Cultur entziehen. Die Straße von Botzen nach Trient führt in der Nähe von Leifers über mehrere unfruchtbare Schutthaufen, die auf diese Weise entstanden und höchstens mit verkümmertem Nadelholz oder einigen Erlen bewachsen sind. Wenn aber das Steingeröll sich mit Dammerde bedeckt hat, dann werden grade diese Strecken ihrer erhöhten Lage wegen die geeignetsten für den Ackerbau und der unmittelbaren Einwirkung der Zersetzung wegen die fruchtbarsten. Der blühende Ort Obermais bei Meran mit seinen reichen Weingärten ruht auf einem einzigen Steinhaufen, den der letzte Ausläufer des Porphyrs durch einen Bergsturz bildete. Einst stand hier eine große, blühende Stadt der Römer, Maja genannt. Sie wurde um das Jahr 800 nach Christi Geburt verschüttet; aber bald war der Trümmerhaufen von neuen Ansiedlern belebt. Noch findet man unter den Steinen alte Mauern mit Pfosten von weißem Marmor, Geräthschaften, Menschengerippe und andre Ueberreste aus der glücklichen Zeit von Maja.

So gliedert sich der Charakter der ebenen Sohle des Etschthales auf natürliche Weise. Die sumpfigen Niederungen sind des Anbau's unfähig, und wenn sie auch oft einer weiten ertragreichen Wiese gleichen, so besteht dieser Ertrag doch nur aus langem Schilf, dessen äußerste Spitzen trügerisch die Wasserfläche bedecken. Man benützt es zur Streu für das Vieh; die Arbeiter stehen bis an die Brust im Wasser und ringen dem Boden sein einziges Erzeugniß ab. Von Vilpian über die Gebiete von Terlan, Andrian und Missian ziehen sich solche sumpfige Niederungen gegen Siegmundskron, dessen Porphyrfelsen die Etsch umspült, um bald in der Gegend von Leifers und Branzoll das Thal in seiner ganzen Breite in ein Schilfmeer umzuwandeln. Umsonst bemühte man sich im vorigen Jahrhundert, die Sümpfe zu trocknen. Das Bett des Flusses konnte man nicht tiefer legen und als man mit großen Kosten die Ufer durch Dämme bereits erhöht hatte, zerstörte die erste Fluth den schwachen Bau.

Allmälig steigt der sumpfige Boden an. An die Stelle stagnirenden Wassers treten sumpfige Moore, dann moosige Grasflächen, endlich üppige Wiesen, welche drei- bis viermal jährlich einen reichen Ertrag geben. Sie bilden die Ufer jener Wasserflächen und genießen nur noch den wohlthätigen Einfluß der Feuchtigkeit. In diesem Niveau beginnt der Bau des „Türken.“ Weite Flächen, die häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind und keinen andern Ertrag geben könnten, sind in wogende Maisfelder verwandelt. Die verwesenden Moore verpesten dem deutschen Arbeiter die Luft, daher die dem Klima besser trotzenden Italiener mehr und mehr herbeigezogen werden. Mit ihnen nimmt der Anbau von Maulbeerbäumen auf den Maisfeldern und die Zucht der Seidenraupen zu; so wird der Nutzertrag der nassen Flächen von Jahr zu Jahr vermehrt. Nur noch eine kleine Erhöhung des Bodens und wir sind ganz heraus aus dem Bereich der Schilfteiche, der Moore, der Moose, der Wiesen und des Maisbaues. Wir betreten trockenes Land, das nur in ungewöhnlichen Fällen, auf die der Alpenbewohner freilich täglich gerüstet sein muß, von den aus ihren Ufern tretenden Wassern der Etsch bedeckt, aber eben so schnell von ihnen befreit wird. Mit diesem Niveau beginnt das eigentliche Culturland des Etschthales, ein ausgedehntes Rebengelände, das das Thal von einem Ufer zum andern bedeckt und durch die schimmernden Häuser der Besitzer und die reichen, stattlichen Dörfer unterbrochen wird. Man zieht die Weinstöcke nicht in malerischen Guirlanden, die sich von Baum zu Baum schlingen wie in der Po-Ebene, noch an Stöcken wie nördlich von den Alpen, sondern an Laubengängen. Aus Italien wanderte der Weinstock ein; da dies aber weit früher geschah als die Einführung des Maulbeerbaumes, so konnte natürlich die Cultur nicht dieselbe sein, wie dort, wo die Pflanzungen beider Gewächse ein zusammengehöriges Ganzes bilden. In allen andern Beziehungen finden sich Anklänge an das Italienische, die mit der Rebe einwanderten. Die Weingärten sind wie dort mit Mauern oder lebendigen Zäunen umgeben. Jeder Besitzer hat sein eignes Wohnhaus neben seinem Grundstück, oft zum bleibenden einsamen Aufenthalt, oft nur für die Zeit der Weinlese, oft auch, wie die Italiener, für einen Andern, dem er gegen die Hälfte des Ertrages die Arbeit übergibt. Wer in einem Dorf wohnt, der hat meist die Besitzung dicht am Wohnhaus; zunächst schließt sich ein großer Obstgarten daran, worin die berühmten Botzener Früchte reifen, die köstlichsten, die der Süden erzeugt.

Das nordische Obst gedeiht hier neben dem südlichen und jedes findet einen geeigneten Standort. Die nordischen Aepfel und Birnen werden im ferneren Süden zu zuckerreich, während bei Botzen die edelsten Sorten noch edler werden durch das liebliche Aroma, das sie in der warmen Gebirgsluft annehmen. Selbst den Feigen fehlt dies nicht, wo sie an den erhitzten Porphyrwänden reifen; ihr Zuckergehalt ist nicht so bedeutend wie in Italien, daher sie zum Trocknen wenig geeignet sind. Pfirsiche und Aprikosen gibt es in Fülle Melonen bedürfen keiner Pflege — kurz die Umgegend von Botzen ist für den Pomologen ein Paradies. An den Garten schließen sich die Weinpflanzungen. Wo der Boden sich senkt und zur Rebencultur zu feucht ist, da wird das Maisfeld angelegt. Getreide baut man nicht mehr, als zum Bedarf erforderlich ist. Reicht die Besitzung bis zur Bergwand, so schließt sie mit reichbeladenen Kastanien und Nußbäumen, die sich bald unter den Fichten am Abhang verlieren.

Wie das Volk in Sprache, Sitten, Gebräuchen und Charakter nach den Nationalitäten der Deutschen und Italiener verschieden ist, aber in Allem der Einfluß des gewandten, verschlagenen und dem Klima mehr gewachsenen Romannen auf den zwar kernhaften und am Alten festhaltenden, aber allzu gutmüthigen und auf Andere zu fest vertrauenden Deutsch-Tyroler deutlich hervortritt, so ist es auch im Baustyl der Wohnhäuser. Nirgends ist er charakterloser, als er hier in der letzten Zeit geworden ist. Die mit deutschem Charakter und deutschem Familienleben innig verbundene, tief darin wurzelnde Bauart der echt alpinen Ortschaften findet sich noch in Sterzing und Matrey am Brenner mit ihren zahlreichen Erkern und weit vorspringenden Dächern. In dem nahen Etschland ist sie bis auf wenige Anklänge verschwunden. Diese aber sind mit dem italienischen Styl verwebt, der nur in seinen Villen dem Deutschen zusagt. Je weiter man im Etschthal gegen Süden vordringt, desto mehr erhält das italienische Element das Uebergewicht, und wenn uns statt der reinlichen Kellnerinnen der deutschen Alpen zum ersten Male in Lavis ein eigennütziger Cameriere empfängt, da fühlen wir wohl, daß Deutschland hinter uns liegt. Mit der letzten Spur deutschen Baustyls und deutscher Sitten ist auch die letzte Spur deutscher Biederkeit verschwunden. Botzen ist noch eine echt deutsche Stadt, in der der Italiener fremd ist, so sehr er sich auch einzubürgern und seinen Einfluß geltend zu machen sucht. Schon seit den Römerzeiten ist es ein wichtiger Ort, dessen Messen den deutschen und italienischen Handel vermittelten. Aus allen Weltgegenden kamen hier die Kaufleute zusammen und die unternehmenden Botzner gingen hinaus in fremde Länder, um ihren Handel auszudehnen. Was war natürlicher, als daß fremde Elemente sich geltend machten und mächtig in die Gestaltung aller Verhältnisse eingriffen? Dazu kam der wichtige Umstand, daß die große Handelsstraße aus der Levante, dem ganzen Orient und Aegypten zur Blüthezeit der venetianischen Republik über Venedig, Botzen, Innsbruck und Nürnberg ging. Alles dies trug zur Gestaltung des Baustyls von Botzen bei; hier verwob es sich zu einem einheitlichen Ganzen, dessen fremde Elemente indeß noch wohl zu erkennen sind. Die meisten Häuser schließen einen Hof ein, um den in jedem Stockwerk eine Galerie herumläuft. Alle Thüren führen nach ihr hinaus; sie dient zu den Abendzusammenkünften und ist meist mit Blumentöpfen geschmückt; unten im Hofe plätschert ein Brunnen. Die ganze Einrichtung läßt mehr auf gemüthliches Leben schließen, als in Botzen zu finden ist. Um Regen und Wind abzuhalten ist der Hofraum mit der „Haube" bedeckt, einem vierseitigen, nach Osten geöffneten Kasten, dessen Deckel eine schiefe Lage hat und nach Osten hoch ansteigt, um Licht hereinzulassen. Schaubach hat bereits darauf aufmerksam gemacht, daß diese Sitte aus dem Morgenland stamme und durch den Handelsweg eingeführt sei, wie überhaupt viele Anklänge aus dem Orient auf der ganzen Straße sich wiederfinden. Schubert erwähnt die Dachhaube als eine Eigenthümlichkeit der Häuser von Kairo, wo sie Molkof heißt. — Die Häuserreihen schließen enge Gassen ein; längs der belebtesten sind zu beiden Seiten Laubengänge, der Schauplatz des Handels und Verkehrs. Gewölbe reiht sich an Gewölbe und zur Zeit der Messe herrscht in den engen Gängen ein reges Leben.

So war die ehemalige typische Bauart der Botzner charakterisirt durch das zweckmäßige Verschmelzen fremder und einheimischer Elemente zu einem einheitlichen Ganzen. Jetzt beginnt moderner Styl sich einzubürgern. Da man aber zugleich am Alten festhalten will, so vereinigt man Beides, oft zu einem sehr verschrobenen Ganzen. Auffallend sind besonders die äußerst bizarren Gebäude, welche die Reichen der Stadt als „Schlösser" aufführen und in denen sie auf eine wunderbar geschmacklose und komische Art den tyrolischen Ritterburgen-Styl mit dem modernen zu verschmelzen suchen.

Die Dörfer der Umgegend haben wenig Anklänge an Botzen, wenn es gleich der Mittelpunkt des Landes ist und für unsre Gegend in allen Dingen als Muster dient. Der Einfluß ferner Länder erstreckte sich nur auf die Stadt; die Thalbewohner ahmten das ihnen näher stehende und ihren Bedürfnissen mehr

zusagende Italienische nach, das sich bis gegen Meran verbreitete. Die Dörfer sind ein Gemisch einiger echt deutscher Gebäude, einiger andern, die den südlichen Charakter dem nordischen verbinden, endlich solcher, in denen Jeder die Weinberghäuser der Lombarden erkennt. Die ersteren schaaren sich um die Kirche und bilden den Kern des Dorfes, die anderen ziehen sich weiterhin an der Straße entlang, bis sich endlich jene echt welschen, unreinlichen, luftigen Häuser in den Rebengärten zerstreuen. Der allgemeine Wohlstand, die Ausdehnung, die breiten Straßen und die ansehnlichen Gasthäuser gewähren den Dörfern des Etschthales einen großartigen Anblick. Wie die Straße, welche das Thal durchzieht, fliehen auch sie die Niederungen und schmiegen sich eng den Porphyrwänden an. Instinktmäßig legen sie sich vor den Ausfluß der kleinen Bäche, welche das Porphyrplateau durchbrechend der Etsch zufließen; nicht eine einzige Spalte, die einem Gebirgswasser den Durchgang gewährt, gibt es, vor deren Oeffnung nicht ein Dorf gelagert ist, welches durch seine Größe den Umfang des Thales bezeichnet, das sich dahinter ausdehnt, gleichsam als wollten sie eine Schutzmauer bilden für die engen Seitenthäler, die noch von einem jungfräulichen, von Italienern unberührten echt germanischen Volk bewohnt sind. So liegt Meran am Ausfluß des Passeyrer Baches, Botzen schützt den Ausgang von den zwei großen Thälern der Talfer und der Eisack; es gibt kein Dorf in dem Hauptthal des Porphyrgebiets, das nicht die angegebene Lage hat. Der feuchte, ungesunde, Ueberschwemmungen ausgesetzte Thalboden trieb die Bewohner an erhöhte Stellen; sie fanden sie dort, wo die Wildbäche ein Trümmermeer aufgehäuft hatten; hier war zugleich an den sonst wasserarmen Porphyrwänden die Hauptbedingung menschlicher Ansiedlung erfüllt. Von dem Fuß der felsigen Thalgehänge ziehen sich die Dörfer an diesen hinauf, so weit es die Wände zulassen; sie sind nicht freigebig mit dem Raum, den sie zum Anbau gewähren, aber sie lohnen ihn um so reichlicher. Die östlichen Thalgehänge zwischen Meran und Botzen sind der Glanzpunkt des Tyroler Weinbaues. Hier, wo den Nordwinden der Zugang versagt ist, übt die Sonne ihre Wirkung in voller Kraft; in der dalmatischen Hitze, die sie hervorbringt, gedeihen die Producte des Südens in üppiger Fülle. Schattige Kastanien breiten ihr dichtbelaubtes Dach aus und laden in der brennenden Mittagshitze gastlich zur Ruhe ein. Hochstämmige Nußbäume wetteifern mit ihnen, den Charakter der Baumvegetation an den Gehängen zu bestimmen. Neben ihnen krümmt der Feigenbaum seine Aeste, bald als Fremdling in die regelmäßigen Rebenpflanzungen sich eindrängend, bald sich anschmiegend an einen freistehenden Porphyrfels, der der Verwitterung Trotz bot, und dann umrankt von dem leichten Laubwerk einer Clematis oder umschlungen von den Zweigen des melancholischen, düstern Epheu's, dessen hundertjähriger Stamm den ganzen Fels umrankt. Zwischen seinen Blättern wuchert manche Pflanze, die durch den verwitternden Porphyr und die sengenden Strahlen der Sonne aus dem fernen Süden hieher gelockt wurde und einen geeigneten Boden fand. Hier und da schwankt auf hohem Stamme das Haupt einer Pinie, die sich in den bergigen Norden verirrte; selbst Agaven und Opuntien gedeihen in den Felsritzen. Hoch darüber hinaus ragt die Burg, welche den Felsen krönt. Epheu bekleidet die verfallenen Mauern und windet sich hinein durch die leeren Fenster und durch die Spalten, welche die Zeit in das alte Gemäuer riß; üppige Töchter des Südens umarmen das stolze Monument deutscher Kraft und deutschen Charakters. Die Sage, in der das Volk die Geschichte seines Landes erzählt, fand auf den Ruinen einen fruchtbaren Boden. Mit Stolz erzählt der Tyroler die Geschichte seiner Fürsten, die sich an die Trümmer knüpft. Er kennt die Thaten seiner Helden eben so gut als die Ränke der Margarethe Maultasche, deren Namen sich besonders im Volke erhielt. Von jener Burg leiten sie ihn ab, die sich an der Porphyrwand über Terlan erhebt. Einst wohnte dort ein junger Edelmann, berüchtigt durch seine Verführungskünste. Ein Fräulein stieg eines Tages den steilen Weg zur Burg hinan; da begegnete ihr ein Jägersmann und warnte sie. Aber sie ging doch hinauf, erlag der Verführung und kam nach acht Monaten verstoßen wieder herab. Der Jägersmann begegnete ihr wieder und gab ihr eine Ohrfeige, hier Maultasche genannt. Davon erhielt das Schloß den Namen Maultasche und Margarethe, deren Lieblingsaufenthalt es war, ihren Beinamen. Schöner und von größerm Interesse sind die Sagen, welche sich an manche andere Burg knüpfen und in die der heilige Gral, die Ritter der Tafelrunde, Wolfdietrich und der Rosengarten des Königs Laurim verwebt werden. In dem Schloß Rungglstein bei Botzen sind die Wände mit Frescogemälden bedeckt, welche sich auf diese Sagen beziehen.

Ehe wir die kleinen Seitenthäler betreten, sind wir dem Hauptthal der Etsch noch einen Tribut schuldig, um es in allen seinen Theilen im Porphyrgebiet zu kennen. Es gab eine Zeit, wo die Etsch den Felsen von Siegmundskron nicht umspülte, wo sie das Thal von hier bis Auer nicht kannte. Erst als später die Berstung des Porphyrs erfolgte, da strömte der Fluß durch das neue, tiefere Bett.

Wo hat er aber früher seinen Lauf genommen? wo fanden die Wasser einen Abfluß? wo sind die Inschriften, welche darüber Auskunft geben? Sie sind auf der Hochebene von Eppan und Kaltern, das ganze fruchtbare Ländchen ist eine Inschrift mit klaren und deutlichen Zügen. Das jetzige Etschthal zwischen Botzen und Auer ist, wie wir sahen, von steilen der Etsch. Sie hat es mit Geschieben erfüllt, die sie durch kalkig-thonigen Boden verband. Jetzt ist hier ein hügeliges Land, bedeckt von den wohlhabendsten und blühendsten Ortschaften Tyrols, von Weingärten, die den reichsten Ertrag im ganzen Lande liefern. Mais- und Getreidefelder wechseln mit ihnen in buntem Gemisch. Haine von Laubbäu-



Porphyrschlucht des Sarnthals bei Botzen.

Wänden eingefaßt. Steigt man auf die Höhe der westlichen, so eröffnet sich jenseits des schmalen trennenden Bergrückens ein neues von Nord nach Süd gerichtetes Thal, aus dem die steilen Dolomitwände der Mendel aufsteigen. Dieser Thalboden, der nach Nord und Süd sich gegen die Etsch zu abdacht, in der Mitte aber beinahe 1000 Fuß höher liegt als der von Botzen, ist das frühere Bett men ziehen sich an den Abhängen hin und schließen malerische Seen ein. Burgen krönen den östlichen Höhenzug oder ragen scheinbar aus der Ebene hervor. Kommt man aber näher, so gewahrt man die Spitze des Hügels, den das Wasser durch Wegspülen des lockern Bodens schuf. Nach Süden hin flacht sich das eigenthümliche Ländchen allmälig gegen Neumarkt ab. Ein großer Wasserspiegel, der Kal-

terer See, der letzte Ueberrest der allgemeinen Wasserbedeckung, liegt, von Weinbergen umgeben, am südlichsten Ende des Porphyrgrates. Einst war hier ein Sumpf, der die ganze Abdachung bedeckte; ein Bauer unternahm die Entwässerung und gründete den Segen von Kaltern und Tramin. Einen unvergleichlich schönen Anblick gewährt die Uebersicht des ganzen Weinländchens. Wenn man aus dem westlichen Nonsberg heraufsteigt nach dem Paß der Mendola, so steht man plötzlich überrascht an dem Rande des 3000 Fuß hohen senkrechten Abhanges. Glücklich der, welcher bei völlig klarer Abenddämmerung von diesem Punkt die Landschaft überschaute, unauslöschlich wird sich ihm der Anblick einprägen. Unmittelbar zu Füßen liegt Kaltern und die ganze Eppaner Hochebene; die Abendröthe strahlt aus den Spiegeln der Seen. Stolz erhebt sich in der Tiefe die uralte Burg Hoch-Eppan, das Stammschloß der Grafen von Eppan aus dem Geschlecht der Welfen, welche einst mit den Grafen von Tyrol um die Oberherrschaft stritten. Weiterhin hebt sich Siegmundskron aus dem Häusermeer des fernen Botzen hervor. Das Thal der Etsch, durch den schmalen Höhenzug von unserm Hochländchen getrennt, läßt sich weithin verfolgen. Darüber erhebt sich jenseits das Plateau des Porphyrs, das wir mit einem Blicke übersehen. Geisterhaft bleich steigen in dem Duft der Abenddämmerung die vielgestaltigen Dolomitriesen über das schwarze Waldgebirge empor. Doch es ist nicht gut, zu lange zu verweilen, denn es ist anderthalb Stunden bis Kaltern hinab und der einsame steile Waldweg ist nicht geheuer. Wo Italiener und Deutsche sich so vermischt haben wie hier, da gibt es keinen guten Klang. Sie lauern versteckt auf den verspäteten Wanderer und wir wären nicht die Ersten, die in ihre Hände fielen. Bald haben wir die Hochebene erreicht.

Ehe wir nach Botzen zurückwandern, überblicken wir noch einmal das reiche, fruchtbare und anmuthige Etschthal, das wir verlassen wollen. Das bevölkertste Thal Tyrols liegt vor uns, das wichtigste für die Entwicklung des Landes, ein durch die Sage und durch die Geschichte geweihter Boden, eine durch üppige Cultur gesegnete und dennoch an Naturschönheiten überreiche Gegend. Wenige Hauptthäler der Alpen dürften sich mit dem der Etsch messen können. Seine Schönheit beruht auf den Eigenschaften, die es dem Porphyr verdankt; nicht allmälig und einförmig steigen die Thalwände an, sondern plötzlich, schroff und reich an wechselnden Bildern. Das Culturland verläuft nicht nach und nach in die Waldzone, sondern beide greifen in einander ein und bedingen die Mannigfaltigkeit in der Erscheinung. Unaufhaltsam eilt die deutsche Gebirgstochter dem Süden zu; bald verläßt sie ihre heimathlichen Berge und tritt hinaus in die weite Ebene. Wir folgen ihr nicht, sondern verlassen sie und betreten die kleinen Querthäler, die Spalten, durch welche das Hochgebirge der Etsch seinen Tribut sendet.

Um den Charakter der kleinen Spaltenthäler des Porphyrgebiets kennen zu lernen, unternehmen wir von Botzen einen Ausflug in das Sarnthal. Man hat vor einem Jahre einen kunstvollen Weg mit großer Mühe und bedeutenden Kosten angelegt; auf ihm gelangen wir bequem hinein. Kein Reisender sollte Botzen ohne den ungemein lohnenden und leichten Ausflug verlassen. Ein weites Steinmeer bezeichnet den Ausfluß der Talfer, welche das Sarnthal durchströmt. Man hat das Bett mit seinen eignen Trümmern eingedämmt und den Botznern auf den Steinwällen einen Spazierweg geschaffen, der uns dem Innern des Thales zuführt. Noch sehen wir nur fruchtbare bewachsene Porphyrgehänge, wo der Maueracher die besten Botzner Trauben zieht. Bis hinauf ziehen sich die Rebengärten und von der Höhe winkt Jenesien, ein Sommerfrischort, berühmt wegen seiner schönen Mädchen. Näher am Eingang steht zur Schutzwehr des Thales der alte römische Thurm des Drusus und nun treten wir ein in die wildromantische Enge. Burg reiht sich an Burg. Sie krönen die hohen Wände des Porphyrs, dessen höchste Obelisken oft selbst Ruinen vergleichbar und von dem alten Gemäuer kaum zu unterscheiden sind. In ununterbrochener Abwechslung reiht sich Bild an Bild, eine Coulisse nach der andern wird aufgezogen und enthüllt neue Geheimnisse, neue Zauber. Wild schäumend braust die Talfer zur Seite des Weges. Enger und enger treten die vollkommen senkrechten Wände zusammen; Risse durchsetzen sie, in denen sich lange Lehnen von Geröll herabziehen, kümmerlich mit einigen Bäumen bewachsen, die an jedem Absatz sich entwickeln. Dann treten die Wände um einige Schritte weiter auseinander, um sich nur desto enger wieder zu schließen. Oft ist der Weg wie ein durchschnittener Tunnel in eine Felswand gehauen. An einem Zollhaus vorüber, das den Botznern als Vergnügungsort dient, erreichen wir bald die großartigste, wildeste Stelle, wo die Talfer in steilem Gefälle über mächtige Felsblöcke stürzt. Bald darauf erweitert sich das Thal, die Porphyrspalte ist zu Ende, wir sind im Gebiet des Glimmerschiefers, dem sanftere Formen eigenthümlich sind. Ein breites, fruchtbares und bevölkertes Thal zieht sich noch weit in das Gebirge hinauf. Es ist von einem eigenthümlichen Menschenschlage alamannischen Stammes bewohnt, der sich in seiner vollen Ursprünglichkeit erhalten hat

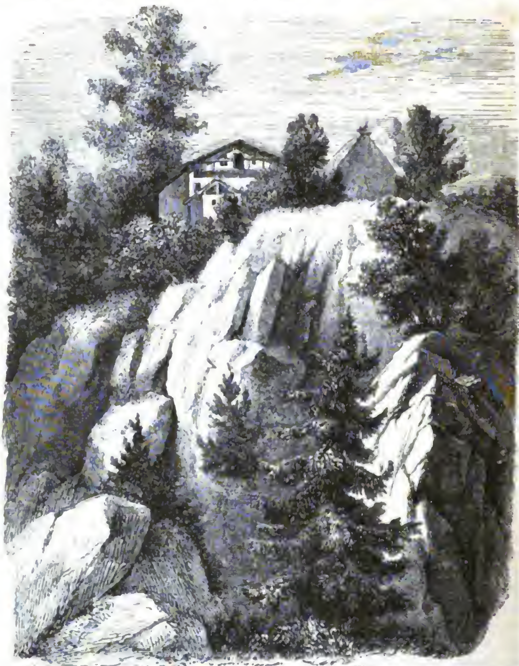
und obwohl er Botzen am nächsten ist, doch in der Cultur am weitesten zurücksteht. Ein eigenthümlicher Kunstgriff, ein Messer so um das Auge eines Andern herumzudrehen, daß dieses am Sehnerv heraushängt, soll den meisten Streitigkeiten der Sarnthaler ein schnelles Ende geben. So wenig konnte das civilisirte Botzen Einfluß auf ein Thal ausüben, vor dessen Ausgang sich die Stadt lagert. Wie kann dies auch anders sein bei den eigenthümlichen geognostischen Verhältnissen? Ein bisher unzugänglich gewesener Engpaß trennt das benachbarte Thal; alle Verbindung fand über das Plateau statt. Die Römer hatten bereits mit gewohnter Kühnheit einen Saumweg durch die Spalte der Talfer gebaut. Hohe Bogen zogen sich an den Felswänden hin; ihre Pfeiler standen im Wasser, aber vermochten dem reißenden Wildbach nicht ewig Trotz zu bieten. Nur hier und da sieht man noch Trümmer des kühnen Baues.

Die Klüfte des Kuntersweges und der Talfer sind nur locale Durchgangsstufen ihrer Thäler. nicht so die Spalten, welche die östliche Thalwand der Eisack und Etsch von Collmann bis Auer durchfurchen. In ihnen würden wir bis auf die Hochfläche des Porphyrs fortwandern, wenn wir überhaupt in ihnen wandern könnten. Doch sie sind zu eng, zu wild, zu steil, um dies zu gestatten. In unzähligen Windungen zieht sich der Weg an den Gehängen des Hauptthals hinauf, um in bedeutender Höhe thalaufwärts fortzuführen und entweder noch einmal die Thalsohle zu erreichen oder sich stets über ihr hinzuziehen. Wir blicken daher nur hinab in die schauerliche Tiefe und hören das Rauschen des eingeengten Wildbachs bis herauf auf die Gipfel der Felsen. So lernen wir die Zinnen der Wände kennen, an denen wir aus der Talfer hinaufblickten, wir kommen vorüber an den Burgen, die dort hoch über uns schwebten, und Schwindel ergreift uns, wenn wir unter den Fenstern einen gähnenden, Abgrund sich öffnen sehen, an dessen Rand eine kühne Hand das Gebäude setzte. Wir gehen weiter am Rande des Abgrunds hin; stets höher und höher wird die Thalsohle, die Wände treten zurück und allmälig verwandelt sich die klaffende felsige Spalte in ein tiefes Thal mit steilen, bewaldeten Wänden. Kein Thal zeigt dies klarer, als das von Welschenofen. Von Karneid am Kuntersweg steigt man steil aufwärts und wandert über den Abgrund hin, in dessen Tiefe der schäumende Bach blendend zwischen den dunklen Fichten schimmert. Allmälig ziehen sich die Wälder der Höhen bis hinab an das Wasser, und nach fünfstündiger Wanderung erreicht man die Thalsohle und mit ihr das erste Dorf Welschenofen. Weithin lagern sich seine Häuser an den flachen Gehängen des Thalbodens, rings umgeben von dichtem Nadelwald, den die Dolomite des Rosengartens und des Reiter-Jochs überragen. Einsam und abgeschieden ist die Lage in dem düstern Hochthale. Zwar führt die wichtige Straße von Fassa nach Botzen durch das Thal in seiner ganzen Länge. Aber nur durch Saumthiere geschieht der Verkehr über den Caressapaß. Zur Zeit der Messe kommen die Italiener herüber und befriedigen in Botzen die geringen Bedürfnisse. Die Müller sind meist die Vermittler alles Verkehrs in den abgeschiedenen Hochthälern; so auch hier. Am Ende jeder Woche fahren sie hinab zum Wochenmarkt und führen die nöthigen Lebensmittel ein, welche die rauhen Berge in allzubeschränktem Maße liefern. Für jeden andern Bewohner ist eine Fahrt nach Botzen ein wichtiges Ereigniß.

Welschenofen liegt fast 3000 Fuß höher als die Straße am Kuntersweg. Die Berge erscheinen nur als niedere Hügelreihen, die durch das weit verzweigte Thal gebildet werden. Sanfte Einschnitte führen die Quellwasser dem Welschenofener Bach zu; sie tragen bereits den Charakter der Hochebene des Porphyrs, die sich hier in unzählige Höhenzüge auflöst. Steigen wir hinauf auf einen dieser Züge, um das Plateau zu überblicken, so sehen wir nur ein Chaos von Hügeln und waldigen Bergketten. Die Menge der gleichförmig gerundeten Höhen hindert ein richtiges Gesammtbild. Erst nachdem wir von einem höheren Punkte das ganze Porphyrgebiet überblickt haben, werden wir auch in den Theilen den Charakter des Ganzen erkennen; das unverständliche Chaos löst sich in ein gesetzmäßig wohlgeordnetes Ganzes auf. Kein Punkt dürfte für die Uebersicht geeigneter sein als das 7800 Fuß hohe Joch Grimm, dessen mit dem Rest einer Dolomitschicht gekröntes Haupt weithin sichtbar ist. Seine Besteigung gehört zu den lohnendsten und leichtesten Partien.

Von der großen Straße des Etschthales ersteigen wir bei Leifers den steilen Porphyrabhang, den wir bereits kennen lernten. Nicht ohne Mühe erreichen wir den Rand des Plateaus und bald darauf Deutschenofen, ein echtes Alpendorf, das auf einer kleinen fruchtbaren Hochfläche über der gähnenden Kluft des Brantenbaches liegt. Es lehnt sich in einer Höhe von 4500 Fuß an die Südseite eines Hügels und ist dem Innern der Berge zugekehrt. Eine weit verzweigte Mulde mit tiefen bewaldeten Gehängen bezeichnet den Ursprung des Brantenbaches, in dessen finstere Schluchten das freundliche Alpendorf grade hineinschaut. Nur wenige Schritte höher, so würden die Bewohner aus ihren Fenstern weithin das Land übersehen bis zu den Gletschern des Ortlers. Aber der Alpenbewohner sucht keine Aussicht; er will nur Schutz vor kalten Winden, ein Grundstück zum Anbau und gutes

Wasser. Das letztere aber ist im Porphyrgebiet ein gar seltener Schatz und eine frische Quelle genießt einen großen Ruf in der ganzen Gegend. Das spärliche Regenwasser, das nicht sogleich abgeflossen ist, wird von dem verwitterten Gestein eingesogen und kann sich selten zu einer Quelle sammeln. So gibt der feuchte Boden wohl den Pflanzen ein üppiges



Porphyrabhang in der Nähe von Seiß.

Wachsthum, der Mensch aber sucht vergebens nach einigen Tropfen, die er mit einem Rohr mühsam auffängt. Dieser Mangel an Wasser hat bisher die Bewohner des Etschthales abgeschreckt, Deutschenofen zum Sommerfrischort zu wählen, obgleich es, wie wenige andere Dörfer, zu einem ruhigen, friedlichen Aufenthalt einladet. Hier findet man Waldeseinsamkeit, entzückende Fernsichten, großartige Ansichten, reinliche Bauernhäuser, ein gemüthliches, fröhliches Volk, liebliche, kräftige Wiesen neben düsteren Schluchten — kurz es vereinigt sich Alles, was man bei geringen Lebensbedürfnissen verlangt. Derselbe Porphyr aber, der alle diese Reize veranlaßt, schreckt den Etschländer vor der wasserlosen Gegend.

Jenseits der Spalte des Brantenbaches erhebt sich mit sanfter Steigung das Joch Grimm 3000 Fuß über das Plateau. Dort, wo die waldigen Abhänge aus der Hochfläche aufsteigen, glänzt in ähnlicher Lage wie Deutschenofen das Serviten-Kloster Weißenstein herüber, nach dessen Kirche die Bewohner von Süd-Tyrol wallfahrten. Die fruchtbare Terrasse, welche die Mönche zur Ansiedlung wählten, scheint kaum von den Wiesen getrennt zu sein, über die wir unsre Wallfahrt beginnen. Da zeigen sich die Hindernisse, welche der Porphyr stellt. Die tiefe Kluft des Thalbachs liegt zwischen uns und dem Kloster; in unzähligen Windungen müssen wir alle seine Quellbäche durchwandern; denn durch die schwarze Tiefe führt kein Steig. Mit eiserner Geduld folgen wir dem Fußweg durch die

hochstämmigen, düstern Tannenwälder und nach fast dreistündigem Marsch erreichen wir das Kloster. Von allen Aussichtspunkten der Gegend pflegt man das bekannte Kloster Weißenstein als glänzenden Punkt im Waldgebirge zu suchen; von hier überblickt man alle jene Punkte im weiten Umkreis. Doch schöner und großartiger gestaltet sich die Aussicht, je mehr wir uns dem Gipfel des Berges nähern, bis sich endlich von der Dolomitplatte der Höhe das Bild des Landes in großartigen Umrissen entfaltet. Ein Blick umfaßt das ganze südliche Tyrol bis zu dem Gletscherkranz der Ortler und Oetzthaler Alpen. In der Mitte des weiten Gesichtskreises hebt sich das Gebiet des Porphyrs als ein dunkles, bewaldetes Hügelland hervor. Keine Spur seiner Spalten und Klüfte ist zu sehen, nur eine scheinbar einförmige wellige Fläche. Während der im Etschthal Wandernde nicht ahnt, welches Leben auf diesen Bergen herrscht, welche reichen Genüsse er hier finden würde, verschwindet von unserm Standpunkt jenes große Spaltenthal, wir ahnen nicht, welches üppige, südliche Gelände der Porphyr in seinem Gebiete schuf. Majestätisch erheben sich die östlichen Grenzpfeiler des Porphyrs, die kahlen Dolomitriesen des Schlern, des Rosengartens und des Latemar. Wir blicken nach Süden, welch' anderes Bild bietet sich uns dar! Kaum glauben wir in jener Kette schwarzer, zerrissener Berge, die sich weithin ausdehnt und mit zackigen, 7000 Fuß hohen Gipfeln aus der dunklen Waldregion hervorragt, unsern Quarzporphyr wieder zu erkennen. Und doch ist es dasselbe Gestein. Aber wie konnte derselbe Porphyr im Norden ein 4 bis 5000 Fuß hohes Plateau, im Süden ein wildes Kettengebirge bilden, aus dessen Kamm sich die Cima di Lagorei über 8000 Fuß erhebt? Die Geologie gibt uns hierüber Aufschluß. Längst hatten sich emporgedrungene heißflüssige Massen gleichförmig über ihre Unterlage ausgebreitet und waren zu Quarzporphyr erstarrt, da erfolgten noch weitere Eruptionen von jüngeren ganz gleichen Massen; sie durchbrachen das schon gebildete Gestein und hinterließen in den Bruchstücken desselben, die sie einschlossen, eine deutliche Inschrift über ihre Geschichte. Durch eine lange Periode dauerten die Eruptionen fort, die ebenso viele parallele Züge von verschiedenen Varietäten des Porphyrs hervorriefen. Auch dieser südliche italienische Theil des Porphyrgebiets ist von Spalten durchsetzt. Die längste derselben ist das Cembra-Thal von Cavelese bis Lavis; es ist parallel dem Kuntersweg, senkrecht zu den kleinen Querspalten, in denen wir heraufstiegen. Wie diese ist es durch seine Enge zum Anbau nicht geeignet, daher die Bewohner sich auf den Höhen angesiedelt haben.

Einen Hauptcharakterzug des Porphyrgebiets bilden seine Forsten. Süd-Tyrol hat wenig Wald und dieses Wenige beschränkt sich fast ausschließlich auf die Gebiete des Porphyrs und des Glimmerschiefers. Fichten, Tannen, Lärchen und Cirbeln sind vorherrschend. Die letzteren sind bereits mit dem Knieholz vergesellschaftet, in dessen Region nur der südliche Höhenzug hineinragt. Unter den zusammenhängenden Staats-Wäldern des deutschen Gebiets steht der Korer Wald obenan, der sich vom Latemar und vom Caressa-Paß gegen Welschenofen herabzieht. Er bedeckt den Porphyr und die Trümmerhalden, welche der Dolomit des Latemar bildet; weit ziehen sie sich herab aus seinen Schluchten und geben den hochstämmigen Wäldern einen geeigneten Boden. In ihnen liegen die beiden Korer Seen. In düstrer, melancholischer Waldeseinsamkeit breitet sich der grüne Spiegel des untern Sees aus; seine Wellen spielen mit dem Bild des majestätischen Latemar, der aus dem dunkeln Nadelwald kahl und nackt sich erhebt. Der obere See versiegt im Sommer und verwandelt sich in eine Wiese, der untere nimmt ebenfalls an Größe ab. Im Frühling jedoch schwellt ihn der schmelzende Schnee, daß er aus seinen Ufern tritt und den Wald verheert. Wie überall so bestimmen auch hier die Forsten einen großen Theil der Beschäftigung der Bevölkerung. Der geringe Feldbau läßt den Meisten Zeit genug, bei den Arbeiten im Walde thätig zu sein. Der größte Theil des Holzes wird verkohlt und auf Maulthieren nach den Hüttenwerken von Agordo im Venetianischen geschafft. Die Arbeit des Meilerns wird von Italienern verrichtet, wobei ganze Familien mit Frauen und Kindern thätig sind. In großen Caravanen wird dann aufgebrochen, jedes Maulthier erhält seine bestimmte Last, wartet geduldig, bis das letzte Thier bepackt ist und mechanisch setzt sich der ganze Zug in einförmigem Schritt in Bewegung. Die besseren Stämme werden zerschnitten und in den Bach abwärts nach der Eisack geflößt, wo ein großer Rechen sie auffängt. Ihr weiteres Schicksal ist, entweder zu Brettern geschnitten oder als Eisenbahnschwellen gespalten zu werden. Die besten Stämme endlich werden als Schiffsmasten nach Venedig gebracht. Ein Theil des jüngeren Holzes wird zu den Lauben verarbeitet, an denen die Weinstöcke im Etschthal gezogen werden, oder zu Ruderstangen verwendet. Geregelte Forstcultur kennt man in Tyrol nicht. Man schlägt jährlich die tauglichsten Stämme heraus und überläßt den Nachwuchs sich selbst. Die besseren Förster legen auch wohl einen Saatcamp an, aber ehe sie ihn benutzen können, ist ein Andrer an ihrer Stelle, der die sorgsam gepflegte Pflanzung verkommen läßt. Noch trauriger ist es um die zahlreichen Privat- und Gemeinde-Forsten be-

stellt. Der Bauer braucht Geld, verkauft sein Holz und sorgt nicht weiter, denn die Leute theilen fast sämmtlich die beklagenswerthe Meinung, daß in früheren Zeiten das Holz sehr wohl gewachsen sei, jetzt aber nicht mehr wachsen könne, denn man sehe es nicht. Dies ist die Veranlassung der vielen kahlen Flächen, die früher der hochstämmigste Wald waren, jetzt aber nur mit Heidelbeer- und Preißelbeer-Sträuchen bewachsen sind. Von Jahr zu Jahr vermindert sich der Wald, die unbebauten Strecken nehmen zu. Der größte Feind der Forstcultur sind die italienischen Holzhändler, die ihr Unwesen in allen Thälern treiben, insbesondere im Sarnthal und im übrigen Gebiet des Porphyrs. Sie bestechen den Bauer durch augenblicklichen Gewinn und verwandeln die schönsten Wälder in kahle, öde Flächen, die auf immer für den Anbau verloren sind. Im Sommer sind sie dürr, zumal auf Porphyr, im Winter geben sie den zerstörenden Lawinen freien Lauf, im Frühling gestatten sie den Verheerungen der Gießbäche volle Freiheit. Viele Gemeinden haben das Recht, ihren Holzbedarf nach Belieben aus ihren Wäldern zu nehmen; dann sind nicht mehr die Italiener, sondern die Bewohner des Landes selbst die Waldverwüster. Es ist unbequem, einen ganzen Stamm fortzuschaffen; daher läßt man die obere Hälfte mit den Aesten im Walde. Oft ist der Boden der Wälder bedeckt mit verfaulenden und längst verwesten halben und ganzen Stämmen, die dem wandernden Geognosten (andere Wanderer verirren sich kaum so weit von den gewöhnlichen Wegen) größere Hindernisse in den Weg setzen, als der steile Abhang. Felsen verhindern, den Stamm seitlich zu umgehen; man muß sich durch die nach allen Seiten starrenden Aeste hindurcharbeiten, um einige Schritte weiter ähnliche Hemmnisse zu finden. Eigenthümlich ist der dem Charakter der Deutsch-Tyroler innig verwebte Gleichmuth und die Sorglosigkeit, womit die Bewohner dem Verschwinden des Holzes zusehen. Nirgends dürfte man die Sorge für die Nachkommen weniger ausgebildet finden. So lange die Leute selbst noch nicht verhungern, sind sie zufrieden, und wenn es sich nicht um das Aufgeben althergebrachter Rechte handelt, die sie mit eiserner Consequenz festzuhalten suchen, sind sie blind für jedes noch so mächtig eingreifende Uebel. Ruhig sehen sie es an, wie unzählige Abhänge, denen der schützende Baumwuchs fehlt, sich mit einem Trümmermeer bedecken und wie sie die Straße am Abhang fortwährend mit großen Kosten gegen die andringenden Massen von Geröll schützen müssen.

In ungleich besserem Culturzustand sind die Forsten des südlichen Porphyrgebiets, jener Kette, die sich längs des Travignolo- und Avisio-Bachs hinzieht. Uralte Fichten erheben dort ihre Riesenstämme auf übereinandergestürzten bemoosten Porphyrblöcken. Die dichten, finstern Wälder ziehen sich lang hin an den Abhängen und hoch darüber hinaus ragen die schwarzen, wilden Kuppen des Porphyrs, aller Vegetation baar. Dies ist das Gebiet der Gemeinde Fleims, eines an Charakter, Intelligenz, innerer Kraft und Einheit allen andern italienisch redenden Süd-Tyrolern weit überlegenen Volkes, das wahrscheinlich deutschen Stammes ist. Stets haben sie ihre Unabhängigkeit, soweit es ihre Kräfte erlaubten, zu bewahren gewußt. Andern Mächten unterworfen hatten sie eine eigene Verfassung, eigne Gemeindeordnung, eigne Gerechtigkeitspflege. Immer hielten sie fest zusammen und bilden noch jetzt ein einiges, festes Ganzes. Daraus entspringt das eigenthümliche Gefühl der Selbständigkeit und Kraft, welches die Fleimser auszeichnet. Mit großer Weisheit verwalten sie ihre Besitzthümer. Wälder, Alpen und Fischerei sind Eigenthum theils des ganzen Thales, theils der einzelnen Gemeinden. Die Mitglieder der letzteren erhalten das Holz für einen sehr niedrigen Preis. Doch wird nur wenig im Thale verbraucht. Alles Uebrige wird theils durch die Sägemühlen des Travignolo zerschnitten, theils in großen Stämmen verkauft. Die Vorzüglichkeit des Holzes hat ihnen so großen Ruf verschafft, daß die Stämme beim Bau des Canals von Suez verwendet werden.

Wir kehren nach dieser Abschweifung auf das Plateau zurück; denn jener südliche Gebirgszug liegt bereits jenseits der Grenzen unseres Gebiets. Das Plateau ist zwar im Allgemeinen ein hügeliges Waldgebirge, durch seine Baumvegetation gegen alle benachbarten Gebilde mit Ausnahme des Glimmerschiefers abgegrenzt. Sie bestimmt aber nicht allein seinen Charakter und ist nicht das Einzige, was sich nach der Gebirgsart und nach der Form der Berge gestaltet. Der Mensch, seine Ansiedlungen, seine Beschäftigung, sind ebenso davon abhängig. Ist nicht eine einzige menschliche Ansiedlung im Stande, die traurigste einförmigste Landschaft so umzugestalten, daß man sich in ihr wohl und heimisch fühlt? und ist nicht des Menschen Hand fähig, der Natur ihre Reize zu nehmen, ihren Schmuck zu vertilgen, in einem Augenblicke das zu vernichten, was sie durch Jahrtausende zu seinem Besten pflegte? Bereits hatten wir ein Beispiel an der Verwüstung der Wälder. Alle andern Eingriffe der Bewohner des Porphyrlandes in den Charakter, den die Natur ihm gab, sind aber erfreulicherer Art. Ackerbauer haben sich angesiedelt und um das einsame Haus den Boden culturfähig gemacht. Wo früher Moos und Vaccinien den Abhang nutzlos bedeckten, da dehnen sich jetzt Felder

von Roggen und Gerste aus, die zwar den mühsamen Anbau wenig lohnen, aber für den Bedarf des einfachen Bauern hinreichen. Oft zerstört früher Frost die ganze Ernte, ein Regenguß überschwemmt das Thal mit Steingeröll und viele andere Gefahren lauern auf die Vernichtung dessen, was die thätige Hand des Menschen mit Mühe und Fleiß schuf; aber Beharrlichkeit und Gleichmuth, die Hauptzüge im Charakter des Bewohners, lassen diesen stets zu neuer Thätigkeit schreiten, wenn er auch ihre Frucht oftmals nicht genießen konnte. Wie Oasen sind auf der ganzen Höhe des Porphyrplateaus die angebauten Felder im Walde zerstreut. Rings sind sie von dichtem Forst umschlossen, oder grüne Abhänge, denen ihr Schmuck geraubt ist, ziehen sich gegen die Felder herab. Der Bauer läßt sie unbebaut, denn seine Kräfte reichen nicht hin, außer der Pflege seines Feldes neue Strecken urbar zu machen, und da seine Väter sich auch mit der kleinen Fläche begnügten, so ist sie für ihn genug und er wendet alle Mühe nur auf ihren Anbau. Er bewacht sie stets, denn er wohnt selbst mitten im Felde. Ist er arm, so genügt ihm ein hölzernes Haus, das aber stets stattlich gebaut ist und durch seine Zierlichkeit und Reinlichkeit einen angenehmen Eindruck macht. Der reichere Bauer mauert das Untertheil, und wenn er vor seinen Nachbarn Etwas voraus haben will, so baut er auch wohl das ganze Haus von Stein. So weit kann ein Jeder willkürlich handeln; was darüber hinaus geht, ist ihm durch althergebrachte Sitte vorgeschrieben, die der Bauer nicht zu verlassen wagt. Eine Galerie zieht sich zwischen unterem und oberem Geschoß um das ganze Haus herum. Sie darf nie fehlen; denn sie ist ein wesentliches Erforderniß für alle Bedürfnisse und für die gesammte Lebensweise der genügsamen Bewohner. Um sie zu schützen, springt das Dach weit vor. Die Schindeln, welche lose darauf liegen, sind mit Steinen beschwert und damit diese nicht herabfallen, ist das Dach flach. Die äußere Ausschmückung des Hauses bekundet den eingebornen Sinn für Reinlichkeit und Zierlichkeit. Nichts wird kahl und schroff gelassen, sondern mit geschmackvollen Zierrathen versehen. Der Rand des Daches und die Galerie sind besondere Gegenstände des Luxus. Dem Aeußeren entspricht die innere Einrichtung. Ist der Bauer auf ein Haus beschränkt, so vereinigt es alle Bedürfnisse der Wirthschaft. Das Parterre ist die Wohnung für das Vieh. Um es warm zu halten, mauert man es gern und senkt es als eine Art Souterrain in die Erde. Neben dem Kuhstall sind außer dem Raum für das übrige Vieh und für den Backofen meist noch einige Zimmer. Aber die eigentlichen Räume zum Wohnen sind in der Bel-Etage; denn die Leute kennen keine Sitte. Man geht von der Galerie in die reinlichen Zimmer. Die Wände sind zierlich getäfelt, die Decke mit besonderer Sorgfalt gearbeitet. Bänke sind rings herum an den Wänden befestigt; einige Tische, roth angestrichen, die Jahreszahl in die vier Ecken vertheilt und in der Mitte mit dem Zeichen I. H. S., stehen in den Ecken auf vier divergirenden Beinen; jeder derselben hat seine Bestimmung, und wenn sie nicht ausreichen, so hilft man sich mit Klappen aus, die von der Wand herabgelassen werden. Eine Ecke des Zimmers ist von dem großen gemauerten Ofen eingenommen. Ueber ihm ist ein eigenthümliches Gerüst mit einigen geneigten Brettern, welche als Lagerstätte dienen. Dort liegen die Leute in der entsetzlichsten Hitze nach vollbrachter Arbeit und fühlen sich sehr behaglich. Die alte Großmutter sitzt auch wohl den ganzen Tag auf dem Ofen und dreht die Spindel. An dem Fenster oder in einem besonders dazu bestimmten Zimmer steht die Milch in kleinen Schüsseln, die kunstvoll über einander gestellt werden. Sie ist meist der hauptsächlichste Theil in der Wirthschaft, wenn sie auch nur zum eignen Bedarf verwendet wird. Die Küche ist durch ein Schiebfenster mit dem Wohnzimmer verbunden. Ein steinerner Heerd genügt für alle gastronomischen Bedürfnisse. Eine entsetzlich große Pfanne steht auf einem Dreifuß. Ist das Milchmuß fertig, so wird es in das Wohnzimmer geschoben; die Hausbewohner setzen sich herum und arbeiten mit großem Bedacht an seiner Vertilgung. Wer den meist sehr gesegneten Apetit befriedigt hat, zieht den Löffel stärker als gewöhnlich durch den Mund und steckt ihn an seinen Ort. Am Sonntage dürfen „Speckknödl“ oder „Krapfen“ nicht fehlen, dies wäre ein unverzeihlicher Verstoß gegen die uralte Hausordnung.

Der reichere Besitzer hat neben dem Wohnhaus noch ein zweites Gebäude, das Heustadl. Dann bewohnt er das erstere ganz und richtet es mit allem Comfort ein. Das Vieh bewohnt den untern Theil des Stadls, während der obere zum Unterbringen des Heus und als Tenne dient. Da das Feld am Hause liegt, so sind keine Zugthiere zum Einführen des Getreides nothwendig. Auch die Plätze, wo das Heu wächst, sind in den meisten Fällen sehr nah. Fast alle Bäche bilden in ihrem oberen Theil ein sanftes, mit einer Wiesenfläche bedecktes Thal; das alte Gesetz, daß die Alpengewässer in einer Mulde entspringen, bewährt sich auch bei ihnen, erst nach und nach treten die Wände näher zusammen zu einer waldigen Schlucht, endlich zu einer engen Felsspalte. In den Mulden sind die Wiesen unsers Gebietes, die den Viehstand der Bauern bedingen. Nie trägt die Hochfläche selbst einen Wiesenboden; nur der nördlichste Vorsprung des Porphyrterrains, der 6500 Fuß hohe Raschötz im Grödner

Thale, der in allen Verhältnissen von dem Plateau abweicht, ist auf seiner Höhe mit einer Alpe bedeckt. Sie bildet eine gegen Süden geneigte Fläche, die nach Norden und Westen mit senkrechten Wänden auf den Glimmerschiefer abstürzt. Ein trigonometrisches Zeichen steht unmittelbar am Abhang an einem überaus lohnenden Uebersichtspunkt. Von hier aus ist die ganze Fläche mit Porphyrbruchstücken bedeckt und diese mit Gras überwachsen. Nur Ochsen und Pferde haben hier eine schlechte Weide, die besser gepflegten Kühe sind auf dem tieferen Glimmerschiefer, dessen Graswuchs üppiger ist. Dort wo der Südabhang gegen das Grödner Thal herab steiler wird, bedeckt dichter Fichtenwald den Raschötz bis nach Sanct Ulrich.



Terrassenlandschaft des Porphyrs.

So einfach ist das Leben, so gering sind die Bedürfnisse der Bewohner des Porphyrplateaus, und doch sind die Meisten wohlhabend durch den Waldbesitz. Eine kleine Oase von Feld und Wiese mit einem Wohnhaus ist Alles, was der Bauer braucht, um glücklich zu leben. Rings umher sieht er nur Wald und die gegenüber liegende Thalwand. Auf Einsamkeit ist er angewiesen; denn die physikalischen Verhältnisse verlangen vereinzelte Ansiedelungen. So wurde dies zu einem Grundzug in dem Charakter der Bevölkerung. Jedes Haus trägt den Namen seines ursprünglichen Besitzers und der neue Eigenthümer muß sich bequemen, den Namen von Jenem zu führen, von dem eignen aber nur den Vornamen als giltig anzusehen. Die Gehöfte heißen stets: Beim Lantschner, beim Prosliner, beim Pitscheider, wenn auch längst ein Hinteregger oder Krautmoser den Besitztitel erhielt. Die Gebiete der Gemeinden erreichen durch die zerstreuten Glieder eine bedeutende Größe. Wo die größte zusammenhängende Strecke cultivirten Landes eine kleine ebene Stufe in dem Berglande einnimmt, dort baute man die Kirche hin. Einige Gehöfte sammeln sich um sie; weiterhin zerstreuen sie sich mehr und mehr und verkriechen sich „wie Rebhühner“ im Walde. So durchgreifend dieser Charakter für alle Dörfer des Porphyrplateaus gleich bleibt, bedingen doch die Bodenverhältnisse der einzelnen Theile manche Verschiedenheit; man könnte Berggemeinden und Thalgemeinden unterscheiden. Wo die Quellbäche des Welschenofner Thales sanfte Einschnitte bilden, da siedelten sich die Bewohner am Bach und auf dem untern flachen Thalboden an. Weithin liegen die Häuser von Welschenofen und von Obereggen im romantischen Eggenthal am Bach entlang zerstreut; nur einzelne Gehöfte ziehen sich an den Gehängen hinauf. Die Lage bedingt die Erwerbsquellen der Bewohner. Das kräftige Berggewässer verlockte zur Benutzung seiner Kraft; daher sind hier die Mehl- und Sägemühlen für die Gegend, welche nächst den Wäldern den Wohlstand der Bevölkerung veranlassen. Ganz anders sind die Dörfer, welche an dem mittleren Lauf der Gewässer des Porphyrberglands liegen. Wir kennen aus unsern Wanderungen bereits die tiefen waldigen Schluchten, welche ihn bezeichnen. Selten verliert sich eine Ansiedlung in die schaurige Tiefe, meist um eines Erwerbszweiges willen,

der sich dort besser betreiben läßt. Niemals konnte ein Dorf darin Platz finden. Erst in größerer Höhe fanden die Ansiedler den Boden geeigneter. Von der hügeligen Wasserscheide gegen das nächste Querthal ziehen sich sanfte Gehänge herab, an denen sich die Gehöfte zerstreuten; überall sieht man sie von der jenseitigen Thalwand aus dem dunklen Forst hervorschimmern. Wo sich der Boden zu einem kleinen fruchtbaren Plateau ausdehnt, da steht die Kirche, welche alle Glieder beherrscht. So entstand auf luftiger Bergeshöhe das uns wohl bekannte freundliche Deutschenofen, und weiter nördlich Gummer, die echteste aller Berggemeinden.



Seiß mit der Burg Hauenstein.

Der mittlere Lauf einzelner Bäche, besonders der nördlichen, verleugnet den echten Porphyrtypus. Hier kommen bereits manche fremdartige Verhältnisse in Betracht, welche gestaltend auf das Thal einwirkten und die Wände der steilen waldigen Schluchten in fruchtbare Abhänge verwandelten, bis die unvermeidliche Spalte den Bach der Eisack zuführt. Diesen Charakter hat das Tierser Thal, das zur Zeit der Söhne Ludwig's des Frommen die lombardisch-deutsche Grenze bildete. Die Dolomite des Schlern und Rosengartens sind seine Wiege. Bei dem in anmuthiger Abgeschiedenheit gelegenen Badeort Tiers, wo die Quellbäche sich zu dem einen größeren Thal vereinigen, erhält es seine Taufe und betritt zugleich das Gebiet des Porphyrs, dem es treu bleibt. Einen auffallenden Contrast bilden von nun an seine beiden Thalwände. Die südliche ist getreu dem Charakter der benachbarten Schwestern. Düsterer Wald zieht sich steil bis auf die Höhe, wo einige Gehöfte darin versteckt liegen. Verheerende Wasserrisse ziehen sich am Abhang herab und führen dem Hauptbach mächtige Massen Geröll zu; denn dort oben verwittert das Gestein leicht und wiederholt vielfach in kleinem Maßstab die Erscheinung der berühmten Erdpyramiden von Botzen. Heidelbeersträucher bedecken den Waldboden und laben den erschöpften Wanderer mit Früchten von ungewöhnlicher Größe. Kein Strahl der Sonne trifft diese Thalwand und der Nordwind übt freies Spiel. Dies schreckte den Ansiedler, daher wählte er das nördliche Gehänge. Auch dieses ist steil, von Rissen durchschnitten, welche den Verkehr hindern und nirgends von einer ebenen Fläche terrassenförmig unterbrochen. Aber die Strahlen der Sonne fallen senkrecht auf die geneigte Fläche, die nur Südwinden den Zutritt gewährt. Bis an den Bach herab ist der Boden des Anbaus fähig. Daher entwickelte sich hier ein reiches, reges Leben, das sich in den verschiedenen Höhen sehr charakteristisch gestaltet. Mehrere Kirchen bilden die Mittelpunkte, von deren gedrängten Häusermassen aus die Gehöfte sich stets weitläufiger verbreiten. Im Grund des Thals pocht die Wassermühle. Kastanien und Nußbäume gedeihen hier vorzüglich und ziehen sich in vereinzelten Gruppen weit an der Thalwand hinauf. Sie beschatten das freundliche Wohnhaus des Bauern, dessen Galerie mit den goldenen Maiskolben geschmückt ist. Noch baut man

hier diese Frucht: ein wenig höher am Abhang gedeiht sie nicht mehr, während Weizen und Buchweizen, hier Plenten genannt, noch in bedeutender Höhe in der „neuen Welt“ gebaut werden. Der Boden, die sonnige Lage, das gleichförmige Gehänge — Alles dies hat zu dem Wohlstand des Thales beigetragen. Eifersüchtig sieht der Bewohner der Fichtenregion auf der Grenzscheide gegen das Gebiet des nächsten Baches herab auf die reichen Felder seiner Nachbarn, während er sich kümmerlich mit den wenigen mühsam errungenen Früchten seiner Roggen- und Gerstenfelder begnügen muß.

Wir wandern weiter. Stets auf gleicher Höhe fortschreitend folgen wir auf der Wasserscheide dem Lauf der Bäche und gelangen bald an den Rand des Plateaus, wo es gegen den Kuntersweg und das Thal der Eisack abstürzt. Hoch über dem untersten Lauf der Bäche finden wir hier einen neuen Charakter der menschlichen Ansiedelungen. Die auf dem Thalboden lang sich hinziehenden Dörfer charakterisiren, wie wir sahen, den oberen Lauf, die im Walde zerstreuten Ansiedelungen auf den hügeligen Wasserscheiden fanden wir vorherrschend im mittleren Theil. Ueber den steilen Wänden der untersten Thalstrecke entwickelt sich ein neues Leben. Abermals treten die Häuser zu geschlossenen Dörfern zusammen, die unmittelbar über dem Abgrund schweben und über denen neue Abhänge sich steil und senkrecht erheben; sie verdanken ihre Entstehung einem Charakterzuge des Porphyrs, den er in den bisher betrachteten Theilen nicht entwickeln konnte. Keine Felswand dieses Gesteins erhebt sich unmittelbar bis zur Höhe des Plateaus; stets sind sie durch Terrassen unterbrochen, die oft nur einige Fuß breit sind und einigen Bäumen Raum geben, welche der kahlen Wand ein malerisches Ansehen verleihen, oft aber eine breite fruchtbare Hochfläche bilden, aus der in stets gleichem Abstand vom Abgrund das Gestein sich nochmals erhebt, um die Erscheinung zu wiederholen. Das höchste Plateau trägt dann vollkommen den Charakter der Waldstrecken mit zerstreuten Bauergehöften oder ist auch wohl mit einer freistehenden Kirche gekrönt, die weit in's Land hinausschaut. Der nördliche Theil unsers Gebietes entwickelt den Charakter der Terrassen-Landschaften am klarsten. Anmuthig reiht sich Dorf an Dorf; mit ihnen wechseln in malerischer Abwechselung Felsgruppen und steile Abstürze, Wälder und Wiesen, Felder und Baumgruppen, Burgen und Bauergehöfte, sanfte Gehänge und tiefe Schluchten. Es ist der Theil des Plateaus, auf dem wir bereits vom Kuntersweg einmal heraufstiegen. Hier ahnen wir nicht die enge Spalte, welche uns von den lieblichen jenseitigen Dörfern „auf den Ritten“ trennt. Ununterbrochen scheint sich das bevölkerte und cultivirte Land bis an den Fuß des Rittner Horns auszudehnen, wo ähnlich wie auf unsrer Seite neue Hochflächen sich mit steilen waldigen Wänden über das Plateau erheben. Dies ist die Landschaft der Terrassen über dem Kuntersweg. Sie sind für den Bewohner die unbequemsten, für den Fremden die malerischesten und reizendsten. Die engen Spalten des Seißer und Schlern-Bachs durchbrechen das Terrain. An ihnen ziehen sich die Terrassen fort, so daß sie sich von drei Seiten um das höchste Plateau herumziehen. Von den Ruinen der Burg Aicha bei Seiß sehen wir senkrecht hinab in die schauerliche Tiefe, in der der Seißer Bach im rauschenden Sturz die Wasser der Seißer Alp der Eisack zuführt. Jeder Vorsprung ist mit Bäumen gekrönt, die die Großartigkeit des Schauspiels wunderbar mildern. Neben uns aber wuchern auf dem zweihundert Schritt breiten Boden der Terrasse alle Producte des tyrolischen Südens, nur der Weinstock hat sich nicht bis in diese Höhe verirrt. Dicht belaubte Kastanien und Nußbäume beschatten die Wiesen, welche die Kornfelder unterbrechen, und unmittelbar dahinter ist das wildeste Felsgewürfel, dessen Blöcke mit Fichtengruppen wechseln, oder steile Wände von Brombeeren und Epheu umrankt. Einer überaus großen Mannigfaltigkeit lieblicher, malerischer Bilder begegnet der Wanderer auf dem Wege um den ganzen Abhang herum und von dort jenseits einer neuen Spalte über Tisens und Tagusens in das Grödner Thal. Doch wir folgen von unserm Ausgangspunkt, der Burg Aicha über dem Seißer Bach, diesem Wasser aufwärts. Breiter und breiter wird die Terrasse, die bewaldete Bergwand zur Linken tritt zurück, sanfte Gehänge von ungemeiner Fruchtbarkeit ziehen sich hinab zu den stets niedriger und weniger steil werdenden Ufern des Seißer Bachs, in dessen Tiefe der spitze Thurm von Sanct Vigil aus dem Laub- und Nadelmeer hervorragt. Bald erreichen wir auf besonntem Abhang das einfache Dörfchen Seiß, von dem der Bach seinen Namen hat. Hier verweilen wir; denn wir haben das Gebiet des Porphyrs verlassen. Das bewaldete Plateau macht einer fruchtbaren langgezogenen Ebene Platz, die nach einer Seite in die Terrassenlandschaft des Porphyrs übergeht, nach der andern sich in sanfte Biegungen um die steilen Gehänge eines noch höhern Plateaus, der Seißer Alpe, herumzieht. Sie hat einen durchaus neuen Charakter, denn mit ihr beginnen die sedimentären Schichten, welche sich auf dem Porphyr ablagerten. Aus der Geschichte des Landes ersahen wir bereits, daß die Wasser den Quarzporphyr mechanisch zerstörten und rothe Sandsteine daraus bildeten, daß aber bald neue Gebilde folgen, welche der chemischen Zersetzung ihre Entstehung verdanken, Kalk

und Mergel. Zu derselben Zeit, als sich diese Schichten im Süden absetzten, bildeten sich in Nord-Deutschland ähnliche Gesteine, welche unter dem Namen der Formation des Buntsandsteins bekannt sind. Wie hier, so bilden auch dort die einzelnen Glieder ein zusammengehöriges Ganzes, daher wir sie unter den Namen des herrschenden Gesteins, des rothen Sandsteins, zusammenfassen können. Sie führen uns auf den Thalboden der interessantesten Thäler von Süd-Tyrol, in das Land der Badioten. Die Tuffe lehren uns die höchsten Plateaus kennen, die durch ihr Gestein die besten Alpen Tyrols geworden sind. Der Dolomit endlich bildet das Skelett des Landes.

Ebbe und Fluth.

Von

J. H. Mädler.

Wenn man sich rücksichtlich dieses Gegenstandes an einen bestimmten Sprachgebrauch gehalten hätte und folgerichtig dabei geblieben wäre, so würden wir Behauptungen wie die, daß die Fluth in einzelnen Meeresgegenden ganz unregelmäßig sei, daß sie nicht vom Monde abhänge und dergleichen nie angetroffen haben. Nicht jedes Anschwellen eines Gewässers ist Fluth, nicht jedes Sinken eine Ebbe. Auch Binnengewässer steigen und fallen: Regengüsse, Schneeschmelzen, Deichbrüche, Winde, Verdunstung, veränderte Strömung und hundert andre Ursachen bringen in allen Gewässern, binnenländischen wie oceanischen, vielfache und oft sehr bedeutende Veränderungen des Niveaus hervor, und wenn man alles dies Ebbe und Fluth nennen will, wie nicht Wenige gethan haben, so möchten wir von der Mehrzahl der Niveauänderungen allerdings mit Recht behaupten, daß sie nicht vom Monde herrühren.

Nur diejenige Hebung, welche deutlich eine Periode von 12½ Stunden (genauer 12 Stunden 24½ Minuten) innehält, und nicht den Binnengewässern, sondern den Meeren angehört, heißt Ebbe und Fluth. Nur sie hat der Seefahrer wie der Küsten- und Inselbewohner im Auge, wenn er sich dieses Namens bedient. Nur sie ist vorauszuberechnen, ähnlich wie die Tageslänge aus dem Sonnenstande, wobei Alles ausgeschieden werden muß, was von Bewölkung, Terraingestaltung und dergleichen abhängt, obwohl diese Wirkungen sich mit der regelmäßigen des Sonnenstandes zusammensetzen. In ganz ähnlicher Weise setzen sich die aus den oben angegebenen Ursachen herrührenden Anschwellungen und Senkungen der Gewässer mit der periodischen Ebbe und Fluth zusammen, und daher kann die reelle Höhe des gesammten Steigens ebenso wenig als die wirkliche physische Tageslänge genau berechnet werden.

Wir sind bei physischen Erscheinungen oft genug in ähnlichem Falle. So läßt sich z. B. die Temperatur eines Monats, Tages oder einzelner Tagesstunden gleichfalls nicht genau vorherbestimmen, weil zu viele nicht vorauszusehende Umstände dabei mitwirken. Gleichwohl zweifelt Niemand, daß der Hauptfactor beim Unterschiede des Sommers und Winters, sowie des Tages und der Nacht, einzig der Sonnenstand sei, dieser aber ist streng periodisch und regelt alle unsre Geschäfte.

Ganz ebenso verhält es sich mit Ebbe und Fluth. Die deutsche Sprache entbehrt eines gemeinschaftlichen Wortes für die beiden Entgegensetzungen, wie ein solches in aestus, marée, tide gegeben ist. An allen Orten, wo überhaupt etwas bestimmt Periodisches im Steigen und Fallen des Wassers wahrgenommen wird, findet sich dieselbe Periode.

In der gleichen Zeit erfolgen nun aber die Durchgänge des Mondes durch den Meridian, und zwar abwechselnd durch den obern und untern. Man wird also auch im längsten Zeitraume stets finden, daß genau so viele Fluthen als Mondsculminationen vorgekommen sind (in jedem Jahre 697). Aus dieser streng genauen Uebereinstimmung folgerten schon die Alten, daß der Mond die Ursache der Erscheinung sei, und der Pilot bestimmt nach dem Stande des Mondes den zu erwartenden Eintritt der Fluth.

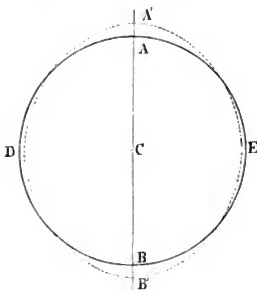
Nun ist diese Thatsache allerdings eine bloß erfahrungsgemäße, und es bleibt immer noch nachzuweisen, wie der Mond diese Wirkung ausübe. Und da sie, auch als periodische, nicht allein für die verschiedenen Meeresgegenden sehr verschieden, sondern auch für eine und dieselbe, je nach Jahreszeit und Mondphase, sehr ungleich ausfällt, so wird eine theoretische Erklärung alles dieses zu erörtern und als naturnothwendig nachzuweisen haben.

Erinnern wir uns, daß die Anziehung eine allgemeine, mit zunehmender Entfernung abnehmende Wirkung der Körper aufeinander sei, und daß z. B. nicht bloß die Sonne unsre Erde, sondern auch umgekehrt diese die Sonne anzieht, ja daß die Anziehung sich nicht nur auf den ganzen Körpercomplex, sondern auch auf die einzelnen Theile erstreckt.

Folglich zieht auch der Mond die Erde an. So weit nun diese ein fester Körper ist, kann ihre Gestalt dadurch nicht verändert werden, vielmehr wird die ganze continentale Erde so angezogen, wie ihr Mittelpunkt.

Dagegen kann und wird ihre Gestalt sich in Folge der verschiedenen Anziehung ver-

ändern, soweit sie ein flüssiger Körper ist. Nehmen wir der Einfachheit wegen zuerst die ganze Oberfläche flüssig an, so wird, wenn AB die Richtung der Anziehung bezeichnet, der dem Monde nähere Punkt A eine größere, der entferntere B eine geringere Anziehung



erfahren als der Mittelpunkt C. In Folge dessen werden die drei Punkte A, C, B weiter auseinander gezogen; die Entfernung AC wie CB vergrößert, mithin derselbe Effect hervorgebracht, als wäre A nach A' und B nach B' gehoben worden.

Nun wird allerdings dieses Emporheben nicht so gedacht werden können, als stiegen die in A und B befindlichen Wassermassen in ihrer gesammten Quantität von unten nach oben, so daß über dem Grunde ein leerer Raum entsteht. Vielmehr entsteht das Steigen nur dadurch, daß von D und E aus ein Abströmen nach A' und B' hin entsteht, also der gesammte Wasserkörper aus seiner Kugelform in eine ellyptoidische Form umgestaltet wird.

Es würde also in diesem Falle im Punkte A, der den Mond in seinem Zenith hat, und ebenso im entgegengesetzten Punkte B sich Fluth, dagegen in demjenigen größten Kreise der Wasserkugel, der den Mond im Horizont erblickt, Ebbe zeigen müssen.

Der wirkliche Wasserkörper unsrer Erde umfaßt jedoch nicht die gesammte Oberfläche, und ein ungehemmtes Zuströmen von D und E nach A und B kann deshalb nicht angenommen werden. Wir finden in der That nur eine Erdgegend, den großen Ocean, der nahezu die halbe Erdkugel umfaßt und wo nur die zerstreuten Inselgruppen einige Hemmung veranlassen, die nicht so erheblich ist, daß sich nicht eine Fluthwelle hier bilden könne, die allerdings in einem gleich großen und gänzlich freien Gewässer sich bestimmter aussprechen und höher erheben würde. So ist sie in der That nur gering, und an denjenigen Inseln, über die der Mond niemals senkrecht zu stehen kommt, wie Neuseeland und Chatam wenig oder gar nicht zu spüren. In allen übrigen Meeren ist die Fluth keine ursprüngliche, sondern nur eine aus dem stillen Meere herüberkommende Welle, die sich nur bis an die Küsten Neuhollands von Ost nach West, in der der Erdrotation entgegengesetzten Richtung, weiterhin aber so bewegt, wie die Gestaltung der Küsten es möglich macht. So biegt sie um Neuholland südlich und nördlich herum, zieht im indischen Ocean in verschiedentlich gekrümmten Richtungen, biegt um das Cap der guten Hoffnung und dringt von Süden nach Norden in das atlantische Meer ein, indem sie sich in die verschiedenen einen offenen Eingang gestattenden Meerbusen verzweigt. Da sie sich hier auf engeren und nach Innen zu sich noch mehr verengernden Räumen bewegt, so steigt sie auch meistens weit höher als an ihrem eigentlichen Ursprungsorte, dem freien großen Ocean. Sie dringt hier selbst in Breiten vor, wo der Mond auch bei seinem höchsten Stande noch 30° und darüber vom Zenith entfernt bleibt, wie die Shetlandsinseln und Norwegen.

Da die so vielfach gehemmte Bewegung der Fluthwellen nicht in 12½ Stunden die Erde umkreisen kann, so wird überall, wo sie eine bloß übertragene ist, eine Verspätung der Fluthzeit eintreten. Da aber der Weg stets derselbe bleibt, so werden auch diese Verspätungen regelmäßig sein, das heißt für jeden bestimmten Ort tritt die Fluth immer um dieselbe Stunde, vom Durchgange des Mondes durch den Meridian an gezählt, ein. Man nennt diese constante Verspätung die Hafenzeit. Für Hamburg z. B. beträgt sie 5 Stunden, das heißt wenn der Mond um 4 Uhr Morgens durch den Meridian geht, so kommt um 9 Uhr Vormittags die Fluth; geht er um 10 Uhr durch, so tritt die Fluth um 3 Uhr Nachmittags ein, und eben dies gilt für die (12 Stunden 25 Minuten später eintretenden) untern Culminationen des Mondes. Diese Hafenzeit für jeden Ort genau zu kennen, ist für die Seefahrer von großer Wichtigkeit, da nicht wenige Häfen so beschaffen sind, daß man nur zur Fluthzeit einlaufen kann. Auf offnem Meere, wo weder eine Küste in Sicht, noch an Felsen oder Sandbänken die Fluth wahrgenommen werden kann, läßt sich diese Verspätung nicht bestimmen, aber ihre Kenntniß ist dann auch dem Seefahrer entbehrlich. Außer dem Monde übt auch die Sonne eine ähnliche, obwohl wegen ihrer vielfach größern Entfernung schwächere Wirkung (das Verhältniß zur Mondfluth ist beiläufig wie 3:7). Wenn nun Mondfluth und Sonnenfluth zusammentreffen, so wird jene durch diese verstärkt, wenn umgekehrt die Mondfluth mit der Sonnenebbe zugleich stattfindet, so wird

sie geschwächt, und man sieht leicht, daß das Verhältniß der stärksten zu den schwächsten Fluthen wie $(7+3):(7-3)=5:2$ sein müsse.

Das Zusammentreffen beider Fluthen findet Statt, wenn beide Weltkörper gleichzeitig im Meridian stehen, das heißt im Voll- und Neumond. Der entgegengesetzte Fall dagegen, wenn der Mond 6 Stunden vor oder nach dem Mittage culminirt, das heißt zur Zeit des ersten und letzten Viertels.

Daß auch die größere Nähe des Mondes höhere Fluthen bewirken muß, leuchtet ein. Unter übrigens gleichen Umständen sind die Fluthen zur Zeit der Erdnähe etwa um den vierten Theil stärker, als die zur Zeit der Erdferne.

Steht der Mond senkrecht über dem Aequator, so ist gleichfalls die Fluth stärker als zur Zeit der nördlichen oder südlichen Abweichungen. Die Fluth hat im letztern Falle nicht nur einen weitern Weg zu machen, sondern auch die Kreuzung der Wellen ist dann verwickelter.

Die absolut höchsten Fluthen sind also zu erwarten, wenn die größte Erdnähe des Mondes mit demjenigen Voll- oder Neumonde, der um die Zeit der Aequinoctien eintritt, zusammenfällt, ganz besonders aber, wenn gleichzeitig Mond- oder Sonnenfinsternisse einfallen. Man bezeichnet sie dann mit dem Namen Springfluthen.

Keiner der übrigen Weltkörper kommt der Erde nahe genug, um durch seine Masse einen Beitrag zur Ebbe und Fluth liefern zu können, und namentlich sind die Kometen, ihrer verschwindend kleinen Masse wegen, wie in jeder andern Beziehung, so auch in dieser unwirksam.

Ueber 12½ Stunde, d. h. über eine abermalige Culmination des Mondes hinaus, wird die Hafenzeit nicht gerechnet, vielmehr wird die Zählung immer von der nächstvorhergehenden Culmination begonnen, ohne damit behaupten zu wollen, daß grade diese nächstvorhergehende die betreffende Fluthwelle erzeugt habe. Vielmehr führt die Bemerkung, daß in den Gewässern des Kanals und der Nordsee die höchsten Fluthen nicht mit dem Voll- und Neumonde selbst, sondern 1½—2 Tage später einfallen, zu dem Schlusse, daß von der Mutterfluth an gerechnet, die Bewegung der Welle soviel Zeit erfordert habe, um in unsern Gegenden zu erscheinen.

Meere, die sehr entfernt vom Aequator liegen, nur durch enge Straßen mit dem Ocean zusammenhängen oder mit Eis bedeckt sind, haben keine oder nur unmerklich schwache Fluthen. So das mittelländische Meer, die Ostsee, die Baffins- und Hudsonsbai, die polaren Meere. Dagegen können Flüsse mit sehr breiten Mündungen, wenn ihre Lage eine solche ist, daß sie dem Andrange der Fluthwelle ausgesetzt sind, diese Erscheinung zeigen. In der Elbe erstreckt sich diese Wirkung bis in die Nähe von Lauenburg, im Rhein ist sie unmerklich, dagegen ziemlich stark in der Themse. Im größten Strome der Erde, dem Maranhon, dringt sie gegen 150 deutsche Meilen weit hinauf, und namentlich kann man zur Zeit der starken Fluthen mächtige Wellen den Strom aufwärts treiben sehen. Sein Gefälle ist so gering, daß die Fluth es alsdann überwinden kann. Im Platastrom zeigt sich die Erscheinung gleichfalls, nur schwächer.

Es ist bereits bemerkt worden, daß die Stammfluth im stillen Meere, ihrer dort ungehemmten Ausbreitung wegen, nur gering (3 bis 5 Fuß) emporsteigt, ja an manchen Inseln wenig oder gar nicht gespürt wird. Stärker wird sie schon in den indischen, chinesischen und japanischen Meeren, noch bedeutender aber im atlantischen, obgleich sie hier am meisten von der Ursprungsstelle entfernt ist. Wo ein Meerestheil mit breiter Basis der Fluthwelle entgegensteht und nach Innen sich verengt, steigt sie weit höher als an freien, buchtlosen Küsten. Im Canal zwischen England und Frankreich hat man Fluthen bis zu 20 und 25 Fuß Höhe. In der Nordsee, z. B. bei Norderney, ist 10—12 Fuß die größte noch vorkommende Fluthhöhe. Bei Brest sind die Sizygialfluthen durchschnittlich $18^2/_3$, die Quadraturfluthen $8^1/_5$ Fuß hoch; einzelne Springfluthen steigen natürlich höher. Die höchsten Fluthen zeigt die Fundy-Bai in Nordamerika, in deren innerm Grunde die hohen Fluthen 60 Fuß erreichen und einzelne bis zu 80 wahrgenommen worden sind.

So starken Fluthen kann natürlich kein anderweitig erzeugtes Steigen des Meeres, wie etwa durch Winde oder Strömungen, gleich oder nahe kommen, und es wird in solchen Fällen keine Mühe machen, periodische und nicht periodische Niveauänderungen zu unterscheiden. Anders verhält sich dies, wo die Fluth nur wenige Fuß beträgt. An den meisten tropischen Küsten herrscht Land- und Seewind, ersterer des Nachts, letzterer am Tage. Der Landwind muß den Seespiegel an der Küste erniedrigen, der Seewind ihn erhöhen, folglich wird ersterer eine an sich geringe Fluth ganz maskiren können, letzterer sie verstärken. In solchen Fällen wird dann wohl nur eine Fluth innerhalb 24 Stunden, endlich die am Tage eintretende, reell wahrgenommen, und so ist es zu verstehen und zu erklären, wenn es z. B. heißt, im Hafen von Bangkok (sundisches Meer) werde nur eine tägliche Fluth bemerkt. Mond und Sonne bewirken hier wie überall zweitägliche Fluthen, aber eine von ihnen wird durch eine locale Gegenwirkung aufgehoben und neutralisirt.

Wir sind im Vorstehenden vorzugsweise der neuern und umfassendern Untersuchung Whewell's gefolgt, nach dessen Theorie man auch Karten der Fluthwellen-Fortschreitung (z. B. in Berghaus' physikalischem Atlas) entworfen hat, die eine bequeme Uebersicht der wirklichen

Erscheinungen gewähren. Ebenso finden sich Formeln zur genaueren Vorausberechnung der Fluth, und zwar sowohl des Zeitmomentes, als (soweit dies möglich) auch der Höhe, in den verschiedenen nautischen Handbüchern, sowie in dem jährlich zu Paris erscheinenden Annuaire du Bureau des longitudes.

Die große Wichtigkeit der genauen Kenntniß und Vorausberechnung dieses Vorganges ist allen Seefahrern und Küstenbewohnern zur Genüge bekannt, allein auch für die Bewohner des Binnenlandes erlangt sie praktische Wichtigkeit durch den Einfluß, den die Wassercommunicationen, wenn sie mit Strom- und Eisenbahnfahrten in Verbindung treten sollen, auch auf diese letzteren ausüben. Da man z. B. von der ostfriesischen Küste (bei Hilgenriedersyhl) nur zur Zeit der tiefsten Ebbe zu Wagen durch das Watt nach Norderney fahren kann, während die, welche zu Schiffe hinüber wollen, gleichviel, von welcher Seite aus, hierzu die Fluthzeit wählen müssen; und wenn die Fahrt (wie etwa die von der Weser aus) nicht innerhalb einer Fluth beendet werden kann, so muß man unterwegs an einem geeigneten Orte während der Ebbe einige Stunden still liegen, da das Fahrwasser alsdann nicht Tiefe genug darbietet.

Ebenso müssen die, welche das Seebad gebrauchen wollen, an Orten, welche der Ebbe und der Fluth unterworfen sind, wie die atlantischen und Nordseeküsten, in Beziehung auf die Zeit des Badens die Fluthperiode beobachten. Nicht allein ist die Zugänglichkeit wie die Sicherheit der Badestellen von diesen Zeiten abhängig; auch die Wirksamkeit der Bäder variirt mit Ebbe und Fluth. Im Allgemeinen hält man für die beste Badezeit Eine Stunde vor der höchsten Fluth, wo die Wellen in der Regel die meiste Kraft haben. Doch hängt hier Vieles von der Localität ab und man muß die speciellen Regeln größtentheils an Ort und Stelle selbst erkunden. Ebenso ist die Bemerkung, daß um die Zeit des Neu- und Vollmonds die kräftigsten Bäder erhalten werden, von Wichtigkeit für die Wahl des Zeitraums, den man einer solchen Cur widmen will.

Wenn eine Springfluth durch einen in gleicher Richtung wehenden Sturm verstärkt wird, so kann sie an niedrigen flachen Küsten große Verheerungen anrichten, ja selbst die Gestaltung der Küste wesentlich ändern. So wurde im Jahre 1720 der östliche Vorsprung Helgolands, die gegenwärtig sogenannte Sandinsel, vom Hauptlande abgerissen. Bis dahin konnte man während der Ebbe trocknen Fußes hinübergehen; jetzt hat sich hier das Meer allmälig bis über 20 Fuß ausgetieft. Im Jahre 1824 durchriß eine ähnliche Sturmfluth den Landrücken, der das nördliche Jütland mit dem übrigen Theile verband, und auch diese Veränderung ist geblieben; der damals entstandene Agger-Canal verbindet jetzt die Nordsee mit dem Lymfjörd und Nordjütland ist eine Insel. Die Halligen an der friesischen Küste, sowie die weiter nach Holland hinüberziehende Inselkette und das dahinter liegende Festland selbst haben öfter solche Veränderungen erfahren; die von der Wissenschaft unterstützte Menschenkraft versucht, und oft mit Erfolg, entgegenzuwirken und dem Meere seine Beute wieder zu entreißen; doch zu einer bleibend gesicherten Fixirung aller dieser Küstenstrecken wird man schwerlich jemals gelangen.

Alle gegen den lunarischen Ursprung der Ebbe und Fluth von verschiedenen Seiten erhobenen Zweifel und Einwendungen — wie noch neuerdings von Hugi — haben ihren Grund theils in der Verwechslung von periodischen und nichtperiodischen Niveauänderungen der Meere, wie bereits im Eingang dieses Aufsatzes erwähnt worden, theils in einer irrthümlichen Vorstellung über die Art, wie der Mond (und die Sonne) hierbei wirksam sind. Nur so läßt es sich verstehen, wenn man z. B. gefragt hat, weshalb denn der Mond nicht leichte und lose aufliegende Körper von der Erde emporziehe? Freilich fehlt es auch noch in unsern Tagen nicht an Solchen, denen die gesammte Gravitationstheorie Newton's ein Dorn im Auge ist, und diese werden sich natürlich, wie gegen jede andere Consequenz derselben, so auch gegen diese sträuben.

Kaum läßt es sich bezweifeln, daß auch das Luftmeer ähnliche Einwirkung erfahre. Es ist, namentlich an seiner Oberfläche, durch kein Hinderniß in seinen Bewegungen gehemmt: es kann wegen seiner großen Leichtigkeit den von Außen kommenden Impulsen viel rascher folgen und seine Expansionskraft ist fast unbegrenzt, während die des Wassers fast Null ist. Wäre uns die Höhe der obern Grenze genau bekannt, so würden wir die Fluthverhältnisse des Luftmeers sogar genauer berechnen können.

Allein eine andere Frage ist die, ob wir von diesen Veränderungen etwas wahrnehmen können. Auf dem tiefen Meeresgrunde wohnend, würden wir von denen, welche die Oberfläche desselben afficiren, auch nichts erfahren. Die beiden Bouvard haben aus mehrjährigen genauen Barometerbeobachtungen ein negatives Resultat gefunden, d. h. die Wirkung der Luftfluth auf das Barometer ergab sich verschwindend klein, so daß sich nichts verbürgen läßt. Allein dies war auch nach aller Wahrscheinlichkeit zu erwarten. Denn grade durch die in der Richtung der Anziehung verlängerte Gestalt der Luftkugel wird das Gleichgewicht hergestellt, was bei der primitiven Gestalt, wenn die auf einzelne Theile verschieden wirkende Mondanziehung hinzutritt, nicht bestehen bliebe. Bei dieser Gleichgewichtslage ist aber auch der gleiche

Druck auf das Barometer, trotz der verschiedenen Höhe der Luftsäule, eine ganz natürliche Folge. Denn nicht die Höhe, sondern das Gewicht der Luftsäule bestimmt den Druck. Nur wenn etwa das Luftmeer in seinen Bewegungen zurückbliebe und der Mondanziehung nicht genau folgen könnte, würde sich möglicherweise eine Wirkung des noch nicht wiederhergestellten Gleichgewichts in einer entsprechenden Periodicität des Barometerstandes verrathen. Man hat aus Bouvard's Untersuchungen viel zu rasch den Schluß gezogen, der Mond übe gar keinen Einfluß auf die Atmosphäre aus, während sie doch nur beweisen, daß wir außer Stande sind, von Fluth und Ebbe des Luftmeers etwas wahrzunehmen. Ueber ihr Vorhandensein oder Nichtvorhandensein entscheiden sie gar nichts, und noch weniger darüber, ob nicht außer der Gravitation noch andere Wirkungen vom Monde auf die Atmosphäre stattfinden.

Zu wünschen wäre übrigens, daß Bouvard's unter dem 49. Breitengrade angestellte Untersuchungen in tropischen Gegenden wiederholt würden, da hier Alles, was die Vorgänge in der Atmosphäre betrifft, schon im Laufe weniger Jahre mit größerer Schärfe und Sicherheit bestimmt werden kann, als in unsern Gegenden während eines ganzen Menschenlebens.

Die Hauptgrundlage der modernen Ethnographie

und der Werth der Sprachforschungen für dieselbe.

Von G. L. Kriegk.

Die zahlreichste aller Thierarten steht außerhalb der Grenzen unsrer sinnlichen Erkenntniß, und ist für den forschenden Blick des Menschen nur mit Hülfe künstlicher Mittel erreichbar. Es sind jene sogenannten Infusorien, deren Menge so groß ist, daß wenige Wassertropfen ebenso viele zu enthalten vermögen, als die Gesammtzahl der lebenden Menschen beträgt. Weil für ihren Anblick unsre Sehkraft nicht ausreicht, so sind sie erst in sehr später Zeit den Menschen bekannt geworden. Ueberhaupt ist diese Classe von Geschöpfen nur für die wissenschaftliche Welt vorhanden; der Betrachtung des übrigen Theiles der Menschheit entzieht sich dieselbe so ganz und gar, daß dieser, trotz der großen Menge der Infusorien, kaum von dem bloßen Factum ihres Daseins Kenntniß erhält. Eine einigermaßen ähnliche Bewandtniß hat es — so sonderbar dies auch klingt — mit der Erforschung des vollendetsten aller sichtbaren Wesen. Jene winzigen Wasserthiere konnten gleich den Sternen der Milchstraße erst dann entdeckt werden, als der menschliche Geist, auf die Forschungen von Jahrtausenden gestützt, die Strahlenbrechung und Reflectirung des Lichts wissenschaftlich erkannt, und durch künstliche Benutzung dieser Eigenschaften die Kraft des Auges zu verstärken gelernt hatte. Ebenso ist die Menschheit erst dann allseitig und wahrhaft ein naturwissenschaftlicher Gegenstand des Denkens geworden, und hat eine physikalische Wissenschaft ihrer selbst, die Ethnographie, geschaffen, als sie in den Bildungen der Thierwelt die Gesetze und Lebensformen der Natur genügend erkannt hatte, um einen Maßstab der Beurtheilung zu haben, den sie an sich selbst anlegen konnte. Die eigentliche Wissenschaft der Ethnographie hat nämlich erst zu Blumenbach's Zeit ihre Entstehung erhalten; sie ist also noch nicht hundert Jahre alt.

Das erste Ziel, welches diese Wissenschaft sich steckte, war die Eintheilung der Menschen in Menschenstämme. Blumenbach, welcher zuerst den Versuch einer wissenschaftlichen Eintheilung unsers Geschlechtes machte, gründete dieselbe auf den Unterschied der Schädelform, der Farbe und anderer körperlicher Eigenthümlichkeiten. Er stellte bekanntlich fünf Menschenstämme auf, erkannte aber selbst an, daß eine scharfe Scheidung derselben nicht durchzuführen sei. Nach ihm förderte zuerst Cuvier die Ethnographie um einen Schritt weiter, und zwar vermittelst zweier neuen Wege, auf welche er diese Wissenschaft leitete, und die von ihr gewiß nie mehr werden verlassen werden. Er zerlegte jeden Menschenstamm in Unterabtheilungen, die er Völkerstämme benannte; er sprach außerdem die Ueberzeugung aus, daß man bei den ethnographischen Eintheilungen nicht bloß auf die körperlichen Verschiedenheiten der Völker, sondern auch auf die Sprachen und ihre Verwandtschaft unter einander, sowie auf den intellectuellen und moralischen Charakter der einzelnen Völker Rücksicht nehmen müsse. Der große französische Naturforscher hat sich dadurch zwei unsterbliche Verdienste erworben. Er hat nämlich erstens die Ethnographie, welche die Lösung ihrer Aufgabe mit der Erforschung der Menschenstämme begonnen hatte, von dieser Verirrung zurückgeführt und darauf aufmerksam gemacht, daß stets die Erkenntniß der Theile und des Einzelnen der des Ganzen und der Gesammtheit vorausgehen müsse, daß man also auch in der Ethnographie zuerst die Völkerstämme oder die kleineren Abtheilungen des Menschengeschlechts zu ermitteln habe, ehe man

die Racen oder die großen Hauptgruppen desselben zu bestimmen trachten dürfe. Er hat zweitens den fruchtbringenden Gedanken belebt, daß des Menschen Wesen nur zur Hälfte körperlich ist, daß dasselbe also auch von der Wissenschaft nur zugleich mit der Erkenntniß seiner geistigen und moralischen Natur erfaßt werden könne.

Sonderbarer Weise gibt es noch immer Naturforscher, die sich — wenn auch nicht gegen diesen Gedanken von einer durch ihre Wissenschaft anzuerkennenden innern Natur des Menschen, doch gegen die durchgreifende Anwendung desselben sträuben. Man hat bei der Thier- und Pflanzenwelt das eigentliche Leben derselben und seine Aeußerungen als Hauptgrundlage der wissenschaftlichen Betrachtung anerkannt, und weigert sich doch, bei dem Menschen ein Lebens-Element anzuerkennen und in der Ethnographie gelten zu lassen, durch welches allein er sich von den Thieren unterscheidet. Der Mensch hat allerdings Gesetz und Art des physischen Daseins mit den Thieren gemein; aber er hat außerdem noch, und zwar für sich allein, eine besondere Art von Lebensform und Lebensthätigkeit; denn er besteht nicht bloß aus einem Körper, sondern auch aus Seele und Geist. Er hat dieselben Sinne wie die höheren Ordnungen der Thierwelt; aber sie dienen ihm zu mehreren und zu höheren Zwecken, als dieser. Sogar sein äußeres Leben beruht nicht bloß auf den rein animalischen Organen und Thätigkeiten, sondern es erleidet auch von dem innern Theile seines Wesens gewisse Einwirkungen. Namentlich steht als Erfahrungssatz fest, daß noch kein Volk gefunden worden ist, welches nicht eine eigentliche Sprache, Kleidung, Waffen, die Kunst Feuer zu machen, das Bedürfniß und eine bestimmte Form des geselligen Lebens und das auf irgend eine Weise äußerlich sich kundgebende Bewußtsein des Ueberſinnlichen besessen hätte. Diese Eigenthümlichkeiten und die unsichtbare Quelle, aus welcher sie entspringen, sind es, die wir zugleich mit den physischen Unterschieden in's Auge fassen müssen, wenn wir die Natur des menschlichen Wesens wahrhaft ergründen und die Stämme und Zweige erkennen wollen, in welche unser Geschlecht naturgemäß zerfällt; denn nach den mannigfaltigen Modificationen dieser Lebenserscheinungen, namentlich nach denen der Sprache, sind die Völker ebenso unter einander verschieden, wie nach den erblichen Formen und Farben des Körpers.

Die Bezeichnung homo sapiens ist einer der treffendsten Ausdrücke, welche Linné bei seiner Benennung der Geschöpfe erdacht hat, weil die Befähigung zur Weisheit oder die Vernunft wirklich der wesentlichste Charakterzug des Menschen ist; aber der große schwedische Naturforscher hätte diesen Namen nur nicht neben den des Affen setzen, und noch weniger einige Affenarten dadurch, daß er auch ihnen den Namen homo beilegte, mit dem Menschen geradezu verbinden sollen. In der ganzen sichtbaren Welt gibt es nichts, was dem Träger dieses Namens auch nur in einem entfernten Grade ebenbürtig wäre; und es ist als eine sehr wichtige, von der gesammten Menschheit erkannte Wahrheit anzusehen, daß die Sprachen aller Völker das Wort Mensch nicht dem Namen irgend einer einzelnen Thierart, sondern dem Worte Thier selbst entgegenstellen. Die Natur des Menschen besteht nicht bloß darin, daß er durch gewisse körperliche Eigenthümlichkeiten sich von der Thierwelt unterscheidet, sondern darin, daß er allein von allen Geschöpfen aus Leib und Seele zusammengesetzt ist. Er hat mit seiner selbständigen und selbstthätigen geistigen Kraft ein Lebenselement erhalten, welches den übrigen Geschöpfen mangelt; er kann also auch nicht als bloße Species einer Thiergattung, ja nicht einmal als eine besondre Gattung der Thierwelt angesehen werden, sondern er bildet eine außerhalb dieser stehende, besondere Classe von Wesen. Jeder Naturforscher, welcher die doppelte Seite unsrer Natur verkennt und nur den sichtbaren Mechanismus des Menschenlebens in's Auge faßt, betrügt sich um die Erkenntniß des menschlichen Wesens ebenso sehr, wie der einseitige Moralphilosoph, welcher bei dem Menschen keine andern Zwecke und Gesetze anerkennen will, als die jenseit der sichtbaren Welt liegenden. Jener macht widernatürlicher Weise aus dem Menschen ein bloßes Thier, und erfaßt bei seinem Studium nicht das wirkliche menschliche Wesen und Leben, sondern gleich dem Anatomen nur die todten Werkzeuge und Formen desselben; dieser wandelt ebenso widernatürlich ein nicht bloß zum Denken und Empfinden, sondern auch zum Handeln und für das physische Leben geschaffenes Wesen in ein verzerrtes Geschöpf um, das mit seinem jetzigen Leben und dessen Gesetzen im Widerspruch steht, und deshalb auch für das künftige Leben nicht anders als verkrüppelt heranreifen kann.

In der angedeuteten Verkennung der wahren menschlichen Natur liegt der Hauptgrund, warum die Ethnographie bisher nicht mehr vorangeschritten ist, und warum namentlich die in unserm Geschlechte bestehenden Stammunterschiede und Varietäten noch nicht sicher bestimmt sind. Es gibt nämlich zwar allerdings erbliche physische Unterschiede; diese erleiden aber durch das Klima, durch die Cultur und durch andre Einflüsse nicht selten so große Aenderungen, daß in Folge davon verwandte Völker einander unähnlich werden und sich dagegen fremden Stämmen nähern. Ist dies ja sogar schon bei den Thierarten der Fall, von denen manche durch klimatische und andre Einwirkungen eine

größere Körperverschiedenheit erhalten haben, als die zwischen dem Neger und dem Europäer bestehende ist! Wie viel leichter mußte es bei dem Menschen eintreten, welcher nicht nur eine angeborne Fähigkeit hat, sich allen Klimaten zu accommodiren, sondern der sich überdies auch auf der Bahn der Cultur noch viel weiter, als die Thiere, von der Natur entfernt! Die neuern Forschungen und Reiseberichte geben uns die interessantesten Beispiele und Beweise dafür an die Hand. Fassen wir bloß die rein physischen Einflüsse und die aus ihnen hervorgegangenen Unterschiede in's Auge, so läßt sich in den Sprachen einer der bedeutendsten derselben und somit zugleich eins der wichtigsten ethnographischen Kriterien erkennen.

Die Sprachen bilden einen so entschiedenen Charakterzug der einzelnen Völker, daß dem vergleichenden Studium derselben dasjenige gelungen ist, was die Forschungen der bloß physikalischen Ethnographie nicht zu erreichen im Stande waren. Die Sprachforscher haben es nämlich zuerst vermocht, einen ganzen Völkerstamm sowohl seiner Abgrenzung nach, als auch in Betreff seiner Theile oder seiner sogenannten Zweige festzustellen. Dies ist der indo-germanische Stamm, der wichtigste von allen, welchem unter Andern auch der größte Theil der Europäer angehört. Die Fackel der Sprachwissenschaft wird, wie man mit Bestimmtheit behaupten kann, auch noch andre dunkle Räume des Gebietes der Ethnographie erhellen. Die Sprache eines Volkes ist ja eines Theiles der Ausdruck der geistigen Charakterzüge desselben, sowie anderes Theiles zugleich das Erbtheil und, wenn ich so sagen darf, das Wappenschild, welches jeder Nation von ihrem Mutterstamme mitgegeben worden ist. Einige Beispiele werden genügen, um die große Bedeutung der Sprach-Studien für die Ethnographie anschaulich zu machen.

Noch vor mehreren Jahrzehnten war die Abstammung der Zigeuner und ihre Verwandtschaft mit andern Völkern durchaus unbekannt. Jetzt ist durch die vergleichende Sprachforschung nicht allein bewiesen worden, daß dieselben ein Zweig des Hindu-Volkes sind, sondern man hat auch vermittelst der in ihre Sprache aufgenommenen fremden Wörter und ihrer verhältnißmäßigen Zahl herausgebracht, welchen Weg die Zigeuner von Indien her genommen haben, und in welchen Ländern sie auf ihrer Wanderung längere Zeit verweilt sind, bis sie im vierzehnten Jahrhundert nach Europa kamen.

Die Sprache eines Volkes birgt die Entwicklungsgeschichte desselben in ihrem Schooße, und ist zugleich der Spiegel seines moralischen und intellectuellen Charakters. Dafür können die Sprachen der Indianer Amerika's einen Beweis geben, welcher um so überraschender ist, da es auf den ersten Blick hin den Anschein hat, als wenn grade die erstaunlich große Menge von indianischen Sprachen gegen die aus physischen Gründen nachweisbare Verwandtschaft der sie sprechenden Völkerschaften zeugte. Diese Völkerschaften sind, mit Ausnahme von nur wenigen, stets im Zustande des Jägerlebens verharrt; auf keiner Entwicklungsstufe entstehen aber so leicht neue Sprachen, als auf der des bildungslosen kriegerischen Jägerlebens. Dieses erfordert nämlich zur Ernährung eines Volkes einen größeren Landbesitz, als jede andre Lebensweise. Wenn nun ein Jägervolk fortwährend sich vermehrt, so muß es sich nicht nur immer wieder in kleinere Stämme auflösen, sondern diese müssen sich auch wegen des erforderlichen großen Umfanges ihrer Jagdreviere weit von einander entfernen. Sie gerathen zugleich durch ihre Rohheit und durch den Charakter ihrer Beschäftigung zu einander in das Verhältniß eines unaufhörlichen Kriegszustandes. Es fehlt also bei diesen kleinen Völkerschaften jede andre gegenseitige Berührung außer der feindlichen und folglich auch jede gegenseitige Einwirkung auf die Entwicklung der Sprache. Indem aber andrerseits der fortwährende kriegerische Zustand, in Verbindung mit der Rohheit des innern Lebens, die Leidenschaften ungezügelt walten macht, erweckt und unterhält er jene Lebhaftigkeit der wechselnden Empfindungen, die des Ausdrucks durchaus bedarf und deshalb sprachenbildend wirkt. Daher jene erstaunliche Menge von Sprachen bei den Indianern Amerika's!

Gegen die Behauptung, daß die Sprache eines Volkes die Abstammung desselben und seine Verwandtschaft mit andern Völkern zu erkennen gibt, könnte ein sehr nahe liegender Einwurf gemacht werden. Es hat nämlich erwiesener Maßen schon manches Volk seine Muttersprache mit irgend einer andern Sprache vertauscht. Allein sogar in diesem Falle bleibt die Sprache der Ausdruck des angestammten Charakters, indem der Letztere mit in die neu angenommene Sprache übergeht. Ehe wir jedoch auch dafür den neuesten Sprachforschungen die Beweise entlehnen, dürfte es nicht unnützlich sein, in Betreff des Factums selbst auf einen Unterschied aufmerksam zu machen, welcher historisch nachweisbar zwischen civilisirten und uncivilisirten Völkern besteht. Nur sehr schwer nämlich und deshalb auch sehr selten geht bei einem civilisirten Volke die Sprache anders als mit diesem selbst unter, während im Zustande der Uncultur ein Volk viel leichter seine Sprache mit einer fremden vertauscht. In der Schweizer Stadt Freiburg z. B. wohnen seit mehr als sechshundert Jahren Menschen des germanischen und des romanischen Völkerzweiges als Bürger einer und derselben Gemeinde zusammen, die einen unten an dem Saane-Fluß, die andern auf und an den Höhen der denselben begren-

zenden Felsen; und doch hat jeder von beiden Theilen seine ursprüngliche Sprache als Muttersprache beibehalten. Es soll dort sogar noch jetzt einzelne Bürger geben, welche nur die eine der beiden Sprachen verstehen und sich folglich mit einem Theile ihrer Mitbürger nicht unterhalten können. Ein ganz auffallendes Beispiel bieten uns ferner die slavischen Bewohner von Böhmen und die von Brandenburg dar. Beide Länder wurden fast zu gleicher Zeit von den Deutschen unterworfen und durch dieselben dem Christenthum zugänglich gemacht; und doch hat sich in dem einen die slavische Sprache erhalten, während sie in dem andern schon längst untergegangen ist. Dieses ganz entgegengesetzte Schicksal zweier Völker hatte seinen Grund darin, daß die Slaven Böhmens, zum Unterschied von denen Brandenburgs, vor dem vollständigen Verluste ihrer politischen Freiheit bereits eine eigenthümliche Art von Cultur und sogar schon einen Anfang von Literatur hatten, daß also ihre Sprache der eindringenden Feindin mit Erfolg Widerstand zu leisten vermochte.

Daß manche Charakterzüge der angestammten Sprache bei der Annahme einer fremden mit in diese übertragen werden, erklärt sich leicht. Jede Sprache hat ihren eigenthümlichen Charakter der Pronunciation und Betonung, und dieser verbleibt ihr, weil die Sprach-Organe der Kinder durch die Eltern stets nach einer und derselben, dem betreffenden Volke zur andern Natur gewordenen Form ausgebildet werden. Es gibt aber außerdem auch in jeder Sprache bestimmte nationale Denkformen oder, wie man es mehr allgemein bezeichnen kann, einen herrschenden Geist der Sprache, der sich in den verschiedenen grammatischen Verhältnissen derselben erkennbar macht, der Abdruck des geistigen Grund-Charakters der sie sprechenden Nation ist, und mit der Sprache von Geschlecht zu Geschlecht vererbt wird. Diese beiden Eigenthümlichkeiten erhalten sich selbst dann noch, wenn die Sprache eines Volkes der Uebermacht einer fremden erliegt, grade wie der einzelne Mensch sich beim Erlernen einer fremden Sprache zwar alle Wörter, Formen und Wendungen derselben, aber weder ihre ganz vollkommene Aussprache, noch auch alle Nüancen des in ihr waltenden Geistes aneignen kann.

Manche Leser erinnern sich vielleicht noch einiger Zeitungsartikel, in welchen vor anderthalb Jahrzehnten, bei Gelegenheit der französischen Kriegsdrohungen, die Verhältnisse der französirten Deutschen besprochen wurden. Es wurden damals mitunter auch Ergebnisse gelehrter Sprachforschungen in den Zeitungen mitgetheilt, namentlich aus einer Schrift des Professors Stammer zu Luxemburg. Dieser mit den Sprachverhältnissen seiner Heimath sehr vertraute Gelehrte spricht unter Andern einen Erfahrungssatz aus, welcher für das oben Erwähnte sehr bezeichnend ist. Er sagt nämlich, diejenigen Einwohner der Stadt und des Landes Luxemburg, welche von deutscher Abkunft wären, aber zugleich das Französische und das Deutsche als Muttersprache sprächen, hätten die Eigenthümlichkeiten der deutschen Sprache, ihren Geist, ihre Wortfügung und ihre Betonungsart so sehr auch in ihr Französisch übertragen, daß der Franzose sie ohne Ausnahme stets als Deutsche erkenne, welche ihren Stamm-Charakter nicht verleugnen könnten. Dieses Beispiel will jedoch nicht viel bedeuten, weil von jenen Luxemburgern zwei Sprachen neben einander als Muttersprachen gesprochen werden. Es müssen daher auch einige Beispiele von solchen Völkern hergenommen werden, welche schon seit einem langen Zeitraume ihre angestammte Sprache völlig vergessen haben.

Der englische Ethnograph Edwards führt in Betreff seiner Landessprache eine interessante mündlich gemachte Bemerkung desjenigen Mannes an, welcher von allen bekannten Menschen die meisten Sprachen zu erlernen im Stande war. Der Cardinal Mezzofanti sprach ihm nämlich die Behauptung aus, daß einer der Haupt-Charakterzüge des Englischen von den alten Briten herrühre, welche schon vor fast 1400 Jahren im größten Theile Englands den Angelsachsen das Feld hatten räumen müssen. Dieser Charakterzug besteht in der Unregelmäßigkeit der Aussprache, welche bekanntlich beim Englischen so groß ist, daß man dieselbe erst dann vollkommen inne hat, wenn man die Sprache selbst bereits ganz erlernt hat. Ich meines Theils bin übrigens nicht im Stande anzugeben, in wie fern diese Eigenthümlichkeit des Englischen mit der alten britischen Sprache zusammenhängt. Auch muß ich darauf aufmerksam machen, daß die eigentlichen Engländer keine Nachkommen der alten Briten, sondern der Angelsachsen sind, wiewohl Briten sich mit ihnen vermischten, und ihre Schriftsprache Männer dieses Volkes zu Urhebern gehabt haben könnte.

Ebenso verhält es sich mit der Abstammung der Bewohner der Lombardei, in Bezug auf deren Sprache der so eben erwähnte Ethnograph eine ähnliche, von jedem Reisenden in Italien bestätigte Bemerkung macht. Die Lombarden stammen vom germanischen Volke der Longobarden ab; dieses vermischte sich aber, als es sich in Ober-Italien niederließ, mit der dortigen celtischen oder gallischen Bevölkerung und nahm die römische Sprache an, welche der letzteren früher aufgedrungen worden war. Ihre Nachbarn, die Piemontesen, sind sicherlich reine Nachkommen der Celten oder Gallier. Dieses celtische Element in der Bevölkerung von Ober-Italien läßt sich noch jetzt an einigen Sprach-Eigenthümlichkeiten erkennen, welche in der Sprache der Franzosen vorkommen, die ja

großentheils von Celten abstammen. Die Piemontesen und Lombarden unterscheiden sich von allen andern Italienern erstens dadurch, daß sie die Wörter gern verkürzen, daß sie deshalb viele stumme Endsylben haben; diese Eigenthümlichkeit findet sich aber bei keinem Volke mehr im Gebrauch, als bei den Franzosen. Ferner kommen in dem Dialekt der Nord-Italiener die französischen Laute u und eu häufig vor, während dagegen für die übrigen Italiener nichts so schwer auszusprechen ist, als grade diese beiden Laute. Ebenso verhält es sich mit den in Frankreich und in Ober-Italien sehr häufig vorkommenden Nasenlauten, welche jenseit der Apenninen nicht gehört werden.

Den schlagendsten Beweis für den Satz, daß Sprach-Eigenthümlichkeiten eines Volkes in eine von diesem angenommene fremde Sprache übertragen werden, gewährt die Sprache der Neugriechen. Fallmerayer hat bei seinen Forschungen über die heutigen Griechen in der Sprache derselben gewisse entschieden slavische Charakterzüge entdeckt, und diese mit Recht für seine Behauptung geltend gemacht, daß die alten Griechen im Sturm der Zeiten fast ganz untergegangen und durch slavische Völker, welche mit dem Christenthum und der Cultur zugleich die griechische Sprache annahmen, ersetzt worden seien. Es gibt nämlich erstens keine Sprache, in welcher die Verkleinerungsformen häufiger gebraucht werden, als in den verschiedenen slavischen Sprachen, und diesen dem Altgriechischen fremden Charakterzug besitzt auch die Sprache des neugriechischen Volkes. Ferner haben viele slavische Völker die Neigung, vorzugsweise die drittletzte Sylbe der Wörter zu betonen, und ebenso machen es die Neugriechen, sogar bei denjenigen Wörtern, in welchen die alten Griechen den Ton auf andere Sylben legten. Endlich besitzen die slavischen Sprachen den im Altgriechischen so häufig vorkommenden H-Laut nicht, und höchst auffallender Weise findet sich derselbe Mangel auch in der Sprache der heutigen Griechen, welche z. B. den Namen einer bekannten Insel nicht Hydra, sondern Ydra aussprechen, und sich selbst nicht Hellenen, sondern Ellenen (oder vielmehr Ellinen) nennen.

Durch die angeführten Beispiele ist wohl genügend nachgewiesen, daß die Sprachen eins der wichtigsten Mittel sind, durch welche die Verwandtschaftsverhältnisse der Völker festgestellt werden können. Um aber jeden etwa noch übrigen Zweifel zu beseitigen, verweise ich zum Schlusse noch auf den innigen Zusammenhang des Sprachvermögens mit der menschlichen Natur selbst, und sage mit einem der geistreichsten Forscher unsers Jahrhunderts, Wilhelm von Humboldt, daß die Sprache eine durchaus wesentliche Eigenschaft des Menschen ist, eine jener Haupteigenthümlichkeiten, durch welche wir uns von der thierischen Welt unterscheiden, und eine besondere Classe von Geschöpfen bilden.

Die Thiere — so entwickelt und begründet jener wahrhaft wissenschaftliche Naturforscher seine Ansicht — die Thiere haben Töne, d. h. bloß einfache Ausdrucksmittel der Empfindungen und des sinnlichen Bedürfnisses; der Mensch aber besitzt außer seinen musikalischen Tönen auch artikulirte oder gegliederte Laute, d. h. so bewegliche, bildsame und mannigfaltig zusammengesetzte Töne, daß sie alle Modificationen des Gedankens ausdrücken können. Diese Laute werden vermittelst der Sprachwerkzeuge in der Absicht, etwas Gedachtes darzustellen, hervorgebracht; und das Thier würde wohl auch zu ihnen und somit zu einer Sprache gelangen, wenn ihm nicht der Gedanke und in Folge davon auch die Absicht einer solchen Bedeutsamkeit seiner Töne fehlte. Die Sprachfähigkeit des Menschen ist also in dem geistigen Theile seiner Natur begründet, und die Sprache ist nicht als eine menschliche Erfindung und als etwas Gemachtes anzusehen, sondern sie ist eine angeborne Fähigkeit des Menschen, gleichsam das Organ seiner geistigen Kraft, welches zugleich mit dieser sich entwickelt, sogar dann, wenn, wie bei den Taubstummen, die Vermittelung des Ohrs und die Fähigkeit zu hörbaren articulirten Lauten fehlt. In diesem Falle entwickelt sich das Articulations-Vermögen vermittelst des Auges, und der Mensch lernt dadurch sprechen, daß er die gegliederten Laute an der Bewegung der Sprachwerkzeuge erkennen lernt, und sie seinerseits auf ebendieselbe Weise zu erkennen gibt. Die Sprache ist somit keine eigentliche Schöpfung des menschlichen Geistes, sondern eine unwillkürliche Emanation desselben, kein todtes Erzeugtes, sondern eine Erzeugung, kein Werk des Geistes, sondern die Thätigkeitsäußerung desselben. Die Sprachfähigkeit ist unzertrennlich mit der Denkfähigkeit verbunden; und obgleich die Sprache sich nur im Verkehr mit Andern entwickeln kann, so ist sie doch eine nothwendige Bedingung des Denkens, selbst für den Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. Darum ist es auch nicht, wie man mitunter behauptet hat, die Noth und das Hülfsbedürfniß, was die Menschen zu dieser Art von Austausch ihrer Gedanken und Empfindungen veranlaßt hat; die Sprache ist vielmehr ein inneres Bedürfniß der Menschheit, und ihr nicht als bloßes Mittel des äußeren Lebens, sondern zum Zweck ihres höheren Berufes gegeben. Sie ist endlich eben deshalb auch der klare Spiegel des Stamm-Charakters, des nationalen Geistes und der eigenthümlichen Denkweise jedes einzelnen Volkes; und es gibt Sprachen, weil es Völker, sowie Völker, weil es Sprachen gibt.



Dritte Abtheilung.

Molière's Tartufe.

Eine literaturgeschichtliche Studie
von
Franz Dingelstedt.

Die Literaturgeschichte zeichnet wie die Erdbeschreibung vergleichende Höhenprofile und unterscheidet darin Ur- und Uebergangsgebirge, vulcanische Gebilde, grobes Geröll, aufgeschwemmtes Land u. s. w. Als Ur- und Hochgebirge ragen aus der langen Reihe dichterischer Erzeugnisse nur einige wenige, der Zahl nach kaum ein Dutzend Meisterwerke hervor, welche, obwohl auf dem besonderen Boden ihrer Zeit und ihres Volkes aufgebaut, doch in den unbegrenzten Aether des allgemeinen Menschengeistes hineinreichen. Ihre Häupter, vom Strahle der hellsten, heißesten Kritik niemals geschmolzen, sondern immer glänzender beleuchtet, funkeln in eigenem, ewigem Lichte, lange nachdem in den dunklen Zwischenthälern des Epigonenthumes die Sonne eines einzelnen kurzen Literatur-Tages in grauer Dämmerung erloschen ist. Als das erste dieser Hochgebirge der Poesie stellt sich Homer's Epos dar, während hinter ihm die Sophokleische Tragödie, wie vollendet sie an sich auch erscheint, doch schon wieder in ihr bestimmtes Kunstmaß, auf das besondere Fußgestell des hellenischen Wesens zurücktritt. Die römische Literatur, wesentlich eine der Nachahmung, liefert gar keinen Beitrag zur Welt-Literatur; erst im Christenthume, in der Romantik kommen deren ursprüngliche, selbständige Gebilde wiederum hervor: Dante's Himmel und Hölle umfassendes Heldenlied, dessen allgemeine Höhe weder Ariost noch Tasso erreicht, — der in seiner tragikomischen Bedeutung weltgeschichtliche Ritter von der traurigen Gestalt, welchem die Calderon'sche Tragödie als specifisch-christlich und specifisch-spanisch nicht gleichzustellen ist, — das Shakespeare-Drama, — Goethe's Faust, an seiner Seite sein musikalischer Zwillingsbruder, der Don Juan von Mozart.

Wenn dies Ur- und Hochgebirge in der Kunstgeschichte sind, was bezeichnen wir hernach neben, oder vielmehr unter ihnen, als Vulcane? Das sind Erzeugnisse einer besonderen, leidenschaftlich bewegten Stimmung oder Richtung in Zeit und Volk, die oft erst nach jahrelangem Drängen zum Durchbruch gelangen und nicht selten eben so plötzlich verschwinden, wie sie aufgetaucht. Ohne so hoch zu ragen, so weit hinaus zu wirken, wie ihre granitenen Nachbarn, regen sie die nächste Umgebung gewaltiger auf als diese. Solch ein Vulcan, aber ein Thränen statt Flammen speiender, war der junge Werther, dessen wohlgezielter Pistolenschuß mitten in's Schwarze traf, in die dunkle Empfindsamkeit und Zerrissenheit seiner Zeit. Solch ein Vulcan waren Schiller's Räuber, mit dem bezeichnenden Sinnbild des aufsteigenden Löwen und der ebenso bezeichnenden Aufschrift: In tyrannos. Solch ein Vulcan endlich, ein oftgenannter, wohlbekannter, schwarzer und doch nicht ausgebrannter, ist unser frommer, friedfertiger Freund Tartufe. „Le pauvre homme!" —

Komm denn einmal hervor, du dämonischer Geselle, und laß dich, statt an dem täuschenden Lampenschein der Bühne oder durch die Nebel des Parteikampfes, einmal am unbestechlichen Tageslichte der Wahrheit, der Geschichte betrachten! Zeige dich von deinen beiden Seiten, — denn zweiseitig, zweideutig ist nun einmal deine und deinesgleichen Art, — von der ästhetisch-kritischen und von der historisch-tendenziösen Seite; zuvor aber laß,

obgleich wir dich als in Jedermanns Gedächtniß annehmen dürfen, uns doch einmal in raschen Umrissen deinen Inhalt wiederholen, den Stoff des Stückes, von dem unsre Betrachtung überall ausgeht, zu dem sie immer wieder zurückkehrt.

Orgon, ein wohlhabender Mann aus höherem Bürgerstande, in welchen Molière seine Figur das classische Lustspiel nicht bestehen kann, sie alle scheitern an Orgon's Leichtgläubigkeit. Er behält den Parasiten im Hause, verschreibt ihm dasselbe sogar als Schenkung, sagt ihm die Tochter zu, und läßt sich ein gefährliches Geheimniß, politische Schriften, von einem flüchtig gegangenen Freunde ihm anvertraut, durch den Betrüger ablocken. Erst als Elmire,



Ludwig XIV.

Stücke gern zu legen pflegt, hat, gutmüthig und barmherzig von Natur, in seinem Hause einen Abenteurer aufgenommen, einen Glücks- oder vielmehr Glaubens-Ritter, Tartufe. Alle Glieder des Hauses bis auf den Herrn und dessen Mutter, durchschauen bald die Heuchelei des fremden Eindringlings, der nichts geringeres beabsichtigt, als die schöne Frau seines Wohlthäters zu verführen und ihn um Hab' und Gut zu bringen. Aber die Warnungen der Gattin, des Schwagers, der Kinder, des künftigen Eidams, sogar der ebenso anhänglichen wie naseweisen Kammerzofe, ohne deren dankbare Orgon's bessere, auf jeden Fall klügere Hälfte, ihren verblendeten Ehegemahl und ihren zudringlichen Anbeter zugleich, auf eine bedenkliche Feuerprobe stellt, viel bedenklicher als die in der Zauberflöte, als Orgon, unter dem Tische verborgen, mit eigenen Ohren Tartufe's wahres Glaubensbekenntniß vernimmt, erst da gehen dem schwachen Manne die Augen auf, und das Herz, eben weil es schwach ist, vor Zorn sogleich über, Tartufe wird mit Schimpf und Schande fortgejagt. Aber — er kehrt zurück, diesmal nicht im Schafspelz, sondern als wirklicher wüthender Wolf. Mit der Schenkungs-

Urkunde in der Hand will er Orgon aus dem Hause werfen, ihn durch die Anzeige seines gesetzwidrigen Depots in den Kerker liefern. Drohend ziehen sich die Wolken über Orgon zusammen, bis im rechten Augenblick, im letzten, eine höhere Hand aus denselben herablangt. Ein Befehl des Fürsten amnestirt Orgon für seinen entfernten Versuch des Hochverraths und führt Tartufe in beruhigender Perspective hinter Schloß und Riegel ab. Hierauf allgemeine Heiterkeit, von Weitem eine glückliche Heirath und ein Lob- und Danklied auf den gerechten gütigen Landesherrn, der kein andrer ist als Ludwig XIV. — Exeunt omnes. — Der Vorhang fällt. —

Das ist der Tartufe. Beim Anblick dieser einfachen, zum Theil so lockern, so groben Fäden wird man versucht zu fragen: „Um so wenig Wolle so viel Geschrei?!" — In der That hat es denn auch nicht an Angriffen gegen das nächste, den Kunstwerth des Stücks gefehlt. Die Erfindung und Handlung ist armselig, die Verwickelung eher tragisch als komisch, die Lösung erzwungen, die Charakteristik überladen, die Sprache schwülstig, der Versbau hart gescholten worden. Sonst nichts. Diese wenigen Ausstellungen macht die zeitgenössische Kritik obendrein in einem Tone, worüber die Nachwelt erröthet, einem Meister gegenüber, zu welchem sie, als zu dem unerreichten Musterbild komischer Dichtung, aus der ehrerbietigen Ferne zweier Jahrhunderte bewundernd emporblickt.

Wir wollen von diesem Standpunkte aus jene Vorwürfe, einen nach dem andern, zu entkräften suchen.

Tartufe ist ein Charakter-Lustspiel, vielleicht vorzugsweise das Charakter-Lustspiel. Bekanntlich besteht dessen Eigenthümlichkeit, der Unterschied zwischen Charakter-Lustspiel und Intriguenstück darin, daß dieses absichtlich die Fäden verwirrt, während das Charakter-Lustspiel die seinigen entwickelt. In jenem spielt der Zufall die Hauptrolle, in diesem die menschliche Natur; in jenem überstürzen sich die von außen herbeigezogenen Situationen, je bunter durcheinander desto besser, in diesem geht die Handlung mit innerer Nothwendigkeit hervor aus dem Conflict der Charaktere unter sich, oder aus dem der Neigungen und Pflichten in jedem Einzelnen.

Diese oberste Kunstregel hat Niemand treuer befolgt als Molière. Harpagon liebt das Geld über Alles und verliebt sich in ein armes Mädchen; er zankt seinen Sohn, weil er von Wucherern borgt, und er selbst muß unbewußt ihm leihen. Alcest, der Menschenfeind, schwört allen Umgang ab und schwärmt für eine Kokette, die von Anbetern umringt ist; wahrheitsliebend bis zur Grobheit wird er dazu gebracht, dem Eitelsten aller Sterblichen, einem berühmten Dichter, seine Meinung über dessen schlechte Verse zu sagen. Orgon, unser Orgon, von Natur ein ganz zärtlicher Vater, gelangt zu dem unnatürlichen Entschluß, seine Kinder zu enterben; seine aufrichtige Gläubigkeit, in Leichtgläubigkeit überspannt und als solche mißbraucht, stürzt ihn in's Verderben. Tartufe, der vor der ganzen Welt seine fromme Maske behält, verliert sie, gleichsam unwillkürlich, wo Habsucht und Wollust ihn beherrschen, diese polaren Gegensätze echter Frömmigkeit; der versteckteste Bösewicht fängt sich durch ein Versteck, das ihm eine unbefangene Frau bereitet hat. Kann das Lustspiel schärfer charakterisiren, charakteristischer den Knoten schürzen und lösen? Denn auch die Lösung, welche als gewaltsames Zerhauen durch einen Deus ex machina getadelt worden ist, entspinnt sich, genau betrachtet, vollkommen gesetzmäßig aus dem Mittelpunkt des Ganzen, aus Tartufe's Charakter. Nicht zufällig, grade vorbeigehend, oder von der Straße heraufgerufen, tritt, in Gestalt eines Polizeidieners, der Schutz- und Rache-Engel in den Schluß des Stückes ein; Tartufe selbst hat ihn geholt, er zieht, indem er das weltliche Gericht gegen Orgon anruft, das göttliche über sein eigenes Haupt herab. Diese Katastrophe, wie die vorhergehende Peripetie, die Gefahr für Orgon und die Seinen, ist Vielen zu tragisch erschienen, um in den Rahmen des Lustspiels zu passen; allein kann denn ein in seiner Erscheinung so häßliches, in seinen Folgen so furchtbares Laster wie die Heuchelei mit den Maßen gemessen, mit den Mitteln gezüchtigt werden, welche das Lustspiel gegen gewöhnliche gesellschaftliche Thorheiten anwendet? Denken wir uns einmal, das Stück schlösse mit der Verweisung Tartufe's aus Orgon's Hause, würde ein solches Ende die Zuschauer befriedigen? Nein, der Heuchler steht nicht mehr unter der Competenz der komischen Muse; ohne Dazwischenkunft einer äußeren Macht ist sie allein nicht im Stande ihn zu strafen, wie sie ihn auch nicht zu bessern vermag. Letzteres hat ein berühmter Kritiker, der Abbé Geoffroy, Schöpfer des Feuilletons im Journal des Débats, — bekanntlich ein Zögling der Jesuiten, wie auch der Dichter des Tartufe, wie Voltaire, — als Mangel an sittlicher Wirkung dem Stücke vorgeworfen; er sagt: Tartufe hat viele ehrliche Leute unterhalten, jedoch noch keinen Heuchler bekehrt. Wie aber, wenn durch Tartufe wenigstens hie und da ein Orgon gewarnt worden wäre? Und wenn es mit Recht als Zweck des Lustspiels gilt, Thorheiten zu bessern, wie als Zweck des Trauerspiels, Leidenschaften zu reinigen, hat denn Thalia andere Mittel zum Zweck wie Thränen, Schwester Melpomene für den ihrigen eine höhere Gewalt als das Gelächter? Die Bühne erzieht nicht, wie die Kinderschule,

mit der Ruthe, ihr steht nicht, gleich der Kirche, Buße und Bann als Besserungsmittel zu Gebote, sie ist endlich kein Zuchthaus, wo zur eigenen Strafe und zum Beispiel für Andere Wolle gekratzt und in bevorzugten Fällen heilsamlich geprügelt wird. Das Theater übt nur poetische Gerechtigkeit, und auch diese nicht in der plumpen Art,

„Daß sich das Laster erbricht, während die Tugend soupirt."

Das wäre widernatürlich und darum unkünstlerisch, Molière's, des Meisters in Natur und Kunst, doppelt unwürdig, wie es im Gegentheil ein sehr feiner, durch alle seine Stücke gehender Zug ist, daß seine Originale vom Anfang bis zum Ende sich treu bleiben. Der Geizige stürzt ab zu seinem lieben Geldkasten, nachdem er sich zu guter Letzt noch einen Hochzeitsrock auf fremde Kosten heraus geschlagen. Der burgeois gentilhomme, weit entfernt, von seiner Thorheit geheilt zu sein, schätzt sich im fünften Aufzug noch glücklich, seine Tochter an den vermeintlichen Sohn des Großtürken zu verheirathen. Gewiß, wenn Tartufe nicht ernst ausgehen, nicht in dunklem Hintergrunde verschwinden müßte, so würden wir ihn zum Schluß mit der Tochter des Gefangenwärters und mit dessen Sparbüchse durchbrennen sehen, nachdem er mit seinen Haftgenossen geistliche Exercitien abgehalten.

Aber uns bleiben noch zwei Einwürfe gegen unser Stück, die gewichtigsten von allen, zu beseitigen. Man hat das Charakterbild Tartufe's als überladen und als gefährlich für die öffentliche Moral bezeichnet. Jene Ausstellung stammt von dem französischen Theophrast, La Bruyère, der bekanntlich selbst eine Reihe von Charakterbildern gezeichnet hat, novellistische Aquarelle neben Molière's Theaterfresken, darunter auch, als Correctiv Tartufe's, einen Onuphre, den Heuchler wie er sein soll. La Bruyère meint, Tartufe hätte nicht frömmeln, Elmire nicht verfolgen, Orgon nicht berauben, kurz weder gehässig noch lächerlich erscheinen, sondern seine Rolle so spielen sollen, daß durch ihn nicht nur alle Personen im Stück, sondern auch sämmtliche Zuschauer getäuscht worden wären. Allein mit einer solchen Superfeinheit würde der Dichter die Bühnenwirkung und zugleich den sittlichen Zweck seines Werks verfehlt haben: Tartufe, also aufgefaßt und dargestellt, ist nicht der Spiegel und die Geißel, sondern die Schule und der Sieg der Heuchelei. Ohne Zweifel gibt es auf der Weltbühne genug Onuphriusse, unentdeckt, ungestraft bleibende, vollendete Heuchler; aber die Bühnenwelt kann, wie überhaupt weder vollkommene Tugenden noch vollkommene Laster, als Heuchler nur Tartufe's brauchen, die, genau in die Mitte gestellt zwischen Undurchsichtigkeit und Transparenz, nur bis auf eine gewisse Entfernung täuschen, ohne einen Augenblick über ihr wahres Wesen oder über die Absicht des Dichters im Unklaren zu lassen. Daß Molière den Charakter haarscharf in diese Mitte stellt, und mit sicherer Kraft ihn da festhält, eben das verhindert von künstlerischer Seite jede falsche Auffassung der Rolle, und verhindert von der sittlichen, wenn sie eine sittliche ist, jede Mißdeutung, jeden Mißbrauch des Stücks. Ein öffentliches Aergerniß, eine Gefahr für die echte Religiosität konnte aus Tartufe nur dann erwachsen, wenn ihn der Dichter zwischen Frömmigkeit und Frömmelei in unbestimmter Schwebe gehalten hätte. Allein das thut er nicht: er kündigt ihn von vorn herein als Heuchler an; mit Ausnahme von Zwei, durchschauen ihn alle Personen des Stücks, sogar die kluge aber doch ungebildete Kammerzofe, und damit nicht die Möglichkeit eines Irrthums übrig bleibe, steht neben der, in schwärzesten Tönen gemalten Heuchelei eine ganze nüançenreiche Farbenleiter von echten Frömmigkeiten, auf deren hellem Grunde der Schlagschatten um so kenntlicher und wirksamer sich abhebt. Kleanth ist das Bild eines strenggläubigen, aber aufgeklärten Mannes; seine vortreffliche Rede für die wahre Frömmigkeit, welche den ersten Aufzug schließt, niemals ohne einen wahren Beifallssturm erregt zu haben, bezeichnet schon von der Exposition an Sinn und Richtung des Stücks. Elmire, die sittsame, aber auch duldsame Frau von Welt, spricht ebenfalls ihr Glaubensbekenntniß aus:

Je ne suis point du tout de ces prudes sauvages,
Dont l'honneur est armé de griffes et de dents.

Selbst wo komische Lichter aufgesetzt werden, in Orgon's beschränkter aber aufrichtiger Gläubigkeit, und in der eigensinnigen Altweibereinfalt seiner Mutter, überall wird der entschiedene Abstand vom Heuchler klar ausgedrückt. So spielen alle Personen im Stück ihre Glaubensfarbe aus, Alle, bis auf eine, Tartufe. Er hat nicht einen einzigen Vertrauten, — sein Diener Laurent bleibt hinter den Coulissen, — ja nicht einmal gegen sich selbst verräth er sich, in einem Monolog. Das ist eine bewunderungswürdige Feinheit, sowohl psychologisch wie poetisch, und Lady Tartufe fällt unbegreiflich daneben ab, wenn sie auf Schritt und Tritt einen Mitwisser und Mitschuldigen hinter sich herzieht und gleich in der ersten Scene dem Publicum gesteht, welch' durchtriebene Person sie ist. Wie klar, wie fein, wie fest hat dagegen Molière den ganzen Charakter und jeden einzelnen Zug in demselben gezeichnet! Wie zurückhaltend und zugleich wie wirksam ist es, daß die Hauptperson erst im dritten Aufzug erscheint, während sie, auch unsichtbar, von An-

fang an alles Interesse in sich concentrirt! Welches Maaß in allen Verhältnissen des Stücks, welche sichere Berechnung des Effects, wie großartig die Composition, wie angemessen dem Stoffe Styl und Colorit! Allerdings erheben sich letztere nicht zu Racine's Glanz, wie sie Boileau's Correctheit nicht erreichen; allein wir wollen dabei nicht außer Acht lassen, daß der Soccus des Lustspiels einen minder tönenden Gang wie der Kothurn der Tragödie nicht nur gestattet, sondern gradezu erheischt, und wollen ebenso in Anschlag bringen, daß Molière um ein halbes Menschenalter früher als der berühmte Kritiker und der noch berühmtere Dramatiker auftritt. Ein Jahrzehend wiegt bekanntlich schwer, namentlich in dem Zeitalter Ludwig's XIV., welches in der Sprache der Kunst und in der Kunst der Sprache wahrhaft cyklopische Arbeiten gefördert hat. Molière, keineswegs Naturdichter, so wenig wie Shakspeare, lehnt sich in seiner ganzen Bildung mehr an die frühere, härtere Schule, an Corneille und Scarron, als an die Formvollendung der späteren Meister. Seine Farbe wie seine Zeichnung ist nicht Raphaelisch, sondern Rubensisch, und wenn seine natürliche Fülle in Worten und in Gedanken zuweilen in jene Ueppigkeit überfließt, die dem keuschen Fénelon so anstößig war, so ist zu bedenken, daß bei der Schnelligkeit, womit Molière schrieb, so wie bei der Leichtigkeit, womit er den Jambus behandelte, der ihm oft unversehens in seine Prosa hineinhinkt, daß es dabei unmöglich gewesen, hinter jedem harten Hemistich oder jedem nachlässigen Reim drein zu jagen.

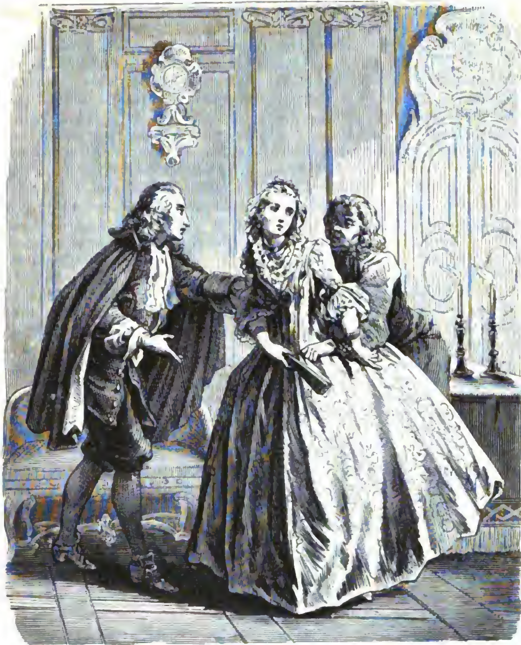
So hoch, sicher nicht zu hoch, stellen wir Molière als Dichter, und unter seinen Werken schier am höchsten den Tartufe, dasjenige von allen, woran er nachweisbar am längsten gearbeitet, das er in der vollen Reife männlicher Kraft begonnen, auf dem Gipfel seines Ruhmes vollendet hat.

Rechtfertigt aber dieser innere Werth allein den äußeren Erfolg des Stücks? Erklärt er die hitzige Fehde, deren Gegenstand oder Vorwand dasselbe gewesen ist? Gewiß nicht; um darüber klar zu sehen, müssen wir Tartufe von seiner zweiten Seite, der historisch-tendenziösen betrachten. Im Uebergange dazu nehmen wir allerlei Personalien unsers Helden mit, anekdotisches Beiwerk, seinen Namen und Stand betreffend, darunter einige ergötzliche Curiositäten, welche, unter vielem Plunder, die Trödler der Literatur-Geschichte zu Markt gebracht haben. Dieselben erzählen Folgendes:

Zur Zeit, da Molière mit seinem Meisterwerke schwanger ging, — eine Zeit, worin die hoch aufgeregte Dichternatur alle Erscheinungen der Außenwelt, auch die geringfügigsten und fremdartigsten, auf ihre schwere Arbeit zu beziehen pflegt, — begab es sich, daß Molière beim päpstlichen Nuntius mit zahlreicher, zum Theil geistlicher Gesellschaft zusammentraf. Ein Bäuerlein aus Perigord trat ein und bot frische, ungewöhnlich große Trüffeln zum Verkauf an. Beim Anblick und Duft dieser herrlichen Frucht, — für welche viele ausgezeichnete Männer alter wie neuer Zeit eine an sich höchst respectable Schwäche haben, — rief man bewundernd von allen Seiten aus: Tartufi, tartufi, Signor Nunzio; nach andrer Lesart mit liebkosendem Verkleinerungswort: Tartufoli, Signor Nunzio, tartufoli! Die Betonung dieses Ausrufs hatte etwas so Weltlich-Lüsternes und zugleich Geistlich-Enthaltsames, die Augen wurden dabei so feinschmeckerisch verklärt, daß Molière, dessen geübter Beobachtungsgabe nichts entging — Boileau nannte ihn le contemplateur, — den Namen seines Helden frisch und warm vom Munde eines Originals pflückte.

Dies die unverbürgte Anekdote. Den Etymologen von echtem Schrot und Korn ist sie nicht pikant, nicht abgelegen genug: sie graben tiefer, um auf die rechte Trüffelspur zu gerathen. Etienne meint alles Ernstes, der Vergleichungspunkt zwischen Tartufe und der Trüffel liege in der Verstecktheit und verführerischen Kraft Beider. Ich halte dies für eine schwere Verläumdung, — nicht Tartufe's, sondern der Trüffel, — und schlage mich entschieden zu der Ansicht von Chasles, welcher Tartufe's Namen durch eine ziemlich gewöhnliche Buchstabenversetzung von trufa ableitet, was im Italienischen und auch im Spanischen Betrug bedeutet (Trug, tromper!). Trufeur, trufateur, trufacteur kommt im Französischen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts für Betrüger vor. Demnach wäre Tartufe, der sich, beiläufig gesagt nach neuerer und besserer Rechtschreibung mit Einem F schreibt, obwohl er aus dem FF ist, — ein naher Namensvetter des bekannten Trufaldino und sein Name bedeutete grade so viel wie der zweite Titel des Stücks: L'imposteur, der Betrüger. Es offenbart sich auch bei dieser Gelegenheit in sehr bezeichnender Weise die siegreiche Gewalt echter Poesie. Ein Eigenname, welchen sie in freier Erfindung geprägt hat, wird nicht nur der charakteristische Stempel für den in ihm personificirten Begriff, das allgemein kenntliche Brandmal für das in ihm dargestellte Laster, — so Tartufe für Heuchelei, wie für Geiz Harpagon, — sondern dieser Eigenname geht auch als Gattungswort, als vollgültige Münze in den Schatz der lebendigen Sprache, in das Wörterbuch der Akademie über. Noch nach zweier Jahrhunderte Verlauf wird ihm in Frankreich und in Deutschland nachgeprägt: eine „Lady Tartufe“ und „Das Urbild des Tartufe.“

Bei Erwähnung des Letzteren werde hier gleich bemerkt, daß die Annahme, worauf das Stück, übrigens mit vollkommner poetischer Berechtigung, beruht, der Parlaments-Präsident Lamoignon sei das Original des Tartufe, ebenso unhaltbar ist, wie die mythische Theater-Annonce: „Tartufe kann heute nicht aufgeführt werden, weil der Herr Präsident verboten hat, ihn auf die Bühne zu bringen.“ Nach der Aussage gut



Tartufe: Act IV. Scene 7.

unterrichteter Zeitgenossen, worunter Frau von Sevigné und der Abbé von Choisy, hat allerdings den Stoff des Tartufe eine wahre Geschichte aus der Chronique scandaleuse geliefert, eine bestimmte Person zum Bilde des Helden gesessen. Jene Geschichte, das Original des Duetts zwischen Tartufe und Elmire, mit obligatem Orgon unter dem Tische, soll sich im Boudoir der Frau Herzogin von Longueville zugetragen haben, diese Person der Abbé Roquette gewesen sein, — nachmals Bischof von Autun, — also ein Vorfahr Talleyrand's, hoffentlich keiner des frischen Lyrikers Roquette. Zu dieser Erklärung bekennt sich unter Andern auch Chénier in folgendem Epigramm:

De Roquette en son tems, Talleyrand dans le nôtre
Furent tous deux prélats d'Autun;
Tartufe est le portrait de l'un, —
Si Molière eut connu l'autre!

was übersetzt ungefähr lautet:

Roquette in seiner Zeit, in unsrer Talleyrand,
Sie geben für Autun ein edles Paar Prälaten;
Tartufe ist als Porträt des Ersten wohl gerathen,
O hätte doch Molière den Zweiten auch gekannt! —

Uebrigens ob Roquette, ob ein Andrer, ob Niemand — die ganze Frage erscheint müßig. Wie alle komischen und satyrischen Dichter, welche nicht, wie die glücklichen Lyriker, von ihren eigenen edlen Gefühlen, sondern von anderer Leute Narrheit leben, so

hat auch Molière bei Lebzeiten genug zu leiden gehabt durch die wunderliche Sucht, zu jeder seiner Caricaturen, zu den lächerlichsten und häßlichsten am allereifrigsten, einen Gevatter, ein Urbild zu suchen. Nach seinem Tode kann man füglich die Mühe sparen, unbekannte Namen unter allbekannte Originale zu schreiben, welche Letztere keiner Erklärung bedürfen, weil sie lebendige Typen der menschlichen Natur und als solche Eigenthum aller Bühnen, Gemeingut der Menschheit sind.

Viel wichtiger als die Urbilds-Jagd ist die Frage nach dem Stand Tartufe's, denn sie berührt den Kern des Stücks und die Sittengeschichte der Zeit. Da muß ich nun vornweg der Wahrheit gemäß erklären, daß Molière Tartufe ursprünglich als Geistlichen sich gedacht hat. Weit entfernt, darin einen Angriff auf diesen Stand als Gesammtheit zu finden, betrachte ich es vielmehr, und das alles Ernstes, wie eine Huldigung für denselben. Wenn ein komischer Dichter das sittliche Gebrechen der Feigheit personificiren wollte, so würde er zu dessen Träger sich kaum ein Schneiderlein erkiesen, da dieses ebenso nützliche wie angenehme Handwerk, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht, nun einmal nicht in dem Geruche hervorragender Tapferkeit steht. Ungleich wahrscheinlicher suchte er sich seinen Helden, wie dies Plautus wirklich gethan, im Kriegerstande. So wie in diesem der Mangel an Muth am lächerlichsten erscheint, so das Laster der Scheinheiligkeit am abscheulichsten im Stande des Geistlichen, der die wahre Frömmigkeit nicht nur zu lehren, sondern auch zu üben verpflichtet ist. Nun ist mir freilich wohl bekannt, daß man behauptet hat, Tartufe könne schon um deswillen nicht als Geistlicher gedacht und dargestellt worden sein, weil er mit Orgon's Tochter verlobt werden soll. Allein diese dichterische Freiheit beweist nichts; ganz und gar die nämliche nimmt sich Molière auch in den gelehrten Frauen, wo Philaminte zum Schwiegersohn Herrn Trissotin sich erwählt, der nachweisbar als Abbé aufgefaßt und dargestellt worden ist, während ihn das Personenverzeichniß als Schöngeist (bel esprit) bezeichnet. Mit dergleichen Widersprüchen oder Unwahrscheinlichkeiten in Motiven und Situationen nahmen es Dichter und Zuschauer damals weniger genau als heute. Uebrigens liefert auch einen positiven Beweis für Tartufe's geistlichen Stand die Aeußerung Molière's in der zweiten Bittschrift, welche er wegen Freigebung des Stücks an den König gerichtet. Er sagt: Je l'ai déguisé, en homme du monde, — „ich habe ihn in weltliche Kleider gesteckt," wozu denn doch als einzig möglicher Gegensatz nur die frühere geistliche Tracht übrig bleibt. Diese ist allerdings auf den meisten der heutigen Bühnen eine unmögliche Erscheinung geworden; aber anders als wir empfand darin, und nicht darin allein, das Zeitalter Molière's. Das Theater besaß der Kirche gegenüber freilich schon damals nicht mehr die volle Freiheit des Mittelalters, — welches, stark in seinem ungebrochenen christlichen Gesammtbewußtsein, die heiligsten Mysterien seines Glaubens, zur allgemeinen Erbauung, Niemandem zum Aergerniß, dramatisch darstellen ließ, oft von Geistlichen und in Klöstern, welches außerdem neben dem Ernst dieser Mirakelspiele, auch den Scherz mit kirchlichen Personen und Zuständen in voller Toleranz gestattete. Wie durch den komischen Roman des Mittelalters eine lange Reihe lustiger Bettelmönche geht, deren Ausläufer noch bei Rabelais, Scarron, Cervantes, Swift zu verfolgen sind, so besitzt auch die gleichzeitige Bühne geistliche Groteskfiguren, die so gut wie die Hofnarren als stehende Masken an- und aufgenommen werden. Erst nachdem sich das kirchliche Leben in sich gespalten hat, fängt es an empfindlich nach außen zu werden, reizbar in der Berührung mit dem Staat, der Gesellschaft, der Presse, namentlich auch mit der Bühne. Von jenem Zeitpunkt an bis zum heutigen Tage ist die Aengstlichkeit auf der einen Seite, die Strenge auf der andern Grad um Grad gewachsen; jeder Einzelne von uns kann bei seinen eigenen Bühnenerinnerungen die zarte Grenzlinie zwischen Kirche und Theater immer schroffer werden sehen. Das Theater Molière's, oder gar Shakspeare's, geschweige erst der alten Italiener und Spanier, also grade der zwei katholischsten Völker, hatte, wie in ästhetischen Dingen, so auch in Sitten und Trachten eine im Vergleich zur heutigen Bühne vollkommene Maskenfreiheit. In Paris wurde gleichzeitig mit dem Verbot des Tartufe ein Possenspiel aufgeführt: Scaramouche Ermite; der seiner Zeit berühmte Mime Tiberio Fiorelli aus Florenz spielte dessen Titelrolle. Geist und Ton dieses Machwerks wird dadurch hinlänglich bezeichnet, daß Scaramuz als Einsiedler bei nächtlicher Weile fensterln geht, und von dem erstiegenen Balcon von Zeit zu Zeit herabruft: Questo è per mortificar la carne, — „Solches thue ich, um mein Fleisch zu kasteien." — Wo ein derartiger Auftritt bei Hof und im Theater der Hauptstadt nicht bloß geduldet, sondern mit Beifall aufgenommen wurde, da gab sicherlich Tartufe's schwarzes Kleid auf den Brettern auch noch kein Aergerniß. Des Königs eigener gesunder Sinn war von dem Widerspruch zwischen dem Ablaß für Scaramuz und dem Bannspruch gegen Tartufe so betroffen, daß er eines Abends, unmittelbar nach einer Darstellung des Scaramuz, den Prinzen Condé fragte: „Sagen Sie mir nur, mein Vetter, warum die Leute so viel Aergerniß an Tartufe nehmen, indessen sie

über Scaramuz kein Wort sagen?" — „Sire," antwortete Condé, „die Ursache ist einfach: Scaramuz verspottet den Himmel und den Glauben, um welche alle diese Herrn sich nichts kümmern, Tartufe hingegen sie selbst, das können sie nicht ertragen." — Dieser Unterschied trifft den Nagel auf den Kopf: was verletzte, war nicht der Angriff auf einen privilegirten Stand, sondern der Angriff auf das privilegirte Laster.

Mit diesem Satze sind wir auf der Höhe unsrer Aufgabe angelangt, auf der Spitze des Vulcans, da wir nunmehr Molière im Kampf mit der herrschenden Richtung seiner Zeit zu betrachten haben. In der That ein wunderbares Schauspiel! Ein einzelner Mann, aber ein Mann im vollen Sinne des Worts, — muthig, ausdauernd, zähe, — wie sein echter Erbe Beaumarchais, nur sittlich und dichterisch ungleich höher stehend als er, dieser Mann nimmt den Kampf auf, nicht allein mit seinem nächsten Gegner, dem Laster, sondern mit der ganzen Staats- und Kirchen-Gewalt, bei welcher dasselbe eine Freistatt sucht. Alle Stände der Gesellschaft werden, zum Theil mit den Haaren, in's Handgemenge hereingezogen, die junge Macht der Presse allarmirt, die Bühne zum breiten Schlachtfelde umgewandelt. Hoch hinauf bis zum Throne des absolutesten Monarchen, bis zu St. Peters Stuhle schlagen die Flammen und noch weit über Molière's Grab hinaus zieht sich die dunkle Rauchwolke, welcher auch der Schwefelgeruch der strenggläubigsten Hölle nicht fehlt.

Die Geschichte dieses merkwürdigen Kampfes ist vollständig bisher niemals geschrieben worden. Auch ihre Quellen fließen nur spärlich und fast alle trübe: in den Flugschriften der zwei Parteien, deren wir, um unparteiisch zu sein, keine als Richter in eigener Sache anerkennen dürfen, und doch jene als Zeugen hören müssen.

Molière selbst liefert reiches Material in seiner Vorrede zu Tartufe und in den drei Bittschriften an den König, welche den meisten Ausgaben seiner Werke beigefügt sind; zu umfangreich zur Mittheilung, zum Auszuge zu schön, verdienen sie selbst geprüft und genossen zu werden.

Außer ihnen spricht für den Dichter unter den gleichzeitigen Stimmen nur noch Eine: Lettre sur la Comédie de l'Imposteur, August 1667. Die andern Aussagen zu Molières Gunsten, darunter die besten Autoritäten der Literatur und des Theaters, von Boileau bis Sainte-Beuve, werden erst nach Molière's Tode laut; im Leben, im Kampfe stand er so gut wie allein, allein — und doch Sieger! Auf der entgegengesetzten Seite ist der Schwarm desto größer. Die Gegner Tartufe's und die Feinde Molière's, Fanatiker für die Sache und Zeloten gegen die Person, verbinden sich zu einem furchtbaren Corps der Rache, das, neben den Spitzen der weltlichen und der geistlichen Macht, den Abhub der Literatur und des Theaters in sich schließt, worin Mitglieder aller Stände und Anhänger aller Parteien dienen, der ahnenstolze Marquis neben dem bauernstolzen Emporkömmling, der gelehrte Jesuit neben dem eifrigen Jansenisten, das endlich die Repräsentanten aller menschlichen Thorheiten, der gekränkte Dichter, der verhöhnte Blaustrumpf, der ausgelachte Hahnrei, als Freiwillige vermehren. Orientiren wir uns in dem Gewühl mit Vorsicht und Unbefangenheit!

Molière's Künstlerlaufbahn zerfällt in zwei Hälften. Die erste umfaßt seine Lehr- und Wanderjahre, das lustige, leichtfertige Zigeunerleben, welches er, Anfangs als Liebhaber verschiedener Theaterschönheiten, dann als dramatischer und poetischer Kunstnovize, zuletzt als Principal einer fahrenden Schauspielergesellschaft, in den Provinzen Frankreichs geführt hat. Als Dichter hängt er in diesem Zeitraum eng mit der alten italienischen Intriguen- und Maskenkomödie zusammen; er übersetzt, er schreibt Possen, und noch sein erstes regelmäßiges Lustspiel, L'Etourdi (1653), ist dieser herrschenden Gattung dienstbar. Diese Epoche schließt gegen 1661, nicht eher als bis Molière das schwäbische Stufenjahr der Gescheidheit, die Vierzig, überschritten und seinen eigentlichen Boden, Paris, gefunden hat. Wie Shakspeare erst Meister wird, nachdem er Londons sich bemeistert, so Molière erst in Paris; der Gigant muß, um zu siegen, auf seiner Muttererde stehen. Am 20. Januar 1661 bezieht er sein Schauspielhaus im Palais-Royal, dasselbe, aus welchem sich nicht lange darauf das Théâtre français entwickelt hat. Von diesem Wendepunkt an verläßt er auch als Dichter die überlieferten Formen, wirft nicht nur die fremden Muster, die geborgten Stoffe, sondern auch die Plane von Terenz und Plautus ab, fängt an, nach der Natur zu zeichnen, statt zu copiren, schöpferisch zu erfinden, selbständig zu gestalten und mit eigner kühner Hand in das nahe volle Leben zu greifen, das in allen Kreisen, bis zum höchsten, offen vor ihm lag. Denn noch in demselben Jahre führt ihn ein günstiges Geschick seinem Ziel um eine bedeutende Stufe näher: er kommt mit Ludwig XIV. in unmittelbare persönliche Beziehungen. Wohl dürfen wir es eine providenzielle Fügung nennen, daß diese beiden, troß allem Unterschiede der Stellung, einander so nahe stehenden, so nothwendigen Männer zu gleicher Zeit auftreten; der Eine auf dem Thron, der Andere auf der Bühne. Ludwig XIV. wird nach Mazarin's Tode, den 9. März 1661, mündiger, unumschränkter Selbst-

herrscher; um dieselbe Zeit wird Molière als Dichter selbständig und frei. Es läßt sich fast Tag und Stunde bestimmen, worin Beide in ihrem Wechselverhältniß sich so zu sagen erkannten und fanden. Dies geschah Mittwoch den 17. August 1661 zu Vaux, bei dem Feste, welches der unvorsichtige Finanz-Intendant Fouquet mit fabelhafter Verschwendung, gewissermaßen als sein eigenes Leichenmahl, dem König gab. Dabei erschien nach andern Unterhaltungen auch Molière's comédie-ballet: Les fâcheux, eine der glücklichsten Improvisationen, die jemals gemacht worden sind, ein dreiactiges Stück, in vierzehn Tagen geschrieben, gelernt, gespielt. Molière selbst leitete es auf das Ueberraschendste ein, indem er, nicht in der Maske des herkömmlichen Prologs, sondern wie er erzählt en habit de ville, in seinem gewöhnlichen Anzug, den König und den Hof unmittelbar begrüßt. Von diesem Augenblicke an bildete sich zwischen König und Dichter so zu sagen ein stillschweigender Vertrag.

Ludwig XIV., in seinen Vorzügen wie in seinen Mängeln eine großartig angelegte Natur, unter andern Leidenschaften auch eines wahrhaft leidenschaftlichen Theaterbedürfnisses voll, hatte für dessen Befriedigung an Molière seinen Mann gefunden, eine immer schlagfertige Hand, die, für jedes Hoffest mit einem neuen Stücke bereit, jedes Gelegenheitsstoffes sich bemächtigend, Tag und Nacht des Winkes der Majestät gewärtig, zu deren Füßen ein wahres Füllhorn voll Komödien, Divertissements und Satyren ausschüttete. Umgekehrt empfing dagegen der Dichter vom König die unbeschränkteste Freiheit, Kaperbriefe gegen die ganze Gesellschaft, den Hof und die Hauptstadt keineswegs ausgenommen, jedoch natürlich mit der geheimen Clausel, den Herrn niemals zu berühren, den Herrn immer zu unterhalten.

Wie Molière diese Freiheit benutzt hat, das beweisen seine Stücke, deren er von 1661 bis zu seinem Tode, 1673, in zwölf Jahren zwanzig geliefert, das beweis't in diesen Stücken die Galerie komischer Originale, worin alle Stände der Gesellschaft, alle Modethorheiten, alle Verkehrtheiten der Zeit, alle Schwächen der menschlichen Natur schonungslos gegeißelt worden sind. Sie insgesammt durfte Molière nicht nur ungestraft, sondern in jedem Sinne reich belohnt, auf der Bühne ausstellen; Ludwig schützte ihn gegen den Neid seiner Höflinge, wie gegen die Rache seiner Leibärzte, er selbst bezeichnete oft dem gefürchteten Sittenmaler neue Vorwürfe, er begünstigte ihn sowohl in seiner Theaterstellung wie persönlich mit vollkommener Vorurtheilsfreiheit, mit verschwenderischer Freigebigkeit und echt königlicher Macht- und Gnaden-Gesinnung. Nur einmal in zwölf langen Jahren ist dies seltene Verhältniß getrübt worden; allein auch dies eine Mal haben sich Beide wiedergefunden, hat sich Jeder seiner selbst und des Andern würdig bewährt; dies eine Mal war im Tartufe.

Auf weitem, aber nicht unabsichtlichem Umwege sind wir zu ihm zurückgekehrt. Es kam mir darauf an, in dem Verhältniß Ludwig's XIV. und Molière's Beider Verhalten zum Tartufe anzulegen, und ebenso muß ich nun noch in einem zweiten Excurs das nicht minder wichtige Verhältniß Molière's und Tartufe's zu ihrer Zeit darstellen.

Das siebenzehnte Jahrhundert ist in Frankreich eines der Reaction. Wie ein Damm, besser wie die natürliche und nothwendige Ebbe, liegt es zwischen der auflösenden Sturmfluth des sechzehnten und der zerstörenden Springfluth des achtzehnten. Je näher wir von Heinrich IV. an Ludwig XIV. kommen, um so klarer tritt im Staat, in der Kirche, in der Gesellschaft, folglich auch in Literatur und Kunst, die Rückkehr zum Positiven, zur Regel, zum Maaß hervor. Auf den Zweifel Montaigne's folgt Pascal's Gläubigkeit, auf die heidnisch-epikurische Poesie von Ronsard, Marot, Regnier, die tief-christliche Tendenz Corneille's, auf den Cyniker Rabelais der kühle, kirchliche Racine. Von dieser allgemeinen Richtung macht die einzige hervorragende Ausnahme Molière. Allerdings gehörte auch er wesentlich in das Zeitalter Ludwig's XIV., er wurzelt darin, aber er überragt es in seiner Universalität, rückwärts wie vorwärts, er knüpft unmittelbar an die Negation, die Satyre des sechzehnten Jahrhunderts an, und hängt mittelbar durch die Encyklopädisten mit der Revolution des achtzehnten zusammen. Aus dieser Richtung, deren sich der Dichter selbst niemals bewußt geworden, fließt der Tartufe. Nicht blinde Wahl, noch weniger knabenhafter Muthwille, am allerwenigsten eigener irreligiöser Sinn treiben Molière zum Tartufe. Ich bin fest überzeugt, daß Molière in religiösen Dingen kein Freigeist, daß er kein Gegner des Christenthums war; das Theater pflegt eher abergläubisch als ungläubig zu machen. Mir scheint sogar, daß — wie sein Groll gegen die Aerzte unbewußt aus seinem unheilvollen Brustleiden stammen mag, — so umgekehrt sein Haß gegen die Quacksalber des Christenthums von seiner gesunden Frömmigkeit herrührt. Ihn führt derselbe Zug, die nämliche Nothwendigkeit, welche in der Revolution Beaumarchais auf feudale Unsitten, welche in der Gegenwart Ponsard oder Dumas auf die Corruption durch die Börse hinweisen. Mit der Seherkraft des echten Dichters, mit dem Freimuth des ehrlichen Mannes tritt Molière im Tartufe demjenigen Laster entgegen, das, aus dem neuerweckten kirchlichen Leben hervorgegangen, das herrschende zwar nicht war, aber nur zu bald zu werden drohte, das Molière in seiner ge-

fährlichen Tragweite vollkommen erkannte. Er wußte, daß überall, wo diese Pest, Heuchelei und Scheinheiligkeit, ausbricht, gleichviel in welcher confessionellen Farbe ihre schillernde Lüge spielt, die frische, fröhliche Entfaltung der Kunst stockt, das freie Streben der Wissenschaft erlahmt, die Luft des staatlichen, kirchlichen, geselligen und volksthümlichen Lebens sich vergiftet. In die Familie, in das umfriedete Heiligthum des Hauses dringt ihr Hauch, Mißtrauen und Zwietracht unter die nächstverbundenen Herzen bringend; das unsichtbare Netz eines heillosen Spionir- und Denunciations-Systems spinnt sich um alle Kräfte, durch alle Kreise, und unter dem Deckmantel der frommsten Regungen und Uebungen treiben grade die frechsten Leidenschaften, die frevelhaftesten Laster ihr verwilderndes Spiel. Was eine gesundere Vergangenheit gebaut hat, wird zerstört oder löst sich auf, und so tief dringt das verderbliche Princip in den Kern des Volkes, in den Boden der Zeit ein, daß beide, oft auf viele Jahre hinaus, mit Unfruchtbarkeit geschlagen werden. Wem diese Schilderung in's Schwarze gemalt scheint, der blicke nur auf entfernte Beispiele, der sehe, was aus dem lustigen Altengland geworden ist unter der Herrschaft der Rundköpfe, wie Frankreich, la belle France, sich verwandelt hat zwischen der goldenen Jugend Ludwig's XIV. und seinem grauen, durch Pfaffen und Weiber geknechteten Alter. Molière hat dies traurige Ende seiner großen Zeit nicht mehr erlebt, aber ahnungsvoll im Tartufe angedeutet. Ein Menschenalter später wäre dies Werk nicht mehr möglich gewesen; seine Unterdrückung würde so gewiß gelungen sein, wie sie bei seinem Erscheinen fehlschlug. Ein halbes Jahrhundert später hingegen, in der Regentschaft — wo es zum guten Ton gehörte, die Bibel zu verhöhnen, wo Kirchenfürsten den entweihten Purpur durch den Schlamm allnächtlicher Orgien schleppten, — in dieser Zeit wäre Tartufe ebenso gesinnungstüchtig dagestanden, wie im Jahr 1848 diesseits des Rheins so mancher feige Freiheitssänger, der sich jetzt schon lange wieder mit zeitgemäß krebselnden Rückschritts-Beinen in die treue Stütze des Throns und des Altars umgewandelt hat. Nein, nur da, wo er steht, kann und muß der Tartufe stehen, nicht bloß ein unsterbliches Kunstwerk, sondern auch eine weltgeschichtliche That.

Als solche kündigt ihn denn auch seine Erscheinung an. Staunen, beinahe Grauen erfaßt uns, wenn wir vor dem wunderbaren Schauspiel seiner ersten Aufführung den Vorhang hinwegziehen.

Bei einem glänzenden, eine volle Woche währenden Hoffest in Versailles — vor König Ludwig, vor der Königin, seiner jungen Gemahlin, und der Königin-Wittwe, seiner frommen Mutter, vor den Prinzen seines Hauses, vor den galanten Paladinen und Damen seiner Tafelrunde, den Bourbons-Condé, den Guise, den Armagnac, Saint-Aignan, Noailles, Foix — nach einem allegorischen Ballet der zwölf Bilder des Thierkreises und einem mythologischen Schäferspiel, worin Se. Majestät Allerhöchstselbst mitgewirkt hatte, — unter solchen Zeichen und Wundern wurden, am heitersten Frühlingsabend, am zwölften Mai 1664 die ersten drei Aufzüge des Tartufe von Molière und seiner Truppe zum ersten Male dargestellt. Augenscheinlich hat Molière in diesem Versuche oder Bruchstück einen „Fühler" dem ganzen Wagniß vorausschicken, vielleicht auch über Versailles, unter dem Schutze des Hofes, das Stück nach Paris, in die Hauptstadt, einschmuggeln wollen. Er selbst spielte den Orgon, seine Frau — Mademoiselle Molière heißt sie in der officiellen Theatersprache, weil die Etikette das Prädicat Madame keiner Schauspielerin zugesteht — seine Frau die Elmire, Du Croisy den Tartufe. Nicht wahr, dieses Schauspiel mahnt geisterhaft an die erste Aufführung von Figaro's Hochzeit vor Marie Antoinette, ihrer Lamballe, ihrem ganzen kopflosen Hofe? Dort erkennen wir in dem Scheermesser des furchtbaren Barbiers das Wetterleuchten der Guillotine; hier sehen wir in dem schwarzen Gespenst, das mitten im höchsten Glück, im heitersten Glanze vor Ludwig XIV. plötzlich aufsteigt, den bösen Schatten, der seinen Ruhm bedecken, sein Reich in Nacht begraben sollte.

Wir besitzen über den Erfolg dieser ersten Aufführung kein authentisches Zeugniß. Von 600 Personen, die derselben beigewohnt, spricht aber nicht Eine von einem Aergerniß, einem Anstoß. Daraus läßt sich mit Recht schließen, daß der König und der Hof das Stück günstig aufgenommen haben, daß also nicht aus Versailles, sondern aus Paris die Wolken des über Tartufe heraufziehenden Gewitters emporgestiegen sind. Man irrt gründlich, wenn man meint, Ludwig XIV. habe eigene Gewissensscrupel gegen Tartufe empfunden; noch lag ja das Regiment der Maintenon in weiter Ferne, das der Lavallière stand in voller Blüthe. Der König hielt sich hier um so aufrichtiger auf des Dichters Seite, als seinen lebens- und liebeslustigen Sinn das fromme Grollen und Murren der Hauptstadt belästigte, als er ihren strengen Sittenpredigern auch einmal eine scharfe Gardinenpredigt hinter dem Theatervorhange von Herzen gönnte. In Paris hingegen, wo die Reste der Fronde und die Elemente des Jansenismus zu einer zwar stummen, aber starren Opposition sich verbanden, mißbilligte man schon aus Opposition das Versailler Treiben, folglich in erster Linie auch Molière's Beiträge zu demselben. Die jesuitische Partei, sonst bekanntlich der scharfe Gegensatz der

Jansenisten, machte doch gegen Molière mit ihnen gemeinschaftliche Sache; sie hatte in Tartufe's Philosophie, namentlich in seiner elastischen Moral für Elmirens Hausgebrauch, eine bittere Satyre auf ihr eigenes System finden wollen, um nicht zu sagen gefunden. So bezog denn jede von den beiden kirchlichen Parteien Molière's Satyre im Stillen auf sich, deutete sie aber öffentlich auf die andere. Rechnet man dazu, wie bei dieser willkommnen Gelegenheit bei Hofe und in den verschiedenen Theatern, — in diesen Hauptherden für alle Kabale, — geschürt worden sein mag, welche Fäden zwischen Paris und Versailles sichtbar und unsichtbar angesponnen wurden, so wundert man sich gewiß nicht, wenn König Ludwig den ganzen Intriguen-Knäuel als Alexander auf einmal zerhaut: Tartufe wird, wie es in dem gedruckten Procès-verbal ausdrücklich heißt, mit Anerkennung der guten Intentionen des Verfassers, für das Publicum verboten.

Dies hinderte nicht, im Gegentheil reizte nur noch mehr an, das schon vor der Erscheinung zum Ereigniß gewordene Stück in exclusiven Hofkreisen zu wiederholen, so vor dem Bruder des Königs, vor beiden Königinnen, vor dem Prinzen von Condé, wo am 29. November 1664 alle fünf Acte zum ersten Male dargestellt worden sind. Außerdem las es der Dichter in tonangebenden Salons, namentlich bei der berühmten Ninon und bei Frau von La Sablière; er las es sogar vor dem päpstlichen Legaten, der im Juli desselben Jahres in außerordentlicher Sendung von Rom nach Paris gekommen war, und rühmte sich öffentlich, von ihm wie von andern erleuchteten Prälaten die entschiedenste Billigung seines Werkes erhalten zu haben. Allein den an die große Bühnenwirkung gewöhnten Dichter konnten diese einzelnen Erfolge so wenig befriedigen, wie sie sein reizbares, durch Widerstand nur gesteigertes Temperament für die erlittene erste Niederlage entschädigten. Er spielte den Kampf auf ein anderes Terrain, in ein neues, in begreiflicher Stimmung oder Verstimmung geschriebenes Stück. Am 15. Februar 1665 erschien sein Don Juan, ou le festin de pierre. Im zweiten Auftritt des fünften Aufzugs schleuderte La Grange, der Darsteller des Don Juan, als Herold des Dichters, dessen offene Kriegserklärung in das feindliche Lager. „Alle menschlichen Laster," rief er aus, „sind dem Tadel zugänglich, Jedermann darf sie laut angreifen, öffentlich verspotten; nur die Heuchelei ist eine privilegirte Sünde, ihre Hand schließt jeden Mund, und sie genießt in voller Ruhe eine souveräne Straflosigkeit."

Diese Rede war deutlich, und die Antwort war es nicht minder. Es entspann sich ein Vorposten-Gefecht, worin beide Theile auf Don Juan, den Wüstling, schlugen und den Heuchler, Tartufe, meinten. Aber bald entbrannte auch die Hauptschlacht auf allen Seiten. Molière's Feinde vertheilten genau und überlegt ihre Stellungen, ihre Waffen, ihre Hülfsmittel unter sich; mit all' der strengen Mannszucht, welche diese Partei von jeher ausgezeichnet hat, aber auch mit der ganzen unsittlichen Rücksichtslosigkeit in der Wahl ihrer Mittel, die sie, damals wie heute, brandmarkt, organisirten sie ihren Vertheidigungs- und Angriffsplan, den ich, der Zeitordnung zuweilen vorgreifend, im Zusammenhange darstellen werde. Wenn Jemand in dieser nur auf geschichtliche Thatsachen, auf buchstäblich treue Citate gestützten Darstellung zuweilen das Zetergeschrei neuester Zionswächter, das Geschnatter allernächster Capitol- und Capital-Gänse zu vernehmen glaubt, so bitte ich inständigst, diese Aehnlichkeit nicht für ein Verdienst meines Witzes zu halten, sondern für ein wunderbares Naturspiel, das diejenigen am besten erklären werden, die es hervorbringen.

Die Vorhut des schwarzen Heeres gegen Molière bildeten leichte literarische Tirailleurs; sie hatten die Aufgabe, ihn als Dichter schlecht zu machen, seine angeblichen Plagiate aufzustöbern, sein Schauspieler-Talent auf Kosten des poetischen zu loben. Hören wir in einer kurzen Probe, wie unter Vielen ein Herr von Rochemont in einer 1665 veröffentlichten Flugschrift diese Ordre ausführte. „Herr Molière," sagt der Edle, „hat allerdings Talent, aber nur für die Posse; er schreibt ein ziemliches Französisch und übersetzt noch besser aus dem Italienischen, wie er denn auf Originalität und Genie wohl selbst keinen Anspruch erheben wird. Seine Lustspiele, die bei der Aufführung Lachen erregen, verdienen im Druck nur Mitleid; sie gleichen Weibsbildern, die geputzt und geschminkt sein müssen, um zu gefallen, oder falschen Geldstücken („mauvaises pièçes!"), mit denen er als Falschmünzer die gute Stadt Paris betrügt." Ganz genau in dasselbe Horn stößt eine 1670 anonym erschienene Kritik des Tartufe in Alexandrinern, deren letzte Verse in der Ursprache also lauten:

Molière plait assez, son génie est folâtre,
Il a quelques talens pour le jeu du théâtre,
Et, pour en bien parler, c'est un bouffon plaisant,
Qui divertit le monde en le contrefaisant.
Il est mauvais poète et bon comédien, [fait bien.
Il fait rire, et de vrai, c'est tout ce qu'il
Molière à son bonheur doit tous ses avantages,
C'est son bonheur qui fait le prix de ses ouvrages.
Je sais, que le Tartufe a passé son espoir,
Que tout Paris en foule a couru pour le voir;
Mais, avec tout cela, quand on l'a vu paraître
On l'a tant applaudi, faute de le connaître.
Un si fameux succès ne lui fut jamais dû,
Et s'il a réussi, c'est qu'on l'a défendu.

Ernsthafter als diese Plänkeleien waren die Angriffe der regelmäßigen Infanterie, in geschlossenen Colonnen von Abbé's, Pfarrern, Gottesgelehrten, Advocaten anrückend. Ihr Raisonnement dreht sich immer um das eine Sophisma: Molière hat den Glauben und das Christenthum verspottet, weil er (soll heißen: obgleich er nur) die Heuchelei geißelt. Sie führen alte Kirchenväter und neue Kirchenlichter mit sich, den beredten Chrysostomus, der in seiner Abhandlung über die Hypokrisie dieselbe angeblich vertheidigt, den scharfsinnigen Augustinus, welcher sagt: „Die Scheinheiligkeit ist das Unkraut im Evangelium, das man nicht ausrotten kann, ohne den Weizen mit auszureißen," Bourdaloue, der in seiner Predigt am siebenten Sonntag nach Ostern 1669 unter dem Thema gegen die Heuchelei doch Molière derb den Text gelesen, Bossuet, mit dem stolzen Beinamen des Adlers von Meaux, der als echter Leichenvogel noch das Grab Molière's umkrächzt. Unter der ernsthaften Schaar ist doch auch eine lustige Person, der Pater Mainbourg, von dessen Fastenpredigten Molière zu sagen pflegte: „Ich sehe nicht ein, warum ich auf der Bühne nicht Moral predigen soll, wenn Pater Mainbourg in der Kirche Possen reißen darf." Das schwere Geschütz, die weiteren Verbote des Königs, des Erzbischofs, des Parlaments, lassen wir nicht hier, sondern weiter unten an chronologischer Stelle, auffahren; dagegen mögen jetzt gleich noch einige der Armee nachzügelnde Marodeure vorbeisprengen, welche die zum Feldzugs-Plane unumgänglich gehörigen Verhetzungen bei dem regierenden Hofe wie bei der Königin-Mutter zu bestellen haben. Von ihnen wird liebreich hervorgehoben, welches Licht es auf Molière's eigene politische Gesinnung werfe, wenn er einen Hochverräther, wie Orgon doch sei, leer ausgehen und Tartufe, der nur loyale Unterthanen-Pflicht erfüllt, bestraft werden lasse. Wieder andere Troßknechte bemerken warnend, daß das Aergerniß, welches Molière gebe, auf die Allerhöchsten Herrschaften zurückfalle, und daß sie die Pflicht haben, ihn auf Erden zu strafen, damit sie nicht mit ihm im Himmel bestraft werden.

In einem solchen Meisterstück heißt es:

„Molière selbst ist ein vollendeter Tartufe, seine Lustspiele verderben die Menschheit, statt sie zu erziehen. Er dient als Werkzeug des Teufels, das Himmel und Hölle lächerlich macht. Und alles dies geschieht unter dem Scepter des größten, gottseligsten Monarchen! Während er den Glauben aufrecht erhält, arbeitet Molière an dessen Zerstörung. Kaiser Augustus ließ einen Gaukler hinrichten, weil er den Jupiter verhöhnt, Theodosius warf die Glaubensspötter den wilden Thieren vor; und was sind sie gegen Molière? Möge er endlich in sich gehen und bedenken, daß die Gottlosigkeit zuweilen wohl (!) dem Scheiterhaufen der Erde, aber dem höllischen Feuer niemals entläuft! Möge er nicht länger die Gnade seines großen Königs, die Frömmigkeit unsrer gottesfürchtigen Königin mißbrauchen, denen er zur Last ist, deren heiligste und zarteste Gefühle er compromittirt." Auf die Spitze wird diese erbauliche Polemik getrieben in einer Flugschrift, die 1670 herauskam mit dem übrigens völlig unbekannt gebliebenen Namen des Verfassers: Monsieur le Boulanger de Chalussay, ein Name, der kein angenommener sein kann, weil er sich auch in dem vorgedruckten Privilegium findet. Es ist dies, der Form nach, eine fünfactige, in Versen verfaßte Komödie, betitelt: Elomire hypocondre (Elomire = Molière, durch Anagramm!), dem Inhalte nach ein in den allergemeinsten Persönlichkeiten gegen Molière sich ergehendes Pasquill. Das Tapeziererhandwerk seines Vaters, die rothen Haare seiner Frau, der lahme Fuß seines Schwagers, sein eigener Husten kommen vor; seine geheimsten häuslichen Verhältnisse, das geschäftliche zu den Mitgliedern seiner Gesellschaft, seine Laufbahn als Dichter und Schauspieler, das Vermögen, das er sich erworben, dies Alles wird und zwar unter dem gehässigsten Lichte zusammengestellt, Wahrheit und Lüge treulos vermischt, und sogar Verbrechen so entsetzlicher Art hinzugesetzt, daß die Sprache den Dienst zu deren Bezeichnung versagt. O ihr Dichter, ihr Denker, ihr Dulder unsrer Tage, denen die Nadelstiche eines Parteiblattes, der Scheerenschnitt der Censur bis auf's Blut weh gethan, — lernt, um eure kleinen Leiden leichter zu tragen, sie an Molière's Prometheus-Qual messen und thut wie er gethan, der gegen alle Angriffe nur Eine Antwort hatte: — schweigend auf seinem Wege vorwärts und auf sein Ziel loszugehen!

Sein nächster Schritt auf diesem Wege war eine Bittschrift an den König, die erste der drei früher genannten. Nicht empfindlich, nur würdevoll fleht er darin um keine andre Gnade, als um das Recht, sein verläumdetes Stück durch öffentliche Aufführung für sich und für ihn sprechen zu lassen. Der Zeitpunkt dieser, wahrscheinlich 1665 verfaßten Bittschrift ist ebenso wenig bekannt wie des Königs Antwort. Da aber nicht anzunehmen steht, daß Molière einen Staatsstreich auf eigne Faust gewagt, so schließen wir aus der stattgefundenen Aufführung wohl mit Recht auf deren Erlaubniß zurück, welche jedoch an bestimmte Bedingungen geknüpft gewesen zu sein scheint. Denn der Titel des Stücks ist in L'imposteur, der Name des Helden in Panulphe geändert, also der gefürchtete Tartufe sammt dem geistlichen Gewande verschwunden und hier und da eine Stelle, die möglicherweise ängstlichen Gemüthern noch anstoßend sein konnte, gestrichen oder geändert. In solcher Gestalt, ohne die Anwesen-

heit des Königs, welcher schon im Mai 1667 mit dem Hof zum flandrischen Feldzug aufgebrochen war, ging das Stück Freitag den 5. August 1667 in Paris zum ersten Male in Scene. Zum ersten und vorläufig auch zum letzten Male. Denn schon am nächsten Tage traf es das Verbot Lamoignon's, des Parlaments-Präsidenten. Ihm stand, so lange der König im Lager, der Canzler mit dem Staatsrath in Compiegne verweilte, die oberste Polizeigewalt in der Hauptstadt zu. Bei diesem Anlasse nun, als ein brechend volles Haus die angekündigte zweite Vorstellung in athemloser Spannung erwartete, soll Molière mit dem bekannten Leichenbittergesicht, das bei plötzlichen Unpäßlichkeiten und ähnlichen erfreulichen Theater-Ueberraschungen vor dem Vorhang zu erscheinen pflegt, das Publicum nach den herkömmlichen drei Bücklingen mit dem Wortspiel begrüßt haben: „Tartufe kann heute nicht gegeben werden, weil der Herr Präsident verboten hat, ihn auf die Bühne zu bringen.“ Abgesehen davon: erstens, daß Molière bei aller Reizbarkeit seines Temperaments sich wohl gehütet haben würde, der obersten Staatsbehörde so nutzlos und so plump entgegen zu treten, und zweitens, daß dies Wortspiel auf Lamoignon gar nicht paßte, weil derselbe niemals im Geruche der Frömmelei gestanden, vielmehr als Beamter und als Mensch der allgemeinsten Achtung, sogar eines gewissen liberalen und mäcenatischen Nimbus als Vertheidiger des gefallenen Fouquet's, wie Freund Boileau's und Racine's genossen hat, — abgesehen von dem Allen ist aus äußern Gründen die ganze Anekdote unmöglich. Molière's Theater spielte nur drei Male in der Woche: Dienstags, Freitags, Sonntags; am Freitag war Tartufe gegeben worden, am Sonntag sollte die erste Wiederholung stattfinden, aber schon am Sonnabend erfolgte das Verbot. Daß dasselbe wie ein Lauffeuer die Runde in Paris machte, ist doch wohl anzunehmen und danach kaum glaublich, daß Sonntags noch Zuschauer sich eingefunden. Wären aber auch solche gekommen, so würden sie nur verriegelte Thüren gefunden haben; Molière schloß sein Theater, wie aus den Registern der Comédie française nachgewiesen ist, vom 6. August bis zum 25. September, volle fünfzig Tage. Nicht aus Groll oder Trotz that er das, sondern nur gedrungen: er hatte sein ganzes Repertoir auf Tartufe gestellt und außerdem ein unentbehrliches Paar Mitglieder, La Grange und Thorillière, unmittelbar nach dem Verbot mit einer zweiten Bittschrift an den König in das Lager von Lille abgeschickt. Außer diesen vollwichtigen Beweisen gegen die Wahrheit einer fast geschichtlich gewordenen Phrase steht derselben auch noch ein kleiner aber nicht unwesentlicher dem glücklichen Erfinder entgangener Umstand im Wege: da der Name Tartufe im Stück und auf dem Zettel gar nicht mehr vorkam, er war ja in Panulphe umgetauft worden, — welchen Sinn hätte er, welche Spitze das Wortspiel in der Theater-Anzeige noch gehabt? Nein, dieses Bonmot ist gleich so vielen schlechteren und besseren nachträglich fabricirt worden, obendrein nach einem spanischen Muster, das uns Ménage erzählt, und wenn ich mich nicht ganz schlecht auf literarische Fabrikzeichen verstehe, so möchte ich wohl vermuthen, daß Molière's Gegner die Urheber und Verbreiter einer Scandalgeschichte gewesen sind, die, zweischneidig, den gehaßten Dichter und den gefürchteten Staatsmann compromittirte und die wohl geeignet schien, ersterem neue Schwierigkeiten zu bereiten. An letzteren fehlte es ohnehin nicht: auf das Verbot des Parlaments vom 6. August folgte am 11. wie der Donner auf den Blitz das des Erzbischofs von Paris. Der Erzbischof untersagte „jedermänniglich und zwar bei Strafe der Excommunication, das neuerlich L'imposteur geheißene Lustspiel aufführen zu sehen, zu lesen oder lesen zu hören, sowohl öffentlich wie insgeheim.“ Damit schien nun Tartufe definitiv todt und begraben: der geistliche Donner schlug viel tiefer ein als der weltliche Blitz, und zugleich viel höher: denn er traf außer dem großen Publicum auch die exclusiven privilegirten Kreise, den König, ihren Mittelpunkt, nicht ausgenommen.

Inzwischen verblieben die Sachen zu Paris in statu quo, rückten auch im Lager vor Lille nicht weiter. Molière's Abgeordneten fanden gnädige Aufnahme, aber nur die Antwort: Seine Majestät würden nach der Rückkehr das Stück noch einmal prüfen lassen und behielten Sich vor, erst dann die Aufführung Allergnädigst zu verstatten. Die Rückkehr erfolgte am 7. September, aber — Tartufe erschien nicht. Es vergeht ein Jahr, es vergeht fast noch ein Jahr, ohne daß wir von dem Schicksale unsers Helden etwas erfahren; auf einmal taucht er wieder auf. Petit bon-homme vit encore.

Bei dem Prinzen von Condé, zu Chantilly, also außer dem Sprengel von Paris, vor dem Bruder des Königs und dessen Gemahlin, wird am 20. September 1668 der ganze Tartufe und in alter Gestalt aufgeführt; augenscheinlich hat ihn Molière immer in Bereitschaft, so zu sagen hinter den Coulissen fertig gehalten. Endlich, — volle sieben Jahre nach der Entstehung, im fünften des Kampfes um sein Leben und Sterben, mehr als vier Jahre nach der Generalprobe zu Versailles, am 5. Februar 1669, — dies Mal nicht wie das erste unglückliche Mal an einem Freitag, sondern an einem Dienstag, wie ich sinnigen Gemüthern zur Stärkung ihrer Wochentags-Philosophie ausdrücklich bemerke, — wird im Théâtre du Palais-Royal Tartufe Morgens angekündigt, Abends gegeben.

Wenn es erlaubt ist, einmal umgekehrt wie gewöhnlich von kleinen Wirkungen auf große Ursachen zu schließen, so möchte ich die Erklärung wagen, daß die späte und dann doch wieder plötzliche Freigebung Tartufe's vielleicht nicht außer Zusammenhang mit den Weltereignissen steht. Das Neujahr 1669 hatte Frankreich den ersehnten Frieden in seiner Kirche und mit Rom gebracht, Clemens IX. und Ludwig XIV., Jesuiten und Janseniften waren versöhnt, Doctor Arnault in den Schooß der Kirche zurückgeführt, die Nonnen in Port-Royal wieder eingesetzt, somit, so lange es dauern sollte, alle Parteien in das herzlichste Einvernehmen zurückgekehrt. Wie, wenn unser kluger Freund Molière diesen günstigen Wind oder vielmehr die augenblickliche Windstille benutzt hätte, um auch sein in Quarantäne gelegenes Schiff wieder flott zu machen und in den offen gewordenen Hafen der allgemeinen Menschenliebe hinein zu bugsiren?

Gewiß ist, daß Tartufe vom 5. Februar 1669 an dreiundvierzig Male hinter einander gegeben wurde. Der Erfolg und die Einnahme war so außerordentlich, daß Molière den von jeder Aufführung ihm gebührenden Antheil doppelt erhielt. An den König hatte er just am Tage der ersten Vorstellung, seine dritte Bittschrift gerichtet, die so reizend und so kurz ist, daß wir deren Mittheilung uns nicht versagen können.

„Sire," schreibt er, „ein ganz vortrefflicher Arzt, dessen Kranker ich zu sein die Ehre habe, verspricht mir und will sich gerichtlich anheischig machen, mich noch dreißig Jahre leben zu lassen, wenn ich ihm eine Gunst von Eurer Majestät auswirke. Ich habe ihm auf sein Anerbieten erwiedert, daß ich so viel nicht verlange, vielmehr mich zufrieden stelle, wenn er sich verpflichtet, mich nicht todt zu machen. Jene Gunst, Sire, ist das erledigte Canonicat der Capelle zu Vincennes. Darf ich es wagen, auch diese Gnade noch von Eurer Majestät zu erflehen, am großen Tage der Auferstehung Tartufe's, den E. M. Huld vom Tode erweckt hat? Durch diese Gnade bin ich mit den Frommen ausgesöhnt, jene würde meinen Frieden mit den Aerzten machen: unstreitig für mich zu viel der Güte auf einmal, aber gewiß nicht zu viel für E. M., Allerhöchstderen Antwort auf mein Gesuch ich in ehrfurchtsvollstem Vertrauen erwarte."

Der hier erwähnte Arzt, dessen Sohn die Stelle wirklich erhielt, hieß Mauvilain. Es ist derselbe, von dem Molière eines Tags auf die Frage des Königs: „Wie kommen Sie denn mit Ihrem Doctor zurecht?" sagte: „Sire, wir plaudern zusammen, er verschreibt mir etwas, ich nehme es nicht und auf diese Art werde ich gesund."

Aus dem heitern, zum König fast vertraulichen, gegen die Ueberwundenen schon wieder spöttischen Siegertone der Bittschrift blickt bereits das alte Verhältniß zwischen König und Dichter, der vollkommene Schutz des einen und die vollkommene Freiheit des andern, als wiederhergestellt hervor. Molière stand am Ziele seines Lebens: Tartufe, dessen Hauptaufgabe, war der Literatur und dem Theater für ewige Zeiten erobert. Er erschien im Druck am 22. März 1669 und wurde um den hohen Preis von drei Livres im Selbstverlage des Verfassers verkauft. Letzteres erklärten Molière's Feinde dahin, mit giftigen Partherpfeilen noch auf dem Rückzug schießend, daß kein Buchhändler das gottlose Werk hätte übernehmen wollen; in Wahrheit behielt es absichtlich und das mit vollem Recht der Dichter für sich, um selbst zu ernten, wo er allein gesäet hatte.

Von jenem denkwürdigen Tage an bis zum heutigen ist Tartufe nicht mehr vom Repertoire der Comédie française verschwunden, außer auf kurze Zeit, während der Revolution. Die Tartufe's der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit unterdrückten ihn, angeblich wegen der Lobrede auf den „Tyrannen," mit der das Stück schließt, in Wahrheit aus der tief geheimen, auf Solidarität der Interessen gebauten Wahlverwandtschaft zwischen Roth und Schwarz, welche durch die ganze Farbenlehre der Weltgeschichte, lehrreich und dennoch am rechten Orte nie verstanden, bestätigt wird.

Wir stehen am Ende: nur auf das Nachspiel des Kampfes, den wir gesehen, wenden wir noch einen wehmuthsvollen Abschiedsblick.

Der sterbende Christus verzieh am Kreuze seinen Feinden; aber die After-Priester seines Glaubens verfolgen ihre Opfer noch über das Grab hinaus.

Molière's Wittwe mußte für ihren großen Todten ein ehrliches, nur halbweg christliches Begräbniß durch königlichen Machtspruch erzwingen; sie mußte Geld unter aufgewiegelte Volkshaufen werfen, damit diese, vor dem Trauerhaus zusammengerottet, den aus dem Volke emporgestiegenen Dichter auf seinem letzten Wege nicht beschimpften.

Am 21. Februar 1673, zu später Abendstunde, schwankte ein für die Stadt und für den Mann armselig zu nennender Zug, kaum hundert persönliche Freunde des Verstorbenen zählend, Jeder eine Fackel in der Hand, aus der Rue Richelieu, wo jetzt das Molière-Denkmal steht, zum Friedhofe St. Joseph, Rue Montmartre. Keine Kirche hatte dem lorbeerlosen Sarg zur Einsegnung sich aufgethan, kein Gebet ward gesprochen, kein Chor gesungen; stumm und hastig schritten zwei Geistliche dem ängstlich nachdrängenden Gefolge voraus. Hätte Jemand gefragt: Wen verscharrt Ihr da? so wäre die rechte Antwort gewesen: Nicht den Dichter, nein den Sieger des Tartufe!

Ein
Jugendwerk von Raphael.



Wenn Fremde und auch Einheimische nicht mit dem Katalog in der Hand die Berliner Bilder-Galerie durchwandern, so versäumen sie es meist, den kleinen Seitensaal der zweiten Abtheilung zu besuchen, der auf Verlangen jederzeit geöffnet wird, um eine Ruine des Raphael'schen Pinsels den Augen darzubieten. Es ist dies ein Gemälde in Leimfarbe auf Leinwand, im Catalog mit No. 150 bezeichnet, und stellt „die Anbetung der Könige" dar. Die Größe des Bildes beträgt 5 Fuß 8 Zoll im Quadrat. Der Rand ist 1 Fuß 3/4 Zoll breit. Raphael hat es in jener Periode gemalt, da er zu den Schülern Pietro Perugino's zählte, also in sehr jugendlichen Jahren, etwa fünfzehn bis achtzehn alt. (Bekanntlich war er von seinem Vater Giovanni Sanzio, welcher ebenfalls Maler war, dem Perugino übergeben worden, als er eine Madonna mit dem Kinde auf die Hofwand des Elternhauses gemalt, deren Anblick den Vater sofort überzeugte, er müsse seinen Sohn zu einem tüchtigern Meister der Kunst in die Lehre bringen, als er selbst sei.) Ein Abt aus der Familie Ancajani hatte die „Anbetung" für den Hochaltar der Klosterkirche zu Ferentillo, einem Flecken zwischen Terni und Spoleto, bestellt. Diesen Platz schmückte es lange, leider zu lange muß man sagen, denn die Feuchtigkeit der Kirchenwände griff die Farben so an, daß sie theilweise ganz verloschen, wenigstens stark verblichen. In diesen traurigen Resten ging das Werk 1733 an die Capelle des Palastes der Familie Ancajani zu Spoleto über. 1825 wurde es nach Rom gebracht und 1833 von dort käuflich für das Berliner Museum erworben. — Die Gruppirung der Gestalten ist folgende: Im Vordergrunde kniet Maria mit dem Jesuskinde, zwei Engel neben ihnen. Rechts davon, hinter Marien, steht Joseph, auf seinen Stab gestützt, Mutter und Kind mit innigem Blick betrachtend. Seine Linke ist an den Stall gelehnt, aus welchem ein Ochs und ein Esel die Hälse strecken. Die linke Hälfte des Vordergrundes ist ausgefüllt durch die heiligen drei Könige, von denen der älteste knieend, die zwei andern stehend ihre Gaben in kleinen verschlossenen Vasen dem Messias entgegenhalten. Das Gefolge, welches sich den Königen anschließt, setzt sich bis in den Mittelgrund fort. Drei Gewaffnete desselben bilden eine Sondergruppe grade im Centrum. Der Hintergrund, leider sehr verwittert, zeigt die Stadt Bethlehem zur Rechten, links einen Gipfel, auf welchem ein Hirt die Hände zu dem Engel emporbreitet, der sich gegen ihn herniedersenkt. Ueber dem Ganzen schweben drei Engel, das „Gloria" haltend. Die beiden Seitenränder sind mit Arabesken geziert; die Mitte des obern Randes umfaßt in einem Kreise die goldnen Lettern I H S (In hoc signo), die Mitte des untern das Wappen der Familie Ancajani. — Was den Gesichtsausdruck der Figuren betrifft, so ist darin noch keineswegs der Genius des größten Malers zu erkennen. Der Schüler folgt noch zu sehr dem Styl des Meisters, er ist nicht unabhängig, nicht original. Nur die Gewandung, soweit sie unbeschädigt ist, zeugt bereits von angehender Meisterschaft, und der weltverklärende Duft, der sich über die ganze Scene ausgießt, verräth prophetisch den Geist, der später die Sixtinische Madonna schuf.

In demselben Zimmer, an der linken Seitenwand, zunächst unserm Bilde, befindet sich auch ein Portrait Raphael's, von Bernardino Pinturicchio (eigentlich Betti) gemalt, demselben Künstler, der als Mitarbeiter Perugino's manche von Raphael's Compositionen in Farben ausführte, und für dessen Fresken im Bibliotheksaale des Domes von Siena Raphael die Cartons entworfen haben soll. Das Portrait stellt den wunderbaren Sanzio im ersten Jünglingsalter dar. Das blonde Haar fällt unter dem schwarzen Barett schlicht und dem ovalen Gesicht eng angeschmiegt hervor. Erst auf den Schultern legt es sich in sanfte Lockenwellen. Die schwellende Unterlippe deutet auf ungewöhnliche Sinnlichkeit, deren Ausdruck durch den milden Blick der Augen wieder beruhigt und geklärt wird. Diese Augen hängen dem Anschauen eines Gegenstandes so frohversunken nach, als wollten sie seine Seele in sich saugen. Die Entfernung der beiden zartgebogenen Brauen ist ziemlich breit, die Nase gleichfalls mehr breit als schmal, in ihrer Form durchaus nicht ideal. Das Gesicht im Ganzen ist vielmehr weich als schön, aber in jedem seiner Züge spiegelt sich der Ausdruck alles Schönen, den es mit Lust empfängt, freudig ab.

Notiz.

Wir sehen uns abermals des beschränkten Raumes wegen genöthigt, die Fortsetzung des Ebert'schen Briefwechsels für das nächste Heft zu verschieben. Die Redaction.



Vierte Abtheilung.

Literarische Besprechungen.

Literaturbericht aus England.

Der Gedanke, die literarischen und wissenschaftlichen Größen des Augenblicks zu miethen und von Stadt zu Stadt zu führen, damit sie überall denselben Vortrag halten, hat etwas abscheulich Nüchternes. Den Anstoß zu der Erfindung gaben die edlen Lords und die weisen Staatsmänner, die in der Provinz öffentliche und halböffentliche Vorträge hielten, um den ob solcher Herablassung staunenden Wählern den innigsten Zusammenhang ihrer hohen Persönlichkeit mit den theuersten Interessen der Nation darzulegen. Der Appetit kommt im Essen, und so wollte die Provinz nach einem Palmerston, oder Russell, oder Stanhope auch solche Berühmtheiten hören und vorzüglich sehen, die nicht von Majoraten und ebenso wenig von den goldenen Früchten einer glücklichen Wahl leben. Man bot ihnen Gold; und sie ließen sich bereit finden, ohne daß ein Einziger sich gefragt zu haben scheint, wie lange es dauern werde, bis das böseste Wort, das in England einem Menschen entgegengeworfen werden kann, in sein Ohr klinge, das Wort: „Er ist ein Bettler!"

Der Dichter, der Gelehrte ist also zum Object geworden. Ueber ein Kleines werden wir Thackeray- und Boz-Vereine haben, und die Börse wird Course notiren, die fallen, wenn der gemiethete Dichter wegen plötzlich eingetretener Heiserkeit seinen Vortrag nicht halten kann, und steigen, wenn die Gentry von Lancashire ihn bei einem Essen als Nachtisch haben will. Das klingt wie ein schlechter Witz, aber die Zeitungen haben bereits ihre Verwunderung ausgesprochen, weshalb nach den schönen Erfolgen einzelner Speculanten noch mit der Bildung von Actiengesellschaften zu regelrechterer Ausbeutung der beliebtesten Schriftsteller gezögert werde.

Verkauft haben sich die englischen Schriftsteller bereits früher, aber doch nur der Partei. „Ruhm ist heutzutage Partei," sagt Disraeli, und wir wollen den Ausspruch gelten lassen, wenn der berühmte Parteiführer ohne Partei seinerseits zugibt, daß da, wo die Partei anfängt, die Einseitigkeiten, die Unwahrheiten, die Uebertreibungen ebenfalls anfangen, und daß diese drei Dinge weder poetisch noch wissenschaftlich sind. Nun macht sich die Partei in der englischen Literatur auf doppelte Weise bemerklich: politisch und literarisch. Ohne ein politisches Credo und ohne den Anschluß an einen beliebten Meister und seine Schwächen ist in England kaum mehr fortzukommen. Der Journalklatsch tödtet Dich, wenn Dein Erstlingswerk nicht ein junger Herkules und allen Schlangen der unsaubersten Winkel der Kritik gewachsen ist.

Die Zeitungen sind der Ring, mit dem die Literatur an die Politik geschmiedet ist. Könnte ein Zweifel sein, daß das Zeitungswesen das künstlerische Schaffen selbst der Besten beeinträchtigt, so wäre Boz' unlängst vollendeter Roman Klein-Dorrit da, um diesen Beweis nochmals zu führen. Die Schnelligkeit der Production in der Tagespresse wird zum Theil auf Kosten der Correctheit erkauft. Obgleich man es nicht allgemein zugibt, ist es doch wahr, daß die Prosaschriften aller Art durch eine lose und ungrammatikalische Schreibart verunstaltet werden, und daß diese Erscheinung in der englischen Literatur der Zeit allgemein genug ist, um einen ihrer auffallendsten Charakterzüge zu bilden. Zwischen der Hebung der englischen Sprache und der Vernachlässigung des Styls besteht irgend eine geheime Wechselwirkung. Je weiter die Schulkenntnisse sich verbreiten und je größer die Zahl der Schriftsteller wird, um so mehr nimmt die Zahl der correct geschriebenen Bücher ab. „Wir haben hundert Alisons auf *einen* Macaulay," klagte der Sun neulich.

Ungalante Kritiker wollen das schöne Geschlecht dafür verantwortlich machen, daß die schriftstellerische Kunst, die Ideen in richtiger und angemessener Sprache mitzutheilen, wie einst die Purpurfärberei des Alterthums und die Glasmalerei des Mittelalters verloren zu gehen droht. Da unumstößliche Wahrheiten gesagt werden dürfen, wollen wir zugeben, daß die Zahl der schriftstellernden Damen eine außerordentlich große und die Zahl Derjenigen unter ihnen, welche mit der Rechtschreibung und der Sprachlehre nicht auf dem Kriegsfuß leben,

eine außerordentlich kleine ist. Das rauhe Mittel der Maler in Wasserfarben, die Gemälde der Damen von den Ausstellungen auszuschließen, ist gegen diese Schriftstellerinnen nicht anwendbar. Die permanente Ausstellung der Literatur ist Jedem geöffnet, der ein mitleidiges Buchhändlerherz findet oder — die Kosten von Satz, Druck und Papier trägt. Nach der Qualität der großen Masse der Damenproductionen zu schließen, ist der Weg eines versteckten Selbstverlags der Zugang zum Büchermarkt, den die Romandichterinnen am häufigsten wählen. Mag nun die Classe, die ich hier meine, ihre Heldin auf blankpolirten Treppen, Mosaikfußboden und französischen Teppichen durch's Leben führen und ihr den Himmel voll Baronetskronen hängen, unter denen sie bloß zu wählen hat, oder mag sie die Aermste in ein Dasein voll Jammer und Elend stellen, um an ihrem Beispiel zu zeigen, welcher Seelengröße und Opferfreudigkeit das Weib fähig ist, in beiden Fällen wird von der ersten bis zur letzten Seite gegen die Gesetze dichterischer Composition gesündigt. Es wird viel geseufzt und geweint, die Fäden der Erzählung durchkreuzen sich wie in einem unentwirrbaren Knäuel Garn, jede auftretende Person handelt gegen Sinn und Verstand, und mit einem Male ist eine Katastrophe oder eine Heirath da, die durch nichts motivirt wird.

Die Erinnerung an die berühmteste Ausnahme von jenem vorwiegenden Typus ist durch ein nachgelassenes Werk aufgefrischt worden. Der „Professor" von Charlotte Bronte (Currer Bell) ist eine Vorstudie zu „Jane Eyre" und als solche nicht ohne literarhistorischen Werth. Vor neun Jahren wurde dieser Roman vom Buchhandel zurückgewiesen, jetzt wird mit ihm ein Geschäft gemacht werden, obgleich er eine unfertige Arbeit ist, keine unreife, denn die Eigenthümlichkeiten Currer Bell's im guten und schlimmen Sinn, ihre Schärfe der Beobachtung, ihre Kühnheit und Wahrheit des Ausdrucks, ihr gedrungener Styl, ihre Vorliebe für bedenkliche Themata, ihre Verachtung der Anmuth, haben hier bereits die schärfste Ausprägung erhalten und machen sich ohne Milderung in flüchtig hingeworfenen Skizzen geltend, die der Leser untereinander in Verbindung bringen mag.

Nach Charlotte Bronte's Hinscheiden hat kein Tod ein so tiefes Bedauern erregt, als der von Douglas Jerrold († 8. Juni 1857.) Das große Publicum liebte ihn wegen seines Witzes, die Denker achteten ihn wegen seiner merkwürdigen Gabe, verborgene Analogien aufzufinden, seine Freunde liebten und achteten ihn wegen seines vortrefflichen Herzens. Sein Wissen umfaßte Vieles, namentlich solche Gebiete, auf die sich selten der Fuß eines Forschers oder eines Neugierigen verirrt. In den nordischen Eddas und im Zendavesta des lichtumflossenen Persiens, in den Irrgängen des Talmud und auf den dürren Feldern der scholastischen Philosophie war er heimisch. Was seine Collegen, und diese nicht alle, bloß kannten, Goethe's Faust, Dante's göttliche Komödie, wußte er auswendig, seine Bekanntschaft mit Rabelais setzte französische Literarhistoriker in Verlegenheit.

In figürlichem Sinne ist noch ein Todesfall vorgekommen. England hat seinen „neuesten Dichter," einen Herrn Alexander Smith, kaum gewonnen, wieder verloren. Die Kritik hat dem wackern Manne nachgewiesen, daß die schönen Stellen seiner Gedichte Plagiate sind, eine musivische Arbeit, zu der alte und neue, fremde und einheimische Dichtungen den Stoff geliefert haben. Was das Jahr sonst noch gebracht hat, ist unbedeutend und nichtig. Das Athaneum hat für diese kurzlebigen Dichter des Tags eine hübsche Ueberschrift: Minor Minstrels (poëtae minores) und fertigt sie unter dieser Rubrik dutzendweise ab. Die andauernden Mißernten auf diesem Acker, länger noch als die sieben dürren Jahre, denen unsre Kornfelder sich endlich glücklich entwunden zu haben scheinen, rechtfertigen die Rückkehr zu William Wordsworth, dem Gründer der Seeschule († 1850). Grade dieser Dichter verdiente die neue Ausgabe seiner Gedichte — in sechs Bänden nebst einem Band Jugendgedichte — wegen des veredelnden Einflusses, den er auf zwei Generationen von Lesern geübt hat, und weil er der erste in England war, der die Seele der Natur und die Seele des Menschen in eine innige geistige Beziehung zu einander setzte. In dieser Ausgabe werden die Anmerkungen, mit denen Wordsworth jede einzelne seiner Dichtungen begleitet hat, zum ersten Male veröffentlicht Es sind in der Regel Nachweise über die Entstehung der Gedichte, und manche dieser Anmerkungen wirken mit ihrer naiven Offenherzigkeit und selbstgefälligen Breite fast komisch. Dennoch wäre unsern Dichtern das Studium dieser neuen Ausgabe dringend zu empfehlen, wenn sie auch weiter nichts daraus lernen sollten, als daß selbst gesehene und im eigenen Gemüth empfundene Naturscenen den tiefsten Eindruck auf den Leser machen.

An Rückblicken auf entschwundene Zeiten und Größen ist die englische Literatur dieses Jahres besonders reich gewesen. Da ist ein großes Werk über Händel, dessen Andenken der Krystallpalast letzthin durch ein dreitägiges Fest gefeiert hat, von Schölcher, einem Deutschen, der einen mehrjährigen Aufenthalt in England zu Forschungen über unsern großen Landsmann benutzt hat, da ist eine zweibändige Biographie Michel Angelo Buonarotti's, da werden die komische und die tragische Muse Italiens in Erlebnissen und Abenteuern Goldoni's und Alfieri's vereinigt, da geräth ein Geistlicher und Doctor der Theologie, der Ehrwürdige Maitland, „indem er seine alten Papiere durchstöbert," an eine Kiste mit Büchern und Papieren über Chatterton, fühlt sich von Unwillen ergriffen und wird nicht eher wieder ruhig, als nachdem er ein Buch geschrieben hat, in dem er gegen Dr. Johnson's und Coleridge's wörtlich übereinstimmendes Urtheil, Chatterton sei der außerordentlichste junge Mann gewesen, den England jemals gesehen habe, den Beweis führt, der unglückliche Dichter verdiene als ein illitteratus und ein wahrhaft unwissender Schelm, der Bristol beschwindelt und dann in London ein übles Ende genommen habe, weiter keine Beachtung.

Die längst erwartete neue Ausgabe von Lord Bacon's Werken ist nicht weiter als bis zum ersten Bande gediehen. Von den drei Herausgebern James Spedding, Douglas Denon Heath und Robert Leslie Ellis hat der Letztere die Veröffentlichung seiner Arbeiten nicht mehr erlebt. Die Vorrede verspricht eine vollständige Ausgabe unter den drei Rubriken: Philosophisches und Literarisches, Berufsarbeiten und Gelegentliches. Die zweite Rubrik kann keine allgemeine Theilnahme finden, denn in ihr werden die auf die Gesetzgebung be-

züglichen Aufsätze Bacon's verewigt werden, die zu ihrem Verständniß eine genaue Bekanntschaft mit der englischen Rechtsgeschichte voraussetzen.

Vielleicht die erfreulichste und vielversprechendste Erscheinung dieses Jahres ist der Calendar of State Papers u. s. w. Unter diesem Titel gibt Robert Lemon eine chronologische Uebersicht der im Staatsarchiv aufbewahrten Documente mit kurzer, zu kurzer Inhaltsangabe. Dieses Staatsarchiv hat eine Geschichte, aus der das englische Beamtenunwesen in seiner häßlichsten Nacktheit hervorblickt. Elisabeth gründete dasselbe, und Jacob I. ernannte den ersten Archivar. Man gab diesem Beamten zahlreiche Gehülfen, die zum Theil übermäßig bezahlt wurden, und alle wetteiferten mit ihm in Nachlässigkeit. Das Archiv wurde vom Feuer heimgesucht, die Nässe dumpfiger Zimmer vernichtete Vieles, und zu Zeiten nisteten Ratten in den Schränken und Repositorien. Zugänglich waren die Schätze des Archivs bloß persönlichen Freunden oder Auserwählten der Gesellschaft, und diesen schnitt der gefällige Archivar von kostbaren Documenten Autographen ab. Gelehrte fanden nur dann Zutritt, wenn sie bei dem Ministerium des Innern, des Aeußern oder der Colonien, je nach dem Inhalt der Urkunden, welche sie einsehen wollten, mit ihrem Gesuch Gehör gefunden hatten. Zuweilen veröffentlichte ein fleißiger Archivar Mittheilungen aus dem Archiv, die stets auf öffentliche Kosten gedruckt und trotzdem in nicht mehr als 25 — 50 Exemplaren zur Vertheilung an Gönner und Vettern abgezogen wurden. Nachdem ein großer Theil der Documente an das Museum abgegeben worden war, hatte die Geheimnißkrämerei mit Documenten, die man systematisch zu Grunde gehen ließ, den letzten Vorwand verloren, aber Macaulay und andere Geschichtsfreunde mußten im Parlament lange reden, ehe die Regierung von ihren Grundsätzen abging und das Erscheinen eines Werks wie das jetzige möglich machte. Es ist zunächst auf drei Bände berechnet, von denen jeder über 8000 — 10,000 Handschriften Aufschluß geben wird, und soll die Zeit von Heinrich VIII. bis auf Karl II. umfassen. In jenen drei Bänden erhalten wir die Documente Heinrich's VIII. von Brewar, Eduard's VI., Mariens und Elisabeth's von Lemon, Karl's I. und der Republik von Bruce und die schottischen Papiere von Hamilton.

Politische und religiöse Gründe leiten die englische Geschichtsforschung vorzugsweise auf die Reformation und auf die Reihenfolge von Ereignissen hin, die man unter dem Namen der Revolution von 1688 zusammenfaßt. Peter Lorimer beschäftigt sich mit einer Reihe Biographien der Vorläufer von Knox, die in England und Schottland selbst ziemlich unbekannt sind. Der erste, und bis jetzt einzige Band bespricht Patrick Hamilton, den ersten Prediger und Märtyrer der schottischen Reformation. Die übrigen Prediger seiner Partei waren aus dem dürren harten Holz der Verstandesfanatiker geschnitzt, Hamilton ist eine dichterische Gestalt. Seine Studien theilten sich zwischen der Bibel und den Griechen, und seine Sympathien galten ebenso sehr Erasmus von Rotterdam, als Luther. Von väterlicher Seite hing er mit der großen Adelsfamilie der Hamilton zusammen (allerdings war in seinem Wappen ein Querbalken, aber das hatte in Schottland zu jener Zeit wenig zu bedeuten), und seine Mutter stammte aus dem Königshause der Stuarts. Er hatte erst kurze Zeit gepredigt, als der heimtückische Prälat von St. Andreas ihn zu einer Conferenz in jene pittoreske Stadt einlud, in's Gefängniß warf, vor Gericht stellte und zum Feuertode verdammte. Um den Scheiterhaufen standen 1000 Bewaffnete zur Abwehr jedes Befreiungsversuchs, den Sir James Hamilton, der Bruder des Märtyrers, mit den Lehnsleuten der Familie unternehmen könne.

Anderthalb Jahrhundert später waren die Nachfolger der protestantischen Märtyrer, seit Menschenaltern selbst zu Verfolgern geworden, treue Anhänger der katholischen Stuarts, von denen sie die Erlaubniß zu Bedrückungen aller Art gegen die Dissidenten ihrer Kirche zu erhalten hofften. Zu den standhaftesten dieser Hochkirchenmänner gehörte Thomas Hearne, Vorsteher von Edmund Hall in Oxford. Er lebte unter Wilhelm III., Anna und den beiden ersten Georgen und hat vom Juli 1705 bis zum Juni 1735 ein Tagebuch geführt, dessen 145, schreibe hundertfünfundvierzig Bände in der Bodleianischen Bibliothek aufbewahrt werden. Diese Masse von Aufzeichnungen aus einer politisch bewegten Zeit gab einem Hallenvorsteher unsrer Tage, Philipp Bliß, einen reichen und dankbaren Stoff zu einem Bande Reliquiae Hearnianae. Der Inhalt ist ein sehr bunter, wir entnehmen daraus einen Sonderlingszug des alten hochtoryistischen Herrn. Er schwärmte für Glockengeläut, und ließ bei einem Todesfall den zehn Glocken des neuen Collegiums 6876 Schwingungen geben. Es war seine Absicht, die Namen der Glöckner auf die Nachwelt zu bringen, aber sie begingen Fehler, und so hat Hearne sie zur gerechten Strafe in das Meer der Vergessenheit versinken lassen. Ueber die Glocken ging seine Liebhaberei für Musik nicht hinaus; er war außer sich vor Zorn, als Händel die Erlaubniß erhielt, eines seiner Oratorien „mit einem großen Schwarm fremder Fiedler“ auf dem Theater von Oxford aufzuführen.

In einem seiner 145 Bände spricht Hearne von einem Bücherwurm Namens Narcissus Luttrell, der eine ganz außerordentliche Bibliothek seltener Bücher und Handschriften besitze, die er aber Niemand sehen lasse. Dieser Narcissus war ein Namensvetter oder Verwandter der Brüder Simon und Henry Luttrell, deren Schicksale Macaulay als Episode in seine Geschichte verwoben hat. Er zeichnete Alles auf, was er sah und hörte, und ein Auszug dieses Tagebuchs hat als „Kurzer historischer Bericht“ die Oxforder Universitätspresse verlassen. Beiläufig bemerkt, zählt dieser kurze Bericht sechs dicke Bände einer chronikenartigen Erzählung von Wichtigem und Unwichtigem, Wundern, Zeichen der Zeit und dergleichen mehr. Controlirt werden die beiden Werke Hearne's und Luttrell's durch die von John M. Kemble (leider ist dieser größte englische Alterthumsforscher Englands inzwischen gestorben) herausgegebenen Staatspapiere und Briefe aus der Zeit von 1688 bis zur Thronbesteigung des Hauses Hannover. Der Briefwechsel unsers Leibnitz, der in Hannover verwahrt wird, bildet nebst einigen wenigen andern Quellen die Grundlage des Buchs.

Peter Cunningham's neueste Ausgabe der Briefe von Franz Walpole in acht Bänden ist kaum als eine Bereicherung der Literatur zu betrachten. Daß diese mit Recht hoch gehaltenen Briefe in einem schönen und wohlfeilen Kleide, zum ersten Male

chronologisch geordnet und mit manchen Vermehrungen erscheinen, entschädigt nicht dafür, daß der Ballast von Anmerkungen, der an den älteren Ausgaben wie ein Bleigewicht hängt, in dieser noch massenhafter geworden ist. Ziemlich dasselbe Urtheil kann man über zwei neue Verfassungsgeschichten fällen. Amos, der sich auf die Zeit Karl's II. beschränkt, entstellt sein Werk durch possenhafte Witze, und Edward Howley sündigt in seinem „Abriß der Verfassungsgeschichte" durch trockenste Darstellung und holprigen Styl.

In den unsrer Periode zugewendeten Geschichtswerken überwuchert die Biographie. Nehmen wir das Buch des Obersten Lake über die Vertheidigung von Kars aus — eines der Werke voll Selbstlob, deren die unglücklichen Vertheidiger von Kars bereits mehrere geliefert haben — so behalten wir nichts als Biographisches. Wie viele englische Zähne sich seit sechs Monaten an der Räthselnuß Napoleon III. versucht haben, will ich nicht nachzählen. Es ist für das englisch-französische Bündniß sehr bezeichnend, daß ein englischer Schriftsteller nach dem andern dem Erwählten von so und so viel Millionen Franzosen Herz und Nieren prüft, um sich und sein Publicum in's Klare zu bringen, ob eine zweite Auflage des Lagers von Boulogne, dieses Mal mit einer Landung an irgend einem Punkte der Kreideküste verbunden, unter die Wahrscheinlichkeiten zu rechnen sei.

Ein älteres Werk, die Lebensbeschreibungen der Oberrichter Englands von John Lord Campbell, ist bis zum dritten Bande und bis zu Lord Ellenborough vorgerückt. Von den Denkwürdigkeiten Sir Robert Peel's haben die Herausgeber seiner Papiere, Lord Mahon (nunmehr Graf Stanhope) und Edward Cardwell gleichzeitig zwei Bände veröffentlicht, die von dem neuen Ministerium bis zum Widerruf der Korngesetze, oder von 1834 — 1846, reichen. Einige der Reden des großen Staatsmannes, dessen Verlust England noch heute in jeder Parlamentssitzung und bei jeder Krisis schmerzlich empfindet, findet man in den „Reden ausgezeichneter britischer Politiker während des neununddreißigjährigen Friedens." Diese chronologische Bezeichnung berechtigt, in Verbindung mit der Aufnahme von Lord Lyndhurst's Rede über den russischen Krieg, zu der Annahme, daß der anonyme Herausgeber nicht weiter als 1854 gehen will, und daß die jüngst ausgegebene zweite Reihenfolge seines Werks die letzte sein wird. Wollte er die wichtigsten Gesetze und Entscheidungen der letzten vierzig Jahre durch Reden illustriren, so ist seine Auswahl zu loben, dachte er aber, wie seine Ankündigung in der That verspricht, Proben britischer Beredtsamkeit zu geben, so hat er ohne Urtheil und Geschmack gewählt. Nur sieben der Reden dieses Bandes von Lord Brougham, Lord Stanley, Daniel O'Connell, Lalor Sheil, Macaulay, Sir Robert Peel und Lord Palmerston athmen oratorischen Geist, die übrigen, die zum Theil Gegenstände wie den Freibrief der Bank und die Pfennigpost behandeln, sind in rednerischer Beziehung nichtssagend.

Besondere Werke außer den schon genannten Biographien erzählen uns noch das Leben des Generals Sir Charles James Napier, des Nordpolfahrers Parry, des Ingenieurs Stephenson und des Naturforschers Andrew Crosse. Die beiden letzten Werke mag Jeder lesen, den zuweilen ein Zweifel beschleicht, ob es in dieser unvollkommenen Welt wirklich vorwärts gehe, und ob ein Geschlecht, das an einen Weltuntergang des 13. Juni geglaubt hat, seinen Vorrath an Bildung und Wissen vermehrt. Erlauben Sie mir, jedem der beiden Werke einen Zug zu entnehmen. Als Georg Stephenson für den Plan der Eisenbahn von Manchester nach Liverpool thätig war, prophezeiete das Quaterly Review, daß die groben Uebertreibungen, die man über die Kraft der Locomotiven verbreite, mit einer gänzlichen Enttäuschung aller Betheiligten enden würden. „Was kann," sagte die Vierteljahrsschrift, „greifbarer einfältig und lächerlich sein, als das Versprechen, daß man mit der Eisenbahn zweimal so schnell als mit der Postkutsche reisen wird! Wir glauben ebenso gern, daß die Bewohner von Woolwich eine Luftreise mit einer Congreve'schen Rakete wagen werden, als daß sich Jemand einer Maschine, deren Fortbewegung mit einer solchen Schnelligkeit erfolgt, anvertrauen wird. Wir hoffen, daß das Parlament, wenn es Eisenbahnen bewilligt, die Schnelligkeit auf acht bis neun (englische) Meilen in der Stunde beschränken wird, denn das ist die Grenze, wo noch von Sicherheit die Rede sein kann." Wurde Stephenson als Schwindler betrachtet, so handelte es sich bei den Anklagen gegen Andrew Crosse um nichts weniger als Zauberei und Teufelswerk. Er beschäftigte sich mit der Elektricität, über die er einige schöne Arbeiten veröffentlicht hat. Die Nachbarn verfolgten den freundlichen gutmüthigen Mann längere Zeit, nannten ihn einen Spötter der geoffenbarten Religion und gaben ihm Schuld, daß der Blitz bei einem Gewitter gezündet habe. Bei einer Wahl bemerkte ein Fremder eine Gruppe Pächter, die einen Redner wüthend auszischten, und fragte, wer der Mann sei. „Wie," antwortete man ihm, „den kennen Sie nicht? Das ist Crosse von Broomfield, der Gewitter-Mann. Sie wagen Ihr Leben, wenn Sie Nachts seinem verfluchten Hause nahe kommen. Bauern, die sich verspätet hatten, sind Augenzeugen gewesen, wie auf den Drähten, die rund um seine Besitzungen laufen, Teufel, von Blitzen umgeben, getanzt haben."

Die Reiseliteratur ist eines der Felder, die man in England am fleißigsten anbaut. Leider ist auch hier die Industrie der Büchermacherei sehr stark betheiligt, doch immer mit einem eigenthümlich englischen Charakter. Kein deutscher Industrieller von der Stahlfeder wird wie jener Englishman, der The Rise and Progress of Australia, Tasmania and New Zealand geschrieben hat, zwei Reisen um die Welt machen und bei den Antipoden Thee trinken, um nach der Rückkehr aus der australischen Presse, Chambers' Journal und ähnlichen Quellen mit der Scheere ein Buch zusammenzuschneiden. Ebensowenig trauen wir einem deutschen Schriftsteller die Verleugnung zu, eine Reisebeschreibung im Pult liegen zu lassen, bis ein politisches Ereigniß die allgemeine Aufmerksamkeit auf das bereiste Land hinlenkt. Mehrere Engländer, die jetzt plötzlich mit Büchern über Persien vortreten, haben diese Selbstverleugnung besessen. Die besten neuesten Reisebücher sind Bowning's Werk über Siam, das allerdings auch theilweise in die Classe der Compilationen gestellt werden muß, Fortune's Bericht über seinen dritten Besuch in China (1853 — 1856) und Capitän Sheward Osborn's Erzählung von der Expedition

gegen den alten malayischen Staat Quedoch, die in die Zeit des ersten birmanischen Kriegs fällt.

Hier will ich abbrechen und nur noch das Curiosum hinzufügen, daß seit ein paar Monaten ein literarischer Tabackskrieg wüthet. Vier auf einmal erschienene Schriften erörtern das Für und Wider der ästhetischen und medicinischen Verwerflichkeit des Tabacks, und diese Thätigkeit scheint bloß das Vorspiel zu sein. Man kündigt uns erschöpfende Werke an, eines hat bereits seine Aufwartung gemacht.

Transkaukasia von Aug. Freiherrn v. Haxthausen. Andeutungen über das Familien- und Gemeindeleben und die socialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen: 2 Thle. Mit Titelkupfer, 2 Lithographien und zahlreichen Holzschnitten. Leipzig 1856.

Alle, denen ein Urtheil, namentlich durch eigene Sachkenntniß, zusteht, sind bekanntlich darüber einig, daß in den praktischen und technischen Details der Harthausen'schen Studien über Rußland fast alles enthalten, was über die socialen, ruralen und geistigen Zustände in Rußland bis dahin überhaupt gekannt werden kann. Sogar die gebildeten Russen erkennen dies rückhaltlos an.

Die beiden schönen Bände, welche wir hier anzeigen, enthalten zunächst die Ergebnisse der persönlichen Beobachtungen des Hrn. v. Harthausen auf einer leider nur kurzen Wanderung in Transkaukasien, auf dem merkwürdigen, nächst Judäa an Urkunden der ältesten Menschheitsgeschichte reichsten Boden zwischen Kaukasus und Ararat, dem schwarzen und dem kaspischen Meere; außer diesen geistvollen und gedankenreichen persönlichen Beobachtungen ist aber ferner noch eine reichhaltige, an Ort und Stelle gewonnene Sammlung von historischen, statistischen und juristischen Mittheilungen aus den dem Reisenden zur Verfügung stehenden zuverlässigsten Quellen gegeben. Zu alledem gesellt sich endlich als höchst anziehende Zugabe eine Anzahl von Legenden, Sagen und Märchen, wie sie noch im armenischen Volke leben.

Es ist wahrlich zu beklagen, daß der ideenreiche, scharfbeobachtende Reisende nicht hat persönlich alle russischen Provinzen jenseits der Militärlinie des Kuban und Terek besuchen können. Seine Route umfaßt nur Mingrelien, Gurien, Imeretien, das östliche Georgien, Ossetien, den tatarischen Bezirk von Ghendje und das östliche, ehedem persische Armenien; Etschmiadzin ist der äußerste Punkt gegen Osten und Süden, den er besuchte. Er hat übrigens auch die ganze Küste von Circassien und Abasien besucht und außerdem nach Mittheilungen ganz zuverlässiger, mit dem Gegenstande wohl vertrauter Männer vollständige Nachrichten über eine der außerordentlichsten historischen Erscheinungen unsrer Epoche zusammengestellt, nämlich über die Entstehung des Muridismus und die Bildung und Natur der Propheten-Regierung in Lesghistan.

Ueber die unabhängigen Völkerschaften, welche das westliche und östliche Hochgebirge des Kaukasus bewohnen, bringt unser reichhaltiges Werk schätzbare, wenn auch weniger, auf eigener Anschauung des Verfassers beruhende Mittheilungen. Die russische Herrschaft hat sich zwar auch jenseits dieser zwischen Europa und Asien, dem schwarzen und kaspischen Meere hingelagerten großen Weltscheide, in Transkaukasien, befestigt, aber, nach 56jährigen unaufhörlichen Kämpfen, im Innern des Gebirglandes selber noch nicht Fuß fassen können. Bereits seit 1722, und definitiv seit 1775, diesseits des Kaukasus, in der Provinz Ciskaukasien, begründet, hat diese Herrschaft über 8 Millionen Unterthanen in Transkaukasien gewonnen; allein die Verbindungen zu Lande zwischen dem europäischen Rußland und diesem asiatischen Anhängsel sind selbst in Friedenszeiten spärlich und unsicher; nur eine einzige, die von Mozdok nach Tiflis durch den berühmten Paß von Darien und Wladi-Kawkas führende, ist im Innern zu jeder Jahreszeit verläßlich; auch längs des Caspi-Meeres sind die Russen Herren der Häfen von Derbend; aber nur mit Hülfe ihrer Marine können sie den Verkehr von Westgeorgien mit den Küsten von Neurußland, der Krim und dem kimmerischen Bosporus unterhalten.

Andrerseits ist die Kette der unabhängigen Nationen im eigentlichen Gebirge gleich anfangs gebrochen worden durch die Unterwerfung der Kabardier oder östlichen Tscherkessen; diese Völkerschaften (die große und die kleine Kabarda zählen zusammen etwa 60,000 Einwohner) haben bereits unter Alexei, dem Vater Peter's I., Rußland gehuldigt. Die Unterwerfung der Osseten im Jahre 1803 vervollständigte eine Art von militärischer Suzeränetät der Russen im Innern des Kaukasus. Indem die südlichen Abchasen (1812) sich unterwarfen, die Kazi-Kumik und die Kuriainen i. J. 1826 unterlagen, erhielten die Russen freie Hand, um von Südwesten und Südosten zugleich gegen den innern Kaukasus zu operiren; und doch zählen jetzt noch alle die zahlreichen unabhängigen Völkerschaften wenigstens 1,200,000 Seelen, die man zu gleicher Anzahl auf die westliche Völkergruppe (Tscherkessen, Abchasen u. s. w.) und die östliche Gruppe (Lesghier, Tschetschenzen) in Daghestan vertheilen kann, welch letztere durch den als Feldherr wie als Organisator gleich großen Imam Schamyl zu einem geschlossenen, einheitlichen, religiösen und kriegerischen Körper umgestaltet worden.

Das Werk dieses Propheten der ostkaukasischen Muhamedaner gehört zu den erstaunlichsten, ja bewunderenswürdigsten Erscheinungen unsrer Epoche. Es erinnert lebhaft an die Thaten Muhamed's und seiner ersten Nachfolger, an die ungeheuern Umwälzungen, welche der Erscheinung des Islamismus folgten; nur daß hier die Umstände den Muridismus eingeschlossen halten im Bering der Gebirge, die seine Wiege waren, und ihn ohne irgend ein berechenbares Endziel auf die bloße Defension beschränken. Die Bewegung, so glühend fanatisch sie auch auftrat, hat keinen zündenden Funken geworfen unter die erschöpfte Bevölkerung der persischen Länder oder unter das bunte Stämmegemisch des türkischen Armenien und Kurdistan.

Der Muridismus hat die unbegrenzte Hingebung an den Islam zur Tendenz, aber zu dem in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellten Islam, ohne Rücksicht auf die theologischen Zwi-

stigkeiten der Sunniiten und Schiiten, ohne scholastische Tüftelei, ohne apokryphe Ueberlieferungen, ohne überflüssige Formen im öffentlichen Cultus. Diese Lehre — zum gegenwärtigen Muhamedanismus eigentlich im Verhältniß eines religiös-politischen Schisma stehend — erkennt nur Eine, zugleich geistliche und weltliche Autorität, sie setzt nur Ein Oberhaupt ein, und dieses ist zugleich Priester (Imam), Richter (Kazi) und Feldherr. Diese unbeschränkte Gewalt kommt rechtmäßig dem Khalifen zu. Da aber der Khalif zweifelhaft, heterodox und abwesend ist, so fiel die stellvertretende Ausübung der obersten Gewalt an den Propheten (Murschid); dieser Prophet ist Schamyl. Die Entstehung des Systems, welchem dieser außerordentliche Mann bestimmte Gestalt gegeben, ist nicht weiter zurück als in das Jahr 1822 zu setzen. Vierzehn Jahre später hat Schamyl, als Nachfolger des zweiten, ziemlich unbedeutenden Hauptes der Muriden, den Russen gegenüber die Stellung eingenommen, die er noch zur Stunde behauptet: die Stellung eines, der Bezeichnung eines Nebenbuhlers nicht unwürdigen Gegners, welcher, obgleich er ansehnliche Verluste an Land- und Leuten erlitten, noch immer über 60,000 Streitbare verfügt, sehr starke Stellungen inne hat und in Daghestan ein nationales Leben zur Entfaltung brachte und erhält, dem an geistiger und politischer Energie nichts in der ganzen übrigen muselmännischen Welt der Gegenwart an die Seite zu stellen ist.

Bei der Stellung, welche seit den Reformen Mahmud's und Abdul-Medjid's die osmanische Nation und ihr Padischah in der moslemischen Welt einnahmen, erscheint es begreiflich, daß die Spiritualisten des Islam (Muridismus entspricht dem Wort und dem Begriff nach genau dem, was wir Spiritualismus nennen) den türkischen Sultan nicht als den rechtmäßigen Nachfolger der Khalifen anerkennen wollen. Noch abgeneigter aber sind sie dem in Persien herrschenden Schiitismus, und vielleicht würden sie bereitwilliger sich sogar der militärischen Ueberlegenheit der Russen als der Suprematie der Diwane von Constantinopel oder Teheran unterwerfen. So sind sie unabweislich auf sich selbst angewiesen, aber man muß anerkennen, daß sie ihr freigewähltes Geschick durch Selbstverläugnung und Heldenmuth verklären. Die höchst einfache, ganz militärische Verfassung, welche Schamyl dem von ihm beherrschten Gebiete gegeben, hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit derjenigen, welche die (erste) constituirende Versammlung für Frankreich geschaffen, und die so viele Revolutionen überlebte. Lesghistan ist in Bezirke eingetheilt, bei deren Umschreibung auf den alten politischen Zustand des Landes wie auf die so bunten Elemente der Bevölkerung keine Rücksicht genommen worden; der Präfect jedes dieser Departemente ist ein Naib, der Stellvertreter des Iman; eine regelmäßige Conscription erhält das stehende Heer in der Stärke von 6000 Reitern (jede Naibschaft stellt 300 Krieger), wozu in Nothfällen allgemeine Aushebungen kommen; eine von Schamyl selbst aus den Muriden gewählte auserlesene Schaar, entsprechend den „Ironsides" Cromwell's, bildet die Leibwache des Propheten. Diese „Murtosigatoren," welche zur Keuschheit, zur Mäßigkeit, zum strengsten Gehorsam sich verpflichten, sind die wahren Stützen von Schamyl's Macht, im Kriege sein Arm und Schild, im Frieden die begeisterten Apostel seiner Lehren.

Zwischen den dieser kriegerischen Theokratie unterworfenen lesghischen Völkerschaften, zwischen den Muriden und den feudalen Stämmen Cirkassien's oder Tscherkessien's besteht ein Contrast, wie man größer sich ihn kaum denken kann. Diese beiden unabhängigen Gruppen kaukasischer Bergvölker unterhalten in keiner Weise irgend ein Einverständniß mit einander; was auch sehr schwierig wäre, da zwischen ihnen russische Militärposten die Engpässe des Gebirgs besetzt halten und die zwischen ihnen eingeschobenen Völkerschaften, die Osseten und Kabardier, den Russen die Treue aufrichtig bewahren. So kommt es also, daß die westlichen Bergvölker und die östlichen, die Muriden, kaum einander kennen. Jene, die Tscherkessen und Abchasen, bilden das muselmännische Ritterthum des Kaukasus.

Ueber den Verkauf der jungen Tscherkessinnen gibt Hr. von Harthausen interessante Notizen und erzählt dabei folgende Thatsache. In dem Hafen von Bambor war ein kleines türkisches Schiff aufgebracht worden, welches außer einem tscherkessischen Fürsten mit Gefolge eine junge Frau und sechs tscherkessische Mädchen im Alter von 12 bis 15 Jahren an Bord hatte. Wahrscheinlich war der Schiffer ein Schmuggler, der vielleicht den Tscherkessen Munition und Lebensmittel zugeführt und als Rückfracht tscherkessische Mädchen für den Markt von Constantinopel geladen hatte. Der Türke leugnete zwar, allein der verbotene Mädchenkauf war constatirt und somit das Schiff verfallen. H. frug den General (von Budberg, der unsern Reisenden nebst seinen Begleitern, den Livländern Fürst Paul Liven — den talentvollen Zeichner vieler der in dem Buche enthaltenen bildlichen Darstellungen — und die Herren von Aderkaß und Schwartz, auf seiner monatlichen Inspection der unter seinem Commando stehenden Festungslinie an der Ostküste des schwarzen Meeres mitgenommen), was er mit den Tscherkessen anzufangen gedenke; er antwortete: „da sie zu einem Stamme gehörten, mit dem Rußland in Frieden lebte, so würde er sie nach einigen gemachten Schwierigkeiten und Ermahnungen entlassen." Ich bat ihn, er möge ihnen erklären lassen, sie verdankten ihre Freilassung meinen Bitten, das könne mir später vielleicht auf irgend eine Weise nützlich werden. Er gewährte meine Bitte gern und beauftragte einen Officier, der ein geborner Tscherkesse, in Petersburg erzogen und also der tscherkessischen Sprache völlig mächtig war, seinen Landsleuten dies zu sagen. Unterdessen war schon der Sohn jenes Fürsten angekommen, um die Freiheit seines Vaters ebenfalls zu erbitten. Es bildete sich eine hübsche Scene und ich begleitete die Tscherkessen bis an den Rayon der Festung. Der General ließ die Mädchen bei der Ankündigung der Freiheit befragen: „Indem er ihnen die Freiheit schenke, könne er dies auf verschiedene Art thun, er könne sie mit dem Fürsten ihres Stammes in ihre Heimath zu den Ihrigen schicken, oder sie könnten Russen oder Kosaken heirathen nach freier Wahl, oder sie könnten mit mir in das Germanskiland ziehen, wo alle Frauen frei wären, oder endlich sie könnten auch mit dem türkischen Schiffer ziehen, der sie dann aber in Constantinopel auf dem Sclavenmarkte verkaufe." — Man rathe nun, was sie wählten! — Einstimmig und ohne sich im mindesten zu besinnen:

„Nach Constantinopel, um verkauft zu werden!" — Es gibt kaum — fügt Harthausen hinzu — ein freiheitstolzeres und auf seine Freiheit eifersüchtigeres Volk als die Tscherkessen, und dennoch diese Antwort von Seiten ihrer Weiber! Geht man aber etwas tiefer auf die Ansichten, Gesinnungen und die Untersuchung der Sitten dieser orientalischen Völker ein, so war die Antwort durchaus natürlich und angemessen. Der Kauf und Verkauf der Weiber ist in den Sitten dieser Völker tief begründet. Jeder Mann kauft seine Frau dem Vater oder der Familie ab (der Tscherkesse muß sie auch noch pro forma rauben und entführen; dies ist die allein anständige Weise, zum Besitz zu gelangen). Der Verkauf ist also dort für das weibliche Geschlecht durchaus keine Schande, vielmehr eine Ehrensache. Es hat etwas Erhebendes für das Mädchen, wenn ein Mann ihrer begehrt, wenn er sein Vermögen daran setzt, um sie zu erwerben; dabei kauft er sie im Orient los aus der Sclaverei ihrer Familie. Das orientalische Mädchen erkennt in dem Kaufpreise den Werth, den es hat: je höher, desto höherer Werth!"—

Der Preis, zu welchem die tscherkessischen und georgischen Mädchen in der Türkei verkauft werden, steigt oft bis zu 10,000 Thlr., und wird nicht allein durch die Schönheit derselben, sondern auch durch die erlangte, für den Harem eines Großen erforderliche Bildung bedingt.

Genauer als die bisher genannten Völker und durch eigene mit wahrhaft liebevoller Sorgfalt angestellte Forschungen hat unser Reisende die von Rußland abhängigen, oder doch seine Souveränetät anerkennenden Völker, die Osseten, Georgier und Armenier kennen gelernt. Die Osseten — deren kleines Gebiet auf den beiden Abhängen des Kaukasus die georgischen Territorien vom östlichen Circassien trennt und deren Gebirgsland der Engpaß von Wladi-Kawkas durchschneidet — traten ihm gewissermaßen als ein ethnographisches Problem entgegen. Sie zahlen der russischen Regierung einen nominellen Tribut, sind aber im Grunde unabhängig und haben neben einer Adelskaste — eine Demokratie ohne bestimmte Verfassungsformen, jedoch mit scharf ausgeprägten patriarchalischen Einrichtungen, die dem Familienhaupt eine unbeschränkte Gewalt einräumen. Das Christenthum wie der Muhamedanismus sind bei ihnen mehr äußerliche Erscheinungen; die wenigsten Osseten sind getauft; die Schweinefleisch essen, gelten für Christen, die sich dessen enthalten, für Muhamedaner, Viele sind auch wirkliche Heiden und haben heilige Haine, in denen sie auf Altären Brot und Fleisch opfern; der berühmteste und heiligste dieser Haine soll von einem dort verschwundenen Volksstamme, den Narts, herrühren, welche die Volkssage für Juden hält. Im Uebrigen beruhen der ganze Charakter des Volkes und viele seiner nicht religiösen Sitten auf europäischem Familienleben, ja weisen auf europäische Abstammung hin. Harthausen fand sich wie mitten unter die deutschen Bauern versetzt! Die Osseten nennen sich selbst Ir und Iron, was auf einen medischen Ursprung hinzuweisen scheint; ihre Sprache, die einzige von allen kaukasischen, gehört zur indo-germanischen Familie und dürfte ein Ueberrest der Mundart der alten Alanen sein. Diese aber (die Alani der Römer, Allan der Araber) gehörten wohl unzweifelhaft zu der Völkergruppe der germanischen Nomaden oder Halbnomaden des Südostens und die engere Verbindung zwischen den teutonischen und arischen Sprachenfamilien ist bekanntlich von der neueren Philologie unwiderleglich nachgewiesen.

Was die Georgier anbelangt, dieses in den Grundzügen seiner uralten Verfassung feudale, in seinem Nationalcharakter vorwiegend chevalereske Volk, so hat unser Reisende die beiden christlichen Zweige desselben genau kennen gelernt, den östlichen und westlichen nämlich (der dritte Zweig, die Lazen, sind Moslemim seit dem 15. Jahrhundert), und ein ebenso sorgfältiges, wie reizvolles und lebendiges ethnographisches Bild davon entworfen. Wir können diesen Schilderungen, in denen der Verfasser seine seltene Gabe geduldiger, stets vorzugsweise auf die Sitten und ihre geistigen und materiellen Beziehungen gerichteter Forschung und Analyse, verbunden mit einer glücklichen Intuition, wahrhaft glänzend entfaltet, nur einige Hauptzüge entnehmen. Die Georgier sprechen eine Ursprache, die keine Verwandtschaft mit den indoeuropäischen, finnischen wie semitischen Idiomen hat. Bis zum Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts hatten sie mit einer seltenen, aber auch glücklichen Ausdauer, wenn nicht ihre Unabhängigkeit, so doch ihre Autonomie vertheidigt. Eigentliche Unabhängigkeit nämlich scheinen sie, so weit wenigstens die Geschichte ihre Geschicke rückwärts verfolgen kann, nie besessen zu haben, jedoch behielten sie stets ihre eigenen Gesetze und eingebornen Fürsten. Achemeniden, Sassaniden und Makedonier, römische Kaiser, arabische Khalifen, türkische Sultane und persische Schahs haben nacheinander die Kolcher und Iberier, die östlichen und westlichen Georgier, unter ihre Vasallen gezählt, aber nicht unter ihre unmittelbaren Unterthanen. Erst der russische Schutz, rasch in eine absolute Herrschaft umgewandelt, hat die Georgier dieses Privilegs der Selbstregierung beraubt. Bloß Mingrelien und Gurien haben sich bis jetzt noch ihre angestammten Fürsten erhalten, welche indessen in der officiellen russischen Hierarchie nur den Rang erblicher Bezirksvorsteher haben. Allein in Suanetien hat die russische Eroberung, wegen der uneinnehmbaren Lage dieser Thäler in dem höchsten und unzugänglichsten Theile des südlichen Kaukasus, thatsächlich nicht einzudringen vermocht.

Die Suaneten, kräftige tapfere Menschen, meist mit blauen Augen und blonden Haaren, bilden den schönsten Stamm einer Nation, welcher die Ethnographen einstimmig den hervorragendsten Typus zugestehen unter der Menschenraçe, die nach dem Kaukasus genannt wird und welche die Vorsehung unbestreitbar an die Spitze des menschlichen Geschlechts gestellt hat. Die Suaneten werden von zwei Fürsten regiert, als deren Vasallen sich die adligen Feudataire bekennen. Die Verfassung ist also rein feudalistisch. Die ganze georgische Nation übersteigt, nach Harthausens Schätzung, nicht 600,000 Seelen; auf ihr aber beruht vorzugsweise die russische Defensionskraft in Transkaukasien, wie auch die letzten russischen Erfolge in Asien, die einen für Rußland so günstigen Einfluß auf den Pariser Friedensvertrag übten, ganz vorzugsweise georgischer Tapferkeit zu verdanken.

Eine prononcirte Vorliebe zeigt übrigens unser Autor für die uralte armenische Nation, welche er nicht nach ihren, fast wie die Juden über ganz Asien und einen Theil Europa's zerstreuten, meist

Handel treibenden Stammesgenossen, nicht nach dieser Diaspora, sondern nach ihrem, in patriarchalischer Einfachheit geordneten, vorzugsweise dem Ackerbau gewidmeten Leben auf heimischem Boden beurtheilt wissen will.

Im russischen Reiche leben nicht ganz 400,000 Armenier; drei Viertheile hiervon befinden sich in Circassien und Transkaukasien, und vielleicht nur die Hälfte der übrigen in den Distrikten von Erivan, Sardarabad und Nakhitschewan, welche die Adminastrativprovinz Armenien bilden. Diese letztere Bevölkerung aber übt, trotz ihrer numerischen Schwäche, einen sehr bedeutenden Einfluß auf die ganze Nation aus, weil sie in der Nähe der alten politischen und religiösen Metropolen derselben lebt, Artaxates, Naruana, Etschmiatzin. Dieser letztere Ort, Mittelpunkt, ja Heiligthum der armenischen Nation und ihrer Kirche, welche, nach dem Stifter St. Gregor Illuminator, aus der Königsfamilie der Arsaciden, die gregorianische sich nennt, ist Sitz des Patriarchen oder Katholikos seit 1446. Die Kirchenverfassung ist im Wesentlichen übereinstimmend mit der in der lateinischen und griechischen Kirche, in Lehre und Disciplin aber neigt sich die armenische Kirche mehr der lateinischen als der griechischen zu, obgleich sie von der letzteren ausgegangen. Eine Trennung von Rom ist eigentlich nicht vorhanden und der Patriarch gesteht dem Papst den Vorrang zu, wie der im Februar d. J. gestorbene greise Patriarch Narses Herrn v. Harthausen selbst erklärte. Dieser hohe Würdenträger hat unserm Verf. überhaupt Mittheilungen über religiöse und andere Zustände unter seinem Volke (das erste, außer denen des römischen Reichs, welches mit seinem Könige an der Spitze im Ganzen das Christenthum angenommen) von hoher Wichtigkeit und tiefem Interesse gemacht. Wir müssen uns jedoch damit begnügen, auf den betreffenden Abschnitt unsers Werkes zu verweisen. Als der Patriarch, von dem Herr von Harthausen mit Begeisterung spricht, sich in St. Petersburg befand, um sich beim Kaiser gegen Verdächtigungen persönlich zu rechtfertigen, erhielt unser Autor, auf seinen Wunsch, ein Andenken von dessen Hand zu haben, ein in armenischer Sprache von dem merkwürdigen Manne (dessen feine und edle Züge den 1. Band unsers Werkes als Titelkupfer zieren) eigenhändig abgefaßtes Schreiben.

Die Armenier haben die russische Occupation nie als eine Eroberung, sondern als eine ersehnte Befreiung vom muhamedanischen Joch angesehen. Sie sind daher das einzige Volk in den transkaukasischen Ländern, das mit der größten Treue und Hingebung an Rußland hängt, was aber von den russischen Beamten leider viel zu wenig anerkannt wird. Indem Herr von Harthausen dies beklagt, hebt er zugleich hervor, daß dem armenischen Volke offenbar die providentielle Mission bestimmt sei, in Vorderasien die fast erstorbenen Keime des geistigen Lebens wieder zu erwecken und die Kultur des Occidents dem Orient zu vermitteln. Dieses Urtheil, das freilich von dem anderer Reisenden abweicht, beruht auf einer sorgfältigen Erforschung nicht nur der religiösen Verfassung, des stärksten Bandes der armenischen Nationalität und der Kultur und Literatur, sondern auch aller Familien-, Gemeinde- und Lebensverhältnisse dieses Volkes, von dem ein in Deutschland gebildeter Angehöriger, Abowian aus Eriwan (der auch Moriz Wagner als Führer diente), bei seinen Forschungen unserm Autor als Interpret zur Seite stand. Des Russischen und Armenischen unkundig, war ihm diese Beziehung zu dem hochgebildeten Abowian eine um so schätzbarere Quelle, gleichwie ein Mann aus den deutschen (schwäbischen) Colonien in Transkaukasien, der vielsprachige, humor- und fantasiereiche, wanderlustige Peter Neu, Herrn von Harthausen nicht bloß als treuer Reisediener, sondern auch als Zuträger des reichen Schatzes von tatarischen, armenischen, persischen und georgischen Sagen und Legenden diente, die seinem Werke einen so großen Reiz verleihen.

Nur ungern versagen wir uns, die eine oder andere derselben hieher zu setzen, aber wir dürfen den Raum dieser Blätter nicht über Gebühr in Anspruch nehmen und können nur noch zwei besonders anziehende Episoden der reichhaltigen Reiseschilderungen kurz berühren. Zunächst den Besuch bei den merkwürdigen Jesiden. Moriz Wagner und Layard haben in neuerer Zeit über den Glauben und die Sitten dieser Nomaden Ausführliches bekannt gemacht, aber Herr von Harthausen, der einen Stamm dieser Hirten in russisch Armenien antraf, gibt zu jenen Mittheilungen theils berichtigende, theils ergänzende Data. Er fand in ihnen harmlose, gastfreie Menschen, die sich ganz rückhaltlos über ihren Glauben und ihre Sitten aussprechen. Es sind keineswegs Teufelsanbeter, sondern sie verehren den Satan als gefallenen, künftig wieder begnadigten Erzengel; sie sind Monotheisten, deren Lehre im Wesentlichen eine verdunkelte christliche vermischt mit Gnosis ist. Sie sprechen kurdisch, also einen Dialekt der Zendsprache. Herr von Harthausen erfuhr unter andern, daß die Jesiden auch eine Art Beichte und Buße haben. Immer zehn erwachsene Männer bilden zu diesem Behuf eine Genossenschaft, von denen einer gewählt wird, um der Sündenbock für Alle zu sein. Hat nun einer nach seiner Meinung eine schwere Sünde begangen, so geht er zu jenem und beichtet ihm, der muß dann für ihn büßen, d. h. beten, fasten und sich kasteien. Dagegen lebt er auf Kosten der Uebrigen. — Die andere Episode gilt einem Besuche der Felsenstadt Uplas-Zichi, vielleicht das bedeutendste Troglodyten-Denkmal einer Geschichtsperiode, die für uns mit undurchdringlichem Dunkel bedeckt ist. Diese Felsenstadt liegt im Gebirge bei dem Orte Ghori auf dem Wege von Tiflis über Kutais nach Kertsch. Auf dieser Reise schiffte Herr von Harthausen auf dem Rion, dem Phasis des Argonautenzuges im klassischen Kolchis, während seine drei Begleiter Ausflüge in die östlichen, nach dem kaspischen Meere hin gelegenen Landstriche unternahmen. Unser Verfasser ist selbst nicht dahin gekommen, aber außer den Mittheilungen seiner Gefährten standen ihm über alles, was er zu wissen verlangte, auf besondere Anordnung der obersten russischen Behörden, die genauesten authentischen Berichte zur Verfügung. Auf diesen Notizen nun beruhen auch seine Mittheilungen über die Tatarenstämme, die im östlichen Transkaukasien die große Mehrheit der Bevölkerung bilden (Harthausen bezeichnet diese als die Handwerker, Fuhrleute, Verkehrsleute, die Armenier als die Kaufleute, die Georgier als die christlichen und die Tscherkessen als die muhamedanischen Ritter der Kaukasusländer), und namentlich über

das alte Chanat Karabagh, das echte alte Iran des persischen Weltreichs, sowie über den Atesch-Dja oder Feuertempel (eigentlicher Feuerland) bei Baku am kaspischen Meer, wohin die Ghebern aus Persien und Hindostan, angezogen durch die Naphtaquellen und Feuersäulen, pilgern. Als Symbol der Gottheit gilt diesen Asceten das Feuer, und das heiligste Feuer auf Erden, weil aus derselben ohne weitere irdische Nahrung von selbst hervorbrechend in hellen Flammen, ist ihnen von jeher dieses Erdfeuer. Die jetzt sehr zusammengeschmolzenen Anhänger dieser, einer der reinsten und erhabensten Urreligionen erbauten darum hier jenen Tempel, ein klösterliches Gebäude von barockster Gestalt für die Wallfahrer, meistens Greise aus Indien, die den ungeheuren Weg durch Afghanistan, die Bucharei und China, um die Nordspitze des Kaspi-Sees her, zu Fuß zurücklegen. Sie pflegen als Einsiedler hier ihre Tage in völliger Abgeschiedenheit, Angesichts des heiligen Elements, zu beschließen, das weithin die einsame Gegend in seiner geheimnißvollen Klarheit gleichsam einhüllt.

Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland, von Prof. Wilhelm Vischer. Basel, Verlag der Schweighauser'schen Buchhandlung, 1857.

Der Verfasser dieses Werkes hat bei der Ausarbeitung kein philologisches Publicum im Auge gehabt, sondern Leser vorausgesetzt, welche mit allgemeiner Kenntniß der griechischen Geschichte und Literatur ein lebendiges Interesse für das Land und Volk in alter und neuer Zeit verbinden; das Buch will in keiner Weise mit gelehrten Werken in Concurrenz treten. Daher ist auch im Ganzen aller gelehrter Apparat weggeblieben und nur Einzelnes hier und dort in die wenigen Anmerkungen verwiesen worden. Auch in Controversen ist, was alle Billigung verdient, so selten und so wenig als möglich eingetreten. Gediegene Werke, welche über den Gegenstand bereits vorlagen, sind nachgeschlagen und benutzt, so namentlich außer Leake's ausgezeichneten Schriften die Arbeiten von Roß, Ulrichs und Curtius, von welchen letzteren Vischer selbst gesteht, daß sie bisweilen um so mehr einen unbewußten Einfluß auf seine Darstellung geübt haben, als er sie auf seiner Reise bei sich hatte und als vortreffliche Führer gebrauchte. Der Verfasser begann seine Reise Ostern 1853 von Rom aus. Er fuhr nach Ancona, von wo er sich nach Corfu und von dort nach Athen einschiffte. Der erste Abschnitt, gewissermaßen Einleitung, erzählt die Beobachtungen und Wahrnehmungen, die Ergebnisse und Resultate dieser Fahrt. Die Beschreibung der Insel Corfu bildet den Glanzpunkt der Partie. Dem Aufenthalt in Athen und den Ausflügen in seine Umgebung nach Sunion, Marathon, Rhamnus, Phyle, Eleusis ist der zweite Abschnitt gewidmet; der Vergleich zwischen dem neuen und alten Athen hebt sich hier bedeutsam hervor, auch ist das Capitel über die Akropolis von einer wundersamen Anschaulichkeit, man glaubt nicht eine Beschreibung, sondern eine Zeichnung, nicht Worte, sondern eine bildliche Darstellung vor sich zu haben. Die Reisen durch den Peloponnes und durch das nördliche Griechenland füllen den dritten und vierten Abschnitt, an den sich ein Schluß anreiht, in welchem der Verfasser seine Urtheile über den Charakter der heutigen Bewohner Griechenlands vorträgt. Er nimmt die Griechen gegen Anklagen, die oft und häufig erhoben zu werden pflegen, energisch in Schutz. Die wenigsten Urtheile, die man gewöhnlich über Griechenland hört, seien unbefangen und unparteiisch. Die meisten im Orient lebenden Westeuropäer sprächen sich ungünstig über die Griechen aus, indem sie ihnen Habsucht, Verschlagenheit, Treulosigkeit und Eitelkeit vorwerfen. Aber man dürfe nicht vergessen, daß die meisten jener Europäer dort sind, um auf die eine oder andre Art ihr Glück zu machen; gelingt das nicht, so sind die Griechen daran schuld, übertrifft der Grieche an Schlauheit und Gewandtheit den oft um Nichts skrupulöseren Fremden, so ist dieser über ihn als einen verschlagenen Betrüger übel zu sprechen. — Als den Hauptfehler bei der Beurtheilung der heutigen Griechen findet der Verfasser, daß man zu sehr an dem europäischen Standpunkte festhält, den Maßstab unsrer Verhältnisse an die Griechen legt, die Forderungen, die bei uns gerecht sind, an sie stellt und vergißt, daß sie durch Lage und Geschichte halbe Orientalen sind, dem Occident seit vielen Jahrhunderten entfremdet und dazu eben erst nach langer Sclaverei und noch viel längerer fiscalischer Bedrückung zu freier, selbständiger Existenz berufen, gewissermaßen erst im Austritte aus dem Mittelalter begriffen. Wir lassen die liberale Humanität bereitwillig gelten, welche sich in der signalisirten Auffassung manifestirt, die Auffassung hat sonder Zweifel ihre Berechtigung und wird durch gute Gründe unterstützt, allein mit der Bemerkung mögen wir nicht zurückhalten, daß wenn Vischer sich über Rücksichtslosigkeit und die absprecherischen Gelüste beklagt, mit der andere Stimmen über Griechenland und über die Griechen geurtheilt haben, wenn er die Gegner Griechenlands beschuldigt, in Animosität viel zu weit gegangen zu sein, andrerseits auch sein eigenes Urtheil nicht ganz frei von Parteilichkeit erscheint, daß wir Andern im Tadel, er zu weit im Beschönigen gegangen sein dürfte. Muß er doch in seiner weiteren Darstellung zugestehen, daß die Corruption und Bestechlichkeit in Griechenland nicht nur in den administrativen Kreisen gäng und gebe, daß ein unheilvoller Geist der Sonderung und Spaltung, daß die allgemein verbreitete Partei- und Factionsleidenschaft eine gesunde und organische Entwickelung des politischen und volkswirthschaftlichen Lebens schwer beeinträchtigen. Es ist allemal gewagt und hat sein Mißliches, mit allgemeinen Sätzen den Charakter eines Landes, die Individualität eines Volkes definiren zu wollen. Besonders hinzuzufügen dürfte kaum nöthig sein, daß die vereinzelte Bemerkung nicht den Zweck hat, die Anerkennung zu schmälern, welche der Arbeit Vischer's im Großen und Ganzen gebührt, ebenso wenig als eine zweite Bemerkung, daß wir mitunter eine Kürzung der langathmigen Perioden gewünscht hätten: der Werth der Arbeit liegt nicht in dem Schlußwort, sie hat ihren Schwerpunkt in dem zweiten, dritten und vierten Abschnitt, und was den Styl betrifft, so wird die behagliche Breite nie schwerfällig und abstoßend.



Fünfte Abtheilung.

Die Volkswirthschaft in ihrer Gesammtthätigkeit.

Die Deutsche Freihandelsbewegung.

Von August Lammers.

II.

Eine preußische Verordnung aus dem Jahre der innern Wiedergeburt 1808 enthält folgende Sätze, deren unantastbar wahrer Inhalt seitdem nur zu oft von deutschen und selbst von preußischen Staatsmännern aus den Augen gesetzt worden ist: „Es ist dem Staate und seinen einzelnen Gliedern immer am zuträglichsten, die Gewerbe jedesmal ihrem natürlichen Gange zu überlassen; d. h. keine derselben vorzugsweise durch besondre Unterstützungen zu begünstigen und zu heben, aber auch keine in ihrem Entstehen, ihrem Betriebe und Ausbreiten zu beschränken. Neben der Unbeschränktheit bei Erzeugung und Verfeinerung der Producte ist Leichtigkeit des Verkehrs und Freiheit des Handels, sowohl im Innern als mit dem Auslande, ein nothwendiges Erforderniß, wenn Industrie, Gewerbfleiß und Wohlstand gedeihen sollen, zugleich aber auch das natürlichste, wirksamste und bleibendste Mittel, sie zu fördern. Es werden sich alsdann Gewerbe von selbst erzeugen, die mit Vortheil betrieben werden können, und dies sind wieder diejenigen, welche dem jedesmaligen Culturzustande der Nation am angemessensten sind. Es ist unrichtig, wenn man glaubt, es sei dem Staate vortheilhaft, Sachen dann noch selbst zu verfertigen, wenn man sie im Auslande wohlfeiler kaufen kann. Die Mehrkosten, welche ihm die eigne Verfertigung verursacht, sind rein verloren und hätten, wären sie auf ein andres Gewerbe angelegt, reichhaltigen Gewinn bringen können. Es ist eine schiefe Ansicht, man müsse in einem solchen Falle das Geld im Lande zu behalten suchen und lieber nicht kaufen. Hat der Staat Producte, die er ablassen kann, so kann er sich auch Gold und Silber kaufen und es münzen lassen. Es ist nicht nöthig, den Handel zu begünstigen; er muß nur nicht erschwert werden."

So lange Preußen nicht daran dachte, sich dem heilsam fortwirkenden Anstoß dieser und der übrigen wahrhaft schöpferischen Verordnungen der Jahre 1807 — 1810 zu entziehen, mußten Wohlstand, Bildung und Sittigung im Innern des weitläufigen Staatsganzen unaufhaltsam zunehmen. Erst in den vierziger Jahren gelang es bekanntlich einer im Stillen schleichenden wirthschaftlichen Rückströmung, das Steuer des in Deutschland führenden Staats mit halber Wendung nach der entgegengesetzten Seite hin zu drehen. Ende der zwanziger Jahre, als der einsichtsvolle Finanzminister Maaßen den Zollverein in's Leben rief, war es so weit noch nicht. Die voranstehende Absicht dieser rasch sich bildenden und ausdehnenden Vereinigung war, die Binnenschranken womöglich bis auf die letzte zu entfernen; hinsichtlich des neu einzuführenden gemeinsamen Zolltarifs nach außen stimmte man überall leicht den preußischen Finanzzöllen zu. Die Patrioten segneten den Bund, daß er dem Austausch zwischen Deutschen und Deutschen die meisten der noch versperrten Pforten öffne, ohne sich um den verborgenen Keim der Zwietracht in dem gemeinschaftlichen Tarif viel zu kümmern.

Es ist ohne Zweifel List's Verdienst, uns aus so sorgloser und ungehöriger Träumerei für immer herausgerissen zu haben. Diesem begabten Manne hatte der handelspolitische

Gedanke der Continentalsperre eingeleuchtet; aus den politisch militärischen Angriffsmitteln Napoleon's gegen das unversöhnliche Albion schuf er sich, vermöge einer damals noch sehr gemeinen Verwechselung der Begriffe, Mittel zu einer commerciellen Abwehr gegen Englands vorgerückte Industrie und predigte unter dem entzückten Beifallsgeschrei der Fabrikanten den Krieg gegen die englische Concurrenz. Wenig belästigt oder gar aufgehalten durch die Professoren der Nationalökonomie an unsern Hochschulen, unterstützte er seine Vorschläge für den gesammtdeutschen Zolltarif mit einer förmlichen Theorie — mit dem sogenannten nationalen System der politischen Oekonomie. Zeugnisse nordamerikanischer Staatsmänner von der Schutzzollpartei mußten die mangelnde wissenschaftliche Beglaubigung ersetzen. So geeinigt, gelenkt, und mit einer Art scheinbarer Beweisführung versehen, daß sie nationale Interessen verträten, drückten die süddeutschen Fabrikanten mit jedem Jahre stärker und unwiderstehlicher auf die leitenden Kräfte des Zollvereins, beuteten für ihren Eigennutz die Thatkraft und die populäre Beredtsamkeit des ersten wirthschaftlichen Agitators in Deutschland, eben des unglücklichen Friedrich List aus, trumpften die wenigen Gegner endlich mit der ultima ratio der Schutzzöllner, mit dem noch ziemlich naheliegenden und geglaubten Beweisgrund des Krieges ab — während es, um ihnen die Stange zu halten, dem deutschen Volke ebenso an wirthschaftlicher Vorbildung wie seinen Gelehrten an allen Eigenschaften echter Volkslehrer mangelte. Ihnen gegenüber wurden die wirthschaftlich besser erzogenen und freier gestimmten Theile des deutschen, vor allem des preußischen Beamtenstandes bald matt, da der Sporn eines greifbaren persönlichen Vortheils mit jenen stritt. Der Erwerb stand noch alleingebietend im Vordergrund des allgemeinen Bewußtseins; den Verbrauch besser und billiger einzurichten, lag noch Niemandem recht am Herzen. So schrob man denn im Zollverein die anfänglich leidlichen Finanzzölle mit dem Beginn der vierziger Jahre zu Schutzzöllen hinauf: zuerst für die Papierfabrikanten, dann auf der Stuttgarter Zollconferenz 1842 für die Baumwollenspinnereien und die Webereien wollener und halbwollener Waaren, seit dem 1. September 1844 mit einem einzigen gewaltigen Sprunge für die Roheisenwerke und ihre Nachfolger in der gewerblichen Erzeugung, mit dem 1. Januar 1847 schließlich für die Producenten von Leinen, Leinenmaschinengarn und Twist. Wie dieser ungeheure Rückschritt in Preußen auf das verwandte und benachbarte Gebiet der Gewerbefreiheit schädlich hinüberwirkte, haben wir bereits im ersten Artikel angedeutet.

Aber mit dem Gifte läßt Gott glücklicherweise das Gegengift wachsen. Indeß auf dem europäischen Festlande der Zollschutz seine letzten Freudenfeste feierte, ging in denselben ersten vierziger Jahren jenseits der Nordsee das wunderbare Ereigniß der Kornzollbewegung vor sich. Die englische Ligue gegen die Korngesetze, welche eine äußerst zahlreiche Bevölkerung von Fabrikarbeitern in ewiger Gefahr der Hungersnoth schwebend erhielten, während Adel und Landwirthschaft ihren ganzen Wohlstand eng an sie gebunden wähnten, war 1838 zu Manchester gestiftet worden und befand sich bereits acht Jahre später am Ziel, nachdem die einfache Weisheit eines Cobden den erfahrenen, im Staatsdienst ergrauten Kopf Sir Robert Peel's zu ihrer Lehre bekehrt hatte. Zugleich machte Frankreich, von der Hingebung des unvergleichlichen Bastiat mächtig angetrieben, einige schwache Bewegungen vorwärts hinter der chinesischen Mauer seiner Absperrung hervor. Paris erlebte seit dem August 1846 das ihm völlig neue Schauspiel eines thätigen Freihandelsvereins, und in den Provinzen wurden vor Allem die Handelsstädte zu Gunsten des freien Handels in die Schranken gerufen. Das stammverwandte und freisinnig aufgeklärte Belgien säumte nicht, solchen Vorgängen zu folgen. Um dieser europäischen Bewegung aber ihre Krone aufzusetzen, fand sich vom 16. bis 18. September 1847 in Brüssel ein Verein von ausgezeichneten Gelehrten aller Länder zusammen, aus dessen Schoß folgende Sätze gleichsam als ein internationales Freihandelsprogramm hervorgingen: „Daß die Handelsfreiheit ein Bedürfniß der menschlichen Gesellschaft sei; daß sie als Ergebniß haben muß erstens, die Einigkeit der verschiedenen Völker zu befestigen, welche durch die Freiheit des Handels sich gegenseitig unterstützen, aber keineswegs durch dieselbe einander untergeordnet werden; zweitens, die Production zu vermehren und die Industrie gegen einen starken Wechsel im Absatz, der, wenn durch Verbote der Markt beschränkt wird, unvermeidlich ist, sicher zu stellen; drittens, das Loos der Arbeiter zu verbessern dadurch, daß für eine geringere Anstrengung mehr Genußmittel eingetauscht werden können; und viertens, das Aufhören einer beständigen Quelle der Entsittlichung zu veranlassen."

Zwischen den Ausspruch dieser Wahrheiten vor ganz Europa und ihre thätige Verwirklichung stellte sich indessen die social-politische Erschütterung des Festlandes im Frühjahr 1848. Die Freihandelsfrage trat nothwendig in den Geistern wie in den Thatsachen etwas zurück, als alle socialen Probleme der Zeit zugleich sich in den Vordergrund drängten. Eine Weile mochten die Führer der freihändlerischen Bewegung in Frankreich noch hoffen, von der Auflösung der bisherigen Ordnung für ihre Wünsche Vortheil zu ziehen; wie wenn Bastiat an Cobden schrieb, der Augenblick einer euro-

päischen Entwaffnung sei gekommen, nur müßten England und Preußen seinem Vaterlande darin vorangehen. Aber bald lenkten die Donner der schrecklichen Junitage von solchen Schwärmereien hochschlagender Männerherzen ab, und Cobden fand taube Ohren, als er seinen Freund im Hochsommer des anarchischen Jahres an die früheren Entwaffnungspläne erinnerte. Wer damals in Paris für wirthschaftliche Erkenntniß wirkte, mußte gern oder ungern Front machen gegen die wüsten Angriffe der Socialisten. Es galt Eigenthum und Ehe gegen grundsätzliche Leugner zu vertheidigen; wie hätte man darangehen können, dem stehenden Heere die Waffen aus der Hand zu winden, mit denen es eben das Vaterland vor seinen verirrten Söhnen bewahrt hatte, oder die Freiheit zu erweitern, unter der der Mann aus dem Volke nur das Recht auf Arbeit oder vielmehr das Recht auf Lohn verstand? Während Bastiat seine kostbaren Kräfte in aufopfernden Kämpfen bald gegen den offenen Socialismus Proudhon's und bald gegen den versteckten des Schutzzöllners Thiers verzehrte, schlief der Freihandelsverein, dessen Seele er zwei Jahre lang mit seiner Wochenschrift: „Der freie Tausch“ gewesen war, lautlos ein. Die hohe Politik nahm wieder die Regierungen, das Heer der kleinen socialen Nöthe die Bevölkerungen des Abendlandes völlig hin.

In Deutschland hatten übrigens Vielregiererei und Zollschutz nicht ganz so viel gethan wie jenseits des Rheins, um die Gemüther der niederen Bevölkerung für die socialistische Saat aufzuwühlen. Andrerseits gab es in Deutschland vor dem Jahre 1848 keine freihändlerische Bewegung. Was auf diesen Namen zur Noth hätte Anspruch erheben können, beschränkte sich auf eine Handvoll Schriftsteller, die von den eigentlichen Gelehrten im Stiche gelassen und noch von keiner Sympathie größerer Kreise unter einander verbunden und getragen wurden. Die fertige Schutzzollpartei hatte es nur erst mit versprengten Tirailleuren des Freihandels zu thun. Das drehte sich mit einem Schlage um, als der gewaltige Umschwung der staatlichen Zustände im März 1848 alle Volksclassen zur selbständigen Behandlung ihrer Angelegenheiten aufrief, und der allgemeine Ruf nach Befreiung auch die des Verkehrs nothwendig einschließen zu müssen schien. Die Schutzzöllner waren vor der Hand offenbar zersprengt und entmuthigt: die Freihändler sammelten sich von allen Seiten, und verbanden sich um einen Hamburger Reichstagsabgeordneten in Frankfurt gegen des Sommers Ende zu einem deutschen Freihandelsverein. Vertreter der Kaufmannschaften von beinahe fünfzig Handels- oder Meßplätzen des nördlichen Deutschlands überreichten der Nationalversammlung einen Zolltarifentwurf, der das ganze Vaterland mit einem einzigen Schlagbaum von gerechten und mäßigen Finanzzöllen umspannen sollte. Erst dieses Vorgehen reizte die Elemente der früheren Schutzzollpartei sich zum Schutze der „nationalen Arbeit,“ wie sie mit gewohnter Naivetät ihre Vorrechte nannte, gleichfalls zusammenzuthun, und einen Gegenentwurf auszuarbeiten, der Schutz für jegliche Arbeit als seinen Zweck hinstellte. Es klang ungefähr, wie wenn die alten Raubritter dem ewigen Landfrieden mit dem Vorschlage eines allgemeinen und nicht länger auf sie beschränkten Fehde- und Straßenraub-Rechts begegnet wären. Beide Entwürfe fielen übrigens in den Papierkorb der ungeduldigen Geschichte. Weder die Freihändler noch die Schutzzöllner waren so glücklich, wie die zünftig gesinnten Handwerker, die in Preußen 1849 und in Hannover schon 1848 schwere selbstmörderische Streiche auf ihre eigene Erwerbsfreiheit ausführen durften. Mit den übrigen Versuchen zu einer nationalen Gesammtverfassung zerschellte auch der einer Einigung im Zollwesen, und es blieb bei dem Zollverein, der bis zum letzten Tage des Jahres 1853 durch die Verträge formell gesichert dastand.

Auf diesen Zeitpunkt mußten sich daher jetzt die Anstrengungen der handelspolitischen Parteien richten. Nachdem der deutsche Freihandelsverein in Frankfurt am Main seine kurze Rolle zugleich mit dem Parlament ausgespielt hatte, ging die Führung der deutschen Freihändler stillschweigend und bald ziemlich anerkannt auf den Hamburger Verein für Handelsfreiheit über. Er war am 26. November 1848 gestiftet worden, als die Herren Refardt und August Sanders vom Commerz-Collegium aus Frankfurt zurückkehrten, wo sie an den Verhandlungen der versammelten deutschen Kaufleute hervorragenden Antheil genommen hatten; und auf der Stelle traten ihm zwölfhundert Personen aus allen Ständen bei, so sehr galt die Sache der Handelsfreiheit für eine allgemein hamburgische Angelegenheit. Auch wurde der Verein bald nach seiner Entstehung von den damals doch stark verfeindeten politischen Parteien Hamburgs gleichmäßig aufgefordert, für seinen das Parlament verlassenden Vorsitzenden Herrn Edgar Roß einen Ersatzmann vorzuschlagen. Es geschah; und der Vorgeschlagene, Herr Gustav Godeffroy, wurde wirklich gewählt. Neben dem eben genannten Vorsitzenden, dem in der Leitung der Vereinsangelegenheiten später die Herren Ernst Merck und Gustav Godeffroy folgten, war der mehrjährige Schriftführer Herr Hargreaves als die belebende Seele des Vereins anzusehen, bis er im vorigen Jahre einen Platz im englischen General-Consulat zu Hamburg für den weniger belohnenden im Freihandelsverein eintauschte.

Neben Hamburg waren es eigentlich nur noch die preußischen und mecklenburgischen

Ostseehäfen, wo die Befreiung Deutschlands von den unwürdigen und verderblichen Fesseln des Zollschutzes zu der Sache geschlossener Vereine gemacht ward. Diese verbanden sich enger mit ihren Hamburger Freunden, als im Jahre 1850 eine neue Gefahr für den Freihandel von der Casseler Zollconferenz her drohte, wo der preußische Handelsminister Herr von der Heydt verschiedene Zollerhöhungen durchgesetzt haben würde, wäre ihm nicht Braunschweig mit seinem liberum veto entgegengetreten, stark durch die wachsende Gewalt der Meinungen und sogar mit einigen Mitgliedern des preußischen Staatsministeriums in geheimem Einklang. Dieses Ereigniß bewies hinlänglich die vollzogene Wendung der Dinge. Fünf bis zehn Jahre früher, als die ersten wahren und leibhaftigen Schutzzölle geschaffen wurden, war im Schoß der ebenso kopfstarken Zollconferenzen noch kein Braunschweig da und bereit, sich ihnen in den Weg zu stellen.

Es wurde nun am 6. und 7. October 1850 in Berlin aus den Herren Edgar Roß von Hamburg, Gutike von Stettin, und Moritz Ellissen von Frankfurt am Main mit Herrn Hargreaves als Generalsecretär eine Centralverwaltung hergestellt, die der Handelsfreiheit nach Kräften überall die Wege bahnen sollte. Sie wirkte einestheils durch vertrauliche Rundschreiben an die verbundenen Vereine zur Aufhellung der jeweiligen Lage und zur Anspornung der örtlichen Bestrebungen, sowie durch Aufsätze in der Tagespresse, anderntheils durch persönliche Bemühungen bei Ministern und andern Personen von Einfluß, weniger in öffentlichen Vereinen und Versammlungen. Fünf ihrer Rundschreiben liegen uns vor: das erste von Anfang Februar 1851, das zweite kurze Zeit darauf, das dritte von Ende Februar, das vierte von Mitte, spätestens Ende September 1851, das fünfte bald nach dem 19. April 1852 erlassen. Damit scheint die Thätigkeit der Centralverwaltung als solche erloschen zu sein; und wenn man sich vorstellt, daß ihre drei oder vier Mitglieder jedesmal von Elbe, Oder, und Main her zusammenkommen mußten, um einen Ministerbesuch zu verabreden oder ein Rundschreiben abzufassen, so ist nur die Länge ihrer Wirksamkeit, nicht deren endlicher Abbruch zu verwundern. Der Hamburger Verein wurde dadurch in sein früheres Vorrecht wieder eingesetzt, an der Spitze der deutschen Freihändler zu marschiren.

So lange die Hoffnung auf eine freie und volksthümliche Gestaltung der deutschen Zustände aufrecht stand, hatte der Hamburger Verein für Handelsfreiheit an der Einigung festgehalten, sollte sie selbst vorläufig und vorübergehend zu Gunsten der süddeutschen Schutzzollgelüste ausschlagen. Als aber an die Stelle des Parlaments der Erfurter Reichstag trat, warnte er, so weit seine Stimme reichte, vor dem unbedingten Beitritt zu einer Verfassung, die ihm die Süddeutschen nur mit reichlichem Zollschutz unter die politische Hegemonie Preußens locken zu sollen schien. In Hamburg selbst, wo das Commerz-Collegium abweichend dachte, war er bei der Bürgerschaft nicht glücklich; dagegen bewirkte er die Vorbehalte der Mecklenburger Landstände, der Lübecker Bürgerschaft, und des Oldenburger Landtags. Ein späterer Vorbehalt von Oldenburg und den Hansestädten im Verwaltungsrath der Union war gleichfalls nur ein etwas abgeschwächter Ausdruck seiner Bedenken.

Hannover wünschte im April 1850 die Zölle des Steuervereins auf mehrere feine Nahrungsmittel und Getränke zu erhöhen. Die Hannoverschen Stände stimmten zu; aber der Oldenburger Landtag unter dem Einfluß des Hamburger Freihandelsvereins stimmte dagegen, und die Erhöhungen gewannen niemals Leben.

Gleichzeitig galt es, gegen die Pläne des Schutzzöllners im Schoße der preußischen Regierung, des Ministers von der Heydt, aufzutreten. Nachdem die Casseler Conferenz durch Braunschweigs entschlossenen Widerstand ein leidlich glückliches Ende genommen hatte, richtete das inzwischen eingesetzte Directorium der deutschen Centralverwaltung für Handelsfreiheit sein Absehen auf den Ministerpräsidenten Herrn von Manteuffel. Es gelang ihm auch mehrfach die tröstlichsten Versicherungen von diesem Staatslenker zu erhalten: man habe mit dem Zollschutz grundsätzlich gebrochen; man wolle vor allem Preußens Selbständigkeit wahren, und süddeutsche Bleigewichte zur rechten Zeit von seinen Füßen schütteln. Allein diesen Worten entsprach leider nur keine That. Gegen die damals noch stark politischen Bemühungen Oesterreichs auf den Dresdener Freien Conferenzen und sonst um schutzzöllnerischen Anhang die Fahne einer freisinnigen Handelspolitik aufzustecken, konnte sich die preußische Regierung nicht entschließen. Sie mochte ebensowenig später, als sie Nordwestdeutschland durch den Vertrag mit Hannover vom 7. September 1851 an sich gezogen und so die Nordsee gewonnen hatte, die hinderlichen Zollvereinsverträge mehr als der Form nach kündigen. Ohne eine einzige Veränderung in den Grundsätzen, sei es des Tarifs oder sei es der Verfassung, wurde der Zollverein sammt seinem Zuwachs dem Steuerverein vom 1. Januar 1854 an auf weitere zwölf Jahre erneuert; der Handelsvertrag mit Oesterreich sogar kam zum Abschluß, dem die viel gefürchtete Zolleinigung Mittel-Europas sechs Jahre später auf dem Fuße nachfolgen sollte; und während Oesterreich, frei wie der königliche Aar in seinem Wappen, sich auf diesen großen Augenblick rüsten durfte, wie es immer mochte oder wie die Zeit gebot, steht der Zollverein seitdem da als die

einzige starre und unbewegliche Masse inmitten der ungeheuren Bewegung dieser Zeit.

An diesem Fels mußten die redlichen Bestrebungen der Freihandelsvereine bald erlahmen. Sie suchten allerdings, so lange es noch früh genug war, in Verbindung zumal mit den landwirthschaftlichen Vereinen und einer vollkommen umgewandelten Zeitungspresse die preußische Regierung zu dem kühnen Griff einer Kündigung, die mit der Demüthigung des schutzzöllnerischen Südens endigen müßte, fortzureißen; allein Herr von Manteuffel war lange kein so eifriger Freihändler, wie Herr von der Heydt ein entschlossener Schutzzöllner war. Die Handelspolitik Preußens wurde genau auf den Ton seiner auswärtigen Politik abgestimmt. Dann strengte der Vorstand des Hamburger Vereins alle Nerven an, um Hannover zum Abfall vom Septembervertrage zu treiben. Aber wenn das hannoversche Ministerium für den Steuerverein das preußische Bündniß gegen seine heimischen widersetzlichen Ritterschaften einzuhandeln gedacht hatte, so war die Bevölkerung des Königreichs noch nicht hinlänglich von wirthschaftlicher Einsicht erfüllt, um sich diesem Verkauf seiner theuersten Interessen für eine elende Linsensuppe zu widersetzen. Die hannoverschen Kaufleute kamen allerdings mehrere Male in Uelzen zusammen, und erschöpften sich in Gründen gegen die Einigung; die Stände dagegen nahmen sie mit reichlicher Mehrheit an. Mecklenburg und die Hansestädte später zu bewahren, daß sie nicht gleichfalls dem Zollverein anheimfielen, hat es deshalb keiner namhaften freihändlerischen Anstrengungen bedurft, weil die Verführung nur von einigen mehr patriotischen als wirthschaftlich gebildeten Schriftstellern ausging, zur Abwehr aber die mächtigsten Interessen im Bunde mit überlegener Bildung bereit standen.

Seitdem betrachtet es der Hamburger Freihandelsverein als seine Aufgabe, wie er mehr oder weniger amtlich erklärt hat, die öffentliche Meinung im Vaterlande für die Schlachten von 1860 und 1866 besser vorzubereiten als die Schlacht von 1854 sie gefunden hat. Man hätte daher erwarten sollen, daß seine publicistische Thätigkeit nun erst recht lebhaft und beharrlich geworden wäre. Statt dessen ist sie auf ein sehr geringes und häufig kaum noch sichtbares Stück zusammengeschrumpft. Während die übrigen Vereine gänzlich aufgehört haben zu arbeiten und also auch zu leben, schränkt der einzige noch lebendige Verein sein Gesichtsfeld oder mindestens seinen Arbeitsacker fast mit jedem Jahre weiter ein, so daß es ihm nachgrade genug zu sein scheint, wenn er heute durch einen Streich wider den Stader Zoll, morgen durch einen Schlag auf die Hamburger Thorabgabe aufmerksame Leser von Zeitungen daran erinnert, daß er noch unter den Lebenden wandle.

Von einem besonderen schriftstellerischen Verdienst sind die Jahresberichte des Hamburger Freihandelsvereins aus sehr erklärlichen persönlichen Ursachen allerdings nie gewesen; aber indem sie den Standpunkt eines wachsamen deutschen Freihandelsfreundes fest inne hielten, flößten sie ihren regelmäßigen Lesern doch immer erst Erwartung und sodann meistentheils Befriedigung mit ihrer grundsätzlichen Bestimmtheit und sachlichen Vollständigkeit ein. Die jüngsten Berichte verdienen so viel Lob nicht mehr. Die Uebersicht über den Fortschritt des Freihandels in aller Welt wird jetzt dadurch nahezu überflüssig gemacht, daß jede größere Zeitung mindestens ebenso viel von diesen Dingen liefert; und sie beschränkt sich außerdem sehr bequem auf die äußerlichen Gewinne oder Verluste der Sache in den bestehenden Gesetzgebungen der Staaten. Des geistigen Wachsthums der Lehre und ihrer zahlreichen Bundesgenossen in verwandten Volksbewegungen wird meistens mit keinem Wort gedacht. So haben die Jahresberichte dieses führenden und allein noch übrigen Vereins in der That allen höheren Werth verloren, außer etwa für die Geschichte der Hamburger Accise und des Stader Zolls.

Im Jahre 1850 erwarb sich der Hamburger Freihandelsverein auch dadurch ein dankbar zu schätzendes Verdienst um die schriftstellerische Fortpflanzung seines Glaubensbekenntnisses, daß er Preisfragen ausschrieb und die gekrönten Schriften sammt manchen andern von geprüfter Ueberzeugungskraft weithin durch den Druck verbreitete. Seitdem er aber auf dieses Mittel einer ausgedehnteren Wirksamkeit allein angewiesen ist, denkt er nicht mehr daran, Andere zum Schreiben und Druckenlassen zu ermuntern.

Genug: der Verein ist derselben Erschlaffung zur Beute geworden, die ihn erst zum Führer erhoben und dann allmälig völlig vereinsamt hat. Er hat aufgehört für das große Vaterland zu streiten. Er kämpft eben nur noch mit dem alten stolzen Wahlspruch für die Einzelinteressen seiner eigenen Mitglieder, der Großhändler der freien Stadt Hamburg, und irgend höhere Erwartungen für die Erneuerung des Freihandelsfeldzuges in ganz Deutschland auf ihn zu setzen, wäre ebenso unbillig als grundlos.

Sind aber die Führer vom Schauplatz abgetreten oder müde geworden, so hat sich das Heer dieser heilsamen Lehre hingegen überall in Deutschland um wahre Massen von Anhängern vermehrt. Vor fünfzehn Jahren war die einzige volkswirthschaftliche Zeitschrift von Einfluß in Deutschland List's streng schutzzöllnerisches Zollvereinsblatt, und soweit sonst deutsche Zeitungen schon von wirthschaftlichen Fragen Verständniß hatten, waren sie im besten Falle

dem Freihandel nicht völlig abgesagte Feinde. Heute gibt es weder eine volkswirthschaftliche Zeitschrift noch eine größere Zeitung in Deutschland mehr, die den Zollschutz predigen oder sich dem Freihandel widersetzen möchte. Aehnlich ist die Umstimmung in den zahlreichen deutschen Ständeversammlungen, wo die Bildung wirthschaftlicher Parteien an der Stelle der alten politischen Parteien kaum noch lange auf sich warten lassen kann. Auf den Zollvereinsconferenzen endlich wird jetzt umgekehrt als vor dem Jahre 1848 wohl bei jeder bestimmten Frage die Freihandelsansicht einer größeren oder geringeren Mehrheit sicher sein.

Benachbarte Vorgänge unterstützen diese Strömung der Meinungen auf das Mächtigste. Der ganze Welttheil, muß man sagen, befindet sich unterwegs auf dem Marsche vom schutzzöllnerischen nach dem freihändlerischen Heerlager. Grade in dem Jahre, mit welchem unser Vaterland sich von Neuem auf ein Dutzend Jahre in das Joch der alten Schutzzölle ergeben hatte, im August 1854 nahmen die französischen Freihändler in Paris ihre Arbeiten wieder auf. Leider meint man an diesen nur zu stark spüren zu können, daß Bastiat's eifrige Thatkraft und glänzende Beredtsamkeit nicht mehr mit ihnen beim Werke sind; denn der Verein hat kaum ein Lebenszeichen weiter von sich gegeben als seine erste Entstehung, und seit die Regierung vor dem geschlossenen Auftreten der Schutzzollpartei einen Schritt von ihren ohnehin schwachmüthigen Absichten auf Verkehrsbefreiung zurückgetreten ist, scheint ihren freihändlerischen Freunden sogar zu geistiger Agitation der Muth geschwunden. Weit schöner entwickelt sich die Bewegung in Belgien. Auch dort gab es vor der Erschütterung von 1848 einen nationalen Freihandelsverein, der an den starken Schutzmauern des Tarifs kräftig zu rütteln begann, bis die politischen Stürme ihn zersprengten. Auch dort wurde die Sache 1854 wie in Paris wieder aufgegriffen, aber ungleich ernster und wirksamer als von den Franzosen. Seit dem Anfang des vorigen Jahres reißt der Faden der aufeinanderfolgenden öffentlichen Sitzungen des Vereins für Zollreform, wie er jetzt genannt wird, nicht mehr ab, und bis in den Mittelpunkt des feindlichen Lagers, bis nach Gent tragen unerschrockene Freihändler ihre Predigt. Es ist eine Bewegung ganz wie in England: Gelehrte und Geschäftsleute geben einig Hand in Hand; und wäre das englische Beispiel nicht zufällig voraufgegangen, wäre der Sinn der großen Leserkreise nicht immer noch ziemlich stumpf für solche Begebenheiten, so würde die belgische Freihandelsbewegung seit der einleitenden Sitzung in Brüssel vom 20. Januar 1856 die Theilnahme der ganzen europäischen Menschheit hinter sich herziehen, wie der Blitz den Donner. Mitten in sie hinein fiel das Ereigniß des zweiten Weltcongresses für die Zollreform in Brüssel vom 21. bis zum 25. September 1856. Hatte sich sein Vorgänger in dem harmlosen Jahre 1847 noch mit einer principiellen Feststellung der Zeitforderungen begnügen mögen, so fiel ihm nun die praktische Initiative für ihre Durchsetzung zu. Er ernannte daher aus den Herren Cobden für England, Corr van der Maeren für Belgien, Mon für Spanien, R. D. Wichmann für Deutschland, Scialoja für Italien, und G. de Bruynkopf für Holland einen stehenden Ausschuß, dessen Aufgabe es sein sollte, die aufklärende Thätigkeit des Congresses unaufhörlich und mit allen erlaubten Mitteln der Agitation fortzusetzen.

Das ist also der Punkt, von welchem wie anderswo so auch in Deutschland die fernere Freihandelsbewegung jetzt ihren Auslauf nehmen muß. Zwar ist bis jetzt öffentlich nichts Entsprechendes geschehen, außer daß Herr Wichmann in seiner Vaterstadt Hamburg einen engeren Kreis zunächst zu befähigen gesucht hat, als Träger der immer mehr in's Fleisch strebenden Wirthschaftslehre aufzutreten. Das ist durch Vorträge des Herrn H. S. Hertz versucht worden, des Verfassers einer populären Volkswirthschaftslehre und mehrerer guter Flugschriften wirthschaftlichen Inhalts. Aber seit diesem Sommer sind größere Dinge im Stillen vorbereitet worden. Herr Hertz, der aus einem glücklichen Kaufmann ein gediegener Schriftsteller und Gelehrter geworden ist, hat Hannover, Bremen und einige andere Plätze Norddeutschlands besucht, um Männer anzuwerben, aus denen sich ein Freihandels-Ausschuß für das nördliche Deutschland bilden ließe. Sobald die Rüstungen völlig beendet sind, wird dieser Kern des künftigen Heeres an die Oeffentlichkeit hervortreten, und wird das neue Werbegeschäft beginnen. Vereine in den einzelnen größeren Städten sollen dann den großen Gedanken der Handelsfreiheit den örtlichen Bevölkerungen unvergeßlich einprägen und durch die Geister ihm auch die Stimmen gewinnen, deren Mehrheit zuletzt den entscheidenden Ausschlag geben wird.

Wie unberechenbar daneben die Freihandelsbewegung im engeren Sinne durch die ihr inzwischen zuvorgekommene Bewegung für Gewerbefreiheit unterstützt wird, erhellt aus der einfachen Betrachtung, daß der wahre Gehalt beider Strömungen das allgemeine Verlangen der Zeitgenossen nach freiem Gebrauch aller guten Kräfte und nach freiem Tausch aller Arbeitserzeugnisse ist.

Muß das Ziel der neuen Bewegung die Handelsfreiheit an und für sich sein, der vollkommene Freihandel, schon um die Massen sonst verschieden gestimmter und verschiedenen Zwecken nachjagender Menschen um ein einziges hohes

Banner zu sammeln; so scheint doch die schwerfällige Beschaffenheit des Zollkörpers zu erheischen, daß die Bewegung nur ein Stück nach dem andern mit sämmtlicher Kräfte Aufgebot zu erreichen trachte. Zunächst gilt es wohl dem Rübenzuckerschutz und dem Papierschutz möglichst viel abzugewinnen. Dann mag der Eisenschutz an die Reihe kommen. Theils die wechselnden Gestaltungen des Welthandels, theils die Entwickelung der öffentlichen Meinung muß weiter bestimmen, in welcher Folge der Zollverein durch die Anstrengungen der Tausende und Hunderttausende von seinen Fußschellen befreit werden soll. Daß er sie bald alle hergegeben und die Schutzzölle gegen Finanzzölle ausgetauscht haben wird, scheint bei dem geschwinden Verlauf aller heutigen Entwickelungen geringem Zweifel zu unterliegen. Die Drohungen, den Zollverein durch Kündigung oder Austritt zu sprengen, werden dabei von beiden Seiten noch einige Male als Kriegsgeschosse, ohne daß sich Jemand ihretwegen Sorge zu machen hätte, verwerthet werden. Die Binnenzölle ist unser Vaterland für ewig los, und nur verzweifelnde Schutzzöllner werden sie für den Fall ihrer weiteren Niederlage im Ernste wieder emporsteigen zu sehen wähnen. Die Freiheit hegt solche Furcht für ihre Eroberungen nicht. Daß ihr Reich im Verkehr der sichtbaren Güter sich immer weiter ausbreite, darüber sind ja wesentlich alle politischen und religiösen Parteien, Regierungen und Völker Deutschlands jetzt einverstanden; und mit getroster Hoffnung dürfen wir daher auf die Wiederkehr derjenigen stetigen Bemühungen blicken, die es auf sich nehmen, statt unser Aller die gemeinsame Sache der Befreiung wider entgegenstehende alte Thatsachen, neue Sophismen, und einzelne bereits halb entmuthigte Gegner zum Siege zu führen.

Briefe über Industrie.

Von G. Schirges.



III.

Zwischen der ersten Sichel und Mc' Cormick's Mähmaschine, dem ersten Dreschflegel und der Dampfdreschmaschine; zwischen dem ersten Spatenstich der Menschenhand und den ersten Versuchen mit dem canadischen Dampfpfluge — welch' eine Kluft! Zwischen dem ersten mit Buchstaben bemalten Palmblatt und dem bedruckten Papier ohne Ende, zwischen der ersten Metallnadel und der Singer'schen Nähmaschine, dem ersten Hammer und der Dampframme, der ersten Spindel und dem Selfactor, dem ersten Handweber und dem power loom — wie viel Jahrtausende! Zwischen dem ersten hohlen schwimmenden Baumstamm und der Dampffregatte, zwischen dem ersten Ziehbrunnen in der Lüneburger Haide und dem mechanischen Werftkrahn in den englischen Docks, zwischen dem ersten Feuersignal von Ufer zu Ufer und dem ersten Tau des unterseeischen Telegraphennetzes — welch' eine Verkettung von menschlichen Gedanken und Vorstellungen, welch' eine Reihe von wunderbaren

Begebenheiten und Wandlungen, wie viel Kämpfe, Siege und Niederlagen, wie viel Wahrheit und Dichtung, Schein und Sein! Dazwischen liegt mehr als der bloße Ausfluß unsrer niederen Vernunft; dazwischen liegt die göttliche Offenbarung: daß der Mensch die Sendung erhalten, an der Nachschöpfung der Erde Theil zu nehmen, die Spur der Erfüllung dieser Mission. Dazwischen steht die Menschheit still in ihrer Glorie wie in ihrer ganzen Hinfälligkeit, geht bald im Sturmschritt voran, bald zögernd rückwärts; dazwischen liegt die ganze unendliche Fülle von Freud und Seligkeit, von Kummer und Leid der Erde; dazwischen gähnt bedeutsam die Grabesstille ganzer Zeitalter, leuchtet auf und erlischt das Licht zahlloser edler Geschlechter; dazwischen liegt die Culturgeschichte der Menschen, die Weltgeschichte und das Weltgericht.

Keine Industrie verdient unsre Aufmerksamkeit und Theilnahme in einem höheren Grade als diejenige, welche der berühmte Minister Heinrich's IV. die beiden Brüste des Staats nannte: Ackerbau und Viehzucht, denen die Lösung der wichtigsten Frage aller Zeiten, der Fleisch- und Brotfrage, überwiesen ist; keine steht dem Menschen näher, keine ist so alt, keine beschäftigt so viel Hände. Die landwirthschaftliche Bevölkerung macht in Deutschland nahe an siebzig Procent der Gesammtbevölkerung aus. In Frankreich gehören vierundzwanzig Millionen Menschen von sechsunddreißig Millionen der Gesammtbevölkerung dem Ackerbau an. Die jährlichen Werthe, welche der Landbau schafft, belaufen sich auf Milliarden.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen der Landwirthschaft und den übrigen Industrien besteht in der Betriebsweise. Spinnerei und Weberei weichen in den verschiedenen Ländern wenig oder gar nicht von einander ab. Wolle und Baumwolle, Flachs und Seide werden in England, in Deutschland, in Frankreich, in der Schweiz mit denselben Maschinen versponnen, nach demselben Systeme verwebt, in derselben Weise gefärbt, bedruckt und appretirt. Die Behandlung der Ackerkrume, die Form des landwirthschaftlichen Geräths, die Gewinnungs- und Behandlungsart der Producte der Erde bieten dagegen die größte Mannigfaltigkeit dar, denn sie sind zum großen Theil durch Natur des Bodens, durch Klima und andere äußere Verhältnisse bedingt.

Dem Landmann wird es nicht so leicht, wie dem Fabrikanten, dem städtischen Gewerbtreibenden. Er hat es mit ganz anderen Verhältnissen zu thun als dieser; er ist weit mehr als der städtische Industrielle auf sich selber angewiesen, hängt viel mehr von Zufälligkeiten, von äußeren Einflüssen der großen Chemie und der großen Mechanik der Natur ab. Er kann keinen Gebrauch machen von stöchiometrischen und arithmetischen Formeln. Denn „der Kalendermacher macht den Kalender, aber unser Herr-Gott macht das Wetter."

Es ist erklärlich, daß die Fortschritte auf dem Gebiete der Landwirthschaft langsamer von statten gehen, als im Bereich aller andern Industriezweige. Und dennoch hat die Landwirthschaft seit einem halben Jahrhunderte nicht minder wichtige und großartige Fortschritte gemacht als die Industrie überhaupt. Sie hat zwar die Theuerung nicht verhindern können, aber sie läßt es nicht zur Hungersnoth kommen. Dank der Thätigkeit des Landmannes, ist der Ertrag des Bodens seit fünfzig Jahren durchschnittlich verdoppelt, sind die Nahrungsmittel vervielfältigt und verbessert, sind unfruchtbare Gegenden in blühende Felder umgewandelt, sind die Thierracen, sind Fleisch, Milch, Wolle veredelt, ist ein großer Theil saurer Arbeit von den Schultern des Menschen genommen und der Maschine übertragen.

Die landwirthschaftliche Statistik ist so mangelhaft, daß sich die Fortschritte der großen Nährindustrie noch weniger als die der andern Erwerbszweige in Zahlen speciell nachweisen lassen. Hie und da sind aber genaue Ermittelungen vorgenommen, welche unsre Bewunderung erregen und zu unsrer großen Beruhigung dienen können. Was die rationelle Bewirthschaftung des Bodens, die richtige Anwendung von Pflug und Egge, Walze, Drainage und Brache, was Mergeln, Gypsen und Düngen leisten könne, hat unter Andern Avril (Secretär der statistischen Commission des Departement de la Nièvre) in einem Bericht dargethan, aus welchem hervorgeht, daß die Erzeugung auf einer Domäne von hundert Hectaren, welche früher zwölf bis fünfzehn Hectoliter Getreide per Hectare lieferte, nach und nach auf fünfundzwanzig, dreißig, vierzig und selbst fünfundvierzig Hectoliter per Hectare gestiegen ist.

Wer Gelegenheit hat, den früheren Durchschnittsertrag ostpreußischer Ländereien mit ihrem heutigen Ertrage zu vergleichen, wird wissen, daß dort in Folge der großartigen Meliorationen, welche die preußische für die Entwickelung der Landwirthschaft und Industrie so besorgte Regierung eingeführt hat, in Folge der Vermehrung und Verbesserung der Landstraßen, der Viehracen, der Entsumpfungen, der Drainage &c. der Bodenertrag sich verdoppelt, verdreifacht, in einzelnen Fällen sogar vervierfacht hat.

Wenn man weiß, daß die Summe der Verbrechen mit dem Auf- und Abschlag der Getreidepreise in einem gewissen Verhältniß steht, daß anhaltend niedrige Weizenpreise die Zahl der Verbrechen vermindern, anhaltend hohe sie vermehren, wird man solche Fortschritte nicht mit besonderer Freude begrüßen?

Schon nach dem alten mosaischen Gesetz sollte

Niemand ackern zugleich mit einem Ochsen und Esel, wahrscheinlich aus alter Achtung vor dem Stier. Wenn in Deutschland noch im neunzehnten Jahrhunderte Weib und Kuh zusammen auf schlecht gedüngtem Acker vor dem Pfluge gesehen worden sind, so gehört ein solcher beschämender Fall glücklicher Weise zu den Seltenheiten und lehrt, daß dem Fortschritt der rationellen Landwirthschaft durch übertriebene Anwendung der Freiheit der Bodentheilung ein verderblicher Riegel vorgeschoben wird.

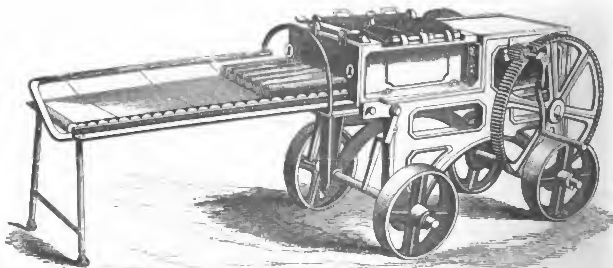
Im Jahre 1634 erließ das englische Parlament einen Act „gegen den Mißbrauch, die Ochsen mit dem Schwanze an die Pflugschaar zu spannen und den Schafen die Wolle auszureißen," statt sie zu scheeren. Dieser Mißbrauch ist so gründlich abgestellt, daß mancher arme Schelm Ursache zu haben glaubt, die zarte Behandlung, welche der Landlord dem Schöpsen und Ochsen seiner home-farm angedeihen läßt, seufzend zu beneiden.

In keinem Lande hat die Fabrication der landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen eine solche Ausdehnung und Höhe erreicht als in England. Sie concentrirt sich dort in einzelnen großen Anstalten, ihr kommt die Bildung, der Reichthum der großen englischen Grundbesitzer, der billige Preis des Eisens und der Grundsatz der Engländer, den Preis der Waare für Nebensachen, die Brauchbarkeit und Güte derselben für das Wichtigste zu halten, sehr zu statten. Die meisten englischen landwirthschaftlichen Maschinen sind auch für die Bearbeitung des Feldes auf dem europäischen Continent anwendbar, und viele derselben von dort aus in Deutschland und Frankreich eingebürgert, vor allem die Drainage.

Die Drainage, der wir in der heutigen Landwirthschaft eine so große Ausdehnung gegeben sehen, eine so wesentliche Verbesserung des Bodens verdanken, war schon den Römern bekannt. Von ihren unterirdischen Feldaquaducten sind hier und da in England und andern römischen Provinzen Reste aufgefunden worden. Erst im vorigen Jahrhundert lenkte sich die Aufmerksamkeit wieder auf dieses lang vergessene wichtige Be- und Entwässerungsverfahren hin. Von Schottland und England ging die neue Anregung zur allgemeineren Einführung der Drainage aus. Das englische Parlament bewilligte im Jahre 1846 ein Capital von drei Millionen Pfund Sterling zu Vorschüssen für die Drainirung der Ländereien. Die continentale Landwirthschaft wurde von Seiten mehrerer Regierungen in ähnlicher Weise durch freigestellte unentgeldliche Benutzung von Drainröhrenmaschinen und andere Hülfen unterstützt.

Durch Benutzung dieser verschiedenartig horizontal oder vertical construirten Maschine stellen sich die Kosten der Röhren außerordentlich niedrig. Man hat Drainröhrenpressen im Preise von 300 Gulden bis 1000 Gulden und darüber, mit denen täglich vier- bis fünfhundert zwei Fuß lange Röhren und außerdem auch Hohlziegel der verschiedensten Art angefertigt werden können. Die renommirtesten dieser Pressen sind die aus der Clayton'schen Fabrik, doch liefert gegenwärtig auch jede größere deutsche Maschinenfabrik solche nach bester Construction.

Die Drainröhrenpressen bestehen aus einem eisernen, mit einem festschließenden starken Deckel versehenen Kasten zur Aufnahme des vorher gereinigten feuchten Thons. Hinter diesem Kasten liegt ein dicht anschließender verdeckter Kolben, der durch eine Kurbel und durch zwei Zahnräder in Bewegung gesetzt wird und die weiche Thonmasse durch die Formplatte am anderen Theile des eisernen Kastens heraustreibt. Die so gepreßten Röhren lagern sich auf eine Reihe beweglicher Walzen (Tisch), über welche sie leicht hingleiten. Mittels eiserner, auf einem Riegel aufgespannter Drähte, werden die Röhren in Stücke von zwei bis drei Fuß Länge geschnitten und, nachdem



Die Drainröhrenpresse.

sie getrocknet, gebrannt. Die ganze Vorrichtung ruht auf vier Rädern und der Tisch auf einer einfachen Stütze. Zur Anfertigung der Drainröhren von großem Durchmesser bedient man sich einer ähnlichen, aber senkrecht wirkenden Maschine.

Die Drainage ist die mittels unglasurter gebrannter Thonröhren erzielte künstliche Ab- und Zulenkung der aus dem Boden aufsteigenden Quellwasser und der von oben den Erdboden durchdringenden Schnee- und Regenwasser. Indem die Feuchtigkeit in diese porösen Röhren hinein oder heraus sickert, wird sie von Stellen, an denen sie im Uebermaß vorhanden, weggeführt und nach solchen Orten, die an Wasser Mangel haben, hingeleitet. Wellenförmige Landstriche eignen sich am besten zum Drainiren, weil sie das zur Fortschaffung des Wassers nöthige Gefälle darbieten. Auf wagerechtem Boden erschwert der Mangel an Gefäll ihre Anwendung. Die gewöhnlichen Drainröhren sind ein bis zwei Fuß lang und haben einen Durchmesser von ein bis fünfzehn Zoll. Sie werden, je nach der Oertlichkeit, ein bis vier Fuß tief eingelegt. An ihren Fugen oder Enden sind sie durch thönerne Hülsen oder Ringe verbunden, die ohne weitere Anwendung von Speise über die Fugen geschoben werden und gegen das Eindringen von Sand und Erde hinreichend schützen. Die ganze Arbeit erfordert einige Sachkenntnisse und verschiedene einfache Geräthschaften. Die Engländer haben auch für die Legung der Drainröhren eine Maschine erfunden, eine Art von Unterpflug, der die Röhren unter die Erde bringt. In Deutschland wird es wohl immer vortheilhafter sein, der Handarbeit diese Sorge zu überlassen. Die Gesammtkosten der Drainage belaufen sich für den preußischen Morgen auf ungefähr zwanzig Thaler.

Die Drainirung des Bodens ist für diejenigen Länder, in denen sie zur ausgedehnten Anwendung gelangt, von unberechenbarem Nutzen. Indem sie dem stagnirenden Wasser, das in feuchten Landstrichen den unglücklichen Bewohner zum Müßiggang oder zur Auswanderung verdammt, den heilsamen Abzug bahnt; indem sie dürren, wasserarmen Gegenden das zum Gedeihen der Pflanzenwelt nothwendige Lösungsmittel der Bodensalze zuführt, verwandelt sie die düstere Physiognomie des Landes zu einem heiteren Bilde und trägt dazu bei, den Wohlstand und das Glück der ländlichen Bevölkerung zu heben.

Was die Drainage unter dem Feldboden für die Mobilisirung des Wassers, das sind unsre heutigen Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande für den mobilisirten freien Menschen. Strikes und Auswanderung bilden ihr sociales Seitenstück zu analogen Erscheinungen des Bodens. Mißernte und Arbeitermangel, Silos und Arbeiterwohnungen — ist nicht zwischen solchen und ähnlichen Erscheinungen ein gewisser volkswirthschaftlicher Isomorphismus? Die sociale Ackerkrume verlangt ihre rationelle Bewirthschaftung in noch viel höherem Grade als das Landgut. Hier sind die Schwierigkeiten noch viel größer als dort. Wir können von der Landwirthschaft gar Vieles lernen, sie gibt uns in gemeinen Dingen den Schlüssel zu viel höheren. Die socialen Unvollkommenheiten sollen uns nicht ungerecht machen; aber weil wir sie einsehn, sollen wir nach ihrer Beseitigung streben, die Mittel wollen und anwenden, welche uns vollkommneren Zuständen näher führen. Was wird die bürgerliche Gesellschaft sein, wenn sie sich erst in sittlicher wie volkswirthschaftlicher Beziehung einer Organisation erfreut, wie die eines gut drainirten und gut bewirthschafteten Bodens!

Allgemeiner Rückblick
auf die letztverflossenen Wochen.

Wie Großes auch das Zusammenwirken der beiden Hauptfactoren alles wirthschaftlichen Lebens, des Kapitals und der Arbeitskraft, hervorbringen mag, — ohne Mitwirkung des dritten Factors, der Natur, vermögen sie kaum Etwas auszurichten. Zwar haben Erfahrung und Wissenschaft gar viele Wege und Mittel aufgefunden, um der Natur, auch wo sie karg und stiefmütterlich ihre Gaben vertheilt, ihre verborgenen Schätze und Kräfte zu entlocken und dieselben dem Willen des Menschen dienstbar zu machen. Aber nicht überall, nicht in allen Verhältnissen ist dies gelungen. Während wir, an der Hand der Wissenschaft, erschöpften oder selbst sterilen Boden durch langjährige unverdrossene Arbeit in ergiebiges Ackerland umwandeln und kühn auf mühsam gezogenen Pfaden in das Innere der Erdrinde eindringen, um ihr unsern Bedarf an Brennstoffen und Metallen abzugewinnen, während wir Wind und Wasser in Bande schlagen zum Dienst unsrer Mühlen und unsrer Schiffe, die Riesenkraft des Dampfes vor das Triebrad unsrer Fabriken, in das Joch unsrer Eisenbahnzüge spannen und den elektrischen Strom, die ehemals unnahbar gewaltige Waffe der Götter, zwingen, unsers Wortes geflügelter Bote zu sein: — während wir in freudigem Stolz die Zügel all dieser Kräfte in unsrer schwachen Hand wiegen, verschüttet ein Erdstoß unsre Schachte und Stollen, verwüstet ein Hagelschauer unsre Gärten und Felder und macht ein plötzlicher Witterungswechsel unsre sinnreichen Combinationen und hochfliegenden Plane zu Schanden!

So viele und so mächtige Naturkräfte haben wir durch lang fortgesetzte Beobachtung ergründen und bezwingen gelernt und die Witterung — seit Jahrtausenden mehr als irgend eine andere Seite der Natur beobachtet — ist noch immer ein Gebiet willkürlicher Hypothesen, ein Agens, nach dessen Zügel der Mensch stets vergebens seine Hand ausstrecken, dem gegenüber ihm auf seiner stolzen Siegeslaufbahn immer noch Etwas zu fürchten, zu hoffen und zu sorgen übrig bleiben wird.

Wie überwiegend aber der Einfluß der Witterung auf alle volkswirthschaftlichen Verhältnisse ist, das haben wir in der jüngsten Zeit zu erkennen Gelegenheit gehabt. Nach einer langen Reihe unfruchtbarer Jahre, die eine immer beängstigendere Theuerung der ersten Lebensbedürfnisse hervorgerufen, hat die in ganz ungewöhnlichem Grade vorherrschende intensive Hitze dieses Sommers eine Ernte erzeugt, wie dieselbe seit einem Menschenalter uns nicht mehr zu Theil geworden. Aus allen Zonen unsrer Hemisphäre lauten die Nachrichten überaus günstig. Nicht nur von den verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes, von England, Frankreich, Spanien, Italien und Griechenland, auch aus Asien, Egypten und Algerien liegen uns Berichte vor, welche übereinstimmend den Segen der Ernte, namentlich den Körnerreichthum des Getreides als ganz ungewöhnlich schildern. Vereinzelte Klagen aus Rußland sind vielleicht nur Unkenrufe der dort mehr als irgendwo sonst verbreiteten Getreidespeculation, bedürfen also noch sehr der Bestätigung; Ungarn und die Donauländer, diese großen Kornkammern Europas, klagen nur über Mangel an genügenden Transportmitteln und Verkehrswegen, um sich des eigenen Ueberflusses bald genug erwehren zu können, und manche unsrer Bauern klagen ebenfalls — über die sinkenden Preise! — Da auch die Kartoffeln in den meisten Gegenden gesund blieben, das Obst sehr reichlich ausgefallen ist und der Wein mehr verspricht als das Jahr 1811, vielgerühmten Andenkens, gehalten hat, so ist für die Ernährung der Menschen vorerst hinreichend gesorgt und das Leben beginnt — wenn auch vielleicht nicht für lange Dauer — sich wieder freundlicher und friedlicher zu gestalten.

Minder erfreulich sieht es dagegen in einem anderen Zweige der Landwirthschaft, in der Viehzucht, aus. Hat der Viehstand schon im Frühjahr durch die im Norden und Osten Europas ungemein verheerend aufgetretenen Seuchen stark gelitten, so wird derselbe jetzt durch das Mißrathen der zweiten Heuernte und des Hafers fast in noch größerem Maße beeinträchtigt.

Es ist möglich, daß die sinkenden Lebensmittelpreise den Strom der Auswanderung im nächsten Jahre wieder mäßigen werden: bis jetzt scheint die Zahl der Europamüden, welche gegenwärtig den heimathlichen Boden verlassen, die früherer Jahre übertreffen zu wollen. In den ersten sechs Monaten dieses Jahres haben sich in Hamburg 17,542 Auswanderer eingeschifft, 5092 Personen mehr als in demselben Zeitraum des vorigen Jahres. Durch Köln zogen ein Drittheil mehr als in 1856. Bremen wies schon Ende April, also binnen vier Monaten, ein Mehr von 4230 expedirten Auswanderern gegen das Vorjahr auf. Auch aus Schweden und Norwegen ziehen zahlreichere Schaaren als sonst in die neue Welt, hauptsächlich nach Canada, wo sie ein ihrer alten Heimath analoges Klima finden. Was bisher noch immer vergebens von Deutschen angestrebt wurde, eine rein deutsche Colonie zu gründen, ist jetzt durch England in's Werk gesetzt worden und wenn auch freilich diese Colonie — wir meinen die der deutschen Legion am Cap — durchaus nicht in politischem oder auch nur commerziellem Verbande mit Deutschland steht, so ist doch durch das rein deutsche Element mindestens ein geistiger Zusammenhang mit dem Mutterlande angebahnt worden, der bei dem raschen Aufblühen der Colonie, von der schon die erfreulichsten Nachrichten einliefen, für eine nicht zu ferne Zukunft nach beiden Seiten hin Erspriesliches hoffen läßt. Man schelte nicht den deutschen Menschen, wenn er vereinzelt in der Fremde unter Fremden sich den Sitten und Gebräuchen seiner Umgebung allzuleicht anbequemt. Das hängt ebensowohl mit Vorzügen wie mit Fehlern seines Nationalcharakters zusammen. Um so kräftiger werden wir aber auch da, wo in naturgemäßeren, frischeren und freieren Verhältnissen Deutsche zu ihren Landsleuten sich schaaren, die ganze Eigenthümlichkeit echt deutschen Geistes und deutscher Sitte sich entwickeln sehen. — Ein abenteuerlicher Plan zur Colonisation des jüngst von Rußland erworbenen Amur-Gebiets an der Nordgrenze China's vermittelst Deutscher, die man von Californien aus hinüberführen will, in einem deutschen Kopfe entsprungen, soll, was durchaus nicht unwahrscheinlich, von der russischen Regierung adoptirt worden sein. — Der stärkste Zug der Auswanderung geht jetzt nach Oceanien, wohin immer günstigere Berichte sowohl Europa- wie Amerikamüde einladen.

Die vermehrte Auswanderung trägt nicht wenig dazu bei, den Mangel an Arbeitern in diesem Jahre so überaus fühlbar zu machen, obwohl derselbe zunächst nicht durch jene, sondern durch die seit dem Pariser Frieden ungemein gesteigerte Gewerbthätigkeit hervorgerufen wurde. In allen Gewerben fehlt es an Händen, besonders an geübten Händen. Deshalb auch das erleichterte Uebergehen der Handarbeiter von einem Gewerbe zum andern und in Folge

dessen die erhöhten Lohnansprüche und die Arbeitseinstellungen. Indeß muß anerkannt werden, und dies kann nicht oft und nicht ernst genug geschehen, daß der Lohn in gar vielen Fällen nach durchaus verkehrtem Maßstabe bemessen wird. Während z. B. bei den Leitern einer gewerblichen Unternehmung mit Recht ihre Leistungsfähigkeit (oft auch lediglich der Klang ihres Namens) in Betracht gezogen wird, berechnet man den Lohn der Arbeiter nach dem niedrigen Preise der Waare, den man auf dem Markt einzuhalten wünscht, oder nach willkürlich aus irgend einem andern Dienstverhältniß herübergenommenen Voraussetzungen, oder auch nach dem Minimum, von dem eine menschliche (?) Existenz gefristet werden kann. Abgesehen von der Ungerechtigkeit gegen die ungeheure Zahl der unter dem Druck dieses Mißverhältnisses Leidenden, ist auch dem Geschäft nur übel damit gedient. Wie will man von einem Menschen, der trotz allen Fleißes niemals zu einer sorgenfreien Existenz gelangen, ja niemals auch nur frei aufathmen und sich des Lebens freuen kann, wie will man von ihm Eifer und aufrichtiges Interesse für die Arbeit erwarten! Leider trifft, wie es scheint, keine Rede auf taubere Ohren und kältere Herzen als diese. Um so lauter wollen wir es lobend verkünden, daß dennoch auch in dieser Hinsicht schon einzelne Schritte zum Bessern gethan worden sind. Dahin rechnen wir die von der vor einigen Monaten errichteten „mechanischen Hanfspinnerei zu Emmendingen (bad. Oberland)" statutarisch aufgestellte Bestimmung, 5 % vom Reingewinn zur Dotirung eines Unterstützungsfonds für Angestellte und Arbeiter des Etablissements in Abzug zu bringen. Ehrend erkennen wir einen solchen hochherzigen Entschluß an und sprechen die Hoffnung aus, daß derselbe zahlreiche Nachahmer finden möge. Es ist uns nicht unbekannt, daß auch schon einzelne Fabrikbesitzer ähnliche Einrichtungen getroffen haben; von viel größerer Bedeutung aber ist die Adoption solcher Grundsätze von Seiten der Actiengesellschaften, insbesondere wegen der Oeffentlichkeit, welche ihrer Geschäftsführung gegeben wird, die also auch die nothwendig günstigen Resultate eines so liberalen Verfahrens zu Jedermanns Kenntniß bringt.

Die **Wohnungsfrage** drängt sich, auch in den Kreisen des Mittelstandes, immer unabweisbarer und immer drückender auf, besonders in größeren Städten. Regierungen und Private beginnen ernstlich auf Mittel zur Abhülfe zu denken. Am geeignetsten und bis jetzt noch am wirksamsten haben Vereine von Bürgern sich an diese Aufgabe gemacht, so namentlich in Berlin, wo der „gemeinnützige Bauverein" schon die erfreulichsten Resultate erzielt hat. In Köln und Königsberg sind solche Vereine gegenwärtig in der Bildung begriffen. In St. Petersburg hat sich Ende Juli unter der Protection des Herzogs Georg von Mecklenburg eine Gesellschaft zu gleichem Zwecke nach Muster der Berliner gebildet; in Stuttgart ist man damit beschäftigt, vorerst für die niederen Postbedienten eine gemeinschaftliche Wohnung einzurichten, in Wiesbaden hat die Regierung eine neue Baulinie für kleinere zweistöckige Häuser angewiesen. Mehrere unsrer größeren deutschen Städte fühlen sich in ihrer bisherigen Umgürtung zu beengt und berathen eine **Erweiterung** ihrer Grenzen. Dahin gehören Wien, dessen Erweiterungsplan bereits die kaiserliche Genehmigung erhalten hat, Magdeburg und Stettin, wo eben jetzt Commissionen mit der Berathung der gleichen Frage beschäftigt sind und Frankfurt a. M., wo in diesen Wochen eine Versammlung angesehener Bürger beschlossen hat, für eine neue Erweiterung der Stadt, die vierte seit Gründung derselben, ohne Verzug die erforderlichen Einleitungen zu treffen.

Mit großem Eifer wird in letztgenannter Stadt auch an der **Verbindungsbahn** gearbeitet, welche die Bahnhöfe am West-Ende mit dem am entgegengesetzten Ende befindlichen bisher gänzlich isolirten Bahnhof der Frankfurt-Hanauer Eisenbahn in unmittelbare Verbindung bringen soll. Aehnliche Bauten sind für Wien und Hamburg (-Altona) projectirt. In Köln wurde am 3. August der erste Spatenstich gethan, für die durch den Brückenbau nunmehr ermöglichte Vereinigung sämmtlicher dort mündenden Eisenbahnen in einen Centralbahnhof. Außer der eben genannten **Rheinbrücke**, deren Bau lebhaft gefördert wird, und der für Mainz projectirten, ist plötzlich aus einem erst vor Kurzem als Gerücht aufgetauchten Project zu einer dritten Eisenbahnbrücke über den Rhein bei **Straßburg** Ernst geworden, indem am 24. Juli ein Vertrag zwischen Frankreich und Baden zu diesem Zwecke abgeschlossen wurde. Vom 27. bis zum 29. Juli fand in München die alljährliche **Generalversammlung deutscher Eisenbahnverwaltungen** statt, bei welcher achtundfunfzig Verwaltungen vertreten waren. Die wichtigste Begebenheit auf diesem Gebiete aber ist die schon in unsrem letzten Berichte als bevorstehend erwähnte **Eröffnungsfeier der Laibach-Triester Eisenbahn**, welche in Gegenwart des Kaisers auf so festliche Weise begangen wurde, wie es die hohe Bedeutung des Ereignisses erheischte. Wenige Tage darauf, 5. August, eröffnete der **österreichische Lloyd** seine regelmäßige Dampfschifffahrt nach Barcelona.



Sechste Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Unternehmungen in Süd-Rußland. — Die Karawanenstraße aus Bornu nach Tripolis. — Colonisation von Algier. — Schiffbarmachung des Amazonenstroms. — Ausgrabung von Herodot's skythischen Königsgräbern.

Der lärmende Streit der Zeitungen, der sich den Regierungen bei jedem Schritt an die Fersen heftet, wird stiller und stiller, je weiter der Schauplatz der Handlung gegen Nordosten liegt. Die öffentliche Debatte achtet in den eisernen Thoren des Kaukasus ihre Grenze, und nicht einmal der Russenhaß späht jenseits nach Nahrung für sich. Der Geograph muß warten, bis es der russischen Regierung selbst gefällt, von den Dingen zu sprechen, die in den altturanischen Gemarkungen sich neu begeben haben, und Jahre können vergehen, ehe die schweigsamen Herren in Petersburg einmal die Sprechlust anwandelt. Eine dieser seltenen Perioden ist eingetreten. Als Neuestes aus dem Siebenstromlande wird die feierliche Eröffnung einer Bezirkskammer für die Kirgisen der großen Horde berichtet. Dieser Act ist jenseits des Balchasch vollzogen worden, in der Festung Kapal (im Kiepert'schen Atlas als Kopalsk eingetragen), die zu Ende 1856 schon eine Stadt mit 626 Häusern und 6387 Einwohnern war. Alle diese Menschen haben sich seit 1848 angesiedelt, denn erst in jenem Jahre ist die Unterwerfung der Kirgisen der großen Horde erfolgt. Der Gerichtsbarkeit der Bezirkskammer sind alle zwischen dem Balchasch und dem Ala Tau umherziehenden Kirgisen unterworfen, und 15,000 von ihnen mit zehn Sultanen und 300 Bey's hatten sich im Mai in Kopalsk eingefunden, um den Ukas vorlesen zu hören, der sie einer neuen Behörde und einem neuen Gesetz unterwirft. Die friedliche, von einem Festmahl, einem Wettrennen und einem Volksfest begleitete Ceremonie der Eröffnung des Gerichts ist eine Besitzergreifung alles Gebiets vom Balchasch bis zur Stadt Taschkent, einem Handelsemporium, auf das wir noch einmal zurückkommen werden.

Es bestätigt sich, daß vom Amur eine Eisenbahn erbaut werden soll, vorläufig von Tschita bis Irkutsk. Das erste sibirische Blatt, die erst bis zu wenigen Nummern gelangte Gouvernementszeitung von Irkutsk, erzählt, daß ein Amerikaner, Collins, zu diesem Zweck die Oertlichkeiten bereist habe. Die Lena wird noch in diesem Jahre das erste Dampfschiff erhalten, Krasnojarsk richtet seinen Ehrgeiz auf den ersten elektrischen Telegraphen Sibiriens. Was die „Times" von einem Telegraphen von Nikolajew bis zum kaspischen Meer, der vor funfzehn Monaten fertig sein werde, sagt, ist vielleicht voreilige Behauptung, doch stände eine solche Arbeit in genauester Verbindung mit den unablässigen Bemühungen, die Rußland seit dem orientalischen Kriege macht, seinen Einfluß und seine Grenzen in Asien zu erweitern.

In dieser Beziehung sind besonders zwei Projecte zu erwähnen, die im Grunde nur die beiden Unterabtheilungen eines und desselben Planes sind: die Vereinigung des Aralsees mit dem kaspischen Meere durch einen Canal und der Bau einer Eisenbahn vom kaspischen zum schwarzen Meer. Die erste Aufgabe beschäftigt seit längerer Zeit mehrere Gelehrte, denen in der neuesten Zeit der Moskauer Professor Swerzoff beigegeben worden ist. Hoffentlich werden die schwebenden Arbeiten den Streit entscheiden, ob der Aral und das kaspische

Meer einst verbunden gewesen sind. Man schließt dies aus Verschiedenem. Von den directen Zeugnissen der alten Griechen, daß Oxus und Jaxartes in den östlichen Theil des kaspischen Meers mündeten, nicht zu reden, gehören beide Binnenmeere zu der großen Einsenkung, deren Ausdehnung von dem Tafellande Aserbeidschans bis Orenburg unser Humboldt nachgewiesen hat. Engelhardt und Parrot, die 1811 im Auftrage der Petersburger Akademie reisten, ermittelten zuerst durch Nivellirung an 51 verschiedenen Punkten und durch Messungen mit dem Barometer, daß das kaspische Meer $54^1/_2$ Toisen oder $348,_{39}$ englische Fuß unter dem schwarzen Meer liege. Der Aralsee liegt höher als das kaspische Meer, nach den Angaben der französischen Marine-Officiere Duhamel und Anjou um 117 Fuß. Welche Hindernisse diese Niveauverschiedenheit einem Canal entgegensetzen würde, bleibe unerörtert. Das Haupthinderniß ist ein anderes — die fortdauernde Abnahme der Wassermenge im Aral. Seine ausgedehnten und seichten Gewässer verlieren durch Ausdünstung weit mehr, als sie von den beiden einzigen größeren Strömen, dem Syr Darja (Jaxartes) und dem Amu (Oxus) zugeführt erhalten. „Als ich meine Kirgisen," erzählt Baron Meyendorff, „auf Spuren von Wasser am Sari-Bulak aufmerksam machte, betheuerten sie mir, ihre Väter hätten das Wasser bis zu diesem Berge, der jetzt sechzig Werst vom Aral entfernt liegt, sich ausdehnen sehen. Ich hörte von so vielen Kirgisen dasselbe, daß ich die Thatsache als ausgemacht betrachte und in ihr einen Beweis sehe, wie bedeutend und wie schnell zugleich die Abnahme des Wassers im Aral erfolgt sein muß. Diese Abnahme dauert noch fort, und mein eigener Führer zeigte mir eine jetzt weit im Lande liegende Stelle, bis wohin das Wasser zu seiner Zeit noch gereicht hatte."

Vom kaspischen bis zum schwarzen Meere würde also eine Eisenbahn geführt werden. Wie wir hören, dachte man früher an einen Kanal, der den Manysch, einen Nebenfluß des Don, mit der Kuma verbände. Eine genaue Untersuchung des Bodens durch den Akademiker Baer hat von diesem Plane, der allerdings ausführbar, aber ungemein kostspielig sein würde, abgehen lassen und dem Kanal eine Eisenbahn substituirt.

Die bis jetzt erwähnten russischen Pläne haben gewissermaßen festen Boden unter den Füßen. Völlig in der Luft steht ein Project, dem der russische General Gerebzkow, ein Vetter des Fürsten Orlow, ein eigenes Buch: „Les trois questions du moment," gewidmet hat. Der General hat einen neuen Ueberlandweg nach Indien ausfindig gemacht. Wenn die russischen Eisenbahnen fertig sind, können die deutschen und französischen Waaren in kurzer Zeit nach Nischni-Nowgorod gelangen. Dort sind sie an der Wolga, werden nach Astrachan verschifft und haben dort zwei Wege offen, einen südlichen nach dem persischen Astrabad und einen östlichen auf der Eisenbahn vom kaspischen Meer zum Aral. Der erste Weg soll eine stark benutzte Straße ersetzen, welche donauabwärts in's schwarze Meer und nach Trapezunt führt und über Tabris nicht bloß Persien, sondern auch einen Theil des innern Asiens mit Waaren, die auf der Leipziger Messe gekauft worden sind, versorgt. Der zweite Weg ist die neue Weltstraße. Vom Aral aus soll nämlich eine Schleppdampfschifffahrt auf dem Syr Darja bis Taschkent organisirt werden, und Taschkent, „das Thor von Centralasien," wird alle Sendungen aufnehmen, „die nach Afghanistan, Bochara, Kaschmir und Tübet bestimmt sind." Wir erwähnen dieses lustigen Projects, weil es zeigt, welche Gedanken der Sipahi-Aufstand in Rußland hervorruft.

Müssen wir uns vor der Hand noch mit den alten Handelsstraßen begnügen, so haben wir zu beklagen, daß eine der ältesten augenblicklich verstopft worden ist. Es ist die Karawanenstraße, die aus Bornu nach Tripolis führt. Sklaven sind neben Elfenbein und Goldstaub der Stapelartikel dieser Straße. Die Sklaven sind heidnische Schwarze, welche von den Tuarik auf Razzias erbeutet werden, und selbst mohamedanische Neger nehmen an dieser Menschenjagd Theil, denn sie ist zugleich eine Glaubenspropaganda, da alle Sklaven zum Islam gezwungen werden. England hat in diesem Jahre in Tripolis die Aufhebung des Sklavenhandels durchgesetzt, und die Folge davon ist die gänzliche Stockung des Handels mit dem Sudan. Sie macht sich bis Timbuktu fühlbar, und diese abgeschlossenste aller Handelsstädte hat in ihrer Noth einen Gesandten abgehen lassen, der in Tripolis angekommen ist und nach London gehen wird. Es ist der Sohn des Scheiks el Bakay, der sich um Dr. Barth bei dessen Aufenthalt in Timbuktu so verdient gemacht hat.

In der Colonisation von Algier werden uns Fortschritte, oder vielmehr Regierungsmaßregeln versprochen. Nachdem die französische Herrschaft durch die Besiegung der letzten unabhängigen Kabylenstämme das ganze Gebiet der Colonie sich unterworfen hat, wäre es an der Zeit, daß der Pflug das Bajonnet ersetzte. Wir hegen bescheidene Zweifel an friedlichen Erfolgen, wenn wir auch keinen Augenblick leugnen wollen, daß die Franzosen in Afrika die glänzendste politische Rolle spielen. Sie haben Abdel Kader und alle seine Scherifs besiegt, und unter ihrem jetzigen Herrscher sind sie auf der einen Seite in das unwegsamste Gebirge, auf der andern Seite bis zu den äußersten der Wüstenposten (Laghouat, Tug-

gurt u. a. m.) vorgedrungen, in die der letzte Widerstand der arabischen Bevölkerung sich zurückgezogen hatte. Eine Besitzung im edleren und schöneren Sinne des Worts ist dieses eroberte Land nicht geworden. Neben mindestens $2^1/_2$ Millionen Araber und Kabylen wohnen nicht mehr als 160,000 Europäer, die fast alle Algier nur als eine Zwischenstation auf ihrem Wege zu Aemtern oder Reichthum betrachten. 40,000 wandern alljährlich ein, aber 35,000 davon sterben oder wandern wieder aus. Jetzt will man Arbeiter, am liebsten Deutsche, ins Land locken, indem man öffentliche Arbeiten in großem Maßstabe anordnet, „bei denen die neuen Ankömmlinge sich acclimatisiren, mit den algierischen Verhältnissen vertraut machen, etwas Geld ersparen und sich schließlich bleibend niederlassen." Wenn die französische Regierung der Colonie eine eigene und bürgerliche Verwaltung gäbe und dieser Verwaltung einschärfte, den Ansiedlern ihre Selbständigkeit zu lassen, so bedürfte man der kostspieligen Aufmunterung zur Einwanderung durch große öffentliche Arbeiten nicht.

Von dem wasserarmen Algier versetzen wir uns mit einem kühnen Sprunge zu dem wasserreichsten Strome der Welt. Der Amazonas (Maranon) entsendet die Gewässer, die er auf einem Laufe von tausend deutschen Meilen gesammelt hat, mit solcher Gewalt in's Meer, daß er achtzig Meilen von den Küsten entfernt noch ein Süßwasserstrom in salziger Fluth bleibt. Dem Welthandel ist dieser ungeheure Strom noch nicht eröffnet, und doch durchströmt er ein Gebiet, das, da es mittelst des Rio Negro und Cassiquiare mit dem Orinoko im Zusammenhange steht, das ausgedehnteste Binnenschiffahrts-System der Welt bildet und durch eine unbedeutende Arbeit — einen drei englische Meilen langen Kanal vom Guapore zum Aquapehi — mit dem Stromsystem des La Plata verbunden werden kann.

Unter den südamerikanischen Regierungen ist die Brasilische die einzige, welche für den Amazonas thätig ist, jedoch ohne Erfolg, denn die Schifffahrtsverträge, die sie abgeschlossen hat, sind in Folge der Indolenz der andern Staaten ein todter Buchstabe geblieben. Mit besserem Erfolge bemühen sich die Vereinigten Staaten um den Riesenstrom. Die Fahrt des Lieutenants Herndon, durch die der Beweis geführt worden ist, daß der Amazonas von seiner Mündung 550 deutsche Meilen stromaufwärts bis an das Herz von Peru schiffbar ist, hat die Errichtung einer Dampferlinie von Para bis zur peruanischen Grenze veranlaßt und die Ausfuhr von Kautschuk aus Para von 32,000 auf 1,500,000 Dollars Werth gesteigert. Eine zweite Untersuchung, durch den Lieutenant Gibbon ausgeführt, hat den Nebenflüssen des Maranon in Bolivia gegolten. Gibbon fuhr von Vinchuta auf dem Mamore (Chapare) in den Madeira, einen der größern Zuflüsse des Amazonas und fand überall mit Ausnahme der Stromschnellen oberhalb der Einmündung des San Antonio in den Madeira schiffbares Wasser. Er berechnet, daß eine Ladung aus Baltimore in dreißig Tagen die Stromschnellen erreichen könnte, von wo sie sich auf einer gewöhnlichen Maulthierstraße in sieben Tagen zum Mamore und auf diesem zu Schiff in vier Tagen nach Vinchuta schaffen ließe. Durch die Benutzung dieser Straße würde Bolivia eigentlich erst für den Handel erschlossen, denn sein in einer Wüste gelegener einziger Hafen Cobya wird so gut wie nicht benutzt, und in dem peruanischen Arica, auf das der Bolivische Handel angewiesen ist, wird die Einfuhr durch beträchtliche Zölle erschwert.

Lieutenant Gibbon bezweifelt, daß Bolivia durch Zuflüsse des La Plata mit dem atlantischen Ocean verkehren könne. Von den beiden einzigen Strömen, die in Frage kommen, ist der eine, der Pilcomayo, ganz bestimmt nicht brauchbar. Eine Expedition der Bolivischen Regierung vom Jahre 1844 hat darüber keinen Zweifel gelassen. Der Pilcomayo ist zu seicht und hat eine zu starke Strömung, die sich an verschiedenen Punkten zu Stromschnellen gestaltet. Nicht bewiesen ist die Unbrauchbarkeit des zweiten Flusses, des Vermejo. Ein amerikanisches Dampfboot, das 1854 funfzig deutsche Meilen aufwärts fuhr, hat allerdings umkehren müssen, aber nur, weil seine Maschine zu schwach war. Mehrere Thalfahrten, die im folgenden Jahre von Oran ($22^3/_4$ Grad südl. Breite) unternommen wurden, gelangen.

In Südrußland, 80 Werste westlich von Jekaterinoslaff will man Herodot's skythische Königsgräber gefunden haben. Als man einen Tumulus öffnete, fand man einen engen Gang, der zu einer großen viereckigen Todtenkammer und einem daran stoßenden Gewölbe führte. In dem letzteren stand noch der Königswagen, aber so verwittert, daß nicht ein Rad vollständig zu Tage gefördert werden konnte. Bloß die goldenen Nägel und deren Knöpfe von geschliffenen Turkisen hatten sich erhalten. In dem Gange lagen Pferdegerippe und in allen drei Abtheilungen Schädel und Gebeine von Menschen. Der Eingang war früher entdeckt und das Grab beraubt worden, wie man an deutlichen Spuren der Wiederverschüttung sah. Goldenes Geräth hat sich daher wenig gefunden.

Skizzen aus New York.

Der vierte Juli! — Aus diesen drei kleinen Worten steigt mehr Pulverdampf empor und knattert ein heftigeres Pistolen- und Gewehrfeuer, als aus einem napoleonischen Bülletin von Austerlitz

oder Leipzig. In der ganzen Union bleibt an diesem Tage keine Schießwaffe stumm, so alt, so verrostet sie auch sein mag. Knaben, Männer, Greise, ja Mädchen und Frauen feuern von früh Morgens bis spät in die Nacht. Wer nicht schießt, wirft handvollweise Knallerbsen und „chinesische Kracher" auf die Straße; — aus den Thüren, aus den Fenstern, von Balkonen und Dächern werden diese Lärmpräparate geschleudert. Wo man geht und steht, überall kracht, knallt, prasselt und knattert es und dazwischen tönt der schrille Ruf: „Der vierte Juli!" Vom atlantischen bis zum stillen Ocean tobt der ungeheure Lärm. Der Fremde, der unbekannt mit der Volkssitte an diesem Tage landet, muß glauben, ein schrecklicher Kampf wüthe auf dem Gebiete der Republik; — doch ist es nur die Feier des Jahrestages der Unabhängigkeitserklärung. Der „glorreiche vierte Juli" macht mehr Kriegslärm, als der ganze Befreiungskampf es that.

New York natürlich zeichnet sich aus; es ist an diesem Tage ein wahres Panoämonium der patriotischen Begeisterung. Wie sich die höheren Classen der Bevölkerung von dem politischen Leben zurückziehen, so halten sie sich auch fern von der Feier des wichtigsten Ereignisses der Republik. Vor dem 4. Juli flüchten sie sich auf das Land oder schließen sich in ihren Häusern ein. Die Volksmassen sind im ausschließlichen Besitz der Metropolis und füllen dieselbe mit dem sinnlosesten Lärm; vollständig wird dieses tolle Treiben durch die Theilnahme zerlumpter Negerjungen, welche wetteifernd mit ihren weißen Brüdern den Freiheits- und Unabhängigkeitsjubel, nicht ohne Gefahr, den Vorübergehenden entgegenknallen. Das Ganze ist eine Nationalsaturnalie, kein Nationalfest.

Das officielle Programm der Feierlichkeit bleibt stets dasselbe: Vorlesung der Unabhängigkeitserklärung, Parade der Milizen und Umzug der verschiedenen Gesellschaften und Logen des Morgens; dürftige Feuerwerke auf verschiedenen Plätzen der Stadt des Abends. Doch strömt die schaulustige, leicht befriedigte Menge jedes Jahr mit derselben aufgeregten Neugierde herbei. Der 4. Juli bleibt ihr stets neu. Für den Fremden hat er für Einmal das Interesse einer colossalen Eigenthümlichkeit. Bei der Parade der Milizen entrollt sich vor ihm die bunteste Musterkarte längst vergessener oder nie dagewesener Uniformen. — Eigenthümlich nimmt sich das Corps der Veteranen von 1812 aus. In bürgerlicher Kleidung, kriegerisch ausgestattet mit dem Reste einer alten Uniform, — sei es ein formloser Militärhut oder eine entfärbte Epaulette, — humpeln, vergebens den Schritt suchend, die alten Krieger einher. Einen Säbel trägt der Eine, einen Degen der Andre; zitternd stützen Viele sich auf ihre Stöcke und Mancher schultert den friedlichen Regenschirm. Vor ihnen her fuhr diesmal ein Wagen mit der Inschrift: „Ein Veteran von 1776, hundert und zwei Jahre alt, begleitet von den Veteranen von 1812." Für diesen Triumphator über die Zeit war der 4. Juli mit seinem Lärm gewiß ein harter Feldzug. —

Dieses Mal nahm der glorreiche 4. Juli ein anderes, ein widerwärtiges Ende. Die Anarchie, unter der wir hier seit Monaten leben, wollte auch ihr Fest haben. Dem Spiel mit den Feuerwaffen folgte der traurige Ernst derselben. Mit Blut ist dieser Jahrestag der amerikanischen Unabhängigkeit in die Annalen von New York eingeschrieben. Eine Liste von Todten und Verwundeten ist dem gewöhnlichen Festberichte angehängt. Die Verachtung des Gesetzes, welche Fernando Wood, der Mayor von New York, seit Monaten durch Wort und That lehrte; die Leidenschaften, welche der politische Kampf entzündete; das Beispiel des blutigen Zusammentreffens der zwei Polizeimannschaften haben ihre Wirkung gehabt bis hinunter in die letzten Tiefen der Gesellschaft. Der mörderische Kampf zwischen zwei Fractionen des Newtythums, der den Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung befleckte, kam nicht unerwartet, ja es wird behauptet, und nicht ohne Grund, daß Parteiumtriebe ihn anfachten oder doch wenigstens nährten.

Der Streit des Mayor, als Chef der bisherigen Polizeibehörde, gegen die von der republikanischen Gesetzgebung neu errichtete, war vor den Gerichten gegen ihn entschieden, er wurde jetzt auf den Straßen fortgesetzt. Außer Dienst gesetzte Polizeidiener sollen Aufhetzer und Theilnehmer bei diesem schmachvollen Ereignisse gewesen sein, um ihrem demokratischen Hasse gegen die republikanische Polizei Befriedigung zu geben. Ja mehr noch: man klagt gewisse Führer der demokratischen Partei an, durch solche Auftritte die noch unvollständig organisirte neue Polizei als unfähig der öffentlichen Verachtung preisgeben zu wollen. Das brutale Handgemenge des Gesindels erhält also eine politische Färbung.

Der Streit des Clubs der „Dead Rabbits" mit den „Bowery Boys"*) war auch kein gewöhnliches Straßengefecht zwischen einer kleinen Anzahl von Gesindel. Es war ein wirklicher Kampf zwischen Massen, und Frauen und Kinder betheiligten sich daran. Aus den Fenstern und von den Dächern herab schleuderten diese Steine auf die Gegner, während die Männer sich nicht mit dieser Angriffswaffe begnügten. Revolver und Flinten thaten auch ihr Werk, sogar eine Barrikade wurde errichtet. Der schmachvolle Kampf dauerte mehrere Stunden, denn die Polizei war zu schwach, um die Wuth von Tausenden zu bändigen. Sie versuchte es durch Bitten und machte sich zu Parlamentären zwischen den beiden edlen Parteien. Miliz war aufgeboten und zum Handeln bereit; sie erhielt aber keinen Befehl. Mit Recht ist man hier zögernd in der Anwendung der Waffengewalt, aber zu gewissenhaft war man diesmal. Der Kampf erneuerte sich daher am andern Tage, und Raubanfälle auf die vorüberfahrenden Stadtbahnzüge gaben dem Ganzen einen noch schmachvolleren Charakter.

Das war der Schluß des „glorreichen 4. Juli" in der stolzen Metropolis der großen Republik! —

Man könnte erwarten, daß der bessere Theil der Bevölkerung mit Entrüstung über solche scheußliche Mordscenen hervorgetreten sei, um mit Hand anzulegen an der Rettung des Gemeindewesens, um die Gelegenheit zu benutzen, eine Partei zu bilden, welche dem politischen Intriguengetriebe fremd, das Wohl der Stadt allein beabsichte. Dem ist nicht so. Die höhern Classen der Bevölkerung haben förmlich mit dem Staat gebrochen; Abscheu vor dem rohen Treiben der Parteien und der egoistischste Indifferentismus haben sie zu vollständiger Unthätigkeit geführt. Man darf sagen, sie freuen sich über solche Thaten des Gesindels; sie wollen keine Besserung, sie wollen einen radiealen

*) Der Club „der todten Kaninchen" und „die Burschen der Bowery." Die erstern sind Irländer, die letztern Amerikaner.

Umsturz der gegenwärtigen Zustände. Die zügelloseste Ausschweifung, hoffen sie, werde dahinführen. „Wir brauchen einen Napoleon!" — so spricht man in diesen Kreisen. Eine Dictatur kann allerdings das Resultat der hiesigen Verhältnisse — nicht beschränkt durch New York — sein, sie wird aber nicht im Sinne und nach den Wünschen der amerikanischen Aristokratie erstehen. Sie ist keine Partei, sondern nur eine Classe, sie ist ohnmächtig, ohne Halt in der Nation, und ihr gegenüber steht die ungeheuere Mehrheit, die unter wechselnder Benennung, wie jetzt als Demokraten und Republikaner, sich in feindliche Parteien trennt, aber dabei die allgemeine Demokratie bleibt. Kommt es zu einer Dictatur, so wird dieselbe eine demokratische sein und wohl schwerlich die Zustände bessern.

Doch will ich mich nicht von dem Berichte über die hiesigen Ereignisse weg auf den Weg der allgemeinen Politik verirren. Allerdings kehre ich ungern zu dem ersteren zurück, da ich Vorfälle zu besprechen habe, die nicht erfreulicher Natur sind.

Zwischen einem Theile der deutschen Bevölkerung und der neuen Polizeimannschaft ist es ebenfalls zum Kampfe gekommen. Auch diesmal floß wieder Blut und ein Deutscher, Namens Müller, ist auf diesem traurigen Schlachtfelde gefallen. Sein Leichenzug, dem eine Fahne mit der Inschrift: „Ein Opfer der Metropolitenpolizei" vorangetragen wurde und der aus Tausenden seiner erbitterten Landsleute bestand, gab jedoch nicht, wie man befürchtet hatte, zu Scenen blutiger Rache Veranlassung. Handelte es sich bloß um einen zufälligen Streit zwischen der Polizei und einem Volkshaufen, so verdiente der Vorfall keiner Erwähnung. Das beklagenswerthe Ereigniß ist die Folge dauernder Zustände, deren Beleuchtung einige Worte verdient.

Mehr noch als die Irländer bilden in Folge der Sprachverschiedenheit und der nationalen Eigenthümlichkeiten die deutschen Einwanderer eine besondere, dem amerikanischen Leben fernstehende Classe. Der Amerikaner klagt über diese Absonderung und das nationale Fortbestehen der naturalisirten Deutschen; diese werfen ihnen vor, unterschätzt und ferngehalten zu werden. Beide haben Recht, über ein Verhältniß zu klagen, das störend für Alle und der öffentlichen Sache nachtheilig ist, das aber, als natürliche Folge der beiderseitigen Nationaleigenthümlichkeiten, durch Nichts geändert werden kann. Einzelne Individuen werden stets in fremdem Lande sich bald den Eingebornen assimiliren; wo aber Massen, und namentlich aus der arbeitenden Classe, sich zusammenfinden, da werden sie immer eine kleine Nation mitten in der großen des neuen Landes bilden; sie werden sich dieser mit zähem Festhalten an den heimathlichen Sitten und Ideen schroff gegenüberstellen und von ihr zurückgestoßen werden, selbst wenn dies nicht schon, wie in Amerika, der Stolz der Eingebornen thäte.

Die Einwanderer bleiben Deutsche trotz des erlangten Bürgerrechts und der Annahme mancher Eigenschaften des Yankeethums. Der Amerikaner schimpft sie Dutchmen und behandelt sie abgesehen von den Wahlschmeicheleien, als eine niedere Kaste. Ihre Kinder allerdings werden Amerikaner und zwar so sehr, daß man Manchen dieser exotischen Yankees mit verachtungsvollem Stolze sagen hört: „Ich bin kein Dutchman." So lebt die Masse der Deutschen vereint als Stamm und fast ganz in denselben Stadttheilen zusammengedrängt. Der mißliebige Contrast der neuen, äußern Sitten und Vorurtheile kräftigt und entwickelt noch die angeborne Gesinnung und Lebensweise, nur tritt an die Stelle der deutschen Gemüthlichkeit eine nicht vortheilhafte Nachahmung des Yankeethums. Von dem Arbeiter verlangt hier das Leben größere Anstrengung als in der Heimath, bietet ihm aber nicht entsprechenden Ersatz an Erholung und Vergnügen. Kein Wunder also, daß er sich mitten in der puritanisch geordneten Gesellschaft eine eigene Welt schafft. Der Sonntag war ihm von Kindheit an ein Tag des Vergnügens. Warum soll er es nicht hier sein, sagt er sich, in dem Lande der Freiheit? Das Temperenz- und Sonntagsgesetz ist daher für ihn der Ausdruck der verhaßtesten Tyrannen. Die republikanische Partei aber enthält die meisten Anhänger des ersteren und ist streng in der Anwendung des letztern, wird daher von der Mehrheit der Deutschen als der gefährlichste Feind ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten betrachtet. Dabei ist der größte Theil der Knowsthings, — der Gegner der Fremden, in die republikanische Partei übergegangen. Die deutschen Demokraten stehen derselben daher mit unversöhnlichem Hasse gegenüber.

Jetzt ist es dieser Partei gelungen, die Polizeiherrschaft des Mayor Wood zu stürzen. Dieser, offenbar um die Deutschen für seinen Ehrgeiz als Mittel bei den Wahlen zu besitzen, hatte seit längerer Zeit das Sonntagsgesetz in Vergessenheit kommen lassen. Nun tritt die neue Polizei, aus den Reihen der Republikaner gebildet, auf und befiehlt den Schluß der bisher so froh einladenden Wirthshäuser. — „Lagerbier, Gesang und Musik" — sind unter solchen Verhältnissen die Losungsworte eines nur zu leicht anzuregenden Kampfes geworden. Intriguen der gestürzten Polizeimacht und unbillig brutales Auftreten der neugebildeten brachten denselben zum Ausbruch. Ohne diese äußere Einwirkung würde die deutsche Bevölkerung, deren Sinn für Ruhe und gesetzliche Ordnung selbst die amerikanischen Gegner anerkennen müssen, diese beklagenswerthen Excesse nicht begangen haben. Der Geist der Anarchie, der Gewalt statt des Gesetzes, wird aber in Folge des Parteikampfes mit jedem Tage mächtiger und allgemeiner in der ganzen Union. New York, dieses wilde Lager politischer Parteien und fremder Nationalitäten, fällt stets mehr unter seine unbedingte Herrschaft. Die Versuche, andere Zustände herbeizuführen, werden noch lange an der Gleichgiltigkeit und dem fatalistischen Hinwarten der bessern Classen scheitern.

Diese unerfreuliche, aber nothwendige Skizze der hiesigen Zustände hat mir Raum und Lust zur Mittheilung angenehmerer Dinge geraubt. Meinen nächsten Skizzen wird hoffentlich ein freundlicheres Geschick Stoff geben.

Schluß des zweiten Bandes.

Redaction unter Verantwortlichkeit von George Westermann.

(Illustrationen aus dem xylographischen Atelier von Allgaier und Siegle in Stuttgart.)